Walter Benjamin
Gesammelte Schriften

IV · 1

Herausgegeben von
Tillman Rexroth

Suhrkamp

Die Editionsarbeiten wurden durch
die Stiftung Volkswagenwerk, die Fritz Thyssen Stiftung
und die Hamburger Stiftung zur Förderung
von Wissenschaft und Kultur ermöglicht.

Die vorliegende Ausgabe ist text- und seitenidentisch
mit Band IV der gebundenen Ausgabe
der *Gesammelten Schriften* Walter Benjamins.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Benjamin, Walter:
Gesammelte Schriften / Walter Benjamin.
Unter Mitw. von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem
hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. –
[Ausg. in Schriftenreihe »Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft«]. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp.
ISBN 3-518-09832-2
NE: Tiedemann, Rolf [Hrsg.]; Benjamin, Walter: [Sammlung]

[Ausg. in Schriftenreihe »Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft«]
4. [Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen] /
hrsg. von Tillman Rexroth.
1. – (1991)
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 934)
ISBN 3-518-28534-3
NE: Rexroth, Tillman [Hrsg.]; GT

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 934
Erste Auflage 1991

Druck: Wagner GmbH, Nördlingen
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 96 95 94 93 92 91

Inhaltsübersicht

VIERTER BAND. Erster Teil

VIERTER BAND. Zweiter Teil



Charles Baudelaire
Tableaux parisiens

Deutsche Übertragung mit einem Vorwort
über die Aufgabe des Übersetzers



Die Aufgabe des Übersetzers

Nirgends erweist sich einem Kunstwerk oder einer Kunstform gegenüber die Rücksicht auf den Aufnehmenden für deren Erkenntnis fruchtbar. Nicht genug, daß jede Beziehung auf ein bestimmtes Publikum oder dessen Repräsentanten vom Wege abführt, ist sogar der Begriff eines ›idealen‹ Aufnehmenden in allen kunsttheoretischen Erörterungen vom Übel, weil diese lediglich gehalten sind, Dasein und Wesen des Menschen überhaupt vorauszusetzen. So setzt auch die Kunst selbst dessen leibliches und geistiges Wesen voraus – seine Aufmerksamkeit aber in keinem ihrer Werke. Denn kein Gedicht gilt dem Leser, kein Bild dem Beschauer, keine Symphonie der Hörerschaft.

Gilt eine Übersetzung den Lesern, die das Original nicht verstehen? Das scheint hinreichend den Rangunterschied im Bereiche der Kunst zwischen beiden zu erklären. Überdies scheint es der einzig mögliche Grund, ›Dasselbe‹ wiederholt zu sagen. Was ›sagt‹ denn eine Dichtung? Was teilt sie mit? Sehr wenig dem, der sie versteht. Ihr Wesentliches ist nicht Mitteilung, nicht Aussage. Dennoch könnte diejenige Übersetzung, welche vermitteln will, nichts vermitteln als die Mitteilung – also Unwesentliches. Das ist denn auch ein Erkennungszeichen der schlechten Übersetzungen. Was aber außer der Mitteilung in einer Dichtung steht – und auch der schlechte Übersetzer gibt zu, daß es das Wesentliche ist – gilt es nicht allgemein als das Unfaßbare, Geheimnisvolle, ›Dichterische‹? Das der Übersetzer nur wiedergeben kann, indem er – auch dichtet? Daher rührt in der Tat ein zweites Merkmal der schlechten Übersetzung, welche man demnach als eine ungenaue Übermittlung eines unwesentlichen Inhalts definieren darf. Dabei bleibt es, solange die Übersetzung sich anheischig macht, dem Leser zu dienen. Wäre sie aber für den Leser bestimmt, so müßte es auch das Original sein. Besteht das Original nicht um dessentwillen, wie ließe sich dann die Übersetzung aus dieser Beziehung verstehen?

Übersetzung ist eine Form. Sie als solche zu erfassen, gilt es zurückzugehen auf das Original. Denn in ihm liegt deren Gesetz als in dessen Übersetzbarkeit beschlossen. Die Frage nach der Übersetzbarkeit eines Werkes ist doppelsinnig. Sie kann bedeuten: ob es unter der Gesamtheit seiner Leser je seinen zulänglichen

Übersetzer finden werde? oder, und eigentlicher: ob es seinem Wesen nach Übersetzung zulasse und demnach – der Bedeutung dieser Form gemäß – auch verlange. Grundsätzlich ist die erste Frage nur problematisch, die zweite apodiktisch zu entscheiden. Nur das oberflächliche Denken wird, indem es den selbständigen Sinn der letzten leugnet, beide für gleichbedeutend erklären. Ihm gegenüber ist darauf hinzuweisen, daß gewisse Relationsbegriffe ihren guten, ja vielleicht besten Sinn behalten, wenn sie nicht von vorne herein ausschließlich auf den Menschen bezogen werden. So dürfte von einem unvergeßlichen Leben oder Augenblick gesprochen werden, auch wenn alle Menschen sie vergessen hätten. Wenn nämlich deren Wesen es forderte, nicht vergessen zu werden, so würde jenes Prädikat nichts Falsches, sondern nur eine Forderung, der Menschen nicht entsprechen, und zugleich auch wohl den Verweis auf einen Bereich enthalten, in dem ihr entsprochen wäre: auf ein Gedenken Gottes. Entsprechend bliebe die Übersetzbarkeit sprachlicher Gebilde auch dann zu erwägen, wenn diese für die Menschen unübersetzbar wären. Und sollten sie das bei einem strengen Begriff von Übersetzung nicht wirklich bis zu einem gewissen Grade sein? – In solcher Loslösung ist die Frage zu stellen, ob Übersetzung bestimmter Sprachgebilde zu fordern sei. Denn es gilt der Satz: Wenn Übersetzung eine Form ist, so muß Übersetzbarkeit gewissen Werken wesentlich sein.

Übersetzbarkeit eignet gewissen Werken wesentlich – das heißt nicht, ihre Übersetzung ist wesentlich für sie selbst, sondern will besagen, daß eine bestimmte Bedeutung, die den Originalen innewohnt, sich in ihrer Übersetzbarkeit äußere. Daß eine Übersetzung niemals, so gut sie auch sei, etwas für das Original zu bedeuten vermag, leuchtet ein. Dennoch steht sie mit diesem kraft seiner Übersetzbarkeit im nächsten Zusammenhang. Ja, dieser Zusammenhang ist um so inniger, als er für das Original selbst nichts mehr bedeutet. Er darf ein natürlicher genannt werden und zwar genauer ein Zusammenhang des Lebens. So wie die Äußerungen des Lebens innigst mit dem Lebendigen zusammenhängen, ohne ihm etwas zu bedeuten, geht die Übersetzung aus dem Original hervor. Zwar nicht aus seinem Leben so sehr denn aus seinem ›Überleben‹. Ist doch die Übersetzung später als das Original und bezeichnet sie doch bei den bedeutenden Werken, die da ihre erwählten Übersetzer niemals im Zeitalter ihrer Entstehung finden,

das Stadium ihres Fortlebens. In völlig unmetaphorischer Sachlichkeit ist der Gedanke vom Leben und Fortleben der Kunstwerke zu erfassen. Daß man nicht der organischen Leiblichkeit allein Leben zusprechen dürfe, ist selbst in Zeiten des befangensten Denkens vermutet worden. Aber nicht darum kann es sich handeln, unter dem schwachen Szepter der Seele dessen Herrschaft auszudehnen, wie es Fechner versuchte; geschweige daß Leben aus den noch weniger maßgeblichen Momenten des Animalischen definiert werden könnte, wie aus Empfindung, die es nur gelegentlich kennzeichnen kann. Vielmehr nur wenn allem demjenigen, wovon es Geschichte gibt und was nicht allein ihr Schauplatz ist, Leben zuerkannt wird, kommt dessen Begriff zu seinem Recht. Denn von der Geschichte, nicht von der Natur aus, geschweige von so schwankender wie Empfindung und Seele, ist zuletzt der Umkreis des Lebens zu bestimmen. Daher entsteht dem Philosophen die Aufgabe, alles natürliche Leben aus dem umfassenderen der Geschichte zu verstehen. Und ist nicht wenigstens das Fortleben der Werke unvergleichlich viel leichter zu erkennen als dasjenige der Geschöpfe? Die Geschichte der großen Kunstwerke kennt ihre Deszendenz aus den Quellen, ihre Gestaltung im Zeitalter des Künstlers und die Periode ihres grundsätzlich ewigen Fortlebens bei den nachfolgenden Generationen. Dieses letzte heißt, wo es zutage tritt, Ruhm. Übersetzungen, die mehr als Vermittlungen sind, entstehen, wenn im Fortleben ein Werk das Zeitalter seines Ruhmes erreicht hat. Sie dienen daher nicht sowohl diesem, wie schlechte Übersetzer es für ihre Arbeit zu beanspruchen pflegen, als daß sie ihm ihr Dasein verdanken. In ihnen erreicht das Leben des Originals seine stets erneute späteste und umfassendste Entfaltung.

Diese Entfaltung ist als die eines eigentümlichen und hohen Lebens durch eine eigentümliche und hohe Zweckmäßigkeit bestimmt. Leben und Zweckmäßigkeit – ihr scheinbar handgreiflicher und doch fast der Erkenntnis sich entziehender Zusammenhang erschließt sich nur, wo jener Zweck, auf den alle einzelnen Zweckmäßigkeiten des Lebens hinwirken, nicht wiederum in dessen eigener Sphäre, sondern in einer höheren gesucht wird. Alle zweckmäßigen Lebenserscheinungen wie ihre Zweckmäßigkeit überhaupt sind letzten Endes zweckmäßig nicht für das Leben, sondern für den Ausdruck seines Wesens, für die Darstellung

seiner Bedeutung. So ist die Übersetzung zuletzt zweckmäßig für den Ausdruck des innersten Verhältnisses der Sprachen zueinander. Sie kann dieses verborgene Verhältnis selbst unmöglich offenbaren, unmöglich herstellen; aber darstellen, indem sie es keimhaft oder intensiv verwirklicht, kann sie es. Und zwar ist diese Darstellung eines Bedeuteten durch den Versuch, den Keim seiner Herstellung ein ganz eigentümlicher Darstellungsmodus, wie er im Bereich des nicht sprachlichen Lebens kaum angetroffen werden mag. Denn dieses kennt in Analogien und Zeichen andere Typen der Hindeutung, als die intensive, d. h. vorgreifende, andeutende Verwirklichung. – Jenes gedachte, innerste Verhältnis der Sprachen ist aber das einer eigentümlichen Konvergenz. Es besteht darin, daß die Sprachen einander nicht fremd, sondern a priori und von allen historischen Beziehungen abgesehen einander in dem verwandt sind, was sie sagen wollen.
Mit diesem Erklärungsversuch scheint allerdings die Betrachtung auf vergeblichen Umwegen wieder in die herkömmliche Theorie der Übersetzung einzumünden. Wenn in den Übersetzungen die Verwandtschaft der Sprachen sich zu bewähren hat, wie könnte sie das anders als indem jene Form und Sinn des Originals möglichst genau übermitteln? Über den Begriff dieser Genauigkeit wüßte sich jene Theorie freilich nicht zu fassen, könnte also zuletzt doch keine Rechenschaft von dem geben, was an Übersetzungen wesentlich ist. In Wahrheit aber bezeugt sich die Verwandtschaft der Sprachen in einer Übersetzung weit tiefer und bestimmter als in der oberflächlichen und undefinierbaren Ähnlichkeit zweier Dichtungen. Um das echte Verhältnis zwischen Original und Übersetzung zu erfassen, ist eine Erwägung anzustellen, deren Absicht durchaus den Gedankengängen analog ist, in denen die Erkenntniskritik die Unmöglichkeit einer Abbildtheorie zu erweisen hat. Wird dort gezeigt, daß es in der Erkenntnis keine Objektivität und sogar nicht einmal den Anspruch darauf geben könnte, wenn sie in Abbildern des Wirklichen bestünde, so ist hier erweisbar, daß keine Übersetzung möglich wäre, wenn sie Ähnlichkeit mit dem Original ihrem letzten Wesen nach anstreben würde. Denn in seinem Fortleben, das so nicht heißen dürfte, wenn es nicht Wandlung und Erneuerung des Lebendigen wäre, ändert sich das Original. Es gibt eine Nachreife auch der festgelegten Worte. Was zur Zeit eines Autors Tendenz seiner dichterischen Sprache ge-

wesen sein mag, kann später erledigt sein, immanente Tendenzen vermögen neu aus dem Geformten sich zu erheben. Was damals jung, kann später abgebraucht, was damals gebräuchlich, später archaisch klingen. Das Wesentliche solcher Wandlungen wie auch der ebenso ständigen des Sinnes in der Subjektivität der Nachgeborenen statt im eigensten Leben der Sprache und ihrer Werke zu suchen, hieße – zugestanden selbst den krudesten Psychologismus – Grund und Wesen einer Sache verwechseln, strenger gesagt aber, einen der gewaltigsten und fruchtbarsten historischen Prozesse aus Unkraft des Denkens leugnen. Und wollte man auch des Autors letzten Federstrich zum Gnadenstoß des Werkes machen, es würde jene tote Theorie der Übersetzung doch nicht retten. Denn wie Ton und Bedeutung der großen Dichtungen mit den Jahrhunderten sich völlig wandeln, so wandelt sich auch die Muttersprache des Übersetzers. Ja, während das Dichterwort in der seinigen überdauert, ist auch die größte Übersetzung bestimmt in das Wachstum ihrer Sprache ein-, in der erneuten unterzugehen. So weit ist sie entfernt, von zwei erstorbenen Sprachen die taube Gleichung zu sein, daß gerade unter allen Formen ihr als Eigenstes es zufällt, auf jene Nachreife des fremden Wortes, auf die Wehen des eigenen zu merken.

Wenn in der Übersetzung die Verwandtschaft der Sprachen sich bekundet, so geschieht es anders als durch die vage Ähnlichkeit von Nachbildung und Original. Wie es denn überhaupt einleuchtet, daß Ähnlichkeit nicht notwendig bei Verwandtschaft sich einfinden muß. Und auch insofern ist der Begriff der letzten in diesem Zusammenhang mit seinem engern Gebrauch einstimmig, als er durch Gleichheit der Abstammung in beiden Fällen nicht ausreichend definiert werden kann, wiewohl freilich für die Bestimmung jenes engern Gebrauchs der Abstammungsbegriff unentbehrlich bleiben wird. – Worin kann die Verwandtschaft zweier Sprachen, abgesehen von einer historischen, gesucht werden? In der Ähnlichkeit von Dichtungen jedenfalls ebensowenig wie in derjenigen ihrer Worte. Vielmehr beruht alle überhistorische Verwandtschaft der Sprachen darin, daß in ihrer jeder als ganzer jeweils eines und zwar dasselbe gemeint ist, das dennoch keiner einzelnen von ihnen, sondern nur der Allheit ihrer einander ergänzenden Intentionen erreichbar ist: die reine Sprache. Während nämlich alle einzelnen Elemente, die Wörter, Sätze, Zusammenhänge

von fremden Sprachen sich ausschließen, ergänzen diese Sprachen sich in ihren Intentionen selbst. Dieses Gesetz, eines der grundlegenden der Sprachphilosophie, genau zu fassen, ist in der Intention vom Gemeinten die Art des Meinens zu unterscheiden. In »Brot« und »pain« ist das Gemeinte zwar dasselbe, die Art, es zu meinen, dagegen nicht. In der Art des Meinens nämlich liegt es, daß beide Worte dem Deutschen und Franzosen je etwas Verschiedenes bedeuten, daß sie für beide nicht vertauschbar sind, ja sich letzten Endes auszuschließen streben; am Gemeinten aber, daß sie, absolut genommen, das Selbe und Identische bedeuten. Während dergestalt die Art des Meinens in diesen beiden Wörtern einander widerstrebt, ergänzt sie sich in den beiden Sprachen, denen sie entstammen. Und zwar ergänzt sich in ihnen die Art des Meinens zum Gemeinten. Bei den einzelnen, den unergänzten Sprachen nämlich ist ihr Gemeintes niemals in relativer Selbständigkeit anzutreffen, wie bei den einzelnen Wörtern oder Sätzen, sondern vielmehr in stetem Wandel begriffen, bis es aus der Harmonie all jener Arten des Meinens als die reine Sprache herauszutreten vermag. So lange bleibt es in den Sprachen verborgen. Wenn aber diese derart bis ans messianische Ende ihrer Geschichte wachsen, so ist es die Übersetzung, welche am ewigen Fortleben der Werke und am unendlichen Aufleben der Sprachen sich entzündet, immer von neuem die Probe auf jenes heilige Wachstum der Sprachen zu machen: wie weit ihr Verborgenes von der Offenbarung entfernt sei, wie gegenwärtig es im Wissen um diese Entfernung werden mag.

Damit ist allerdings zugestanden, daß alle Übersetzung nur eine irgendwie vorläufige Art ist, sich mit der Fremdheit der Sprachen auseinanderzusetzen. Eine andere als zeitliche und vorläufige Lösung dieser Fremdheit, eine augenblickliche und endgültige, bleibt den Menschen versagt oder ist jedenfalls unmittelbar nicht anzustreben. Mittelbar aber ist es das Wachstum der Religionen, welches in den Sprachen den verhüllten Samen einer höhern reift. Übersetzung also, wiewohl sie auf Dauer ihrer Gebilde nicht Anspruch erheben kann und hierin unähnlich der Kunst, verleugnet nicht ihre Richtung auf ein letztes, endgültiges und entscheidendes Stadium aller Sprachfügung. In ihr wächst das Original in einen gleichsam höheren und reineren Luftkreis der Sprache hinauf, in welchem es freilich nicht auf die Dauer zu leben vermag, wie es

ihn auch bei weitem nicht in allen Teilen seiner Gestalt erreicht, auf den es aber dennoch in einer wunderbar eindringlichen Weise wenigstens hindeutet als auf den vorbestimmten, versagten Versöhnungs- und Erfüllungsbereich der Sprachen. Den erreicht es nicht mit Stumpf und Stiel, aber in ihm steht dasjenige, was an einer Übersetzung mehr ist als Mitteilung. Genauer läßt sich dieser wesenhafte Kern als dasjenige bestimmen, was an ihr selbst nicht wiederum übersetzbar ist. Mag man nämlich an Mitteilung aus ihr entnehmen, soviel man kann und dies übersetzen, so bleibt dennoch dasjenige unberührbar zurück, worauf die Arbeit des wahren Übersetzers sich richtete. Es ist nicht übertragbar wie das Dichterwort des Originals, weil das Verhältnis des Gehalts zur Sprache völlig verschieden ist in Original und Übersetzung. Bilden nämlich diese im ersten eine gewisse Einheit wie Frucht und Schale, so umgibt die Sprache der Übersetzung ihren Gehalt wie ein Königsmantel in weiten Falten. Denn sie bedeutet eine höhere Sprache als sie ist und bleibt dadurch ihrem eigenen Gehalt gegenüber unangemessen, gewaltig und fremd. Diese Gebrochenheit verhindert jede Übertragung, wie sie sie zugleich erübrigt. Denn jede Übersetzung eines Werkes aus einem bestimmten Zeitpunkt der Sprachgeschichte repräsentiert hinsichtlich einer bestimmten Seite seines Gehaltes diejenigen in allen übrigen Sprachen. Übersetzung verpflanzt also das Original in einen wenigstens insofern – ironisch – endgültigeren Sprachbereich, als es aus diesem durch keinerlei Übertragung mehr zu versetzen ist, sondern in ihn nur immer von neuem und an andern Teilen erhoben zu werden vermag. Nicht umsonst mag hier das Wort ›ironisch‹ an Gedankengänge der Romantiker erinnern. Diese haben vor andern Einsicht in das Leben der Werke besessen, von welchem die Übersetzung eine höchste Bezeugung ist. Freilich haben sie diese als solche kaum erkannt, vielmehr ihre ganze Aufmerksamkeit der Kritik zugewendet, die ebenfalls ein wenn auch geringeres Moment im Fortleben der Werke darstellt. Doch wenn auch ihre Theorie auf Übersetzung kaum sich richten mochte, so ging doch ihr großes Übersetzungswerk selbst mit einem Gefühl von dem Wesen und der Würde dieser Form zusammen. Dieses Gefühl – darauf deutet alles hin – braucht nicht notwendig im Dichter am stärksten zu sein; ja es hat in ihm als Dichter vielleicht am wenigsten Raum. Nicht einmal die Geschichte legt das konventionelle Vorurteil

nahe, demzufolge die bedeutenden Übersetzer Dichter und unbedeutende Dichter geringe Übersetzer wären. Eine Reihe der größeren wie Luther, Voß, Schlegel sind als Übersetzer ungleich bedeutender denn als Dichter, andere unter den größten, wie Hölderlin und George, nach dem ganzen Umfang ihres Schaffens unter dem Begriff des Dichters allein nicht zu fassen. Zumal nicht als Übersetzer. Wie nämlich die Übersetzung eine eigene Form ist, so läßt sich auch die Aufgabe des Übersetzers als eine eigene fassen und genau von der des Dichters unterscheiden.

Sie besteht darin, diejenige Intention auf die Sprache, in die übersetzt wird, zu finden, von der aus in ihr das Echo des Originals erweckt wird. Hierin liegt ein vom Dichtwerk durchaus unterscheidender Zug der Übersetzung, weil dessen Intention niemals auf die Sprache als solche, ihre Totalität, geht, sondern allein unmittelbar auf bestimmte sprachliche Gehaltszusammenhänge. Die Übersetzung aber sieht sich nicht wie die Dichtung gleichsam im innern Bergwald der Sprache selbst, sondern außerhalb desselben, ihm gegenüber und ohne ihn zu betreten ruft sie das Original hinein, an demjenigen einzigen Orte hinein, wo jeweils das Echo in der eigenen den Widerhall eines Werkes der fremden Sprache zu geben vermag. Ihre Intention geht nicht allein auf etwas anderes als die der Dichtung, nämlich auf eine Sprache im ganzen von einem einzelnen Kunstwerk in einer fremden aus, sondern sie ist auch selbst eine andere: die des Dichters ist naive, erste, anschauliche, die des Übersetzers abgeleitete, letzte, ideenhafte Intention. Denn das große Motiv einer Integration der vielen Sprachen zur einen wahren erfüllt seine Arbeit. Dies ist aber jene, in welcher zwar die einzelnen Sätze, Dichtungen, Urteile sich nie verständigen – wie sie denn auch auf Übersetzung angewiesen bleiben –, in welcher jedoch die Sprachen selbst miteinander, ergänzt und versöhnt in der Art ihres Meinens, übereinkommen. Wenn anders es aber eine Sprache der Wahrheit gibt, in welcher die letzten Geheimnisse, um die alles Denken sich müht, spannungslos und selbst schweigend aufbewahrt sind, so ist diese Sprache der Wahrheit – die wahre Sprache. Und eben diese, in deren Ahnung und Beschreibung die einzige Vollkommenheit liegt, welche der Philosoph sich erhoffen kann, sie ist intensiv in den Übersetzungen verborgen. Es gibt keine Muse der Philosophie, es gibt auch keine Muse der Übersetzung. Banausisch aber, wie sentimentale Arti-

sten sie wissen wollen, sind sie nicht. Denn es gibt ein philosophisches Ingenium, dessen eigenstes die Sehnsucht nach jener Sprache ist, welche in der Übersetzung sich bekundet. »Les langues imparfaites en cela que plusieurs, manque la suprême: penser étant écrire sans accessoires, ni chuchotement mais tacite encore l'immortelle parole, la diversité, sur terre, des idiomes empêche personne de proférer les mots qui, sinon se trouveraient, par une frappe unique, elle-même matériellement la vérité.« Wenn, was in diesen Worten Mallarmé gedenkt, dem Philosophen streng ermeßbar ist, so steht mit ihren Keimen solcher Sprache die Übersetzung mitten zwischen Dichtung und der Lehre. Ihr Werk steht an Ausprägung diesen nach, doch es prägt sich nicht weniger tief ein in die Geschichte.

Erscheint die Aufgabe des Übersetzers in solchem Licht, so drohen die Wege ihrer Lösung sich um so undurchdringlicher zu verfinstern. Ja, diese Aufgabe: in der Übersetzung den Samen reiner Sprache zur Reife zu bringen, scheint niemals lösbar, in keiner Lösung bestimmbar. Denn wird einer solchen nicht der Boden entzogen, wenn die Wiedergabe des Sinnes aufhört, maßgebend zu sein? Und nichts anderes ist ja – negativ gewendet – die Meinung alles Vorstehenden. Treue und Freiheit – Freiheit der sinngemäßen Wiedergabe und in ihrem Dienst Treue gegen das Wort – sind die althergebrachten Begriffe in jeder Diskussion von Übersetzungen. Einer Theorie, die anderes in der Übersetzung sucht als Sinnwiedergabe, scheinen sie nicht mehr dienen zu können. Zwar sieht ihre herkömmliche Verwendung diese Begriffe stets in einem unauflöslichen Zwiespalt. Denn was kann gerade die Treue für die Wiedergabe des Sinnes eigentlich leisten? Treue in der Übersetzung des einzelnen Wortes kann fast nie den Sinn voll wiedergeben, den es im Original hat. Denn dieser erschöpft sich nach seiner dichterischen Bedeutung fürs Original nicht in dem Gemeinten, sondern gewinnt diese gerade dadurch, wie das Gemeinte an die Art des Meinens in dem bestimmten Worte gebunden ist. Man pflegt dies in der Formel auszudrücken, daß die Worte einen Gefühlston mit sich führen. Gar die Wörtlichkeit hinsichtlich der Syntax wirft jede Sinneswiedergabe vollends über den Haufen und droht geradenwegs ins Unverständliche zu führen. Dem neunzehnten Jahrhundert standen Hölderlins Sophokles-Übersetzungen als monströse Beispiele solcher Wörtlichkeit vor Augen.

Wie sehr endlich Treue in der Wiedergabe der Form die des Sinnes erschwert, versteht sich von selbst. Demgemäß ist die Forderung der Wörtlichkeit unableitbar aus dem Interesse der Erhaltung des Sinnes. Dieser dient weit mehr – freilich der Dichtung und Sprache weit weniger – die zuchtlose Freiheit schlechter Übersetzer. Notwendigerweise muß also jene Forderung, deren Recht auf der Hand, deren Grund sehr verborgen liegt, aus triftigeren Zusammenhängen verstanden werden. Wie nämlich Scherben eines Gefäßes, um sich zusammenfügen zu lassen, in den kleinsten Einzelheiten einander zu folgen, doch nicht so zu gleichen haben, so muß, anstatt dem Sinn des Originals sich ähnlich zu machen, die Übersetzung liebend vielmehr und bis ins Einzelne hinein dessen Art des Meinens in der eigenen Sprache sich anbilden, um so beide wie Scherben als Bruchstück eines Gefäßes, als Bruchstück einer größeren Sprache erkennbar zu machen. Eben darum muß sie von der Absicht, etwas mitzuteilen, vom Sinn in sehr hohem Maße absehen und das Original ist ihr in diesem nur insofern wesentlich, als es der Mühe und Ordnung des Mitzuteilenden den Übersetzer und sein Werk schon enthoben hat. Auch im Bereiche der Übersetzung gilt: ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος, im Anfang war das Wort. Dagegen kann, ja muß dem Sinn gegenüber ihre Sprache sich gehen lassen, um nicht dessen intentio als Wiedergabe, sondern als Harmonie, als Ergänzung zur Sprache, in der diese sich mitteilt, ihre eigene Art der intentio ertönen zu lassen. Es ist daher, vor allem im Zeitalter ihrer Entstehung, das höchste Lob einer Übersetzung nicht, sich wie ein Original ihrer Sprache zu lesen. Vielmehr ist eben das die Bedeutung der Treue, welche durch Wörtlichkeit verbürgt wird, daß die große Sehnsucht nach Sprachergänzung aus dem Werke spreche. Die wahre Übersetzung ist durchscheinend, sie verdeckt nicht das Original, steht ihm nicht im Licht, sondern läßt die reine Sprache, wie verstärkt durch ihr eigenes Medium, nur um so voller aufs Original fallen. Das vermag vor allem Wörtlichkeit in der Übertragung der Syntax und gerade sie erweist das Wort, nicht den Satz als das Urelement des Übersetzers. Denn der Satz ist die Mauer vor der Sprache des Originals, Wörtlichkeit die Arkade.

Wenn Treue und Freiheit der Übersetzung seit jeher als widerstrebende Tendenzen betrachtet wurden, so scheint auch diese tiefere Deutung der einen beide nicht zu versöhnen, sondern im

Gegenteil alles Recht der andern abzusprechen. Denn worauf bezieht Freiheit sich, wenn nicht auf die Wiedergabe des Sinnes, die aufhören soll, gesetzgebend zu heißen? Allein wenn der Sinn eines Sprachgebildes identisch gesetzt werden darf mit dem seiner Mitteilung, so bleibt ihm ganz nah und doch unendlich fern, unter ihm verborgen oder deutlicher, durch ihn gebrochen oder machtvoller über alle Mitteilung hinaus ein Letztes, Entscheidendes. Es bleibt in aller Sprache und ihren Gebilden außer dem Mitteilbaren ein Nicht-Mitteilbares, ein, je nach dem Zusammenhang, in dem es angetroffen wird, Symbolisierendes oder Symbolisiertes. Symbolisierendes nur, in den endlichen Gebilden der Sprachen; Symbolisiertes aber im Werden der Sprachen selbst. Und was im Werden der Sprachen sich darzustellen, ja herzustellen sucht, das ist jener Kern der reinen Sprache selbst. Wenn aber dieser, ob verborgen und fragmentarisch, dennoch gegenwärtig im Leben als das Symbolisierte selbst ist, so wohnt er nur symbolisierend in den Gebilden. Ist jene letzte Wesenheit, die da die reine Sprache selbst ist, in den Sprachen nur an Sprachliches und dessen Wandlungen gebunden, so ist sie in den Gebilden behaftet mit dem schweren und fremden Sinn. Von diesem sie zu entbinden, das Symbolisierende zum Symbolisierten selbst zu machen, die reine Sprache gestaltet der Sprachbewegung zurückzugewinnen, ist das gewaltige und einzige Vermögen der Übersetzung. In dieser reinen Sprache, die nichts mehr meint und nichts mehr ausdrückt, sondern als ausdrucksloses und schöpferisches Wort das in allen Sprachen Gemeinte ist, trifft endlich alle Mitteilung, aller Sinn und alle Intention auf eine Schicht, in der sie zu erlöschen bestimmt sind. Und eben aus ihr bestätigt sich die Freiheit der Übersetzung zu einem neuen und höhern Rechte. Nicht aus dem Sinn der Mitteilung, von welchem zu emanzipieren gerade die Aufgabe der Treue ist, hat sie ihren Bestand. Freiheit vielmehr bewährt sich um der reinen Sprache willen an der eigenen. Jene reine Sprache, die in fremde gebannt ist, in der eigenen zu erlösen, die im Werk gefangene in der Umdichtung zu befreien, ist die Aufgabe des Übersetzers. Um ihretwillen bricht er morsche Schranken der eigenen Sprache: Luther, Voß, Hölderlin, George haben die Grenzen des Deutschen erweitert. – Was hiernach für das Verhältnis von Übersetzung und Original an Bedeutung dem Sinn verbleibt, läßt sich in einem Vergleich fassen. Wie die Tangente den Kreis flüchtig

und nur in einem Punkte berührt und wie ihr wohl diese Berührung, nicht aber der Punkt, das Gesetz vorschreibt, nach dem sie weiter ins Unendliche ihre gerade Bahn zieht, so berührt die Übersetzung flüchtig und nur in dem unendlich kleinen Punkte des Sinnes das Original, um nach dem Gesetze der Treue in der Freiheit der Sprachbewegung ihre eigenste Bahn zu verfolgen. Die wahre Bedeutung dieser Freiheit hat, ohne sie doch zu nennen noch zu begründen, Rudolf Pannwitz in Ausführungen gekennzeichnet, die sich in der »krisis der europäischen kultur« finden und die neben Goethes Sätzen in den Noten zum »Divan« leicht das Beste sein dürften, was in Deutschland zur Theorie der Übersetzung veröffentlicht wurde. Dort heißt es: »unsre übertragungen auch die besten gehn von einem falschen grundsatz aus sie wollen das indische griechische englische verdeutschen anstatt das deutsche zu verindischen vergriechischen verenglischen. sie haben eine viel bedeutendere ehrfurcht vor den eigenen sprachgebräuchen als vor dem geiste des fremden werks ... der grundsätzliche irrtum des übertragenden ist dass er den zufälligen stand der eignen sprache festhält anstatt sie durch die fremde sprache gewaltig bewegen zu lassen. er muss zumal wenn er aus einer sehr fernen sprache überträgt auf die letzten elemente der sprache selbst wo wort bild ton in eins geht zurück dringen er muss seine sprache durch die fremde erweitern und vertiefen man hat keinen begriff in welchem masze das möglich ist bis zu welchem grade jede sprache sich verwandeln kann sprache von sprache fast nur wie mundart von mundart sich unterscheidet dieses aber nicht wenn man sie allzu leicht sondern gerade wenn man sie schwer genug nimmt.«
Wie weit eine Übersetzung dem Wesen dieser Form zu entsprechen vermag, wird objektiv durch die Übersetzbarkeit des Originals bestimmt. Je weniger Wert und Würde seine Sprache hat, je mehr es Mitteilung ist, desto weniger ist für die Übersetzung dabei zu gewinnen, bis das völlige Übergewicht jenes Sinnes, weit entfernt, der Hebel einer formvollen Übersetzung zu sein, diese vereitelt. Je höher ein Werk geartet ist, desto mehr bleibt es selbst in flüchtigster Berührung seines Sinnes noch übersetzbar. Dies gilt selbstverständlich nur von Originalen. Übersetzungen dagegen erweisen sich unübersetzbar nicht wegen der Schwere, sondern wegen der allzu großen Flüchtigkeit, mit welcher der Sinn an ihnen haftet. Hierfür wie in jeder andern wesentlichen Hinsicht

stellen sich Hölderlins Übertragungen, besonders die der beiden Sophokleischen Tragödien, bestätigend dar. In ihnen ist die Harmonie der Sprachen so tief, daß der Sinn nur noch wie eine Äolsharfe vom Winde von der Sprache berührt wird. Hölderlins Übersetzungen sind Urbilder ihrer Form; sie verhalten sich auch zu den vollkommensten Übertragungen ihrer Texte als das Urbild zum Vorbild, wie es der Vergleich der Hölderlinschen und Borchardtschen Übersetzung der dritten pythischen Ode von Pindar zeigt. Eben darum wohnt in ihnen vor andern die ungeheure und ursprüngliche Gefahr aller Übersetzung: daß die Tore einer so erweiterten und durchwalteten Sprache zufallen und den Übersetzer ins Schweigen schließen. Die Sophokles-Übersetzungen waren Hölderlins letztes Werk. In ihnen stürzt der Sinn von Abgrund zu Abgrund, bis er droht in bodenlosen Sprachtiefen sich zu verlieren. Aber es gibt ein Halten. Es gewährt es jedoch kein Text außer dem heiligen, in dem der Sinn aufgehört hat, die Wasserscheide für die strömende Sprache und die strömende Offenbarung zu sein. Wo der Text unmittelbar, ohne vermittelnden Sinn, in seiner Wörtlichkeit der wahren Sprache, der Wahrheit oder der Lehre angehört, ist er übersetzbar schlechthin. Nicht mehr freilich um seinet-, sondern allein um der Sprachen willen. Ihm gegenüber ist so grenzenloses Vertrauen von der Übersetzung gefordert, daß spannungslos wie in jenem Sprache und Offenbarung so in dieser Wörtlichkeit und Freiheit in Gestalt der Interlinearversion sich vereinigen müssen. Denn in irgendeinem Grade enthalten alle großen Schriften, im höchsten aber die heiligen, zwischen den Zeilen ihre virtuelle Übersetzung. Die Interlinearversion des heiligen Textes ist das Urbild oder Ideal aller Übersetzung.

Tableaux parisiens

Paysage

Je veux, pour composer chastement mes églogues,
Coucher auprès du ciel, comme les astrologues,
Et, voisin des clochers, écouter en rêvant
Leurs hymnes solennels emportés par le vent.
Les deux mains au menton, du haut de ma mansarde,
Je verrai l'atelier qui chante et qui bavarde;
Les tuyaux, les clochers, ces mâts de la cité,
Et les grands ciels qui font rêver d'éternité.

Il est doux, à travers les brumes, de voir naître
L'étoile dans l'azur, la lampe à la fenêtre,
Les fleuves de charbon monter au firmament
Et la lune verser son pâle enchantement.
Je verrai les printemps, les étés, les automnes;
Et quand viendra l'hiver aux neiges monotones,
Je fermerai partout portières et volets
Pour bâtir dans la nuit mes féeriques palais.
Alors je rêverai des horizons bleuâtres,
Des jardins, des jets d'eau pleurant dans les albâtres,
Des baisers, des oiseaux chantant soir et matin,
Et tout ce que l'Idylle a de plus enfantin.
L'Émeute, tempêtant vainement à ma vitre,
Ne fera pas lever mon front de mon pupitre;
Car je serai plongé dans cette volupté
D'évoquer le Printemps avec ma volonté,
De tirer un soleil de mon cœur, et de faire
De mes pensers brûlants une tiède atmosphère.

Le Soleil

Le long du vieux faubourg, où pendent aux masures
Les persiennes, abri des secrètes luxures,
Quand le soleil cruel frappe à traits redoublés

Landschaft

Ich will um meinen Strophenbau zu läutern
Dicht unterm Himmel ruhn gleich Sternedeutern
Daß meine Türme ans verträumte Ohr
Mit dem Winde mir senden den Glockenchor.
Dann werd ich vom Sims meiner luftigen Kammer
Überm Werkvolk wie's schwätzet und singet beim Hammer
Auf Turm und Schlot, die Masten von Paris
Und die Himmel hinaussehn, mein Traumparadies.

Wie schön ist das Erglühn aus Nebelschwaden
Des Sterns im späten Blau, des Lichts in den Fassaden
Der Kohlenströme Flößen übers Firmament
Und wie das Land im Mondlicht fahl entbrennt.
Mir wird der Lenz der Sommer und das Spätjahr hier sich zeigen
Doch vor dem weißen winterlichen Reigen
Zieh ich den Vorhang zu und schließe den Verschlag
Und baue in der Nacht an meinem Feenhag.
Dann werden blaue Horizonte sich erschließen
Und weinend im Boskett Fontänen überfließen
Dann wird in Küssen und im Vogellied
Der Geist der Kindheit sein der durch Idyllen zieht.
Mag gegen's Fensterglas sich ein Orkan verschwenden
Ich werde nicht die Stirn von meinem Pulte wenden;
Denn höchst gebannt in meine Leidenschaft
Ruf ich den Lenz herauf aus eigner Kraft
Und kann mein Herz zu Strahlen werden sehen
Und meines Denkens Glut zu lindem Wehen.

Die Sonne

Durch das Faubourg wo an den alternden Gebäuden
Marquisen hängen, Obdach von geheimen Freuden
Wird, wenn die Sonne mit verdoppelter Gewalt

Sur la ville et les champs, sur les toits et les blés,
Je vais m'exercer seul à ma fantasque escrime,
Flairant dans tous les coins les hasards de la rime,
Trébuchant sur les mots comme sur les pavés,
Heurtant parfois des vers depuis longtemps rêvés.

Ce père nourricier, ennemi des chloroses,
Éveille dans les champs les vers comme les roses;
Il fait s'évaporer les soucis vers le ciel,
Et remplit les cerveaux et les ruches de miel.
C'est lui qui rajeunit les porteurs de béquilles
Et les rend gais et doux comme des jeunes filles,
Et commande aux moissons de croître et de mûrir
Dans le cœur immortel qui toujours veut fleurir!

Quand, ainsi qu'un poëte, il descend dans les villes,
Il ennoblit le sort des choses les plus viles,
Et s'introduit en roi, sans bruit et sans valets,
Dans tous les hôpitaux et dans tous les palais.

La Lune offensée

O Lune qu'adoraient discrètement nos pères,
Du haut des pays bleus où, radieux sérail,
Les astres vont te suivre en pimpant attirail,
Ma vieille Cynthia, lampe de nos repaires,

Vois-tu les amoureux, sur leurs grabats prospères,
De leur bouche en dormant montrer le frais émail?
Le poëte buter du front sur son travail?
Ou sous les gazons secs s'accoupler les vipères?

Sous ton domino jaune, et d'un pied clandestin,
Vas-tu, comme jadis, du soir jusqu'au matin,
Baiser d'Endymion les grâces surannées?

»– Je vois ta mère, enfant de ce siècle appauvri,
Qui vers son miroir penche un lourd amas d'années,
Et plâtre artistement le sein qui t'a nourri!«

Stadt trifft und Felder, Saaten und Asphalt
Wegab ein seltsames Gefecht mich führen -
Reimbeute in den Winkeln aufzuspüren
Am Wort als wär's ein Pflaster aufzuprallen
Und über längst geträumte Zeilen fast zu fallen.

Der Strahl ernährt, die Bleichsucht macht er enden
Verse und Rosen weckt er in Geländen
Den Sorgendunst läßt er zum Himmel fahn
Und häuft in Hirn und Waben Honig an.
An ihm verjüngen sich die Invaliden
Als sei den Alten Mädchenglück beschieden
Im Herzen reift die Frucht auf sein Geheiß
Im ewigen, das sich nur Blüten weiß.

Wendet er sich so wie ein Dichter in die Städte
So adelt er das Los der niedersten Geräte
Lautlos erfüllt, ein König ohne Troß
Er jedes Hospital und jedes Fürstenschloß.

Die Kränkung der Luna

O Luna deren Dienst nun Tote wahren
Kannst du von droben wo bei steifen Feiern
Die Sterne mit dir ziehn in Strahlenschleiern
Betagte du mit der wir munter waren

Auf ihrer Streu die Liebenden gewahren
Wenn schlummernd sie den reinen Mund entschleiern
Und wie des Dichters Haupt von Mühen bleiern
Und wie im trocknen Gras sich Vipern paaren?

Bliebst du in deinem gelben Domino
Endymions verbuhlter Anmut froh
Bei der du dich bis in den Tag verpaßt?

– »Jüngst wies als deine Mutter ich bestrahlte
Ihr Spiegel wie sie die bejahrte Last
Des Busens der dich nährte sorgsam malte.«

Le Cygne

A Victor Hugo

I

Andromaque, je pense à vous! Ce petit fleuve,
Pauvre et triste miroir où jadis resplendit
L'immense majesté de vos douleurs de veuve,
Ce Simoïs menteur qui par vos pleurs grandit,

A fécondé soudain ma mémoire fertile,
Comme je traversais le nouveau Carrousel.
Le vieux Paris n'est plus (la forme d'une ville
Change plus vite, hélas! que le cœur d'un mortel);

Je ne vois qu'en esprit tout ce camp de baraques,
Ces tas de chapiteaux ébauchés et de fûts,
Les herbes, les gros blocs verdis par l'eau des flaques,
Et, brillant aux carreaux, le bric-à-brac confus.

Là s'étalait jadis une ménagerie;
Là je vis, un matin, à l'heure où sous les cieux
Froids et clairs le Travail s'éveille, où la voirie
Pousse un sombre ouragan dans l'air silencieux,

Un cygne qui s'était évadé de sa cage,
Et de ses pieds palmés frottant le pavé sec,
Sur le sol raboteux traînait son blanc plumage.
Près d'un ruisseau sans eau la bête ouvrant le bec

Baignait nerveusement ses ailes dans la poudre,
Et disait, le cœur plein de son beau lac natal:
»Eau, quand donc pleuvras-tu? quand tonneras-tu, foudre?«
Je vois ce malheureux, mythe étrange et fatal,

Vers le ciel quelquefois, comme l'homme d'Ovide,
Vers le ciel ironique et cruellement bleu,
Sur son cou convulsif tendant sa tête avide,
Comme s'il adressait des reproches à Dieu!

Der Schwan

Victor Hugo gewidmet

I

Ich denke dein, Andromache! Der Bach
Der trübe seichte Spiegel welcher einst
Dich aufnahm und dein hohes Ungemach
Simois, der nur strömte wenn du weinst

Ist plötzlich in mein Sinnen eingedrungen
Beim Gange übers Neue Carrousel.
Die Altstadt ist dahin – wenn Neuerungen
Uns wandeln sinken Städte doppelt schnell.

Ich sehe jenen Platz mit den Baracken
Den Torsi und Pilastern noch im Geist
Wo zwischen Blöcken und bemoosten Schlacken
Ein feiler Trödel in den Fenstern gleißt.

Dort war ein Tierpark aufgebaut gewesen
Wo einst im frühen Froste wenn im Freien
Die Tagfron aufsteht und ein Heer von Besen
Die Schwärze des Orkans der Luft verleihen

Vor seinem Käfig einen Schwan ich fand
Der seinen Schwimmfuß übers Pflaster zog
Und seinen weißen Fittich durch den Sand;
Als dann der trockne Bach den Durstigen trog

Wälzt er im Staub sein zuckendes Gefieder
Und sprach erfüllt vom Bild der Heimatseen:
»Wann wirst du fallen, Naß? Wann, Blitz, fährst du her-
Ich sah den Armen – mythisches Geschehn – [nieder?«

Gen Himmel oft wie bei Ovidius der Verbannte
Gen Himmel dessen Bläue grausam loht
Den Kopf so recken daß sein Hals sich spannte
Als sende seinen Vorwurf er zu Gott.

II

Paris change! mais rien dans ma mélancolie
N'a bougé! palais neufs, échafaudages, blocs,
Vieux faubourgs, tout pour moi devient allégorie,
Et mes chers souvenirs sont plus lourds que des rocs.

Aussi devant ce Louvre une image m'opprime:
Je pense à mon grand cygne, avec ses gestes fous,
Comme les exilés, ridicule et sublime,
Et rongé d'un désir sans trêve! et puis à vous,

Andromaque, des bras d'un grand époux tombée,
Vil bétail, sous la main du superbe Pyrrhus,
Auprès d'un tombeau vide en extase courbée;
Veuve d'Hector, hélas! et femme d'Hélénus!

Je pense à la négresse, amaigrie et phtisique,
Piétinant dans la boue, et cherchant, l'œil hagard,
Les cocotiers absents de la superbe Afrique
Derrière la muraille immense du brouillard;

A quiconque a perdu ce qui ne se retrouve
Jamais, jamais! à ceux qui s'abreuvent de pleurs
Et tettent la Douleur comme une bonne louve!
Aux maigres orphelins séchant comme des fleurs!

Ainsi dans la forêt où mon esprit s'exile
Un vieux Souvenir sonne à plein souffle du cor!
Je pense aux matelots oubliés dans une île,
Aux captifs, aux vaincus!... à bien d'autres encor!

Les sept Vieillards

A Victor Hugo

Fourmillante cité, cité pleine de rêves,
Où le spectre en plein jour raccroche le passant!
Les mystères partout coulent comme des sèves
Dans les canaux étroits du colosse puissant.

II

Paris wird anders, aber die bleibt gleich
Melancholie. Die neue Stadt die alte
Mir wirds ein allegorischer Bereich
Und mein Erinnern wuchtet wie Basalte.

Selbst hier vorm Louvre liegt es schwer auf mir
Ich denk an meinen Schwan, wie er entwich
So lächerlich so groß wie dieses Tier
Verzehren sich Verbannte – und an dich

Andromache die dem Gemahl entglitten
Die unter Pyrrhus feil ward zum Genuß
Die überm leeren Sarkophag gelitten
Und Hektors war und ward des Helenus.

Ich denk der Schwarzen die von Sucht verzehrt
Im Schlamm sich quält und mit verstörten Blicken
Die Zauberpalmen Afrikas entbehrt
Vor denen zähe Nebel sich verdicken;

Und aller derer welche ein Verlust
Unheilbar kränkte, all der Tränenreichen
(Die Wölfin ›Jammer‹ nahm sie an die Brust)
Der Waisen deren Blumenhäupter bleichen.

Durch meinen Wald die Ruh des Ruhelosen
Hör ich wie Hornruf ein Erinnern wandern
Ich denk im Riff vergessener Matrosen
Gefangener Besiegter … vieler andern.

Die sieben Greise

Victor Hugo gewidmet

Wimmelnde Stadt, Stadt die erfüllt von Träumen
Wo das Gespenst bei Tag antritt den Mann!
Geheimes schwillt gleich Säften wenn sie schäumen
In engen Gossen des Kolosses an.

Un matin, cependant que dans la triste rue
Les maisons, dont la brume allongeait la hauteur,
Simulaient les deux quais d'une rivière accrue,
Et que, décor semblable à l'âme de l'acteur,

Un brouillard sale et jaune inondait tout l'espace,
Je suivais, roidissant mes nerfs comme un héros
Et discutant avec mon âme déjà lasse,
Le faubourg secoué par les lourds tombereaux.

Tout à coup, un vieillard dont les guenilles jaunes
Imitaient la couleur de ce ciel pluvieux,
Et dont l'aspect aurait fait pleuvoir les aumônes,
Sans la méchanceté qui luisait dans ses yeux,

M'apparut. On eût dit sa prunelle trempée
Dans le fiel; son regard aiguisait les frimas,
Et sa barbe à longs poils, roide comme une épée,
Se projetait, pareille à celle de Judas.

Il n'était pas voûté, mais cassé, son échine
Faisant avec sa jambe un parfait angle droit,
Si bien que son bâton, parachevant sa mine,
Lui donnait la tournure et le pas maladroit

D'un quadrupède infirme ou d'un juif à trois pattes.
Dans la neige et la boue il allait s'empêtrant,
Comme s'il écrasait des morts sous ses savates,
Hostile à l'univers plutôt qu'indifférent.

Son pareil le suivait: barbe, œil, dos, bâton, loques,
Nul trait ne distinguait, du même enfer venu,
Ce jumeau centenaire, et ces spectres baroques
Marchaient du même pas vers un but inconnu.

A quel complot infâme étais-je donc en butte,
Ou quel méchant hasard ainsi m'humiliait?
Car je comptai sept fois, de minute en minute,
Ce sinistre vieillard qui se multipliait!

An einem Morgen als in tristen Straßen
Die Häuser die im Nebel aufgereckt
Zu Dämmen wurden die ein Strombett fassen
Und, dieses Mimen würdiger Prospekt

Ein gelber Dunstkreis alles überschwemmte
Schritt ich vertieft – heroisch auszuharren
Mein Herz beredend das Ermüdung lähmte –
Die Vorstadt hin die dröhnte von den Karren.

Da stieg ein Greis in Lumpen die verblassen
Vom Ton der Wolken dieser gelben feuchten
Des Antlitz Gaben hätte regnen lassen
Ohn seiner Blicke höchst gemeines Leuchten

Vor mir empor. Sein Auge blickte schwer
Wie voller Galle; Frost fiel ihm vom Lid
Sein Bartwuchs welcher hart war wie ein Speer
Glich dem des Jüngers der den Christ verriet.

Er, nicht gekrümmt, zerbrochen, und sein Rücken
Lief gen den Schenkel im genauen Lot
So daß sein Stab der dies Bild sonder Lücken
Vollendete ihm Aussehn lieh und Trott

Des lahmen Tiers, des Juden auf drei Pfoten
Durch Schnee und Pfützen ging es unablässig
Als wate er mit seinem Schuh in Toten
Mir schien er nicht so fremde denn gehässig.

Ein gleicher folgte ihm: Bart Stock und Haar
Nichts unterschied den Sohn der gleichen Hölle
Und dies barocke greise Zwillingspaar
Schritt wie im Takt – wer weiß nach welcher Stelle?

Welch Anschlag war das der zum Ziel mich wählte
War's hämischer Zufall der mich so verlachte
Daß siebenmal minutenweis ich zählte
Den grausen Alten der sich vielfach machte!

Que celui-là qui rit de mon inquiétude,
Et qui n'est pas saisi d'un frisson fraternel,
Songe bien que malgré tant de décrépitude
Ces sept monstres hideux avaient l'air éternel!

Aurais-je, sans mourir, contemplé le huitième,
Sosie inexorable, ironique et fatal,
Dégoûtant Phénix, fils et père de lui-même?
– Mais je tournai le dos au cortège infernal.

Exaspéré comme un ivrogne qui voit double,
Je rentrai, je fermai ma porte, épouvanté,
Malade et morfondu, l'esprit fiévreux et trouble,
Blessé par le mystère et par l'absurdité!

Vainement ma raison voulait prendre la barre;
La tempête en jouant déroutait ses efforts,
Et mon âme dansait, dansait, vieille gabarre
Sans mâts, sur une mer monstrueuse et sans bords!

Les petites Vieilles

A Victor Hugo

I

Dans les plis sinueux des vieilles capitales,
Où tout, même l'horreur, tourne aux enchantements,
Je guette, obéissant à mes humeurs fatales,
Des êtres singuliers, décrépits et charmants.

Ces monstres disloqués furent jadis des femmes,
Éponine ou Laïs! Monstres brisés, bossus
Ou tordus, aimons-les! ce sont encor des âmes.
Sous des jupons troués et sous de froids tissus

Ils rampent, flagellés par les bises iniques,
Frémissant au fracas roulant des omnibus,
Et serrant sur leur flanc, ainsi que des reliques,
Un petit sac brodé de fleurs ou de rébus;

Mag wer da lächelt meiner bangen Qual
Wen brüderliche Schauder nicht befahren
Bedenken daß trotz völligem Verfall
Die sieben Ausgeburten ewig waren!

Konnt ohne Todesnot ich noch den achten
Den scheelen Sosias der sich drohend trug
Den eklen Phönix der sein eigner Sohn betrachten?
Doch ich entkehrte mich dem Höllenzug.

Rasend gleich Trunknen wenn sie doppelt schauen
Mein Haus gewann ich und verschloß mich drin
Krank und durchfroren, wirr vom Fieberbrauen
Wund vom Geheimnis und vom Widersinn!

Umsonst Vernunft zur Heimfahrt Segel pflanzte –
Sturm brach ihr Trachten mit gewaltger Hand
Und meiner Seele Kutter tanzte, tanzte
Mastlos auf wüsten Wogen ohne Land.

Alte Frauen

Victor Hugo gewidmet

I

Im Faltenschoß der alten Metropolen
Wo Feen im Entsetzen selber walten
Folgt meine trübe Leidenschaft verstohlen
Verfallnen doch vollendeten Gestalten.

Die Unform die da abstößt war ein Weib
War Epona! war Lais! Ehrt ihr Leben
Das seelenhafte noch im morschen Leib.
Im dünnen Rock in löchrigen Geweben

Herzloser Winde Geißelhieb im Rücken
Ziehn sie verstört vom Wagenlärm vorbei.
Was für Reliquien sie an sich drücken!
Ihr Beutelchen mit Blumenstickerei;

Ils trottent, tout pareils à des marionnettes;
Se traînent, comme font les animaux blessés,
Ou dansent, sans vouloir danser, pauvres sonnettes
Où se pend un Démon sans pitié! Tout cassés

Qu'ils sont, ils ont des yeux perçants comme une vrille,
Luisants comme ces trous où l'eau dort dans la nuit;
Ils ont les yeux divins de la petite fille
Qui s'étonne et qui rit à tout ce qui reluit.

– Avez-vous observé que maints cercueils de vieilles
Sont presque aussi petits que celui d'un enfant?
La Mort savante met dans ces bières pareilles
Un symbole d'un goût bizarre et captivant,

Et lorsque j'entrevois un fantôme débile
Traversant de Paris le fourmillant tableau,
Il me semble toujours que cet être fragile
S'en va tout doucement vers un nouveau berceau;

A moins que, méditant sur la géométrie,
Je ne cherche, à l'aspect de ces membres discords,
Combien de fois il faut que l'ouvrier varie
La forme de la boîte où l'on met tous ces corps.

– Ces yeux sont des puits faits d'un million de larmes,
Des creusets qu'un métal refroidi pailleta...
Ces yeux mystérieux ont d'invincibles charmes
Pour celui que l'austère Infortune allaita!

II

De Frascati défunt Vestale enamourée;
Prêtresse de Thalie, hélas! dont le souffleur
Enterré sait le nom; célèbre évaporée
Que Tivoli jadis ombragea dans sa fleur,

Toutes m'enivrent! mais parmi ces êtres frêles
Il en est qui, faisant de la douleur un miel,

Sie gehn wie Püppchen ihre Füße stellen
Sie kommen wie ein wundes Tier gekrochen
Tanzen und wollen doch nicht tanzen – arme Schellen
An die ein Troll sich anhängt! So zerbrochen

Sie sind, ihr Aug' dringt bohrend in die deinen
Blank wie ein schlafend Regenloch bei Nacht;
Es ist das göttlich blickende der Kleinen
Die über Glänzendes erstaunt und lacht.

Habt ihr bemerkt wie sie in Särgen ruhen
Die oft kaum größer sind als für ein Kind
Der weise Tod bewährt in solchen Truhen
Wie ernst die Spiele seiner Laune sind.

Und seh ich ihrer eine schattenhaft
Sich im Pariser Schwarm vorüberheben
Stets scheint mir ihre stille Wanderschaft
Zu einer andern Wiege hin das Streben.

Dann sinne ich, ein neuer Geometer
Vergrübelt in der Glieder Mißverhältnis
Darüber nach wie oft der Schreiner später
Abwandeln wird ihr hölzernes Behältnis.

Augen, aus tausend Tränen ihr Zisternen
Ihr Tiegel wo Metall im Guß gerann
Der widersteht nicht so gewalt'gen Sternen
Den die Verfemung groß gesäugt – der Mann.

II

Der Vesta Magd die zu Frascati glühte;
Thaliens Priesterin – ach wie sie hieß
Weiß nur ihr toter Partner – die einst blühte
Im Schatten Tivolis eh' sie es ließ

Von allen bin ich voll! doch von den Alten
Rief manche für die Gram wie Honig floß

Ont dit au Dévouement qui leur prêtait ses ailes:
Hippogriffe puissant, mène-moi jusqu'au ciel!

L'une, par sa patrie au malheur exercée,
L'autre, que son époux surchargea de douleurs,
L'autre, par son enfant Madone transpercée,
Toutes auraient pu faire un fleuve avec leurs pleurs!

III

Ah! que j'en ai suivi de ces petites vieilles!
Une, entre autres, à l'heure où le soleil tombant
Ensanglante le ciel de blessures vermeilles,
Pensive, s'asseyait à l'écart sur un banc,

Pour entendre un de ces concerts, riches de cuivre,
Dont les soldats parfois inondent nos jardins,
Et qui, dans ces soirs d'or où l'on se sent revivre,
Versent quelque héroïsme au cœur des citadins.

Celle-là, droite encor, fière et sentant la règle,
Humait avidement ce chant vif et guerrier;
Son œil parfois s'ouvrait comme l'œil d'un vieil aigle;
Son front de marbre avait l'air fait pour le laurier!

IV

Telles vous cheminez, stoïques et sans plaintes,
A travers le chaos des vivantes cités,
Mères au cœur saignant, courtisanes ou saintes,
Dont autrefois les noms par tous étaient cités.

Vous qui fûtes la grâce ou qui fûtes la gloire,
Nul ne vous reconnaît! un ivrogne incivil
Vous insulte en passant d'un amour dérisoire;
Sur vos talons gambade un enfant lâche et vil.

Honteuses d'exister, ombres ratatinées,
Peureuses, le dos bas, vous côtoyez les murs;

Der Inbrunst zu die ihr zum Dienst verhalten:
Heb mich empor, gewalt'ges Flügelroß!

Sie die ihr Vaterland mit Not geschändet
Sie die ihr Mann mit Kränkung überlud
Die Schmerzensmutter die im Sohn verendet
Von ihrer aller Tränen welche Flut!

III

Nie ward ich müde, ihnen nachzugehen!
Einst traf ich eine, als die Sonne sank
Wie Blut aus goldnen Wunden anzusehen
Fand sie sich sinnend abseits eine Bank

Zu lauschen jenen großen Blechkapellen
Der Garden welche im betäubten Park
Zu diesen Stunden unsern Lebensquellen
Ein Schauern senken in der Bürger Mark.

Sie saß gereckt den strengen Takt zu saugen
Zum durst'gen Ohr ließ sie den Kriegsmarsch ein
Und wie ein alter Aar hob sie die Augen;
Ihr Haupt schien für den Lorbeer da zu sein!

IV

Dies seid ihr, euer klageloses Kommen
Durch meiner Stadt lebendiges Gedränge
Herzblut der Mütter, Dirnen wie Madonnen
Einst Namen in dem Munde dieser Menge.

Die ihr die Gnade wart und wart der Ruhm
Keiner erkennt euch! nur ein Trunkenbold
Streift euch mit seiner Liebe Narrentum;
Ein feiges Kindchen kommt euch nachgetrollt.

Scham dazusein, ihr eingeschrumpften Schemen
Macht, daß ihr krumm und scheu die Mauern streift;

Et nul ne vous salue, étranges destinées!
Débris d'humanité pour l'éternité mûrs!

Mais moi, moi qui de loin tendrement vous surveille,
L'œil inquiet, fixé sur vos pas incertains,
Tout comme si j'étais votre père, ô merveille!
Je goûte à votre insu des plaisirs clandestins:

Je vois s'épanouir vos passions novices;
Sombres ou lumineux, je vis vos jours perdus;
Mon cœur multiplié jouit de tous vos vices!
Mon âme resplendit de toutes vos vertus!

Ruines! ma famille! ô cerveaux congénères!
Je vous fais chaque soir un solennel adieu!
Où serez-vous demain, Èves octogénaires,
Sur qui pèse la griffe effroyable de Dieu?

Les Aveugles

Contemple-les, mon âme; ils sont vraiment affreux!
Pareils aux mannequins; vaguement ridicules;
Terribles, singuliers comme les somnambules;
Dardant on ne sait où leurs globes ténébreux.

Leurs yeux, d'où la divine étincelle est partie,
Comme s'ils regardaient au loin, restent levés
Au ciel; on ne les voit jamais vers les pavés
Pencher rêveusement leur tête appesantie.

Ils traversent ainsi le noir illimité,
Ce frère du silence éternel. O cité!
Pendant qu'autour de nous tu chantes, ris et beugles,

Éprise du plaisir jusqu'à l'atrocité,
Vois! je me traîne aussi! mais, plus qu'eux hébété,
Je dis: Que cherchent-ils au Ciel, tous ces aveugles?

Man grüßt euch nicht, Erloste großer Femen
O Menschenschutt zur Ewigkeit gereift!

Doch ich der ich von ferne euch behüte
Der zag und zärtlich euren Gang ermißt
Nun ganz euch Vater aus beglückter Güte!
Ich schlürfe Süßen welche ihr nicht wißt:

Das frühste Keimen spür ich in euch allen
Die längst verlebte, eure Zeit ward mein
Mein Herz ist tausendfach in euch der Brunst verfallen
Und meine Seele ist aus eurer Tugend rein!

Verfallene! an Blut und Wissen meinesgleichen
Euch gilt zur Nacht mein scheidender Gedanke;
Wo wird der nächste Morgen euch erreichen
Uralte Even unter Gottes Pranke?

Die Blinden

Betrachte sie, mein Herz; sie sind ein Grauen!
Den Gliederpuppen ähnlich; grundlos komisch;
Wie Somnambulen sind sie physiognomisch:
Wohin ergeht nur ihr umwölktes Schauen?

Ihr Augenpaar aus dem der Funke wich
Blieb mit fernspähender Geberde
Geöffnet stehn; nie sieht man sie zur Erde
Das Haupt gewendet und versenkt in sich.

Sie gehn durchs grenzenloseste Verließ
Den Bruder ewgen Schweigens. O Paris
Wo wir uns vom Gejohl begraben finden

Du welches Brunst zur Bestie werden ließ
Sieh her! so schleich auch ich! doch nahm mich dies
Oft Wunder: Was verrät sich Dort den Blinden?

A une passante

La rue assourdissante autour de moi hurlait.
Longue, mince, en grand deuil, douleur majestueuse,
Une femme passa, d'une main fastueuse
Soulevant, balançant le feston et l'ourlet;

Agile et noble, avec sa jambe de statue.
Moi, je buvais, crispé comme un extravagant,
Dans son œil, ciel livide où germe l'ouragan,
La douceur qui fascine et le plaisir qui tue.

Un éclair ... puis la nuit! – Fugitive beauté
Dont le regard m'a fait soudainement renaître,
Ne te verrai-je plus que dans l'éternité?

Ailleurs, bien loin d'ici! trop tard! *jamais* peut-être!
Car j'ignore où tu fuis, tu ne sais où je vais,
O toi que j'eusse aimée, ô toi qui le savais!

Le Squelette laboureur

I

Dans les planches d'anatomie
Qui traînent sur ces quais poudreux
Où maint livre cadavéreux
Dort comme une antique momie,

Dessins auxquels la gravité
Et le savoir d'un vieil artiste,
Bien que le sujet en soit triste,
Ont communiqué la Beauté,

On voit, ce qui rend plus complètes
Ces mystérieuses horreurs,
Bêchant comme des laboureurs,
Des Écorchés et des Squelettes.

Einer Dame

Geheul der Straße dröhnte rings im Raum.
Hoch schlank tiefschwarz, in ungemeinem Leide
Schritt eine Frau vorbei, die Hand am Kleide
Hob majestätisch den gerafften Saum;

Gemessen und belebt, ihr Knie gegossen.
Und ich verfiel in Krampf und Siechtum an
Dies Aug' den fahlen Himmel vorm Orkan
Und habe Lust zum Tode dran genossen.

Ein Blitz, dann Nacht! Die Flüchtige, nicht leiht
Sie sich dem Werdenden an ihrem Schimmer.
Seh ich dich nur noch in der Ewigkeit?

Weit fort von hier! zu spät! vielleicht auch nimmer?
Verborgen dir mein Weg und mir wohin du mußt
O du die mir bestimmt, o du die es gewußt!

Das Skelett bei der Arbeit

I

Atlanten der Anatomie
Die sacht auf diesen Quais verstauben
Wo Bücher modern daß wir glauben
Wie alte Mumien schlummern sie

Voll Tafeln die das treue Sinnen
Des alten Zeichners und sein Wert
Wiewohl ihr Urbild trauern lehrt
Wahrhafte Schönheit ließ gewinnen

Sie weisen daß uns tiefer bette
Dies unergründlich rege Schauern
Den Boden schaufelnd gleich den Bauern
Enthäutete und auch Skelette.

II

De ce terrain que vous fouillez,
Manants résignés et funèbres,
De tout l'effort de vos vertèbres,
Ou de vos muscles dépouillés,

Dites, quelle moisson étrange,
Forçats arrachés au charnier,
Tirez-vous, et de quel fermier
Avez-vous à remplir la grange?

Voulez-vous (d'un destin trop dur
Épouvantable et clair emblème!)
Montrer que dans la fosse même
Le sommeil promis n'est pas sûr;

Qu'envers nous le Néant est traître;
Que tout, même la Mort, nous ment,
Et que sempiternellement,
Hélas! il nous faudra peut-être

Dans quelque pays inconnu
Écorcher la terre revêche
Et pousser une lourde bêche
Sous notre pied sanglant et nu?

Le Crépuscule du soir

Voici le soir charmant, ami du criminel;
Il vient comme un complice, à pas de loup; le ciel
Se ferme lentement comme une grande alcôve,
Et l'homme impatient se change en bête fauve.

O soir, aimable soir, désiré par celui
Dont les bras, sans mentir, peuvent dire: Aujourd'hui
Nous avons travaillé! – C'est le soir qui soulage
Les esprits que dévore une douleur sauvage,

II

Die ihr durchstöbert, dieser Hänge
Verdrossene und trübe Sassen
Nach Kräften eurer Wirbelmaßen
Und bloßgelegten Muskelstränge

Sprecht: welche Ernte sondrer Art
Volk das dem Beinhaus man entlockte
Ist's die ihr bergt? und welchem Vogte
Dem ihr im Schober sie bewahrt?

Wollt ihr (der künft'gen Kümmernis
Ein Sinnbild fürchterlich und klar)
Erweisen daß im Grab sogar
Verheißner Schlummer ungewiß;

Daß wider uns das Nichts Verräter;
Daß alles selbst der Tod uns lügt
Und daß es leider so gefügt
Daß man für ew'ge Zeiten später

In einer fremden Gegend muß
Durchwühlen spröde Ackerflächen
Und einen schweren Spaten stechen
Unter dem blutend nackten Fuß?

Die Abenddämmerung

Der süße Abend kommt der's mit den Schächern hält;
Er schleicht sich wie ihr Helfershelfer sacht heran; nun fällt
Des Himmels riesige Portiere langsam vor
Und Raubwild will in uns den Irrenden empor.

O Abend lieber Abend welcher den erfreut
Des Arme sonder Lüge sagen können: heut
Sind fleißig wir gewesen! – Linderung beschert
Der Abend Geistern die ein wilder Schmerz verheert

Le savant obstiné dont le front s'alourdit,
Et l'ouvrier courbé qui regagne son lit.

Cependant des démons malsains dans l'atmosphère
S'éveillent lourdement, comme des gens d'affaire,
Et cognent en volant les volets et l'auvent.
A travers les lueurs que tourmente le vent
La Prostitution s'allume dans les rues;
Comme une fourmilière elle ouvre ses issues;
Partout elle se fraye un occulte chemin,
Ainsi que l'ennemi qui tente un coup de main;
Elle remue au sein de la cité de fange
Comme un ver qui dérobe à l'Homme ce qu'il mange.
On entend çà et là les cuisines siffler,
Les théâtres glapir, les orchestres ronfler;
Les tables d'hôte, dont le jeu fait les délices,
S'emplissent de catins et d'escrocs, leurs complices,
Et les voleurs, qui n'ont ni trêve ni merci,
Vont bientôt commencer leur travail, eux aussi,
Et forcer doucement les portes et les caisses
Pour vivre quelques jours et vêtir leurs maîtresses.

Recueille-toi, mon âme, en ce grave moment,
Et ferme ton oreille à ce rugissement.
C'est l'heure où les douleurs des malades s'aigrissent!
La sombre Nuit les prend à la gorge; ils finissent
Leur destinée et vont vers le gouffre commun;
L'hôpital se remplit de leurs soupirs. – Plus d'un
Ne viendra plus chercher la soupe parfumée,
Au coin du feu, le soir, auprès d'une âme aimée.

Encore la plupart n'ont-ils jamais connu
La douceur du foyer et n'ont jamais vécu!

Le Jeu

Dans des fauteuils fanés des courtisanes vieilles,
Pâles, le sourcil peint, l'œil câlin et fatal,

Den zähen Forscher dessen Stirn sich senkt befreit er
Und nieder legt sich der gebeugte Lohnarbeiter.

Indes erwachen rings in Lüften wo sie wohnen
Träg wie ein Kaufmannspack die schädlichen Dämonen
Und stoßen sich im Flug an Firsten und an Fenstern.
Bei Lichtern die im Luftzug hin und her gespenstern
Entzündet sich die Unzucht in den Gassen;
Ameisen die den Bau aus jedem Loch verlassen.
Wie sie sich überall verborgen Wege bahnt
Ist sie dem Feinde gleich der einen Handstreich plant;
Sie lebt am Busen ihrer Stadt von Kot
Und stiehlt gleich einem Wurm des Menschen täglich Brot.
Ein Zischen hört man hie und da aus Küchenessen
Gekreisch von Bühnen und Orchesterton von Bässen;
Nun sammeln im Lokal wo sie zum Spiel verleiten
Dirnen und Gauner sich als seine Eingeweihten
Und unversehens sind, geächtet und betrogen
Diebsbanden auf die Arbeit ausgezogen
Die lautlos Türen und Tresors bezwingen
Um Unterhalt, und um den Weibern Putz zu bringen.

Du sammle dich mein Herz in dieser ernsten Stunde
Und schließe du dein Ohr dem lauten Höllenmunde.
Die Stund ist's da der Kranken Schmerzen überschießen!
Nach ihrer Gurgel greift die düstere Nacht; sie schließen
Ihr Schicksal ab und gehn zum allgemeinen Grund;
Es füllt das Spittel sich mit ihren Seufzern. Und
Manch einer ist der nie mehr bei dem Nachtmahl weilt
Am Herde wo er's mit der Freundin sonst geteilt.

Auch hat die meisten nie ein süßer Schein umschwebt
Von eignem Feuer und sie haben nie gelebt.

Das Spiel

Verschossene Polster worin Vetteln tuscheln
Die aus bemalten Augen böse locken

Minaudant, et faisant de leurs maigres oreilles
Tomber un cliquetis de pierre et de métal;

Autour des verts tapis des visages sans lèvre,
Des lèvres sans couleur, des mâchoires sans dent,
Et des doigts convulsés d'une infernale fièvre,
Fouillant la poche vide ou le sein palpitant;

Sous de sales plafonds un rang de pâles lustres
Et d'énormes quinquets projetant leurs lueurs
Sur des fronts ténébreux de poëtes illustres
Qui viennent gaspiller leurs sanglantes sueurs;

Voilà le noir tableau qu'en un rêve nocturne
Je vis se dérouler sous mon œil clairvoyant.
Moi-même, dans un coin de l'antre taciturne,
Je me vis accoudé, froid, muet, enviant,

Enviant de ces gens la passion tenace,
De ces vieilles putains la funèbre gaieté,
Et tous gaillardement trafiquant à ma face,
L'un de son vieil honneur, l'autre de sa beauté!

Et mon cœur s'effraya d'envier maint pauvre homme
Courant avec ferveur à l'abîme béant,
Et qui, soûl de son sang, préférerait en somme
La douleur à la mort et l'enfer au néant!

Danse macabre

A Ernest Christophe

Fière, autant qu'un vivant, de sa noble stature,
Avec son gros bouquet, son mouchoir et ses gants,
Elle a la nonchalance et la désinvolture
D'une coquette maigre aux airs extravagants.

Vit-on jamais au bal une taille plus mince?
Sa robe exagérée, en sa royale ampleur,

Und deren Ohrschmuck aus verdorrten Muscheln
Ein Klirren fallen läßt wie leise Glocken;

Und überm grünen Tuch entfleischte Fratzen
Entfärbte Lippen und entzahnte Kiefer
Umsonst durchforschen fieberheiße Tatzen
Das Mieder und die Taschen immer tiefer;

Bei fahlen Lüstern die zur Decke schwelen
Und riesenhaften Lampen einen Kreis
Erlauchtester Poeten deren Seelen
Die Frone suchen und den blutigen Schweiß;

Dies dunkle Bild in mitternächtger Luft
Als Traumgesicht vor meinem Blick erleidend
Fand ich verloren in der stillen Gruft
Mich selber lehnen, kalt verstummt und neidend

Ja neidend ihre Laster jenen Dieben
Die unheilvolle Lust den geilen Damen
Wie sie getrost und offen Handel trieben
Mit Schönheit die und der mit seinem Namen.

Mich aber ließ mein Neid auf den erbeben
Den seine Jagd zum Abgrund so entflammt
Daß ihm sein Blut die Losung eingegeben:
Dem Nichtsein zu entgehn und seis verdammt!

Totentanz

Ernest Christophe gewidmet

Kein Lebender pocht mehr auf seine Größe
Als sie die Strauß und Handschuh an sich preßt
Und in der Haltung die verwegne Blöße
Der hagern Kurtisane sehen läßt.

Wer fand beim Ball ein Mieder so verengt?
Die Robe stürzt in königlicher Fülle

S'écroule abondamment sur un pied sec que pince
Un soulier pomponné, joli comme une fleur.

La ruche qui se joue au bord des clavicules,
Comme un ruisseau lascif qui se frotte au rocher,
Défend pudiquement des lazzi ridicules
Les funèbres appas qu'elle tient à cacher.

Ses yeux profonds sont faits de vide et de ténèbres,
Et son crâne, de fleurs artistement coiffé,
Oscille mollement sur ses frêles vertèbres.
O charme d'un néant follement attifé!

Aucuns t'appelleront une caricature,
Qui ne comprennent pas, amants ivres de chair,
L'élégance sans nom de l'humaine armature.
Tu réponds, grand squelette, à mon goût le plus cher!

Viens-tu troubler, avec ta puissante grimace,
La fête de la Vie? ou quelque vieux désir,
Éperonnant encor ta vivante carcasse,
Te pousse-t-il, crédule, au sabbat du Plaisir?

Au chant des violons, aux flammes des bougies,
Espères-tu chasser ton cauchemar moqueur,
Et viens-tu demander au torrent des orgies
De rafraîchir l'enfer allumé dans ton cœur?

Inépuisable puits de sottise et de fautes!
De l'antique douleur éternel alambic!
A travers le treillis recourbé de tes côtes
Je vois, errant encor, l'insatiable aspic.

Pour dire vrai, je crains que ta coquetterie
Ne trouve pas un prix digne de ses efforts;
Qui, de ces cœurs mortels, entend la raillerie?
Les charmes de l'horreur n'enivrent que les forts!

Le gouffre de tes yeux, plein d'horribles pensées,
Exhale le vertige, et les danseurs prudents

Auf einen ausgezehrten Fuß – den zwängt
Der seidne Schuh wie eine Blumentülle.

Die Rüschen die am Schlüsselbein sich spreiten
(So leckt am Fels ein Bächlein lockrer Art)
Behüten spröd vor faden Lustigkeiten
Die düstern Reize die sie wohl verwahrt.

Die tiefen Augen sind aus Nichts und Nacht
Ihr Schädel den ein Bau von Blumen schmückt
Wiegt auf dem brüchigen Genick sich sacht.
Wie bist du, taubes Meisterstück, geglückt!

Ein Zerrbild magst du heißen vor dem Tadel
Der fleischlichen Galane die nicht schätzen
Des sterblichen Gerüsts erlesnen Adel.
Großes Skelett! Du stimmst zu meinen liebsten Sätzen!

Grandiose Larve, willst du dies Gelage
Des Lebens stören? oder aber blieb
Dir im Gebein vom Kitzel früherer Tage
Zurück was hier in Satans Garn dich trieb?

Glaubst du bei Geigen und entbrannten Kerzen
Den Alben abzutun mit seinem Lächeln?
Und soll dem Höllenglast in deinem Herzen
Der Sturzbach dieser Orgien Kühlung fächeln?

Grundloser Bronn von Dummheit und Verschulden!
Kelch der die alte Qual uns destilliert!
Durchs Stabwerk deiner leeren Rippenmulden
Zeigt sich die Natter die um Fraß noch irrt.

Ich frage mich: wird deiner Koquetterie
Auch ihr verdienter Lohn beschieden sein?
Den Spott erfaßt der Haufe hier doch nie
Nur Starke saugen lustvoll Grauen ein.

Aus hohlen Augen haucht verruchtes Sinnen
Noch Schwindel und beim Anblick weckt gewiß

Ne contempleront pas sans d'amères nausées
Le sourire éternel de tes trente-deux dents.

Pourtant, qui n'a serré dans ses bras un squelette,
Et qui ne s'est nourri des choses du tombeau?
Qu'importe le parfum, l'habit ou la toilette?
Qui fait le dégoûté montre qu'il se croit beau.

Bayadère sans nez, irrésistible gouge,
Dis donc à ces danseurs qui font les offusqués:
»Fiers mignons, malgré l'art des poudres et du rouge,
Vous sentez tous la mort! O squelettes musqués,

Antinoüs flétris, dandys à face glabre,
Cadavres vernissés, lovelaces chenus,
Le branle universel de la danse macabre
Vous entraîne en des lieux qui ne sont pas connus!

Des quais froids de la Seine aux bords brûlants du Gange,
Le troupeau mortel saute et se pâme, sans voir
Dans un trou du plafond la trompette de l'Ange
Sinistrement béante ainsi qu'un tromblon noir.

En tout climat, sous tout soleil, la Mort t'admire
En tes contorsions, risible Humanité,
Et souvent, comme toi, se parfumant de myrrhe,
Mêle son ironie à ton insanité!«

L'Amour du mensonge

Quand je te vois passer, ô ma chère indolente,
Au chant des instruments qui se brise au plafond
Suspendant ton allure harmonieuse et lente,
Et promenant l'ennui de ton regard profond;

Quand je contemple, aux feux du gaz qui le colore,
Ton front pâle, embelli par un morbide attrait,

Den zagen Tänzern bittres Würgen innen
Dein volles ewig lächelndes Gebiß.

Und doch – wo ist der kein Skelett umfangen
Und nicht von Gräbergut die Mahlzeit hielt?
Was kann hier Pflege Duft und Kleid verfangen?
Fein schilt sich selber wer den Heiklen spielt.

Du Bajadere der die Nase fehlt
Begehrenswertes Weib! sprich du zu jenen:
»Ihr Äffchen, ob ihrs unterm Puder hehlt
Riecht doch nach Tod! O duftende Gebeine ihr und Sehnen

Ihr glatten Dandys, Aas im Firnisglanz
Du greiser Lovelace, Antinous
Euch führt der ungeheure Totentanz
Mit in ein Land das dunkel bleiben muß.

Vom Seinequai zum Ganges, durch die Welt
Taumelt des Todes Herde, blickt nicht auf
Wo die Drommete die der Engel hält
Im Dachstuhl gähnt – ein schwarzer Büchsenlauf.

Mors schaut Dir, Menschheit, beim Verrecken zu
Gelächter das du bist in allen Zonen
Und läßt, mit Myrrhen parfümiert wie du
Versteckten Hohn bei deiner Tollheit wohnen!«

Die Lust an der Lüge

Wenn sich mein Aug an dein gelassnes Schreiten
Beim Lied der Geigen durch den Saal verliert
An deinen trägen Wandel und das Gleiten
Der Blicke welche Anteil nicht regiert;

Betrachte ich im Gaslicht das sie tönt
Die Stirne der zum Frührot Fackeln taugen

Où les torches du soir allument une aurore,
Et tes yeux attirants comme ceux d'un portrait,

Je me dis: Qu'elle est belle! et bizarrement fraîche!
Le souvenir massif, royale et lourde tour,
La couronne, et son cœur, meurtri comme une pêche,
Est mûr, comme son corps, pour le savant amour.

Es-tu le fruit d'automne aux saveurs souveraines?
Es-tu vase funèbre attendant quelques pleurs,
Parfum qui fait rêver aux oasis lointaines,
Oreiller caressant, ou corbeille de fleurs?

Je sais qu'il est des yeux, des plus mélancoliques,
Qui ne recèlent point de secrets précieux;
Beaux écrins sans joyaux, médaillons sans reliques,
Plus vides, plus profonds que vous-mêmes, ô Cieux!

Mais ne suffit-il pas que tu sois l'apparence,
Pour réjouir un cœur qui fuit la vérité?
Qu'importe ta bêtise ou ton indifférence?
Masque ou décor, salut! J'adore ta beauté.

Je n'ai pas oublié, voisine de la ville,
Notre blanche maison, petite mais tranquille;
Sa Pomone de plâtre et sa vieille Vénus
Dans un bosquet chétif cachant leurs membres nus,
Et le soleil, le soir, ruisselant et superbe,
Qui, derrière la vitre où se brisait sa gerbe,
Semblait, grand œil ouvert dans le ciel curieux,
Contempler nos dîners longs et silencieux,
Répandant largement ses beaux reflets de cierge
Sur la nappe frugale et les rideaux de serge.

Wie Bleichsucht pathologisch sie verschönt
Und die Magie der bildnishaften Augen

Hab ich befremdlich blühend sie gefunden
Erinnerung krönte als ein Turm das Weib
Ihr Herz die mürbe Pfirsche voller Wunden
Ist reif für weises Lieben wie ihr Leib.

Bist du die schwere Herbstfrucht voller Saft?
Bist du die Urne worauf Tränen fallen
Ein Duften das wie Wüstenwind erschlafft
Ein Pfühl ein Blumenkorb was von dem allen?

Ich weiß um Augen, trauriger sind keine
In welchen nichts Verschwiegnes sich erkennt
Entleerte Medaillons und hohle Schreine
So tief und kalt ist nicht das Firmament.

Mir aber der ich wahres Wesen flieh
Mag dieser Schein im Herzen Lust vertreten
Was tut dein Stumpfsinn deine Apathie
Idol, Attrappe! Laß mich vor dir beten.

Noch lebt mir unser Haus das abgeschieden
Vorstädtisch lag in seinem weißen Frieden
Mit Venus Gipsfigur und Flora deren Zucht
In jenen kargen Büschen Schutz gesucht
Und auch die Sonne wie sie feucht sich neigte
Und sich durchs Fenster das sie brach dann zeigte
Am schauenden Gezelt ein Aug das unverwandt
Auf unsrer langen stummen Mahlzeit stand
Und überall mit Kerzenlicht beschienen
Ländliche Kost und linnene Gardinen.

La servante au grand cœur dont vous étiez jalouse,
Et qui dort son sommeil sous une humble pelouse,
Nous devrions pourtant lui porter quelques fleurs.
Les morts, les pauvres morts, ont de grandes douleurs,
Et quand Octobre souffle, émondeur des vieux arbres,
Son vent mélancolique à l'entour de leurs marbres,
Certe, ils doivent trouver les vivants bien ingrats,
A dormir, comme ils font, chaudements dans leurs draps,
Tandis que, dévorés de noires songeries,
Sans compagnon de lit, sans bonnes causeries,
Vieux squelettes gelés travaillés par le ver,
Ils sentent s'égoutter les neiges de l'hiver
Et le siècle couler, sans qu'amis ni famille
Remplacent les lambeaux qui pendent à leur grille.

Lorsque la bûche siffle et chante, si le soir,
Calme, dans le fauteuil je la voyais s'asseoir,
Si, par une nuit bleue et froide de décembre,
Je la trouvais tapie en un coin de ma chambre,
Grave, et venant du fond de son lit éternel
Couver l'enfant grandi de son œil maternel,
Que pourrais-je répondre à cette âme pieuse,
Voyant tomber des pleurs de sa paupière creuse?

Brumes et Pluies

O fins d'automne, hivers, printemps trempés de boue,
Endormeuses saisons! je vous aime et vous loue
D'envelopper ainsi mon cœur et mon cerveau
D'un linceul vaporeux et d'un vague tombeau.

Dans cette grande plaine où l'autan froid se joue,
Où par les longues nuits la girouette s'enroue,
Mon âme mieux qu'au temps du tiède renouveau
Ouvrira largement ses ailes de corbeau.

Rien n'est plus doux au cœur plein de choses funèbres,
Et sur qui dès longtemps descendent les frimas,
O blafardes saisons, reines de nos climats,

Die Schaffnerin voller Geduld die dein Argwohn betraf
Und die unterm dürftigen Rasen nun schlummert den Schlaf
Weißt du es nicht daß wir ihr Blumen schulden?
Schwer müssen all die armen Toten dulden
Und führt Oktober mit dem Blätterhauf
Trostlose Reigen auf den Gräbern auf
Wie sollten sie nicht herzlos schelten können
Die Lebenden die sich den Schlummer gönnen
Wenn sie in ihrer schwarzen Grübelnacht
In der kein Buhle und kein Zuspruch wacht
Den Wurm an ihren alten Knochen fühlen
Und Wasser die den Winterschnee verspülen
Und durch das Säkulum das hingeht flattern
Trotz Freund- und Sippschaft Fetzen an den Gattern.

Käme einst spät wenn die Holzglut sich neigt
Sie die sich still ihren Platz sucht und schweigt
Wenn im blauen Nachtfrost der Winterwende
Ich im Eck meines Zimmers gekauert sie fände
Die ernst ihr ewiges Bette verlassen
Das Kind das heranwuchs im Blick zu umfassen
Was könnt ich der armen Seele erwidern
Wenn ich weinen sie sähe aus hohlen Lidern?

Nebel und Regen

Herbstende Winter Lenz, durchtränkt von Regen
Schläfernde Jahreszeiten die bewegen
Zu Lob und Liebe wenn im Dunst erkalten
Mein Herz und Hirn in eines Bahrtuchs Falten.

In Ebnen wo von Süden Stürme fegen
Windfahnen nachts sich drehn mit heisern Schlägen
Wird meine Seele besser als im Walten
Des Lenzes ihren Rabenflug entfalten.

Im Herzen da Verdüstrung eingedrungen
Und Reif sich senkte kann kein Trost mehr wohnen
Ihr blassen Königinnen unsrer Zonen

Que l'aspect permanent de vos pâles ténèbres,
– Si ce n'est, par un soir sans lune, deux à deux,
D'endormir la douleur sur un lit hasardeux.

Rêve parisien

A Constantin Guys

I

De ce terrible paysage,
Tel que jamais mortel n'en vit,
Ce matin encore l'image,
Vague et lointaine, me ravit.

Le sommeil est plein de miracles!
Par un caprice singulier,
J'avais banni de ces spectacles
Le végétal irrégulier,

Et, peintre fier de mon génie,
Je savourais dans mon tableau
L'enivrante monotonie
Du métal, du marbre et de l'eau.

Babel d'escaliers et d'arcades,
C'était un palais infini,
Plein de bassins et de cascades
Tombant dans l'or mat ou bruni;

Et des cataractes pesantes,
Comme des rideaux de cristal,
Se suspendaient, éblouissantes,
A des murailles de métal.

Non d'arbres, mais de colonnades
Les étangs dormants s'entouraient,
Où de gigantesques naïades,
Comme des femmes, se miraient.

Als die Betrachtung eurer Dämmerungen
Wenn nicht geteilter Gram zur Neumondmette
Uns schlummern läßt auf heimatlosem Bette.

Pariser Traum

Constantin Guys gewidmet

I

Von dieser grausen Länderei
Die Menschenauge nie erblickt
Heut morgen noch das Konterfei
Entfernt und vage mich berückt.

Schlaf geht mit Wunderbarem schwanger
Aus Laune hatt ich, bar des Zwecks
Verbannt von meiner Blicke Anger
Das ungleichförmige Gewächs

Und stolz auf meine Bildnerei
Genoß, ihr eigener Verfasser
Ich ihr berauschend Einerlei
Von Marmor und Metall und Wasser.

Gestuftes Babel von Arkaden
Ein unabsehbarer Palast
Stand voller Becken und Kaskaden
In Gold und Bronze eingefaßt

Und lastend waren Katarakte
Die wie Portieren von Kristall
Weit überhängend schimmernd nackte
Gemäuer drückten von Metall.

Und keine Bäume – Kolonnaden
Die um den Schlaf der Teiche standen
Wo sich gigantische Najaden
Wie Frauen abgespiegelt fanden.

Des nappes d'eau s'épanchaient, bleues,
Entre des quais roses et verts,
Pendant des millions de lieues,
Vers les confins de l'univers;

C'étaient des pierres inouïes
Et des flots magiques; c'étaient
D'immenses glaces éblouies
Par tout ce qu'elles reflétaient!

Insouciants et taciturnes,
Des Ganges, dans le firmament,
Versaient le trésor de leurs urnes
Dans des gouffres de diamant.

Architecte de mes féeries,
Je faisais, à ma volonté,
Sous un tunnel de pierreries
Passer un océan dompté;

Et tout, même la couleur noire,
Semblait fourbi, clair, irisé;
Le liquide enchâssait sa gloire
Dans le rayon cristallisé.

Nul astre d'ailleurs, nuls vestiges
De soleil, même au bas du ciel,
Pour illuminer ces prodiges,
Qui brillaient d'un feu personnel!

Et sur ces mouvantes merveilles
Planait (terrible nouveauté!
Tout pour l'œil, rien pour les oreilles!)
Un silence d'éternité.

II

En rouvrant mes yeux pleins de flamme
J'ai vu l'horreur de mon taudis,

Es dehnten blauende Kanale
In rosa und in grünen Quadern
Durch meilenweite Areale
Zum Weltenende ihre Adern

Man sah Gestein das nie erhört
Und Fluten die gebannt; es fingen
Sie Spiegelfluchten die betört
Von all dem Glanze übergingen.

Es glitten tonlos und gemessen
In Strömen – jeder war ein Ganges –
Vom Himmel Schätze aus Gefäßen
In Grüfte diamantnen Hanges.

Ich Bauherr meiner Augenweiden
Entließ auf eigenes Begehr
Durch ein Gewölbe von Geschmeiden
Gebändigt ein ebbend Meer

Und alles selbst das Schwarze deuchte
Mich spiegelklar poliert zu sein
Es fügt ihr Blendendes die Feuchte
Rings in kristallne Rahmen ein.

Kein Stern – und selbst die tiefsten Sphären
Des Himmels ohne Sonnenlicht
Um jene Wunder zu verklären
Aus denen eignes Feuer bricht.

Und über dem lebendigen Flor
Verstrich (o neustes Leid
Den Augen alles nichts dem Ohr)
Ein Schweigen der Ewigkeit.

II

Dann bot sich meinen Augen hier
Das Elend aller meiner Morgen

Et senti, rentrant dans mon âme,
La pointe des soucis maudits;

La pendule aux accents funèbres
Sonnait brutalement midi,
Et le ciel versait des ténèbres
Sur le triste monde engourdi.

Le Crépuscule du matin

La diane chantait dans les cours des casernes,
Et le vent du matin soufflait sur les lanternes.

C'était l'heure où l'essaim des rêves malfaisants
Tord sur leurs oreillers les bruns adolescents;
Où, comme un œil sanglant qui palpite et qui bouge,
La lampe sur le jour fait une tache rouge;
Où l'âme, sous le poids du corps revêche et lourd,
Imite les combats de la lampe et du jour.
Comme un visage en pleurs que les brises essuient,
L'air est plein du frisson des choses qui s'enfuient,
Et l'homme est las d'écrire et la femme d'aimer.

Les maisons çà et là commençaient à fumer.
Les femmes de plaisir, la paupière livide,
Bouche ouverte, dormaient de leur sommeil stupide;
Les pauvresses, traînant leurs seins maigres et froids,
Soufflaient sur leurs tisons et soufflaient sur leurs doigts.
C'était l'heure où parmi le froid et la lésine
S'aggravent les douleurs des femmes en gésine;
Comme un sanglot coupé par un sang écumeux
Le chant du coq au loin déchirait l'air brumeux;
Une mer de brouillards baignait les édifices,
Et les agonisants dans le fond des hospices
Poussaient leur dernier râle en hoquets inégaux.
Les débauchés rentraient, brisés par leurs travaux.

Und wieder tastete nach mir
Die Sonde der verfluchten Sorgen

Die Wanduhr schlug verrufen
Zu Mittag daß es gellt
Und der Himmel goß Nebelkufen
Auf diese schläfrige Welt.

Das Morgengrauen

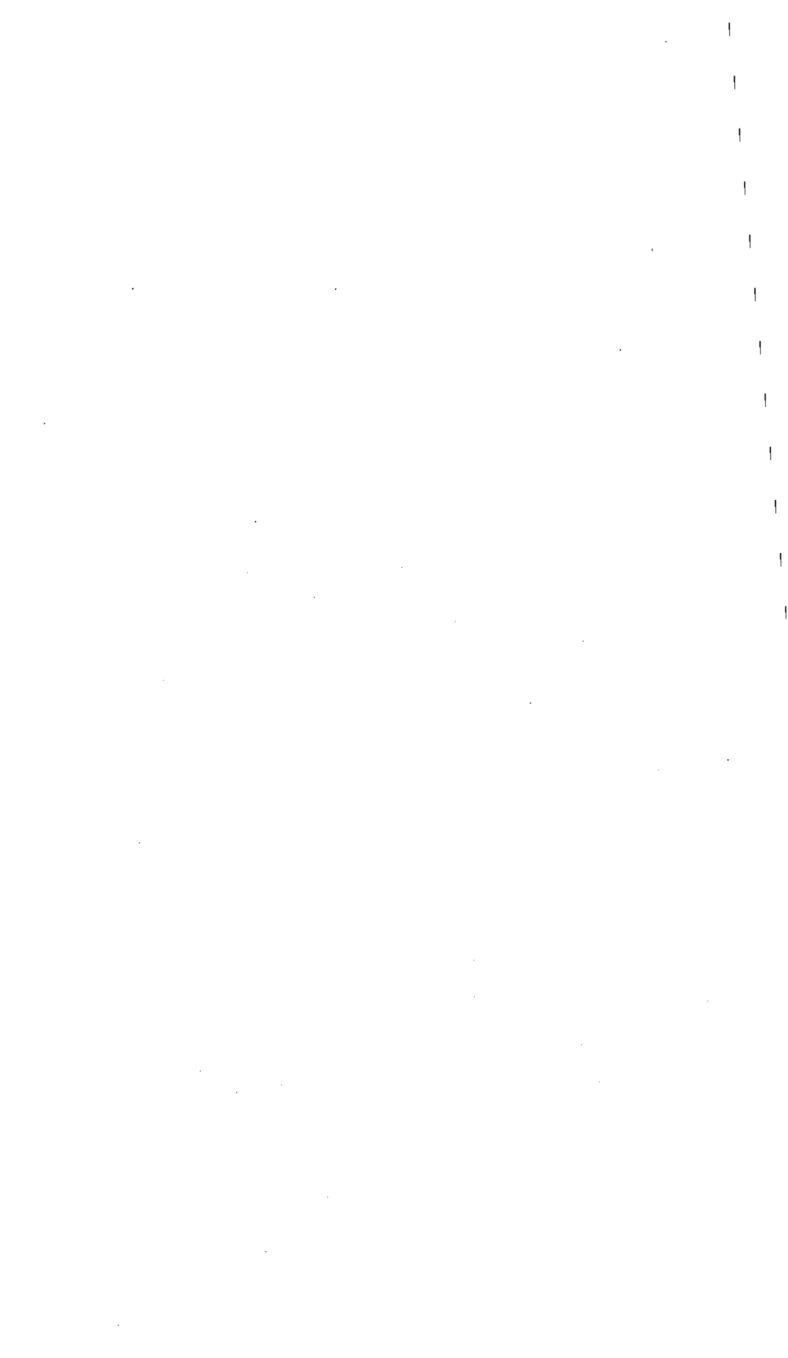
Das Wecken blies im Hofe der Kasernen
Und Wind der Frühe strich entlang an den Laternen.

Es war die Stunde wo sich unter Träumen
Im Bett die braunen Knabenleiber bäumen
Wo wie ein blutend Aug das zittert und das zuckt
Die Lampe auf den Tag die rote Lache tupft
Und wo die Seele in des spröden Leibes Schwergewicht
Zum zweitenmal den Kampf von Tag und Lampe ficht.
Wie Wangen denen Wind die Tränen nimmt
Erschauerte die Luft vom Leben das verschwimmt
Vom Schreiben ist der Mann, die Frau vom Lieben matt.

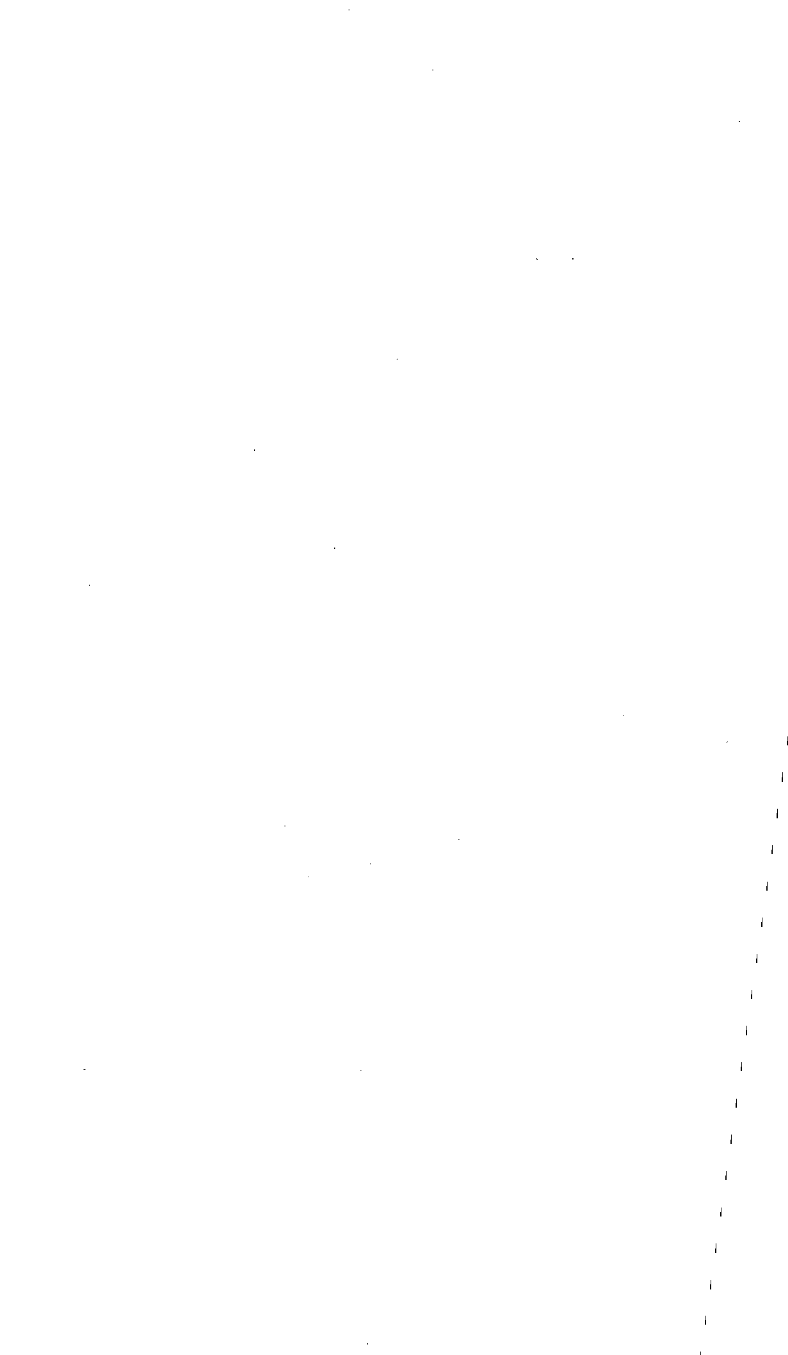
Rauch kam aus manchen Häusern in der Stadt.
Die Dirnen lagen, farblos ihre Lider
Ihr Mund geöffnet, stumpf im Schlaf darnieder
In Lumpen schlichen Weiber die verbrauchten
Die bald ihr Feuerchen bald ihre Hand behauchten.
Es war die Stunde wo in Frost und in Entbehren
Die Wehen Schwangerer gesteigert wiederkehren;
So wie ein Schluchzen stirbt am Blutsturz aus den Lungen
Kam durch die Nebelwand der Hahnenschrei gedrungen
Ein Dunstmeer übergoß die Bauten und die Mäler
Und die Verscheidenden im Schoß der Hospitäler
Verröchelten in Stößen unter Pfeifen.
Lüstlinge sah erschöpft man heimwärts streifen.

L'aurore grelottante en robe rose et verte
S'avançait lentement sur la Seine déserte,
Et le sombre Paris, en se frottant les yeux,
Empoignait ses outils, vieillard laborieux.

Ganz langsam zog in rosiggrünem Flore
Am Seinequai herauf die frierende Aurore
Und mürrisch nahm Paris das sich dem Schlaf entwand
In seiner Fron ergraut das Werkzeug in die Hand.



Übertragungen aus anderen Teilen der »Fleurs du mal«



An den Leser

Dummheit Verirrung Sündenstand und Borgen
Befängt uns geistig und verzehrt den Leib
Und Reue nähren wir zum Zeitvertreib
Wie Bettler schmausend ihr Geschmeiß versorgen.

So starr die Sünden sind so matt die Bußgewalten;
Sehr reich bezahlt sich unser Eingestehn
Und leicht läßt sich der Kotpfad wieder gehn
Wenn wir uns greinend für gesäubert halten.

Der sanft im Kissen böser Lust geschaukelt
Uns Selige – Satan Trismegistos
Hat bis des Wollens edles Erz zerfloß
Uns Alchimistenkünste vorgegaukelt.

Gehn wir so hat der Teufel uns am Faden.
Begier nach Ekelhaftem nimmt uns mit;
Alltäglich führt uns höllenwärts ein Schritt
Gleichmütige, in pesterfüllte Schwaden.

Wie ein verarmter Wüstling unter Bissen
Die wehe Brust der alten Dirne sucht
Entwenden wir ein Glück – die schale Frucht
Die wir recht gründlich auszupressen wissen.

Mit unserm Bregen mästen wir, umschlungen
Wie Maden, ein Dämonenaufgebot
Und wenn wir Atem holen stürzt der Tod
Unsichtbar strömend dumpf in unsre Lungen.

Wenn Notzucht Gift und Brände bis zur Stunde
Uns allen als der angenehmste Rand
Im Webgrund trister Jahre unbekannt
So ists nur Mangel an Entschluß im Grunde.

Doch unterm Auswurf: Panthern Skorpionen
Schakalen Geiern Hündinnen und Nattern

Die kreischend heulend kletternd hinter Gattern
Im eklen Zwinger unsrer Laster wohnen

Bleibt ein gemeinstes ärgstes zu erwähnen!
Wenn es auch nicht auf Lärm und Mimik hält
Wünscht es den Erdball sich als Trümmerfeld
Und gern verschläng es eine Welt im Gähnen;

Der Spleen! – Er raucht die Pfeife, tränend zählt er
Schafott und Galgen in der Phantasie
Mein Freund, du kennst das diffizile Vieh
Freund – Hypokrit – mein Leser – mein Erwählter!

Die kranke Muse

Sag arme Muse was heut nacht dir war
In deinen Blick hat sich ein Spuk gesenkt
Auf deinen Wangen werde ich gewahr
Wie Wahn und Angst einander stumm verdrängt

Grünlicher Succubus und blasser Mahr
Ward dir aus deren Krügen eingeschenkt
Nahm dich zum Spiel ein herrischer Alb beim Haar
Hat in Minturnäs Öden dich ertränkt

Dein Busen sollte duftend wie das Leben
Guten Gedanken nur die Ruhstatt geben
Und deines christlich Blutes Strömen wollt ich hören

Ganz wie den Silbenstrom in den antiken Chören
In welchen herrscht von dem sie singen lernten
Apoll und mit ihm Pan der Herr der Ernten.

Die Riesin

Als noch Natur im mächtigen Vermögen
Geschwängert täglich Ungeheuer wiegte

Bei junger Riesin hätt ich wohnen mögen
Wie um der Fürstin Fuß die Katze schmiegte

Ich hätte Leib erblühen sehn bei Seele
Aufschießen frei in schreckenvollen Spielen
Erriet ob böse Glut ihr Herz verhehle
Weil feuchte Nebel ihr im Auge sielen

Schweif nach Gefallen im gewaltgen Schoß
Erklomm den Abfall ihrer Kniee groß
Und sommers oft wenn schlimm im Sonnenglast

Matt sie im Lande quer sich dehnen mag
Halt in der Brüste Schatten schläfrig Rast
Also ein Weiler still am Bergrand lag.

Totenreue

Wenn du entschlafen bist o Haupt voll Gram
Ausruhest unterm Stein von schwarzem Glimmer
Zum Bette dir verblieb und schmalen Zimmer
Die Gruft um die nur Regenrauschen kam

Beschwert der Stein den Busen voller Scham
Den matten Schoß in der Vergängnis Schimmer
Des Herzens Schlag und Drang verwehrt auf immer
Um Abenteuer ward dein Jagen lahm

Dann spricht das Grab aus meinem tiefen Leid
(Denn Dichtersprache sprechen Grabesgründe)
In langer Nächte schlummerloser Zeit

Was soll nun scheue Priesterin der Sünde
Daß du nicht wußtest um der Toten Klagen
Wie Reue wird der Wurm dein Herz benagen

Geistige Morgenröte

Wenn über Prassern weiß und goldnes Tagen
Gedenken trägt in Händen der Idee
Erweckt geheim ein rächerisches Weh
Des Engels Aug im Tiere aufgeschlagen

Der Geisterfüllten Himmel fernster Schein
Beruft den Menschen den der Alb noch drücket
Wie Abgrunds Licht den Stürzenden beglücket
So teure Göttin Wesen keusch und rein

Auf rauchgem Rest der Schwelgerei die lüstert
Gedenken dein viel rosiger und schöner
Schwebt über meinen Blicken als Bekröner

Die Sonne hat der Kerzen Schein verdüstert
So willst du Siegende den Schimmer erben
Atmende Seel der Sonne ohne Sterben.

Unterhaltung

Herbsthimmel bist du rosa und klar verbrämt
Doch aufsteigt Traurigkeit mir wie Meer im Innern
Und läßt verebbend zurück meinen Lippen vergrämt
Von bitterm Schlamm so kochendes Erinnern

Umsonst berührst du meine vergehende Brust
Dein Finger Freundin streift auf verwüsteten Straßen
Von Klauen verheert und vom Zahne der Weibeslust
Suche mein Herz nicht mehr das die Tiere fraßen

Mein Herz das Schloß durchwühlet von Pöbelhänden
Voll Unzucht Mordtat steht und des Streites Schrille
O Duft den deine nackten Brüste mir spenden

Dies Schönheit ist – du Geißel der Seelen dein Wille
An deinen Augen Gluten der Feste die thronten
Die Lumpen verbrenne du so die Tiere verschonten.

Herbstgesang

I

Bald werden wir in kalte Nebel fahren
Erlisch lebendges Licht in unsern Hallen
Schon hör ich überall in dumpfen Scharen
Die Scheiter in die breiten Höfe fallen

Ganz wird der Winter meinen Sinn bedecken
Mit Haß und Schauder Zorn und arger Not
Und wie die Sonne in der Pole Schrecken
Erstarrt mein Herz zum Block von eisigem Rot

Mit Frösteln hör ich fallen jeden Ast
Nicht dumpfer tönt die Richtstatt die man baut
Mein Geist fällt wie der Wartturm vor der Last
Des Widderstoßes der ihn täglich haut

Mir aber ist gewiegt wie im Geläute
Man nagelt einen Sarg im Erdenschoß
Für wen? War gestern Sommer Herbst ist heute
Dies trübe Raunen klingt wie Aufbruch groß.

II

Wie ist deiner Augen grünlicher Schimmer mir wert
Sanfte Schöne, doch heute brennt alles mich sehr
Und deine Liebe nicht, nicht Gemach oder Herd
Kommen der Sonne mir gleich wenn sie strahlt auf das Meer.

Dennoch sei du mir Mutter, mein Wesen, sei gut
Bleib es dem Undankbaren, ja bleib es dem Bösen;
Schwesterlich oder entbrannt, sei die flüchtige Glut
In die Herbst und sinkende Sonne sich lösen.

Nicht auf lange! Das Grab steht wartend bereit
Nimm meine Stirn, überlaß mich zu deinen Füßen
Trauervoll denkend der weißen der sengenden Zeit
Nun dem Strahle des Spätjahrs, dem gelben und süßen!

Einer Madonna
Ex-voto im spanischen Sinne

Gewähre daß ich dir Madonna meiner Fraue
In Krypten meiner Qual den Hochaltar erbaue
Und gründe wo zutiefst mein finstres Herze wüst
Fern von frivolem Blick und weltlichem Gelüst
Die Wölbung welche ganz von Himmelblau und Golde
In der du thronen sollst Gewaltige und Holde.
Von lauterem Metall sind Verse mein Geflecht
Das ich mit Reimen von Kristalle kunstgerecht
Zu deines Hauptes großer Krone vorbereite;
Und dann trägt meine Brunst, du tödlich Benedeite
Für den barbarischen und schweren Umhang Acht
Darinnen dich umstarrt ein Futter von Verdacht;
In ihm soll sich dein Charme als wärs in Schanzen wähnen;
Nicht Perlen säumen ihn, nein alle meine Tränen!
Und deine Robe sei mein Wunsch der nach dir drängt
Der wogende, mein Wunsch, der schwillt und der sich senkt
Der sich auf Gipfeln wiegt und in den Tälern rastet
Und kosend all dein Weiß und Rosenrot betastet.
Ich mach dir schöne Schuh aus meiner Devotion
Von Seide, die dein Fuß erniedriget zum Lohn
Den haben sie gemach in ihren Druck geschlossen
Und wahren treu sein Bild als wär es abgegossen.
Und ist all meine Kunst und Mühe nicht im Fall
Dir einen Silbermond zu leihn zum Piedestal
So sei die Schlange die mein Innres beißend ätzet
Dir, Triumphierende, zum Thronstieg vorgesetzet
Das Ungeheuer dir, Erlöserin, auf daß
Geschmäht und abgetan sein Geifern und sein Haß.
Sieh an mein geistig Werk das ich wie Kerzen stelle
In der erlauchten Magd bekränzte Weihkapelle
Wie rings sein Widerschein bestirnt der Wölbung Blau
Erglühet dir allein die Lohe seiner Schau;
Und weil in mir für dich nur Minnen und Verehren
Werd ich mich ganz in Myrrhn Benzoe und Weihrauch kehren;
Zu deinem Gipfel drängt, der strahlend und vereist
In Schwaden rastlos und gewitterschwer mein Geist.

Zuletzt, auf daß du ganz vollendet gleichst Marien
Und Grausamkeit in mir der Liebe gleich gediehen
Mach ich in Henkersbrunst doch voll Gewissensqual
Der Dolche sieben aus der Sünden Siebenzahl
Die reih ich teilnahmlos, nicht anders als jonglierend
Und deiner Liebe in ihr Innerstes visierend
Heft ich sie alle in dein Herze welches klopft
In dein Herz welches schluchzt in dein Herz welches tropft.

Sisina

Dianen denkt im Prängen schimmervoll
Durchstürmend Wälder spürt in Büschen krachend
Windwärts Gelock und Brust vom Toben toll
Hoffärtig und der besten Herren lachend

Saht ihr Terogen die Schlachten liebt im Groll
Zum Aufruhr den barfüßigen Pöbel fachend
Wang Aug im Feuer während Tod ihr scholl
Rasenden Schwertstiegs Königstreppen dachend

Seht so Sisina doch die sanfte Wilde
Eint mörderischem Mut so süße Milde
Ihr Sinn verstört von Dampf und Trommelschlägen

Tief senkt vor Flehenden das gewöhnte Schwert
Und ihr Herz wüst von Flammen in den Gehegen
Tränenquellen birgt jenem der Tränen wert.

Der Geist

Wie die Engel mit Augen fahl
Wo du schlummerst kehr ich zum Saal
Und will dir zur Seite sacht
Gleiten mit den Schatten der Nacht

Und dir werd ich du dunkle Blonde
Küsse geben kalt wie vom Monde
Und dazu Gestreichel von Schlangen
So um eine Grube rangen

Naht der Morgen im Erblinden
Mich am Ort wirst du nicht finden
Frost wird dort bis Abend hausen

Wie die andern mit der Zärte
Über deine junge Fährte
Herrschen will ich durch das Grausen.

Die Katzen

Geliebte voller Gluten und die strengen
Die Denker lieben in den reifen Stunden
Der prunken Katzen hochmutvolle Runden
Die fröstelnd so wie sie am Hause hängen

Der Weisheit freund und freund den großen Lüsten
Die Stille suchen sie und grauses Dämmern
Es hätte Erebos zu finstern Rennern
Erwählt die Stolzen wenn von Dienst sie wüßten

Im Sinnen wählen sie die edlen Lagen
Von Sphinxen die gestreckt im Öden ragen
Als hätte sie ein Traum in Schlaf gebannt

Von magischen Funken strotzen ihre Seiten
Und Zellen Goldes wie ein feiner Sand
In ihren runden Augen heimlich gleiten.

Frohsinn des Toten

In fettem Erdreich das voll Schnecken steckt
Will ich mir selbst die tiefe Gruft bestellen

Wo ich den Schlaf der meine Knochen streckt
Im Nichtsein schlummre wie ein Hai in Wellen.

Ich hab nicht Grab noch Erbschrift im Respekt;
Eh ich besorgte daß mir Tränen quellen
Lüd ich noch heute wenn ich einst verreckt
Die Raben meinem Aas sich zu gesellen.

O Würmer! augenlose schwarze Freunde ihr
Euch naht ein Toter leicht und froh in mir;
Bedachte Schlemmer, Söhne der Zersetzung

Durchquert mein Haus von Skrupeln unbedroht
Und sagt mir ob noch fernerhin Verletzung
An den Kadaver rührt der nun mit Toten tot.

Die Wanduhr

O Wanduhr! finstres Numen du und ungerührtes
Dein Finger weist auf uns und sagt: »Erinnre dich!
Nicht lange und dein Herz erkennt mit jedem Stich
Der Schmerzen sich als Ziel und jeden Pfeil verspürt es;

Und dann verziehet Lust – ein Rauch am Himmelsrand
(Die Sylphe flüchtet so ins Dunkel der Kulisse)
Jedwedem schmälert Zeit mit einem jeden Bisse
Den Bruchteil vom Genuß den Gott ihm zugestand.

Es zischt dreitausendundsechshundertmal von droben:
Erinnre dich! die Stunde. – Eh du's meinst
Zirpt Gegenwart wie ein Insekt: Ich bin das Einst
Und hab mit eklem Rüssel Blut aus dir gehoben.

Remember! denk's! zuviel! esto memor!
(Denn mein metallner Mund ertönt in allen Zungen.)
Wie Stollen, Erdenwurm, in die du eingedrungen
Sind die Minuten. Hol das Gold daraus hervor!

Erinnre dich daß Zeit im Spiel auf Vorteil sinnet.
Sie macht (und ohne Trug), so gilt es, jeden Stich!
Es sinkt der Tag; die Nacht wächst an; erinnre dich!
Den Abgrund dürstet stets; die Wasseruhr verrinnet.

Bald schlägt die Stunde wo das Glück, dein hoher Gast
Wo Tugend, dein Gemahl, des Bett du niemals teiltest
Wo Reue (das Asyl das du zuletzt ereiltest)
Dir zuruft: Greiser Fant! nun stirb! es ist verpaßt!«

Der Wein des Einsamen

Der sehr verschwiegne Blick der Kurtisane
Der auf uns gleitet gleichend dem Erblassen
Lüsternen Monds im welligen See gelassen
Die Schöne badend ganz von Scham enttane

In Spielers Hand der letzte Louisdor
Ein frecher Kuß der schmächtigen Adele
Musik die träge schläferte die Seele
Gleich fernem Menschenschmerz aufschreit zum Ohr

Erkaufet doch nicht dich o Flasche räumig
Voll strengen Balsams so im Bauche schäumig
Wahrst welkem Herz des kindlichen Poeten

Einschenkest du ihm Hoffnung Leben Jugend
Und Hochmut den Schatz und die Bettlertugend
Die uns groß macht gleich Göttern zu denen wir beten.

Die Zerstörung

Ohn Ruh noch Rast der Dämon mich berennt
Er schwimmt um mich gleich leerem Hauch abgründig
Ich saug ihn ein der meine Lungen brennt
Füllt sie mit Sehnen ewiglich und sündig

Bisweilen wählt kund großer Lieb zur Kunst
Er die verführerischste Form der Frauen
Und unter Sprüchen liebt scheinheilger Gunst
Gemeine Tränke meinem Mund zu brauen

Er führt mich so weitab vom Aug des Herrn
Den Stöhnenden vom Schlaf Zerbrochnen fern
Zum Anger Langerweil öd und geheim

Und wirft in meine Augen voll Betörung
Befleckt Gewande offner Wunden Schleim
Und blutenden den Schemen der Zerstörung.

Die barmherzigen Schwestern

Wollust und Tod das sind zwei Mädchen fein
Mit Küssen schwellend reicher Säfte mächtig
Den keuschen Schoß in Lumpen hüllen ein
Der ward in ewgen Wehen niemals trächtig

Dem Dichter feind dem Haus im Traurigsein
Günstling der Höllen armem Höfling schmächtig
Grab und Bordell zeigt ihm im Buchenhain
Ein Bett drin wühlte nie Gewissen nächtig

Und Sarg und Lager geil bei Fluch und Schwarm
Uns reichen wechselnd wie barmherzge Schwestern
Gräßlicher Süße und Genüsse Lästern

Wann scharrt mich Wollust ein dein pestiger Arm
O Tod wann du in gleicher Reize Gürten
Zypressen schwarz pfropfst über faule Myrten?

Der Tod der Liebenden

Es werden tief im Dufte stehn die Betten
Divane wo wir wie in Gräbern wohnen

Und seltne Blumen auf erhöhten Stätten
Für uns erschlossne unter schönen Zonen

Zur Lust verleuchtend ihre Glut die letzte
Zwei Herzen werden große Feuer sein
In deren Glut gedoppelt sich benetzte
Der Zwillingsspiegel Geist im Widerschein

Ein Abend Rosa baut und heimlich Blauen
Wir werden tauschen jenes helle Schauen
Wie letztes Schluchzen das den Abschied beut

Später ein Engel in der Türen Spalten
Eintreten wird belebt treu und erfreut
Spiegel so blind und Flammen die erkalten.

Die Reise

III

Erstaunliche die fahren welche Mären
Erlest ihr in der Augen tiefem See
Reicht Schätze uns Gedächtnis zu gewähren
Blendenden Stein aus Sternen Luft und Schnee

Wir wollen sonder Dampf und Segel ziehen
Laßt nur erfragen die zur Kammer kamen
Auf unser Herz wie weißes Tuch gediehen
Erinnerung in der Horizonte Rahmen

Was saht ihr sagt?

VIII

Tod alter Steurer löse das Tau bereit
Dies Land ist Gram o Tod die Anker lichtet
Sind schwarz wie Tinte Meer und die Wolken breit
Besser das Herz kennst du das im Hellen schlichtet

Du schenke uns dein Gift das wohl uns stärke
Wir wollen so sehr brennt im Hirn dies Feuer
Zum Schlund hinab ob Höll ob Himmels Werke
Zum Unbekannten tauchend Neuem neuer.

Der Untergang der romantischen Sonne

Wie schön ist Sonne taucht sie frisch empor
Gleich sprengendem Geschoß zum Morgengruße
O selig wer erfüllt von edler Muße
Begrüßt ihr Sinken in der Träume Chor

Ich weiß noch alles Blumen sah ich Häge
Vor ihrem Blick erbleichen selbst die Quelle
Zum Horizonte lauft 's ist spät lauft schnelle
Um noch zu haschen eines Strahles Schräge

Ich folge doch umsonst dem Gott der flieht
Weil unbesiegte Nacht das Reich bezieht
Schwarz feucht verderblich wo die Fröste hecken

Ein Grabesruch schwimmt überm finstern Land
Mein zager Fuß tritt an der Sümpfe Rand
Auf jähe Kröten und auf kalte Schnecken.

Die Stimme

An meine Wiege stieß der Saal mit Bücherbrettern
Das finstere Babylon wo Märe Epopoe
Und Weistum, Latiums Staub und Hellas Schutt in Lettern
Vereint. Ich maß damals ein Folio in der Höh.
Zwei Stimmen redeten mich an. Von einer leisen
Sehr sichern kams: »Ein süßer Kuchen ist die Welt;
Ich könnte (und dann ist dein Glück enorm zu preisen)
Tun, daß Begehrlichkeit von gleichem Maß dich schwellt.«
Die andre aber: »Folg o folg mir in die Lande
Des Traums, des Unerhörten, ja der Unnatur!«

Und diese sang so wie der Seewind überm Strande
Ein irrendes Phantom, wer weiß woher es fuhr;
Wohl schmeichelt es dem Ohr, doch Zittern machts im Grunde.
Dir rief ich zu: »Ja süße Stimme!« So beschwor
Ich was an mir ihr nennen möget meine Wunde
Und meinen bösen Stern. Denn hinter dem Dekor
Der Existenz, zutiefst im unermessnen Grabe
Zeigt mir das fremdeste der Weltsysteme sich;
Nun zieh ich Opfer meiner eignen Sehergabe
Ein Schlangenknäuel mit und fühle Stich auf Stich.
Und es geschah seitdem daß so wie die Propheten
Weltmeer und Wüste innig ich geliebt
Und muß zur Feier trüb zum Lachen trauernd treten
Und daß der herbste Wein für mich noch Süße gibt;
Daß oft als Lüge mir erscheinen will das Neue
Und daß ich strauchle, weilt mein Blick am Firmament.
Doch tröstend sagt die Stimme: »Halt dem Wahn die Treue
Hast du doch Träume wie der Kluge sie nicht kennt!«

Trauriges Madrigal

I

Was kann mir gelten deine Heiterkeit
Schön und betrübt sei du den Wangen
Sind zarte Tränen ein Geschmeid
So wie ein Strom dem Lande breit
Nach Wettern sieht man Blumen prangen

Ich liebe dich will Heiterkeit verhauchen
Auf deiner Stirne die zur Qual erlesen
Dein Herz sich ewig in Entsetzen tauchen
Und über deine Gegenwart sich bauchen
Die grause Wolke des »Gewesen«

Ich liebe dich wenn nie der Strom versiegt
Aus deinem großen Auge heiß wie Blut
Und wie auch meine Hand dich wiegt

Die schwere Bängnis dir obsiegt
Aufstöhnt wie Todeswut

Ich schlürfe wie gewaltige Lüste
Dich große Hymne die erfreut
Die Seufzer alle deiner Brüste
Weiß daß dein Herz erstrahlen müßte
Von Perlen die dein Auge streut

⟨Der Mahner⟩

Der Mann der wert ist es zu sein
Hat eine gelbe Natter wohnen
Im Herzen; dort weiß er sie thronen;
Auf sein »Ich will!« verfügt sie: »Nein!«

Senk deine Blicke in die graden
Der Satyrfraun und der Najaden
Der Zahn sagt: »Was hast du vollbracht?«

Erzeug dir Kinder, setze Pflanzen
Behau den Marmor, feile Stanzen
Der Zahn: »Erlebst du noch die Nacht?«

Was er auch plant, wonach er bange
Ihm flieht kein Augenblick so schnell
Es ist mit ihrem Spruch zur Stell
Und mahnt ihn die verhaßte Schlange.

Der Rebell

Ein Engel bricht im Zorn auf ihn herein
Ins Haar des Zweiflers fährt er lichterloh
Und schüttelt ihn: Du wirst gehorsam sein
Denn ich bin dein Patron: ich will es so

Dir obliegt Liebe ohne Mienenzerren
Zu Armen Schlechten Krüppeln Idioten
Daß wenn er nahet Jesus deinem Herren
Sei deines Mitleids Teppich dargeboten

Liebe ist dies Eh du verfällst inwendig
Mach dich an Gottes Glorie neu lebendig
Das ist der Lust beständiges Gesicht

Der Engel züchtigt wie er liebt im treusten
Und zwingt den Rebell mit Riesenfäusten
Doch stets spricht der Verdammte: ich will nicht.

Vorbereitung

Gemach mein Schmerz und rege du dich minder
Der Abend den du anriefst sinkt und glückt
Dunkelheit umhüllet die Stadt gelinder
Die jenen friedlich macht und den bedrückt

Und wenn der taube Schwarm der Menschenkinder
Daß er sich Reu in seinen Freuden pflückt
Von Lust gepeitscht wird seinem argen Schinder
Gib mir die Hand mein Schmerz laß uns entrückt

Gewahren wie sich von Altanen droben
Die alten Jahre neigen in den Roben
Wie lächelnder Verzicht sich aufhebt aus der Flut

Die Sonne durch den Brückenbogen gleitet
Und wie ein Leichentuch das überm Osten ruht
Vernimm vernimm sie doch die süße Nacht die schreitet

Einbahnstraße

Diese Straße heißt
Asja-Lacis-Straße
nach der die sie
als Ingenieur
im Autor durchgebrochen hat



Tankstelle

Die Konstruktion des Lebens liegt im Augenblick weit mehr in der Gewalt von Fakten als von Überzeugungen. Und zwar von solchen Fakten, wie sie zur Grundlage von Überzeugungen fast nie noch und nirgend geworden sind. Unter diesen Umständen kann wahre literarische Aktivität nicht beanspruchen, in literarischem Rahmen sich abzuspielen – vielmehr ist das der übliche Ausdruck ihrer Unfruchtbarkeit. Die bedeutende literarische Wirksamkeit kann nur in strengem Wechsel von Tun und Schreiben zustande kommen; sie muß die unscheinbaren Formen, die ihrem Einfluß in tätigen Gemeinschaften besser entsprechen als die anspruchsvolle universale Geste des Buches in Flugblättern, Broschüren, Zeitschriftartikeln und Plakaten ausbilden. Nur diese prompte Sprache zeigt sich dem Augenblick wirkend gewachsen. Meinungen sind für den Riesenapparat des gesellschaftlichen Lebens, was Öl für Maschinen; man stellt sich nicht vor eine Turbine und übergießt sie mit Maschinenöl. Man spritzt ein wenig davon in verborgene Nieten und Fugen, die man kennen muß.

Frühstücksstube

Eine Volksüberlieferung warnt, Träume am Morgen nüchtern zu erzählen. Der Erwachte verbleibt in diesem Zustand in der Tat noch im Bannkreis des Traumes. Die Waschung nämlich ruft nur die Oberfläche des Leibes und seine sichtbaren motorischen Funktionen ins Licht hinein, wogegen in den tieferen Schichten auch während der morgendlichen Reinigung die graue Traumdämmerung verharrt, ja in der Einsamkeit der ersten wachen Stunde sich festsetzt. Wer die Berührung mit dem Tage, sei es aus Menschenfurcht, sei es um innerer Sammlung willen, scheut, der will nicht essen und verschmäht das Frühstück. Derart vermeidet er den Bruch zwischen Nacht- und Tagwelt. Eine Behutsamkeit, die nur durch die Verbrennung des Traumes in konzentrierte Morgenarbeit, wenn nicht im Gebet, sich rechtfertigt, anders

aber zu einer Vermengung der Lebensrhythmen führt. In dieser Verfassung ist der Bericht über Träume verhängnisvoll, weil der Mensch, zur Hälfte der Traumwelt noch verschworen, in seinen Worten sie verrät und ihre Rache gewärtigen muß. Neuzeitlicher gesprochen: er verrät sich selbst. Dem Schutz der träumenden Naivität ist er entwachsen und gibt, indem er seine Traumgesichte ohne Überlegenheit berührt, sich preis. Denn nur vom anderen Ufer, von dem hellen Tage aus, darf Traum aus überlegener Erinnerung angesprochen werden. Dieses Jenseits vom Traum ist nur in einer Reinigung erreichbar, die dem Waschen analog, jedoch gänzlich von ihm verschieden ist. Sie geht durch den Magen. Der Nüchterne spricht von Traum, als spräche er aus dem Schlaf.

Nr. 113

Die Stunden, welche die Gestalt enthalten,
Sind in dem Haus des Traumes abgelaufen.

Souterrain

Wir haben längst das Ritual vergessen, unter dem das Haus unseres Lebens aufgeführt wurde. Wenn es aber gestürmt werden soll und die feindlichen Bomben schon einschlagen, welch ausgemergelte, verschrobene Altertümer legen sie da in den Fundamenten nicht bloß. Was ward nicht alles unter Zauberformeln eingesenkt und aufgeopfert, welch schauerliches Raritätenkabinett da unten, wo dem Alltäglichsten die tiefsten Schächte vorbehalten sind. In einer Nacht der Verzweiflung sah ich im Traum mich mit dem ersten Kameraden meiner Schulzeit, den ich schon seit Jahrzehnten nicht mehr kenne und je in dieser Frist auch kaum erinnerte, Freundschaft und Brüderschaft stürmisch erneuern. Im Erwachen aber wurde mir klar: was die Verzweiflung wie ein Sprengschuß an den Tag gelegt, war der Kadaver dieses Menschen, der da eingemauert war und machen sollte: wer hier einmal wohnt, der soll in nichts ihm gleichen.

Vestibül

Besuch im Goethehaus. Ich kann mich nicht entsinnen, Zimmer im Traume gesehen zu haben. Es war eine Flucht getünchter Korridore wie in einer Schule. Zwei ältere englische Besucherinnen und ein Kustos sind die Traumstatisten. Der Kustos fordert uns zur Eintragung ins Fremdenbuch auf, das am äußersten Ende eines Ganges auf einem Fensterpult geöffnet lag. Wie ich hinzutrete, finde ich beim Blättern meinen Namen schon mit großer ungefüger Kinderschrift verzeichnet.

Speisesaal

In einem Traume sah ich mich in Goethes Arbeitszimmer. Es hatte keine Ähnlichkeit mit dem zu Weimar. Vor allem war es sehr klein und hatte nur ein Fenster. An die ihm gegenüberliegende Wand stieß der Schreibtisch mit seiner Schmalseite. Davor saß schreibend der Dichter im höchsten Alter. Ich hielt mich seitwärts, als er sich unterbrach und eine kleine Vase, ein antikes Gefäß, mir zum Geschenk gab. Ich drehte es in den Händen. Eine ungeheure Hitze herrschte im Zimmer. Goethe erhob sich und trat mit mir in den Nebenraum, wo eine lange Tafel für meine Verwandtschaft gedeckt war. Sie schien aber für weit mehr Personen berechnet, als diese zählte. Es war wohl für die Ahnen mitgedeckt. Am rechten Ende nahm ich neben Goethe Platz. Als das Mahl vorüber war, erhob er sich mühsam und mit einer Geberde erbat ich Verlaub, ihn zu stützen. Als ich seinen Ellenbogen berührte, begann ich vor Ergriffenheit zu weinen.

FÜR MÄNNER

Überzeugen ist unfruchtbar.

Normaluhr

Den Großen wiegen die vollendeten Werke leichter als jene Fragmente, an denen die Arbeit sich durch ihr Leben zieht. Denn nur der Schwächere, der Zerstreutere hat seine unvergleichliche Freude am Abschließen und fühlt damit seinem Leben sich wieder geschenkt. Dem Genius fällt jedwede Zäsur, fallen die schweren Schicksalsschläge wie der sanfte Schlaf in den Fleiß seiner Werkstatt selber. Und deren Bannkreis zieht er im Fragment. »Genie ist Fleiß.«

Kehre zurück! Alles vergeben!

Wie einer, der am Reck die Riesenwelle schlägt, so schlägt man selber als Junge das Glücksrad, aus dem dann früher oder später das große Los fällt. Denn einzig, was wir schon mit fünfzehn wußten oder übten, macht eines Tages unsere Attrativa aus. Und darum läßt sich eines nie wieder gut machen: versäumt zu haben, seinen Eltern fortzulaufen. Aus achtundvierzig Stunden Preisgegebenheit in diesen Jahren schießt wie in einer Lauge der Kristall des Lebensglücks zusammen.

Hochherrschaftlich möblierte Zehnzimmerwohnung

Vom Möbelstil der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gibt die einzig zulängliche Darstellung und Analysis zugleich eine gewisse Art von Kriminalromanen, in deren dynamischem Zentrum der Schrecken der Wohnung steht. Die Anordnung der Möbel ist zugleich der Lageplan der tödlichen Fallen und die Zimmerflucht schreibt dem Opfer die Fluchtbahn vor. Daß gerade diese Art des Kriminalromans mit Poe beginnt – zu einer Zeit also, als solche Behausungen noch kaum existierten –, besagt nichts dagegen. Denn ohne Ausnahme kombinieren die großen Dichter in einer Welt, die nach ihnen kommt, wie die Pariser Straßen von Baudelaires Gedichten erst nach neunzehnhun-

dert und auch die Menschen Dostojewskis nicht früher da waren. Das bürgerliche Interieur der sechziger bis neunziger Jahre mit seinen riesigen, von Schnitzereien überquollenen Büfetts, den sonnenlosen Ecken, wo die Palme steht, dem Erker, den die Balustrade verschanzt und den langen Korridoren mit der singenden Gasflamme wird adäquat allein der Leiche zur Behausung. »Auf diesem Sofa kann die Tante nur ermordet werden.« Die seelenlose Üppigkeit des Mobiliars wird wahrhafter Komfort erst vor dem Leichnam. Viel interessanter als der landschaftliche Orient in den Kriminalromanen ist jener üppige Orient in ihren Interieurs: der Perserteppich und die Ottomane, die Ampel und der edle kaukasische Dolch. Hinter den schweren gerafften Kelims feiert der Hausherr seine Orgien mit den Wertpapieren, kann sich als morgenländischer Kaufherr, als fauler Pascha im Khanat des faulen Zaubers fühlen, bis jener Dolch im silbernen Gehänge überm Divan eines schönen Nachmittags seiner Siesta und ihm selber ein Ende macht. Dieser Charakter der bürgerlichen Wohnung, die nach dem namenlosen Mörder zittert, wie eine geile Greisin nach dem Galan, ist von einigen Autoren durchdrungen worden, die als »Kriminalschriftsteller« – vielleicht auch, weil in ihren Schriften sich ein Stück des bürgerlichen Pandämoniums ausprägt – um ihre gerechten Ehren gekommen sind. Conan Doyle hat, was hier getroffen werden soll, in einzelnen seiner Schriften, in einer großen Produktion hat die Schriftstellerin A. K. Green es herausgestellt und mit dem »Phantom der Oper«, einem der großen Romane über das neunzehnte Jahrhundert, Gaston Leroux dieser Gattung zur Apotheose verholfen.

Chinawaren

In diesen Tagen darf sich niemand auf das versteifen, was er »kann«. In der Improvisation liegt die Stärke. Alle entscheidenden Schläge werden mit der linken Hand geführt werden.

Ein Tor befindet sich am Anfang eines langen Weges, der bergab zu dem Hause von . . . leitet, die ich allabendlich besuchte. Als sie ausgezogen war, lag die Öffnung des Torbogens von nun an wie eine Ohrmuschel vor mir, die das Gehör verloren hat.

Ein Kind, im Nachthemd, ist nicht zu bewegen, einen eintretenden Besuch zu begrüßen. Die Anwesenden, vom höheren sittlichen Standpunkt aus, reden ihm, um seine Prüderie zu bezwingen, vergeblich zu. Wenige Minuten später zeigt es sich, diesmal splitternackt, dem Besucher. Es hatte sich inzwischen gewaschen.

Die Kraft der Landstraße ist eine andere, ob einer sie geht oder im Aeroplan drüber hinfliegt. So ist auch die Kraft eines Textes eine andere, ob einer ihn liest oder abschreibt. Wer fliegt, sieht nur, wie sich die Straße durch die Landschaft schiebt, ihm rollt sie nach den gleichen Gesetzen ab wie das Terrain, das herum liegt. Nur wer die Straße geht, erfährt von ihrer Herrschaft und wie aus eben jenem Gelände, das für den Flieger nur die aufgerollte Ebene ist, sie Fernen, Belvederes, Lichtungen, Prospekte mit jeder ihrer Wendungen so herauskommandiert, wie der Ruf des Befehlshabers Soldaten aus einer Front. So kommandiert allein der abgeschriebene Text die Seele dessen, der mit ihm beschäftigt ist, während der bloße Leser die neuen Ansichten seines Innern nie kennen lernt, wie der Text, jene Straße durch den immer wieder sich verdichtenden inneren Urwald, sie bahnt: weil der Leser der Bewegung seines Ich im freien Luftbereich der Träumerei gehorcht, der Abschreiber aber sie kommandieren läßt. Das chinesische Bücherkopieren war daher die unvergleichliche Bürgschaft literarischer Kultur und die Abschrift ein Schlüssel zu Chinas Rätseln.

Handschuhe

Beim Ekel vor Tieren ist die beherrschende Empfindung die Angst, in der Berührung von ihnen erkannt zu werden. Was

sich tief im Menschen entsetzt, ist das dunkle Bewußtsein, in ihm sei etwas am Leben, was dem ekelerregenden Tiere so wenig fremd sei, daß es von ihm erkannt werden könne. – Aller Ekel ist ursprünglich Ekel vor dem Berühren. Über dieses Gefühl setzt sogar die Bemeisterung sich nur mit sprunghafter, überschießender Geberde hinweg: das Ekelhafte wird sie heftig umschlingen, verspeisen, während die Zone der feinsten epidermalen Berührung tabu bleibt. Nur so ist dem Paradox der moralischen Forderung zu genügen, welche gleichzeitig Überwindung und subtilste Ausbildung des Ekelgefühls vom Menschen verlangt. Verleugnen darf er die bestialische Verwandtschaft mit der Kreatur nicht, auf deren Anruf sein Ekel erwidert: er muß sich zu ihrem Herrn machen.

Mexikanische Botschaft

> Je ne passe jamais devant un fétiche de bois, un Bouddha doré, une idole mexicaine sans me dire: C'est peut-être le vrai dieu.
>
> *Charles Baudelaire*

Mir träumte, als Mitglied einer forschenden Expedition in Mexiko zu sein. Nachdem wir einen hohen Urwald durchmessen hatten, gerieten wir auf ein oberirdisches Höhlensystem im Gebirge, wo aus der Zeit der ersten Missionare ein Orden sich bis jetzt gehalten hatte, dessen Brüder unter den Einheimischen das Bekehrungswerk fortsetzten. In einer unermeßlichen und gotisch spitz geschlossenen Mittelgrotte fand Gottesdienst nach dem ältesten Ritus statt. Wir traten hinzu und bekamen sein Hauptstück zu sehen: gegen ein hölzernes Brustbild Gottvaters, das irgendwo an einer Höhlenwand in großer Höhe angebracht sich zeigte, wurde von einem Priester ein mexikanischer Fetisch erhoben. Da bewegte das Gotteshaupt dreimal verneinend sich von rechts nach links.

Diese Anpflanzungen sind dem Schutze des Publikums empfohlen

Was wird »gelöst«? Bleiben nicht alle Fragen des gelebten Lebens zurück wie ein Baumschlag, der uns die Aussicht verwehrte? Daran, ihn auszuroden, ihn auch nur zu lichten, denken wir kaum. Wir schreiten weiter, lassen ihn hinter uns und aus der Ferne ist er zwar übersehbar, aber undeutlich, schattenhaft und desto rätselhafter verschlungen.

Kommentar und Übersetzung verhalten sich zum Text wie Stil und Mimesis zur Natur: dasselbe Phänomen unter verschiedenen Betrachtungsweisen. Am Baum des heiligen Textes sind beide nur die ewig rauschenden Blätter, am Baume des profanen die rechtzeitig fallenden Früchte.

Wer liebt, der hängt nicht nur an »Fehlern« der Geliebten, nicht nur an Ticks und Schwächen einer Frau, ihn binden Runzeln im Gesicht und Leberflecken, vernutzte Kleider und ein schiefer Gang viel dauernder und unerbittlicher als alle Schönheit. Man hat das längst erfahren. Und warum? Wenn eine Lehre wahr ist, welche sagt, daß die Empfindung nicht im Kopfe nistet, daß wir ein Fenster, eine Wolke, einen Baum nicht im Gehirn, vielmehr an jenem Ort, wo wir sie sehen, empfinden, so sind wir auch im Blick auf die Geliebte außer uns. Hier aber qualvoll angespannt und hingerissen. Geblendet flattert die Empfindung wie ein Schwarm von Vögeln in dem Glanz der Frau. Und wie Vögel Schutz in den laubigen Verstecken des Baumes suchen, so flüchten die Empfindungen in die schattigen Runzeln, die anmutlosen Gesten und unscheinbaren Makel des geliebten Leibs, wo sie gesichert im Versteck sich ducken. Und kein Vorübergehender errät, daß gerade hier, im Mangelhaften, Tadelnswerten die pfeilgeschwinde Liebesregung des Verehrers nistet.

Baustelle

Pedantisch über Herstellung von Gegenständen – Anschauungsmitteln, Spielzeug oder Büchern – die sich für Kinder

eignen sollen, zu grübeln, ist töricht. Seit der Aufklärung ist das eine der muffigsten Spekulationen der Pädagogen. Ihre Vergaffung in Psychologie hindert sie zu erkennen, daß die Erde voll von den unvergleichlichsten Gegenständen kindlicher Aufmerksamkeit und Übung ist. Von den bestimmtesten. Kinder nämlich sind auf besondere Weise geneigt, jedwede Arbeitsstätte aufzusuchen, wo sichtbar die Betätigung an Dingen vor sich geht. Sie fühlen sich unwiderstehlich vom Abfall angezogen, der beim Bauen, bei Garten- oder Hausarbeit, beim Schneidern oder Tischlern entsteht. In Abfallprodukten erkennen sie das Gesicht, das die Dingwelt gerade ihnen, ihnen allein, zukehrt. In ihnen bilden sie die Werke der Erwachsenen weniger nach, als daß sie Stoffe sehr verschiedener Art durch das, was sie im Spiel daraus verfertigen, in eine neue, sprunghafte Beziehung zueinander setzen. Kinder bilden sich damit ihre Dingwelt, eine kleine in der großen, selbst. Die Normen dieser kleinen Dingwelt müßte man im Auge haben, wenn man vorsätzlich für die Kinder schaffen will und es nicht vorzieht, eigene Tätigkeit mit alledem, was an ihr Requisit und Instrument ist, allein den Weg zu ihnen sich finden zu lassen.

Ministerium des Innern

Je feindlicher ein Mensch zum Überkommenen steht, desto unerbittlicher wird er sein privates Leben den Normen unterordnen, die er zu Gesetzgebern eines kommenden gesellschaftlichen Zustands erheben will. Es ist, als legten sie ihm die Verpflichtung auf, sie, die noch nirgendwo verwirklicht sind, zum mindesten in seinem eigenen Lebenskreise vorzubilden. Der Mann jedoch, der sich in Einklang mit den ältesten Überlieferungen seines Standes oder seines Volkes weiß, stellt gelegentlich sein Privatleben ostentativ in Gegensatz zu den Maximen, die er im öffentlichen Leben unnachsichtlich vertritt und würdigt ohne leiseste Beklemmung des Gewissens sein eigenes Verhalten insgeheim als bündigsten Beweis unerschütterlicher Autorität der von ihm affichierten Grundsätze. So unterscheiden sich die Typen des anarcho-sozialistischen und des konservativen Politikers.

Flagge – –

Wie der Abschiednehmende leichter geliebt wird! Weil die Flamme für den Sichentfernenden reiner brennt, genährt von dem flüchtigen Streifen Zeug, der vom Schiff oder Fenster des Zuges herüberwinkt. Entfernung dringt wie Farbstoff in den Verschwindenden und durchtränkt ihn mit sanfter Glut.

– – auf Halbmast

Stirbt ein sehr nahestehender Mensch uns dahin, so ist in den Entwicklungen der nächsten Monate etwas, wovon wir zu bemerken glauben, daß – so gern wir es mit ihm geteilt hätten – nur durch sein Fernsein es sich entfalten konnte. Wir grüßen ihn zuletzt in einer Sprache, die er schon nicht mehr versteht.

Kaiserpanorama

Reise durch die deutsche Inflation

I. In dem Schatze jener Redewendungen, mit welchen die aus Dummheit und Feigheit zusammengeschweißte Lebensart des deutschen Bürgers sich alltäglich verrät, ist die von der bevorstehenden Katastrophe – indem es ja »nicht mehr so weitergehen« könne – besonders denkwürdig. Die hilflose Fixierung an die Sicherheits- und Besitzvorstellungen der vergangenen Jahrzehnte verhindert den Durchschnittsmenschen, die höchst bemerkenswerten Stabilitäten ganz neuer Art, welche der gegenwärtigen Situation zugrunde liegen, zu apperzipieren. Da die relative Stabilisierung der Vorkriegsjahre ihn begünstigte, glaubt er, jeden Zustand, der ihn depossediert, für unstabil ansehen zu müssen. Aber stabile Verhältnisse brauchen nie und nimmer angenehme Verhältnisse zu sein und schon vor dem Kriege gab es Schichten, für welche die stabilisierten Verhältnisse das sta-

bilisierte Elend waren. Verfall ist um nichts weniger stabil, um nichts wunderbarer als Aufstieg. Nur eine Rechnung, die im Untergange die einzige ratio des gegenwärtigen Zustandes zu finden sich eingesteht, käme von dem erschlaffenden Staunen über das alltäglich sich Wiederholende dazu, die Erscheinungen des Verfalls als das schlechthin Stabile und einzig das Rettende als ein fast ans Wunderbare und Unbegreifliche grenzendes Außerordentliches zu gewärtigen. Die Volksgemeinschaften Mitteleuropas leben wie Einwohner einer rings umzingelten Stadt, denen Lebensmittel und Pulver ausgehen und für die Rettung menschlichem Ermessen nach kaum zu erwarten. Ein Fall, in dem Übergabe, vielleicht auf Gnade oder Ungnade, aufs ernsthafteste erwogen werden müßte. Aber die stumme, unsichtbare Macht, welcher Mitteleuropa sich gegenüber fühlt, verhandelt nicht. So bleibt nichts, als in der immerwährenden Erwartung des letzten Sturmangriffs auf nichts, als das Außerordentliche, das allein noch retten kann, die Blicke zu richten. Dieser geforderte Zustand angespanntester klagloser Aufmerksamkeit aber könnte, da wir in einem geheimnisvollen Kontakt mit den uns belagernden Gewalten stehen, das Wunder wirklich herbeiführen. Dahingegen wird die Erwartung, daß es nicht mehr so weitergehen könne, eines Tages sich darüber belehrt finden, daß es für das Leiden des einzelnen wie der Gemeinschaften nur eine Grenze, über die hinaus es nicht mehr weiter geht, gibt: die Vernichtung.

II. Eine sonderbare Paradoxie: die Leute haben nur das engherzigste Privatinteresse im Sinne, wenn sie handeln, zugleich aber werden sie in ihrem Verhalten mehr als jemals bestimmt durch die Instinkte der Masse. Und mehr als jemals sind die Masseninstinkte irr und dem Leben fremd geworden. Wo der dunkle Trieb des Tieres – wie zahllose Anekdoten erzählen – aus der nahenden Gefahr, die noch unsichtbar scheint, den Ausgang findet, da verfällt diese Gesellschaft, deren jeder sein eigenes niederes Wohl allein im Auge hat, mit tierischer Dumpfheit aber ohne das dumpfe Wissen der Tiere, als eine blinde Masse jeder, auch der nächstliegenden Gefahr und die Verschiedenheit indivi-

dueller Ziele wird belanglos vor der Identität der bestimmenden Kräfte. Wieder und wieder hat es sich gezeigt, daß ihr Hangen am gewohnten, nun längst schon verlorenen Leben so starr ist, daß es die eigentlich menschliche Anwendung des Intellekts, Voraussicht, selbst in der drastischen Gefahr vereitelt. So daß in ihr das Bild der Dummheit sich vollendet: Unsicherheit, ja Perversion der lebenswichtigen Instinkte und Ohnmacht, ja Verfall des Intellekts. Dieses ist die Verfassung der Gesamtheit deutscher Bürger.

III. Alle näheren menschlichen Beziehungen werden von einer fast unerträglichen durchdringenden Klarheit getroffen, in der sie kaum standzuhalten vermögen. Denn indem einerseits das Geld auf verheerende Weise im Mittelpunkt aller Lebensinteressen steht, andererseits gerade dieses die Schranke ist, vor der fast alle menschliche Beziehung versagt, so verschwindet wie im Natürlichen so im Sittlichen mehr und mehr das unreflektierte Vertrauen, Ruhe und Gesundheit.

IV. Nicht umsonst pflegt man vom »nackten« Elend zu sprechen. Was in seiner Schaustellung, welche Sitte zu werden begann unter dem Gesetz der Not und doch ein Tausendstel nur vom Verborgenen sichtbar macht, das Unheilvollste ist, das ist nicht das Mitleid oder das gleich furchtbare Bewußtsein eigener Unberührtheit, das im Betrachter geweckt wird, sondern dessen Scham. Unmöglich, in einer deutschen Großstadt zu leben, in welcher der Hunger die Elendsten zwingt, von den Scheinen zu leben, mit denen die Vorübergehenden eine Blöße zu decken suchen, die sie verwundet.

V. »Armut schändet nicht.« Ganz wohl. Doch sie schänden den Armen. Sie tun's und sie trösten ihn mit dem Sprüchlein. Es ist von denen, die man einst konnte gelten lassen, deren Verfalltag nun längst gekommen. Nicht anders wie jenes brutale »Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen«. Als es Arbeit gab, die ihren Mann nährte, gab es auch Armut, die ihn nicht schändete, wenn sie aus Mißwachs und

anderem Geschick ihn traf. Wohl aber schändet dies Darben, in das Millionen hineingeboren, Hunderttausende verstrickt werden, die verarmen. Schmutz und Elend wachsen wie Mauern als Werk von unsichtbaren Händen um sie hoch. Und wie der einzelne viel ertragen kann für sich, gerechte Scham aber fühlt, wenn sein Weib es ihn tragen sieht und selber duldet, so darf der einzelne viel dulden, solang er allein, und alles, solang er's verbirgt. Aber nie darf einer seinen Frieden mit Armut schließen, wenn sie wie ein riesiger Schatten über sein Volk und sein Haus fällt. Dann soll er seine Sinne wachhalten für jede Demütigung, die ihnen zuteil wird und so lange sie in Zucht nehmen, bis sein Leiden nicht mehr die abschüssige Straße des Grams, sondern den aufsteigenden Pfad der Revolte gebahnt hat. Aber hier ist nichts zu hoffen, solange jedes furchtbarste, jedes dunkelste Schicksal täglich, ja stündlich diskutiert durch die Presse, in allen Scheinursachen und Scheinfolgen dargelegt, niemandem zur Erkenntnis der dunklen Gewalten verhilft, denen sein Leben hörig geworden ist.

VI. Dem Ausländer, welcher die Gestaltung des deutschen Lebens obenhin verfolgt, der gar das Land kurze Zeit bereist hat, erscheinen seine Bewohner nicht minder fremdartig als ein exotischer Volksschlag. Ein geistreicher Franzose hat gesagt: »In den seltensten Fällen wird sich ein Deutscher über sich selbst klar sein. Wird er sich einmal klar sein, so wird er es nicht sagen. Wird er es sagen, so wird er sich nicht verständlich machen.« Diese trostlose Distanz hat der Krieg nicht etwa nur durch die wirklichen und legendären Schandtaten, die man von Deutschen berichtete, erweitert. Was vielmehr die groteske Isolierung Deutschlands in den Augen anderer Europäer erst vollendet, was in ihnen im Grunde die Einstellung schafft, sie hätten es mit Hottentotten in den Deutschen zu tun (wie man dies sehr richtig genannt hat), das ist die Außenstehenden ganz unbegreifliche und den Gefangenen völlig unbewußte Gewalt, mit welcher die Lebensumstände, das Elend und die Dummheit auf diesem Schauplatz die Menschen den Gemeinschaftskräften untertan machen, wie nur das Leben irgendeines Primi-

tiven von den Clangesetzlichkeiten bestimmt wird. Das europäischste aller Güter, jene mehr oder minder deutliche Ironie, mit der das Leben des einzelnen disparat dem Dasein jeder Gemeinschaft zu verlaufen beansprucht, in die er verschlagen ist, ist den Deutschen gänzlich abhanden gekommen.

VII. Die Freiheit des Gespräches geht verloren. Wenn früher unter Menschen im Gespräch Eingehen auf den Partner sich von selbst verstand, wird es nun durch die Frage nach dem Preise seiner Schuhe oder seines Regenschirmes ersetzt. Unabwendbar drängt sich in jede gesellige Unterhaltung das Thema der Lebensverhältnisse, des Geldes. Dabei geht es nicht sowohl um Sorgen und Leiden der einzelnen, in welchen sie vielleicht einander zu helfen vermöchten, als um die Betrachtung des Ganzen. Es ist, als sei man in einem Theater gefangen und müsse dem Stück auf der Bühne folgen, ob man wolle oder nicht, müsse es immer wieder, ob man wolle oder nicht, zum Gegenstand des Denkens und Sprechens machen.

VIII. Wer sich der Wahrnehmung des Verfalls nicht entzieht, der wird unverweilt dazu übergehen, eine besondere Rechtfertigung für sein Verweilen, seine Tätigkeit und seine Beteiligung an diesem Chaos in Anspruch zu nehmen. So viele Einsichten ins allgemeine Versagen, so viele Ausnahmen für den eigenen Wirkungskreis, Wohnort und Augenblick. Der blinde Wille, von der persönlichen Existenz eher das Prestige zu retten, als durch die souveräne Abschätzung ihrer Ohnmacht und ihrer Verstricktheit wenigstens vom Hintergrunde der allgemeinen Verblendung sie zu lösen, setzt sich fast überall durch. Darum ist die Luft so voll von Lebenstheorien und Weltanschauungen, und darum wirken sie hierzulande so anmaßend, weil sie am Ende fast stets der Sanktion irgendeiner ganz nichtssagenden Privatsituation gelten. Eben darum ist sie auch so voll von Trugbildern, Luftspiegelungen einer trotz allem über Nacht blühend hereinbrechenden kulturellen Zukunft, weil jeder auf die op-

tischen Täuschungen seines isolierten Standpunktes sich verpflichtet.

IX. Die Menschen, die im Umkreise dieses Landes eingepfercht sind, haben den Blick für den Kontur der menschlichen Person verloren. Jeder Freie erscheint vor ihnen als Sonderling. Man stelle sich die Bergketten der Hochalpen vor, jedoch nicht gegen den Himmel abgesetzt, sondern gegen die Falten eines dunklen Tuches. Nur undeutlich würden die gewaltigen Formen sich abzeichnen. Ganz so hat ein schwerer Vorhang Deutschlands Himmel verhängt und wir sehen die Profilierung selbst der größten Menschen nicht mehr.

X. Aus den Dingen schwindet die Wärme. Die Gegenstände des täglichen Gebrauchs stoßen den Menschen sacht aber beharrlich von sich ab. In summa hat er tagtäglich mit der Überwindung der geheimen Widerstände – und nicht etwa nur der offenen –, die sie ihm entgegensetzen, eine ungeheure Arbeit zu leisten. Ihre Kälte muß er mit der eigenen Wärme ausgleichen, um nicht an ihnen zu erstarren und ihre Stacheln mit unendlicher Geschicklichkeit anfassen, um nicht an ihnen zu verbluten. Von seinen Nebenmenschen erwarte er keine Hilfe. Schaffner, Beamte, Handwerker und Verkäufer – sie alle fühlen sich als Vertreter einer aufsässigen Materie, deren Gefährlichkeit sie durch die eigene Roheit ins Licht zu setzen bestrebt sind. Und der Entartung der Dinge, mit welcher sie, dem menschlichen Verfalle folgend, ihn züchtigen, ist selbst das Land verschworen. Es zehrt am Menschen wie die Dinge, und der ewig ausbleibende deutsche Frühling ist nur eine unter zahllosen verwandten Erscheinungen der sich zersetzenden deutschen Natur. In ihr lebt man, als sei der Druck der Luftsäule, dessen Gewicht jeder trägt, wider alles Gesetz in diesen Landstrichen plötzlich fühlbar geworden.

XI. Der Entfaltung jeder menschlichen Bewegung, mag sie geistigen oder selbst natürlichen Impulsen entspringen, ist der maßlose Widerstand der Umwelt angesagt. Wohnungs-

not und Verkehrsteuerung sind am Werke, das elementare Sinnbild europäischer Freiheit, das in gewissen Formen selbst dem Mittelalter gegeben war, die Freizügigkeit, vollkommen zu vernichten. Und wenn der mittelalterliche Zwang den Menschen an natürliche Verbände fesselte, so ist er nun in unnatürliche Gemeinsamkeit verkettet. Weniges wird die verhängnisvolle Gewalt des umsichgreifenden Wandertriebes so stärken, wie die Abschnürung der Freizügigkeit, und niemals hat die Bewegungsfreiheit zum Reichtum der Bewegungsmittel in einem größeren Mißverhältnis gestanden.

XII. Wie alle Dinge in einem unaufhaltsamen Prozeß der Vermischung und Verunreinigung um ihren Wesensausdruck kommen und sich Zweideutiges an die Stelle des Eigentlichen setzt, so auch die Stadt. Große Städte, deren unvergleichlich beruhigende und bestätigende Macht den Schaffenden in einen Burgfrieden schließt und mit dem Anblick des Horizonts auch das Bewußtsein der immer wachenden Elementarkräfte von ihm zu nehmen vermag, zeigen sich allerorten durchbrochen vom eindringenden Land. Nicht von der Landschaft, sondern von dem, was die freie Natur Bitterstes hat, vom Ackerboden, von Chausseen, vom Nachthimmel, den keine rot vibrierende Schicht mehr verhüllt. Die Unsicherheit selbst der belebten Gegenden versetzt den Städter vollends in jene undurchsichtige und im höchsten Grade grauenvolle Situation, in der er unter den Unbilden des vereinsamten Flachlandes die Ausgeburten der städtischen Architektonik in sich aufnehmen muß.

XIII. Eine edle Indifferenz gegen die Sphären des Reichtums und der Armut ist den Dingen, die hergestellt werden, völlig abhanden gekommen. Ein jedes stempelt seinen Besitzer ab, der nur die Wahl hat, als armer Schlucker oder Schieber zu erscheinen. Denn während selbst der wahre Luxus von der Art ist, daß Geist und Geselligkeit ihn zu durchdringen und in Vergessenheit zu bringen vermögen, trägt, was hier von Luxuswaren sich breit macht, eine so

schamlose Massivität zur Schau, daß jede geistige Ausstrahlung daran zerbricht.

XIV. Aus den ältesten Gebräuchen der Völker scheint es wie eine Warnung an uns zu ergehen, im Entgegennehmen dessen, was wir von der Natur so reich empfangen, uns vor der Geste der Habgier zu hüten. Denn wir vermögen nichts der Muttererde aus Eigenem zu schenken. Daher gebührt es sich, Ehrfurcht im Nehmen zu zeigen, indem von allem, was wir je und je empfangen, wir einen Teil an sie zurückerstatten, noch ehe wir des Unseren uns bemächtigen. Diese Ehrfurcht spricht aus dem alten Brauch der libatio. Ja vielleicht ist es diese uralte sittliche Erfahrung, welche selbst in dem Verbot, die vergessenen Ähren einzusammeln und abgefallene Trauben aufzulesen, sich verwandelt erhielt, indem diese der Erde oder den segenspendenden Ahnen zugute kommen. Nach athenischem Brauch war das Auflesen der Brosamen bei der Mahlzeit untersagt, weil sie den Heroen gehören. – Ist einmal die Gesellschaft unter Not und Gier soweit entartet, daß sie die Gaben der Natur nur noch raubend empfangen kann, daß sie die Früchte, um sie günstig auf den Markt zu bringen, unreif abreißt und jede Schüssel, um nur satt zu werden, leeren muß, so wird ihre Erde verarmen und das Land schlechte Ernten bringen.

Tiefbau-Arbeiten

Im Traum sah ich ein ödes Gelände. Das war der Marktplatz von Weimar. Dort wurden Ausgrabungen veranstaltet. Auch ich scharrte ein bißchen im Sande. Da kam die Spitze eines Kirchturms hervor. Hoch erfreut dachte ich mir: ein mexikanisches Heiligtum aus der Zeit des Präanimismus, dem Anaquivitzli. Ich erwachte mit Lachen. (Ana = ἀνά; vi = vie; witz = mexikanische Kirche [!])

Coiffeur für penible Damen

Dreitausend Damen und Herren vom Kurfürstendamm sind eines Morgens wortlos aus den Betten zu verhaften und vierundzwanzig Stunden festzusetzen. Um Mitternacht verteilt man in den Zellen einen Fragebogen über die Todesstrafe, ersucht auch dessen Unterzeichner, anzugeben, welche Hinrichtungsart sie persönlich im gegebenen Falle zu wählen dächten. Dies Schriftstück hätten in Klausur »nach bestem Wissen« die auszufüllen, die bisher nur ungefragt sich »nach bestem Gewissen« zu äußern pflegten. Noch vor der ersten Frühe, die von alters heilig, hierzulande aber dem Henker geweiht ist, wäre die Frage der Todesstrafe geklärt.

Achtung Stufen!

Arbeit an einer guten Prosa hat drei Stufen: eine musikalische, auf der sie komponiert, eine architektonische, auf der sie gebaut, endlich eine textile, auf der sie gewoben wird.

Vereidigter Bücherrevisor

Die Zeit steht, wie in Kontrapost zur Renaissance schlechthin, so insbesondere im Gegensatz zur Situation, in der die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Mag es nämlich ein Zufall sein oder nicht, ihr Erscheinen in Deutschland fällt in die Zeit, da das Buch im eminenten Sinne des Wortes, das Buch der Bücher durch Luthers Bibelübersetzung Volksgut wurde. Nun deutet alles darauf hin, daß das Buch in dieser überkommenen Gestalt seinem Ende entgegengeht. Mallarmé, wie er mitten in der kristallinischen Konstruktion seines gewiß traditionalistischen Schrifttums das Wahrbild des Kommenden sah, hat zum ersten Male im »Coup de dés« die graphischen Spannungen der Reklame ins Schriftbild verarbeitet. Was danach von Dadaïsten an Schriftversuchen unternommen wurde, ging zwar nicht vom Kon-

struktiven, sondern den exakt reagierenden Nerven der Literaten aus und war darum weit weniger bestandhaft als Mallarmés Versuch, der aus dem Innern seines Stils erwuchs. Aber es läßt eben dadurch die Aktualität dessen erkennen, was monadisch, in seiner verschlossensten Kammer, Mallarmé in prästabilierter Harmonie mit allem dem entscheidenden Geschehen dieser Tage in Wirtschaft, Technik, öffentlichem Leben auffand. Die Schrift, die im gedruckten Buche ein Asyl gefunden hatte, wo sie ihr autonomes Dasein führte, wird unerbittlich von Reklamen auf die Straße hinausgezerrt und den brutalen Heteronomien des wirtschaftlichen Chaos unterstellt. Das ist der strenge Schulgang ihrer neuen Form. Wenn vor Jahrhunderten sie allmählich sich niederzulegen begann, von der aufrechten Inschrift zur schräg auf Pulten ruhenden Handschrift ward, um endlich sich im Buchdruck zu betten, beginnt sie nun ebenso langsam sich wieder vom Boden zu heben. Bereits die Zeitung wird mehr in der Senkrechten als in der Horizontale gelesen, Film und Reklame drängen die Schrift vollends in die diktatorische Vertikale. Und ehe der Zeitgenosse dazu kommt, ein Buch aufzuschlagen, ist über seine Augen ein so dichtes Gestöber von wandelbaren, farbigen, streitenden Lettern niedergegangen, daß die Chancen seines Eindringens in die archaische Stille des Buches gering geworden sind. Heuschreckenschwärme von Schrift, die heute schon die Sonne des vermeinten Geistes den Großstädtern verfinstern, werden dichter mit jedem folgenden Jahre werden. Andere Erfordernisse des Geschäftslebens führen weiter. Die Kartothek bringt die Eroberung der dreidimensionalen Schrift, also einen überraschenden Kontrapunkt zur Dreidimensionalität der Schrift in ihrem Ursprung als Rune oder Knotenschrift. (Und heute schon ist das Buch, wie die aktuelle wissenschaftliche Produktionsweise lehrt, eine veraltete Vermittlung zwischen zwei verschiedenen Kartothekssystemen. Denn alles Wesentliche findet sich im Zettelkasten des Forschers, der's verfaßte, und der Gelehrte, der darin studiert, assimiliert es seiner eigenen Kartothek.) Aber es ist ganz außer Zweifel, daß die Entwicklung der Schrift nicht ins Unabsehbare an die Machtansprüche eines chaotischen Be-

triebes in Wissenschaft und Wirtschaft gebunden bleibt, vielmehr der Augenblick kommt, da Quantität in Qualität umschlägt und die Schrift, die immer tiefer in das graphische Bereich ihrer neuen exzentrischen Bildlichkeit vorstößt, mit einem Male ihrer adäquaten Sachgehalte habhaft wird. An dieser Bilderschrift werden Poeten, die dann wie in Urzeiten vorerst und vor allem Schriftkundige sein werden, nur mitarbeiten können, wenn sie sich die Gebiete erschließen, in denen (ohne viel Aufhebens von sich zu machen) deren Konstruktion sich vollzieht: die des statistischen und technischen Diagramms. Mit der Begründung einer internationalen Wandelschrift werden sie ihre Autorität im Leben der Völker erneuern und eine Rolle vorfinden, im Vergleich zu der alle Aspirationen auf Erneuerung der Rhetorik sich als altfränkische Träumereien erweisen werden.

Lehrmittel

Prinzipien der Wälzer oder Die Kunst, dicke Bücher zu machen

I. Die ganze Ausführung muß von der dauernden wortreichen Darlegung der Disposition durchwachsen sein.
II. Termini für Begriffe sind einzuführen, die außer bei dieser Definition selbst im ganzen Buch nicht mehr vorkommen.
III. Die im Text mühselig gewonnenen begrifflichen Distinktionen sind in den Anmerkungen zu den betreffenden Stellen wieder zu verwischen.
IV. Für Begriffe, über die nur in ihrer allgemeinen Bedeutung gehandelt wird, sind Beispiele zu geben: wo etwa von Maschinen die Rede ist, sind alle Arten derselben aufzuzählen.
V. Alles, was a priori von einem Objekt feststeht, ist durch eine Fülle von Beispielen zu erhärten.
VI. Zusammenhänge, die graphisch darstellbar sind, müssen in Worten ausgeführt werden. Statt etwa einen Stamm-

baum zu zeichnen, sind alle Verwandtschaftsverhältnisse abzuschildern und zu beschreiben.
VII. Von mehreren Gegnern, denen dieselbe Argumentation gemeinsam ist, ist jeder einzeln zu widerlegen.

Das Durchschnittswerk des heutigen Gelehrten will wie ein Katalog gelesen sein. Wann aber wird man soweit sein, Bücher wie Kataloge zu schreiben? Ist das schlechte Innere dergestalt in das Äußere gedrungen, so entsteht ein vortreffliches Schriftwerk, in dem der Wert der Meinungen beziffert ist, ohne daß sie deswegen feilgeboten würden.

Die Schreibmaschine wird dem Federhalter die Hand des Literaten erst dann entfremden, wenn die Genauigkeit typographischer Formungen unmittelbar in die Konzeption seiner Bücher eingeht. Vermutlich wird man dann neue Systeme mit variablerer Schriftgestaltung benötigen. Sie werden die Innervation der befehlenden Finger an die Stelle der geläufigen Hand setzen.

Eine Periode, die, metrisch konzipiert, nachträglich an einer einzigen Stelle im Rhythmus gestört wird, macht den schönsten Prosasatz, der sich denken läßt. So fällt durch eine kleine Bresche in der Mauer ein Lichtstrahl in die Stube des Alchimisten und läßt Kristalle, Kugeln und Triangel aufblitzen.

Deutsche trinkt deutsches Bier!

Der Pöbel ist von dem frenetischen Haß gegen das geistige Leben besessen, der die Gewähr für dessen Vernichtung in der Abzählung der Leiber erkannt hat. Wo man's ihnen irgend verstattet, stellen sie sich in Reih und Glied, ins Trommelfeuer und zur Warenhausse drängen sie marschmäßig. Keiner sieht weiter als in den Rücken des Vordermanns und jeder ist stolz, dergestalt vorbildlich für den Folgenden zu heißen. Das haben im Felde die Männer seit Jahrhunderten herausgehabt, aber den Parademarsch des Elends, das Anstellen, haben die Weiber erfunden.

Ankleben verboten!

Die Technik des Schriftstellers in dreizehn Thesen

I. Wer an die Niederschrift eines größeren Werks zu gehen beabsichtigt, lasse sich's wohl sein und gewähre sich nach erledigtem Pensum alles, was die Fortführung nicht beeinträchtigt.
II. Sprich vom Geleisteten, wenn du willst, jedoch lies während des Verlaufes der Arbeit nicht daraus vor. Jede Genugtuung, die du dir hierdurch verschaffst, hemmt dein Tempo. Bei der Befolgung dieses Regimes wird der zunehmende Wunsch nach Mitteilung zuletzt ein Motor der Vollendung.
III. In den Arbeitsumständen suche dem Mittelmaß des Alltags zu entgehen. Halbe Ruhe, von schalen Geräuschen begleitet, entwürdigt. Dagegen vermag die Begleitung einer Etude oder von Stimmengewirr der Arbeit ebenso bedeutsam zu werden, wie die vernehmliche Stille der Nacht. Schärft diese das innere Ohr, so wird jene zum Prüfstein einer Diktion, deren Fülle selbst die exzentrischen Geräusche in sich begräbt.
IV. Meide beliebiges Handwerkszeug. Pedantisches Beharren bei gewissen Papieren, Federn, Tinten ist von Nutzen. Nicht Luxus, aber Fülle dieser Utensilien ist unerläßlich.
V. Laß dir keinen Gedanken inkognito passieren und führe dein Notizheft so streng wie die Behörde das Fremdenregister.
VI. Mache deine Feder spröde gegen die Eingebung, und sie wird mit der Kraft des Magneten sie an sich ziehen. Je besonnener du mit der Niederschrift eines Einfalls verziehst, desto reifer entfaltet wird er sich dir ausliefern. Die Rede erobert den Gedanken, aber die Schrift beherrscht ihn.
VII. Höre niemals mit Schreiben auf, weil dir nichts mehr einfällt. Es ist ein Gebot der literarischen Ehre, nur dann abzubrechen, wenn ein Termin (eine Mahlzeit, eine Verabredung) einzuhalten oder das Werk beendet ist.
VIII. Das Aussetzen der Eingebung fülle aus mit der saube-

ren Abschrift des Geleisteten. Die Intuition wird darüber erwachen.
IX. Nulla dies sine linea – wohl aber Wochen.
X. Betrachte niemals ein Werk als vollkommen, über dem du nicht einmal vom Abend bis zum hellen Tage gesessen hast.
XI. Den Abschluß des Werkes schreibe nicht im gewohnten Arbeitsraume nieder. Du würdest den Mut dazu in ihm nicht finden.
XII. Stufen der Abfassung: Gedanke – Stil – Schrift. Es ist der Sinn der Reinschrift, daß in ihrer Fixierung die Aufmerksamkeit nur mehr der Kalligraphie gilt. Der Gedanke tötet die Eingebung, der Stil fesselt den Gedanken, die Schrift entlohnt den Stil.
XIII. Das Werk ist die Totenmaske der Konzeption.

Dreizehn Thesen wider Snobisten

(Snob im Privatkontor der Kunstkritik. Links eine Kinderzeichnung, rechts ein Fetisch. Snob: »Da kann der ganze Picasso einpacken.«)

I. Der Künstler macht ein Werk.	Der Primitive äußert sich in Dokumenten.
II. Das Kunstwerk ist nur nebenbei ein Dokument.	Kein Dokument ist als ein solches Kunstwerk.
III. Das Kunstwerk ist ein Meisterstück.	Das Dokument dient als Lehrstück.
IV. Am Kunstwerk lernen Künstler das Metier.	Vor Dokumenten wird ein Publikum erzogen.
V. Kunstwerke stehen eins dem andern fern durch Vollendung.	Im Stofflichen kommunizieren alle Dokumente.
VI. Inhalt und Form sind im Kunstwerk eins: Gehalt.	In Dokumenten herrscht durchaus der Stoff.
VII. Gehalt ist das Erprobte.	Stoff ist das Geträumte.
VIII. Im Kunstwerk ist der	Je tiefer man sich in ein

	Stoff ein Ballast, den die Betrachtung abwirft.	Dokument verliert, desto dichter: Stoff.
IX.	Im Kunstwerk ist das Formgesetz zentral.	Ins Dokument sind Formen nur versprengt.
X.	Das Kunstwerk ist synthetisch: Kraftzentrale.	Die Fruchtbarkeit des Dokuments will: Analyse.
XI.	Im wiederholten Anblick steigert sich ein Kunstwerk.	Ein Dokument bewältigt nur durch Überraschung.
XII.	Die Männlichkeit der Werke ist im Angriff.	Dem Dokument ist seine Unschuld eine Deckung.
XIII.	Der Künstler geht auf die Eroberung von Gehalten.	Der primitive Mensch verschanzt sich hinter Stoffen.

Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen

I. Der Kritiker ist Stratege im Literaturkampf.
II. Wer nicht Partei ergreifen kann, der hat zu schweigen.
III. Der Kritiker hat mit dem Deuter von vergangenen Kunstepochen nichts zu tun.
IV. Kritik muß in der Sprache der Artisten reden. Denn die Begriffe des cénacle sind Parolen. Und nur in den Parolen tönt das Kampfgeschrei.
V. Immer muß ›Sachlichkeit‹ dem Parteigeist geopfert werden, wenn die Sache es wert ist, um welche der Kampf geht.
VI. Kritik ist eine moralische Sache. Wenn Goethe Hölderlin und Kleist, Beethoven und Jean Paul verkannte, so trifft das nicht sein Kunstverständnis, sondern seine Moral.
VII. Für den Kritiker sind seine Kollegen die höhere Instanz. Nicht das Publikum. Erst recht nicht die Nachwelt.
VIII. Die Nachwelt vergißt oder rühmt. Nur der Kritiker richtet im Angesicht des Autors.
IX. Polemik heißt, ein Buch in wenigen seiner Sätze vernichten. Je weniger man es studierte, desto besser. Nur wer vernichten kann, kann kritisieren.
X. Echte Polemik nimmt ein Buch sich so liebevoll vor, wie ein Kannibale sich einen Säugling zurüstet.

XI. Kunstbegeisterung ist dem Kritiker fremd. Das Kunstwerk ist in seiner Hand die blanke Waffe in dem Kampfe der Geister.
XII. Die Kunst des Kritikers in nuce: Schlagworte prägen, ohne die Ideen zu verraten. Schlagworte einer unzulänglichen Kritik verschachern den Gedanken an die Mode.
XIII. Das Publikum muß stets Unrecht erhalten und sich doch immer durch den Kritiker vertreten fühlen.

Nr. 13

Treize – j'eus un plaisir cruel de m'arrêter sur ce nombre.
Marcel Proust

Le reploiement vierge du livre, encore, prête à un sacrifice dont saigna la tranche rouge des anciens tomes; l'introduction d'une arme, ou coupe-papier, pour établir la prise de possession.
Stéphane Mallarmé

I. Bücher und Dirnen kann man ins Bett nehmen.
II. Bücher und Dirnen verschränken die Zeit. Sie beherrschen die Nacht wie den Tag und den Tag wie die Nacht.
III. Büchern und Dirnen sieht es keiner an, daß die Minuten ihnen kostbar sind. Läßt man sich aber näher mit ihnen ein, so merkt man erst, wie eilig sie es haben. Sie zählen mit, indem wir uns in sie vertiefen.
IV. Bücher und Dirnen haben seit jeher eine unglückliche Liebe zueinander.
V. Bücher und Dirnen – sie haben jedes ihre Sorte Männer, die von ihnen leben und sie drangsalieren. Bücher die Kritiker.
VI. Bücher und Dirnen in öffentlichen Häusern – für Studenten.
VII. Bücher und Dirnen – selten sieht einer ihr Ende, der sie besaß. Sie pflegen zu verschwinden, bevor sie vergehen.
VIII. Bücher und Dirnen erzählen so gern und so verlogen, wie sie es geworden sind. In Wahrheit merken sie's oft selber nicht. Da geht man jahrelang ›aus Liebe‹ allem nach und

eines Tages steht als wohlbeleibtes Korpus auf dem Strich, was ›studienhalber‹ immer nur darüber schwebte.
IX. Bücher und Dirnen lieben es, den Rücken zu wenden, wenn sie sich ausstellen.
X. Bücher und Dirnen machen viel junge.
XI. Bücher und Dirnen – »Alte Betschwester – junge Hure«. Wieviele Bücher waren nicht verrufen, aus denen heut die Jugend lernen soll!
XII. Bücher und Dirnen tragen ihren Zank vor die Leute.
XIII. Bücher und Dirnen – Fußnoten sind bei den einen, was bei den andern Geldscheine im Strumpf.

Waffen und Munition

Ich war in Riga, um eine Freundin zu besuchen, angekommen. Ihr Haus, die Stadt, die Sprache waren mir unbekannt. Kein Mensch erwartete mich, es kannte mich niemand. Ich ging zwei Stunden einsam durch die Straßen. So habe ich sie nie wiedergesehen. Aus jedem Haustor schlug eine Stichflamme, jeder Eckstein stob Funken und jede Tram kam wie die Feuerwehr dahergefahren. Sie konnte ja aus dem Tore treten, um die Ecke biegen und in der Tram sitzen. Von beiden aber mußte ich, um jeden Preis, der erste werden, der den andern sieht. Denn hätte sie die Lunte ihres Blicks an mich gelegt – ich hätte wie ein Munitionslager auffliegen müssen.

Erste Hilfe

Ein höchst verworrenes Quartier, ein Straßennetz, das jahrelang von mir gemieden wurde, ward mir mit einem Schlage übersichtlich, als eines Tages ein geliebter Mensch dort einzog. Es war, als sei in seinem Fenster ein Scheinwerfer aufgestellt und zerlege die Gegend mit Lichtbüscheln.

Innenarchitektur

Der Traktat ist eine arabische Form. Sein Äußeres ist unabgesetzt und unauffällig, der Fassade arabischer Bauten entsprechend, deren Gliederung erst im Hofe anhebt. So ist auch die gegliederte Struktur des Traktats von außen nicht wahrnehmbar, sondern eröffnet sich nur von innen. Wenn Kapitel ihn bilden, so sind sie nicht verbal überschrieben, sondern ziffernmäßig bezeichnet. Die Fläche seiner Deliberationen ist nicht malerisch belebt, vielmehr mit den Netzen des Ornaments, das sich bruchlos fortschlingt, bedeckt. In der ornamentalen Dichtigkeit dieser Darstellung entfällt der Unterschied von thematischen und exkursiven Ausführungen.

Papier- und Schreibwaren

Pharus-Plan. Ich kenne eine, die geistesabwesend ist. Wo mir die Namen meiner Lieferanten, der Aufbewahrungsort von Dokumenten, Adressen meiner Freunde und Bekannten, die Stunde eines Rendezvous geläufig sind, da haben ihr politische Begriffe, Schlagworte der Partei, Bekenntnisformeln und Befehle sich festgesetzt. Sie lebt in einer Stadt der Parolen und wohnt in einem Quartier verschworener und verbrüderter Vokabeln, wo jedes Gäßchen Farbe bekennt und jedes Wort ein Feldgeschrei zum Echo hat.

Wunschbogen. »Tut ein Schilf sich doch hervor – Welten zu versüßen – Möge meinem Schreiberohr – Liebliches entfließen!« – das folgt der »Seligen Sehnsucht« wie eine Perle, die der geöffneten Muschelschale entrollt ist.

Taschenkalender. Für den nordischen Menschen ist weniges so bezeichnend als dies, daß, wenn er liebt, er vor allem einmal und um jeden Preis mit sich selber allein sein muß, sein Gefühl vorerst selbst betrachten, genießen muß, ehe er zu der Frau geht und es erklärt.

Briefbeschwerer. Place de la Concorde: Obelisk. Was vor viertausend Jahren darein ist gegraben worden, steht heut im Mittelpunkt des größten aller Plätze. Wäre das ihm geweissagt worden – welcher Triumph für den Pharao! Das erste abendländische Kulturreich wird einmal in seiner Mitte den Gedenkstein seiner Herrschaft tragen. Wie sieht in Wahrheit diese Glorie aus? Nicht einer von Zehntausenden, die hier vorübergehen, hält inne; nicht einer von Zehntausenden, die innehalten, kann die Aufschrift lesen. So löst ein jeder Ruhm Versprochenes ein, und kein Orakel gleicht ihm an Verschlagenheit. Denn der Unsterbliche steht da wie dieser Obelisk: er regelt einen geistigen Verkehr, der ihn umtost, und keinem ist die Inschrift, die darein gegraben ist, von Nutzen.

Galanteriewaren

Unvergleichliche Sprache des Totenkopfes: völlige Ausdruckslosigkeit – das Schwarz seiner Augenhöhlen – vereint er mit wildestem Ausdruck – den grinsenden Zahnreihen.

Einer, der sich verlassen glaubt, liest und es schmerzt ihn, daß die Seite, die er umschlagen will, schon aufgeschnitten ist, daß nicht einmal sie mehr ihn braucht.

Gaben müssen den Beschenkten so tief betreffen, daß er erschrickt.

Als ein geschätzter, kultivierter und eleganter Freund mir sein neues Buch übersandte, überraschte ich mich dabei, wie ich, im Begriff es zu öffnen, meine Krawatte zurecht rückte.

Wer die Umgangsformen beachtet, aber die Lüge verwirft, gleicht einem, der sich zwar modisch kleidet, aber kein Hemd auf dem Leibe trägt.

Wenn der Zigarettenrauch in der Spitze und die Tinte im

Füllhalter gleich leichten Zug hätten, dann wäre ich im Arkadien meiner Schriftstellerei.

Glücklich sein heißt ohne Schrecken seiner selbst innewerden können.

Vergrösserungen

Lesendes Kind. Aus der Schülerbibliothek bekommt man ein Buch. In den unteren Klassen wird ausgeteilt. Nur hin und wieder wagt man einen Wunsch. Oft sieht man neidisch ersehnte Bücher in andere Hände gelangen. Endlich bekam man das seine. Für eine Woche war man gänzlich dem Treiben des Textes anheimgegeben, das mild und heimlich, dicht und unablässig, wie Schneeflocken einen umfing. Dahinein trat man mit grenzenlosem Vertrauen. Stille des Buches, die weiter und weiter lockte! Dessen Inhalt war gar nicht so wichtig. Denn die Lektüre fiel noch in die Zeit, da man selber Geschichten im Bett sich ausdachte. Ihren halbverwehten Wegen spürt das Kind nach. Beim Lesen hält es sich die Ohren zu; sein Buch liegt auf dem viel zu hohen Tisch und eine Hand liegt immer auf dem Blatt. Ihm sind die Abenteuer des Helden noch im Wirbel der Lettern zu lesen wie Figur und Botschaft im Treiben der Flocken. Sein Atem steht in der Luft der Geschehnisse und alle Figuren hauchen es an. Es ist viel näher unter die Gestalten gemischt als der Erwachsene. Es ist unsäglich betroffen von dem Geschehen und den gewechselten Worten und wenn es aufsteht, ist es über und über beschneit vom Gelesenen.

Zu spät gekommenes Kind. Die Uhr im Schulhof sieht beschädigt aus durch seine Schuld. Sie steht auf »Zu spät«. Und in den Flur dringt aus den Klassentüren, wo es vorbeistreicht, Murmeln von geheimer Beratung. Lehrer und Schüler dahinter sind Freund. Oder es schweigt alles still, als erwartete man einen. Unhörbar legt es die Hand an die Klinke. Die Sonne tränkt den Flecken, wo es steht. Da schändet es den grünen Tag und öffnet. Es hört die Lehrer-

stimme wie ein Mühlrad klappern; es steht vor dem Mahlwerk. Die klappernde Stimme behält ihren Takt, aber die Knechte werfen nun alles ab und auf das neue; zehn, zwanzig schwere Säcke fliegen ihm zu, die muß es zur Bank tragen. An seinem Mäntelchen ist jeder Faden weiß bestaubt. Wie eine arme Seele um Mitternacht macht es bei jedem Schritt Getöse, und keiner sieht es. Sitzt es dann auf dem Platz, so schafft es leise mit bis Glockenschlag. Aber es ist kein Segen dabei.

Naschendes Kind. Im Spalt des kaum geöffneten Speiseschranks dringt seine Hand wie ein Liebender durch die Nacht vor. Ist sie dann in der Finsternis zu Hause, so tastet sie nach Zucker oder Mandeln, nach Sultaninen oder Eingemachtem. Und wie der Liebhaber, ehe er's küßt, sein Mädchen umarmt, so hat der Tastsinn mit ihnen ein Stelldichein, ehe der Mund ihre Süßigkeit kostet. Wie gibt der Honig, geben Haufen von Korinthen, gibt sogar Reis sich schmeichelnd in die Hand. Wie leidenschaftlich dies Begegnen beider, die endlich nun dem Löffel entronnen sind. Dankbar und wild, wie eine, die man aus dem Elternhause sich geraubt hat, gibt hier die Erdbeermarmelade ohne Semmel und gleichsam unter Gottes freiem Himmel sich zu schmecken, und selbst die Butter erwidert mit Zärtlichkeit die Kühnheit eines Werbers, der in ihre Mägdekammer vorstieß. Die Hand, der jugendliche Don Juan, ist bald in alle Zellen und Gelasse eingedrungen, hinter sich rinnende Schichten und strömende Mengen: Jungfräulichkeit, die ohne Klagen sich erneuert.

Karussellfahrendes Kind. Das Brett mit den dienstbaren Tieren rollt dicht überm Boden. Es hat die Höhe, in der man am besten zu fliegen träumt. Musik setzt ein, und ruckweis rollt das Kind von seiner Mutter fort. Erst hat es Angst, die Mutter zu verlassen. Dann aber merkt es, wie es selber treu ist. Es thront als treuer Herrscher über einer Welt, die ihm gehört. In der Tangente bilden Bäume und Eingeborene Spalier. Da taucht, in einem Orient, wiederum die Mutter auf. Danach tritt aus dem Urwald ein Wipfel,

wie ihn das Kind schon vor Jahrtausenden, wie es ihn eben erst im Karussell gesehen hat. Sein Tier ist ihm zugetan: Wie ein stummer Arion fährt es auf seinem stummen Fisch dahin, ein hölzerner Stier-Zeus entführt es als makellose Europa. Längst ist die ewige Wiederkehr aller Dinge Kinderweisheit geworden und das Leben ein uralter Rausch der Herrschaft, mit dem dröhnenden Orchestrion in der Mitte als Kronschatz. Spielt es langsamer, fängt der Raum an zu stottern und die Bäume beginnen sich zu besinnen. Das Karussell wird unsicherer Grund. Und die Mutter taucht auf, der vielfach gerammte Pfahl, um welchen das landende Kind das Tau seiner Blicke wickelt.

Unordentliches Kind. Jeder Stein, den es findet, jede gepflückte Blume und jeder gefangene Schmetterling ist ihm schon Anfang einer Sammlung, und alles, was es überhaupt besitzt, macht ihm eine einzige Sammlung aus. An ihm zeigt diese Leidenschaft ihr wahres Gesicht, den strengen indianischen Blick, der in den Antiquaren, Forschern, Büchernarren nur noch getrübt und manisch weiterbrennt. Kaum tritt es ins Leben, so ist es Jäger. Es jagt die Geister, deren Spur es in den Dingen wittert; zwischen Geistern und Dingen verstreichen ihm Jahre, in denen sein Gesichtsfeld frei von Menschen bleibt. Es geht ihm wie in Träumen: es kennt nichts Bleibendes; alles geschieht ihm, meint es, begegnet ihm, stößt ihm zu. Seine Nomadenjahre sind Stunden im Traumwald. Dorther schleppt es die Beute heim, um sie zu reinigen, zu festigen, zu entzaubern. Seine Schubladen müssen Zeughaus und Zoo, Kriminalmuseum und Krypta werden. ›Aufräumen‹ hieße einen Bau vernichten voll stachliger Kastanien, die Morgensterne, Stanniolpapiere, die ein Silberhort, Bauklötze, die Särge, Kakteen, die Totembäume und Kupferpfennige, die Schilde sind. Am Wäscheschrank der Mutter, an der Bücherei des Vaters, da hilft das Kind schon längst, wenn es im eigenen Revier noch immer der unstete, streitbare Gast ist.

Verstecktes Kind. Es kennt in der Wohnung schon alle Verstecke und kehrt darein wie in ein Haus zurück, wo

man sicher ist, alles beim alten zu finden. Ihm klopft das Herz, es hält seinen Atem an. Hier ist es in die Stoffwelt eingeschlossen. Sie wird ihm ungeheuer deutlich, kommt ihm sprachlos nah. So wird erst einer, den man aufhängt, inne, was Strick und Holz sind. Das Kind, das hinter der Portiere steht, wird selbst zu etwas Wehendem und Weißem, zum Gespenst. Der Eßtisch, unter den es sich gekauert hat, läßt es zum hölzernen Idol des Tempels werden, wo die geschnitzten Beine die vier Säulen sind. Und hinter einer Türe ist es selber Tür, ist mit ihr angetan als schwerer Maske und wird als Zauberpriester alle behexen, die ahnungslos eintreten. Um keinen Preis darf es gefunden werden. Wenn es Gesichter schneidet, sagt man ihm, braucht nur die Uhr zu schlagen und es muß so bleiben. Was Wahres daran ist, das weiß es im Versteck. Wer es entdeckt, kann es als Götzen unterm Tisch erstarren machen, für immer als Gespenst in die Gardine es verweben, auf Lebenszeit es in die schwere Tür bannen. Es läßt darum mit einem lauten Schrei den Dämon, der es so verwandelte, damit man es nicht findet, ausfahren, wenn es der Suchende faßt – ja, wartet diesen Augenblick nicht ab, greift ihm mit einem Schrei der Selbstbefreiung vor. Darum wird es den Kampf mit dem Dämon nicht müde. Die Wohnung ist dabei das Arsenal der Masken. Doch einmal jährlich liegen an geheimnisvollen Stellen, in ihren leeren Augenhöhlen, ihrem starren Mund, Geschenke. Die magische Erfahrung wird Wissenschaft. Das Kind entzaubert als ihr Ingenieur die düstere Elternwohnung und sucht Ostereier.

Antiquitäten

Medaillon. An allem, was mit Grund schön genannt wird, wirkt paradox, daß es erscheint.

Gebetmühle. Lebendig nährt den Willen nur das vorgestellte Bild. Am bloßen Wort dagegen kann er sich zu höchst entzünden, um dann brandig fortzuschwelen. Kein heiler Wille ohne die genaue bildliche Vorstellung. Keine Vor-

stellung ohne Innervation. Nun ist der Atem deren allerfeinste Regulierung. Der Laut der Formeln ist ein Kanon dieser Atmung. Daher die Praxis der über den heiligen Silben atmend meditierenden Yoga. Daher ihre Allmacht.

ANTIKER LÖFFEL. Eins ist den größten Epikern vorbehalten: ihre Helden füttern zu können.

ALTE LANDKARTE. In einer Liebe suchen die meisten ewige Heimat. Andere, sehr wenige aber das ewige Reisen. Diese letzten sind Melancholiker, die da Berührung mit der Muttererde zu scheuen haben. Wer die Schwermut der Heimat von ihnen fern hielte, den suchen sie. Dem halten sie Treue. Die mittelalterlichen Komplexionenbücher wissen um die Sehnsucht dieses Menschenschlages nach weiten Reisen.

FÄCHER. Man wird folgende Erfahrung gemacht haben: liebt man jemanden, ist man sogar nur intensiv mit ihm beschäftigt, so findet man beinah in jedem Buche sein Porträt. Ja er erscheint als Spieler und als Gegenspieler. In den Erzählungen, Romanen und Novellen begegnet er in immer neuen Verwandlungen. Und hieraus folgt: das Vermögen der Phantasie ist die Gabe, im unendlich Kleinen zu interpolieren, jeder Intensität als Extensivem ihre neue gedrängte Fülle zu erfinden, kurz, jedes Bild zu nehmen, als sei es das des zusammengelegten Fächers, das erst in der Entfaltung Atem holt und mit der neuen Breite die Züge des geliebten Menschen in seinem Innern aufführt.

RELIEF. Man ist zusammen mit der Frau, die man liebt, man spricht mit ihr. Dann, Wochen oder Monate später, wenn man von ihr getrennt ist, kommt einem wieder, wovon damals die Rede war. Und nun liegt das Motiv banal, grell, untief da, und man erkennt: nur sie, die sich aus Liebe tief darüber neigte, hat es vor uns beschattet und geschützt, daß wie ein Relief in allen Falten und in allen Winkeln der Gedanke lebte. Sind wir allein, wie jetzt, so liegt er flach, trost-, schattenlos im Lichte unserer Erkenntnis.

Torso. Nur wer die eigene Vergangenheit als Ausgeburt des Zwanges und der Not zu betrachten wüßte, der wäre fähig, sie in jeder Gegenwart aufs höchste für sich wert zu machen. Denn was einer lebte, ist bestenfalls der schönen Figur vergleichbar, der auf Transporten alle Glieder abgeschlagen wurden, und die nun nichts als den kostbaren Block abgibt, aus dem er das Bild seiner Zukunft zu hauen hat.

Uhren und Goldwaren

Wer den Sonnenaufgang wachend, bekleidet, auf einer Wanderung etwa, vor sich sieht, behält tagsüber vor allen anderen die Souveränität eines unsichtbar Gekrönten und wem er unter der Arbeit hereinbrach, dem ist um Mittag, als hätte er sich die Krone selbst aufgesetzt.

Als Lebensuhr, auf der die Sekunden nur so dahineilen, hängt über den Romanfiguren die Seitenzahl. Welcher Leser hätte nicht schon einmal flüchtig, geängstigt zu ihr aufgeblickt?

Ich träumte, mit Roethe gehe ich – neugebackener Privatdozent – in kollegialer Unterhaltung durch die weiten Räume eines Museums, dessen Vorsteher er ist. Während er in einem Nebenraum mit einem Angestellten sich unterhält, trete ich vor eine Vitrine. In ihr steht neben anderen, wohl kleineren Gegenständen, die verstreut sind, die metallische oder emaillierte, trübe das Licht spiegelnde, fast lebensgroße Büste einer Frau, nicht unähnlich der sogenannten Leonardoschen Flora im Berliner Museum. Der Mund dieses Goldhaupts ist geöffnet und über die Zähne des Unterkiefers sind Schmucksachen, die zum Teil aus dem Munde heraushängen, in wohlgemessenen Abständen gebreitet. Mir war nicht zweifelhaft, daß das eine Uhr sei. – (Motive des Traums: Der Scham-Roethe; Morgenstunde hat Gold im Munde; »La tête, avec l'amas de sa crinière sombre / Et de

ses bijoux précieux, / Sur la table de nuit, comme une renoncule, / Repose«. Baudelaire.)

Bogenlampe

Einen Menschen kennt einzig nur der, welcher ohne Hoffnung ihn liebt.

Loggia

Geranie. Zwei Menschen, die sich lieben, hängen über alles an ihren Namen.

Karthäusernelke. Dem Liebenden erscheint der geliebte Mensch immer einsam.

Asphodelos. Wer geliebt wird, hinter dem schließt der Abgrund des Geschlechts sich wie der der Familie.

Kakteenblüte. Der wahre Liebende freut sich, wenn der geliebte Mensch streitend im Unrecht ist.

Vergissmeinnicht. Erinnerung sieht den geliebten Menschen stets verkleinert.

Blattpflanze. Tritt ein Hindernis vor die Vereinigung, so ist alsbald die Phantasie eines wunschlosen Beisammenseins im Alter zur Stelle.

Fundbüro

Verlorene Gegenstände. Was den allerersten Anblick eines Dorfs, einer Stadt in der Landschaft so unvergleichlich und so unwiederbringlich macht, ist, daß in ihm die Ferne in der strengsten Bindung an die Nähe mitschwingt. Noch hat Gewohnheit ihr Werk nicht getan. Beginnen wir erst einmal uns zurechtzufinden, so ist die Landschaft mit einem Schlage verschwunden wie die Fassade eines Hauses

wenn wir es betreten. Noch hat diese kein Übergewicht durch die stete, zur Gewohnheit gewordene Durchforschung erhalten. Haben wir einmal begonnen, im Ort uns zurechtzufinden, so kann jenes früheste Bild sich nie wieder herstellen.

Gefundene Gegenstände. Die blaue Ferne, die da keiner Nähe weicht und wiederum beim Näherkommen nicht zergeht, die nicht breitspurig und langatmig beim Herantreten daliegt, sondern nur verschlossener und drohender einem sich aufbaut, ist die gemalte Ferne der Kulisse. Das gibt den Bühnenbildern ihren unvergleichlichen Charakter.

Halteplatz für nicht mehr als 3 Droschken

Ich stand an einer Stelle zehn Minuten und wartete auf einen Omnibus. »L'Intran . . . Paris-Soir . . . La Liberté« rief hinter mir ununterbrochen mit unverändertem Tonfall eine Zeitungsfrau. »L'Intran ... Paris-Soir ... La Liberté« –– eine Zuchthauszelle von dreieckigem Grundriß. Ich sah vor mir, wie leer es in den Winkeln aussah.

Ich sah im Traum »ein verrufenes Haus«. »Ein Hotel, in dem ein Tier verwöhnt ist. Es trinken fast alle nur verwöhntes Tierwasser.« Ich träumte in diesen Worten und fuhr sofort wieder auf. Vor übergroßer Ermüdung hatte ich im erhellten Zimmer mich in Kleidern aufs Bett geworfen und war sogleich, für einige Sekunden, eingeschlafen.

Es gibt in Mietskasernen eine Musik von so todestrauriger Ausgelassenheit, daß man nicht glauben will, sie sei für den, der spielt: es ist Musik für die möblierten Zimmer, wo einer sonntags in Gedanken sitzt, die bald mit diesen Noten sich garnieren wie eine Schüssel überreifes Obst mit welken Blättern.

Kriegerdenkmal

Karl Kraus. Nichts trostloser als seine Adepten, nichts gottverlassener als seine Gegner. Kein Name, der geziemender durch Schweigen geehrt würde. In einer uralten Rüstung, ingrimmig grinsend, ein chinesisches Idol, in beiden Händen die gezückten Schwerter schwingend, tanzt er den Kriegstanz vor dem Grabgewölbe der deutschen Sprache. Er, der »nur einer von den Epigonen, die in dem alten Haus der Sprache wohnen«, ist zum Beschließer ihrer Gruft geworden. In Tag- und Nachtwachen harrt er aus. Kein Posten ist je treuer gehalten worden und keiner je war verlorener. Hier steht, der aus dem Tränenmeere seiner Mitwelt schöpft wie eine Danaïde, und dem der Fels, der seine Feinde begraben soll, aus den Händen rollt wie dem Sisyphos. Was hilfloser als seine Konversion? Was ohnmächtiger als seine Humanität? Was hoffnungsloser als sein Kampf mit der Presse? Was weiß er von den wahrhaft ihm verbündeten Gewalten? Doch welches Sehertum der neuen Magier läßt sich vergleichen mit dem Lauschen dieses Zauberpriesters, dem eine abgeschiedene Sprache selbst die Worte eingibt? Wer hat je einen Geist beschworen wie Kraus in den »Verlassenen«, als ob sie vordem nie gedichtet worden wäre, die »Selige Sehnsucht«? So hilflos wie nur Geisterstimmen sich hören lassen, sagt das Raunen aus einer chthonischen Tiefe der Sprache ihm wahr. Jedweder Laut ist unvergleichlich echt, aber sie alle lassen ratlos wie Geisterrede. Blind wie die Manen ruft die Sprache ihn zur Rache auf, borniert wie Geister, die nur die Blutstimme kennen, denen gleich ist, was sie im Reiche der Lebenden anstiften. Aber er kann nicht irren. Unfehlbar sind ihre Mandate. Wer ihm in den Arm läuft, ist schon gerichtet: sein Name selber wird in diesem Mund zum Urteil. Wenn er ihn aufreißt, schlägt die farblose Flamme des Witzes ihm über die Lippen. Und keiner, der die Wege des Lebens geht, stieße auf ihn. Auf einem archaischen Felde der Ehre, einer riesigen Walstatt blutiger Arbeit rast er vor einem verlassenen Grabmonument. Die Ehren seines Todes werden unermeßlich, die letzten sein, die vergeben werden.

Feuermelder

Die Vorstellung vom Klassenkampf kann irreführen. Es handelt sich in ihm nicht um eine Kraftprobe, in der die Frage: wer siegt, wer unterliegt? entschieden würde, nicht um ein Ringen, nach dessen Ausgang es dem Sieger gut, dem Unterlegenen aber schlecht gehen wird. So denken, heißt die Fakten romantisch vertuschen. Denn mag die Bourgeoisie im Kampfe siegen oder unterliegen, sie bleibt zum Untergange durch die inneren Widersprüche, die ihr im Laufe der Entwicklung tödlich werden, verurteilt. Die Frage ist nur, ob sie an sich selber oder durch das Proletariat zugrunde geht. Bestand oder das Ende einer dreitausendjährigen Kulturentwicklung werden durch die Antwort darauf entschieden. Geschichte weiß nichts von der schlechten Unendlichkeit im Bilde der beiden ewig ringenden Kämpfer. Nur in Terminen rechnet der wahre Politiker. Und ist die Abschaffung der Bourgeoisie nicht bis zu einem fast berechenbaren Augenblick der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung vollzogen (Inflation und Gaskrieg signalisieren ihn), so ist alles verloren. Bevor der Funke an das Dynamit kommt, muß die brennende Zündschnur durchschnitten werden. Eingriff, Gefahr und Tempo des Politikers sind technisch – nicht ritterlich.

Reiseandenken

Atrani. Die sacht ansteigende geschweifte Barocktreppe zur Kirche. Das Gitter hinter der Kirche. Die Litaneien der alten Frauen beim Ave Maria: Einschulung in die erste Sterbeklasse. Wenn man sich umwendet, grenzt dann die Kirche wie Gott selber ans Meer. Allmorgendlich bricht die christliche Ära den Fels an, aber zwischen den Mauern darunter zerfällt immer wieder die Nacht in die vier alten römischen Viertel. Gassen wie Luftschächte. Auf dem Marktplatz ein Brunnen. Am Spätnachmittag Weiber herum. Dann einsam: archaisches Plätschern.

MARINE. Die Schönheit großer Segelschiffe ist einziger Art. Denn sie sind nicht allein in ihrem Umriß durch Jahrhunderte unverändert geblieben, sondern erscheinen in der unwandelbarsten Landschaft: auf der See gegen den Horizont abgehoben.

VERSAILLES FASSADE. Es ist, als habe man dies Schloß vergessen, wo man es vor so und soviel hundert Jahren Par Ordre Du Roi nur auf zwei Stunden als das Versatzstück einer Féerie hingestellt hat. Von seinem Glanz behält es nichts für sich, es gibt ihn ungeteilt an jene königliche Lage, die mit ihm abschließt. Vor diesem Hintergrund wird sie zur Bühne, auf der die absolute Monarchie als allegorisches Ballett tragiert ward. Doch heute ist es nur die Wand, deren Schatten man aufsucht, um den Fernblick ins Blau zu genießen, das Le Nôtre erschuf.

HEIDELBERGER SCHLOSS. Ruinen, deren Trümmer gegen den Himmel ragen, erscheinen bisweilen doppelt schön an klaren Tagen, wenn der Blick in ihren Fenstern oder zu Häupten den vorüberziehenden Wolken begegnet. Die Zerstörung bekräftigt durch das vergängliche Schauspiel, das sie am Himmel eröffnet, die Ewigkeit dieser Trümmer.

SEVILLA ALCAZAR. Eine Architektur, die dem ersten Zuge der Phantasie folgt. Sie ist durch praktische Bedenken ungebrochen. Nur Träume und Feste, deren Erfüllung, sind in den hohen Gemächern vorgesehen. Darinnen werden Tanz und Schweigen Leitmotiv, weil alle menschliche Bewegung vom stillen Getümmel des Ornamentes eingesogen wird.

MARSEILLE KATHEDRALE. Auf dem menschenleersten, sonnigsten Platz steht die Kathedrale. Hier ist es ausgestorben, trotzdem im Süden, zu ihren Füßen, La Joliette, der Hafen, im Norden ein Proletarierviertel dicht anstößt. Als Umschlagplatz für ungreifbare, undurchschaubare Ware steht da das öde Bauwerk zwischen Mole und Speicher. An vierzig Jahre hat man darangesetzt. Doch als dann 1893 alles

fertig war, da hatten Ort und Zeit an diesem Monument sich gegen Architekten und Bauherrn siegreich verschworen und aus den reichen Mitteln des Klerus war ein Riesenbahnhof entstanden, der niemals dem Verkehr konnte übergeben werden. An der Fassade sind die Wartesäle im Innern kenntlich, wo Reisende I.–IV. Klasse (doch vor Gott sind sie alle gleich), eingeklemmt wie zwischen Koffer in ihre geistige Habe, sitzen und in Gesangbüchern lesen, die mit ihren Konkordanzen und Korrespondenzen den internationalen Kursbüchern sehr ähnlich sehen. Auszüge aus der Eisenbahnverkehrsordnung hängen als Hirtenbriefe an den Wänden, Tarife für den Ablaß auf die Sonderfahrten im Luxuszug des Satan werden eingesehen und Kabinette, wo der Weitgereiste diskret sich reinwaschen kann, als Beichtstühle in Bereitschaft gehalten. Das ist der Religionsbahnhof zu Marseille. Schlafwagenzüge in die Ewigkeit werden zur Messezeit hier abgefertigt.

Freiburger Münster. Mit dem eigensten Heimatgefühl einer Stadt verbindet sich für ihren Bewohner – ja vielleicht noch für den verweilenden Reisenden in der Erinnerung – der Ton und der Abstand, mit dem der Schlag ihrer Turmuhren anhebt.

Moskau Basilius-Kathedrale. Was die byzantinische Madonna im Arm hat ist nur eine hölzerne Puppe in Lebensgröße. Ihr Schmerzensausdruck vor einem Christus, dessen Kindsein nur angedeutet, nur vertreten bleibt, ist intensiver, als sie je mit einem lebenswahren Knabenbilde ihn zur Schau tragen könnte.

Boscotrecase. Vornehmheit der Pinienwälder: ihr Dach ist ohne Verflechtungen gebildet.

Neapel Museo Nazionale. Archaische Statuen tragen im Lächeln das Bewußtsein ihres Leibes dem Betrachter entgegen wie ein Kind die frisch gepflückten Blumen ungebunden und zerstreut uns entgegenhebt, während die spätere Kunst strenger die Mienen schürzt, gleich dem Erwach-

senen, der mit schneidenden Gräsern den dauernden Strauß flicht.

FLORENZ BAPTISTERIUM. Auf dem Portal die »Spes« Andrea Pisanos. Sie sitzt und hilflos erhebt sie die Arme nach einer Frucht, die ihr unerreichbar bleibt. Dennoch ist sie geflügelt. Nichts ist wahrer.

HIMMEL. Im Traume trat ich aus einem Hause und erblickte den Nachthimmel. Ein wildes Glänzen ging von ihm aus. Denn, ausgestirnt wie er war, standen die Bilder, nach denen man Sterne zusammenfügt, in sinnlicher Gegenwart da. Ein Löwe, eine Jungfrau, eine Waage und viele andere starrten, als dichte Sternhaufen, auf die Erde herunter. Kein Mond war zu sehen.

OPTIKER

Im Sommer fallen die dicken Leute auf, im Winter die dünnen.

Im Frühling gewahrt man bei hellem Sonnenwetter das junge Laub, im kalten Regen die noch unbelaubten Äste.

Wie ein gastlicher Abend verlaufen ist, das sieht an der Stellung der Teller und Tassen, der Becher und Speisen, wer zurückblieb, auf einen Blick.

Grundsatz der Werbung: sich siebenfach machen; siebenfach sich um die stellen, die man begehrt.

Der Blick ist die Neige des Menschen.

SPIELWAREN

MODELLIERBILDERBOGEN. Buden haben wie große schwankende Kähne zu beiden Seiten die steinerne Mole angelau-

fen, auf der die Leute sich schieben. Es gibt Segler, die Masten aufragen lassen, an denen die Wimpel herunterhängen, Dampfer, aus deren Schornsteinen Rauch steigt, Lastkähne, die ihre Ladung lange verstaut halten. Darunter sind Schiffe, in deren Bauch man verschwindet; nur Männer dürfen hinunter, aber man sieht durch Luken hindurch Frauenarme, Schleier und Pfauenfedern. Anderswo stehen Fremdlinge auf dem Verdeck und scheinen mit exzentrischer Musik das Publikum abschrecken zu wollen. Aber wie gleichgültig wird es nicht empfangen. Man steigt zögernd hinauf, mit breitem, wiegendem Gange wie über Schiffstreppen, und bleibt, solange man oben ist, gewärtig, daß sich das Ganze vom Ufer ablöst. Die schweigsam und benommen dann wieder auftauchen, haben auf roten Skalen, wo gefärbter Weingeist auf- und absteigt, die eigene Ehe werden und vergehen sehen; der gelbe Mann, der unten anfing zu werben, verließ am oberen Ende dieses Maßstabs die blaue Frau. In Spiegel haben sie geblickt, wo ihnen wässerig der Boden unter den Füßen fortschwamm und sind über rollende Treppen ins Freie gestolpert. Unruhe bringt die Flotte übers Quartier: Frauen und Mädchen da drinnen sind frech aufgelegt und alles Eßbare wurde im Schlaraffenland selber verladen. Man ist so gänzlich durch das Weltmeer abgeschnitten, daß alles wie zum ersten- und zum letztenmal zugleich hier angetroffen wird. Seelöwen, Zwerge und Hunde sind wie in einer Arche aufbewahrt. Sogar die Eisenbahn ist ein für allemal hier eingebracht und fährt auf ihrem Kreislauf immer wieder durch einen Tunnel. Für einige Tage ist das Quartier zur Hafenstadt einer Südseeinsel geworden und die Bewohner Wilde, welche in Begier und Staunen vor dem vergehen, was Europa ihnen vor die Füße wirft.

Schiessscheiben. Schießbudenlandschaften müßten, in einem Korpus gesammelt, beschrieben werden. Da war eine Eiswüste, von der an vielen Stellen weiße Tonpfeifenköpfe, die Zielpunkte, strahlenförmig gebündelt, sich abhoben. Hinten, vor einem unartikulierten Streifen Waldes, waren zwei Förster aufgemalt, ganz vorn, gleichsam Versatzstücke,

zwei Sirenen mit provozierenden Brüsten in Ölfarbe. Anderswo sträuben sich Pfeifen im Haar von Frauen, die selten mit Röcken gemalt sind, meist in Trikots. Oder sie gehen aus einem Fächer hervor, den sie in der Hand entfalten. Bewegliche Pfeifen drehen sich langsam im hinteren Grunde der »Tirs aux Pigeons«. Andere Buden präsentieren Theater, in denen der Beschauer mit der Flinte Regie führt. Trifft er ins Schwarze, dann fängt die Vorstellung an. So waren einmal sechsunddreißig Kästen und überm Bühnenrahmen stand bei jedem, was man dahinter zu erwarten hatte: »Jeanne d'Arc en prison«, »L'hospitalité«, »Les rues de Paris«. Aus einer anderen Bude: »Exécution capitale«. Vor dem verschlossenen Tore eine Guillotine, ein Richter im schwarzen Talar und ein Geistlicher, welcher das Kreuz hält. Trifft der Schuß, geht das Tor auf, ein Holzbrett schiebt sich vor, auf dem der Delinquent zwischen zwei Schergen steht. Er legt sich automatisch unters Fallbeil und der Kopf wird ihm abgehauen. Dieselbe: »Les délices du mariage«. Ein kümmerliches Interieur eröffnet sich. Den Vater sieht man mitten in der Stube, er hält ein Kind auf den Knien, mit seiner freien Hand schaukelt er die Wiege, in welcher noch eines liegt. »L'enfer« – wenn ihre Pforten auseinandergehen, erblickt man einen Teufel, welcher eine arme Seele quält. Daneben drängt ein anderer einen Pfaffen auf den Kessel zu, in welchem die Verdammten schmoren müssen. »Le bagne« – ein Tor, davor ein Gefängniswärter. Wenn man getroffen hat, zieht er an einer Glocke. Es klingelt, das Tor geht auf. Man sieht zwei Sträflinge an einem großen Rade hantieren; sie scheinen es drehen zu müssen. Wieder eine andere Konstellation: ein Geiger mit seinem Tanzbär. Man schießt hinein und der Fiedelbogen bewegt sich. Der Bär schlägt mit einer Tatze die Pauke und hebt ein Bein. Man muß an das Märchen vom tapferen Schneiderlein denken, könnte auch Dornröschen mit einem Schusse wieder erweckt, Schneewittchen durch einen Schuß von dem Apfel befreit, Rotkäppchen in einem Schuß sich aufgelöst denken. Der Schuß schlägt märchenhaft, mit jener heilsamen Gewalt ins Dasein der Puppen ein, die den Ungetümen das Haupt vom Rumpfe haut und als Prinzessinnen

sie entlarvt. So wie bei jenem großen aufschriftlosen Tor: wenn man gut gezielt hat, öffnet es sich und vor roten Plüschvorhängen steht ein Mohr, der sich leicht zu verneigen scheint. Er trägt vor sich her eine goldene Schüssel. Darauf liegen drei Früchte. Es öffnet die erste sich, und eine winzige Person steht drin und verbeugt sich. In der zweiten drehen sich tanzend zwei ebenso winzige Puppen. (Die dritte tat sich nicht auf.) Darunter, vor dem Tisch, auf dem die sonstige Szenerie sich aufbaut, ein kleiner Reiter aus Holz mit der Überschrift: »Route minée«. Trifft man ins Schwarze, so knallt es, und der Reiter mit seinem Pferd überschlägt sich, bleibt aber, wohlverstanden, auf ihm sitzen.

Stereoskop. Riga. Der tägliche Markt, die gedrängte Stadt aus niedrigen Holzbuden zieht auf der Mole, einem breiten, schmutzigen Steinwall ohne Speichergebäude sich am Wasser der Düna entlang. Kleine Dampfer, die oft kaum mit dem Schornstein über die Kaimauer reichen, haben die schwärzliche Zwergenstadt angelaufen. (Die größeren Schiffe liegen dünaabwärts.) Schmutzige Bretter sind der tonige Grund, auf dem, in der kalten Luft leuchtend, einige wenige Farben zergehen. An manchen Ecken stehen hier das ganze Jahr neben Fisch-, Fleisch-, Stiefel- und Kleiderbaracken Kleinbürgerweiber mit den bunten Papierruten, die nach Westen nur um die Weihnachtszeit vordringen. Von der geliebtesten Stimme gescholten werden – so sind diese Ruten. Für wenige Santimes vielfarbige Strafbüschel. Am Ende der Mole liegt in hölzernen Schranken nur dreißig Schritt vom Wasser entfernt mit seinen rotweißen Bergen der Äpfelmarkt. Die feilgebotenen Äpfel stecken im Stroh und die verkauften ohne Stroh in den Körben der Hausfrauen. Eine dunkelrote Kirche erhebt sich dahinter, die in der frischen Novemberluft gegen die Backen der Äpfel nicht aufkommt. – Mehrere Läden für Schifferbedarf in kleinen Häuschen unweit der Mole. Taue sind aufgemalt. Überall sieht man die Ware abgemalt auf Schildern oder auf die Hauswand gepinselt. Ein Geschäft in der Stadt hat auf der unverputzten Ziegelwand Koffer und Riemen überlebensgroß. Ein

niedriges Eckhaus mit einem Laden für Korsetts und Damenhüte ist mit geputzten Damengesichtern und strengen Miedern auf ockergelbem Grunde bemalt. Im Winkel davor steht eine Laterne, die auf den Glasscheiben Ähnliches darstellt. Das Ganze ist wie die Fassade eines Phantasiebordells. Ein anderes Haus, ebenfalls unweit des Hafens, hat Zuckersäcke und Kohlen grau und schwarz plastisch auf grauer Hauswand. Schuhe irgendwo anders regnen aus Füllhörnern nieder. Eisenwaren sind bis ins einzelne, Hämmer, Zahnräder, Zangen und kleinste Schräubchen auf ein Schild gemalt, das wie eine Vorlage aus veralteten Kindermalbüchern aussieht. Mit solchen Bildern ist die Stadt durchsetzt: gestellt wie aus Schubladen. Dazwischen aber ragen viel hohe festungsartige, todtraurige Gebäude heraus, die alle Schrecken des Zarismus wachrufen.

UNVERKÄUFLICH. Mechanisches Kabinett auf dem Jahrmarkt zu Lucca. In einem langgestreckten symmetrisch geteilten Zelt ist die Ausstellung untergebracht. Einige Stufen führen herauf. Das Aushängeschild vertritt ein Tisch mit einigen unbeweglichen Puppen. Durch die rechte Öffnung betritt man das Zelt, durch die linke verläßt man es wieder. Im hellen Innenraume ziehen zwei Tische sich in die Tiefe. Sie stoßen an der inneren Längskante zusammen, sodaß nur ein schmaler Raum für den Umgang bleibt. Beide Tische sind niedrig und glasgedeckt. Auf ihnen stehen die Puppen (zwanzig bis fünfundzwanzig Zentimeter hoch im Durchschnitt), während in ihrem unteren verdeckten Teile das Uhrwerk, das die Puppen treibt, vernehmbar tickt. Ein kleiner Tritt für Kinder läuft an den Kanten der Tische entlang. An den Wänden sind Zerrspiegel. – Dem Eingang zunächst sieht man Fürstlichkeiten. Jede macht irgendeine Bewegung: die einen mit dem rechten oder linken Arm eine weitausholende einladende Geste, die anderen eine Schwenkung der gläsernen Blicke; manche rollen die Augen und rühren die Arme zu gleicher Zeit. Franz Joseph, Pio IX., thronend und flankiert von zwei Kardinälen, die Königin Elena von Italien, die Sultanin, Wilhelm I. zu Pferde, Napoleon III. klein und kleiner noch Vittorio Emanuele als

Kronprinz stehen da. Biblische Figurinen folgen, darauf die Passion. Herodes befiehlt mit sehr mannigfachen Bewegungen des Hauptes den Kindermord. Er öffnet weit den Mund und nickt dazu, streckt den Arm aus und läßt ihn wieder fallen. Zwei Henker stehen vor ihm: der eine leerlaufend mit schneidendem Schwert, ein enthauptetes Kind unterm Arm, der andere, im Begriffe zuzustechen, steht, bis aufs Augenrollen, unbeweglich. Und zwei Mütter dabei: die eine unaufhörlich sacht ihren Kopf schüttelnd wie eine Schwermütige, die andere langsam, flehend die Arme hebend. – Die Nagelung ans Kreuz. Dieses liegt am Boden. Die Schergen schlagen den Nagel ein. Christus nickt. – Christus gekreuzigt, von dem Essigschwamm getränkt, den ihm ein Kriegsknecht langsam, ruckweis reicht und augenblicklich wieder entzieht. Der Heiland hebt dabei ganz wenig das Kinn. Von hinten beugt ein Engel mit dem Kelch für Blut sich übers Kreuz, führt ihn vor und zieht ihn dann, als wäre er gefüllt, zurück. – Der andere Tisch zeigt genrehafte Bilder. Gargantua mit Knödeln. Vor einem Teller schaufelt er mit beiden Händen sie in den Mund, indem er abwechselnd den rechten und den linken Arm hebt. Beide Hände halten je eine Gabel, an der ein Kloß steckt. – Ein spinnendes Alpenfräulein. – Zwei Affen, die Geige spielen. – Ein Zauberer hat zwei tonnenartige Behälter vor sich. Der rechte öffnet sich und daraus taucht mit ihrem Oberkörper eine Dame. Sodann versinkt sie. Es öffnet sich der linke: daraus hebt zu halber Höhe sich ein Männerleib. Von neuem öffnet sich der rechte Behälter und nun steigt da der Schädel eines Bocks mit dem Gesicht der Dame zwischen den Hörnern hervor. Danach hebt es sich links: ein Affe stellt sich statt des Mannes dar. Sodann geht alles wieder von vorne an. – Ein anderer Zauberer: er hat vor sich einen Tisch und hält je einen umgekehrten Becher in der rechten und linken Hand. Darunter erscheinen, wie er abwechselnd den einen oder den anderen hebt, bald ein Brot oder ein Apfel, eine Blume oder ein Würfel. – Der Zauberbrunnen: kopfschüttelnd steht ein Bauernknabe vor einem Ziehbrunnen. Ein Mädchen zieht und der unabgesetzte dicke Strahl aus Glas rinnt aus der Brunnenöffnung. – Die verzauberten

Liebenden: ein goldenes Gebüsch oder eine goldene Flamme tut in zwei Flügeln sich auf. Darin werden zwei Puppen sichtbar. Sie wenden die Köpfe einander zu und dann wieder ab, als sähen sie mit fassungslosem Staunen sich an. – Unter allen Figuren ein kleines Papier mit der Aufschrift. Das Ganze aus dem Jahre 1862.

Poliklinik

Der Autor legt den Gedanken auf den Marmortisch des Cafés. Lange Betrachtung: denn er benutzt die Zeit, da noch das Glas – die Linse, unter der er den Patienten vornimmt – nicht vor ihm steht. Dann packt er sein Besteck allmählich aus: Füllfederhalter, Bleistift und Pfeife. Die Menge der Gäste macht, amphitheatralisch angeordnet, sein klinisches Publikum. Kaffee, vorsorglich eingefüllt und ebenso genossen, setzt den Gedanken unter Chloroform. Worauf der sinnt, hat mit der Sache selbst nicht mehr zu tun, als der Traum des Narkotisierten mit dem chirurgischen Eingriff. In den behutsamen Lineamenten der Handschrift wird zugeschnitten, der Operateur verlagert im Innern Akzente, brennt die Wucherungen der Worte heraus und schiebt als silberne Rippe ein Fremdwort ein. Endlich näht ihm mit feinen Stichen Interpunktion das Ganze zusammen und er entlohnt den Kellner, seinen Assistenten, in bar.

Diese Flächen sind zu vermieten

Narren, die den Verfall der Kritik beklagen. Denn deren Stunde ist längst abgelaufen. Kritik ist eine Sache des rechten Abstands. Sie ist in einer Welt zu Hause, wo es auf Perspektiven und Prospekte ankommt und einen Standpunkt einzunehmen noch möglich war. Die Dinge sind indessen viel zu brennend der menschlichen Gesellschaft auf den Leib gerückt. Die ›Unbefangenheit‹, der ›freie Blick‹ sind Lüge, wenn nicht der ganz naive Ausdruck planer Unzuständigkeit geworden. Der heute wesenhafteste, der mer-

kantile Blick ins Herz der Dinge heißt Reklame. Sie reißt den freien Spielraum der Betrachtung nieder und rückt die Dinge so gefährlich nah uns vor die Stirn, wie aus dem Kinorahmen ein Auto, riesig anwachsend, auf uns zu zittert. Und wie das Kino Möbel und Fassaden nicht in vollendeten Figuren einer kritischen Betrachtung vorführt, sondern allein ihre sture, sprunghafte Nähe sensationell ist, so kurbelt echte Reklame die Dinge heran und hat ein Tempo, das dem guten Film entspricht. Damit ist denn ›Sachlichkeit‹ endlich verabschiedet, und vor den Riesenbildern an den Häuserwänden, wo »Chlorodont« und »Sleipnir« für Giganten handlich liegen, wird die gesundete Sentimentalität amerikanisch frei, wie Menschen, welche nichts mehr rührt und anrührt, im Kino wieder das Weinen lernen. Für den Mann von der Straße aber ist es das Geld, das dergestalt die Dinge ihm nahe rückt, den schlüssigen Kontakt mit ihnen herstellt. Und der bezahlte Rezensent, der im Kunstsalon des Händlers mit Bildern manipuliert, weiß, wenn nicht Besseres so Wichtigeres von ihnen, als der Kunstfreund, der sie im Schaufenster sieht. Die Wärme des Sujets entbindet sich ihm und stimmt ihn gefühlvoll. – Was macht zuletzt Reklame der Kritik so überlegen? Nicht was die rote elektrische Laufschrift sagt – die Feuerlache, die auf dem Asphalt sie spiegelt.

Bürobedarf

Das Chefzimmer starrt von Waffen. Was als Komfort den Eintretenden besticht, das ist in Wahrheit ein cachiertes Arsenal. Ein Telephon auf dem Schreibtisch schlägt alle Augenblicke an. Es fällt einem an der wichtigsten Stelle ins Wort und gibt dem Gegenüber Zeit, sich seine Antwort zurechtzulegen. Indessen zeigen Brocken vom Gespräch, wieviele Angelegenheiten hier verhandelt werden, die wichtiger sind als die, die an der Reihe ist. Man sagt sich das und langsam fängt man an, von seinem eigenen Standpunkte abzurutschen. Man beginnt sich zu fragen, von wem da die Rede ist, vernimmt mit Schrecken, daß der Unterredner

morgen nach Brasilien fährt und ist bald mit der Firma derart solidarisch, daß die Migräne, über die er sich am Telephon beklagt, als bedauerliche Betriebsstörung (statt als Chance) verzeichnet wird. Gerufen oder ungerufen tritt die Sekretärin ein. Sie ist sehr hübsch. Und ist ihr Brotherr gegen ihre Reize, sei's gefeit, sei's als Bewunderer längst mit ihr im Reinen, so wird der Neuling mehr als einmal nach ihr sehen, und sie versteht es, ihrem Chef zu Dank zu handeln. Sein Personal ist in Bewegung, Kartotheken aufzutischen, in denen der Gastfreund in den verschiedensten Zusammenhängen sich rubriziert weiß. Er beginnt zu ermüden. Der andere aber, der das Licht im Rücken hat, liest aus den Zügen des blendend bestrahlten Gesichts mit Befriedigung das ab. Auch der Sessel tut seine Wirkung; man sitzt darin so tief zurückgelehnt wie beim Dentisten und nimmt das peinliche Verfahren dann zuletzt noch für den ordnungsmäßigen Verlauf der Dinge. Eine Liquidation folgt früher oder später auch dieser Behandlung.

Stückgut: Spedition und Verpackung

Ich fuhr früh morgens mit dem Auto durch Marseille zur Bahn, und wie mir unterwegs bekannte Stellen, dann neue, unbekannte oder andere, die ich nur ungenau erinnern konnte, aufstießen, wurde die Stadt ein Buch in meinen Händen, in das ich schnell noch ein paar Blicke warf, bevor es in der Kiste auf dem Speicher mir auf wer weiß wie lange aus den Augen kommen sollte.

Wegen Umbau geschlossen!

Im Traum nahm ich mir mit einem Gewehr das Leben. Als der Schuß fiel, erwachte ich nicht, sondern sah mich eine Weile als Leiche liegen. Dann erst wachte ich auf.

»Augias« Automatisches Restaurant

Dies ist der stärkste Einwand gegen die Lebeweise des Hagestolz: er nimmt einsam sein Essen. Einsam zu speisen macht leicht hart und roh. Wer es gewohnt ist, muß spartanisch leben, um nicht zu verkommen. Einsiedler haben, sei's nur darum, sich frugal beköstigt. Denn dem Essen wird nur in der Gemeinschaft sein Recht; es will geteilt und ausgeteilt sein, wenn es anschlagen soll. Gleichviel wem: früher bereicherte ein Bettler am Tisch jede Mahlzeit. Aufs Teilen und aufs Geben kommt alles an, nichts auf soziables Gespräch in der Runde. Erstaunlich ist aber wiederum, daß Geselligkeit kritisch wird ohne Speisen. Bewirtung nivelliert und verbindet. Der Graf von Saint-Germain blieb nüchtern vor vollen Tafeln und schon auf diese Weise Herrscher im Gespräch. Wo aber jeder einzelne leer ausgeht, da kommen die Rivalitäten mit ihrem Streit.

Briefmarken-Handlung

Wer Stapel alter Briefschaften durchsieht, dem sagt oft eine Marke, die längst außer Kurs ist, auf einem brüchigen Umschlag mehr als Dutzende von durchlesenen Seiten. Manchmal begegnet man ihnen auf Ansichtskarten und weiß dann nicht, soll man sie ablösen oder soll man die Karte bewahren wie sie nun einmal ist, wie das Blatt eines alten Meisters, das auf der vorderen und der hinteren Seite zwei verschiedene gleich wertvolle Zeichnungen hat? Es gibt auch, in den Glaskästen von Cafés, Briefe, die etwas auf dem Kerbholz haben und vor aller Augen am Pranger stehen. Oder hat man sie deportiert und müssen sie in diesem Kasten Jahr und Tag auf einem gläsernen Salas y Gomez schmachten? Briefe, die lange uneröffnet blieben, bekommen etwas Brutales; sie sind Enterbte, die hämisch im stillen Rache für lange Leidenstage schmieden. Viele von ihnen stellen später in den Fenstern der Briefmarkenhändler die über und über von Stempeln gebrandmarkten Ganzsachen dar.

Man weiß, es gibt Sammler, die sich nur mit gestempelten Marken befassen und viel fehlt nicht, so wollte man glauben, sie sind die einzigen, die ins Geheimnis eingedrungen sind. Sie halten sich an den okkulten Teil der Marke; an den Stempel. Denn der Stempel ist deren Nachtseite. Es gibt feierliche, die um das Haupt der Queen Victoria einen Heiligenschein und prophetische, die eine Märtyrerkrone um Humbert legen. Aber keine sadistische Phantasie reicht an die schwarze Prozedur heran, die mit Striemen die Gesichter bedeckt und durch das Erdreich ganzer Kontinente Spalten reißt wie ein Erdbeben. Und die perverse Freude am Kontrast dieses geschändeten Markenkörpers mit seinem weißen, spitzengarnierten Tüllkleid: der Zahnung. Wer Stempeln nachgeht, muß als Detektiv Signalements der verrufensten Postanstalten, als Archäologe die Kunst, den Torso fremdester Ortsnamen zu bestimmen, als Kabbalist das Inventar der Daten für ein ganzes Jahrhundert besitzen.

Briefmarken starren von Zifferchen, winzigen Buchstaben, Blättchen und Äuglein. Sie sind graphische Zellengewebe. Das alles wimmelt durcheinander und lebt, wie niedere Tiere, selbst zerstückelt fort. Darum macht man aus Briefmarkenteilchen, die man zusammenklebt, so wirksame Bilder. Aber auf ihnen hat Leben immer den Einschlag von Verwesung zum Zeichen, daß es aus Abgestorbenem sich zusammensetzt. Ihre Porträts und obszönen Gruppen stekken voller Gebeine und Würmerhaufen.

Bricht in der Farbenfolge der langen Sätze sich vielleicht das Licht einer fremden Sonne? Wurden in den Postministerien des Kirchenstaats oder von Ecuador Strahlen aufgefangen, die wir andern nicht kennen? Und warum zeigt man uns nicht die Marken der besseren Planeten? Die tausend Stufen von Feuerrot, die auf der Venus in Umlauf sind und die vier großen grauen Werte vom Mars und die zifferlosen Saturnmarken?

Länder und Meere sind auf Marken nur die Provinzen, Könige nur die Söldner der Ziffern, die nach Gefallen ihre

Farbe über sie ausgießen. Briefmarkenalben sind magische Nachschlagewerke, die Zahlen der Monarchen und Paläste, der Tiere und Allegorien und Staaten sind in ihnen niedergelegt. Der Postverkehr beruht auf deren Harmonie wie auf den Harmonien der himmlischen Zahlen der Verkehr der Planeten beruht.

Alte Groschenmarken, die im Oval nur ein oder zwei große Ziffern zeigen. Sie sehen aus wie jene ersten Photos, aus denen in den schwarz lackierten Rahmen Verwandte, die wir niemals kannten, auf uns herabsehen: Verzifferte Großtanten oder Voreltern. Auch Thurn und Taxis hat die großen Ziffern auf den Marken; da sind sie wie verhexte Taxameternummern. Man würde sich nicht wundern, wenn eines Abends das Licht einer Kerze dahinter durchscheint. Dann aber gibt es kleine Marken ohne Zahnung, ohne Angabe einer Währung und eines Landes. Im dichten Spinnennetz tragen sie nur eine Nummer. Das sind vielleicht die wahren Schicksalslose.

Schriftzüge auf den türkischen Piastermarken sind wie die schräg gestellte, allzuflotte, allzublitzende Busennadel auf der Krawatte eines gerissenen, halb nur europäisierten Kaufmanns aus Konstantinopel. Sie sind vom Schlage der postalischen Parvenus, der großen, schlechtgezähnten, schreienden Formate von Nicaragua oder Kolumbien, die sich zu Banknoten herausstaffieren.

Nachportomarken sind die Spirits unter den Briefmarken. Sie ändern sich nicht. Der Wechsel der Monarchen und Regierungsformen geht spurlos wie an Geistern an ihnen vorüber.

Das Kind sieht nach dem fernen Liberia durch ein verkehrt gehaltenes Opernglas: da liegt es hinter seinem Streifchen Meer mit seinen Palmen genau wie es Briefmarken zeigen. Mit Vasco da Gama segelt es um ein Dreieck, das gleichschenklig ist wie die Hoffnung und dessen Farben mit dem Wetter sich ändern. Reiseprospekt vom Kap der Guten

Hoffnung. Wenn es den Schwan auf australischen Marken sieht, dann ist das, auch auf den blauen, grünen und braunen Werten, der schwarze Schwan, der nur in Australien vorkommt und hier auf den Gewässern eines Teiches als auf dem stillsten Ozean dahinzieht.

Marken sind die Visitenkarten, die die großen Staaten in der Kinderstube abgeben.

Als Gulliver bereist das Kind Land und Volk seiner Briefmarken. Erdkunde und Geschichte der Liliputaner, die ganze Wissenschaft des kleinen Volks mit allen ihren Zahlen und Namen wird ihm im Schlafe eingegeben. Es nimmt an ihren Geschäften teil, wohnt ihren purpurnen Volksversammlungen bei, sieht dem Stapellauf ihrer Schiffchen zu und feiert mit ihren gekrönten Häuptern, die hinter Hekken thronen, Jubiläen.

Es gibt bekanntlich eine Briefmarkensprache, die sich zur Blumensprache verhält wie das Morsealphabet zu dem geschriebenen. Wie lange aber wird der Blumenflor zwischen den Telegraphenstangen noch leben? Sind nicht die großen künstlerischen Marken der Nachkriegszeit mit ihren vollen Farben schon die herbstlichen Astern und Dahlien dieser Flora? Stephan, ein Deutscher, und nicht zufällig ein Zeitgenosse Jean Pauls, hat in der sommerlichen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts diese Saat gepflanzt. Sie wird das zwanzigste nicht überleben.

Si parla italiano

Ich saß nachts mit heftigen Schmerzen auf einer Bank. Mir gegenüber auf einer zweiten nahmen zwei Mädchen Platz. Sie schienen sich vertraut besprechen zu wollen und begannen zu flüstern. Niemand außer mir war in der Nähe, und ich hätte ihr Italienisch nicht verstanden, so laut es sein mochte. Nun konnte ich bei diesem unmotivierten Flüstern in einer mir unzugänglichen Sprache mich des Gefühls nicht

erwehren, es lege sich um die schmerzende Stelle ein kühler Verband.

Technische Nothilfe

Es gibt nichts Ärmeres als eine Wahrheit, ausgedrückt wie sie gedacht ward. In solchem Fall ist ihre Niederschrift noch nicht einmal eine schlechte Photographie. Auch weigert sich die Wahrheit (wie ein Kind, wie eine Frau, die uns nicht liebt) vorm Objektiv der Schrift, wenn wir uns unters schwarze Tuch gekauert haben, still und recht freundlich zu blicken. Jäh, wie mit einem Schlage will sie aus der Selbstversunkenheit gescheucht und sei es von Krawall, sei's von Musik, sei es von Hilferufen aufgeschreckt sein. Wer wollte die Alarmsignale zählen, mit denen das Innere des wahren Schriftstellers ausgestattet ist? Und ›Schreiben‹ heißt nichts anderes als sie in Funktion setzen. Dann fährt die süße Odaliske auf, reißt das Erste Beste an sich, was im Tohuwabohu ihres Boudoirs, unseres Gehirnkastens, ihr in die Hände fällt, nimmt's um und flüchtet so, unkenntlich fast, vor uns zu den Leuten. Wie wohl beschaffen muß sie aber sein und wie gesund gebaut, um so, verstellt, gehetzt, doch siegreich, liebenswürdig, unter sie zu treten.

Kurzwaren

Zitate in meiner Arbeit sind wie Räuber am Weg, die bewaffnet hervorbrechen und dem Müßiggänger die Überzeugung abnehmen.

Die Tötung des Verbrechers kann sittlich sein – niemals ihre Legitimierung.

Der Ernährer aller Menschen ist Gott und der Staat ihr Unterernährer.

Der Ausdruck der Leute, die sich in Gemäldegalerien be-

wegen, zeigt eine schlecht verhehlte Enttäuschung darüber, daß dort nur Bilder hängen.

Steuerberatung

Kein Zweifel: es besteht ein geheimer Zusammenhang zwischen dem Maß der Güter und dem Maß des Lebens, will sagen, zwischen Geld und Zeit. Je nichtiger die Zeit eines Lebens erfüllt ist, desto brüchiger, vielgestaltiger, disparater sind seine Augenblicke, während die große Periode das Dasein des überlegenen Menschen bezeichnet. Sehr richtig schlägt Lichtenberg vor, vom Verkleinern der Zeit zu reden statt vom Verkürzen und derselbe bemerkt: »Ein paar Dutzend Millionen Minuten machen ein Leben von fünfundvierzig Jahren und etwas darüber.« Wo ein Geld im Gebrauch ist, von dem ein Dutzend Millionen Einheiten nichts bedeutet, da wird das Leben nach Sekunden statt nach Jahren gezählt werden müssen, um als Summe respektabel zu erscheinen. Und demgemäß wird es verzettelt werden wie ein Bündel Banknoten: Österreich kann sich die Kronenrechnung nicht abgewöhnen.

Geld gehört mit Regen zusammen. Das Wetter selbst ist ein Index vom Zustande dieser Welt. Seligkeit ist wolkenlos, kennt kein Wetter. Es kommt auch ein wolkenloses Reich der vollkommenen Güter, auf die kein Geld fällt.

Es wäre eine beschreibende Analysis der Banknoten zu liefern. Ein Buch, dessen grenzenlose Kraft der Satire ihresgleichen nur in der Kraft seiner Sachlichkeit hätte. Denn nirgends mehr als in diesen Dokumenten gebärdet der Kapitalismus sich naiv in seinem heiligen Ernst. Was hier an unschuldigen Kleinen um Ziffern spielt, als Göttinnen Gesetzestafeln hält und an gereiften Helden vor Münzeinheiten sein Schwert in die Scheide steckt, das ist eine Welt für sich: Fassadenarchitektur der Hölle. – Wenn Lichtenberg das Papiergeld verbreitet gefunden hätte, wäre der Plan dieses Werkes ihm nicht entgangen.

Rechtsschutz für Unbemittelte

Verleger: Meine Erwartungen sind aufs schwerste enttäuscht worden. Ihre Sachen haben gar keine Wirkung beim Publikum; sie ziehen nicht im geringsten. Und ich habe an Ausstattung nicht gespart. Ich habe mich für Reklamen verausgabt. – Sie wissen, wie ich nach wie vor Sie schätze. Sie werden es mir aber nicht verdenken können, wenn nun auch mein kaufmännisches Gewissen sich regt. Wenn irgendeiner, tue ich für die Autoren, was ich kann. Aber schließlich habe ich auch für Frau und Kinder zu sorgen. Ich will natürlich nicht sagen, daß ich die Verluste der letzten Jahre Ihnen nachtrage. Aber das bittere Gefühl einer Enttäuschung wird bleiben. Zurzeit kann ich Sie leider absolut nicht weiter unterstützen.

Autor: Mein Herr! Warum sind Sie Verleger geworden? Das werden wir umgehend heraushaben. Vorher gestatten Sie mir aber eins: Ich figuriere in Ihrem Archiv als Nr. 27. Sie haben fünf meiner Bücher verlegt; das heißt, Sie haben fünfmal auf 27 gesetzt. Ich bedaure, daß 27 nicht rauskam. Übrigens haben Sie mich nur cheval gesetzt. Nur weil ich neben Ihrer Glückszahl 28 liege. – Warum Sie Verleger geworden sind, das wissen Sie nun. Sie hätten ebensogut einen honetten Lebensberuf ergreifen können wie Ihr Herr Vater. Aber immer in den Tag hinein – so ist die Jugend. Frönen Sie weiter Ihren Gewohnheiten. Aber vermeiden Sie es, als ehrlichen Kaufmann sich auszugeben. Setzen Sie keine Unschuldsmiene auf, wenn Sie alles verjeut haben; erzählen Sie nichts von Ihrem achtstündigen Arbeitstag und von der Nacht, in der Sie auch kaum noch zur Ruhe kommen. »Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr!« Und machen Sie Ihren Nummern keine Szene! Sonst wird man Sie rausschmeißen!

Nachtglocke zum Arzt

Die sexuelle Erfüllung entbindet den Mann von seinem Geheimnis, das in Sexualität nicht besteht, in ihrer Erfüllung

aber, und vielleicht in ihr allein, durchschnitten – nicht gelöst – wird. Es ist der Fessel zu vergleichen, die ihn an das Leben bindet. Die Frau durchschneidet sie, der Mann wird frei zum Tode, weil sein Leben das Geheimnis verloren hat. Damit gelangt er zur Neugeburt, und wie die Geliebte ihn vom Banne der Mutter befreit, so löst die Frau buchstäblicher von der Mutter Erde ihn, die Hebamme, welche jene Nabelschnur durchschneidet, die aus Naturgeheimnis geflochten ist.

Madame Ariane zweiter Hof links

Wer weise Frauen nach der Zukunft fragt, gibt ohne es zu wissen, eine innere Kunde vom Kommenden preis, die tausendmal präziser ist als alles, was er dort zu hören bekommt. Ihn leitet mehr die Trägheit als die Neugier und nichts sieht weniger dem ergebenen Stumpfsinn ähnlich, mit dem er der Enthüllung seines Schicksals beiwohnt, als der gefährliche, hurtige Handgriff, mit dem der Mutige die Zukunft stellt. Denn Geistesgegenwart ist ihr Extrakt; genau zu merken, was in der Sekunde sich vollzieht, entscheidender als Fernstes vorherzuwissen. Vorzeichen, Ahnungen, Signale gehen ja Tag und Nacht durch unsern Organismus wie Wellenstöße. Sie deuten oder sie nutzen, das ist die Frage. Beides aber ist unvereinbar. Feigheit und Trägheit raten das eine, Nüchternheit und Freiheit das andere. Denn ehe solche Prophezeiung oder Warnung ein Mittelbares, Wort oder Bild, ward, ist ihre beste Kraft schon abgestorben, die Kraft, mit der sie uns im Zentrum trifft und zwingt, kaum wissen wir es, wie, nach ihr zu handeln. Versäumen wir's, dann, und nur dann, entziffert sie sich. Wir lesen sie. Aber nun ist es zu spät. Daher, wenn unversehens Feuer ausbricht oder aus heiterm Himmel eine Todesnachricht kommt, im ersten stummen Schrecken ein Schuldgefühl, der gestaltlose Vorwurf: Hast du im Grunde nicht darum gewußt? Klang nicht, als du zum letzten Male von dem Toten sprachst, sein Name in deinem Munde schon anders? Winkt dir nicht aus den Flammen Gestern-Abend, dessen Sprache

du jetzt erst verstehst? Und ging ein Gegenstand, der dir lieb war, verloren, war dann nicht Stunden, Tage vorher schon ein Hof, Spott oder Trauer, um ihn, der es verriet? Wie ultraviolette Strahlen zeigt Erinnerung im Buch des Lebens jedem eine Schrift, die unsichtbar, als Prophetie, den Text glossierte. Aber nicht ungestraft vertauscht man die Intentionen, liefert das ungelebte Leben an Karten, Spirits, Sterne aus, die es in einem Nu verleben und vernutzen, um es geschändet uns zurückzustellen; betrügt nicht ungestraft den Leib um seine Macht, mit den Geschicken sich auf seinem eigenen Grund zu messen und zu siegen. Der Augenblick ist das kaudinische Joch, unter dem sich das Schicksal ihm beugt. Die Zukunftsdrohung ins erfüllte Jetzt zu wandeln, dies einzig wünschenswerte telepathische Wunder ist Werk leibhafter Geistesgegenwart. Urzeiten, da ein solches Verhalten in den alltäglichen Haushalt des Menschen gehörte, gaben im nackten Leibe ihm das verläßlichste Instrument der Divination. Noch die Antike kannte die wahre Praxis, und Scipio, der Karthagos Boden strauchelnd betritt, ruft, weit im Sturze die Arme breitend, die Siegeslosung: Teneo te, Terra Africana! Was Schreckenszeichen, Unglücksbild hat werden wollen, bindet er leibhaft an die Sekunde und macht sich selber zum Faktotum seines Leibes. Eben darin haben von jeher die alten asketischen Übungen des Fastens, der Keuschheit, des Wachens ihre höchsten Triumphe gefeiert. Der Tag liegt jeden Morgen wie ein frisches Hemd auf unserm Bett; dies unvergleichlich feine, unvergleichlich dichte Gewebe reinlicher Weissagung sitzt uns wie angegossen. Das Glück der nächsten vierundzwanzig Stunden hängt daran, daß wir es im Erwachen aufzugreifen wissen.

Masken-Garderobe

Wer eine Todesnachricht überbringt, erscheint sich sehr wichtig. Sein Gefühl macht ihn – selbst wider allen Verstand – zum Botschafter aus dem Reiche der Toten. Denn die Gemeinschaft aller Toten ist so riesig, daß sogar der, der

nur vom Tod berichtet, sie verspürt. ›Ad plures ire‹ hieß bei den Lateinern sterben.

In Bellinzona bemerkte ich drei Geistliche in der Wartehalle des Bahnhofs. Sie saßen auf einer Bank schräg gegenüber von meinem Platz. Ich beobachtete hingegeben die Geste dessen, der in der Mitte saß und durch ein rotes Käppchen vor seinen Brüdern ausgezeichnet war. Er spricht zu ihnen, indem er die Hände über dem Schoß gefaltet hält und nur ab und zu die eine oder die andere ganz wenig hebt und bewegt. Ich denke: Die rechte Hand muß immer wissen, was die Linke tut.

Wer kam nicht schon einmal aus der Métro ins Freie und war betroffen, oben in das volle Sonnenlicht zu treten. Und dennoch schien die Sonne vor ein paar Minuten, als er hinunterstieg, genau so hell. So schnell hat er das Wetter auf der Oberwelt vergessen. So schnell wird wiederum sie selber ihn vergessen. Denn wer kann mehr von seinem Dasein sagen, als daß er zwei, drei andern durch ihr Leben so zärtlich und so nah wie das Wetter gezogen ist.

Immer wieder, bei Shakespeare, bei Calderon füllen Kämpfe den letzten Akt und Könige, Prinzen, Knappen und Gefolge ›treten fliehend auf‹. Der Augenblick, da sie Zuschauern sichtbar werden, läßt sie einhalten. Der Flucht der dramatischen Personen gebietet die Szene halt. Ihr Eintritt in den Blickraum Unbeteiligter und wahrhaft Überlegener läßt die Preisgegebenen aufatmen und umfängt sie mit neuer Luft. Daher hat die Bühnenerscheinung der ›fliehend‹ Auftretenden ihre verborgene Bedeutung. In das Lesen dieser Formel spielt die Erwartung von einem Orte, einem Licht oder Rampenlicht herein, in welchem auch unsere Flucht durch das Leben vor betrachtenden Fremdlingen geborgen wäre.

Wettannahme

Das bürgerliche Dasein ist das Regime der Privatangelegenheiten. Je wichtiger und folgenreicher eine Verhaltungsart ist, desto mehr enthebt es sie der Kontrolle. Politisches Bekenntnis, Finanzlage, Religion – das alles will sich verkriechen, und die Familie ist der morsche, finstere Bau, in dessen Verschlägen und Winkeln die schäbigsten Instinkte sich festgesetzt haben. Das Philisterium proklamiert restlose Privatisierung des Liebeslebens. So ist ihm Werbung zu einem stummen, verbissenen Vorgang unter vier Augen geworden, und diese durch und durch private, aller Verantwortung entbundene Werbung ist das eigentlich Neue am »Flirt«. Dagegen sind der proletarische und der feudale Typ sich darin gleich, daß in der Werbung sie viel weniger die Frau als ihre Konkurrenten überwinden. Das aber heißt die Frau viel tiefer respektieren als in ihrer ›Freiheit‹, heißt ihr zu Willen sein, ohne sie zu befragen. Feudal und proletarisch ist die Verlegung der erotischen Akzente ins Öffentliche. Mit einer Frau bei der und der Gelegenheit sich zeigen, kann mehr bedeuten, als mit ihr zu schlafen. So liegt auch bei der Ehe der Wert nicht in der unfruchtbaren ›Harmonie‹ der Gatten: als exzentrische Auswirkung ihrer Kämpfe und Konkurrenzen tritt, wie das Kind, so auch die geistige Gewalt der Ehe zutage.

Stehbierhalle

Matrosen kommen selten an Land; der Dienst auf hoher See ist Sonntagsurlaub verglichen mit der Arbeit in Häfen, wo oft bei Tag und Nacht muß ein- und ausgeladen werden. Wenn dann der Landurlaub für einen Trupp auf ein paar Stunden kommt, ist es schon dunkel. Im besten Falle steht die Kathedrale als finsteres Massiv am Weg zur Wirtschaft. Das Bierhaus ist der Schlüssel jeder Stadt; zu wissen, wo es deutsches Bier zu trinken gibt, Länder- und Völkerkunde genug. Die deutsche Seemannskneipe rollt den nächtlichen Stadtplan auf: von dort bis zum Bordell, bis in die anderen

Kneipen durchzufinden ist nicht schwer. Ihr Name kreuzt seit Tagen in den Tischgesprächen. Denn wenn man einen Hafen verlassen hat, hißt einer nach dem anderen wie kleine Wimpel Spitznamen von Lokalen und von Tanzböden, von schönen Weibern und von Nationalgerichten aus dem nächsten. Aber wer weiß, ob man diesmal an Land kommt. Drum sind schon, wenn das Schiff kaum eben deklariert und angelaufen hat, Händler mit Andenken an Bord gekommen: Ketten und Ansichtskarten, Ölbilder, Messer und Marmorfigürchen. Die Stadt wird nicht besichtigt sondern eingekauft. Im Koffer des Matrosen liegt der Ledergurt aus Hongkong neben dem Panorama von Palermo und einem Mädchenphoto aus Stettin. Genau so ist ihr wirkliches Zuhause. Sie wissen nichts von einer Nebelferne, in der dem Bürger fremde Welten liegen. Was sich in jeder Stadt am ersten durchsetzt, ist der Dienst an Bord und dann das deutsche Bier, die englische Rasierseife und der holländische Tabak. Bis in die Knochen ist die internationale Norm der Industrie für sie präsent, sie sind nicht dupe der Palmen und Eisberge. Der Seemann hat die Nähe ›gefressen‹, und zu ihm reden nur exakteste Nuancen. Er kann die Länder besser nach der Zubereitung ihrer Fische als nach dem Hausbau und Dekor der Landschaft unterscheiden. Er ist dermaßen im Detail zu Hause, daß ihm im Ozean die Routen, wo er andere Schiffe schneidet (und mit Sirenengeheul die seiner eigenen Firma begrüßt), lärmende Fahrstraßen werden, auf denen man ausweichen muß. Er wohnt auf offenem Meer in einer Stadt, wo auf der marseillaiser Cannebière eine Kneipe aus Port Said schräg gegenüber einem hamburger Freudenhaus und das napoletanische Castel dell'Ovo auf der Plaza Cataluña Barcelonas sich befindet. Bei Offizieren hat die Heimatstadt noch den Primat. Dem Leichtmatrosen aber, oder dem Heizer, den Leuten, deren transportierte Arbeitskraft im Schiffsrumpf Fühlung mit der Ware hält, sind die verschränkten Häfen nicht einmal mehr Heimat sondern Wiege. Und wenn man ihnen zuhört, wird man inne, welche Verlogenheit im Reisen steckt.

Betteln und Hausieren verboten!

Den Bettler ehrten alle Religionen hoch. Denn er belegt, daß Geist und Grundsatz, Konsequenzen und Prinzip in einer so nüchternen und banalen als heiligen und lebenspendenden Sache, wie das Almosengeben es war, schmählich versagen.

Man führt Klage über die Bettler im Süden und man vergißt, daß ihr Beharren vor unserer Nase so gerechtfertigt ist, wie die Obstination des Gelehrten vor schwierigen Texten. Kein Schatten des Zögerns, kein leisestes Wollen oder Erwägen, das sie in unseren Mienen nicht ausspürten. Die Telepathie des Kutschers, der uns mit seinem Ruf erst deutlich macht, daß wir nicht abgeneigt zu fahren sind, des Krämers, der aus seinem Plunder die einzige Kette oder Kamee, die uns reizen könnte, heraushebt, sind vom gleichen Schlage.

Zum Planetarium

Wenn man, wie einst Hillel die jüdische Lehre, die Lehre der Antike in aller Kürze, auf einem Beine fußend, auszusprechen hätte, der Satz müßte lauten: »Denen allein wird die Erde gehören, die aus den Kräften des Kosmos leben.« Nichts unterscheidet den antiken so vom neueren Menschen, als seine Hingegebenheit an eine kosmische Erfahrung, die der spätere kaum kennt. Ihr Versinken kündigt schon in der Blüte der Astronomie zu Beginn der Neuzeit sich an. Kepler, Kopernikus, Tycho de Brahe waren gewiß nicht von wissenschaftlichen Impulsen allein getrieben. Aber dennoch liegt im ausschließlichen Betonen einer optischen Verbundenheit mit dem Weltall, zu dem die Astronomie sehr bald geführt hat, ein Vorzeichen dessen, was kommen mußte. Antiker Umgang mit dem Kosmos vollzog sich anders: im Rausche. Ist doch Rausch die Erfahrung, in welcher wir allein des Allernächsten und des Allerfernsten, und nie des einen ohne des andern, uns versichern. Das will aber sagen, daß rauschhaft mit dem Kosmos der

Mensch nur in der Gemeinschaft kommunizieren kann. Es ist die drohende Verirrung der Neueren, diese Erfahrung für belanglos, für abwendbar zu halten und sie dem Einzelnen als Schwärmerei in schönen Sternennächten anheimzustellen. Nein, sie wird je und je von neuem fällig, und dann entgehen Völker und Geschlechter ihr so wenig, wie es am letzten Krieg aufs fürchterlichste sich bekundet hat, der ein Versuch zu neuer, nie erhörter Vermählung mit den kosmischen Gewalten war. Menschenmassen, Gase, elektrische Kräfte wurden ins freie Feld geworfen, Hochfrequenzströme durchfuhren die Landschaft, neue Gestirne gingen am Himmel auf, Luftraum und Meerestiefen brausten von Propellern, und allenthalben grub man Opferschächte in die Muttererde. Dies große Werben um den Kosmos vollzog zum ersten Male sich in planetarischem Maßstab, nämlich im Geiste der Technik. Weil aber die Profitgier der herrschenden Klasse an ihr ihren Willen zu büßen gedachte, hat die Technik die Menschheit verraten und das Brautlager in ein Blutmeer verwandelt. Naturbeherrschung, so lehren die Imperialisten, ist Sinn aller Technik. Wer möchte aber einem Prügelmeister trauen, der Beherrschung der Kinder durch die Erwachsenen für den Sinn der Erziehung erklären würde? Ist nicht Erziehung vor allem die unerläßliche Ordnung des Verhältnisses zwischen den Generationen und also, wenn man von Beherrschung reden will, Beherrschung der Generationsverhältnisse und nicht der Kinder? Und so auch Technik nicht Naturbeherrschung: Beherrschung vom Verhältnis von Natur und Menschheit. Menschen als Spezies stehen zwar seit Jahrzehntausenden am Ende ihrer Entwicklung; Menschheit als Spezies aber steht an deren Anfang. Ihr organisiert in der Technik sich eine Physis, in welcher ihr Kontakt mit dem Kosmos sich neu und anders bildet als in Völkern und Familien. Genug, an die Erfahrung von Geschwindigkeiten zu erinnern, kraft deren nun die Menschheit zu unabsehbaren Fahrten ins Innere der Zeit sich rüstet, um dort auf Rhythmen zu stoßen, an denen Kranke wie vordem auf hohen Gebirgen oder an südlichen Meeren sich kräftigen werden. Die Lunaparks sind eine Vorform von Sanatorien. Der Schauer echter kosmischer Erfah-

rung ist nicht an jenes winzige Naturfragment gebunden, das wir »Natur« zu nennen gewohnt sind. In den Vernichtungsnächten des letzten Krieges erschütterte den Gliederbau der Menschheit ein Gefühl, das dem Glück der Epileptiker gleichsah. Und die Revolten, die ihm folgten, waren der erste Versuch, den neuen Leib in ihre Gewalt zu bringen. Die Macht des Proletariats ist der Gradmesser seiner Gesundung. Ergreift ihn dessen Disziplin nicht bis ins Mark, so wird kein pazifistisches Raisonnement ihn retten. Den Taumel der Vernichtung überwindet Lebendiges nur im Rausche der Zeugung.

Deutsche Menschen

Eine Folge von Briefen

Auswahl und Einleitungen
von
Detlef Holz

Von Ehre ohne Ruhm
Von Größe ohne Glanz
Von Würde ohne Sold

Vorwort

Die fünfundzwanzig Briefe dieses Bandes umfassen den Zeitraum eines Jahrhunderts. Der erste ist von 1783, der letzte von 1883 datiert. Die Reihenfolge ist chronologisch. Außerhalb ihrer ist das folgende Schreiben gestellt. Aus der Mitte des hier umspannten Jahrhunderts stammend, gibt es den Blick auf die Anfänge der Epoche – Goethes Jugend – frei, in welcher das Bürgertum seine großen Positionen bezog; es gibt ihn aber – durch seinen Anlaß, Goethes Tod – auch auf das Ende dieser Epoche frei, da das Bürgertum nur noch die Positionen, nicht mehr den Geist bewahrte, in welchem es diese Positionen erobert hatte. Es war die Epoche, in der das Bürgertum sein geprägtes und gewichtiges Wort in die Waagschale der Geschichte zu legen hatte. Freilich schwerlich mehr als eben dieses Wort; darum ging sie unschön mit den Gründerjahren zu Ende. Lange ehe der folgende Brief geschrieben wurde, hatte, im Alter von sechsundsiebzig Jahren, Goethe dieses Ende in einem Gesicht erfaßt, das er Zelter in folgenden Worten mitteilte: »Reichthum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wornach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle mögliche Facilitäten der Communication sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren ... Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten seyn einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.«

Karl Friedrich Zelter an Kanzler von Müller

Berlin, den 31. März 1832.

Erst heute, verehrtester Mann, kann ich Ihnen für die freundschaftlichste Theilnahme danken, von welcher Art auch die Gelegenheit diesmal seyn mag.
Was zu erwarten, zu fürchten war, mußte ja kommen. Die Stunde hat geschlagen. Der Weiser steht wie die Sonne zu Gibeon, denn siehe auf seinen Rücken hingestreckt liegt der Mann, der auf Säulen des Hercules das Universum beschritt, wenn unter ihm die Mächte der Erde um den Staub eiferten unter ihren Füßen.
Was kann ich von mir sagen? zu Ihnen? zu allen dort? und überall? – Wie Er dahinging vor mir, so rück' ich Ihm nun täglich näher und werd' Ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nach einander den Raum von sechsunddreyßig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat.
Nun hab' ich die Bitte: hören Sie nicht auf, mich Ihrer freundschaftlichen Mittheilungen zu würdigen. Sie werden ermessen, was ich wissen darf, da Ihnen das niemals gestörte Verhältnis zweyer, im Wesen stets einigen, wenn auch dem Inhalte nach weit von einander entfernten Vertrauten bekannt ist. Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Capital zu machen.
Verzeihen Sie, edler Freund! ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen sehn, das muß mich rechtfertigen.

Zelter.

Man kennt den berühmten Brief, den Lessing nach dem Tod seiner Frau an Eschenburg schrieb: »Meine Frau ist tot: und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht. – Auch tut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unsrer übrigen Freunde in Braunschweig, Beileids versichert halten darf.« – Das ist alles. Diesen großartigen Lakonismus hat auch der soviel längere Brief, den Lichtenberg, nicht viel später und aus verwandtem Anlaß, an einen Jugendfreund gerichtet hat. Denn so ausführlich er über die Lebensumstände des kleinen Mädchens ist, das Lichtenberg in sein Haus nahm, so weit er in ihre Kindheit zurückgreift, so unvermittelt und erschütternd ist, wie er – ohne ein Wort von Krankheit und Krankenlager – mittendrin abbricht, als hätte der Tod nicht nach der Geliebten allein, sondern auch nach der Feder gegriffen, die ihre Erinnerung festhält. In einer Umwelt, die in ihren Tagesmoden vom Geist der Empfindsamkeit, in ihrer Dichtung vom genialischen Wesen erfüllt war, prägen unbeugsame Prosaisten, Lessing und Lichtenberg an der Spitze, preußischen Geist reiner und menschlicher aus als das fredericianische Militär. Es ist der Geist, der bei Lessing die Worte findet: »Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen« und Lichtenberg die grausame Wendung eingibt: »Die Ärzte hoffen wieder. Mich dünkt aber es ist alles vorbei, denn ich bekomme kein Gold für meine Hoffnung.« Die in Tränen gebeizten, in Entsagung geschrumpften Züge, die aus solchen Briefen uns ansehen, sind Zeugen einer Sachlichkeit, die mit keiner neuen den Vergleich zu meiden hat. Im Gegenteil: wenn irgend eine, so ist die Haltung dieser Bürger unverbraucht und von dem Raubbau unbetroffen geblieben, den das neunzehnte Jahrhundert in Zitaten und Hoftheatern mit den »Klassikern« trieb.

Georg Christoph Lichtenberg an G. H. Amelung

Göttingen, Anfang 1783.

Mein allerliebster Freund,

Das heiße ich fürwahr deutsche Freundschaft, liebster Mann. Haben Sie tausend Dank für Ihr Andenken an mich. Ich habe

Ihnen nicht gleich geantwortet, und der Himmel weiß, wie es bei mir gestanden hat! Sie sind, und müssen der erste sein, dem ich es gestehe. Ich habe vorigen Sommer, bald nach Ihrem letzten Brief, den größten Verlust erlitten, den ich in meinem Leben erlitten habe. Was ich Ihnen sage, muß kein Mensch *erfahren. Ich lernte im Jahre 1777 (die* sieben *taugen wahrlich nicht) ein Mädchen kennen, eine Bürgerstochter aus hiesiger Stadt, sie war damals etwas über dreizehn Jahre alt; ein solches Muster von Schönheit und Sanftmut hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, ob ich gleich viel gesehen habe. Das erste Mal, da ich sie sah, befand sie sich in einer Gesellschaft von fünf bis sechs andern, die, wie die Kinder hier tun, auf dem Wall den Vorbeigehenden Blumen verkaufen. Sie bot mir einen Strauß an, den ich kaufte. Ich hatte drei Engländer bei mir, die bei mir aßen und wohnten. God almighty, sagte der eine, what a handsome girl this is. Ich hatte das ebenfalls bemerkt, und da ich wußte, was für ein Sodom unser Nest ist, so dachte ich ernstlich, dieses vortreffliche Geschöpf von einem solchen Handel abzuziehen. Ich sprach sie endlich allein, und bat sie, mich im Hause zu besuchen; sie ginge keinem Burschen auf die Stube, sagte sie. Wie sie aber hörte, daß ich ein Professor wäre, kam sie an einem Nachmittage mit ihrer Mutter zu mir. Mit einem Wort, sie gab den Blumenhandel auf, und war den ganzen Tag bei mir. Hier fand ich, daß in dem vortrefflichen Leib eine Seele wohnte, grade so wie ich sie längst gesucht, aber nie gefunden hatte. Ich unterrichtete sie im Schreiben und Rechnen, und in anderen Kenntnissen, die, ohne eine empfindsame Geckin aus ihr zu machen, ihren Verstand immer mehr entwickelten. Mein physikalischer Apparat, der mich über 1500 Taler kostete, reizte sie anfangs durch seinen Glanz und endlich wurde der Gebrauch davon ihre einzige Unterhaltung. Nun war unsere Bekanntschaft aufs Höchste gestiegen. Sie ging spät weg, und kam mit dem Tage wieder, und den ganzen Tag über war ihre Sorge, meine Sachen, von der Halsbinde an bis zur Luftpumpe in Ordnung zu halten, und das mit einer so himmlischen Sanftmut, deren Möglichkeit ich mir vorher nicht gedacht hatte. Die Folge war, was Sie schon mutmaßen werden, sie blieb von Ostern 1780 an ganz bei mir. Ihre Neigung zu dieser Lebensart war so unbändig, daß sie nicht einmal die Treppe hinunterkam, als wenn sie in die Kirche und zum Abendmahl ging. Sie war nicht wegzubringen. Wir waren bestän-*

dig beisammen. Wenn sie in der Kirche war, so war es mir als hätte ich meine Augen und alle meine Sinnen weggeschickt. – Mit einem Wort – sie war ohne priesterliche Einsegnung (verzeihen Sie mir, bester, liebster Mann, diesen Ausdruck) meine Frau. Indessen konnte ich diesen Engel, der eine solche Verbindung eingegangen war, nicht ohne die größte Rührung ansehen. Daß sie mir alles aufgeopfert hatte, ohne vielleicht ganz die Wichtigkeit davon zu fühlen, war mir unerträglich. Ich nahm sie also mit an Tisch, wenn Freunde *bei mir speisten, und gab ihr durchaus die Kleidung, die ihre Lage erforderte, und liebte sie mit jedem Tage mehr. Meine ernstliche Absicht war, mich mit ihr auch vor der Welt zu verbinden, woran sie nun nach und nach mich zuweilen zu erinnern anfing. O du großer Gott! und dieses himmlische Mädchen ist mir am 4ten August 1782 abends mit Sonnen-Untergang* gestorben. *Ich hatte die besten Ärzte, alles, alles in der Welt ist getan worden. Bedenken Sie, liebster Mann, und erlauben Sie mir, daß ich hier schließe. Es ist mir unmöglich fortzufahren.*

G. C. Lichtenberg.

Man muß, um sich recht in den Geist des folgenden Briefes zu versetzen, nicht nur die ganze Dürftigkeit eines mit wenig mehr als seinen Schulden und vier Kindern ausgestatteten Pastorenhaushalts im Baltischen vor Augen haben, sondern auch das Haus, in das er gerichtet war: Immanuel Kants Haus am Schloßgraben. Da fand niemand »tapezierte oder herrlich gemalte Zimmer, Gemäldesammlungen, Kupferstiche, reichliches Hausgerät, splendide oder einigen Wert nur habende Meublen, – nicht einmal eine Bibliothek, die doch bei mehreren auch weiter nichts als Zimmermeublierung ist; ferner wird darin nicht an geldsplitternde Lustreisen, Spazierfahrten, auch in spätern Jahren an keine Art von Spielen usf. gedacht.« Trat man hinein, »so herrschte eine friedliche Stille ... Stieg man die Treppe hinauf, so ... ging man links durch das ganz einfache, unverzierte, zum Teil räuchrige Vorhaus in ein größeres Zimmer, das die Putz-Stube vorstellte, aber keine Pracht zeigte. Ein Sofa, etliche mit Leinwand überzogene Stühle, ein Glasschrank mit einigem Porzellan, ein Bureau, das sein Silber und vorrätiges Geld befaßte, nebst einem Wärmemesser und einer Konsole ... waren alle die Meublen, die einen Teil der weißen Wände deckten. Und so drang man durch eine ganz einfache, armselige Tür in das ebenso ärmliche Sans-Souci, zu dessen Betretung man beim Anpochen durch ein frohes ›Herein!‹ eingeladen wurde.« So vielleicht auch der junge Studiosus, der dies Schreiben nach Königsberg brachte. Kein Zweifel, daß es wahre Humanität atmet. Wie alles Vollkommene aber sagt es zugleich etwas über die Bedingungen und die Grenzen dessen, dem es derart vollendeten Ausdruck gibt. Bedingungen und Grenzen der Humanität? Gewiß, und es scheint, daß sie von uns aus ebenso deutlich gesichtet werden, wie sie auf der andern Seite vom mittelalterlichen Daseinsstande sich abheben. Wenn das Mittelalter den Menschen in das Zentrum des Kosmos stellte, so ist er uns in Stellung und Bestand gleich problematisch, durch neue Forschungsmittel und Erkenntnisse von innen her gesprengt, mit tausend Elementen, tausenden Gesetzlichkeiten der Natur verhaftet, von welcher gleichfalls unser Bild im radikalsten Wandel sich befindet. Und nun blicken wir zurück in die Aufklärung, der die Naturgesetze noch an keiner Stelle im Widerspruch zu einer faßlichen Ordnung der Natur gestanden haben, die diese Ordnung im Sinne eines Reglements verstand, die Untertanen in Kasten, die Wissenschaf-

ten in Fächern, die Habseligkeiten in Kästchen aufmarschieren ließ, den Menschen aber als homo sapiens zu den Kreaturen stellte, um durch die Gabe der Vernunft allein von ihnen ihn abzuheben. Derart war die Borniertheit, an welcher die Humanität ihre erhabene Funktion entfaltet und ohne die sie zu schrumpfen verurteilt war. Wenn dieses Aufeinanderangewiesensein des kargen eingeschränkten Daseins und der wahren Humanität nirgends eindeutiger zum Vorschein kommt als bei Kant (welcher die strenge Mitte zwischen dem Schulmeister und dem Volkstribunen markiert), so zeigt dieser Brief des Bruders, wie tief das Lebensgefühl, das in den Schriften des Philosophen zum Bewußtsein kam, im Volke verwurzelt war. Kurz, wo von Humanität die Rede ist, da soll die Enge der Bürgerstube nicht vergessen werden, in die die Aufklärung ihren Schein warf. Zugleich sind damit die tieferen gesellschaftlichen Bedingungen ausgesprochen, auf denen Kants Verhältnis zu seinen Geschwistern beruhte: der Fürsorge, die er ihnen angedeihen ließ und vor allem des erstaunlichen Freimuts, mit dem er über seine Absichten als Testator und die sonstigen Unterstützungen sich vernehmen ließ, die er schon bei Lebzeiten ihnen zuwandte, so daß er keinen, weder von seinen Geschwistern »noch ihren zahlreichen Kindern, deren ein Teil schon wieder Kinder hat, habe Not leiden lassen«. Und so, setzt er hinzu, werde er fortfahren, bis sein Platz in der Welt auch vakant werde, da dann hoffentlich etwas auch für seine Verwandten und Geschwister übrig bleiben werde, was nicht unbeträchtlich sein dürfte. Begreiflich, daß die Neffen und Nichten, wie in diesem Schreiben auch später an den verehrten Onkel sich »schriftlich ... anschmiegen«. Zwar ist ihr Vater schon im Jahre 1800, vor dem Philosophen, gestorben, Kant aber hat ihnen hinterlassen, was ursprünglich seinem Bruder zugedacht war.

Johann Heinrich Kant an Immanuel Kant

Altrahden, 21. Aug. 1789.

Mein liebster Bruder!
Es wird wohl nicht unrecht sein, daß wir nach einer Reihe von Jahren, die ganz ohne allen Briefwechsel unter uns verlebt

worden, einander wieder nähern. Wir sind beide alt, wie bald geht einer von uns in die Ewigkeit hinüber; billig also, daß wir beide einmal das Andenken der hinter uns liegenden Jahre wieder erneuern; mit dem Vorbehalt, in der Zukunft dann und wann (möge es auch selten geschehen, wenn nur nicht Jahre oder gar mehr als lustra darüber verfließen) uns zu melden, wie wir leben, quomodo valemus.

Seit acht Jahren, da ich das Schuljoch abwarf, lebe ich noch immer als Volkslehrer einer Bauerngemeinde auf meinem Altrahdenschen Pastorate, und ich nähre mich und meine ehrliche Familie frugalement und genügsam von meinem Acker:

Rusticus abnormis sapiens crassaque Minerva.

Mit meiner guten und würdigen Gattin führe ich eine glückliche liebreiche Ehe und freue mich, daß meine vier wohlgebildeten, gutartigen, folgsamen Kinder mir die beinahe untrügliche Erwartung gewähren, daß sie einst brave, rechtschaffene Menschen sein werden. Es wird mir nicht sauer, bei meinen wirklich schweren Amtsgeschäften doch ganz allein ihr Lehrer zu sein, und dieses Erziehungsgeschäft unserer lieben Kinder ersetzt mir und meiner Gattin hier in der Einsamkeit den Mangel des gesellschaftlichen Umganges. Dieses ist nun die Skizze meines immer einförmigen Lebens.

Wohlan liebster Bruder! So lakonisch als Du nur immer willst (ne in publica Commoda pecces, als Gelehrter und Schriftsteller), laß es mir doch wissen, wie Dein Gesundheitszustand bisher gewesen, wie er gegenwärtig ist, was Du als Gelehrter zur Aufklärung der Welt und Nachwelt noch in Petto habest. Und dann, wie es meinen noch lebenden lieben Schwestern und den Ihrigen, wie es dem einzigen Sohne meines seligen verehrungswürdigen väterlichen Onkels Richter gehe. Gerne bezahle ich Postgeld für Deinen Brief und sollte er auch nur eine Oktavseite einnehmen. Doch Watson ist in Königsberg, der Dich gewiß besucht haben wird. Er wird ohnfehlbar bald wieder nach Kurland zurückkommen. Der könnte mir ja einen Brief von Dir, den ich so sehnlich wünsche, mitbringen.

Der junge Mensch, der Dir diesen Brief einhändigt, namens Labowsky, ist der Sohn eines würdigen, rechtschaffenen polnischen reformierten Predigers des radcziwilschen Städtchens Birsen; er geht nach Frankfurt an der Oder, daselbst als Stipendiat

zu studieren. Ohe! jam satis est! Gott erhalte Dich noch lange und gewähre mir bald von Deiner Hand die angenehme Nachricht, daß Du gesund und zufrieden lebest. Mit dem redlichsten Herz und nicht perfunctorie zeichne ich mich Deinen Dich aufrichtig liebenden

Bruder
Johann Heinrich Kant.

Meine liebe Gattin umarmt Dich schwesterlich und dankt nochmals herzlich für die Hausmutter, die Du ihr vor einigen Jahren überschicktest. Hier kommen nun meine lieben Kinder und wollen sich durchaus in diesem Briefe à la file hinstellen.

(Von der ältesten Tochter Hand:)

Ja, verehrungswürdiger Herr Onkel, ja, geliebte Tanten,[1] *wir wollen durchaus, daß Sie unser Dasein wissen, uns lieben und nicht vergessen sollen. Wir werden Sie von Herzen lieben und verehren, wir alle, die wir uns eigenhändig unterzeichnen.*

Amalia Charlotta Kant.
Minna Kant.
Friedrich Wilhelm Kant.
Henriette Kant.

1 Gemeint sind die beiden in Königsberg lebenden Schwestern der Brüder Kant.

Als 1792 die Franzosen in Mainz einrückten, war Georg Forster dort kurfürstlicher Bibliothekar. Er stand in den Dreißigern. Ein reiches Leben lag hinter ihm, das ihn als Jüngling schon, in der Gefolgschaft seines Vaters, an einer Weltumseglung – der Cookschen, 1772–1775 – hatte teilnehmen, aber auch schon als Jüngling – mit Übersetzungs- und Gelegenheitsarbeiten – die Härte des Daseinskampfes hatte spüren lassen. Das Elend der deutschen Intellektuellen seiner Zeit hat Forster dann in langen Wanderjahren so gut kennen gelernt wie ein Bürger, Hölderlin oder Lenz; es war aber seine Misere nicht die des Hofmeisters in irgend einer kleinen Residenz, sondern ihr Schauplatz war Europa, und darum war er fast als einziger Deutscher vorbestimmt, die europäische Erwiderung auf die Zustände, welche sie veranlaßten, von Grund auf zu verstehen. 1793 ging er als Delegierter der Stadt Mainz nach Paris und ist, nachdem die Deutschen durch die Rückeroberung der Stadt und seine Ächtung die Heimkehr ihm verlegt hatten, dort bis zu seinem Tode, im Januar 1794, geblieben. Hin und wieder hat man Stellen aus seinen Pariser Briefen herausgegeben. Aber damit war wenig getan. Denn sie sind ein Ganzes, nicht nur als Folge, die in der deutschen Briefliteratur kaum ihresgleichen hat, sondern beinahe jeder einzelne ist es, von der Anrede bis zur Signatur unerschöpflich an Ergießungen, welche aus einer bis zum Lebensrande vollen Erfahrung kommen. Was revolutionäre Freiheit und wie sehr auf Entbehrung angewiesen sie ist, hat damals schwerlich einer wie Forster begriffen, niemand wie er formuliert: »Ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, alles, was sonst an mir hing, hat mich verlassen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, so ist das bloß meine Wahl und meine Vorstellungsart, kein Zwang der Verhältnisse. Gute, glückliche Wendungen meines Schicksals können mir viel geben; schlimme können mir nichts nehmen, als noch das Vergnügen, diese Briefe zu schreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann.«

Georg Forster an seine Frau

Paris, den 8. April 1793.

Ich warte keine neuen Briefe von Dir ab, meine Gute, um Dir zu schreiben. Wüßte ich nur, daß Du beruhigt wärst. Ich bin bei allem, was mir widerfahren kann, vollkommen ruhig und gefaßt. Erstlich ist, weil Mainz blockiert ist, darum noch nicht alles verloren; allein wenn ich auch nie mehr ein Blatt Papier wiedersehen sollte von allem, was ich dort habe, so soll mich's nicht anfechten. Der erste schmerzliche Eindruck dieses Verlustes ist vorbei, ich denke nicht mehr daran, nachdem ich durch Custine Maßregeln getroffen habe, um womöglich zu retten, was zu retten ist. Bleibe ich nur mir selbst, so will ich schon für Euch so arbeiten, daß bald alles nachgeholt sein soll. Mein bißchen Eigentum ging doch nicht viel über dreihundert Carolin an Wert, denn was ich an Papieren, Zeichnungen und Büchern verlor, will ich gar nicht rechnen. Ich bin hier auf dem Fleck der Erde, wo man mit etwas gutem Willen zur Arbeit und etwas Fähigkeit um Brot nicht bange sein darf. Meine zwei Mitdeputierten sind schon übler daran; indessen bekommen wir doch Diätengelder, bis auf andere Art für uns gesorgt ist. Längst schon suche ich mir anzugewöhnen, au jour la journée zu leben, und nicht mehr mit sanguinischen Hoffnungen schwanger zu gehen; ich finde das philosophisch wahr und mache Progressen darin. Ich glaube auch, wenn man dabei nichts versäumt, was zu unserm Fortkommen und zur Sicherstellung unserer Lage gehört, so ist es das einzige, was uns immer gut gelaunt und unabhängig erhalten kann.

Aus der Ferne sieht alles anders aus, als man's in der näheren Besichtigung findet. Dieser Gemeinspruch drängt sich mir hier sehr auf. Ich hänge noch fest an meinen Grundsätzen, allein ich finde die wenigsten Menschen ihnen getreu. Alles ist blinde, leidenschaftliche Wut, rasender Parteigeist und schnelles Aufbrausen, das nie zu vernünftigen, ruhigen Resultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einsicht und Talente, ohne Mut und ohne Kraft; auf der andern eine physische Energie, die, von Unwissenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Oft sollte man ihn aber lösen und zerhaut ihn doch. Es steht jetzt alles auf der Spitze. Freilich glaube ich

nicht, daß die Feinde reussieren werden; aber die Nation wird endlich auch müde werden, immer ganz aufstehen zu müssen. Es kommt also darauf an, wer am längsten aushält. Die Idee, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt seine Absicht nicht durchsetzt, empört mich immer so sehr, daß ich sie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgesondert denken kann, und lieber an diesen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt sehen möchte. Der ruhigen Köpfe hier sind wenige oder sie verstecken sich; die Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit – lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem allen richtet sie große Dinge aus, denn gerade dieses kalte Fieber gibt ihnen (den Franzosen) ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anregungen, wo doch nur Enthusiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden ist.

Ich bin noch in keinem Schauspiel gewesen, denn ich gehe so spät zu Tisch, daß ich selten dazu kommen kann; auch interessiert es mich wenig und die bisherigen Stücke haben mich nicht gereizt. Vielleicht bleibe ich noch eine Zeitlang hier, vielleicht setzt man mich auf einem Büro in Arbeit, vielleicht verschickt man mich; ich bin auf alles gefaßt, zu allem bereit. Das ist der Vorteil meiner Lage, wo man an nichts mehr gebunden ist und auf nichts mehr in der Welt als seine sechs Hemden acht zu geben hat. Mir bleibt nur die einzige Unannehmlichkeit, daß ich auf das Schicksal muß alles ankommen lassen, und das tue ich gern, denn im Grunde steht man sich bei diesem Vertrauen doch nicht übel. Ich sehe wieder das erste Grün der Bäume mit Vergnügen; es ist mir weit rührender als das Weiß der Blüten.

Wir besitzen von Samuel Collenbusch ein Miniaturporträt aus dem Jahre 1798. Ein schmächtiger Mann mittlerer Größe, ein Sammetkäppchen auf den weißen Locken, bartlos, eine Adlernase, ein freundlicher offener Mund und ein energisches Kinn, im Antlitz Spuren ehemals überstandener Pocken, die Augen getrübt durch den grauen Star – so sah dieser Mann fünf Jahre vor seinem Tode aus. Er lebte anfangs in Duisburg, später in Barmen und zuletzt in Gemarke, von wo auch der folgende Brief datiert ist. Von Beruf Arzt, nicht Pastor, war er der bedeutendste Führer des Pietismus im Wuppertal. Sein geistiger Einfluß wirkte sich in mündlicher Aussprache, daneben aber in einem umfangreichen Briefwechsel aus, dessen meisterhafter Stil von einer Fülle schrulliger Einzelheiten durchwoben ist. So verbindet er z. B. genau wie in seinen Sprüchen, die in der Gemeinde die Runde machten, auch in den Briefen gewisse Worte, die innerhalb ihres Zusammenhangs unterstrichen sind, mit andern, ebenfalls unterstrichenen, durch besondere Linienzüge, ohne daß beide Worte das mindeste mit einander zu tun hätten. Man hat von Collenbusch sieben Briefe an Kant, von denen aber nur die wenigsten abgeschickt sein dürften. Der folgende ist der erste der Reihe und hat Kant erreicht, ist aber von ihm, soviel man weiß, nicht beantwortet worden. Im übrigen waren beide Männer Altersgenossen im genauen Sinne. Geboren sind sie 1724. Collenbusch ist ein Jahr vor Kant, 1803, gestorben.

Samuel Collenbusch an Immanuel Kant

Mein lieber Herr Professor! *23. Januar 1795.*

Die Hoffnung erfreut das Herz.
Ich verkaufe meine Hoffnung nicht für tausend Tonnen Goldes.
Mein Glaube hofft erstaunlich viel Gutes von Gott.
Ich bin ein alter, siebzigjähriger Mann, ich bin beinahe blind, als Arzt urteile ich, daß ich in kurzer Zeit völlig blind sein werde.
Ich bin auch nicht reich, aber meine Hoffnung ist so groß, daß ich mit keinem Kaiser tauschen mag.
Diese Hoffnung erfreut mein Herz!
Ich habe mir diesen Sommer Ihre Moral und Religion ein paar-

mal vorlesen lassen, ich kann mich nicht überreden, daß es Ihnen ein Ernst sein sollte, was Sie da geschrieben haben. Ein von aller Hoffnung ganz reiner Glaube und eine von aller Liebe ganz reine Moral, das ist eine seltsame Erscheinung in der Republik der Gelehrten.

Der Endzweck, so etwas zu schreiben, ist vielleicht eine Lust, sich zu ergötzen über die Inklination solcher Menschen, welche die Gewohnheit haben, sich über alles zu verwundern, was seltsam ist. Ich halte es mit einem hoffnungsreichen Glauben, der durch die sich selbst und den Nächsten bessernde Liebe tätig ist.

Im Christentum gelten keine Statuten, keine Beschneidung noch Vorhaut etwas, Gal. 5, keine Möncherei, keine Messen, keine Wallfahrten, kein Fischessen usw. Ich glaube, was Johannes schreibt, Joh. 4, 16: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm.

Gott ist die seine vernünftige Kreaturen bessernde Liebe, wer in diesem Glauben an Gott und den Nächsten bessernde Liebe bleibet, der wird es von Gott in dieser Welt mit geistlichem Segen, Eph. 1, 3, 4, und in der zukünftigen Welt mit persönlicher Herrlichkeit und einem reichen Erbe wohl belohnt werden. Diesen hoffnungsreichen Glauben kann meine Vernunft und mein Wille unmöglich vertauschen mit einem von aller Hoffnung ganz reinen Glauben.

Es tut mir leid, daß I. Kant nichts Gutes von Gott hofft, weder in dieser noch in der zukünftigen Welt, ich hoffe viel Gutes von Gott. Ich wünsche Ihnen eine gleiche Gesinnung und verharre mit Hochachtung und Liebe zu sein

Ihr Freund und Diener
Samuel Collenbusch.

Gemarke, den 23. Jan. 1795.

Nachschrift:
Die Heilige Schrift ist ein stufenweiser, aufsteigender, mit sich selbst übereinstimmender, zusammenhängender, vollständiger Plan der seine Kreaturen bessernden Liebe. Z. E.: Die Auferstehung der Toten halte ich für eine Ausübung der seine Kreaturen bessernden Liebe Gottes.
Ich freue mich darauf.

Nach einer mündlichen Überlieferung soll Pestalozzi den Wunsch ausgesprochen haben, auf sein Grab solle kein anderes Denkmal gesetzt werden als ein rauher Feldstein; er sei auch nur ein rauher Feldstein gewesen. Die Natur wollte Pestalozzi weniger veredeln als – wie diesem Feldstein – im Namen des Menschen ihr Halt gebieten. Und das ist auch der eigentliche Inhalt des folgenden Briefes: der Leidenschaft im Namen des Menschen Halt zu gebieten. Wie scheinbar ganz spontane Meisterleistungen so oft – und zu den meisterlichen Liebesbriefen des deutschen Schrifttums gehört der folgende – ist auch diese die Auseinandersetzung mit einem Vorbild. Vorbildlich aber sind für Pestalozzi die halb vom Pietismus begeisteten, halb schäferlich angehauchten Konfessionen der schönen Seelen und Kinder des Rokoko. Es sind im Doppelsinn des Wortes pastorale Briefe, mit denen er hier wetteifert, freilich nicht ohne gegen den klassischen Briefsteller dieses Genres, die »Nouvelle Héloise« von Rousseau, die sechs Jahre vor Abfassung dieses Schreibens erschienen war, sich abzugrenzen. »Die Erscheinung Rousseaus«, heißt es noch 1826 in der Autobiographie, »war ein vorzügliches Belebungsmittel der Verirrungen, zu denen der edle Aufflug treuer, vaterländischer Gesinnung unsere vorzügliche Jugend in diesem Zeitpunkt hinführte.« Neben dem Stilproblem aber, das durch die Wendung gegen den »gefährlichen Irrlehrer« bewältigt wird, ist das private nicht zu übersehen, das hier die Liebesstrategie zu lösen hat. Es handelt sich um die Gewinnung des »Du«. Der dient die Idealgestalt der schäferlichen Doris, die in der zweiten Hälfte des Schreibens auftritt. Sie muß die Stelle der Adressatin für die Zeit einnehmen, da Pestalozzi zum ersten Male das Du gebraucht. Soviel von der Faktur dieses Briefes. Wer aber wird darüber übersehen, daß hier Sätze über die Liebe sich finden – und allen voran der über ihren Sitz –, die es an Dauerhaftigkeit mit den Worten Homers aufnehmen können. Einfache Worte kommen nun nicht immer, wie man gern glaubt, aus einfachem Gemüt – Pestalozzis war es weniger als jedes andere – bilden sich vielmehr geschichtlich. Denn so wie nur das Einfache Aussicht zu dauern hat, ist umgekehrt die höchste Simplizität nur das Produkt von eben dieser Dauer, an der auch Pestalozzis Schriften teilhaben. »Je mehr die Zeit vorschreitet«, hat daher mit Recht der Herausgeber seiner »Sämtlichen Werke« gesagt, »desto wichtiger werden alle Schriften Pestalozzis.« Als

erster hat er die Erziehung dem gesellschaftlichen Zustande nicht nur durch Religion und Moralität, sondern zumal durch wirtschaftliche Überlegungen zugeeignet. Auch hier ist er seiner von Rousseau beherrschten Epoche weit vorausgeeilt; denn wenn Rousseau die Natur als das Höchste preist und lehrt, durch sie aufs Neue die Gesellschaft einzurichten, so schreibt ihr Pestalozzi Selbstsucht zu, die die Gesellschaft zugrunde richtet. Unvergleichlicher aber als in seinen Lehren ist Pestalozzi durch die immer neuen Einsatzstellen, die er im Denken und im Handeln für sie entdeckte. Die Unerschöpflichkeit des Urgrunds, aus welchem seine Worte unberechenbar mit immer wieder neuen Stößen brechen, gibt dem Bilde, in dem sein erster Biograph seiner gedacht hat, den tiefsinnigsten Bezug: »Vulkanen ähnlich leuchtete er in die Ferne und erregte die Aufmerksamkeit der Neugierigen, das Staunen der Bewunderer, den Forschungsgeist der Beobachter und die Teilnahme der Menschenfreunde mehrerer Erdteile.« Das war Pestalozzi: Vulkan und Feldstein.

Heinrich Pestalozzi an Anna Schulthess

Wenn ein heiliger Mönch in dem frommen Stuhl der römischen Kirche einem Mädchen seine Hand bietet, ohne sie mit dem rauhen Tuche seiner Kutte zu bedecken, so muß er Buße tun, und wenn ein Jüngling einem Mädchen von einem Kuß redet, ohne ihn zu geben und zu empfangen, so muß er billig Buße tun. Darum tue auch ich Buße, daß mein Mädchen nicht zürne. Denn ein Mädchen zürnet zwar nicht, wenn es sieht, daß ein Jüngling der's wert ist, glaubt, daß sie ihn liebe, aber wenn ein Jüngling von einem Kuß nur redet, so zürnet ein Mädchen gewiß, denn man küßt ja nicht einen jeden, den man liebt und die Küsse der Mädchen sind ja nur auf den Mund ihrer Freundinnen bestimmt. Darum ist es eine große, schwere Sünde, wenn ein Jüngling ein Mädchen zu einem Kuß zu verführen sucht. Am allermeisten ist die Sünde groß, wenn er ein einziges Mädchen und noch gar das Mädchen, das er liebt, dazu zu verführen sucht.

Ein Jüngling soll auch ein Mädchen, das er liebt, niemals allein zu sehen wünschen. Der Sitz einer reinen, unschuldigen Liebe sind geräuschvolle Gesellschaften und unsichere Stadtzimmer und das

war in allem ein gefährlicher Irrlehrer, der »Hütten« für einen séjour des amants hielt, denn um Hütten herum sind einsame Wege und Wald und Flur und Wiesen und schattige Bäume und Seen. Die Luft ist da so rein und atmet Freude und Wonne und Heiterkeit: wie sollte wohl da ein Mädchen den bösen Küssen seines Geliebten widerstehen können? Nein, der Ort, wo ein bescheidener Jüngling seine Geliebte zu sehen wünscht, ist mitten in der Stadt. Am heißen Sommerabend wartet er seiner Geliebten gerade unter den glühenden Dachziegeln in einem dunstvollen Zimmer, wo gegen das Lispeln des Zephyrs Bollwerke von Mauern getürmt sind. Hitze und Dampf und Gesellschaft und Furcht erhalten den Jüngling in ehrbarer, sittsamer Stille und oft erfolgt da ein Beweis der allergrößten Tugend, einer auf dem Lande unerhörten Tugend: daß den Jüngling in Gegenwart seiner Geliebten anfängt zu schläfern.

Darum sollte ich Buße tun, denn ich habe einsame Spaziergänge und Küsse gewünscht; aber ich bin ein ruchloser Sünder und mein Mädchen weiß es, es würde meine Buße nur eine heuchlerische Buße heißen und vielleicht doch eine andere nicht wünschen. Darum will ich nicht Buße tun und wenn Doris zürnt, will ich auch zürnen und ihr dann sagen:

»Was hab' ich getan? Du hast mir den Brief ja genommen und ohne Erlaubnis gelesen, er war nicht Dein. Darf ich nicht schreiben für mich, auch schreiben und von Küssen träumen, wie ich will? Du weißt ja, daß ich keine gebe, daß ich keine stehle; Du weißt ja, daß ich nicht kühn bin; nur meine Feder ist kühn. Wenn Deine Feder mit meiner Feder Streit hat, so lasse sie schreiben und mit papiernen Vorwürfen meine Papierkühnheit strafen. Uns aber geht der ganze Streit nichts an. Laß Deine Feder, wenn Du willst, über meine Feder zürnen. Dein Gesicht aber zwinge nicht mehr in zürnende Falten und laß mich nicht mehr wie heut von Dir weg.«

Ich habe die Ehre, mich Ihnen gehorsamst anstandshalber zu empfehlen und zeitlebens zu sein

dero gehorsamster Diener

H. P.

Unbestechlicher Blick und revolutionäres Bewußtsein haben von jeher vor dem Forum der deutschen Literaturgeschichte einer Entschuldigung bedurft: der Jugend oder des Genius. Geister, die keins von beiden aufzuweisen hatten – männliche und im strengen Sinne prosaische, wie Forster oder wie Seume es waren – haben es nie zu mehr als einem schemenhaften Dasein in der Vorhölle allgemeiner Bildung gebracht. Daß Seume kein großer Dichter war, ist gewiß. Aber nicht das unterscheidet ihn von vielen andern, die an sichtbaren Stellen in der Geschichte der deutschen Literatur geführt werden, sondern die untadlige Haltung in allen Krisen und die Unbeirrbarkeit, mit der er – da er nun einmal von hessischen Werbern unter das Militär war verschleppt worden – in seiner Lebensführung jederzeit den wehrhaften Bürger darstellt, lange nachdem er den Offiziersrock abgelegt hatte. Was das achtzehnte Jahrhundert unter dem »ehrlichen Mann« verstanden hat, das kann man an Seume gewiß so gut wie an Tellheim ablesen. Nur daß Seume die Ehre des Offiziers nicht so weit ab von der des Räubers, wie seine Zeitgenossen ihn in Rinaldo Rinaldini verehrten, gelegen hat, so daß er auf dem Spaziergang nach Syrakus gestehen kann: »Freund, wenn ich ein Neapolitaner wäre, ich wäre in Versuchung, aus ergrimmter Ehrlichkeit ein Bandit zu werden und mit dem Minister anzufangen.« Auf diesem Spaziergang hat er die Nachwirkungen der unglücklichen Beziehung zu der einzigen Frau überwunden, der er näher, nicht einmal nahe getreten ist und die an seine Stelle auf verletzende Weise den Mann berief, an welchen der folgende Brief gerichtet ist. Wie diese Überwindung sich vollzog, erzählt er gelegentlich der Beschreibung seines Aufstiegs auf den Pellegrino in der Nähe Palermos. Im Ausschreiten zog er, seinen Betrachtungen folgend, ein Amulett mit dem Bild der Frau hervor, von dem er sich durch all die Jahre nicht hatte trennen können. Wie er es aber zwischen den Fingern hielt, gewahrte er auf einmal, daß es zerbrochen war, und so warf er die Stücke samt der Fassung in den Abgrund hinunter. Das ist das Motiv des großartigen, wahrhaft taciteischen Epigraphs, das er an dieser Stelle seines Hauptwerks seiner Liebe errichtet hat: »Ehemals wäre ich ihrem Bildchen nachgesprungen; auch jetzt noch dem Original.«

Johann Gottfried Seume an den Gatten seiner früheren Verlobten

Mein Herr!
Wir kennen einander nicht; aber die Unterschrift wird Ihnen sagen, daß wir einander nicht ganz fremd sind. Meine ehemaligen Verhältnisse zu Ihrer Frau können, dürfen und müssen Ihnen nicht unbekannt sein. Sie würden vielleicht nicht übel getan haben, meine Bekanntschaft früher gemacht zu haben; ich störe Niemandes Glück. Ob Madam gegen mich ganz gut gehandelt hat, kann ich nicht entscheiden, eben so wenig als Sie; da wir Beide nicht gleichgültig sind. Ich vergebe ihr gern und wünsche ihr Glück; es war ja nie etwas Anderes der Wunsch meines Herzens. Einige meiner Freunde wollen mir Glück wünschen, daß die Sache so gekommen ist; sie überzeugen fast meinen Kopf; aber mein Herz blutet bei der Überzeugung. Da Sie mich nicht kennen, dürfen Sie über mich nicht urteilen. Ich bin weder Antinous noch Aesop, und Mademoiselle Röder muß doch vorzüglich den ehrlichen, guten Mann zu sehen geglaubt haben, als sie mir sehr teuere Versicherungen gab. Doch stille davon! Es geziemt mir nicht, mich zu rechtfertigen, und noch weniger, Andere anzuklagen. Was die Leidenschaft tat, hat – die Leidenschaft getan. Ich bin nicht Ihr Freund, das leiden die Verhältnisse nicht; da ich aber ein ehrlicher Mann bin, ist es für Sie so gut, als ob ich es wäre. Sie selbst, mein Herr, haben bei der Sache als ein junger, nicht ganz ernsthafter Mann gehandelt. Ich wünsche Ihnen Glück; Sie haben das nötig. Ihre Frau ist gut, ich habe sie tief beobachtet, und ich würde nicht im Stande gewesen sein, mein Herz an eine Unwürdige zu verlieren. Daß zwischen uns nichts Strafbares vorgefallen ist, dafür muß Ihnen mein Charakter und meine jetzige Handlungsweise bürgen. – Sie müssen ihr manchen Fehler vergeben und selbst keinen begehen. Es ist mir daran gelegen, daß Sie Beide glücklich sind; das wird Ihnen begreiflich sein, wenn Sie etwas vom Herzen des Menschen wissen und mich nicht für einen ganz gewöhnlichen Menschen halten. Ich werde höchst wahrscheinlich unterrichtet sein, wie Sie leben, so weit man im allgemeinen unterrichtet sein kann, denn ich bin in Berlin, wo ich oft war, nicht ganz Fremdling. Ich kann nun einmal nicht wieder gleichgültig werden, das

hätte Madam ehemals glauben und ihre Maßregeln zur Zeit nehmen sollen. Das Schrecklichste würde mir sein, wenn Sie je eine Ehe nach der Mode führen sollten. Ich bitte Sie bei Ihrem Glück und bei dem Rest von meiner Ruhe, noch mehr aber bei dem Glück der Person, die uns teuer sein muß, nie – nie leichtsinnig zu sein. Sie sind Mann; von Ihnen hängt Alles ab. Wenn Wilhelmine je von ihrem Charakter sinken könnte, ich würde den meinigen fürchterlich rächen. Verzeihen Sie und halten das nicht für Impertinenz. Sie müssen Zeiten und Menschen kennen. Furcht gibt Sicherheit. Ich werde mit meinem Willen Ihre Frau nie wieder sehen. Wenn Sie selbst Ihre Pflichten immer erfüllen, so führen Sie ihr immer in einer ernsthaften Stunde mein Andenken wieder zu. Es kann ihr heilsam werden und soll Ihnen nicht schaden. In meiner Seele kann in diesen Verhältnissen nur Liebe oder Verachtung wohnen; ich kenne mich; die erste kann nur mit dem Stufenjahre Freundschaft werden, und der Himmel bewahre Sie und mich vor der zweiten: ihr Vorbote würde schrecklich sein.

Ich kann aus der Seele des Weibes herauslesen, was Madam jetzt über mich oder auch wohl wider mich sagen wird, und ich wünsche aufrichtig, daß sie nie mit Reue an mich zu denken habe. Es ist Ihr eigenes Interesse, mein Herr, dafür mit beständiger Aufmerksamkeit zu sorgen.

Höchst wahrscheinlich kann ich Ihnen nie einen Dienst leisten, so wenig als Sie mir bei meiner Denkungsart. Sollten Sie aber je glauben, daß ich es könnte, so hätte ich in mir Ursache genug, es mit Vergnügen und Eifer zu tun. Ich erwarte weder Antwort noch Dank; sehen Sie nur das, was ich so kalt als möglich sagte, mit meiner Seele oder nur mit gehörigem Gleichmut an, und Sie werden alles sehr natürlich finden.

Ich versichere Sie herzlich meiner völligen Achtung, und es muß Ihnen daran gelegen sein, sie zu verdienen. Leben Sie wohl und glücklich! Auch dieser Wunsch geht ganz von Herzen, ob er gleich mit etwas mehr Wehmut geschieht, als der Mann fühlen sollte.

Grimma. Seume.

Unter den Hölderlin'schen Briefen aus dem Jahrhundertanfang gibt es kaum einen, der nicht Sätze enthielte, die hinter den bleibenden seiner Gedichte in nichts zurückstehen. Und doch ist nicht dieser anthologische Wert ihr höchster. Vielmehr ist es ihre einzigartige Transparenz, dank deren die schlichten hingebenden Briefe den Blick ins Innere von Hölderlins Werkstatt freigeben. Die »Dichterwerkstatt« – selten mehr als eine abgenutzte Metapher – hier kommt die Wendung zu ihrem Sinn, indem es für Hölderlin in jenen Jahren keine sprachliche Verrichtung, und sei es die alltägliche Korrespondenz, mehr gibt, der er nicht mit der meisterhaften, präzisen Technik seiner späten Dichtungen nachginge. Die Spannung, die so in seine Gelegenheitsschreiben kommt, rückt noch die unscheinbarsten Geschäftsbriefe, geschweige denn die Briefe an die Seinen, in die Nähe so ungewöhnlicher Dokumente, wie es die folgende Nachricht an Böhlendorf ist. Casimir Ulrich Böhlendorf (1775-1825) war Kurländer. »Wir haben *ein* Schicksal« hat ihm Hölderlin einmal geschrieben. Das Wort besteht, sofern es das Verhältnis betrifft, in das die äußere Welt zu einem enthusiastischen, verwundbaren Gemüt trat. So wenig im Dichterischen zwischen beiden auch nur die geringste Analogie obwaltet, – das Bild des unsteten, wandernden Hölderlin, das der folgende Brief bewahrt, taucht schmerzhaft vergröbert in dem Nachruf auf, den ein lettisches Zeitungsblatt Böhlendorf widmete: »Gott hatte ihm eine besonders gute Begabung mitgegeben. Aber er wurde geisteskrank, und da er überall fürchtete, daß die Menschen ihm seine Freiheit nehmen wollten, wanderte er mehr als zwanzig Jahre umher, viele Mal ganz Kurland und einige Mal auch Livland zu Fuß durchquerend. Der verehrte Leser... wird ihn, mit dem Bündel mit Büchern auf der Landstraße wandernd, gesehen haben.« – Hölderlins Brief nun ist gänzlich auf jene Worte ausgerichtet, welche die späten Hymnen beherrschen: heimatliche und griechische Art, Erde und Himmel, Popularität und Zufriedenheit. Auf schroffen Höhen, wo der nackte Fels der Sprache schon überall an Tag tritt, sind sie, trigonometrischen Signalen gleich, »die höchste Art des Zeichens« und an ihnen vermißt der Dichter die Länder, welche »die Herzens- und Nahrungsnot« ihm eröffnete als Provinzen des griechischen. Nicht des blühenden idealen, sondern des verödeten wirklichen, dessen Leidensgemeinschaft mit dem abendländischen und vor allem dem deutschen Volkstum das

Geheimnis der historischen Wandlung, der Transsubstantiation des Griechentums ist, das von Hölderlins letzten Hymnen den Gegenstand bildet.

Friedrich Hölderlin an Casimir Böhlendorf

Nürtingen, den 2. Dezember 1802.

Mein Teurer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indes in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehen; die Hütten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind. Das gewaltige Element, das Feuer des Himmels und die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit und Zufriedenheit, hat mich beständig ergriffen, und wie man Helden nachspricht, kann ich wohl sagen, daß mich Apollo geschlagen.

In den Gegenden, die an die Vendée grenzen, hat mich das Wilde, Kriegerische interessiert, das rein Männliche, dem das Lebenslicht unmittelbar wird in den Augen und Gliedern und das im Todesgefühle sich wie in einer Virtuosität fühlt, und seinen Durst zu wissen, erfüllt. Das Athletische der südlichen Menschen, in den Ruinen des antiken Geistes, machte mich mit dem eigentlichen Wesen der Griechen bekannter; ich lernte ihre Natur und ihre Weisheit kennen, ihren Körper, die Art, wie sie in ihrem Klima wuchsen, und die Regel, womit sie den übermütigen Genius vor des Elements Gewalt behüteten. Dies bestimmte ihre Popularität, ihre Art, fremde Naturen anzunehmen und sich ihnen mitzuteilen. Darum haben sie ihr eigentümlich Individuelles, das lebendig erscheint, sofern der höchste Verstand im griechischen Sinne Reflexionskraft ist, und dies wird uns begreiflich, wenn wir den heroischen Körper der Griechen begreifen; sie ist Zärtlichkeit, wie unsere Popularität.

Der Anblick der Antiken hat mir einen Eindruck gegeben, der mir nicht allein die Griechen verständlicher macht, sondern überhaupt das Höchste der Kunst, die auch in der höchsten Bewegung und Phänomenalisierung der Begriffe und alles ernstlich Gemeinten

dennoch alles stehend und für sich selbst erhält, so daß die Sicherheit in diesem Sinne die höchste Art des Zeichens ist. Es war mir nötig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich festzusetzen auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.

Die heimatliche Natur ergreift mich umso mächtiger, je mehr ich sie studiere. Das Gewitter, nicht bloß in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Gang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster sind jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher! Mein Lieber! ich denke, daß wir die Dichter bis auf unsere Zeit nicht kommentieren werden, sondern daß die Sangart überhaupt wird einen anderen Charakter nehmen, und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.

Schreibe doch nur mir bald. Ich brauche Deine reinen Töne. Die Psyche unter Freunden, das Entstehen des Gedankens im Gespräch und Brief ist Künstlern nötig. Sonst haben wir keinen für uns selbst, sondern er gehöret dem heiligen Bilde, das wir bilden. Lebe recht wohl!

Dein H.

Im Februar 1803 schrieb Brentano an Arnim von einem kleinen, etwas faden Brief der Mereau und seiner Antwort darauf aus vollem, wahrem Herzen: »Ohne Schonung für mich und sie, wie ein geistreicher Dritter, alles mit den scharfsinnigsten Nuancen ausgeführt, ihre Geschichte in dreierlei Gestalt, voll Mutwill, wahr bis zur Zote, Erklärung meines großen Lustens, sie zu beschlafen, Trauer über ihr Alter und ihre unendlich schlechten Verse, überhaupt der freiste, kühnste und glücklichste Brief, den ich je geschrieben, und der längste, er schloß mit einigen brünstigen Handwerksburschen-Liedern.« Und dann, vier Jahre später: »Sophie, die mehr zu leben verdiente als ich, die die Sonne liebte und Gott, ist schon lange tot. Blumen und Gras wachsen über ihr und dem Kinde, welches getötet durch sie sie tötete. Blumen und Gras sind sehr traurig für mich!« Dies Eintritts- und Ausgangspforte des kleinen Irrgartens von Clemens Brentanos Ehe mit dem Standbild des ersten Sohnes in seiner Mitte. Achim Ariel Tyll Brentano nannten die Eltern ihn – Namen, die keine Anweisung auf die irdische Existenz, sondern Flügel sind, auf denen das Neugeborene bald wieder heimkehrte. Als mit dem unglücklichen Erscheinen des zweiten Kindes nun das Ende gekommen war, schien mit dem Tode der Frau, an deren Seite Brentano das Leben gar nicht leicht ertragen hatte, alles über ihm zusammenzubrechen. Er sah sich grenzenlos vereinsamt, und die Wirren, in die das Land nach der Niederlage von Jena und Auerstedt verfiel, raubten ihm selbst den Vertrautesten: Arnim, der dem König nach Ostpreußen gefolgt war. Von da schrieb er, im Mai 1807, ein halbes Jahr nach Sophiens Tod, an Brentano: »Ich setze oft an, Dir so vieles zu schreiben, was ich auf dem Herzen habe. Aber die Idee, daß ich umsonst schreibe, daß meine Worte von Andern gelesen werden, verleidet es mir gleich. Es ist noch ein Umstand, der, mir zweifelhaft, wie ein schnellgeschwungenes scharfes Schwert alles zwischen uns bewegt. Es sollte mir wehe tun, wenn es wahr wäre, und ich Dir etwas trauriges zurückriefe. Der verstorbene brave Doktor Schlosser, der Jenenser, sagte mir etwas von dem Tode Deiner Frau, den er behauptete in einer Zeitung gelesen zu haben. Wir sind hier von allem abgeschnitten, ich möchte sagen, von der Zeit; doch hatte ich eine Zuversicht und behalte sie, Deine Frau müsse leben.« Aus diesen Worten ist zu entnehmen, daß die Bitte des ergreifenden Briefs, der hier folgt, umsonst war. Er ist, soviel sich

nach genauen Ermittlungen feststellen ließ, ungedruckt und daher diplomatisch getreu wiedergegeben.

Clemens Brentano an den Buchhändler Reimer

Verehrter Herr!
Legen Sie diese Zeilen nicht bei Seite, erkundigen Sie sich und melden Sie mir, wo Ludwig Achim von Arnim ist, dessen Freundschaft für mich Ihnen bekannt ist, er ist mir außer Sophien, die ich auf eine so traurige Art nebst dem Kinde in schwerer Geburt verlor, immer alles gewesen, was ich liebte, seit dem 19. Oktober weiß ich nichts von ihm, und vom 19. Oktober selbst nur, daß er diesen Tag in Halle war, mein mit Schmerz ganz vergiftetes Gemüth hat mit Ihm auch Alles aus dem Gesichte verlohren, waß ans Leben knüpfen könnte; Sie sind mir durch ihn selbst, als ein trefflicher Mann bekannt, und Sie sollen glauben, daß ich ganz unendlich unglücklich bin, ja so (im) Jammer, daß ich durch ihn durchwandlen kann, wie durch eine Hölle, die unendlich ist, und Sie sollen mir daher bald, gleich, oder nur sobald, als es ihre gute Gesinnung Sie zu thun zwingt, melden, wo Arnim wahrscheinlich ist, und ob man ihm schreiben kann, ob ihm jemand von Berlin schreibt, Sie können das gewiß erfahren, und es ist Ihnen dann so sehr leicht, mir durch eine Nachricht davon in wenigen Zeilen, wenigstens den Nahmen einer Stadt zu nennen, wohin ich denken kann, ach so wie mir jetzt ist, da ich schwebe mitten in tiefem Gram, ist es mir unendlich viel, in dieser Endlichkeit, nur zu wissen, ob jemand noch lebt, der mich liebte.
Wenn Sie mir schreiben, so melden Sie mir auch, wie viel Sie an Meine Frau für die Fiametta schon bezahlt haben, und waß Sie noch bekömmt, auch wenn Sie es gern *bezahlen, so will ich Ihnen zu jener Zeit melden, an wen Sie es in dortiger Gegend bezahlen können, dieses Geld gehört meiner kleinen Stieftochter, die hier bei Mad. Rudolphi erzogen wird, und ich muß daher es besorgen, dieses bloß zu bescheidener Erinnerung.*

Ihr ergebener
Clemens Brentano.

Heidelberg, 19. Dec. 1806.

»Ritter ist Ritter und wir sind nur Knappen. Selbst Baader ist nur sein Dichter«, schreibt Novalis am 20. Januar 1799 an Caroline Schlegel. Was Ritter und Novalis miteinander verband, ist von der Art, daß dies Wort mehr enthält als eine Rangbestimmung von Ritters Tätigkeit für die Romantisierung der Naturwissenschaften; es zielt zugleich auf die menschliche Haltung, die wohl bei keinem Romantiker vornehmer und gegenwartsfremder zugleich war. Im Grunde haben beide, menschlicher Rang und wissenschaftliche Haltung des Physikers, bei Ritter sich aufs innigste durchdrungen, wie es in dem Selbstzeugnis sich bekundet, in welchem er den greisen Herder zum Urahnen seiner Forschung gemacht hat: Herder, den man als Schriftsteller häufig habe treffen können, »besonders in der Woche; als Menschen aber, weit über alle seine Werke erhaben, habe man ihn Sonntags finden können, wo er, seinem Schöpfer folgend, ruhte und den Tag im Schoße seiner Familie verbrachte; nur ›Fremde‹ durften dann nicht bei ihm sein. Gleich herrlich und göttlich sei er erschienen, wenn er, was er sehr liebte, an einem schönen Sommertage eine ländliche Gegend, zum Beispiel das schöne Wäldchen an der Ilm zwischen Weimar und Belvedere, besuchte, wohin dann aber außer seiner Familie ihm nur folgen durfte, wen er ausdrücklich einlud. An solchen Tagen dann, den einen oder andern, sei er wirklich wie ein Gott erschienen, der von seinen Werken ruhe, nur doch als Mensch, die seinigen nicht, sondern die des Gottes selbst erhebend und preisend. Mit Recht dann habe über ihm der Himmel zum Dome sich gewölbt, und selbst des Zimmers starre Decke habe nachgegeben; aber der Priester darin sei nicht aus diesem Land noch dieser Zeit gewesen; Zoroasters Wort stand auf in ihm, und strömte Andacht, Leben, Friede und Freude in die ganze Umgebung; so ward in keiner Kirche Gott gedient, wie hier, – wo sich erwies, daß nicht das Volk, sondern der Priester, sie fülle. Hier – wiederholte N. unzählige Male – hier habe er gelernt, was die Natur, der Mensch in ihr, und eigentliche Physik, seien, und wie die letztere Religion unmittelbar.« Der N., von dem hier die Rede ist, ist Ritter selbst, wie er in seiner ebenso rückhaltlosen wie keuschen, schwerfälligen wie abgründigen Natur in der Vorrede der »Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers« (Heidelberg 1810) sich dargestellt hat. Der unverwechselbare Ton dieses Mannes, der diese verschollene Vorrede zur bedeutendsten Bekenntnisprosa der

deutschen Romantik macht, findet sich auch in seinen Briefen, von denen nicht viele sich scheinen erhalten zu haben. Der folgende ist an den Philosophen Franz von Baader gerichtet, der während seiner zeitweilig einflußreichen Stellung in München etwas für den schwer kämpfenden Jüngeren zu tun unternahm. Und gewiß war es nicht leicht, für einen Mann zu wirken, der von seinen »Fragmenten« sagen durfte, daß es bei ihnen »schon von selbst ehrlicher gemeint sein mußte, als es so leicht gemeint ist, wenn man bloß für das Publikum, also öffentlich, arbeitet. Denn so sieht eigentlich niemand zu, als, wenn es erlaubt ist, ihn zu nennen, der liebe Gott, oder, ist's anständiger, die Natur. Andere ›Zuschauer‹ haben noch nirgends viel getaugt, und auch ich habe mit vielen andern empfunden, daß es Werke und Gegenstände gibt, die nicht gelungener ausgeführt werden, als wenn man tut, als schreibe man für gar niemand, auch nicht einmal für sich selber, sondern eben für den Gegenstand selbst.« Ein schriftstellerisches Credo dieser Art hat schon damals seinen Bekenner in Not gebracht. Aber er fühlte nicht sie allein, sondern, wie der folgende Brief erweist, auch das Recht, sich auszusprechen, das sie verleiht und die Kraft dazu: amor fati.

Johann Wilhelm Ritter an Franz von Baader

Den 4. Januar 1808.

Für Ihr Schreiben von voriger Woche sage ich Ihnen den verbindlichsten Dank. Sie wissen ein für allemal, daß ich Erinnerungen, wie es enthält, immer am liebsten von Ihnen *erhalte. Hier kommen sie mir wie im eigenen Gemüt entstanden vor, und ich behandle sie auch so.*

Mit nichts belegen Sie besser, daß Sie mich kennen, als wenn Sie das alles, worin Sie mich unmäßig schelten müssen, doch noch Studien nennen. Ich habe vielleicht fast alles erlebt, was man bis zu meinen Jahren erleben kann; vieles habe ich nie gesucht, aber dagegen oft auch absichtlich mich nicht zurückgehalten, dies und jenes geschehen zu lassen. Ich suchte wahrscheinlich in allen nur das Eine, Bleibende, ohne was kein ehrlicher Mensch sein kann, nur daß ich um so vorbereiteter dazu kommen wollte, je verwickelter ich es

– mir – seit der frühesten Besinnung voraussah. Auch halte ich es von größerem Lohn, »gelebt« als bloß gewußt zu haben.
Was Sie von Zulassung äußerer Überreizungen sagen, gehört zum Teile auch dahin; ich will keineswegs sagen: ganz. Es können wenige, nach dem, was ich sehe, die natürliche Geschichte des männlichen Lebens ernstlicher, tiefer, ehrlicher vor Gott, und sich selbst eingestehender, begonnen und fortgesetzt haben als ich. Suchen Sie in dieser Äußerung nichts weniger als Eigendünkel, sondern bloßes Resultat aus einer nicht ganz beschränkten Beobachtung, erlaubt, es auszusprechen, wo es nötig ist. – Übrigens sehe ich das Ganze so als notwendigen Teil in das Fatum meines Strebens verwebt, daß ich ihn noch dazu als den vornehmsten, den im Geheimen Basis gebenden betrachten muß. Ob unter solchen Umständen ich hier unmäßig werden und gewesen sein könne, will ich selbst zwar nicht entscheiden, schwer zu glauben aber wird es mir.
Nach Allem habe ich somit wohl Grund, die letzte Ursache meiner Kränklichkeit, die erst seit einigen Jahren angefangen hat, tiefer zu suchen. Ich glaube sie äußerst leicht angeben und treffen zu können. Kummer und Sorge sind es; meine ökonomischen Verhältnisse drücken mich. Das *hat trotz alles Gegenstrebens, endlich auch den Körper getroffen. Sobald sich hierfür eine radikale Kurmethode entdeckt, sobald auch werde ich durchgängig geheilt sein. – Wie ich zu meinen Schulden gekommen, davon weiß* ich *die Rechenschaft und die Rechtfertigung wohl, aber sie läßt sich nicht jedem geben. Glücklich, daß ich selbst sie mir geben kann. Sie verstehen mich hier gewiß. Es gibt Dinge, die um keinen Preis zu teuer sind; es gibt ein Gut, um dessenwillen man selbst Menschen, dem Scheine nach, betrügen kann. Ich sage ausdrücklich: dem Scheine nach. Der Betrug ist gar nicht höher als der des Kaufmanns, der für eine gewiß durchgehende Spekulation von mehr Kredit Gebrauch macht, als ihm sonst zukäme.*
In praktischen Arbeiten war ich auch gehindert, da man hier bekanntlich noch gar nicht weiß, was man sich dergleichen muß kosten lassen. Wie viele schöne Arbeiten liegen entworfen da! Aber mit 100, auch 300 fl. sind sie noch nicht auszuführen, die Gulden aber selbst schon Summen, vor denen man an einem Orte erschrickt, an welchem nie ein wissenschaftliches Corps und ein Esprit desselben gedeihen kann.

Was unter solchen Umständen kann mir aus Vorlesungen, jetzt, für irgend ein echter Nutzen entstehen! Ich weiß, daß ich Zuhörer haben würde, wie Sie und Schelling, und vielleicht ein Dritter noch, und mit Freuden wollte ich sehen, ob ich nicht alles liegen lassen könnte, wären Sie allein diese meine Zuhörer. Aber Sie allein werden das nicht sein; gerade was ohne Frage den Ausschlag geben soll, ist eine große Anzahl anderer Personen, die nicht sind, wie Sie, die genannten Drei; sage ich denen, was Sie *verstehen, so verstehen* sie *wieder nichts, und spreche ich, daß* diese *es verstehen, so wird mir Angst,* Sie *nur im Zimmer zu sehen, etwas, das ich schon aus mehreren Anwandlungen kenne. Was übrig bleibt, ist immer ein bloßes »seine Künste sehen lassen«.*
Aber es ist Zeit, daß ich schließe. Verzeihen Sie den langen Brief. Es kam mir diesmal das Schreiben schicklicher vor als das Sprechen, zumal Sie wie ich verhindert waren, Gelegenheit zum letzteren zu geben.

Es war im Leben Goethes eines der folgenreichsten Ereignisse, daß es den Brüdern Boisserée mit unvermutbarem Glück gelang, das Interesse des 62jährigen noch einmal dem Mittelalter zu gewinnen, aus dessen Entdeckung die Straßburger Manifeste »von deutscher Art und Kunst« entsprungen waren. In den Weimarer Maitagen, in welche der folgende Brief fällt, ist – so darf man vermuten – die Vollendbarkeit des zweiten Teils des Faust entschieden worden. Der Brief ist aber nicht nur ein literarhistorisches Dokument ersten Ranges als Zeugnis, mit welchem Bangen das außerordentliche Experiment, den katholischen Bilderkreis dem Blick des alten Goethe zu unterbreiten, unternommen wurde – er zeigt zugleich, wie sehr die Existenz dieses Mannes ordnend und richtunggebend noch in fernliegende Bezirke hineinwirkte. Daß dies hier nicht feierlich, sondern vielmehr trotz der Souveränität und Reserve, mit der der auswärtige Freund Boisserées vorgeht, zum Ausdruck kommt, ist vielleicht das Schönste an diesen Zeilen.

Bertram an Sulpiz Boisserée

Heidelberg, den 11. Mai 1811.

Dein Glück bei Goethe, so preislich Du es auch in den brillantesten Zügen herausstreichst, kömmt mir nicht unerwartet, Du weißt, wie ich in Hinsicht der äußeren Verträglichkeit über den alten Herrn denke; doch gefalle Dir nur nicht zu sehr in der vornehm gelehrten Rolle, die Du angenommen hast, und bedenke, wie in allen menschlichen Dingen, das Ende. Wenn Du nur Schwarz auf Weiß Dir herausreden kannst, erst dann will ich Dich nach allen Kräften rühmen und preisen. Seit das Kantische Prinzip der Zweckmäßigkeit ohne Zweck wieder aus der Mode gekommen, finde ich das rein ästhetische Wohlgefallen überall in diesem interessierten Zeitalter malplaciert, und denke im Gegensatz des Evangeliums: gebt uns nur erst alles Andere, das Himmelreich wollen wir schon selbst zu finden trachten. Indessen ist es denn doch kein kleiner Triumph für den Ernst und die Redlichkeit Deines Strebens, mit einem so hoch berühmten und mit Recht verehrten Mann, um dessen Beifall gewichtigere Männer wie Du, vergebens in Kunst und Wissenschaft sich bemüht haben, auf diesem Punkte geistiger

Vertraulichkeit und Gemeinschaft zu stehen. Auch möchte ich Dich heimlich belauschen, Du warst gewiß innerlich so gepudert, mit Stern und Ordensband geziert und schimmerst so sehr in fremdem und eigenem Lichte, daß Du in der Dunkelheit Deines Wirthsstübchens ganz transparent erscheinen mußt. Wenn uns einmal etwas in der Welt gelingen sollte, liebes Kind, ohne Mühe und Anstrengung, in Lust und Freude haben wir es nicht errungen, unter drückenden bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, im Widerstreit gegen langjähriges Vorurtheil, gegen Apathie und Unempfänglichkeit für das Höhere, von Leiden und Trübsalen aller Art bedrängt, haben wir unsern Weg im Stillen fortgesetzt, ohne andere Aufmunterung und Unterstützung, als die des innern besseren Bewußtseyns, und des treuen beharrlichen Sinnes, der durch den Nebel der Zeiten wohl getrübt, aber nicht erstickt und vernichtet werden kann. Wie denk' ich mit freudiger Erhebung zurück an die ersten Zeiten unserer Bekanntschaft, die stillen, bescheidenen Anfänge Deiner Studien, wie oft habe ich in zweifelndem Gemüthe mit Ernst und Fleiß erwogen, ob mir Pflicht und Liebe es geböten, Dich dem Wirkungskreis zu entreißen, in dem Dich Deine ganze Umgebung zurückzuhalten strebte; und was konnte ich Dir bieten zum Ersatz für die Aufopferungen aller Art, zu denen Du Dich entschließen mußtest? ein fernes dunkles Ziel, das nur nach langen mühseligen Anstrengungen und Kämpfen zu erringen ist, während Du für die Gegenwart allem entsagen solltest, was in der Jugend Blüthe und Kraft als des Lebens höchster Reiz gepriesen wird.

Wenn nun der hochberühmte Mann der Zeit Deinem Unternehmen freundlich Beifall zunickte, wenn die Menge Deine Arbeiten bewundernd angafft, und der Ruf Deinen Namen dem Vaterlande von der Fremde ehrenvoll zurückträgt, so denke an jene einsamen Spaziergänge auf St. Severins und St. Gereons Wall, wo Ehrfurcht gebietend in den Resten alter Herrlichkeit, die Vaterstadt so still und schweigend vor uns lag, in deren öden Mauern ein in langjähriger Erschlaffung entartetes und nun durch den Druck der Zeiten vollends niedergebeugtes Geschlecht, uns auch nicht ein *Wesen darbot, das an dem Zwecke unseres Strebens mit Liebe Theil genommen hätte. Darum freue Dich des Gelingens Deiner Pläne und gehe dem Ziele, das Du Dir vorgesteckt, mit freiem Muth entgegen.*

Wer des reinen guten Willens vor Gott und den Menschen sich bewußt ist, den darf das widerstrebende Drängen und Treiben der Zeit so leicht nicht irre machen; wer dem Dienste des Höchsten sein Denken und Thun geweiht hat, dem wird die Weisheit nicht fehlen, die allein wahren Werth und Bestand hat, und auch die Klugheit nicht, die den Geist der Welt zähmen und bezwingen kann.

Ich falle, wie Du siehst, auf einen ernsthaften Text, Zeit und Umstände haben mir ihn aber auch jetzt so nahe gelegt, wo Du im Begriffe stehst, die Resultate Deines Strebens der Welt öffentlich darzulegen, und wo mir die momentane Stille einsamer Zurückgezogenheit zum Nachdenken über Alles was unser gemeinsames Interesse berührt, sô mancherlei Veranlassung gibt.

Im Musée des arts décoratifs im Louvre gibt es ein kleines Nebengelaß, wo Spielzeug ausgestellt ist. Das Hauptinteresse des Beschauers ziehen einige Puppenstuben aus dem Biedermeier auf sich. Von den schimmernden Bouleschränkchen bis zu den kunstvoll gezimmerten Sekretären sind sie an jedem Teil das Gegenstück damaliger Patrizierwohnungen, und auf den Tischen dieser Räume liegt statt des »Globe« oder der »Revue des deux mondes« das »Magasin des poupées« oder »Le petit courrier« in 64° herum. Daß es Wandschmuck gibt, versteht sich von selbst. Aber nicht leicht ist einer darauf vorbereitet, in einem jener Stübchen überm Canapé auf eine winzige, jedoch exakt gestochene Nachbildung des Kolosseums zu stoßen. Das Kolosseum in der Puppenstube – das ist ein Anblick, der einem innigen Bedürfnis des Biedermeier muß entsprochen haben. Und es paßt gut dazu, wie in dem folgenden Brief – gewiß einem der biedermeierlichsten, die man nur finden kann – die Olympier Shakespeare, Tiedge und Schiller sich unter das Blumenjoch einer Geburtstagsguirlande schmiegen. So grausam das Spiel, mit dem die »Briefe über die ästhetische Erziehung« die Menschen zu freien Bürgern heranzubilden bestrebt waren, auf dem historischen Schauplatz gestört wurde, so sicher fand es sein Asyl in jenen Bürgerstuben, die einer Puppenstube so ähnlich sehen konnten. Ch. A. H. Clodius, der diesen erstaunlichen Brief schrieb, war Professor für »praktische Philosophie« in Leipzig. Das Lottchen ist seine Frau.

Ch. A. H. Clodius an Elisa von der Recke

d. 2. Dezbr. 1811.

Wie sehr große Seelen oft durch einen einzigen Gedanken des Wohlwollens auf entfernte Kreise ihrer Freunde und Verehrer wirken, davon, himmlische Elisa, haben wir den schönsten, wahrhaft entzückenden Beweis gestern gehabt. Die Aufstellung Ihrer wohl angekommenen kolossalen Büsten, mit denen Sie Lotten gütig beschenkten, unter einer kleinen Musik an Lottens Geburtstage war ein wahrer Gottesdienst für uns, und noch heute sitzen wir unter den mit Epheu umhangenen, mit seltensten Blumen umringten Büsten, wie die alten Griechen und Römer unter ihren

Hausgöttern in den kleinen Hauscapellen gesessen haben mögen! – Alles vereinigte sich, sowohl Dekorazion als Cantate sehr zauberisch zu machen. Unsre kleine Hütte war um so mehr ein Elysium, je anspruchsloser alles sich darstellte.
Durch einen glücklichen Zufall hatte ich schon vorher, ehe Ihre Büsten ankamen, die schöne Büste Schillers für Lotte bestellt, welche sie so sehr gewünscht hatte. Durch eben diesen glücklichen Zufall hatte die Freigebigkeit unserer Freunde Lottchens kleines romantisches Zimmerchen nach der Allee heraus durch Orangebäume, blühende Aloe, Narzissen, Rosen, alabasterne Vasen zu einem Tempel Florens und der Kunst so decoriert, daß es würdig war, die fremden Gäste aus dem Olymp zu empfangen. Unter der (schon vorhandenen) Console Shakespeares war auf einer Art Blumenträger in der Mitte zwischen Ihrer und Schillers Büste unsres Tiedge Bild aufgestellt, welches als das leichteste in dieser Büstenform am besten von der hohen Herme getragen werden konnte. Sonst hätten freilich die männlichen Genien den weiblichen Genius in die Mitte nehmen oder die minder colossale Büste von Schiller in der Mitte zwischen den beiden colossalen stehen müssen. Von Tiedges Herme gingen Ranken von Epheu zu zwei runden Pfeilertischchen, auf welchen Elisa und Schiller hervorragten. In diesem Kleeblatt von weißen Gestalten trug ein kleiner Tisch die herrlichsten Blumen empor, denen man die Jahreszeit nicht anmerkte, und zu dessen Füßen waren die verkleideten Lichter angebracht, welche von unten einen concentrierten Zauberschein auf die weißen colossalen Köpfe warfen, welche aus den grünen Büschen hervorragten. Ein Stehspiegel in der Ecke des Zimmers, eine Spiegeltür aus einem antikgearbeiteten Secretair von Lottchen gaben die drei weißen Gestalten von neuem zurück, sodaß die Bilder beinahe dreifach erschienen. Wie wir das Zimmerchen öffneten und dies kleine Heiligthum erschien, lief die ganz unvorbereitete auf das ihr so innig theure Bild der Mutter und des Freundes zu, mit lautem Ausruf der Freude. Es ward ihr ein Stuhl vor den kleinen decorierten zauberischen Schauplatz hingesetzt, und alsdann begann von vier herrlichen Stimmen das Geisterchor aus dem angränzenden Zimmer hinter Lottchens Stuhl: Willkommen in dem neuen Leben!
Lottens Empfindung wird sie Ihnen, herrliche Elisa, selbst beschreiben und ihren Dank, so viel sie kann, ausdrücken. Mit ihr

vereinigt sich der meinige, und herzliche Grüße an unsern verehrungswürdigen Tiedge. Möge der Himmel, edle Elisa, durch ruhige krankheitslose Stunden die vielen Freuden lohnen, die Sie auch in der Ferne unserer Lotte, uns zaubern! Wenn wir die wirklich herrliche Musik Ihnen schicken dürfen, die so viel reizendes, romantisches, inniges und doch zugleich erhabenes hat, werde ich sie abschreiben lassen. Mit inniger unausgesetzter Dankbarkeit und kindlicher Liebe bin ich

Ihr

Sie treu verehrender Sohn

C. A. H. Clodius.

Was Johann Heinrich Voß im nachfolgenden Brief seinem Freunde Jean Paul mitteilt, führt den Leser an die Quelle der deutschen Wiedergeburt von Shakespeare. Der Schreiber, der zweite Sohn des Homer-Übersetzers Johann Heinrich Voß, war kein überragender Geist. »Ihm fehlte eine selbständige, energisch auf das Ziel losdringende Natur. Die kindliche Liebe und Verehrung, die er für seinen Vater hegte, raubte ihm schließlich jede geistige Unabhängigkeit. Wie sein Vater ihm als höchstes Vorbild galt, so fügte er sich widerspruchslos seinen Anschauungen und war zufrieden, wenn er mit matterer Stimme die Meinungen des Alten nachsprechen, ihm die Beantwortung eines Briefes abnehmen oder bei seinen Studien dienend helfen konnte.« Die größte Freude seines Lebens mag er gehabt haben, als es ihm gelungen war, den Vater, erst duldend, dann auch tätig, seiner Shakespeareübersetzung zu gewinnen. – Wie es nun aber die Art der natürlichen Quellen ist, daß sie aus den verlorensten Rinnsalen, aus namenloser Feuchte, aus kaum netzenden Wasseradern sich speisen, so auch die der geistigen. Die leben nicht nur von den großen Leidenschaften, denen Same und Blut entquellen, noch weniger von den vielberufenen »Einflüssen«, sondern auch vom Schweiß des mühsamen Alltags und den Tränen, die aus der Begeisterung fließen: Tropfen, die sich dann bald im Strom verlieren. Der folgende Brief – ein einzigartiges Zeugnis für die Geschichte des deutschen Shakespeare – hat ihrer einige aufbehalten.

Johann Heinrich Voss an Jean Paul

Heidelberg, 25. Dezember 1817.

Der heutige und gestrige Tag haben mich zurückversetzt in die früheren Jahre der Kindheit, und ich kann noch gar nicht heraus. Ich weiß noch, mit welcher Ehrfurcht ich des Christkindes gedachte, das ich mir als einen violetten kleinen Engel mit rotgoldenen Flügeln vorstellte, aber seinen Namen wagte ich nicht auszusprechen; bloß gegen meine Großmutter konnte ich's, die mir noch ehrwürdiger schien. Mehrere Tage vor dem Heiligen Abend war ich still in mich gekehrt, aber nie ungeduldig. Rückte aber die heilige Stunde heran, da wuchs die Ungeduld fast bis zum Zer-

springen des Herzens. O wie viele Jahrhunderte vergingen, bis endlich die Glocke erschallte. – In späteren Jahren gewannen meine Weihnachtsfreuden andere Gestalt, seitdem Stolberg in Eutin lebte, den ich ganz unaussprechlich liebte, in dessen Gegenwart zu sein, ich, der spielfrohe, jedem Kinderspiele vorzog, dessen Händedruck mich bis ins innere Mark durchschauerte. Dieser Mann gab mir sehr früh Unterricht im Englischen, und als ich vierzehn Jahre alt war, forderte er, ich sollte Shakespeare lesen und mit dem Sturm anfangen. Das geschah, etwa sechs Wochen vor Weihnachten, und am zweiten Weihnachtstage war ich bis an die Maske von Ceres und Juno gekommen.[1] *Damals war ich sehr kränklich. Meine Mutter hatte Stolberg gebeten, er möchte mich dann und wann auf Spazierfahrten mitnehmen. Das geschah an diesem Tage. Eben wollte ich anfangen, die Maske zu lesen, da hielt der Wagen und Stolberg rief mir freundlich zu: »Komm, lieber Heinrich.« Und ich, wie ein Rasender stürzte ich hinaus und in den Wagen hinein. Nun wogte und wühlte es in meinem Herzen. Himmel, wie schwatzte ich dem armen Stolberg die Ohren voll von Shakespeare; und der freundliche Mann ließ sich alles gefallen, und war nur froh, daß Shakespeare bei mir Feuer gefangen. Als wir zurückfuhren, war meine einzige Sorge, der Wagen möchte vor zwölf Uhr, unserer Essenszeit, an unserer Tür halten. Aber Gottlob! es schlug halb eins, als wir noch bei der Fissauer Brücke waren. Nun durfte ich bei Stolberg essen. Ich saß neben ihm, und weiß noch die Gerichte. Wie schmeckte mir nun der Shakespeare, als ich in der Dämmerung zu ihm zurückkehrte. Seit der Zeit sind Shakespeares Sturm, Weihnachten und Stolberg in meiner Phantasie ununterscheidbar verschmolzen oder in eins gewachsen. Kommt der heilige Christ, so muß ich, durch innere Notwendigkeit getrieben, den Sturm lesen, wiewohl ich ihn auswendig weiß, und auf der Zauberinsel jedes Gräschen und Hälmchen kenne. Und das, Du teurer Jean Paul, soll heute Nachmittag von neuem geschehen. Fiele meine Todesstunde aufs Christfest, sie würde mich bei Shakespeares Sturm überraschen.*

1 Die Geister, die Ariel für Ferdinand und Miranda beschwört.

Das ist der Brief einer Zweiundzwanzigjährigen und, erst an zweiter Stelle sei es gesagt, ein Brief der Annette von Droste-Hülshoff. Die Botschaft aus dem Dasein einer jungen Frau, die frei von allem Überschwange des Gefühls mit Entschiedenheit, fast mit Strenge ausspricht, was mangels gleichen Sprachvermögens stets unbestimmt und weich erscheinen muß, ist kostbarer als die Nachricht aus dem Leben der Dichterin. Dieser Brief ist einzig auch unter den Schätzen der großen Korrespondentin, die Annette von Droste war. Wovon er redet, das sind Dinge, die jedem naherücken, der einmal in späten Jahren ohne Vorbereitung auf einen Schmuck, auf einen Erker, auf ein Buch, auf irgend etwas Unverändertes, das ihm als Kind vertraut war, gestoßen ist. Und von neuem wird er die Sehnsucht nach dem Vergessenen spüren, das da Tag und Nacht in ihm bereit liegt, Sehnsucht, die weniger ein Zurückrufen jener Kinderstunden als ein Echo von ihnen ist. Denn sie war ja der Stoff, aus dem sie gemacht waren. – Dieser Brief ist aber auch der Vorläufer einer Poesie »voll körniger Dinglichkeit und voll wohligen oder muffeligen Geruchs aus alten Schubladen«. Weniges bezeichnet sie in ihrer Eigenart so wie ein kleiner Vorfall, der sich in späten Jahren beim Grafen Thurn auf Schloß Berg zutrug. Da wollte man der Dichterin eine Freude mit dem Geschenk eines elfenbeinernen Kästchens machen, das man sorgfältig von allerlei Kram leerte, um es dem Gast sodann, nachdem man seinen Deckel wieder zugeschlagen, zu überreichen. Die Beschenkte, ungeduldig, es von neuem offen zu sehen, ungeschickt, es zu öffnen, preßte es zwischen ihren Händen; da sprang – kaum daß sie es berührt hatte – ein geheimes Fach, von dem niemand all die Jahrzehnte, da das Kästchen in der Familie gewesen war, je gewußt hatte, mit einem Mal auf und zum Vorschein kamen zwei zauberische alte Miniaturbilder. Denn Annette von Droste war eine Sammlernatur, eine seltsame freilich, in deren Stube neben Steinen und Broschen noch Wolken und Vogelschreie ihren Platz fanden, und in der darum das Magische und das Spinöse dieser Leidenschaft mit unerhörter Heftigkeit sich durchdringen. »Sie ist«, hat Gundolf mit tiefem Blick für das Verhexte und Gesegnete dieser westfälischen Jungfer gesagt, »eine innere Zeitgenössin der Roswitha von Gandersheim und der Gräfin Ida Hahn-Hahn.« – Der Brief ist vermutlich nach Breslau gegangen, wo Anton Matthias Sprickmann – ehemals Poet im Kreise des

Hainbunds, dann Professor in Münster und Mentor des jungen Mädchens – seit 1814 lebte.

Annette von Droste-Hülshoff an Anton Matthias Sprickmann

Hülshoff, 8. 2. 1819.

O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen; denn lächerlich ist das, was ich Ihnen sagen will, wirklich, darüber kann ich mich selber nicht täuschen. Ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen, die mir wirklich manche Stunde verbittert; aber lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein, nein, Sprickmann, es ist wirklich kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Törin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt, wie ein jeder glauben würde. Aber niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußeren Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen. Wie ich noch ganz klein war (ich war gewiß erst vier oder fünf Jahr'; denn ich hatte einen Traum, worin ich sieben Jahr' zu sein meinte und mir wie eine große Person vorkam), da kam es mir vor, als ging ich mit meinen Eltern, Geschwistern und zwei Bekannten spazieren, in einem Garten, der gar nicht schön war, sondern nur ein Gemüsegarten mit einer geraden Allee mitten durch, in der wir immer hinaufgingen. Nachher wurde es wie ein Wald, aber die Allee mitten durch blieb, und wir gingen immer voran. Das war der ganze Traum, und doch war ich den ganzen folgenden Tag hindurch traurig und weinte, daß ich nicht in der Allee war und auch nie hineinkommen konnte. Ebenso erinnere ich mich, daß, wie meine Mutter uns eines Tages viel von ihrem Geburtsorte und den Bergen und den uns damals noch unbekannten Großeltern erzählte, ich eine solche Sehnsucht danach fühlte, daß, wie sie einige Tage nachher zufällig bei Tische ihre Eltern nannte, ich in ein heftiges Schluchzen ausbrach, so daß ich mußte fortgebracht werden; dies war auch vor meinem siebenten Jahr; denn als ich sieben Jahre alt war, lernte ich meine Großeltern kennen. Ich schreibe Ihnen diese unbedeutenden Dinge nur, um Sie zu überzeugen, daß dieser unglückselige Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe, durchaus in mir

selbst liegt und durch keine äußeren Dinge hineingebracht ist; auf diese Weise werde ich Ihnen nicht ganz so lächerlich scheinen, mein lieber, nachsichtsvoller Freund. Ich denke, eine Narrheit, die uns der liebe Gott aufgelegt hat, ist doch immer nicht so schlimm wie eine, die wir uns selbst zugezogen haben. Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber so zugenommen, daß ich es wirklich für eine große Plage rechnen kann. Ein einziges Wort ist hinreichend, mich den ganzen Tag zu verstimmen, und leider hat meine Phantasie soviel Steckenpferde, daß eigentlich kein Tag hingeht, ohne daß eines von ihnen auf eine schmerzlich süße Weise aufgeregt würde. Ach mein lieber, lieber Vater, das Herz wird mir so leicht, wie ich an Sie schreibe und denke, haben Sie Geduld und lassen Sie mich mein törichtes Herz ganz vor Ihnen aufdecken, eher wird mir nicht wohl. Entfernte Länder, große interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke und dergleichen mehr, haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so sehr wohl geht; und selbst wenn tagelang das Gespräch auf keinen von diesen Gegenständen fällt, seh' ich sie in jedem Augenblick, wo ich nicht gezwungen bin, meine Aufmerksamkeit angestrengt auf etwas anderes zu richten, vor mir vorüberziehen, und oft mit so lebhaften an Wirklichkeit grenzenden Farben und Gestalten, daß mir für meinen armen Verstand bange wird. Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebenes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist imstande, mir die Tränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand aus der Erfahrung zu erzählen, hat er diese Länder bereist, diese Kunstwerke gesehen, diese Menschen gekannt, an denen mein Verlangen hängt, und weiß er gar auf eine angenehme und begeisterte Art davon zu reden, o! mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts mehr anderes denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin, so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde. Meine Lieblingsgegenden sind Spanien, Italien, China, Amerika, Afrika, dahingegen die Schweiz und Otaheite, diese Paradiese, auf mich wenig Eindruck machen. Warum? das weiß ich nicht; ich habe doch davon viel gelesen und viel erzählen hören, aber sie wohnen nun mal

nicht so lebendig in mir. Wenn ich Ihnen nun sage, daß ich mich oft sogar nach Schauspielen sehne, die ich habe aufführen sehen, und oft nach eben denjenigen, wobei ich mich am meisten gelangweilt habe, nach Büchern, die ich früherhin gelesen und die mir oft gar nicht gefallen haben. So habe ich z. B. in meinem vierzehnten Jahre einen schlechten Roman gelesen, den Titel weiß ich nicht mehr, aber es kam von einem Turme darin vor, worüber ein Strom stürzt, und vorn am Titelblatt war besagter abenteuerlicher Turm in Kupfer gestochen; das Buch hatte ich längst vergessen, aber seit längerer Zeit arbeitet es sich aus meinem Gedächtnis hervor, und nicht die Geschichte, noch etwa die Zeit, in der ich es las, sondern wirklich und ernsthaft das schäbige verzeichnete Kupfer, worauf nichts zu sehen ist wie der Turm, wird mir zu einem wunderlichen Zauberbild, und ich sehne mich oft recht lebhaft danach, es einmal wiederzusehen: wenn das nicht Tollheit ist, so gibt's doch keine, da ich zudem das Reisen doch gar nicht vertrage, da ich mich, wenn ich einmal eine Woche von Hause bin, ebenso ungestüm dahin zurücksehne, und da auch wirklich dort alles meinen Wünschen zuvorkommt. Sagen Sie! was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden? Mein Sprickmann, ich fürchtete meine eigene Weichheit, wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz mutig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehen, wenn er auch einen Anfall wagen sollte. Sie können auch nicht denken, wie glücklich übrigens meine äußere Lage jetzt ist; ich besitze die Liebe meiner Eltern, Geschwister und Verwandten in einem Grade, den ich nicht verdiene, ich werde, besonders seit ich vor dreieinhalb Jahren so krank war, mit einer Zärtlichkeit und Nachsicht behandelt, daß ich wohl eigensinnig und verwöhnt werden könnte, wenn ich mich nicht selbst davor fürchtete und sorgfältig hütete. Wir haben jetzt eine Schwester meiner Mutter Ludowine bei uns, ein gutes, stilles, verständiges Mädchen, deren Umgang mir sehr wert ist, besonders wegen ihrer klaren und richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnden, meinen armen verwirrten Kopf wieder zu Verstande bringt. Werner Haxthausen lebt in Köln, und mein ältester Bruder, Werner, kommt in einigen Wochen zu ihm. Leben Sie wohl und vergessen Sie nicht, wie begierig ich auf Antwort warte.

Ihre Nette.

Es gibt wenige deutsche Prosaiker, deren Kunst so ungebrochen in die Briefstellerei eingeht wie die von Görres. Wie die Meisterschaft eines Handwerkers, der seine Werkstatt neben der Wohnstube hatte, niemals im Werk allein, sondern gleichzeitig im privaten Lebensraume des Mannes und seiner Familie sich ausprägte, so ist es bei Görres mit der Schreibkunst der Fall. Wenn die frühromantische Ironie Friedrich Schlegels – siehe die »Lucinde« – esoterischer Art und bestimmt ist, eine kühle Aura um das reine, sich selbst genugsame »Werk« zu legen, schlägt die spätromantische eines Görres die Brücke zum Biedermeier. Die Ironie beginnt, sich von der Artistik zu lösen, um sich der Innigkeit und Schlichtheit zu verbinden. Dem Geschlecht, welchem Görres angehörte, ging die Reminiszenz der gotischen Bürgerstube mit ihren Knospentürmchen und Bogengängen an Stuhl und Truhe wirklich tief in den Alltag ein, und wenn sie uns in den Gemälden der Nazarener bisweilen gekünstelt und kalt erscheint, so gewinnt sie desto mehr Wärme und Kraft in den intimeren Bereichen. Der folgende Brief spiegelt sehr schön den Übergang der idealisch ausgespannten Romantik ins beschauliche Biedermeier.

Joseph Görres an den Stadtpfarrer Aloys Vock in Aarau

Straßburg, 26. Juni 1822.

Ich muß wieder einmal mein Antlitz gegen das Aartal wenden und sehen, was meine freien Bündler über dem Jura machen. Ich setze daher sofort gleich den linken Fuß an den alten Salzturm bei Basel, dann gar nicht weit ausnehmend den rechten, unsern guten Bricktalern damit über die Nase fahrend, oben auf den Sattel an der Scharte und sehe nun hinunter und finde gleich die hölzerne Brücke, auf der man am hellen Tage nicht sieht, an die man unter drei Franken Strafe, die Hälfte für den Angeber, sein Wasser nicht abschlagen darf, natürlich um das schöne grüne Bergwasser unten nicht zu verderben, sehe links die alte Zwingburg, deren Mauern die tapferen Aarauer zwölften Geschlechts abwärts überschritten, dahinter die Wohnung, wo ehemals Prof. Görres seinen patriotischen Phantasien nachgehangen, endlich ganz links am Ende,

um nicht mehr irre zu gehen, im vorvorletzten Hause, meinen liebwertesten Herrn Pfarrer etwas zerstreut auf der Galerie hinten auf und nieder gehen, bisweilen nach der Scharte sehen und seinen Augen nicht recht trauen, ob der Heruntersehende wirklich der Herr Schreibende ist, und ob er aus dem Briefe heraussieht, oder der Brief aus ihm, und ob seine Gedanken auf dem Berge stehen oder der Berg in seinen Gedanken. Das sind nun eben die kuriosen Fälle, wie sie im Leben vorkommen, und wenn der Pfarrer mich wirklich anredet und mich ernsthaft fragt, ob ich denn wirklich der selbige Herr Görres sei, der bekanntermaßen zehn Monat in des Bürgermeisters Haus gewohnt und im Garten auf und ab trottiert, so kann ich mit gutem Gewissen nicht ja sagen, da der leibliche Überrock, den ich vor acht Monaten von da mitgenommen, wirklich ganz abgetragen und zerrissen ist; und doch auch ohne rot zu werden, nicht recht nein, da ich mich wirklich zu erinnern glaube, daß das fragliche Subjekt wirklich da herumspaziert. Da gebe ich ihm denn kurzweg in der Verwirrung die Hand und fühle nun gleich, wie's steht, und daß ich bei alten Freunden und Bekannten bin.

Um nun auf die albernen Reden auch ernsthafte Diskurse zu führen, so will ich Ihnen sagen, wie dieser mein Brief hinter großen Wettern herzieht, die viel Menschen hier das Leben gekostet und ganz nahe auch meine Frau und Sophie auf dem Wasser getroffen hätten. Das sind furchtbare Stürme in diesem Jahre, die sich über die Gebirge nach Norden hin verirrt. Marie meint, Sie würden nun seit vier Wochen auch kein Feuer mehr im Ofen haben, obgleich immer noch Morgen und Abend etwas kühlich spitze Finger machen möchten; ich sage ihr aber, man brauche sie ja eben nicht herauszustrecken und sie vielmehr, wie sich's denn auch ohnehin schickt, bei sich behalten.

Viel hundert Vögel, die eben auf der großen Kastanie vor meinem Fenster ihr Schlaflied singen, lassen Ihr Zeiserlein auch aufs schönste grüßen.

In der Frühromantik war es ein dichtes Netz nicht gedanklicher Beziehungen allein, sondern persönlicher, das von den Naturwissenschaftlern sich zu den Dichtern hinüberspann. Verbindende Geister wie Windischmann, Ritter, Ennemoser und verbindende Vorstellungen wie die Brown'sche Reiztheorie, der Mesmerismus, die Chladni'schen Klangfiguren hielten das naturphilosophische Interesse auf beiden Seiten ununterbrochen wach. Je weiter aber das Jahrhundert vorrückte, desto mehr lockerten sich diese Beziehungen, um endlich in der Spätromantik den seltsamsten, gespanntesten Ausdruck in der Freundschaft zwischen Liebig und Platen zu finden. Das Kennzeichnende, von älteren Bindungen ähnlicher Art gänzlich sich Unterscheidende, ist die Ausschließlichkeit, mit der sie – von allen übrigen Verbindungen abgesondert – auf die beiden Partner allein gestellt ist: den neunzehnjährigen Studenten der Chemie und den sieben Jahre Älteren, der an der gleichen Universität Erlangen seinen orientalischen Interessen nachging. Die gemeinsame Studienzeit freilich war kurz; im Frühjahr des Jahres 1822 schon, das sie zueinander geführt hatte, mußte Liebig sich vor den Demagogenverfolgungen nach Paris in Sicherheit bringen. Das war der Beginn eines Briefwechsels, der ausgespannt über den drei Pfeilern der gemeinsam verlebten Monate, schwankend, vibrierend den Abgrund der Jahre, welche folgten, überbrückte. Unendlich schwierig ist Platen als Korrespondent gewesen: die Sonette, Ghaselen an Freunde, wie sie auch diesen Briefwechsel von Zeit zu Zeit unterbrechen, scheint er gewissermaßen zu verstecken oder zu erkaufen durch unablässige Vorwürfe, Ausfälle, Drohungen. Um so gewinnender das Entgegenkommen des geliebten und schönen Jüngeren, der in Platens Welt so weit eingeht, ihm als Naturforscher (könnte er sich zu solcher Tätigkeit entschließen) eine größere Zukunft als Goethen zu prophezeien oder auch, Platen zur Freude, seine Briefe mit arabischen Schriftzeichen zu signieren, wie diesen folgenden. Abgefaßt ist er zwei Monate vor der entscheidenden Wendung in Liebigs Leben, auf die er selber in seiner Widmung der »Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie« zurückweist. »Zu Ende der Sitzung vom 28. Juli 1823«, so wendet er sich an Alexander von Humboldt, »mit dem Zusammenpacken meiner Präparate beschäftigt, näherte sich mir aus der Reihe der Mitglieder der Akademie ein Mann und knüpfte mit mir eine

Unterhaltung an; mit der gewinnendsten Freundlichkeit wußte er den Gegenstand meiner Studien und alle meine Beschäftigungen und Pläne von mir zu erfahren; wir trennten uns, ohne daß ich aus Unwissenheit und Scheu zu fragen wagte, wessen Güte an mir teilgenommen habe. Diese Unterhaltung ist der Grundstein meiner Zukunft gewesen, ich hatte den für meine wissenschaftlichen Zwecke mächtigsten und liebevollsten Freund und Gönner gewonnen.« Den Zeiten, in denen zwei große Deutsche in den Räumen einer französischen Akademie Bekanntschaft miteinander schließen konnten, ist Liebig auch weiterhin, zumal im Jahre 1870, treu geblieben, da er in einer Rede vor der Bayrischen Akademie der Wissenschaften dem Chauvinismus entgegengetreten ist. So repräsentierte er in der Frühzeit wie im Alter jene Forschergeneration, der Philosophie und Dichtung noch nicht ganz aus dem Blickkreis verschwunden waren, wenn sie auch nur mehr winkend und hinter Nebeln, wie im folgenden Briefe, herübergeistern.

Justus Liebig an August Graf von Platen

Paris, den 16. Mai 1823.

Liebster Freund!

Meinen letzten Brief hast Du jetzt sicher in Händen und erwartest mit diesem Brief mein Bild, das ich Dir zu senden versprach, es ist nicht meine Schuld, daß dieses nicht gleich geschieht, sondern die Schuld des Künstlers, der es bis jetzt noch nicht beendigt hat; allein soll mich dieses abhalten, mit Dir ein wenig zu plaudern?

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Witterung, die Temperatur und andern äußern Zufälligkeiten einen entschiedenen Einfluß auf das Denken, und deswegen auch auf das Briefschreiben haben; der Mensch unterliegt diesem Einflusse trotz seines gebietenden Ichs, er hat dieses mit dem hygrometrischen Herd gemein, das sich verlängern oder verkürzen muß, wenn Feuchtigkeit in seiner Umgebung sich befindet oder nicht. Sicher ist bei mir jetzt ein solches äußeres Agens im Spiel, das mir das Schreiben an Dich zum Bedürfnis macht, da ich mich ja im andern Falle mit dem Denken oder mit dem Gedanken an Dich hätte begnügen können, doch

glaube deswegen noch nicht, daß vielleicht ein naher Komet Schuld daran sei, denn die Magnetnadel oscilliert noch wie zuvor, auch ist die Hitze nicht außerordentlicher als wie sie gewöhnlich um diese Zeit in dem Pariser Klima ist; Biot's Vorlesung über die Zerlegung und Klassifizierung der Töne kann dieses auch nicht hervorgebracht haben, und doch wünschte ich, daß ich die Harmonika spielen könnte, ich würde jetzt spielen, und Du würdest vielleicht die Töne hören, die Dir sagen könnten, wie sehr herzlich ich Dich liebe. Gay Lussac, der Entdecker der Gesetze, welchen die Gase unterworfen sind, hat in seinen Vorlesungen noch weniger Anlaß dazu gegeben, und doch wünschte ich ein Gas zu sein, das sich ins Unendliche ausdehnen könnte, ich würde mich im Augenblicke mit dem Endlichen begnügen, und würde mich nur bis Erlangen expandieren und Dich dorten als Atmosphäre umgeben, und gibt es Gase, die beim Atmen tödlich, andere, die liebliche Bilder erscheinen machen, so würde ich vielleicht ein Gas sein, das Dir Lust zum Briefschreiben und Freude und Lust am Leben erwecken könnte. Beutang kann mit seiner Mineralogie noch weniger dieses Bedürfnis hervorbringen, da er mir alle Hoffnung abschneidet, jemals den Stein der Weisen, (der sich als Stein doch in der Mineralogie finden müßte) zu erhalten, und doch wünschte ich ihn, weil er mich in den Stand setzen würde, Dich so glücklich als möglich zu machen, und mich fähig machen würde, mit Dir arabische und persische Rätsel zu lösen, was ich ohne diesen Wunderstein nie lernen werde. Ist es vielleicht la Place mit seiner Astronomie? Dieser kann es auch nicht sein, er zeigt mir bloß den Meridian, in welchem Du lebst, ohne mir Deine glücklichen Sterne zu zeigen. Ebensowenig können es Cuvier's Entdeckungen in der Natur sein, die mich zum Briefschreiben bewegten, denn der gute Mann hat trotz seinem Eifer noch nicht ein Tier, viel weniger einen Menschen finden können, der dem andern vollkommen gleich ist, er zeigt mir bloß, daß die Natur aus einer Leiter besteht, und läßt mich nur sehen, um wieviel Stufen ich noch unter Dir stehe. Oerstedt vielleicht, bei seinem Hiersein hat mit seinem Elektromagnetismus dieses Rätsel bewirkt? Allein auch dieser ist es nicht, denn er nimmt in seinem Galvanismus keine Pole an, und ich fühle wohl, daß wir zwei Pole sind, die in ihrem Wesen unendlich verschieden, allein auch eben dieser Verschiedenheit halber sich anziehen müssen, denn Gleichartiges stößt sich ab.

Du siehst liebster Platen, daß ich nichts finde, was mir dieses Geheimnis aufklären könnte, ich bitte Dich in Deinem nächsten Brief um den Schlüssel.

Dein Dich herzlich küssender

Liebig.

»Diese Blumen«, so schreibt am 10. Dezember 1824 Jenny von Droste-Hülshoff, die Schwester der Annette, an Wilhelm Grimm, »sind aus meinem Garten, und ich habe sie für Sie getrocknet«. Und: »Ich wünsche Ihnen immer klaren Sonnenschein, wenn Sie in der Aue spazieren gehen wollen, und daß Ihnen dann keine lästigen Bekannten begegnen, die Sie auf unangenehme Gedanken bringen und so die ganze Erholung für Sie verloren geht.« Sie hat auch noch zwei Bitten, »möchte nämlich gerne wissen, wie groß das Schauspielhaus und Theater in Kassel ist«. Die andere Bitte ist aber viel wichtiger. »Wenn ich«, so schreibt sie, »meinen Schwänen die Flügel stutze, was neulich noch an den beiden Jungen hat geschehen müssen, so ist das immer eine so große und traurige Arbeit. Ich bitte Sie also, mal zu fragen, auf welche Art die Schwäne in der Aue wohl behandelt werden. Es hat aber damit gar keine Eil, denn so bald kann ich doch von Ihrem Unterricht noch keinen Gebrauch machen. Die Schwäne müssen Sie aber immer mit günstigen Augen ansehen und denken, Sie stünden am Hülshoffer Teiche und sähen die meinigen da schwimmen. Ich will Ihnen auch sagen, wie sie heißen: der schöne Hans, Weißfüßchen, Langhals und Schneewittchen. Gefallen Ihnen die Namen wohl?« Alles das ist im folgenden Briefe beantwortet. Es ist jedoch nicht die Erledigung der Fragen in solcher Antwort, sondern die zarteste Verflechtung mit ihnen, so daß dies Frag- und Antwortspiel zur Spiegelung des längst vergangenen Liebesspiels zwischen den Schreibenden wird, das schwerlos in der Sprach- und Bilderwelt weiterlebt. Was wäre Sentimentalität, wenn nicht der erlahmende Flügel des Fühlens, das sich irgendwo niederläßt, weil es nicht weiterkann, und was also ihr Gegensatz, wenn nicht diese unermüdete Regung, die sich so weise aufspart, auf kein Erlebnis und Erinnern sich niederläßt, sondern schwebend eins nach dem andern streift: »O Stern und Blume, Geist und Kleid, / Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!«

Wilhelm Grimm an Jenny von Droste-Hülshoff

Cassel, 9ten Januar 1825.

Liebes Fräulein Jenny!
Ich danke Ihnen für die beiden Briefe, die ich von Ihnen erhalten habe, und für die freundschaftliche und wohlwollende Gesinnung, die daraus spricht: ich habe sie von Herzen gefühlt und erkannt. Ich könnte das vielleicht noch besser und schöner ausdrücken, aber warum sollten Sie die Wahrheit davon nicht in den wenigen Worten empfinden. Es ist nun schon lange, seit ich Sie zuerst gesehen habe, und viele Jahre sind jedesmal verflossen, ehe wir uns Ihrer Gegenwart wieder erfreuten, und doch ist mir jedesmal gleich vertraulich in Ihrer Nähe vorgekommen, darum stelle ich mir auch nicht vor, daß Sie uns vergessen würden oder Ihr Andenken an uns in der Zeit verblassen könne. Es ist schön, wenn es Menschen gibt, an die man mit Vertrauen und Sicherheit zu allen Zeiten denken darf. Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß mir unser Leben oft wie ein Gang in einem unbekannten Lande vorkommt, denn ungewiß ist ja alles, was uns begegnet. Der Himmel ist überall in gleicher Nähe über uns und um uns, und ich vertraue wie Sie, daß er mir wird begegnen lassen, was mir gut ist; gleichwohl sind unsere Füße an den Boden gefesselt, und wir empfinden es schmerzlich, wenn wir in dürrem und heißem Sand dahin schreiten, und wir dürfen uns wohl nach den grünen Wiesen, Wäldern, nach den Orten sehnen, die liebreiche Menschen angebaut haben. Dies wird Sie wieder an meine Erzählung von meinen Spaziergängen erinnern, auf welchen ich so ungern einem Gesicht begegne, dessen Ausdruck mich stört; denn ich kann es doch nicht lassen, die Menschen anzusehen. Diese vielleicht allzugroße Empfindlichkeit mag auch daher kommen, daß ich seit vielen Jahren, eigentlich so lange ich mich besinnen kann, allein spazieren gegangen bin. In früheren Jahren mußte ich es tun, weil ich wegen Kränklichkeit langsam ging, und so ist es mir als Gewohnheit geblieben; ich bin auf diese Art am liebsten mit mir selber allein, und es ersetzt mir die Einsamkeit, nach der ich mich manchmal, so gerne ich unter Menschen bin, und so wenig ich lange allein sein möchte, außerordentlich sehne. Ich begreife Ihre Abneigung, die Sie manchmal gegen Gesellschaft hegen; es ist gewiß immer

recht und gut, wenn man sie bezwingt, aber ich werfe mir doch auch die Artigkeit gegen Menschen vor, die mir gleichgültig sind. Ihre Blumen, die Sie uns geschickt haben, sind so schön, wie ich sie noch niemals in dieser Art gesehen habe. Sie dachten nur einen Sommer zu blühen und sind nun für so lange Zeit bewahrt, daß sie wohl einen Menschen ausdauern und länger. Wie schnell das Leben vergeht, mitten in der Beschäftigung und Arbeit fliegt mir die Zeit dahin. Vor einigen Tagen, am 4. Januar haben wir Jacobs Geburtstag gefeiert; glauben Sie wohl, daß er schon 40 Jahre alt ist? Manchmal ist er noch ganz wie ein Kind und ist auch ein so guter und edeldenkender Mensch, den ich vor Ihnen einmal loben möchte, wenn sichs schickte.
Sie hatten versprochen, die Cassiopea, die ich Ihnen hier zeigte, zu behalten; ich will Sie mit noch einem Sternbild bekannt machen, welches man in dieser Zeit sieht und das schönste unter allen ist. Wenn Sie an einem hellen Abend, etwa um 8, 9 Uhr mitten zwischen Osten und Süden gerade aufblicken wollen, so wird es vor Ihnen stehen; es sieht so aus, wenigstens in meinen Gedanken:



Das Ganze heißt Orion, die zwei großen Sterne Rigel und Bellatrix, denn mit dem arabischen Namen des dritten will ich Sie nicht quälen. Die sechs in der Mitte stehenden Sterne



heißen auch der Jacobsstab oder der Rechen, was Sie nun gar der Gärtnerei wegen nicht vergessen dürfen. Am Pfingsten versinkt es wieder im Westen und steigt im Herbst im Osten wieder auf.
Das Theater hat 40 Fuß Breite, 43 Fuß Höhe und 155 Fuß Tiefe. Hierin erhalten Sie die genaue Nachricht. Aber wie es mit den Schwänen gehalten wird, habe ich noch nicht erfahren können. Eigentlich glaube ich, man schneidet den Jungen die Flügel gar

nicht, wenn sie auch auffliegen, kommen sie doch zur Heimat wieder zurück.
Diesen Sommer ging ich einen Abend die Fulda hinauf; da hatte sich ein Schwan auf eine kleine Insel niedergelassen, saß da ganz stolz, dann ließ er sich in die Flut hinab und zog ein paar Kreise; der ist gewiß aus der Aue hierher geflogen, auch habe ich sie da einige Mal fliegen gesehen. Sonst brauchen Sie mir keine Zuneigung zu diesen Tieren anzuempfehlen: ich habe sie immer gerne gehabt; das stille, ernste und ruhige und doch heitere, das geistige, – denn man denkt, Meerschaum habe sich gebildet und belebt, – das begeisterte, das sie neben dem kühlen und ruhigen zu haben scheinen, gefällt mir immer von neuem. Am schönsten habe ich sie im Anfang des Dezember gesehen: ich ging, wie ich es gerne tue, bei einbrechender Nacht an einem von den lauen und milden Abenden hinab in die Aue zu dem Wasser, weil ich das besonders gerne betrachtete. Mich erfreut immer das reine, leicht bewegliche Element. Die Trauerweiden hatten noch alle ihr Laub, nur war es hellgelb geworden, und die dünnen Zweige trieben sich mit sichtbarem Vergnügen in der Luft langsam hin und her. Im Osten leuchteten durch die Fichten und Tannen ein paar dunkelrote Streifen, während die andern schon in tieferDämmerung steckten. Nun schienen die Schwäne erst recht lebendig zu werden, zogen auf dem Spiegel hin und her, ihr Weiß leuchtete durch die Dunkelheit, und sie sahen wirklich wie übernatürliche Wesen aus, so daß ich mir die Nixen und Schwanenjungfrauen lebhaft vorstellen konnte, bis es endlich finstere Nacht wurde. Die Namen von Ihren Schwänen gefallen mir, nur Weißfüßchen ist mir ein Rätsel, oder soll er dadurch Bescheidenheit lernen? Nennen Sie nun auch einen Wassernix!
Damit will ich diesen Brief an einem Sonntagmorgen schließen, nur noch die herzlichsten Grüße von uns allen müssen Sie annehmen, ehe sie ihn hinlegen.

Wilhelm Grimm.

Den folgenden Brief hat der 75jährige Zelter an den 78jährigen Goethe gerichtet, ehe er nach seiner Ankunft in Weimar dessen Schwelle betrat. Es ist oft bemerkt worden, daß in unserer Literatur Glanz und Ruhm am meisten den Jünglingen, den Beginnenden und noch mehr den Frühvollendeten anhaften. Wie selten die Erscheinung des Männlichen in ihr ist, bekräftigt jede neue Beschäftigung mit Lessing. Vollends aus dem bekannten Raum der deutschen Bildungswelt ragt die Freundschaft heraus, in welcher zwei Greise in einem geradezu chinesischen Bewußtsein von der Würde des Alters und seiner Wünschbarkeit die Neige ihrer Lebenstage einander mit den erstaunlichen Trinksprüchen zubringen, die wir in Goethes Briefwechsel mit Zelter besitzen und von denen der folgende der vollkommenste sein dürfte.

Karl Friedrich Zelter an Goethe

Du bist im Mutterleibe der Natur so hübsch zu Hause und ich höre Dich so gerne reden von Urkräften, die von Geschlechtern der Menschen ungesehn durch das Universum wirken, daß ich ein Gleiches ahnde, ja Dich im Tiefsten zu verstehen meine und doch zu alt und viel zu weit zurück bin, um ein Studium der Natur anzufangen.

Komme ich nun auf einsamen Reisen über Höhen, Bergspitzen, durch Schluchten und Thäler, so werden mir Deine Worte zu Gedanken, die ich mein *nennen möchte. Aber es fehlt an allen Orten und nur mein eigenes kleines Talent kann mich retten, daß ich nicht versinke.*

Da wir doch nun einmal zusammen sind wie wir sind, so dächte ich, Du ließest Dich herab, da ich Dich so gern verstehe, mir meinen Grundstein zu legen um mein innerstes Sehnen zu festen: wie *Kunst und Natur, Geist und Körper überall zusammenhangen, ihre Trennung aber – Tod ist.*

So habe ich auch diesmal wieder, indem ich wie ein Zwirnfaden das Thüringische Gebirge von Coburg bis hieher durchzogen bin, schmerzhaft an den Werther *gedacht: daß ich nicht überall mit Fingern der Gedanken was unter und neben mir ist, befühlen, beschauen kann; was mir aber so natürlich vorkommt als Körper und Seele Ein Wesen sind.*

Freilich hat es unserer vieljährigen Correspondenz nicht an Materie gefehlt; Du hast so redlich Theil genommen an meinem Stückwissen in musikalischen Dingen, wo wir Andern freilich noch immer umherschwanken; – wer hätte es uns denn sagen sollen?
Aber ich möchte doch auch nicht gar zu bettelhaft gegen Andere vor Dir erscheinen. Nenne es Stolz – dieser Stolz wäre meine Lust.
Von Jugend an habe mich hingezogen, hingezwungen gefühlt zu denen die mehr, die das Beste wissen und muthig, ja lustig mich bekämpft und ertragen, was mir an ihnen mißfiel – ich wußte wohl was ich wollte, wenn ich auch nicht weiß, was ich erfuhr. Du warst der Einzige, der mich trug und trägt, ich könnte von mir selber lassen, nur nicht von Dir.
Sage mir, zu welcher Stunde ich zu Dir komme; ich erwarte vorher unsern Doctor, weiß aber nicht, wann er kommen kann.

Weimar, Dienstag den 16. Octbr. 1827.

Z.

Dem historischen Rückblick enthält der folgende Brief mehr als eine Todesnachricht, und sei es die ganz Deutschland erschütternde vom Hinscheiden Hegels. Er ist ein Treugelöbnis an seiner Bahre, dessen Folgen die, die es ablegten, damals nicht ahnten. Strauß und Märklin, die sich in diesem Briefe so eng verbunden zeigen, gehörten dem gleichen Jahrgang der Klosterschule Blaubeuren an, auf der sie miteinander Freundschaft geschlossen hatten, und zwar der sogenannten »Geniepromotion«. So wenigstens nannte man diesen Jahrgang später auf dem Tübinger Stift, in welches, 1825, Strauß und Märklin als Studenten der Theologie hinübertraten. Unter den übrigen Figuren, die der Gruppe zu dem glanzvollen Namen verhalfen, hat heute freilich nur noch Friedrich Theodor Vischer ein Gesicht. In der schönen gemächlichen Biographie, die Strauß dem Adressaten nach dessen frühem Tod – er starb mit 42 Jahren 1848 – gewidmet hat, stellt er anmutig das Bild des berühmten Stifts hin, das im Laufe der Zeit »so viele bauliche Umwandlung erfahren, daß es kein klösterliches, ja kaum mehr ein altertümliches Ansehen hat. Mit der Hauptseite gegen Süden gewendet, sonnig und luftig, die höheren Stockwerke mit entzückender Aussicht auf die dunkelblaue Mauer der schwäbischen Alp, welche über dem theatralisch auseinandertretenden Vordergrunde des Steinlachtales sich als Hintergrund erhebt, ist das ganze Gebäude, die beiden Hörsäle und den Speisesaal ausgenommen, in Arbeits- und Schlafzimmer für je 6 bis 10 Bewohner in der Art abgeteilt, daß, ähnlich wie in Blaubeuren, allemal zwischen zwei Studierzimmern der Zöglinge ein Repetentencabinett sich befindet.« Wenn Strauß später das Stift verließ, um die unmittelbare Auseinandersetzung mit den Gedanken zu suchen, die von Berlin aus damals Deutschland bewegten, so waren die beiden Freunde doch 1833 von neuem als Repetenten im Stift vereinigt und zwei Jahre später erschien dann das »Leben Jesu«, das nicht nur für seinen Verfasser Strauß, sondern auch für Märklin Ursprung lang andauernder Kämpfe wurde, in denen die Theologie der Junghegelianer sich bildete. Ausgangspunkt der Hegelstudien für beide war die »Phänomenologie«. »Hegel, welcher einst mit Märklins Vater zu gleicher Zeit in das Tübinger Stift eingetreten war, hatte lange in seiner schwäbischen Heimat nur geringe Beachtung gefunden. Nun erwuchs ihm auf einmal in dem Sohne Märklins und dessen Freundeskreis ein Häuflein von begeisterten Anhängern;

nur zogen sie in theologischen Dingen die Konsequenzen jenes Systems viel kühner als der Meister selbst.« Im »Leben Jesu« führen diese Konsequenzen zu einer Synthese der supranaturalistischen und der rationalen Auslegung des Neuen Testaments, dergestalt, daß, um mit Strauß zu reden, »als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht Kantisch unwirkliche, gesetzt wird. In einem Individuum, einem Gottmenschen, gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt: in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen.« Das waren Perspektiven der Hegelschen Lehre, die, so keimhaft sie im Jahre 1831 noch verschlossen lagen, die konventionelle Erbaulichkeit einer Totenfeier nicht gerade beförderten. Und es war nicht allein der werdende Verfasser des Lebens Jesu, der bei dieser Bestattung den Mißklang empfand, in dem eine umstürzende und unvorhergesehene Art des Fortlebens sich ankündigte. »Das Entsetzen«, schreibt sehr vermittelnd J.E. Erdmann, gleichfalls ein Hegelianer, »darüber, daß er, den man noch eben frisch und munter gesehen hatte, dahingerafft war, muß als ein Entschuldigungsgrund für manches an seinem Grabe gesprochene Wort gelten. Er war zu groß gewesen, als daß die Kleinen, denen er Halt gab, nicht außer Fassung und Haltung hätten kommen sollen.«

David Friedrich Strauss an Christian Märklin

Berlin, den 15. November 1831.

An wen, geliebtester Freund! soll ich es schreiben, daß Hegel tot ist, als an Dich, dessen ich auch am meisten gedachte, so lange ich den Lebenden hören und sehen konnte? Zwar die Zeitungen melden es Dir wohl, ehe Dich mein Brief erreicht; aber auch von mir sollst und mußt Du es hören. Ich hoffte, Dir Erfreulicheres von Berlin aus schreiben zu können! Denke Dir, wie ich es erfuhr. Ich hatte Schleiermachern nicht treffen können, bis diesen Morgen. Da fragte er natürlich, ob mich die Cholera nicht abgeschreckt habe zu kommen, worauf ich erwiderte, daß ja die Nachrichten immer beruhigender geworden, und sie jetzt wirklich fast zu Ende sei. Ja, sagte er, aber sie hat noch ein großes Opfer gefordert – Pro-

fessor Hegel ist gestern Abend an der Cholera gestorben. Denke Dir diesen Eindruck! Der große Schleiermacher, er war mir in diesem Augenblick unbedeutend, wenn ich ihn an diesem Verluste maß. Unsere Unterhaltung war zu Ende, und ich entfernte mich eilig. Mein erster Gedanke war: nun reisest du ab, was tust du ohne Hegel in Berlin? Bald aber besann ich mich und bleibe nun. Hergereist bin ich einmal, – auf eine weitere Reise komme ich nicht mehr, und hier ist Hegel zwar gestorben, aber nicht ausgestorben. Ich freue mich, daß ich den großen Meister noch gehört und gesehen habe vor seinem Ende. Ich hörte beide Vorlesungen bei ihm: über Geschichte der Philosophie und Rechtsphilosophie. Sein Vortrag gab, wenn man von allen Äußerlichkeiten absieht, den Eindruck des reinen Fürsichseins, das sich des Seins für Andere nicht bewußt war, d. h. er war weit mehr ein lautes Sinnen, als eine an Zuhörer gerichtete Rede. Daher die nur halblaute Stimme, die unvollendeten Sätze, wie sie so augenblicklich in Gedanken aufsteigen mögen. Zugleich aber war es ein Nachdenken, wie man wohl an einem nicht ganz ungestörten Orte dazu kommen mag, es bewegte sich in den bequemsten, konkretesten Formen und Beispielen, die nur durch die Verbindung und den Zusammenhang, in welchem sie standen, höhere Bedeutung erhielten. Am Freitag hatte er beide Vorlesungen noch gehalten; Samstag und Sonntag fielen sie ohnehin weg; am Montag war angeschlagen, daß Hegel wegen plötzlicher Krankheit seine Vorlesungen aussetzen müsse, aber am Donnerstag ihre Fortsetzung anzeigen zu können hoffe, aber noch an eben dem Montag war ihm das Ziel gesetzt. Vorigen Donnerstag besuchte ich ihn. Wie ich ihm Namen und Geburtsort nannte, sagte er gleich: ah, ein Württemberger! und bezeugte eine herzliche Freude. Er fragte mich nach allerlei Württembergischen Verhältnissen, in welchen er noch mit ehrlicher Anhänglichkeit lebte, z. B. nach Klöstern, nach dem Verhältnis von Alt- und Neu-Württembergern und dergl. Über Tübingen sagte er, er höre, daß daselbst üble und zum Teil gehässige Vorstellungen über seine Philosophie herrschen; es treffe auch hier zu, sagte er lächelnd, daß ein Prophet nichts gilt in seinem Vaterlande. Von dem wissenschaftlichen Geiste in Tübingen hatte er die eigene Vorstellung, es werde da zusammengetragen, was dieser und was jener von einer Sache halte, da habe der das darüber gesagt, ein anderer jenes, auch lasse sich das noch sagen u. s. f. Es ist dies wohl für unsere

Zeit nicht mehr ganz richtig über Tübingen – der gesunde Menschenverstand und das orthodoxe System sind positivere Mittelpunkte seiner Theologie und Philosophie. Nach Deinem Vater erkundigte sich Hegel mit vieler Teilnahme, die Erwähnung Maulbronns brachte ihn darauf, er sagte, daß er mit ihm durch's Gymnasium und die Universität gegangen. Er wußte ihn noch in Neuenstadt; als ich sagte, daß er nun Prälat in Heilbronn sei, sagte der alte Württemberger: so, jetzt ist auch in Heilbronn ein Prälat? – Wenn man Hegeln auf dem Katheder sah und hörte, so gab er sich so unendlich alt, gebückt, hustend usw., daß ich ihn 10 Jahre jünger fand, als ich auf's Zimmer zu ihm kam. Graue Haare allerdings, bedeckt von jener Mütze, wie sie das Bild bei Binder zeigte, bleiches, aber nicht verfallenes Gesicht, helle blaue Augen und besonders zeigten sich beim Lächeln noch die schönsten weißen Zähne, was einen sehr angenehmen Eindruck machte. Er gab sich ganz als einen guten alten Herrn, wie ich bei ihm war, und sagte am Ende, ich solle öfters bei ihm einsprechen, er wolle mich dann auch mit seiner Frau bekannt machen. – Nun Morgen Mittag um 3 Uhr wird er begraben. Die Bestürzung ist ungemein auf der Universität; Henning, Marheineke, selbst Ritter lesen gar nicht, Michelet kam fast weinend auf den Katheder. Mein Stundenplan ist nun ganz zerrissen; ich weiß nicht, ob nicht vielleicht jemand die Hefte der zwei angefangenen Kollegien abzulesen unternehmen wird. Sonst höre ich bei Schleiermacher die Enzyklopädie, bei Marheineke den Einfluß der neueren Philosophie auf die Theologie, und jetzt, da Hegels Vorlesung wegfällt, kann ich auch noch die Geschichte des kirchlichen Dogma bei ihm hören, welche er zu gleicher Stunde mit Hegel las. Bei Henning höre ich Logik, bei Michelet Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Schleiermacher ist, weil er extemporiert, nicht leicht nachzuschreiben – er hat mich überhaupt bis jetzt – auch das Predigen miteingeschlossen, noch nicht besonders angezogen, – ich muß ihn zuvor mehr persönlich kennen lernen. Marheineke's Vortrag stellt man falsch dar, wenn man ihn stolz und affektiert nennt, er ist sehr würdig und mit unverkennbaren Spuren von Gefühl. Der freundlichste Mann hier ist aber Hitzig, der mir schon unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat. Gestern führte er mich in eine Gesellschaft ein, in welcher namentlich Chamisso zu treffen war. Man liest Fichte's Leben vor. Chamisso, ein ältlicher, langer, hagerer Mann,

mit einem grauen altdeutschen Haar, aber kohlschwarzen Augenbrauen. Im Gespräch ist er nicht viel, zerstreut, das Gesicht greulich verziehend, aber freundlich und zuvorkommend. So hätte ich also alles, – nur Dich, mein Bester, nicht und keinen der mir Dich irgend ersetzen könnte. Warum bist Du so eigensinnig fortgerannt, ohne auf uns zu warten? wirst Du sagen. Um Hegel noch zu sehen und ihm mit der Leiche zu gehen, antworte ich. Sende diesen Brief Bührern, damit er meinen Eltern sagt – worauf sie begierig sein werden – was ich jetzt nach Hegel's Tode zu tun gedenke.
Den 17. Gestern haben wir ihn begraben. Um 3 Uhr hielt Marheineke als Rektor im Universitäts-Saale eine Rede, einfach und innig, mich ganz befriedigend. Er stellte ihn nicht nur als König im Reich des Gedankens, sondern auch als echten Jünger Christi im Leben dar. Er sagte auch, was er bei einer kirchlichen Feier nicht würde gesagt haben, daß er wie Jesus Christus durch den leiblichen Tod zur Auferstehung im Geiste, den er den Seinigen gelassen, hindurchgedrungen sei. Hierauf ging der ziemlich tumultarische Zug vor's Trauerhaus und von da zum Gottesacker. Dieser war mit Schnee bedeckt, rechts stand die Abendröte, links der aufgehende Mond. Neben Fichte, wie er gewünscht hatte, wurde Hegel beigesetzt. Ein Hofrat Fr. Förster, ein Poet und Anhänger Hegel's, hielt eine Rede voll leerer Phrasen, wie das Gewitter, das lange über unseren Häuptern gestanden, und sich schon verziehen zu wollen schien, noch mit einem zündenden Strahl und hartem Donnerschlag ein hohes Haupt getroffen; und dies mit einem Ton, wie wenn man dem Kerl einen Sechser gegeben hätte, um das Ding geschwind abzulesen. Nachdem dies beendigt war, trat man näher zum Grab und eine von Tränen gedämpfte, aber hochfeierliche Stimme sprach: Der Herr segne Dich. Es war Marheineke. Dieser Eindruck befriedigte mich wieder ganz. Beim Austritt aus dem Gottesacker sah ich einen jungen Mann weinen und hörte ihn von Hegel sprechen. Ich schloß mich ihm an; es war ein Jurist, vieljähriger Schüler Hegel's. Damit Gott befohlen.

Voranzuschicken ist diesem Goethebrief weniges; ein kurzer Kommentar soll ihm folgen. In der Tat scheint die philologische Auslegung einem so großen Dokument gegenüber die bescheidenste Verhaltungsweise, zumal dem, was Gervinus über den allgemeinen Charakter der Goetheschen Spätbriefe in seiner Schrift »Über den Goetheschen Briefwechsel« sagt, in Kürze nichts hinzuzufügen ist. Auf der anderen Seite liegen fürs äußere Verständnis dieser Zeilen alle Daten bei der Hand. Am 10. Dezember 1831 war Thomas Seebeck, der Entdecker der entoptischen Farben, gestorben. Entoptische Farben sind durch eine gewisse mäßige Lichtanregung in durchsichtigen Körpern zum Vorschein kommende Farbenbilder. In ihnen erblickte Goethe einen experimentellen Hauptbeweis seiner Farbenlehre der Newtonschen gegenüber; er nahm also stärksten Anteil an ihrer Entdeckung und stand von 1802 bis 1810 zu ihrem in Jena ansässigen Urheber in näherer Beziehung. Als Seebeck späterhin in Berlin wirkte und dort Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, lockerte sich das Verhältnis zu Goethe. Dieser verdachte es ihm, daß er an so sichtbarer Stelle nicht nachhaltig für die »Farbenlehre« sich einsetzte. Soweit die Voraussetzungen des folgenden Schreibens. Es stellt die Antwort auf einen Brief dar, in dem Moritz Seebeck, der Sohn des Forschers, gleichzeitig mit der Nachricht vom Ableben seines Vaters Goethe der Bewunderung versichert, die der Verstorbene bis zuletzt für ihn hegte und die »einen festeren Grund als den einer persönlichen Neigung hatte«.

Goethe an Moritz Seebeck

3. Januar 1832.

Auf Ihr sehr werthes Schreiben, mein Theuerster, habe wahrhaftest zu erwidern: daß das frühzeitige Scheiden Ihres trefflichen Vaters für mich ein großer persönlicher Verlust sei. Ich denke mir gar zu gern die wackeren Männer, welche gleichzeitig bestrebt sind, Kenntnisse zu vermehren und Einsichten zu erweitern, in voller Thätigkeit. Wenn zwischen entfernten Freunden sich erst ein Schweigen einschleicht, sodann ein Verstummen erfolgt und daraus ohne Grund und Noth sich eine Mißstimmung erzeugt, so

müssen wir darin leider eine Art von Unbehülflichkeit entdecken, die in wohlwollenden guten Charakteren sich hervorthun kann, und die wir, wie andere Fehler, zu überwinden und zu beseitigen mit Bewußtsein trachten sollten. Ich habe in meinem bewegten und gedrängten Leben mich einer solchen Versäumniß öfters schuldig gemacht und will auch in dem gegenwärtigen Fall den Vorwurf nicht ganz von mir ablehnen. So viel aber kann ich versichern, daß ich es für den zu früh Dahingegangenen weder als Freund an Neigung, noch als Forscher an Theilnahme und Bewunderung je habe fehlen lassen, ja daß ich oft etwas Wichtiges zur Anfrage zu bringen gedachte, wodurch dann auf einmal alle bösen Geister des Mißtrauens wären verscheucht gewesen. Doch hat das vorüberrauschende Leben unter anderen Wunderlichkeiten auch diese, daß wir in Thätigkeit so bestrebsam, auf Genuß so begierig, selten die angebotenen Einzelheiten des Augenblicks zu schätzen und festzuhalten wissen. Und so bleibt denn im höchsten Alter uns die Pflicht noch übrig, das Menschliche, das uns nie verläßt, wenigstens in seinen Eigenheiten anzuerkennen und uns durch Reflexion über die Mängel zu beruhigen, deren Zurechnung nicht ganz abzuwenden ist. Mich Ihnen und Ihren theuren Angehörigen zu geneigtem Wohlwollen bestens empfehlend ergebenst

J. W. v. Goethe.

Dieser Brief ist einer der letzten, die Goethe geschrieben hat. Wie er, so steht auch seine Sprache an einer Grenze. Die Goethesche Altersrede erweitert das Deutsche in einem imperialen Sinne, der keinen Einschlag von Imperialismus hat. Ernst Lewy hat in einer wenig bekannten, aber um so bedeutsameren Studie »Zur Sprache des alten Goethe« gezeigt, wie die beschauliche, kontemplative Natur des Dichters im hohen Alter ihn zu eigentümlichen grammatischen und syntaktischen Fügungen bringt. Er hat auf das Vorherrschen von Komposita, den Schwund des Artikels, die Betonung des Abstrakten und viele andere Züge hingewiesen, die zusammenwirkend zur Folge haben, »jedem Wort einen möglichst großen Bedeutungsinhalt« zu geben und das gesamte Gefüge unterordnenden Sprachtypen wie dem Türkischen, einverleibenden wie dem Grönländischen angleichen. Ohne unmittelbar diese sprachlichen Gedanken aufzunehmen, suchen die folgenden An-

merkungen zu erhellen, wieweit diese Sprache von der gebräuchlichen abliegt.

»ein großer persönlicher Verlust sei«
– Sprachlich wäre der Indikativ mindestens ebenso möglich; der Konjunktiv an dieser Stelle verrät, daß das den Schreibenden beherrschende Gefühl von sich aus nicht den Weg zur Schrift, zum Ausdruck mehr verlangt, daß Goethe als Kanzlist des eigenen Innern es verlautbart.

»in voller Tätigkeit«
– Die Worte stehen als Kontrast zu: tot; ein wahrhaft antik empfundener Euphemismus.

»eine Art von Unbehilflichkeit«
– Der Schreiber wählt für das Verhalten des Greisen einen Ausdruck, welcher eher für das des Säuglings am Platze wäre, und dies, um ein Physisches an die Stelle eines Geistigen setzen zu können, und dergestalt den Tatbestand, sei es auch mit Gewalt, zu vereinfachen.

»nicht ganz von mir ablehnen«
– Goethe hätte wohl schreiben können »nicht ganz ablehnen«. Er schreibt »nicht ganz von mir ablehnen« und bietet damit sich, den eignen Leib, dem Vorwurf zur Stütze, gemäß der Neigung, die Abstraktion, die er im Ausdruck sinnlicher Dinge bevorzugt, ihrerseits im Ausdruck der geistigen in eine paradoxe Anschaulichkeit umschlagen zu lassen.

»das vorüberrauschende Leben«
– Bewegt und gedrängt heißt dies Leben an anderer Stelle: Beiworte, die es überdeutlich machen, daß der Schreiber selbst sich, betrachtend, an dessen Ufer zurückzog, im Geiste, wenn auch nicht im Bilde, jenes anderen Greisenwortes, mit dem Walt Whitman verschieden ist: »Nun will ich mich vor die Tür setzen und das Leben betrachten.«

»Einzelheiten des Augenblicks«
– »Zum Augenblicke möcht ich sagen: Verweile doch, du bist so

schön.« Schön ist der erfüllende Augenblick, der verweilende aber erhaben, wie der am Lebensende kaum mehr vorrückende, den diese Briefzeilen festhalten.

»das Menschliche ... in seinen Eigenheiten«
– Die sind das Letzte, worauf der große Humanist sich als in ein Asyl zurückzieht; die Idiosynkrasien, die diese späteste Lebensperiode regieren, auch sie stellt er unter das Patronat der Menschheit selbst. Wie durch das Mauerwerk eines unerschütterlichen, ausgestorbenen Baues zuletzt die schwachen Pflanzen, Moose sich ihre Bahn brechen, dringt hier, die Fugen einer unerschütterlichen Haltung sprengend, das Gefühl.

Es ist immer die gleiche Wendung – Hölderlin an Böhlendorf: »Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und Nahrungsnot nach Otaheiti triebe«; Kleist an Friedrich Wilhelm III.: daß er »schon mehr als einmal dem traurigen Gedanken nahe gebracht worden«, sich im Ausland ein Fortkommen suchen zu müssen; Ludwig Wolfram an Varnhagen von Ense: »Sie werden einen deutschen Schriftsteller von gewiß unbeflecktem literarischem Ruf nicht dem Elend zur Beute lassen«; Gregorovius an Heyse: »Diese deutschen Männer würden einen wahrlich verhungern lassen.« Und nun Büchner an Gutzkow: »Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat.« Es ist ein grelles Licht, das aus solchen Briefen auf die lange Prozession deutscher Dichter und Denker fällt, die an die Kette einer gemeinsamen Not geschmiedet, am Fuße jenes weimarischen Parnasses sich dahinschleppt, auf dem die Professoren gerade wieder einmal botanisieren gehen. – Für alles Unglück, von dem er Zeugnis ablegt, ist diesem folgenden Briefe das Glück zu überdauern zugefallen. Besonders sind die an die Seinen und an die Braut Eingriffen zum Opfer gefallen, welche der Bruder, Ludwig Büchner, an seinem Teil damit rechtfertigt, es sei ihm nur auf das angekommen, »was zur Kenntnis der politischen Bewegung jener Zeit und des Anteils, den Büchner daran hatte, wichtig erschien«. Diesem Anteil setzt der folgende Brief ein Ziel. Denn in der Frühe des 1. März 1835 floh Büchner aus Darmstadt. Schon seit einiger Zeit waren die Mitglieder der Gesellschaft der Menschenrechte der Behörde bekannt gewesen; die Arbeit am »Danton« ging, wie man gesagt hat, unter Polizeiaufsicht vor sich. Unter Polizeiaufsicht stand auch die Redaktion; als das Stück im Juli des Jahres erschien, nannte Gutzkow selbst es einen notdürftigen Rest, »die Ruine einer Verwüstung, die mich Überwindung genug gekostet hat«. Erst 1879 brachte Emil Franzos die unzensierte Ausgabe heraus. Die Wiederentdeckung Büchners am Vorabend des Weltkrieges gehört zu den wenigen literarpolitischen Vorgängen der Epoche, die mit dem Jahre 1918 nicht entwertet waren, und deren Aktualität einer Mitwelt, die die Reihe der eingangs erwähnten Äußerungen unabsehbar wachsen sieht, blendend einleuchten muß.

Georg Büchner an Karl Gutzkow

Darmstadt, Ende Februar 1835.

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigene Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaushungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmanne von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich totschießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen verhindern, seinen Leib zum Notanker zu machen, um ihn von dem Wracke dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Türe aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuskript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuskript so schnell wie möglich zu durchlesen, es im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn Sauerländer zu empfehlen und sogleich zu antworten.

Über das Werk selbst kann ich Ihnen weiter nichts sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwangen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urteil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich zu motivieren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selber nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber rot zu werden; doch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolges können einige Zeilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen, und fast leichter, die Pistole in der Hand: la bourse ou la vie! zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern. *G. Büchner.*

Das Schauspiel »Prominenter«, welche unter hergebrachten Floskeln einem Jubiläum, einer Ehrung sich scheinen entziehen zu wollen, ist uns geläufig. Um aber den Sinn eines Verhaltens zu finden, das dergestalt gewöhnlich nur imitiert wird, muß man wohl in den Zeugnissen deutscher Menschen ein wenig zurückblättern. Da stößt man denn auf diesen Brief des großen Chirurgen Dieffenbach (1795–1847), und jene echte Bescheidenheit, die nicht Demut vor den Leuten, sondern der Anspruch auf Namenlosigkeit ist. Auch von dem, was in diesem Schreiben berührt wird, gelten Dieffenbachs Worte aus der gleichzeitigen Vorrede seiner »Operativen Chirurgie«: »Es sind keineswegs Überschauungen und Rückblicke in ein mühevolles und bewegtes Leben, keine schwermutvollen Betrachtungen am Abend des eigenen Daseins, sondern noch mit der Glut der Jugend und der Gegenwart erfaßte Begebenheiten, nicht bloß von vorgestern, sondern noch von gestern und noch von heute.« Kurz vor dem Tod versichert dieser Brief das fast vollbrachte Leben jener Treue, die den Tätigen zum Feiern so ungeschickt macht. Sie ist gewiß kein Ideal an sich. Wohl aber eignet dies Verhalten den großen Typen des deutschen Bürgertums, denen wir in dieser Briefreihe nachgehen. Wie weit wir dabei aus dem Kreise der »Dichter und Denker« uns entfernen dürfen, ohne darum eine geringere Kraft seiner Prägung zu finden, wird man, mit einiger Verlegenheit vielleicht, den folgenden Zeilen entnehmen.

Johann Friedrich Dieffenbach an einen Unbekannten

Potsdam, 19. Oktober 1847.

Es ist wohl möglich, daß einigen meiner Freunde nicht entgangen ist, daß ich heut vor 25 Jahren promoviert habe. Nur besorge ich, sie könnten von diesem Tage eine Art Aufhebens bei meinen Collegen und Bekannten machen, und etwas veranlassen, wodurch ich mit meinem Empfinden gewissermaßen in die Enge getrieben würde. Von je an ist es mir ein peinlicher Gedanke gewesen, der Löwe einer Feierlichkeit, ein begratulierter Zweckesser zu sein. Ich ließe mir heute lieber etwas operieren, als mich von den edelsten und besten Menschen beglückwünschen. Das ist nicht bloße

Demuth, sondern auch eine Art von Sehnsucht nach stiller Einsamkeit an diesem ganz allein für mich wichtigen Tage. Mir sind die 25 Jahre, welche ich für kranke Menschen in meinem Beruf gelebt habe, so schnell und befriedigend verstrichen, als wären es nur 25 Wochen, und ich fühle mich durch das bewegte und erschütternde Leben, in dem ich soviele Schmerzen sah, weder an Geist noch an Körper abgemattet, und es ist mir, als hätten die vielen Kranken, unter denen ich gelebt, mich so gestählt und gestärkt, daß ich auf neue 25 Jahre contrahire.

Wenn also heut am 19. Oktober einige Freunde und Bekannte, sowie andere gute Menschen meiner gedenken, weil sie gehört haben, daß mir heut vor 25 Jahren von dem lieben herrlichen seligen d'Outrepont der Doctorhut auf den Kopf gesetzt sei, so will ich dies freundliche Andenken in aller Stille und Einsamkeit genießen. Ich will ihnen nicht allein dafür danken, sondern auch für alles das Gute und Liebe, welches sie mir erzeigten und wodurch sie mir zur Erreichung meines Lebenszweckes förderlich waren.

Joh. Friedr. Dieffenbach.

Als Einführung zu dem folgenden durch Dahlmanns besorgte Frage nach dem Fortgang des Deutschen Wörterbuches veranlaßten Briefe mögen einige Stellen aus der Einleitung dieses Werkes hier Platz finden: »Es galt, unseren Wortschatz zu heben, zu deuten und zu läutern, denn Sammlung ohne Verständnis läßt leer, unselbständige deutsche Etymologie vermag nichts, und wem lautere Schreibung ein Kleines ist, der kann auch in der Sprache das Große nicht lieben und erkennen. Hinter der Aufgabe bleibt aber das Gelingen, hinter dem Entwurf die Ausführung. Ich zimmere bei Wege / Des muß ich manegen Meister han. Dieser alte Spruch läßt empfinden, wie dem zumute sei, der ein Haus auf offener Straße auferrichtete, vor welchem die Leute stehn bleiben und es begaffen. Jener hat am Tor und dieser am Giebel etwas auszusetzen, der eine lobt die Zieraten, der andere den Anstrich. Ein Wörterbuch steht aber auf dem allgemeinen Heerweg der Sprache, wo sich die unendliche Menge des Volkes versammelt, das ihrer im ganzen, lange nicht im einzelnen kundig, sowohl Äußerungen des Beifalls und Lobes als auch des Tadels erschallen läßt.« »Längst entbehrt unsere Sprache ihren Dualis, dessen ich mich hier immer bedienen müßte, und den Pluralis fortzuführen, fällt mir zu lästig. Ich will das Viele, was ich alles zu sagen habe, und von dem auch meine eigensten, innersten Empfindungen beschwichtigt oder angefochten werden, frischweg in meinem Namen aussprechen; leicht wird, sobald er künftig das Wort ergreift und seine weichere Feder ansetzt, Wilhelm meinen ersten Bericht bestätigen und ergänzen. Hingegeben einer unablässigen Arbeit, die mich, je genauer ich sie kennen lerne, mit stärkerem Behagen erfüllt, warum sollte ich bergen, daß ich meinesteils entschieden sie von mir gewiesen hätte, wenn unangetastet ich an der Göttinger Stelle geblieben wäre? Im vorgerückten Alter fühle ich, daß die Faden meiner übrigen angefangenen oder mit mir umgetragenen Bücher, die ich jetzt noch in der Hand halte, darüber abbrechen. Wie wenn tagelang feine, dichte Flocken vom Himmel nieder fallen, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und alles wieder abschütteln, aber die rechte Besinnung bleibt dann nicht aus. Es gälte doch für Torheit, geringeren Preisen obschon sehnsüchtig nachzuhängen und den großen Ertrag außer

acht zu lassen.« Und endlich dieser Schluß, geschrieben zu einer Zeit, da Deutschland – ohne Kabel zwar, aber ohne seine Stimme fälschen zu müssen – über das Meer hin gesprochen hat: »Deutsche geliebte Landsleute, welches Reiches, welches Glaubens Ihr seiet, tretet ein in die Euch allen aufgetane Halle Eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, Eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein in das Elsaß bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswigholstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu Euch, Ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und Euch wehmütige, liebliche Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und Eure Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben.
Berlin, 2. März 1854. Jacob Grimm.«

Jacob Grimm an Friedrich Christoph Dahlmann

Lieber Dahlmann,

Ihre Schriftzüge, so selten sie mir zu Gesicht kommen, habe ich auf den ersten Blick erkannt, vielleicht ginge es Ihnen nicht so mit den meinen durch das viele Schreiben etwas verschrumpfenden und ungleichen.
Ich bin in den ersten drei Monaten fast immer krankhaft gewesen, als ein übler Grippeanfall endlich überwunden schien, folgte auf ihn der zweite, härtere, der Bedenken einflößen konnte und mich wenigstens so herunter brachte, daß ich mich schwer erhole, denn noch ist nicht alles damit vorüber. Wenn ich oft schlaflos zu Bette lag, fuhr mir auch das Wörterbuch durch den Sinn.
Sie ermahnen mich liebevoll und dringend zu eifrigerer Fortarbeit. Hirzels Briefe tropfen schon jahrelang anhaltend auf denselben Fleck, zwar mit feinster Schonung, doch so, daß, wie wenn Frauen schreiben, dasselbe Anliegen immer darin enthalten ist, und auch, falls ich sie nicht läse, ich doch wüßte, was darin steht.
Im Widerspruch mit diesen Stimmen und einer innern in mir selbst, mahnen mich alle übrigen, die hier in mein Ohr tönen, ab von angestrengter Arbeit, und haben, wie Sie sich denken können,

am Arzt ihren Hinterhalt. Ich werde dadurch nicht stutzig noch unschlüssig, aber doch etwas gepeinigt.
Stellen wir uns das Bild des Wörterbuches einmal lebhaft vor. Ich habe in Zeit von drei Jahren für die Buchstaben A B C geliefert 2464 enggedruckte Spalten, welche in meinem Manuskript 4516 Quartseiten ausmachten. Hier will alles, jeder Buchstabe eigenhändig geschrieben sein, und fremde Hilfe ist unzulässig. Wilhelm wird in den drei darauf gefolgten Jahren das D, obschon er es dem Plan entgegen zu sehr ausführt, in 750 Spalten darstellen.
Die Buchstaben A B C D erreichen noch nicht ein Viertel des Ganzen. Es bleiben also, mild angeschlagen, noch gegen 13000 gedruckte Spalten oder nach Weise meines Manuskriptes 25000 Seiten zu schreiben. Fürwahr eine abschreckende Aussicht.
Ich dachte als Wilhelm in die Reihe trat, daß ich nun etwas aufatmen und an andere Arbeiten gehn könnte, die sich unterdessen getürmt hatten. Sobald Hirzel sah, daß Wilhelm langsamer schreitet und das Werk zurückblieb, begann er von mir zu begehren, ich solle, ohne das Ende von D abzuwarten, mit E beginnen, damit der Druck gleichzeitig geschehen könne. Buchhändlerisch betrachtet, war dies nicht unbillig, verdarb mir aber meine Ferien und störte meine Ruhe, denn bei dem Gedanken, alsbald wieder vortreten zu müssen, wies ich auch weit aussehende neue Arbeiten zurück und arbeitete mehr einzelnes aus.
Daß wir beide zugleich Wörterbuch arbeiten, hat auch äußerlich manches gegen sich. Die Menge von Büchern, die dabei gebraucht werden, müßten bald hier bald dort weggenommen werden. Da wir nicht in einer Stube sitzen, würde ein beständiges Laufen und Holen entspringen. Ich weiß nicht, ob Sie sich unsre Hauseinrichtung deutlich vorstellen. Fast alle Bücher sind an den Wänden meiner Stube aufgestellt und Wilhelm hat die größte Neigung, sie in seine Stube zu holen, wo er sie auf Tische legt, daß man sie schwer wieder findet. Trägt er sie aber an die alte Stelle, so ist ein unendliches Tür auf- und zuschlagen, das uns beiden lästig wird.
Dies ist nur ein äußeres Hindernis, das aus dem Zusammenarbeiten hervorgeht, die inneren sind viel schwerer.
Sie wissen es, daß wir beide von Kindesbeinen an brüderlich zusammenleben und einer ungestörten Gemeinschaft pflegen. Alles was Wilhelm arbeitet, geschieht mit fleißiger Sorgfalt und Treue, allein er geht langsam zu Werke und tut seiner Natur keine Ge-

walt an. Ich habe mir oft im Herzen vorgeworfen, daß er durch mich eigentlich in grammatische Dinge getrieben worden ist, die seiner inneren Neigung fernliegen, er hätte sein Talent, ja alles, worin er mir überlegen ist, besser auf andern Feldern bewährt. Diese Wörterbucharbeit verursacht ihm zwar auch Freude, doch mehr Pein und Not, dabei fühlt er sich selbständig und vereinbart sich ungern da, wo die Ansichten abweichen. So kommt es denn, daß die Gleichartigkeit des Plans und der Ausführung leidet, was dem Werke schadet, wenn es auch einigen Lesern sogar angenehm erscheint. In seiner Ausarbeitung ist mir darum einiges nicht recht, so wie umgedreht an der meinen ihm einzelnes mißfallen mag. Ein solches Werk muß, wenn es gedeihen soll, in einer Hand liegen. Ich muß aber noch weiter ausholen.

Alle meine Arbeiten und Erfolge waren nie auf ein Wörterbuch hingerichtet und es tritt nachteilig dazwischen.

Ich empfinde weit mehr Lust, die Grammatik, der ich doch am Ende alles verdanke was ich erreichte, überhaupt zu vollenden, jetzt wächst sie über mich und ich muß sie unvollendet liegen lassen, vermag ihr nicht zu geben, was in meinen Kräften stände, wenn ich mich frei fühlte. Unterdessen auch haben sich manche andere und neue Gegenstände vor mir aufgetan, deren Behandlung mir weit näher zu Herzen ginge als das Wörterbuch, sie könnte ich erreichen, während das Ende des Wörterbuches unnahbar steht. Hätte ich diese ganze schwierige Lage vorausgesehen, ich würde damals mit Händen und Füßen das Wörterbuch abgewehrt haben. Meine Besonderheit und Eigentümlichkeit leidet darunter Abbruch.

Doch ich weiß, wozu ich verbunden bin, und habe bereits vor acht Tagen nach Leipzig gemeldet, daß ich noch diesen Monat anfangen will, ich werde also den Hals wieder unter das Joch beugen und erwarten, was die Zukunft bringt und wie sie es für mich ausgleicht.

Nun haben Sie, lieber Freund, einen langen Brief, den zu durchlesen Ihnen schwer geworden sein wird, aber Sie sind Schuld daran und wollen es so, weil Sie herzlich in mich drangen. Mich freut zu hören, daß jetzt drei Mädchen, in Lessings Sprache drei Frauenzimmerchen, in Ihrem Hause sind, wodurch Sie aufgeheitert werden. Ich bleibe Ihr treuer Freund.

Berlin, 14. April 1858. *Jacob Grimm.*

Georg Lukács hat die weittragende Bemerkung gemacht, das deutsche Bürgertum hätte seinen ersten Gegner – den Feudalismus – noch nicht zu Boden gerungen, als schon das Proletariat – sein letzter – vor ihm gestanden habe. Die Zeitgenossen Metternichs haben davon ein Lied singen können. Man braucht nur die »Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts« des nie genug geschätzten Gervinus zu öffnen und dort zu lesen, was auch der emeritierte Haus-, Hof- und Staatskanzler noch kurz vor seinem Tode hat lesen können: »Es hat große Staatslenker gegeben, die drückender als Metternich regierten, aber durch Verdienste um den Staat ihre Härte vergüteten, die, selbst wenn sie wie Metternich ihre persönlichen Interessen dem Staatswohl voranstellten, doch, wo ihr Eigennutz nicht im Spiele war, das Gute aus Klugheit förderten oder in natürlicher Neigung und in dem gemeinen Trieb zur Tätigkeit. Nicht so war Metternich. Sein Interesse war die Untätigkeit, und es war daher immer im Spiele und mit dem Staatswohle immer im Streit.« Es war aber nicht sie allein, die dem Gestürzten jene Souveränität schenkte, die dieser Brief des Einundachtzigjährigen so sichtlich atmet, und auch nicht nur der ungestörte Genuß unabsehbarer Reichtümer, die sich der Fürst, wie man sagte, durch die »Kursgewinne und Teilungsverträge mit den Geldkönigen, die Dienste um Dienste, die Gewinne aus teuren Verkäufen ... und wohlfeilen Käufen, ... die Entschädigungs-, Friedens-, Evakuations-, Ausgleichungs-, Erwerbungs- und Schiffahrtsmillionen« in einem dreißigjährigen Frieden zu verschaffen gewußt hatte, sondern die denkwürdige politische Konfession, die sich in den acht Bänden seines handschriftlichen Nachlasses kaum irgendwo gültiger formuliert finden wird als in diesem vermächtnisartigen Schreiben an den Grafen von Prokesch-Osten, seinen einzigen Schüler und damaligen österreichischen Bundestagspräsidialgesandten in Frankfurt. Man kann von diesem Brief getrost den Bogen über ein halbes Jahrhundert schlagen und wird den Vorbehalt, der mehr noch als in allen seinen Worten in Metternichs vieldeutigem Lächeln lag – einem Lächeln, das dem Marschall Lannes kriechende Schmiegsamkeit zeigte, dem Freiherrn Hormayr List und Lüsternheit, dem Lord Russell nichtssagende Gewohnheit – man wird den Vorbehalt und dieses Lächeln bei Anatole France wiederfinden, der sagt: »Alle Augenblicke spricht man von ›Zeichen der Zeit‹. Aber die sind sehr schwer aus-

findig zu machen. Nicht selten schien mir aus einigen kleinen Szenen, die unter meinen Augen sich abspielten, das Eigentümlichste unserer Epoche zu sprechen. In solchen Fällen aber geschah es neunmal von zehnen, daß ich genau das Gleiche mit entsprechenden Begleitumständen in alten Memoiren oder Chroniken wiederfand.« Das ist es; und darum wird das Leben stets von jenen destruktiv gestimmten Geistern – mögen sie als Grandseigneurs feudalistisch oder als Bürger anarchistisch gesinnt sein – am liebsten mit dem Spiel verglichen werden. Der Doppelsinn des Wortes ist ganz am Platze. Im folgenden Schreiben ist es das der Bühne mit seiner ewigen Wiederkunft alles Gleichen, in einem beinahe gleichzeitigen der Hasard, wobei »die Rücksichten auf Moral- und Rechtsbegriffe in den Skat« gehören. »Lackierten Staub« hat ein russischer Staatsrat den Fürsten genannt. Er hätte sein Lächeln darum nicht abgelegt: die Staatskunst war ihm ein Menuett, wonach im Sonnenlicht Stäubchen tanzen. So gab er von einer Politik sich Rechenschaft, die auch das Bürgertum in seiner großen Zeit nicht meistern konnte, ohne sie als Illusion zu durchschauen.

Fürst Clemens von Metternich an den Grafen Anton von Prokesch-Osten

Wien, 21. Dezember 1854.

Lieber General!
Ich benütze die erste sichere Gelegenheit, um Ihnen für Ihre freundschaftliche Erinnerung an den 23. November zu danken. Der Tag hat sich zum 81. Mal eingestellt, und er bietet mir also kaum andere Blicke als in die Vergangenheit; die Zukunft gehört mir nicht mehr, und die Gegenwart bietet mir wenig Befriedigung.
Ich bin ein geborener Feind der Nacht und Freund des Lichts. Zwischen der totalen Finsternis und dem Zwielicht mache ich einen geringen Unterschied, denn in dem letzteren fehlt ebenfalls die belebende Helle. Wo wird hell gesehen? Wenn Sie es wissen, so sind Sie begabter als ich es bin. Ich sehe in allen Richtungen Widerspruch in den Worten und den Taten, den ehrlich aufgestellten Vorsätzen und den eingeschlagenen Wegen, dem Ver-

ständlichen in den Zwecken und dem Unverständlichen in der Wahl der Mittel! Irgend Neues vermag ich in den Objekten nicht zu entdecken, die Sachen sind die alten, und sie sind selbst nicht in einem neuen Gewand aufgestellt, das Handgreifliche in der Lage sind die gewechselten Rollen unter den Darstellern des Schaustückes. Daß dasselbe mit Flugwerken und kostbarer mise en scène ausgestattet wurde, hieran ist kein Zweifel. Man führe mir nur das Stück nicht als ein neues an und erlaube mir, die Entwicklung zum Ausspruch über die Behandlung des Stoffes abzuwarten.

Wahrhaft Neues liegt in der Art der Kriegführung der Seemächte, und es zeigt sich in der Dampfkraft. Ein Unternehmen wie das in der Krim wäre vor wenigen Jahren unmöglich gewesen, und es gehört unzweifelhaft zu den großen Experimenten. Wird der Nutzen den Kosten entsprechen? Dies wird auch die Zukunft lehren, welcher viele große Aufklärungen anheimgestellt bleiben. Der Himmel lenke sie zum besten!

Im Jahre 1855 wird sich vieles deutlicher zeigen, als ich es heute zu erkennen vermöchte. Ich hoffe Sie in dessen Verlauf zu sehen. Pläne mache ich nie über eine oder höchstens zwei Jahreszeiten hinaus; ich habe mich in allen Zeiten und Lagen nach der Decke zu strecken gewußt, und je älter meine Decke wird, um so mehr verkürzt sie sich.

Erhalten Sie mir Ihre Gefühle, wie Sie der meinigen versichert sein können.

Metternich.

Gottfried Keller war ein großer Briefschreiber. Es lag wohl in seiner schreibenden Hand ein Mitteilungsbedürfnis, das der Mund nicht kannte. »Es ist sehr kalt heute; das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle; siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in ihre Zweige zurück.« Solche Verlautbarungen mit ihrem kleinen Bodensatz von Nonsens in der Prosa (den Goethe einmal für den Vers obligat erklärt hat) sind der sinnfälligste Beleg dafür, daß das Schönste und Wesentlichste diesem Schriftsteller mehr noch als andern unter dem Schreiben kam, weswegen er sich qualitativ immer weniger zutraute, als er konnte, quantitativ immer mehr. Im übrigen sind seine Briefe nicht nur räumlich in einer Grenzmark des sprachlichen Bereichs gelegen. Sie stellen in vielen ihrer besten Exemplare ein Mittleres zwischen Brief und Erzählung dar, Gegenstücke der Mischform zwischen Brief und Feuilleton, wie sie gleichzeitig Alexander von Villiers pflegte. Den hingebenden Überschwang des 18. Jahrhunderts, die formvollendete Konfession der Romantik darf man in diesen Briefen nicht suchen. Ein Muster ihrer spröden, verschrullten Art ist der folgende, zudem wohl die ausführlichste Äußerung, die wir vom Schreiber über seine Schwester haben – jene Regula, von der er gesagt hat, daß sie »in puncto alte Jungfer leider auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen« sei. Auch der unfehlbare, nicht ganz unverschworene Blick, den Keller für das Angefaulte, Lumpige besaß, verleugnet sich nicht, wenn er dem Adressaten das Einverständnis der beiden fahrenden Vortragskünstler beschreibt. Und wie so oft beginnt er damit, seine Säumnis zu entschuldigen. »Die Korrespondenzen«, heißt es gelegentlich, »stehen wie Wolken über meinem armen Schreibtisch.« Er selber aber ist ein wolkenschiebender, von langer Hand schweigender, die Schwüle unversehens mit gezackten Späßen zerreißender, dumpf nachdonnernder Jupiter epistolarius.

Gottfried Keller an Theodor Storm

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher

ich seit Monaten mit einem Brief an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen Entfernung, im hellen Mondschein liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen. Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan hab ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: »Du bist lieber als Papa.*« Jordan ist gewiß ein großes Talent; aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahr lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und »schöner Mann«, und nun sah ich, wie die beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können. Ich wunderte mich, wie zwei so lange Kerle und geriebene Luder sich gegenseitig so schofel behandeln mögen. Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten.*

Petersen ist ja eine fürsorgliche edle Seele; wenn es auf ihn an-

käme, so ließe er uns den Verlegern schön mitspielen, daß ihnen Hören und Sehen verginge. Indessen schenken wollen wir den Herren gerade auch nichts. Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-Pfennig-Marken frankiert, während es nach außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: »Da hat wieder einer nicht genug frankiert!« Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: »Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!« Dann wälzt sich das Spektakel in mein Zimmer: »Wer ist denn da wieder?« (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) »Den nächsten Brief dieser Art«, schreit die Schwester fort, »wird man sicherlich nicht mehr annehmen!« – »Du wirst nicht des Teufels sein!« schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. »Raus mit der Suppe!« heißt's jetzt, »und stell sie in deinen Ofen!« »Dort steht schon ein Topf, mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!« Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir seinerzeit nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgend einen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln, er bitte

deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls usw. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!
Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie mir schrieben, und an das wir vorderhand nicht glauben wollen.

Ihr G. Keller.

Nietzsches Freund, der Basler Professor für protestantische Theologie und Kirchengeschichte Franz Overbeck, ist eine der großen Mittlergestalten gewesen. Was Sinclair Hölderlin bedeutet hat, ist Overbeck für Nietzsche gewesen. Solche Männer, in denen man oft nur eine Art wohlmeinender Helfer, wenn nicht gar Interessenvertreter gesehen hat, sind unendlich viel mehr: Repräsentanten einer einsichtsvolleren Nachwelt. So oft sie auch die primitivste Sorge für jene übernehmen, deren Rang sie ein für alle Mal erkannten, niemals übertreten sie die Schranken, die sie als Stellvertreter zu wahren haben. Kein Schriftstück aus dem langen, brieflichen Verkehr zwischen Nietzsche und Overbeck bezeugt das eindrucksvoller als das folgende. Und dies, weil von allen Briefen, die der Freund an Nietzsche gerichtet hat, dieser der kühnste sein mag. Nicht nur dem Vorschlag nach, mit dem er sich an den Verfasser des Zarathustra wendet: eine Gymnasiallehrerstelle in Basel anzunehmen – sondern gleich sehr durch die Beschwörungen, die Nietzsches Lebensform, ja seine innersten Konflikte angehen. Wie diese sich mit nüchternen Informationen und Erkundigungen durchflechten, das macht die eigentliche Virtuosität des Schreibens, das somit nicht nur wie von einem Paß den Blick auf Nietzsches Daseinslandschaft öffnet, sondern zugleich ein Bild vom Schreiber gibt. Und zwar von seiner innersten Natur. Denn dieser Mittler konnte, was er war, nur sein, weil er den schärfsten Blick für die Extreme hatte. Seine Streitschriften – »Christentum und Kultur«, »Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie« – haben das auf das rücksichtsloseste bekundet. Echte Christlichkeit ist ihm Religion unbedingter eschatologisch begründeter Weltverneinung, der gemäß ihm ihr Eingehen in die Welt und deren Kultur als Verleugnung ihres Wesens, alle Theologie von der patristischen Zeit ab als Satan der Religion erscheint. Daß er sich selber mit diesen Schriften »als Lehrer der Theologie zu Deutschland heraus geschrieben« habe, hat Overbeck gewußt. Hier der Brief, dessen Schreiber und Adressat freiwillig aus dem Deutschland der Gründerzeit sich verbannt hatten.

Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche

Basel, Ostersonntag, 25. März 1883.

Lieber Freund,
besser die Zeit, die Dir lang vorgekommen ist, ist auch wirklich lang gewesen, als ich könnte mich rechtfertigen und Du hättest Dich getäuscht. Mein letzter Brief ist allerdings vor Wochen geschrieben, längst fiel mir selbst dies aufs Herz, und doch habe ich sogar die erste Woche der Ferien eben ablaufen lassen, ohne mir dagegen geholfen zu haben. Von Muße, die mir diese Ferien gebracht hätten, ist eben keine Rede. Briefe und kleinere Arbeiten aller Art, die aufgelaufen waren, fielen sofort an der Schwelle über mich her. Daran erlahmt zeitweilig selbst der fast schmerzliche Drang zu einer Antwort, den neuerdings zumal Deine Briefe und das schwere, darin sich aussprechende Leiden erzeugen. Ich kann Dir nur sagen, auch für Deine Freunde ist es eine ernste Sache, daß Du trotz allem obsiegest, für alle, die Dir anhänglich sind im gewöhnlichen Sinne, für diejenigen, die Dich auch als »Fürsprecher des Lebens« schätzen noch in einem besonderen. Übermäßig dunkel lasten auf Dir augenblicklich Deine Vergangenheit wie Deine Zukunft, beides wirkt auch gewiß verderblich auf Deine Gesundheit und ist so nicht weiter zu ertragen. Bei der Vergangenheit, Deiner geistigen, denkst Du nur an Fehlgriffe und Unglücksfälle, nicht an das, was davon zu überwinden Dir noch stets möglich war. Andere, die Dir zugesehen haben und keineswegs nur Deine Freunde, haben meist auch dieses nicht übersehen. Wenn ich an das, was Dir doch auch gelungen ist, denke, so erinnere ich Dich an Deine Basler Wirksamkeit als Lehrer besonders, teils als deren Zeuge, teils weil mich das gleich auf Deine Zukunft bringen wird. Übervoll von ganz anderen Dingen, wie Du damals warst, hast Du Deinem Amt mit halbem oder Viertelsherzen obgelegen, immerhin mit etwas davon und jedenfalls mit solchem Erfolg, als ob es viel mehr gewesen wäre. Warum willst Du meinen, Du werdest nichts Gutes mehr machen, es sei überhaupt Nichts mehr gut zu machen? Das widerspricht schon englischer, sprichwörtlicher, also alter Weisheit, in der neuen Dir selbst geschaffenen Deiner Philosophie hat es vollends keinen Raum. Diese täuscht Dich zwar nicht über die Hemmnisse Deines Lebens und

seiner festen Gründung, aber sie gestattet Dir auch nicht sie zu überschätzen und Dich zu ergeben. Du frägst aber: Wozu noch etwas machen? Zum Teil wenigstens tritt Dir, mein ich, diese Frage aus der Dunkelheit, nämlich ungewöhnlichen Unabsehbarkeit Deiner Zukunft entgegen. Du schriebst mir neulich, Du wollest »verschwinden«. Deiner Phantasie schwebt dabei ein ganz bestimmtes, ohne Zweifel selbst sehr lebhaftes Bild vor, und es erfüllt Dich mit der Zuversicht (die ich mit solcher Freude doch immer wieder in Deinen Briefen auch jetzt hervorbrechen sehe), Dein Leben solle Gestalt bekommen. Einen Freund kann aber die Eröffnung einer solchen Aussicht nur mit der äußersten Bänglichkeit erfüllen. Er hat jenes Bild nicht, und daß Du Dich dabei mit Frau Wagner zusammenstellst, beruhigt ihn am wenigsten. Sie ist wirklich, ohnehin am Schluß ihres Lebens, in einer Lage, wo ein solches schließlich sich vollkommen auf sich selbst Zurückziehen und auf das, was man gegen alle Welt sein eigen genannt hat, bei dem natürlichen menschlichen Egoismus noch etwas wahrhaft Beglückendes haben kann, und dies, meine ich, sogar in vollständiger Übereinstimmung mit einer verständigen, auf die menschliche Natur und sonst nichts gegründeten Moral. »Dein Verschwinden«, wenn es überhaupt etwas mit dem der Frau Wagner gemein haben soll, würde Dir gewiß kein Glück bringen. Ich sehe keine Möglichkeit für die Beruhigung, deren Du zur Zeit so sehr bedarfst, so lange Du nicht festere Ziele für Dein künftiges Leben ins Auge fassest. Und da will ich Dir denn einen Gedanken mitteilen, den ich kürzlich in Hinsicht auf Dich mit meiner Frau schon besprach und der uns Beiden der Überlegung nicht unwert erschien. Wie wäre es, wenn Du daran dächtest, wieder Lehrer zu werden, ich meine nicht akademischer, sondern Lehrer (etwa des Deutschen) an einer höheren Schule? Ich begreife sehr wohl alles Peinliche, was Berührungen mit dem adulten Männergeschlecht der Gegenwart für Dich haben, eine Rückkehr über die Jugend wird Dir ungleich leichter sein, oder vielmehr Du kannst selbst auch bei ihr ganz stehen bleiben und in Deiner Weise für Menschen wirken. Sodann ist solcher Lehrerberuf einer von denen, ja darin vielleicht keinem andern vergleichbar, für welchen Du in diesen letzten Jahren nicht nur keine Zeit verloren hast, sondern für welchen Du nur noch reifer geworden bist. Endlich würde es Dir mit einer Absicht dieser Art auch äußerlich – verzeih den schauderhaften,

aber in unserer Zeit verständlichen Ausdruck, und ich will nur kurz und verständlich sein – an Anknüpfungspunkten nicht fehlen. Denn ich bin überzeugt, – rede übrigens dabei und in dieser ganzen Sache in strengstem Sinn nur aus mir heraus – daß Du hier damit ankämest. Bei diesen Andeutungen lasse ich es bewenden, das führst Du Alles, wenn der Gedanke bei Dir nur überhaupt anklingt, ja so schön wie ich's nur wünschen mag bei Dir aus. Für jetzt ist mein bester Trost, daß ich Dich unter ärztlicher Aufsicht weiß und da hoffentlich nichts Wesentliches und wirklich Zuträgliches versäumt wird. Den Winter haben wir hier auch erst im März zu kosten bekommen und noch vorgestern war ein äußerst rauher Tag. Möge es sich nun bald wenden, damit Du an eine zweckmäßige Übersiedlung denken kannst. Die Nachrichten über Deinen »Zarathustra« sind mir äußerst verdrießlich, und ich will nur hoffen, daß Du Dich durch Ungeduld zu keinem Bruch hinreißen lässest, oder wenigstens zu keinem außer mit dem Gedanken sofort weiter für den Fortgang der Sache, wo wir denn sehen müßten, wie etwa dafür Rat zu schaffen wäre. Was Du mir von der Entstehung des Gedichts schriebst, erfüllt mich mit Vertrauen auf seinen Wert, und für Dein Heil als Schriftsteller habe ich neuerdings immer von einem Werke dieser Art Hoffnungen gehabt. Daß es Dir mit den Aphorismen so wenig geglückt, läßt sich, meine ich, mit mehr als einem Grunde erklären. Soll ich an Schmeitzner einen Mahnbrief schreiben oder anfragen? – Diese Woche erhalte ich Dein Geld, dieses Mal 1000 frcs. Was soll ich Dir davon schicken und wie? Ich denke nun recommandiert an Deine Adresse, was aber nur mit Papier zu machen ist. – Mit herzlichen Grüßen meiner Frau, in Sorge und Freundschaft stets Deiner gedenkend Dein

Fr. Overbeck.

⟨Anhang⟩

Es würde von der Haltung, die die Briefe dieser Reihe heraufrufen sollen, ein oberflächliches Bild geben, stellte Freundschaft in ihnen immer nur in ihrem Glanze sich dar. Der folgende Brief Friedrich Schlegels, der aus einer Epoche stammt, in der die Beziehungen zwischen Schleiermacher und ihm sich getrübt hatten, bestätigt mehr vielleicht als alle aus glücklicheren Tagen die Worte Diltheys, daß in diesen vertraulichsten Mitteilungen Friedrich Schlegel ungleich edler erscheine »als in dem Bilde, das, freilich großenteils durch seine eigene Schuld, von ihm unserer Generation überliefert ist«. Der Brief bezieht sich auf ein Gespräch, das am 19. Juni 1799 zwischen den Freunden in Potsdam stattfand und in dem Schlegel, wie er sich später ausdrückt, auf Schleiermachers »Zuversicht im Unglauben«, auf seinen »Mangel an Sinn und Liebe im Einzelnen«, der ihn so oft geschmerzt habe, die Rede brachte. Anlaß dazu gab Schleiermachers Urteil über Schlegels Ideen. »Als ob ich fordern könnte, Du solltest die Ideen verstehen«, schreibt Schlegel ihm später, »oder unzufrieden darüber sein, daß Du sie nicht verstanden. Es ist mir ja eben nichts verhaßter als dieses ganzen Verstandes und Mißverstandes Wesen und Unwesen. Ich freue mich herzlich, wenn irgendeiner, den ich liebe oder achte, einigermaßen ahndet, was ich will, oder sieht, was ich bin. Du kannst leicht denken, ob ich in dem Falle bin, diese Freude oft erwarten zu können ... Geben Dir meine Schriften nur Anlaß, Dich mit einem hohlen Gespenst von Verstehen oder Nichtverstehen herumzuschlagen, so lege sie noch beiseite ... Das Gerede darüber kann aber gewiß wenig fruchten, geschweige denn gar über andere zartere Verhältnisse. Oder glaubst Du, daß zerrissene Blumen durch Dialektik wieder wachsen?« Im folgenden nun ein früherer Brief, in dem das Gefühl des Leidens noch frischer ist und die Haltung um so vornehmer.

Friedrich Schlegel an Schleiermacher

Ich schicke Dir die Correctur mit, weil ich nicht weiß, ob Dir der Titel so recht ist. Hier ist auch meine Notiz[1] *und ich wünschte, daß*

1 Eine Notiz über Schleiermachers »Reden über die Religion« für das Athenäum.

sie Dir ebenso recht sein möge, wie mir der Schluß der fünften Rede gefallen hat.
Nun laß uns vor jetzt lieber nicht wieder davon reden; denn Du hast mir das Licht, das ich sonst gern von Dir über Dich wünschte, auf eine so unfreundliche Weise gegeben, daß ich es lieber nicht wieder verlangen will. Es fruchtet auch wenig, denn ich kann nun einmal nicht so vorsichtig reden, und wenn nur eine Möglichkeit bleibt, meine Rede in einem gemeinen[2] *Sinn zu nehmen, so ergreifst Du sie unfehlbar. Das schadet denn weiter nichts, als daß wir in unserem verschiedenen Sprachgebrauch neben einander wegreden, wie den letzten Abend. Nur erinnert mich die Gefühllosigkeit, mit der Du es tust, natürlicherweise an die Art wie Du überhaupt meine Freundschaft mißhandelt hast, und diese Erinnerung möchte ich nicht gern wieder anregen. Da es aber doch einmal geschehen ist, so ergreife ich die Gelegenheit, Dir das Lebewohl zu sagen was mir seit Monaten auf den Lippen schwebt.*
Es wäre gut, wenn Du etwas dabei fühltest, denn es könnte Dich veranlassen, wenigstens ein einziges Mal eine Ausnahme von Deiner Exegese zu machen und es allenfalls, wenn es Dein Verstand zuläßt, als Hypothese zu denken, daß Du mich vielleicht von Anfang bis zu Ende durchaus nicht verstanden hättest. Und so bliebe wenigstens die Hoffnung, daß wir uns in künftigen Zeiten einmal verstehen lernten. Und ohne einen Schimmer dieser Hoffnung würde es mir an Mut fehlen, jenes Lebewohl zu sagen. Beantworte es nicht.

2 Hier im Sinn von banal.



Berliner Kindheit um Neunzehnhundert

Meinem lieben Stefan

O braungebackne Siegessäule
mit Winterzucker aus den Kindertagen.

TIERGARTEN

Sich in einer Stadt nicht zurechtfinden heißt nicht viel. In einer Stadt sich aber zu verirren, wie man in einem Walde sich verirrt, braucht Schulung. Da müssen Straßennamen zu dem Irrenden so sprechen wie das Knacken trockner Reiser und kleine Straßen im Stadtinnern ihm die Tageszeiten so deutlich wie eine Bergmulde widerspiegeln. Diese Kunst habe ich spät erlernt; sie hat den Traum erfüllt, von dem die ersten Spuren Labyrinthe auf den Löschblättern meiner Hefte waren. Nein, nicht die ersten, denn vor ihnen war das eine, welches sie überdauert hat. Der Weg in dieses Labyrinth, dem seine Ariadne nicht gefehlt hat, führte über die Bendlerbrücke, deren linde Wölbung die erste Hügelflanke für mich wurde. Unweit von ihrem Fuße lag das Ziel: der Friedrich Wilhelm und die Königin Luise. Auf ihren runden Sockeln ragten sie aus den Beeten wie gebannt von magischen Kurven, die ein Wasserlauf vor ihnen in den Sand schrieb. Lieber als an die Herrscher wandte ich mich aber an ihre Sockel, weil, was darauf vorging, wenn auch undeutlich im Zusammenhange näher im Raum war. Daß es mit diesem Irrgang etwas auf sich hat, erkannte ich seit jeher an dem breiten, banalen Vorplatz, der durch nichts verriet, daß hier, nur wenige Schritte von dem Korso der Droschken und Karossen abgelegen, der sonderbarste Teil des Parkes schläft. Davon empfing ich schon sehr früh ein Zeichen. Hier nämlich oder unweit muß ihr Lager jene Ariadne abgehalten haben, in deren Nähe ich zum ersten Male, und um es nie mehr zu vergessen, das begriff, was mir als Wort erst später zufiel: Liebe. Doch gleich an seiner Quelle taucht das »Fräulein« auf, das sich als kalter Schatten auf sie legte. Und so war dieser Park, der wie kein anderer den Kindern offen scheint, auch sonst für mich mit Schwierigem, Undurchführbarem verstellt. Wie selten unterschied ich die Fische im Goldfischteich. Wie viel versprach die Hofjägerallee mit ihrem Namen und wie wenig hielt sie. Wie oft suchte ich das Gebüsch umsonst, in dem mit roten, weißen, blauen Türmchen ein Kiosk im Stil der Ankersteinbaukästen stand. Wie hoffnungslos kehrt mit jedem Frühling meine Liebe zum Prinzen Louis Ferdinand zurück, zu dessen Füßen die ersten Krokus und Narzissen standen. Ein Wasserlauf, der mich von ihnen trennte, machte sie mir so unberührbar, als wenn sie unter einem Glassturz gestanden hätten.

So kalt im Schönen mußte fußen, was fürstlich ist, und ich begriff, warum Luise von Landau, mit der ich im Zirkel saß, bis sie gestorben war, am Lützowufer schräg gegenüber von der kleinen Wildnis hatte wohnen müssen, die ihre Blüten von den Wassern des Kanals betreuen läßt. Später entdeckte ich neue Winkel; über andere habe ich zugelernt. Jedoch kein Mädchen, kein Erlebnis und kein Buch konnte mir über diesen Neues sagen. Als darum dreißig Jahr danach ein Landeskundiger, ein Bauer von Berlin, sich meiner annahm, um nach langer gemeinsamer Entfernung aus der Stadt mit mir zurückzukehren, durchfurchten seine Pfade diesen Garten, in welchen er die Saat des Schweigens säte. Er ging die Steige voran, und ein jeder war ihm abschüssig. Sie führten hinab, wenn schon nicht zu den Müttern allen Seins, gewiß zu denen dieses Gartens. Im Asphalt, über den er hinging, weckten seine Schritte ein Echo. Das Gas, welches auf unser Pflaster schien, warf ein zweideutiges Licht auf diesen Boden. Die kleinen Treppen, die säulengetragenen Vorhallen, die Friese und Architrave der Tiergartenvillen – von uns zum ersten Male wurden sie beim Wort genommen. Vor allem aber die Treppenhäuser, die mit ihren Scheiben die alten waren, wenn sich auch im Innern, das man bewohnte, viel geändert hatte. Die Verse weiß ich noch, die nach der Schule die Intervalle meines Herzschlags füllten, wenn ich im Treppensteigen innehielt. Sie dämmerten mir von der Scheibe, wo ein Weib, schwebend wie die Sixtinische Madonna, einen Kranz in Händen haltend, aus der Nische trat. Die Riemen meiner Mappe mit den Daumen auf meinen Schultern lüftend, las ich ab: »Arbeit ist des Bürgers Zierde / Segen ist der Mühe Preis.« Die Haustür unten sank mit einem Seufzen, wie ein Gespenst ins Grab, zurück ins Schloß. Draußen regnete es vielleicht. Eine der bunten Scheiben stand offen, und beim Takte der Tropfen ging es weiter die Treppe herauf. Unter den Karyatiden und Atlanten, den Putten und Pomonen aber, die mich damals angesehen hatten, waren mir nun die liebsten jene angestaubten aus dem Geschlecht der Schwellenkundigen, die den Schritt ins Dasein oder in ein Haus behüten. Denn sie verstanden sich aufs Warten. Und so war es ihnen eins, ob sie auf einen Fremden warteten, die Wiederkehr der alten Götter oder auf das Kind, das sich vor dreißig Jahren mit der Mappe an ihrem Fuß vorbeigeschoben hat. In ihrem Zeichen wurde der alte Westen zum antiken, aus dem die westlichen Winde den Schif-

fern kommen, die ihren Kahn mit den Äpfeln der Hesperiden langsam den Landwehrkanal heraufflößen, um bei der Brücke des Herakles anzulegen. Und wieder hatten, wie in meiner Kindheit, die Hydra und der Nemeische Löwe Platz in der Wildnis um den Großen Stern.

Kaiserpanorama

Es war ein großer Reiz der Reisebilder, die man im Kaiserpanorama fand, daß gleichviel galt, bei welchem man die Runde anfing. Denn weil die Schauwand mit den Sitzgelegenheiten davor im Kreis verlief, passierte jedes sämtliche Stationen, von denen man durch je ein Fensterpaar in seine schwachgetönte Ferne sah. Platz fand man immer. Und besonders gegen das Ende meiner Kindheit, als die Mode den Kaiserpanoramen schon den Rücken kehrte, gewöhnte man sich, im halbleeren Zimmer rundzureisen. Musik, die später Reisen mit dem Film erschlaffend machte, weil durch sie das Bild, an dem die Phantasie sich nähren könnte, sich zersetzt – Musik gab es im Kaiserpanorama nicht. Mir aber scheint ein kleiner, eigentlich störender Effekt all dem verlogenen Zauber überlegen, den um Oasen Pastorales oder um Mauerreste Trauermärsche weben. Das war ein Klingeln, welches wenige Sekunden, eh das Bild ruckweise abzog, um erst eine Lücke und dann das nächste freizugeben, anschlug. Und jedesmal, wenn es erklang, durchtränkten die Berge bis auf ihren Fuß, die Städte in allen ihren spiegelblanken Fenstern, die fernen, malerischen Eingeborenen, die Bahnhöfe mit ihrem gelben Qualm, die Rebenhügel bis ins kleinste Blatt sich tief mit wehmutsvoller Abschiedsstimmung. Zum zweitenmal kam ich zur Überzeugung – denn vorher brachte sie fast regelmäßig der Anblick schon des ersten Bildes auf – daß es unmöglich sei, die Herrlichkeiten in dieser einen Sitzung auszuschöpfen. Und dann entstand der – nie befolgte – Vorsatz, am nächsten Tage nochmals herzukommen. Doch ehe ich mir völlig schlüssig war, erbebte der ganze Bau, von dem mich nur die Holzverschalung trennte; das Bild in seinem kleinen Rahmen wankte, um alsbald nach links vor meinen Blicken sich davonzumachen. Die Künste, die hier überdauerten, sind mit dem neunzehnten Jahrhundert aufgestanden. Nicht eben frühe, aber doch zur Zeit,

um noch das Biedermeier zu begrüßen. Im Jahre 1822 hatte Daguerre sein Panorama in Paris eröffnet. Seitdem sind diese klaren, schimmernden Kassetten, die Aquarien der Ferne und Vergangenheit, auf allen modischen Korsos und Promenaden heimisch. Und hier wie in Passagen und Kiosken haben sie Snobs und Künstler gern beschäftigt, ehe sie die Kammer wurden, wo im Innern die Kinder mit dem Erdball Freundschaft schlossen, von dessen Kreisen der erfreulichste – der schönste, bilderreichste Meridian – sich durch das Kaiserpanorama zog. Als ich zum erstenmal dort eintrat, war die Zeit der zierlichsten Veduten längst vorbei. Der Zauber aber, dessen letztes Publikum die Kinder waren, hatte nichts verloren. So wollte er mich eines Nachmittags vorm Transparent des Städtchens Aix bereden, ich hätte in dem olivenfarbenen Lichte, das durch die Platanenblätter auf den breiten Cours Mirabeau herabströmt, schon einmal zu einer Zeit gespielt, die freilich nichts mit andern Zeiten meines Lebens teilte. Denn dies war an den Reisen sonderbar: daß ihre ferne Welt nicht immer fremd und daß die Sehnsucht, die sie in mir weckte, nicht immer eine lockende ins Unbekannte, vielmehr bisweilen jene lindere nach einer Rückkehr ins Zuhause war. Das aber ist vielleicht das Werk des Gaslichts gewesen, das so sanft auf alles fiel. Und wenn es regnete, so brauchte ich mich nicht bei den Affichen aufzuhalten, auf welchen alle fünfzig Bilder pünktlich, in zwei Kolonnen, eingetragen waren – ich trat ins Innere und fand nun dort in Fjorden und auf Kokospalmen dasselbe Licht, das abends bei den Schularbeiten mir das Pult erhellte. Es sei denn, ein Defekt in der Beleuchtung erzeugte plötzlich jene seltene Dämmerung, in der die Farbe aus der Landschaft schwand. Dann lag sie unter einem Aschenhimmel verschwiegen da; es war, als hätte ich noch eben Wind und Glocken hören können, wenn ich nur besser achtgegeben hätte.

Die Siegessäule

Sie stand auf dem weiten Platz wie das rote Datum auf dem Abreißkalender. Mit dem letzten Sedantag hätte man sie abreißen sollen. Als ich klein war, konnte man aber ein Jahr ohne Sedantag sich nicht vorstellen. Nach Sedan blieben nur Paraden übrig.

Als darum neunzehnhundertzwei Ohm Krüger nach dem verlorenen Burenkrieg die Tauentzienstraße entlanggefahren kam, da stand auch ich mit meiner Gouvernante in der Reihe. Denn unausdenkbar, einen Herrn nicht zu bestaunen, der im Zylinder in den Polstern lehnte und »einen Krieg geführt hatte«. So sagte man. Mir aber schien das prächtig und zugleich nicht ganz manierlich; so wie wenn der Mann ein Nashorn oder Dromedar »geführt« hätte und damit so berühmt geworden wäre. Was konnte denn nach Sedan kommen? Mit der Niederlage der Franzosen schien die Weltgeschichte in ihr glorreiches Grab gesunken, über dem diese Säule die Stele war und auf das die Siegesallee mündete. Als Quartaner beschritt ich die breiten Stufen, die zu ihren marmornen Herrschern führten, nicht ohne dunkel vorher zu fühlen, wie mancher privilegierte Aufgang sich später mir gleich diesen Freitreppchen erschließen werde, und dann wandte ich mich zu den beiden Vasallen, die zur Rechten und Linken die Rückwand krönten, teils weil sie niedriger als ihre Herrscher und bequem in Augenschein zu nehmen waren, teils weil die Gewißheit mich erfüllte, meine Eltern von den gegenwärtigen Machthabern nicht soviel weiter entfernt zu wissen als diese Würdenträger von den ehemaligen. Ich liebte aber unter ihnen am meisten den, der die unermeßliche Kluft zwischen Schüler und Staatsperson auf seine eigene Weise überbrückte. Das war ein Bischof, welcher in der Hand den Dom hielt, der ihm unterstellt und hier so klein war, daß ich ihn mit dem Ankersteinbaukasten hätte bauen können. Seitdem bin ich auf keine Heilige Katharina gestoßen, ohne nach ihrem Rad, auf keine Heilige Barbara, ohne nach ihrem Turm mich umzusehen. Man hatte nicht versäumt, mir zu erklären, woher der Schmuck der Siegessäule stammt. Ich hatte aber nicht genau erfaßt, was es mit den Kanonenrohren, die ihn bilden, auf sich hatte: ob die Franzosen mit goldenen in den Krieg gezogen waren oder ob das Gold, welches wir ihnen abgenommen hatten, von uns erst zu Kanonen war gegossen worden. Es ging mir damit wie mit meinem Prachtwerk, der illustrierten Chronik dieses Krieges, die so schwer auf mir lag, weil ich sie nie beendete. Sie interessierte mich; ich kannte mich gut auf den Plänen ihrer Schlachten aus; und dennoch wuchs die Unlust, die für mich von ihrem goldgepreßten Deckel ausging. Noch weniger glimpflich aber dämmerte das Gold vom Freskenzyklus des Umgangs, der

den unteren Teil der Siegessäule verkleidete. Ich habe diesen Raum, den ein gedämpftes, von seiner Rückwand reflektiertes Licht erfüllte, nie betreten; ich fürchtete, dort Schilderungen in der Art derjenigen zu finden, die ich nie ohne Entsetzen in den Stahlstichen Dorés zu Dantes »Hölle« aufgeschlagen hatte. Es schienen mir die Helden, deren Taten dort in der Säulenhalle dämmerten, im stillen ebenso verrufen wie die Scharen, die von Wirbelwinden gepeitscht, in blutende Baumstümpfe eingefleischt, in Gletscherblöcken vereist im finsteren Trichter schmachteten. So war denn dieser Umgang das Inferno, das rechte Widerspiel des Gnadenkreises, der oben um die strahlende Viktoria lief. An manchen Tagen standen Leute droben. Vorm Himmel schienen sie mir schwarz umrandet wie die Figurinen der Klebebilderbogen. Nahm ich nicht Schere oder Leimtopf nur zur Hand, um, nach getaner Arbeit, solche Püppchen vor den Portalen, hinter Büschen, zwischen Pfeilern, und wo es sonst mich lockte, zu verteilen? Geschöpfe solcher seligen Willkür waren droben im Licht die Leute. Ewiger Sonntag war um sie. Oder war es nicht ein ewiger Sedantag?

Das Telephon

Es mag am Bau der Apparate oder der Erinnerung liegen – gewiß ist, daß im Nachhall die Geräusche der ersten Telephongespräche mir sehr anders in den Ohren liegen als die heutigen. Es waren Nachtgeräusche. Keine Muse vermeldet sie. Die Nacht, aus der sie kamen, war die gleiche, die jeder wahren Neugeburt vorhergeht. Und eine neugeborene war die Stimme, die in den Apparaten schlummerte. Auf Tag und Stunde war das Telephon mein Zwillingsbruder. Und so durfte ich erleben, wie es die Erniedrigung der Frühzeit in seiner stolzen Laufbahn überwand. Denn als Kronleuchter, Ofenschirm und Zimmerpalme, Konsole, Gueridon und Erkerbrüstung, die damals in den Vorderzimmern prangten, schon längst verdorben und gestorben waren, hielt, einem sagenhaften Helden gleich, der in der Bergschlucht ausgesetzt gewesen, den dunklen Korridor im Rücken lassend, der Apparat den königlichen Einzug in die gelichteten und helleren, nun von einem jüngeren Geschlecht bewohnten Räume. Ihm wurde er der Trost der

Einsamkeit. Den Hoffnungslosen, die diese schlechte Welt verlassen wollten, blinkte er mit dem Licht der letzten Hoffnung. Mit den Verlassenen teilte er ihr Bett. Auch stand er im Begriff, die schrille Stimme, die er aus dem Exil behalten hatte, zu einem warmen Summen abzudämpfen. Denn was bedurfte es noch mehr an Stätten, wo alles seinem Anruf entgegenträumte oder ihn zitternd wie ein Sünder erwartete. Nicht viele, die heute ihn benutzen, wissen noch, welche Verheerungen einst sein Erscheinen im Schoße der Familien verursacht hat. Der Laut, mit dem er zwischen zwei und vier, wenn wieder ein Schulfreund mich zu sprechen wünschte, anschlug, war ein Alarmsignal, das nicht allein die Mittagsruhe meiner Eltern, sondern die weltgeschichtliche Epoche störte, in deren Mitte sie sich ihr ergaben. Meinungsverschiedenheiten mit den Ämtern waren die Regel, ganz zu schweigen von den Drohungen und Donnerworten, die mein Vater gegen die Beschwerdestelle ausstieß. Doch seine eigentlichen Orgien galten der Kurbel, der er sich minutenlang und bis zur Selbstvergessenheit verschrieb. Und seine Hand war wie ein Derwisch, der der Wollust seines Taumels unterliegt. Mir aber schlug das Herz, ich war gewiß, in solchen Fällen drohe der Beamtin als Strafe ihrer Säumigkeit ein Schlag. In diesen Zeiten hing das Telephon entstellt und ausgestoßen zwischen der Truhe für die schmutzige Wäsche und dem Gasometer in einem Winkel des Hinterkorridors, von wo sein Läuten die Schrecken der Berliner Wohnung nur steigerte. Wenn ich dann, meiner Sinne kaum mehr mächtig, nach langem Tasten durch den finstern Schlauch, anlangte, um den Aufruhr abzustellen, die beiden Hörer, welche das Gewicht von Hanteln hatten, abriß und den Kopf dazwischen preßte, war ich gnadenlos der Stimme ausgeliefert, die da sprach. Nichts war, was die unheimliche Gewalt, mit der sie auf mich eindrang, milderte. Ohnmächtig litt ich, wie sie die Besinnung auf Zeit und Pflicht und Vorsatz mir entwand, die eigene Überlegung nichtig machte, und wie das Medium der Stimme, die von drüben seiner sich bemächtigt, folgt, ergab ich mich dem ersten besten Vorschlag, der durch das Telephon an mich erging.

Schmetterlingsjagd

Gelegentlicher Sommerreisen unbeschadet, bezogen wir, ehe ich zur Schule ging, alljährlich Sommerwohnungen in der Umgebung. An sie erinnerte noch lange an der Wand meines Knabenzimmers der geräumige Kasten mit den Anfängen einer Schmetterlingssammlung, deren älteste Exemplare in dem Garten am Brauhausberge erbeutet waren. Kohlweißlinge mit abgestoßenen Rändern, Zitronenfalter mit zu blanken Flügeln vergegenwärtigten die heißen Jagden, die mich so oft von den gepflegten Gartenwegen fort in eine Wildnis gelockt hatten, in welcher ich ohnmächtig der Verschwörung von Wind und Düften, Laub und Sonne gegenüberstand, die dem Flug der Schmetterlinge gebieten mochten. Sie flatterten auf eine Blüte zu, sie standen über ihr. Den Kescher angehoben, erwartete ich nur noch, daß der Bann, der von der Blüte auf das Flügelpaar zu wirken schien, sein Werk vollendet habe, da entglitt der zarte Leib mit leisen Stößen seitwärts, um genau so reglos eine andere Blüte zu beschatten und genau so plötzlich, ohne sie berührt zu haben, sie zu lassen. Wenn so ein Fuchs oder Ligusterschwärmer, den ich gemächlich hätte überholen können, durch Zögern, Schwanken und Verweilen mich zum Narren machte, dann hätte ich gewünscht, in Licht und Luft mich aufzulösen, nur um ungemerkt der Beute mich zu nähern und sie überwältigen zu können. Und so weit ging der Wunsch mir in Erfüllung, daß jedes Schwingen oder Wiegen der Flügel, in die ich vergafft war, mich selbst anwehte oder überrieselte. Es begann die alte Jägersatzung zwischen uns zu herrschen: je mehr ich selbst in allen Fibern mich dem Tier anschmiegte, je falterhafter ich im Innern wurde, desto mehr nahm dieser Schmetterling in Tun und Lassen die Farbe menschlicher Entschließung an, und endlich war es, als ob sein Fang der Preis sei, um den einzig ich meines Menschendaseins wieder habhaft werden könne. Doch wenn es dann vollbracht war, wurde es ein mühevoller Weg, bis ich vom Schauplatz meines Jagdglücks an das Lager vorgedrungen war, wo Äther, Watte, Nadeln mit bunten Köpfen und Pinzetten in der Botanisiertrommel zum Vorschein kamen. Und wie lag das Revier in meinem Rücken! Gräser waren geknickt, Blumen zertreten worden; der Jagende selber hatte als Dreingabe den eignen Körper seinem Kescher nachgeworfen; und über so viel Zerstörung, Plump-

heit und Gewalt hielt zitternd und dennoch voller Anmut sich in einer Falte des Netzes der erschrockene Schmetterling. Auf diesem mühevollen Wege ging der Geist des Todgeweihten in den Jäger ein. Die fremde Sprache, in welcher dieser Falter und die Blüten vor seinen Augen sich verständigt hatten – nun hatte er einige Gesetze ihr abgewonnen. Seine Mordlust war geringer, seine Zuversicht um so viel größer geworden. Die Luft jedoch, in der sich dieser Falter damals wiegte, ist heute ganz durchtränkt von einem Wort, das seit Jahrzehnten nie mehr mir zu Ohren noch über meine Lippen gekommen ist. Es hat das Unergründliche bewahrt, womit die Namen der Kindheit dem Erwachsenen entgegentreten. Langes Verschwiegenwordensein hat sie verklärt. So zittert durch die schmetterlingserfüllte Luft das Wort »Brauhausberg«. Auf dem Brauhausberge bei Potsdam hatten wir unsere Sommerwohnung. Aber der Name hat alle Schwere verloren, enthält von einem Brauhaus überhaupt nichts mehr und ist allenfalls ein von Bläue umwitterter Berg, der im Sommer sich aufbaute, um mich und meine Eltern zu behausen. Und darum liegt das Potsdam meiner Kindheit in so blauer Luft, als wären seine Trauermäntel oder Admirale, Tagpfauenaugen und Aurorafalter über eine der schimmernden Emaillen von Limoges verstreut, auf denen die Zinnen und Mauern Jerusalems vom dunkelblauen Grunde sich abheben.

Abreise und Rückkehr

Der Lichtstreif unter der Schlafzimmertür, am Vorabend, wenn die andern noch auf waren, – war er nicht das erste Reisesignal? Drang er nicht in die Kindernacht voller Erwartung wie später in die Nacht eines Publikums der Lichtstreif unter dem Bühnenvorhang? Ich glaube, das Traumschiff, das einen damals abholte, ist oft über den Lärm der Gesprächswogen und die Gischt des Tellergeklappers vor unsere Betten geschwankt, und am frühen Morgen hat es uns abgesetzt, fiebrig, als wenn wir die Fahrt schon hinter uns hätten, die wir eben erst antreten sollten. Fahrt in einer ratternden Droschke, die den Landwehrkanal entlang fuhr und in der mir plötzlich das Herz schwer wurde. Gewiß nicht wegen des Kommenden oder des Abschieds; sondern das öde Beisammen-

sitzen, das noch anhielt, noch dauerte, nicht vom Anhauch der Reise wie ein Gespenst vor der Morgendämmerung verflogen war, überschlich mich mit Traurigkeit. Aber nicht lange. Denn wenn der Wagen die Chausseestraße hinter sich hatte, war ich wieder mit den Gedanken unserer Bahnfahrt vorangeeilt. Seither münden für mich die Dünen Koserows oder Wenningstedts hier in der Invalidenstraße, wo den andern die Sandsteinmassen des Stettiner Bahnhofs entgegentreten. Meist aber war in der Frühe das Ziel ein näheres. Nämlich der »Anhalter«, laut des Namens Mutterhöhle der Eisenbahnen, wo die Lokomotiven zu Hause sein und die Züge anhalten mußten. Keine Ferne war ferner, als wo im Nebel seine Gleise zusammenliefen. Doch auch die Nähe, die mich eben noch umfangen hatte, rückte ab. Die Wohnung lag der Erinnerung verwandelt vor. Mit ihren Teppichen, die eingerollt, den Lüstern, die in Sackleinwand vernäht, den Sesseln, die überzogen waren, mit dem Halblicht, das durch die Jalousien sickerte, gab sie, indem wir eben erst den Fuß aufs Trittbrett unseres D-Zug-Wagens setzten, der Erwartung von fremden Sohlen, leisen Tritten Raum, die, vielleicht bald, über die Dielen schleifend, Diebsspuren in den Staub einzeichnen sollten, der seit einer Stunde gemächlich seine Niederlassungen bezog. Daher geschah es, daß ich jedesmal als Heimatloser aus den Ferien kam. Und noch die letzte Kellerhöhle, wo die Lampe schon brannte – nicht erst zu entzünden war – schien mir beneidenswert, mit unserer Wohnung verglichen, die im Westen dunkelte. So boten bei der Heimkehr aus Bansin oder aus Hahnenklee die Höfe mir viel kleine, traurige Asyle an. Dann freilich schloß die Stadt sie wieder ein, als reue ihre Hilfsbereitschaft sie. Wenn dennoch einmal der Zug vor ihnen zögerte, so war es, weil ein Signal kurz vor der Einfahrt uns die Strecke sperrte. Je langsamer er fuhr, desto schneller zerging die Hoffnung, hinter Brandmauern der nahen Elternwohnung zu entkommen. Doch diese überzähligen Minuten, eh alles aussteigt, stehen heute noch in meinen Augen. Mancher Blick hat sie vielleicht gestreift wie in den Höfen. Fenster, die in schadhaften Mauern stecken und hinter denen eine Lampe brennt.

Zu spät gekommen

Die Uhr im Schulhof sah beschädigt aus durch meine Schuld. Sie stand auf »zu spät«. Und auf den Flur drang aus den Klassentüren, die ich streifte, Murmeln von geheimer Beratung. Lehrer und Schüler dahinter waren Freund. Oder alles schwieg still, als erwarte man einen. Unhörbar rührte ich die Klinke an. Die Sonne tränkte den Flecken, wo ich stand. So schändete ich meinen grünen Tag und öffnete. Niemand schien mich zu kennen. Wie der Teufel den Schatten des Peter Schlemihl, hatte der Lehrer mir meinen Namen bei Beginn der Stunde einbehalten. Ich sollte nicht mehr an die Reihe kommen. Leise schaffte ich mit bis Glockenschlag. Aber es war kein Segen dabei.

Wintermorgen

Die Fee, bei der er einen Wunsch frei hat, gibt es für jeden. Allein nur wenige wissen sich des Wunsches zu entsinnen, den sie taten; nur wenige erkennen darum später im eignen Leben die Erfüllung wieder. Ich weiß den, der mir in Erfüllung ging, und will nicht sagen, daß er klüger gewesen ist als der der Märchenkinder. Er bildete sich in mir mit der Lampe, wenn sie am frühen Wintermorgen um halb sieben sich meinem Bette näherte und den Schatten des Kindermädchens an die Decke warf. Im Ofen wurde Feuer angezündet. Bald sah die Flamme, wie in ein viel zu kleines Schubfach eingepfercht, wo sie vor Kohlen kaum sich rühren konnte, zu mir hin. Und doch war es ein so Gewaltiges, das dort in nächster Nähe, kleiner als ich selbst, sich einzurichten anfing, und zu dem die Magd sich tiefer bücken mußte als zu mir. Wenn es versorgt war, tat sie einen Apfel zum Braten in die Ofenröhre. Bald zeichnete sich das Gatter der Kamintür im roten Flackern auf der Diele ab. Und meiner Müdigkeit kam vor, sie habe an diesem Bilde für den Tag genug. So war es um diese Stunde immer; nur die Stimme des Kindermädchens störte den Vollzug, mit dem der Wintermorgen mich den Dingen in meinem Zimmer anzutrauen pflegte. Noch war die Jalousie nicht hochgezogen, da schob ich schon zum erstenmal den Riegel der Ofentür beiseite, um dem Apfel in seiner Röhre nachzuspüren. Manchmal hatte er sein

Arom noch kaum verändert. Und dann geduldete ich mich, bis ich den schaumigen Duft zu wittern glaubte, der aus einer tieferen und verschwiegeneren Zelle des Wintertages kam als selbst der Duft des Baums am Weihnachtsabend. Da lag die dunkle, warme Frucht, der Apfel, der sich, vertraut und doch verändert wie ein guter Bekannter, der verreist war, bei mir einfand. Es war die Reise durch das dunkle Land der Ofenhitze, der er die Arome von allen Dingen abgewonnen hatte, welche der Tag mir in Bereitschaft hielt. Und darum war es auch nicht sonderbar, daß immer, wenn ich an seinen blanken Wangen meine Hände wärmte, ein Zögern mich beschlich, ihn anzubeißen. Ich spürte, daß die flüchtige Kunde, die er in seinem Dufte brachte, allzu leicht mir auf dem Wege über meine Zunge entkommen könne. Jene Kunde, die mich manchmal so beherzte, daß sie mich noch auf dem Marsch zur Schule tröstete. Dort angelangt, kam freilich bei Berührung mit meiner Bank die ganze Müdigkeit, die erst verflogen schien, verzehnfacht wieder. Und mit ihr jener Wunsch: ausschlafen zu können. Ich habe ihn wohl tausendmal getan und später ging er wirklich in Erfüllung. Doch lange dauerte es, bis ich sie darin erkannte, daß noch jedesmal die Hoffnung, die ich auf Stellung und ein sicheres Brot gehegt hatte, umsonst gewesen war.

Steglitzer Ecke Genthiner

In jede Kindheit ragten damals noch die Tanten, die ihr Haus nicht mehr verließen, die immer, wenn wir mit der Mutter zu Besuch erschienen, auf uns gewartet hatten, immer unter dem gleichen schwarzen Häubchen und im gleichen Seidenkleide, aus dem gleichen Lehnstuhl, vom gleichen Erkerfenster uns willkommen hießen. Wie Feen, die ein ganzes Tal durchwirken, ohne noch je darein hinabzusteigen, durchwalteten sie ganze Straßenzüge, ohne jemals in ihnen zu erscheinen. Zu diesen Wesen zählte Tante Lehmann. Ihr guter norddeutscher Name bürgte für ihr Recht, ein Menschenalter lang den Erker zu behaupten, unter dem die Steglitzer in die Genthiner Straße mündet. Die Ecke zählt zu denen, die der Wandel der letzten dreißig Jahre kaum berührte. Nur daß in dieser Zeit der Schleier, der sie mir als Kind verhüllte, fiel. Denn damals hieß sie mir noch nicht nach Steglitz. Der Vogel Stieglitz

schenkte ihr den Namen. Und hauste nicht die Tante wie ein Vogel, der reden kann, in ihrem Bauer? Stets wenn ich ihn betrat, war er erfüllt vom Zwitschern dieses kleinen, schwarzen Vogels, der über alle Nester und Gehöfte der Mark, wo seine Sippe einst verstreut gesessen hatte, hinweggeflogen war und beider Namen – der Dörfer und der Sippschaft – die so oft genau die gleichen waren, im Gedächtnis hatte. Die Tante wußte die Verschwägerungen, Wohnsitze, Glücks- und Unglücksfälle all der Schoenflies, Rawitschers, Landsbergs, Lindenheims und Stargards, die einst als Vieh- oder Getreidehändler im Märkischen und Mecklenburgischen gesessen hatten. Nun aber waren ihre Söhne und vielleicht schon Enkel hier im alten Westen heimisch, in Straßen, die die Namen preußischer Generäle und manchmal auch der kleinen Städte trugen, aus denen sie hierher gezogen waren. Oft wenn in späteren Jahren mein Expreß an solchen abgeschiedenen Flecken vorüberjagte, sah ich vom Bahndamm aus auf Katen, Höfe, Scheuern und Giebel und ich fragte mich: Sind es vielleicht nicht gerade diese hier gewesen, deren Schatten die Eltern jener alten Mütterchen, bei denen ich als kleiner Junge eintrat, vor Zeiten hinter sich gelassen haben. Dort bot mir eine brüchige und spröde Stimme gläsern den guten Tag. Doch war sie nirgends so fein gesponnen und auf das gestimmt, was mich erwartete, wie Tante Lehmanns. Kaum war ich nämlich eingetreten, trug sie Sorge, daß man den großen Glaswürfel vor mich stellte, der ein ganzes lebendiges Bergwerk in sich schloß, worin sich kleine Knappen, Hauer, Steiger mit Karren, Hämmern und Laternen pünktlich im Takte eines Uhrwerks regten. Dies Spielzeug – wenn man es so nennen darf – entstammte einer Zeit, die auch dem Kind des reichen Bürgerhauses noch den Blick auf Arbeitsplätze und Maschinen gönnte. Und unter ihnen allen war das Bergwerk von jeher ausgezeichnet, weil es nicht nur die Schätze wies, die eine harte Arbeit zum Nutzen aller Tüchtigen ihm entwand, sondern auch jenen Silberblick aus seinen Adern, an den das Biedermeier mit Jean Paul, Novalis, Tieck und Werner sich verloren hatte. Doppelt verwahrt war diese Erkerwohnung, wie es für Räume sich gehörte, die so Kostbares in sich zu bergen hatten. Gleich nach dem Haustor fand sich links im Flur die dunkle Tür zur Wohnung mit der Schelle. Wenn sie sich vor mir auftat, führte, steil und atemraubend, eine Stiege aufwärts, wie ich es später nur noch in Bauernhäusern gefunden

habe. Im Schein des trüben Gaslichts, das von oben kam, stand eine alte Dienerin, in deren Schutz ich gleich darauf die zweite Schwelle, die zur Diele dieser düstern Wohnung führte, überschritt. Ich hätte sie mir aber ohne eine von diesen Alten gar nicht denken können. Weil sie mit ihrer Herrschaft einen Schatz, wenn auch verschwiegener Erinnerungen teilten, verstanden sie sie nicht allein aufs Wort, sondern vermochten sie vor jedem Fremden mit allem Anstand zu vertreten. Vor keinem aber leichter als vor mir, auf den sie meist viel besser sich verstanden als die Herrschaft. Und dafür hatte ich dann wieder Blicke der Ehrfurcht, ja Bewunderung für sie. Sie waren, nicht nur leiblich, meist massiver, gewaltiger als die Gebieterinnen, und es kam vor, daß der Salon da drinnen, trotz Bergwerk oder Schokolade, mir nicht so viel zu sagen hatte wie das Vestibül, in dem die alte Stütze, wenn ich kam, das Mäntelchen wie eine Last mir abnahm und, wenn ich ging, die Mütze mir, als wenn sie mich segnen wollte, in die Stirne drückte.

Die Speisekammer

Im Spalt des kaum geöffneten Speiseschranks drang meine Hand wie ein Liebender durch die Nacht vor. War sie dann in der Finsternis zu Hause, tastete sie nach Zucker oder Mandeln, nach Sultaninen oder Eingemachtem. Und wie der Liebhaber, ehe er's küßt, sein Mädchen umarmt, hatte der Tastsinn mit ihnen ein Stelldichein, ehe der Mund ihre Süßigkeit kostete. Wie gab der Honig, gaben Haufen von Korinthen, gab sogar Reis sich schmeichelnd in die Hand. Wie leidenschaftlich dies Begegnen beider, die endlich nun dem Löffel entronnen waren. Dankbar und wild wie eine, die man aus dem Elternhause sich geraubt hat, gab hier die Erdbeermarmelade ohne Semmel und gleichsam unter Gottes freiem Himmel sich zu schmecken, und selbst die Butter erwiderte mit Zärtlichkeit die Kühnheit eines Werbers, der in ihre Mägdekammer vorstieß. Die Hand, der jugendliche Don Juan, war bald in alle Zellen und Gelasse eingedrungen, hinter sich rinnende Schichten und strömende Mengen: Jungfräulichkeit, die ohne Klagen sich erneuerte.

Erwachen des Sexus

In einer jener Straßen, die ich später auf Wanderungen, die kein Ende nahmen, nachts durchstreifte, überraschte mich, als es an der Zeit war, das Erwachen des Geschlechtstriebs unter den sonderbarsten Umständen. Es war am jüdischen Neujahrstage und die Eltern hatten Anstalten getroffen, in irgendeiner gottesdienstlichen Feier mich unterzubringen. Wahrscheinlich handelte es sich um die Reformgemeinde, der meine Mutter aus Familientradition einige Sympathie entgegenbrachte, während meinem Vater von Hause aus der orthodoxe Ritus vertraut war. Er mußte aber nachgeben. Man hatte mich für diesen Feiertag einem entfernteren Verwandten anbefohlen, den ich abholen sollte. Aber sei es, daß ich dessen Adresse vergessen hatte, sei es, daß ich mich in der Gegend nicht zurechtfand – es wurde später und später und mein Umherirren immer aussichtsloser. Selbständig in die Synagoge mich zu trauen, konnte gar nicht in Frage kommen, denn mein Beschützer hatte die Einlaßkarten. An meinem Mißgeschicke trug die Hauptschuld Abneigung gegen den fast Unbekannten, auf den ich angewiesen war, und Argwohn gegen die religiösen Zeremonien, die nur Verlegenheit in Aussicht stellten. Da überkam mich, mitten in meiner Ratlosigkeit, mit einem Male eine heiße Welle der Angst – »zu spät, die Synagoge ist verpaßt« –, noch ehe sie verebbt war, ja genau im gleichen Augenblicke aber eine zweite vollkommener Gewissenlosigkeit – »das alles mag laufen wie es will, mich geht's nichts an«. Und beide Wellen schlugen unaufhaltsam im ersten großen Lustgefühl zusammen, in dem die Schändung des Feiertags sich mit dem Kupplerischen der Straße mischte, die mich hier zuerst die Dienste ahnen ließ, welche sie den erwachten Trieben leisten sollte.

Eine Todesnachricht

Man hat das déjà vu oft beschrieben. Ist die Bezeichnung eigentlich glücklich? Sollte man nicht von Begebenheiten reden, welche uns betreffen wie ein Echo, von dem der Hall, der es erweckte, irgendwann im Dunkel des verflossenen Lebens ergangen scheint. Im übrigen entspricht dem, daß der Chock, mit dem ein Augen-

blick als schon gelebt uns ins Bewußtsein tritt, meist in Gestalt von einem Laut uns zustößt. Es ist ein Wort, ein Rauschen oder Pochen, dem die Gewalt verliehen ist, unvorbereitet uns in die kühle Gruft des Einst zu rufen, von deren Wölbung uns die Gegenwart nur als ein Echo scheint zurückzuhallen. Seltsam, daß man noch nicht dem Gegenbild dieser Entrückung nachgegangen ist – dem Chock, mit dem ein Wort uns stutzen macht wie ein vergessener Muff in unserm Zimmer. Wie uns dieser auf eine Fremde schließen läßt, die da war, so gibt es Worte oder Pausen, die uns auf jene unsichtbare Fremde schließen lassen: die Zukunft, welche sie bei uns vergaß. Ich mag fünf Jahre alt gewesen sein. An einem Abend – ich lag bereits im Bett – erschien mein Vater. Wahrscheinlich um mir gute Nacht zu sagen. Es war halb gegen seinen Willen, denke ich, daß er die Nachricht vom Tode eines Vetters mir erzählte. Das war ein älterer Mann, der mich nichts anging. Mein Vater aber gab die Nachricht mit allen Einzelheiten. Er beschrieb, auf meine Frage, was ein Herzschlag sei, und war weitschweifig. Von der Erzählung nahm ich nicht viel auf. Wohl aber habe ich an diesem Abend mein Zimmer und mein Bett mir eingeprägt wie man sich einen Ort genauer merkt, von dem man ahnt, man werde eines Tages etwas Vergessenes von dort holen müssen. Nach vielen Jahren erst erfuhr ich, was. In diesem Zimmer hatte mir mein Vater ein Stück der Neuigkeit verschwiegen. Nämlich der Vetter war an Syphilis gestorben.

Markthalle Magdeburger Platz

Vor allem denke man nicht, daß es Markt-Halle hieß. Nein, man sprach »Mark-Thalle«, und wie diese beiden Wörter in der Gewohnheit des Sprechens verschliffen waren, daß keines seinen ursprünglichen Sinn beibehielt, so waren in der Gewohnheit meines Gangs durch diese Halle verschliffen alle Bilder, welche sie gewährte, so daß ihrer keines sich dem ursprünglichen Begriff von Einkauf oder Verkauf darbot. Hatte man den Vorraum mit den schweren, in kräftigen Spiralen schwingenden Türen hinter sich gelassen, heftete sich der erste Blick auf Fliesen, die von Fischwasser oder Spülwasser schlüpfrig waren und auf denen man leicht auf Karotten ausgleiten konnte oder auf Lattichblättern.

Hinter Drahtverschlägen, jeder behaftet mit einer Nummer, thronten die schwerbeweglichen Weiber, Priesterinnen der käuflichen Ceres, Marktweiber aller Feld- und Baumfrüchte, aller eßbaren Vögel, Fische und Säuger, Kupplerinnen, unantastbare strickwollene Kolosse, welche von Stand zu Stand mit einander, sei es mit einem Blitzen der großen Knöpfe, sei es mit einem Klatschen auf ihre Schürze, sei es mit busenschwellendem Seufzen, verkehrten. Brodelte, quoll und schwoll es nicht unterm Saum ihrer Röcke, war nicht dies der wahrhaft fruchtbare Boden? Warf nicht in ihren Schoß ein Marktgott selber die Ware: Beeren, Schaltiere, Pilze, Klumpen von Fleisch und Kohl, unsichtbar beiwohnend ihnen, die sich ihm gaben, während sie träge, gegen Tonnen gelehnt oder die Waage mit schlaffen Ketten zwischen den Knien, schweigend die Reihen der Hausfrauen musterten, die mit Taschen und Netzen beladen mühsam die Brut vor sich durch die glatten, stinkenden Gassen zu steuern suchten. Wenn es dann aber dämmerte und man müde wurde, sank man tiefer als ein erschöpfter Schwimmer. Endlich trieb man im lauen Strom stummer Kunden dahin, die wie Fische auf die stachligen Riffe glotzten, wo die schwammigen Najaden sich's wohl sein ließen.

Verstecke

Ich kannte in der Wohnung schon alle Verstecke und kam in sie wie in ein Haus zurück, in dem man sicher ist, alles beim alten zu finden. Mir schlug das Herz, ich hielt den Atem an. Hier war ich in die Stoffwelt eingeschlossen. Sie ward mir ungeheuer deutlich, kam mir sprachlos nah. So wird erst einer, den man aufhängt, inne, was Strick und Holz sind. Das Kind, das hinter der Portiere steht, wird selbst zu etwas Wehendem und Weißem, zum Gespenst. Der Eßtisch, unter den es sich gekauert hat, läßt es zum hölzernen Idol des Tempels werden, wo die geschnitzten Beine die vier Säulen sind. Und hinter einer Türe ist es selber Tür, ist mit ihr angetan als schwerer Maske und wird als Zauberpriester alle behexen, die ahnungslos eintreten. Um keinen Preis darf es gefunden werden. Wenn es Gesichter schneidet, sagt man ihm, braucht nur die Uhr zu schlagen und es muß so bleiben. Was Wahres daran ist, erfuhr ich im Versteck. Wer mich entdeckte, konnte

mich als Götzen unterm Tisch erstarren machen, für immer als Gespenst in die Gardine mich verweben, auf Lebenszeit mich in die schwere Tür bannen. Ich ließ darum mit einem lauten Schrei den Dämon, der mich so verwandelte, ausfahren, wenn der Suchende mich griff – ja, wartete den Augenblick nicht ab und kam mit einem Schrei der Selbstbefreiung ihm zuvor. Darum wurde ich den Kampf mit dem Dämon nicht müde. Die Wohnung war dabei das Arsenal der Masken. Doch einmal jährlich lagen an geheimnisvollen Stellen, in ihren leeren Augenhöhlen, ihrem starren Mund, Geschenke, die magische Erfahrung wurde Wissenschaft. Die düstere Wohnung entzauberte ich als ihr Ingenieur und suchte Ostereier.

Zwei Rätselbilder

Unter den Ansichtskarten meiner Sammlung gab es einige wenige, deren Schriftseite mir deutlicher in der Erinnerung haftet als ihr Bild. Sie trugen die schöne, leserliche Unterschrift: Helene Pufahl. Das war der Name meiner Lehrerin. Das P, mit dem er anhob, war das P von Pflicht, von Pünktlichkeit, von Primus; f hieß folgsam, fleißig, fehlerfrei, und was das l am Ende anging, war es die Figur von lammfromm, lobenswert und lernbegierig. So wäre diese Unterschrift, wenn sie, wie die semitischen, aus Konsonanten allein bestanden hätte, nicht nur Sitz der kalligraphischen Vollkommenheit gewesen, sondern die Wurzel aller Tugenden.

Knaben und Mädchen aus den besten Häusern des bürgerlichen Westens saßen in Fräulein Pufahls Zirkel. Im einzelnen nahm man es nicht genau, so daß sich in den Kreis der Bürgerlichen auch eine Adlige verirren konnte. Luise von Landau hieß sie, und der Name hatte mich bald in seinen Bann gezogen. Bis heute blieb er mir lebendig, doch nicht darum. Er war vielmehr der erste unter denen Gleichaltriger, auf den ich den Akzent des Todes fallen hörte. Das war, nachdem ich, unserem Zirkel schon entwachsen, ein Angehöriger der Sexta war. Und wenn ich nun ans Lützowufer kam, suchte ich mit den Blicken stets ihr Haus. Zufällig lag es einem Gärtchen gegenüber, das, am anderen Ufer, in das Wasser hängt. Und das verwob sich mit der Zeit so innig mit dem ge-

liebten Namen, daß ich schließlich zur Überzeugung kam, das Blumenbeet, das drüben unberührbar prange, sei der Kenotaph der kleinen Abgeschiedenen.
Fräulein Pufahl wurde abgelöst von Herrn Knoche. Nun war ich eingeschult. Was sich im Klassenzimmer zutrug, stieß mich meist ab. Doch nicht bei einem seiner Strafgerichte ist es, daß die Erinnerung Herrn Knoche trifft, vielmehr im Amt des Sehers, der das Künftige voraussagt, und das ihm nicht schlecht anstand. Wir hatten Singen. Geübt wurde das Reiterlied aus »Wallenstein«: »Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! / Ins Feld, in die Freiheit gezogen! / Im Felde, da ist der Mann noch was wert, / Da wird das Herz noch gewogen.« Herr Knoche wollte von der Klasse wissen, was denn der letzte Vers bedeuten solle. Natürlich konnte niemand Antwort geben. Herrn Knoche aber schien das eben recht, und er erklärte: »Das werdet ihr verstehen, wenn ihr groß seid.«
Damals erschien mir das Ufer des Erwachsenseins durchs Flußband vieler Jahre von dem meinen so geschieden wie jenes Ufer des Kanals, von dem das Blumenbeet herübersah und das beim Spaziergang an der Hand des Kinderfräuleins nie betreten wurde. Später, als mein Weg von keinem mehr mir vorgeschrieben wurde und ich auch schon das »Reiterlied« verstand, kam ich manchmal dicht in der Nähe des Beetes am Landwehrkanal vorüber. Aber nun schien es seltener zu blühen. Und von dem Namen, den wir einst zusammen festgehalten hatten, wußte es nicht mehr als jener Vers des Reiterlieds, jetzt, da ich ihn verstand, von jenem Sinn enthielt, den uns Herr Knoche in der Gesangsstunde verheißen hatte. Das leere Grab und das gewogene Herz – zwei Rätselbilder, deren Lösung mir das Leben weiter schuldig bleiben wird.

Der Fischotter

Wie man aus der Wohnung, wo einer haust, und aus dem Stadtviertel, das er bewohnt, sich ein Bild von seiner Natur und Wesensart macht, hielt ich es mit den Tieren des Zoologischen Gartens. Von den Straußen, welche vor einem Hintergrund von Sphinxen und Pyramiden Spalier bildeten, bis zu dem Nilpferd, das seine Pagode wie ein Zauberpriester bewohnte, der auf dem

Wege ist, leibhaftig mit dem Dämon, dem er dient, sich zu verschmelzen, war kaum ein Tier, dessen Behausung ich nicht liebte oder fürchtete. Seltner waren die unter ihnen, die schon durch die Lage des Hauses etwas Besonderes hatten – meist Insassen des Weichbilds: jener Teile, mit denen der Zoologische Garten an die Kaffeeschenken oder das Ausstellungsgelände anstieß. Vor allen andern Bewohnern solcher Gegenden war aber der Fischotter bemerkenswert. Unter den drei Portalen war ihm das an der Lichtensteinbrücke zunächst gelegen. Es war bei weitem das am wenigsten benutzte, führte auch in die abgestorbenste Region des Gartens. Die Allee, die den Besucher da empfing, ähnelte mit den weißen Kugeln ihrer Kandelaber einer verlassenen Promenade von Eilsen oder Bad Pyrmont, und lange ehe diese Orte so verödet lagen, daß sie antiker als Thermen sind, trug dieser Winkel des Zoologischen Gartens die Züge des Kommenden. Es war ein prophetischer Winkel. Denn wie es Pflanzen gibt, von denen man erzählt, daß sie die Kraft besitzen, in die Zukunft sehen zu lassen, so gibt es Orte, die die gleiche Gabe haben. Verlassene sind es meist, auch Wipfel, die gegen Mauern stehn, Sackgassen oder Vorgärten, wo kein Mensch sich jemals aufhält. An solchen Orten scheint es, als sei alles, was eigentlich uns bevorsteht, ein Vergangenes. In diesem Teile des Zoologischen Gartens also war es, wo immer, wenn ich mich dahin verirrte, ein Blick mir über den Brunnenrand vergönnt war, welcher hier wie in der Mitte eines Kurparks aufstieg. Das war der Zwinger des Fischotters. Ein Zwinger in der Tat; denn starke Stäbe vergitterten die Brüstung des Bassins, in dem das Tier sich aufhielt. Ein kleiner Fels- und Grottenbau umsäumte im Hintergrunde das Oval des Beckens. Er war als Wohnung für das Tier gedacht; doch habe ich es niemals darin angetroffen. Und so verblieb ich häufig, endlos wartend, vor dieser unergründlichen und schwarzen Tiefe, um irgendwo den Otter zu entdecken. Gelang es endlich, war es sicher nur für einen Nu, denn augenblicklich war der gleißende Insasse der Zisterne wieder von neuem in der nassen Nacht verschwunden. Gewiß, in Wahrheit war es keine Zisterne, in der man den Otter hielt. Doch wenn ich in sein Wasser blickte, war mir immer, als stürze Regen in alle Gullis der Stadt, nur um in dieses Becken zu münden und sein Tier zu speisen. Denn es war ein verwöhntes Tier, das hier behaust war und dem die leere, feuchte Grotte mehr als Tempel denn als Zu-

fluchtsstätte diente. Es war das heilige Tier des Regenwassers. Ob es aber in diesen Abwässern und Wässern sich gebildet habe oder von seinem Strömen und von seinem Rinnsale nur sich speise, hätte ich nicht entscheiden können. Immer war es aufs äußerste beschäftigt, so als wenn es in seiner Tiefe unentbehrlich sei. Aber ich hätte liebe, lange Tage die Stirne an sein Gatter legen können, ohne mich an ihm sattzusehen. Und auch darin bewies es seine heimliche Verwandtschaft mit dem Regen. Denn niemals war der liebe, lange Tag mir lieber, niemals länger, als wenn Regen mit seinen feinen oder groben Zähnen ihm langsam Stunden und Minuten strähnte. So folgsam wie ein kleines Mädchen beugte er den Scheitel unter diesen grauen Kamm. Und unersättlich sah ich ihm dann zu. Ich wartete. Nicht bis es nachließ. Sondern daß es mehr und immer üppiger herunterrausche. Ich hörte es an die Scheiben trommeln, aus den Traufen strömen und gurgelnd in die Abflußrohre niederrauschen. Im guten Regen war ich ganz geborgen. Und meine Zukunft rauschte es mir zu, wie man ein Schlaflied an der Wiege singt. Wie gut begriff ich, daß man in ihm wächst. In solchen Stunden hinterm trüben Fenster war ich bei dem Fischotter zu Hause. Doch eigentlich merkte ich das immer erst, wenn ich das nächstemal vorm Zwinger stand. Dann mußte ich wieder lange warten, bis der schwarze, gleißende Leib heraufschoß, um sogleich zu eiligen Geschäften hinabzuschnellen.

Blumeshof 12

Keine Klingel schlug freundlicher an. Hinter der Schwelle dieser Wohnung war ich geborgener als selbst in der elterlichen. Übrigens hieß es nicht Blumes-Hof, sondern Blume-zoof, und es war eine riesige Plüschblume, die so, aus krauser Hülle, mir ins Gesicht fuhr. In ihrem Innern saß die Großmutter; die Mutter meiner Mutter. Sie war Witwe. Wenn man die alte Dame auf ihrem teppichbelegten und mit einer kleinen Balustrade verzierten Erker, welcher auf den Blumeshof herausging, besuchte, konnte man sich schwerlich denken, wie sie große Seefahrten oder gar Ausflüge in die Wüste unter Leitung von »Stangens Reisen« unternommen hatte, an die sie sich alle paar Jahre anschloß. Madonna di Campiglio und Brindisi, Westerland und Athen und von wo sonst sie

auf ihren Reisen Ansichtskarten schickte – in ihnen allen stand die Luft von Blumeshof. Und die große, bequeme Handschrift, die den Fuß der Bilder umspielte oder sich in ihrem Himmel wölkte, zeigte sie so ganz und gar von meiner Großmutter bewohnt, daß sie zu Kolonien des Blumeshof wurden. Wenn dann ihr Mutterland sich wieder auftat, betrat ich dessen Dielen so voll Scheu, als hätten sie mit ihrer Herrin auf den Wellen des Bosporus getanzt und als verberge sich in den Persern noch der Staub von Samarkand.

Mit welchen Worten das unvordenkliche Gefühl von bürgerlicher Sicherheit umschreiben, das von dieser Wohnung ausging? Das Inventar in ihren vielen Zimmern würde heute keinem Trödler Ehre machen. Denn wenn auch die Erzeugnisse der siebziger Jahre so viel solider waren als die späteren des Jugendstils – das Unverwechselbare an ihnen war der Schlendrian, mit dem sie dem Lauf der Zeit die Dinge überließen und sich, was ihre Zukunft anbetraf, allein der Haltbarkeit des Materials und nirgends der Vernunftberechnung anvertrauten. Das Elend konnte in diesen Räumen keine Stelle haben, in denen ja nicht einmal der Tod sie hatte. Es gab in ihnen keinen Platz zum Sterben; darum starben ihre Bewohner in den Sanatorien, die Möbel aber kamen gleich im ersten Erbgang an den Händler. In ihnen war der Tod nicht vorgesehen. Darum erschienen sie bei Tage so gemütlich und wurden nachts der Schauplatz böser Träume. Das Stiegenhaus, das ich betrat, erwies sich als Wohnsitz eines Alps, der mich zuerst an allen Gliedern schwer und kraftlos machte, um schließlich, als mich nur noch wenige Schritte von der ersehnten Schwelle trennten, mich in Bann zu schlagen. Dergleichen Träume sind der Preis gewesen, mit dem ich die Geborgenheit erkaufte. Die Großmutter starb nicht im Blumeshof. Ihr gegenüber wohnte lange Zeit die Mutter meines Vaters, die schon älter war. Auch sie starb anderswo. So ist die Straße mir zum Elysium, zum Schattenreich unsterblicher, doch abgeschiedener Großmütter geworden. Und weil die Phantasie, wenn sie einmal den Schleier über eine Gegend geworfen hat, gern seine Ränder von unfaßlichen Launen sich kräuseln läßt, hat sie ein Kolonialwarengeschäft, das in der Nähe liegt, zu einem Denkmal des Großvaters gemacht, der Kaufmann war, nur weil sein Inhaber auch Georg hieß. Das Brustbild dieses Frühverstorbenen hing lebensgroß und als Pendant zu jenem seiner Frau im Flur,

der zu den abgelegeneren Teilen der Wohnung führte. Wechselnde Gelegenheiten riefen sie ins Leben. Der Besuch einer verheirateten Tochter eröffnete ein längst außer Gebrauch gekommenes Spindenzimmer; ein anderes Hinterzimmer nahm mich auf, wenn die Erwachsenen Mittagsruhe hielten; ein drittes war es, aus dem das Scheppern der Nähmaschine an den Tagen drang, an denen eine Schneiderin ins Haus kam. Der wichtigste von diesen abgelegenen Räumen war für mich die Loggia, sei es, weil sie, bescheidener möbliert, von den Erwachsenen weniger geschätzt war, sei es, weil gedämpft der Straßenlärm heraufdrang, sei es, weil sie mir den Blick auf fremde Höfe mit Portiers, Kindern und Leierkastenmännern freigab. Es waren übrigens mehr Stimmen als Gestalten, die von der Loggia sich eröffneten. Auch war das Viertel vornehm und das Treiben auf seinen Höfen niemals sehr bewegt; etwas von der Gelassenheit der Reichen, für die die Arbeit hier verrichtet wurde, hatte sich dieser selber mitgeteilt, und alles schien bereit, ganz unversehens in tiefen Sonntagsfrieden zu verfallen. Darum war der Sonntag der Tag der Loggia. Der Sonntag, den die andern Räume, die wie schadhaft waren, nie ganz fassen konnten, denn er sickerte durch sie hindurch – allein die Loggia, die auf den Hof mit seinen Teppichstangen und den andern Loggien hinausging, faßte ihn, und keine Schwingung der Glockenfracht, mit der die Zwölf-Apostel- und die Matthäi-Kirche sie beluden, glitt von ihr hinab, sondern bis Abend blieben sie dort aufgestapelt. Die Zimmer dieser Wohnung waren nicht nur zahlreich, sondern zum Teil sehr ausgedehnt. Der Großmutter auf ihrem Erker guten Tag zu sagen, wo neben ihrem Nähkorb dann sehr bald Obst oder Schokolade vor mir stand, mußte ich durch das riesige Speisezimmer, um dann das Erkerzimmer zu durchwandern.

Aber der erste Weihnachtsfeiertag erst zeigte, wozu denn eigentlich diese Räume geschaffen waren. Freilich war der Beginn des großen Festes alljährlich mit einer sonderbaren Schwierigkeit verbunden. Die langen Tafeln nämlich, welche der Bescherung dienten, waren der Menge der Beschenkten wegen dicht bestellt. Es war da nicht nur die Familie in allen ihren Verzweigungen bedacht; auch die Bedienung hatte ihre Plätze unterm Baum und neben der jeweiligen auch die alte, die schon im Ruhestande war. So nahe darum Platz an Platz stieß, war man nie vor unvorhergesehenen Gebietsverlusten sicher, wenn nachmittags, nach Schluß

des großen Essens noch einem alten Faktotum oder dem Portierkind aufzudecken war. Aber nicht darin lag die Schwierigkeit, sondern zu Anfang, wenn die Flügeltür sich auftat. Im Hintergrund des großen Zimmers glitzerte der Baum. An den langen Tafeln war keine Stelle, von der nicht zumindest ein bunter Teller mit dem Marzipan und seinen Tannenzweigen lockte; dazu winkten von vielen Spielsachen und Bücher. Besser, nicht zu genau sich auf sie einzulassen. Ich hätte mir den Tag verderben können, wenn ich mich vorschnell auf Geschenke stimmte, die dann rechtmäßiger Besitz von andern wurden. Dem zu entgehen, blieb ich auf der Schwelle wie angewurzelt stehen, auf den Lippen ein Lächeln, von dem keiner hätte sagen können, ob der Glanz des Baumes es in mir erweckte oder aber der der mir bestimmten Gaben, denen ich mich, überwältigt, nicht zu nahen wagte. Aber am Ende war es ein Drittes, was tiefer als die vorgetäuschten Gründe und sogar als mein echter mich bestimmte. Denn noch gehörten die Geschenke dort ein wenig mehr dem Geber als mir selbst. Sie waren spröde; groß war meine Angst, sie ungeschickt vor aller Augen anzufassen. Erst draußen auf der Diele, wo das Mädchen sie uns mit Packpapier umwickelte und ihre Form in Bündeln und Kartons verschwunden war, um uns an ihrer Statt als Bürgschaft ihr Gewicht zu hinterlassen, waren wir ganz der neuen Habe sicher. Das war nach vielen Stunden. Wenn wir dann, die Sachen fest eingeschlagen und verschnürt am Arm, in die Dämmerung hinaustraten, die Droschke vor der Haustür wartete, der Schnee unangetastet auf Gesimsen und Staketen, getrübter auf dem Pflaster lag, vom Lützowufer her Geklingel eines Schlittens anging und die Gaslaternen, die eine nach der andern sich erhellten, den Gang des Laternenanzünders verrieten, der auch an diesem süßen Feiertagabend seine Stange hatte schultern müssen – dann war die Stadt so in sich selbst versunken wie ein Sack, der schwer von mir und meinem Glück war.

Die Mummerehlen

In einem alten Kinderverse kommt die Muhme Rehlen vor. Weil mir nun »Muhme« nichts sagte, wurde dies Geschöpf für mich zu einem Geist: der Mummerehlen. Das Mißverstehen verstellte mir

die Welt. Jedoch auf gute Art; es wies die Wege, die in ihr Inneres führten. Ein jeder Anstoß war ihm recht.
So wollte der Zufall, daß in meinem Beisein einmal von Kupferstichen war gesprochen worden. Am Tag darauf steckte ich unterm Stuhl den Kopf hervor: das war ein »Kopf-verstich«. Wenn ich dabei mich und das Wort entstellte, tat ich nur, was ich tun mußte, um im Leben Fuß zu fassen. Beizeiten lernte ich es, in die Worte, die eigentlich Wolken waren, mich zu mummen. Die Gabe, Ähnlichkeiten zu erkennen, ist ja nichts als ein schwaches Überbleibsel des alten Zwangs, ähnlich zu werden und sich zu verhalten. Den aber übten Worte auf mich aus. Nicht solche, die mich Mustern der Gesittung, sondern Wohnungen, Möbeln, Kleidern ähnlich machten.
Nur meinem eigenen Bilde nie. Und darum wurde ich so ratlos, wenn man Ähnlichkeit mit mir selbst von mir verlangte. Das war beim Photographen. Wohin ich blickte, sah ich mich umstellt von Leinwandschirmen, Polstern, Sockeln, die nach meinem Bilde gierten wie die Schatten des Hades nach dem Blut des Opfertieres. Am Ende brachte man mich einem roh gepinselten Prospekt der Alpen dar, und meine Rechte, die ein Gemsbarthütlein erheben mußte, legte auf die Wolken und Firnen der Bespannung ihren Schatten. Doch das gequälte Lächeln um den Mund des kleinen Älplers ist nicht so betrübend wie der Blick, der aus dem Kinderantlitz, das im Schatten der Zimmerpalme liegt, sich in mich senkt. Sie stammt aus einem jener Ateliers, welche mit ihren Schemeln und Stativen, Gobelins und Staffeleien etwas vom Boudoir und von der Folterkammer haben. Ich stehe barhaupt da; in meiner Linken einen gewaltigen Sombrero, den ich mit einstudierter Grazie hängen lasse. Die Rechte ist mit einem Stock befaßt, dessen gesenkter Knauf im Vordergrund zu sehen ist, indessen sich sein Ende in einem Büschel von Pleureusen birgt, die sich von einem Gartentisch ergießen. Ganz abseits, neben der Portiere, stand die Mutter starr, in einer engen Taille. Wie eine Schneiderfigurine blickt sie auf meinen Samtanzug, der seinerseits mit Posamenten überladen und von einem Modeblatt zu stammen scheint. Ich aber bin entstellt vor Ähnlichkeit mit allem, was hier um mich ist. Ich hauste so wie ein Weichtier in der Muschel haust im neunzehnten Jahrhundert, das nun hohl wie eine leere Muschel vor mir liegt. Ich halte sie ans Ohr.

Was höre ich? Ich höre nicht den Lärm von Feldgeschützen oder von Offenbachscher Ballmusik, auch nicht das Heulen der Fabriksirenen oder das Geschrei, das mittags durch die Börsensäle gellt, nicht einmal Pferdetrappeln auf dem Pflaster oder die Marschmusik der Wachtparade. Nein, was ich höre, ist das kurze Rasseln des Anthrazits, der aus dem Blechbehälter in einen Eisenofen niederfällt, es ist der dumpfe Knall, mit dem die Flamme des Gasstrumpfs sich entzündet, und das Klirren der Lampenglocke auf dem Messingreifen, wenn auf der Straße ein Gefährt vorbeikommt. Noch andere Geräusche, wie das Scheppern des Schlüsselkorbs, die beiden Klingeln an der Vorder- und der Hintertreppe; endlich ist auch ein kleiner Kindervers dabei. »Ich will dir was erzählen von der Mummerehlen.«
Das Verschen ist entstellt; doch hat die ganze entstellte Welt der Kindheit darin Platz. Die Muhme Rehlen, die einst in ihm saß, war schon verschollen als ich es zuerst gesagt bekam. Die Mummerehlen aber war noch schwerer aufzuspüren. Gelegentlich vermutete ich sie im Affen, welcher auf dem Tellergrund im Dunst von Graupen oder Sago schwamm. Ich aß die Suppe, um ihr Bild zu klären. Im Mummelsee war sie vielleicht zu Haus und seine trägen Wasser lagen ihr wie eine graue Pelerine an. Was man von ihr erzählt hat – oder mir wohl nur erzählen wollte –, weiß ich nicht. Sie war das Stumme, Lockere, Flockige, das gleich dem Schneegestöber in den kleinen Glaskugeln sich im Kern der Dinge wölkt. Manchmal wurde ich darin umgetrieben. Das war, wenn ich beim Tuschen saß. Die Farben, die ich dann mischte, färbten mich. Noch ehe ich sie an die Zeichnung legte, vermummten sie mich selber. Wenn sie feucht auf der Palette ineinanderschwammen, nahm ich sie so behutsam auf den Pinsel, als seien sie zerfließendes Gewölk.
Von allem aber, was ich wiedergab, war mir das China-Porzellan am liebsten. Ein bunter Schorf bedeckte jene Vasen, Gefäße, Teller, Dosen, die gewiß nur billige Exportartikel waren. Mich fesselten sie dennoch so, als hätte ich damals die Geschichte schon gekannt, die mich nach so viel Jahren noch einmal zum Werk der Mummerehlen hingeleitet. Sie stammt aus China und erzählt von einem alten Maler, der den Freunden sein neuestes Bild zu sehen gab. Ein Park war darauf dargestellt, ein schmaler Weg am Wasser und durch einen Baumschlag hin, der lief vor einer kleinen

Türe aus, die hinten in ein Häuschen Einlaß bot. Wie sich die Freunde aber nach dem Maler umsahen, war der fort und in dem Bild. Da wandelte er auf dem schmalen Weg zur Tür, stand vor ihr still, kehrte sich um, lächelte und verschwand in ihrem Spalt. So war auch ich bei meinen Näpfen und den Pinseln auf einmal ins Bild entstellt. Ich ähnelte dem Porzellan, in das ich mit einer Farbenwolke Einzug hielt.

Die Farben

In unserem Garten gab es einen verlassenen, morschen Pavillon. Ich liebte ihn der bunten Fenster wegen. Wenn ich in seinem Innern von Scheibe zu Scheibe strich, verwandelte ich mich; ich färbte mich wie die Landschaft, die bald lohend und bald verstaubt, bald schwelend und bald üppig im Fenster lag. Es ging mir wie beim Tuschen, wo die Dinge mir ihren Schoß auftaten, sobald ich sie in einer feuchten Wolke überkam. Ähnliches begab sich mit Seifenblasen. Ich reiste in ihnen durch die Stube und mischte mich ins Farbenspiel der Kuppel bis sie zersprang. Am Himmel, mit einem Schmuckstück, in einem Buch verlor ich mich an Farben. Kinder sind ihre Beute auf allen Wegen. Man konnte damals Schokolade in zierlichen, kreuzweis gebündelten Päckchen kaufen, in denen jedes Täfelchen für sich in farbiges Stanniolpapier verpackt war. Das kleine Bauwerk, dem ein rauher Goldfaden seinen Halt gab, prunkte mit grün und gold, blau und orange, rot und silber; nirgends stießen zwei gleich verpackte Stücke aneinander. Aus diesem funkelnden Verhau brachen die Farben eines Tages auf mich herein, und ich spüre die Süßigkeit noch, an der mein Auge sich damals vollsog. Es war die Süßigkeit der Schokolade, mit der sie mir mehr im Herzen als auf der Zunge zergehen wollten. Denn ehe ich den Lockungen des Naschwerks erlegen war, hatte der höhere Sinn mit einem Schlage den niederen in mir überflügelt und mich entrückt.

Gesellschaft

Meine Mutter hatte ein Schmuckstück von ovaler Form. Es war so groß, daß man es auf der Brust nicht tragen konnte, und so erschien es jedesmal, wenn sie es antat, an ihrem Gürtel. Sie trug es aber, wenn sie in Gesellschaft ging; zu Hause nur, wenn wir selber eine hatten. Es prunkte mit einem großen, blitzenden und gelben Steine, der die Mitte war, und einer Anzahl mäßig großer, die in vielen Farben – grün, blau, gelb, rosa, purpur – ihn umstanden. Dies Schmuckstück war, so oft ich es erblickte, mein Entzücken. Denn in den tausend kleinen Feuern, die aus seinen Rändern schossen, saß, vernehmlich, eine Tanzmusik. Die wichtige Minute, da die Mutter es der Schatulle, wo es lag, entnahm, ließ seine Doppelmacht zum Vorschein kommen. Es war mir die Gesellschaft, deren Sitz in Wahrheit auf der Schärpe meiner Mutter war; es war mir aber auch der Talisman, der sie vor allem schützte, was von draußen bedrohlich für sie werden konnte. In seinem Schutze war auch ich geborgen.
Nur konnte er nicht hindern, daß ich auch an jenen seltnen Abenden, an denen es ihn zu sehen gab, zu Bett gehen mußte. Doppelt verdroß mich das, wenn bei uns selbst Gesellschaft war. Doch drang sie mir über meine Schwelle, und ich stand in dauerndem Rapport mit ihr, sobald das erste Klingelzeichen erschollen war. Für eine Weile setzte nun die Klingel dem Korridor fast unablässig zu. Nicht weniger beängstigend, weil sie kürzer, präziser anschlug als an andern Tagen. Mich täuschte sie darüber nicht, daß sich ein Anspruch in ihr verlautbarte, der weiter ging als der, mit dem sie sonst sich geltend machte. Und dem entsprach es, daß das Öffnen diesmal im Augenblick und lautlos vor sich ging. Dann kam die Zeit, in welcher die Gesellschaft, kaum daß sie sich zu bilden begonnen hatte, schon wieder am Verenden schien. In Wahrheit hatte sie sich nur in die entfernten Räume zurückgezogen, um dort im Brodeln und im Bodensatz der vielen Schritte und Gespräche zu verschwinden wie ein Ungeheuer, das, kaum hat es die Brandung angespült, im feuchten Schlamm der Küste Zuflucht sucht. Von dem, was jetzt die Zimmer füllte, spürte ich, daß es ungreifbar, glatt und stets bereit war, die zu erwürgen, die es jetzt umspielte. Das spiegelblanke Frackhemd, das mein Vater an diesem Abend hatte, kam mir nun wie ein Panzer vor, und in

dem Blick, den er vor einer Stunde noch hatte über die menschenleeren Stühle schweifen lassen, entdeckte ich jetzt das Gewappnete.
Inzwischen war ein Rauschen bei mir eingebrochen; das Unsichtbare war erstarkt und ging daran, an allen Gliedern mit sich selbst sich zu bereden. Es horchte auf sein eigenes dumpfes Raunen, wie man in eine Muschel horcht, es ging wie Laub im Winde mit sich selbst zu Rate, es knisterte wie Scheite im Kamin und sank dann lautlos in sich selbst zusammen. Jetzt war der Augenblick gekommen, da ich es bereute, noch vor wenigen Stunden dem Unberechenbaren seinen Weg gebahnt zu haben. Das war mit einem Griff geschehen, durch den der Eßtisch sich auseinandertat und eine Platte drunter zum Vorschein kam, die, aufgeklappt, den Raum zwischen den Hälften derart überbrückte, daß alle Gäste unterkommen konnten. Dann hatte ich beim Decken helfen dürfen. Und nicht nur, daß Gerätschaften dabei durch meine Hände gingen, die mich ehrten, die Hummergabeln oder Austernmesser, auch die geläufigen des Alltags traten in feierlicher Spielart in Erscheinung. Die Gläser in Gestalt der grünen Römer, der kurzen, scharf geschliffnen Portweinkelche, der filigranbesäten Schalen für den Sekt; die Näpfe für das Salz als Silberfäßchen; die Pfropfen auf den Flaschen in Gestalt schwerer, metallner Gnomen oder Tiere. Endlich geschah es, daß ich auf das eine der vielen Gläser jedes Tischgedecks die Karte legen durfte, die dem Gast den Platz angab, der auf ihn wartete. Mit diesem Kärtchen hatte ich das Werk gekrönt; und wenn ich nun zuletzt bewundernd die Runde um die ganze Tafel machte, vor der nur noch die Stühle fehlten – dann erst durchdrang mich tief das kleine Friedenszeichen, das mir von allen ihren Tellern winkte. Kornblumen waren es, die das Service aus makellosem weißen Porzellan mit einem kleinen Muster überzogen: ein Friedenszeichen, dessen Süßigkeit allein der Blick ermessen konnte, der vertraut mit jenem kriegerischen war, das ich an allen anderen Tagen vor mir hatte.
Ich denke an das blaue Zwiebelmuster. Wie oft hatte ich es im Lauf der Fehden, die an dem Tische ausgetragen wurden, der jetzt so schimmernd vor mir lag, um Beistand angefleht. Unzählige Male war ich seinen Zweigen und Fädchen, Blüten und Voluten nachgegangen, hingebender als je dem schönsten Bild. Nie hatte man um Freundschaft rückhaltloser sich beworben als ich um die

des blauen Zwiebelmusters. Ich hätte es so gerne zum Verbündeten in dem ungleichen Kampf gehabt, der mir das Mittagessen oft verbitterte. Doch das gelang mir nie. Denn dieses Muster war käuflich wie ein General aus China, welches denn auch an seiner Wiege gestanden hatte. Die Ehrungen, mit denen es von meiner Mutter überhäuft ward, die Paraden, zu denen sie die Mannschaft einberief, die Totenklagen, die aus der Küche jedem Glied der Truppe, das gefallen war, nachhallten, machten meine Werbung aussichtslos. Denn kalt und kriechend hielt das Zwiebelmuster meinen Blicken stand und hätte nicht das kleinste seiner Blättchen detachiert, um mich zu decken.

Der feierliche Anblick dieser Tafel befreite mich von der fatalen Zeichnung, und das allein hätte genügt, mich zu entzücken. Aber je näher der Abend rückte, desto mehr umflorte sich das Selige, Leuchtende, das er um Mittag mir versprochen hatte. Und wenn dann meine Mutter, trotzdem sie im Hause blieb, nur flüchtig kam, um mir Gute Nacht zu sagen, fühlte ich verdoppelt, welch Geschenk sie sonst mir um die Zeit aufs Deckbett legte: das Wissen um die Stunden, die für sie der Tag noch hatte, und die ich getrost, wie einst die Puppe, in den Schlummer mitnahm. Es waren diese Stunden, die mir heimlich, und ohne daß sie es wußte, in die Falten der Decke fielen, die sie mir zurechtzog, und eben diese Stunden, welche selbst an Abenden, da sie im Fortgehen war, mich trösteten, wenn sie in der Gestalt der schwarzen Spitzen ihres Kopftuchs, das sie schon umgenommen hatte, mich berührten. Ich liebte diese Nähe, und was sie an Duft mir zugab; jede Spanne Zeit, die ich im Schatten dieses Kopftuchs und in Nachbarschaft des gelben Steins gewann, beglückte mich mehr als die Knallbonbons, die mir im Kuß für morgenfrüh von ihr versprochen wurden. Wenn dann von draußen mein Vater nach ihr rief, erfüllte mich bei ihrem Aufbruch nur noch Stolz, so glänzend sie in die Gesellschaft zu entlassen. Und ohne es zu kennen, spürte ich in meinem Bette, kurz bevor ich einschlief, die Wahrheit eines kleinen Rätselworts: »Je später auf den Abend, desto schöner die Gäste.«

Der Lesekasten

Nie wieder können wir Vergessenes ganz zurückgewinnen. Und das ist vielleicht gut. Der Chock des Wiederhabens wäre so zerstörend, daß wir im Augenblick aufhören müßten, unsere Sehnsucht zu verstehen. So aber verstehen wir sie, und um so besser, je versunkener das Vergessene in uns liegt. Wie das verlorene Wort, das eben noch auf unseren Lippen lag, die Zunge zu demosthenischer Beflügelung lösen würde, so scheint uns das Vergessene schwer vom ganzen gelebten Leben, das es uns verspricht. Vielleicht ist, was Vergessenes so beschwert und trächtig macht, nichts anderes als die Spur verschollener Gewohnheiten, in die wir uns nicht mehr finden könnten. Vielleicht ist seine Mischung mit den Stäubchen unserer zerfallenen Gehäuse das Geheimnis, aus dem es überdauert. Wie dem auch sei – für jeden gibt es Dinge, die dauerhaftere Gewohnheiten in ihm entfalteten als alle anderen. An ihnen formten sich die Fähigkeiten, die für sein Dasein mitbestimmend wurden. Und weil das, was mein eigenes angeht, Lesen und Schreiben waren, weckt von allem, was mir in früheren Jahren unterkam, nichts größere Sehnsucht als der Lesekasten. Er enthielt auf kleinen Täfelchen die Lettern, einzeln, in deutscher Schrift, in der sie jünger und auch mädchenhafter schienen als im Druck. Sie betteten sich schlank aufs schräge Lager, jede einzelne vollendet und in ihrer Reihenfolge gebunden durch die Regel ihres Ordens, das Wort, dem sie als Schwestern angehörten. Ich bewunderte, wie soviel Anspruchslosigkeit vereint mit soviel Herrlichkeit bestehen könne. Es war ein Gnadenstand. Und meine Rechte, die sich gehorsam um ihn mühte, fand ihn nicht. Sie mußte draußen wie der Pförtner sitzen, der die Erwählten durchzulassen hat. So war ihr Umgang mit den Lettern voll Entsagung. Die Sehnsucht, die er mir erweckt, beweist, wie sehr er eins mit meiner Kindheit gewesen ist. Was ich in Wahrheit in ihm suche, ist sie selbst: die ganze Kindheit, wie sie in dem Griff gelegen hat, mit dem die Hand die Lettern in die Leiste schob, in der sie sich zu Wörtern reihen sollten. Die Hand kann diesen Griff noch träumen, aber nie mehr erwachen, um ihn wirklich zu vollziehen. So kann ich davon träumen, wie ich einmal das Gehen lernte. Doch das hilft mir nichts. Nun kann ich gehen; gehen lernen nicht mehr.

Das Karussell

Das Brett mit den dienstbaren Tieren rollte dicht überm Boden. Es hatte die Höhe, in der man am besten zu fliegen träumt. Musik setzte ein, und ruckweis rollte das Kind von seiner Mutter fort. Erst hatte es Angst, die Mutter zu verlassen. Dann aber merkte es, wie es selber treu war. Es thronte als treuer Herrscher über einer Welt, die ihm gehörte. In der Tangente bildeten Bäume und Eingeborene Spalier. Da tauchte, in einem Orient, wiederum die Mutter auf. Danach trat aus dem Urwald ein Wipfel, wie ihn das Kind schon vor Jahrtausenden, wie es ihn eben erst im Karussell gesehen hatte. Sein Tier war ihm zugetan: wie ein stummer Arion fuhr es auf seinem stummen Fisch dahin, ein hölzerner Stier-Zeus entführte es als makellose Europa. Längst war die ewige Wiederkehr aller Dinge Kinderweisheit geworden und das Leben ein uralter Rausch der Herrschaft mit dem dröhnenden Orchestrion in der Mitte. Spielte es langsamer, fing der Raum an zu stottern und die Bäume begannen sich zu besinnen. Das Karussell wurde unsicherer Grund. Und die Mutter stand da, der vielfach gerammte Pfahl, um den das landende Kind das Tau seiner Blicke warf.

Affentheater

Affentheater – dieses Wort hat für Erwachsene etwas Groteskes. Das fehlte ihm als ich zum ersten Mal es hörte. Ich war noch klein. Daß Affen auf der Bühne ungewöhnlich sein mußten, kam im Rahmen dieses Ungewöhnlichsten: der Bühne nicht zur Geltung. Das Wort Theater fuhr mir wie ein Trompetenstoß durchs Herz. Die Phantasie fuhr auf. Jedoch die Spur, an welche sie sich hängte, war nicht die, die hinter die Kulissen führte und den Knaben später leitet, sondern die der Glücklichen und Klugen, die es ihren Eltern abgewonnen hatten, nachmittags ins Theater gehen zu dürfen. Der Zugang zu ihm führte durch eine Bresche in der Zeit, die Nische des Tags, die der Nachmittag war und in der es schon nach Lampe und Zubettgehn roch, wurde durchschlagen. Nicht um den Blick auf Wilhelm Tell oder Dornröschen freizugeben; zumindest nicht zu diesem Zweck allein. Höher lag der andere: im Theater,

unter den anderen zu sitzen, die auch da waren. Was auf mich wartete, wußte ich nicht, doch sicher schien mir zuzusehen nur Teil, ja Vorspiel eines weit bedeutungsvolleren Verhaltens, in das ich dort mit andern mich finden sollte. Von welcher Art das war, wußte ich nicht. Gewiß ging es die Affen genau so gut wie die bewährteste Schauspieltruppe an. Auch war der Abstand vom Affen zum Menschen nicht größer als der vom Menschen zum Theaterspieler.

Das Fieber

Das lehrte stets von neuem der Beginn von jeder Krankheit, mit wie sicherem Takt, wie schonend und gewandt das Mißgeschick sich bei mir einfand. Aufsehn zu erregen, lag ihm fern. Mit ein paar Flecken auf der Haut, mit einer Übelkeit begann es. Und es war, als sei die Krankheit durchaus gewohnt, sich zu gedulden, bis ihr vom Arzt Quartier bereitet worden sei. Der kam, besah mich und legte Wert darauf, daß ich das Weitere im Bett erwarte. Lesen verbot er mir. Ohnehin hatte ich Wichtigeres zu tun. Denn nun begann ich, was kommen mußte, durchzugehen, solange es noch Zeit und mir im Kopfe nicht zu wirr war. Ich maß den Abstand zwischen Bett und Tür und fragte mich, wie lange noch mein Rufen ihn überbrücken könne. Ich sah im Geist den Löffel, dessen Rand die Bitten meiner Mutter besiedelten, und wie, nachdem er meinen Lippen erst so schonungsvoll genähert worden war, mit einemmal sein wahres Wesen durchbrach, indem er mir die bittere Medizin gewaltsam in die Kehle schüttete. Wie ein Mann im Rausch bisweilen rechnet und denkt, nur um zu sehen: er kann es noch, so zählte ich die Sonnenkringel, die an meiner Zimmerdecke schwankten, und die Rauten der Tapete ordnete ich zu immer neuen Bündeln.

Ich bin viel krank gewesen. Daher stammt vielleicht, was andere als Geduld an mir bezeichnen, in Wahrheit aber keiner Tugend ähnelt: die Neigung, alles, woran mir liegt, von weitem sich mir nahen zu sehen wie meinem Krankenbett die Stunden. So kommt es, daß an einer Reise mir die beste Freude fehlt, wenn ich den Zug nicht auf dem Bahnhof lang erwarten konnte, und ebenfalls rührt daher, daß Beschenken zur Leidenschaft bei mir geworden

ist; denn was den andern überrascht, das sehe, als Geber, ich von langer Hand voraus. Ja, das Bedürfnis, durch die Wartezeit so wie ein Kranker durch die Kissen, die er im Rücken hat, gestützt, dem Kommenden entgegenzusehen, hat bewirkt, daß späterhin mir Frauen um so schöner schienen, je getroster und länger ich auf sie zu warten hatte. Mein Bett, das sonst der Ort des eingezogensten und stillsten Daseins gewesen war, kam nun zu öffentlichem Rang und Ansehen. Auf lange war es nicht mehr das Revier heimlicher Unternehmungen am Abend: des Schmökerns oder meines Kerzenspiels. Unter dem Kissen lag nicht mehr das Buch, das sonst allnächtlich nach verbotenem Brauch mit letzter Kraft dort hingeschoben wurde. Und auch die Lavaströme und die kleinen Brandherde, welche das Stearin zum Schmelzen brachten, fielen in diesen Wochen fort. Ja, vielleicht raubte die Krankheit mir im Grunde nichts als jenes atemlose, schweigsame Spiel, das niemals frei von einer geheimen Angst für mich gewesen war – Vorbotin jener späteren, die ein gleiches Spiel am gleichen Rand der Nacht begleitete. Die Krankheit hatte kommen müssen, um mir ein reinliches Gewissen zu verschaffen. Das aber war so frisch wie jede Stelle des faltenlosen Lakens, das mich abends, wenn aufgebettet worden war, erwartete.

Meist machte meine Mutter mir das Bett. Vom Diwan aus verfolgte ich, wie sie die Kissen und Bezüge schüttelte, und dachte dabei an die Abende, an denen ich gebadet worden war und dann auf einem Porzellantablett das Abendbrot ans Bett bekommen hatte. Durch ein Gestrüpp von wilden Himbeerranken drang, hinter der Glasur, ein Weib, bemüht, dem Wind ein Banner mit dem Wahlspruch preiszugeben: »Komm nach Osten, komm nach Westen, zu Haus ist's am besten.« Und die Erinnerung an das Abendbrot und an die Himbeerranken war um so viel angenehmer, als der Körper auf immer sich erhaben über das Bedürfnis, etwas zu verzehren, vorkam. Dafür gelüstete ihn nach Geschichten. Die starke Strömung, welche sie erfüllte, ging durch ihn selbst hindurch und schwemmte Krankes wie Treibgut mit sich fort. Schmerz war ein Staudamm, welcher der Erzählung nur anfangs widerstand; er wurde später, wenn sie erstarkt war, unterwühlt und in den Abgrund der Vergessenheit gespült. Das Streicheln bahnte diesem Strom sein Bett. Ich liebte es, denn in der Hand der Mutter rieselten schon Geschichten, welche bald in Fülle ihrem

Mund entströmen sollten. Mit ihnen kam das Wenige ans Licht, was ich von meinen Vorfahren erfuhr. Die Laufbahn eines Ahnen, Lebensregeln des Großvaters beschwor man mir herauf, als wolle man mir so begreiflich machen, wie übereilt es sei, der großen Trümpfe, die ich dank meiner Abkunft in der Hand hielt, durch einen frühen Tod mich zu entäußern. Wie nah ich ihm gekommen war, das prüfte zweimal am Tage meine Mutter nach. Behutsam ging sie mit dem Thermometer sodann auf Fenster oder Lampe zu und handhabte das schmale Röhrchen so, als sei mein Leben darin eingeschlossen.

Später, als ich heranwuchs, war für mich die Gegenwart des Seelischen im Leib nicht schwieriger zu enträtseln als der Stand des Lebensfadens in der kleinen Röhre, in der er immer meinem Blick entglitt. Gemessen werden strengte an. Danach blieb ich am liebsten ganz allein, um mich mit meinen Kissen abzugeben. Denn mit den Graten meiner Kissen war ich zu einer Zeit vertraut, in der mir Hügel und Berge noch nicht viel zu sagen hatten. Ich steckte ja mit den Gewalten, welche jene erstehen ließen, unter einer Decke. So richtete ich's manchmal ein, daß sich in diesem Bergwall eine Höhle auftat. Ich kroch hinein; ich zog die Decke über den Kopf und hielt mein Ohr dem dunklen Schlunde hin, die Stille ab und zu mit Worten speisend, die als Geschichten aus ihr wiederkehrten. Bisweilen mischten sich die Finger ein und führten selber einen Vorgang auf; oder sie machten »Kaufhaus« miteinander, und hinterm »Tisch«, der von den Mittelfingern gebildet wurde, nickten die zwei kleinen dem Kunden, der ich selbst war, eifrig zu.

Doch immer schwächer wurde meine Lust und auch die Macht, ihr Spiel zu überwachen. Zuletzt verfolgte ich fast ohne Neugier das Treiben meiner Finger, die wie träges, verfängliches Gesindel sich im Weichbilde einer Stadt zu schaffen machten, die ein Brand verzehrte. Nicht möglich, ihnen übern Weg zu trauen. Denn hatten sie in Unschuld sich vereint – nie war man sicher, daß nicht beide Trupps, lautlos, wie sie sich eingefunden hatten, ein jeder wieder seines Weges gingen. Und der war manchmal ein verbotener, an dessen Ende eine süße Rast den Ausblick auf die lockenden Gesichte freigab, die in dem Flammenschleier sich bewegten, der hinter den geschlossenen Lidern stand. Denn aller Sorgfalt oder Liebe glückte nicht, das Zimmer, wo mein Bett stand, lückenlos dem

Leben unseres Hausstands anzuschließen. Ich mußte warten, bis der Abend kam. Dann, wenn die Tür sich vor der Lampe auftat und sich die Wölbung ihrer Glocke schwankend über die Schwelle auf mich zu bewegte, war es, als ob die goldene Lebenskugel, die jede Tagesstunde wirbeln ließ, zum erstenmal den Weg in meine Kammer, wie in ein abgelegenes Fach, gefunden hätte. Und eh der Abend sich's noch selber recht bei mir hatte wohl sein lassen, fing für mich ein neues Leben an; vielmehr das alte des Fiebers blühte unterm Lampenlicht von einem Augenblick zum andern auf.
Nichts als der Umstand, daß ich lag, erlaubte mir, einen Vorteil aus dem Licht zu ziehen, den andere nicht so schnell gewinnen konnten. Ich nutzte meine Ruhe und die Nähe der Wand, die ich in meinem Bette hatte, das Licht mit Schattenbildern zu begrüßen. Nun kamen alle jene Spiele, welche ich meinen Fingern freigegeben hatte, noch einmal unbestimmter, stattlicher, verschlossener auf der Tapete wieder. »Statt sich vor den Schatten des Abends zu fürchten«, so stand es in meinem Spielbuch, »benutzen ihn lustige Kinder vielmehr, um sich einen Spaß zu machen.« Und bilderreiche Anweisungen folgten, nach denen man Steinbock und Grenadier, Schwan und Kaninchen an die Bettwand hätte werfen können. Mir selbst gedieh es freilich selten über den Rachen eines Wolfes hinaus. Nur war er dann so groß und klaffend, daß er den Fenriswolf bedeuten mußte, den ich als Weltvernichter in dem gleichen Raum sich in Bewegung setzen ließ, in dem man mich selbst der Kinderkrankheit streitig machte.
Eines Tages zog sie dann ab. Die nahende Genesung lockerte, wie die Geburt, Bindungen, die das Fieber noch einmal schmerzhaft angezogen hatte. Dienstboten fingen an, in meinem Dasein die Mutter wieder öfter zu vertreten. Und eines Morgens gab ich mich von neuem nach langer Pause und mit schwacher Kraft dem Teppichklopfen hin, das durch die Fenster heraufdrang und dem Kinde tiefer sich ins Herz grub als dem Mann die Stimme der Geliebten, dem Teppichklopfen, welches das Idiom der Unterschicht war, wirklicher Erwachsener, das niemals abbrach, bei der Sache blieb, sich manchmal Zeit ließ, träg und abgedämpft zu allem sich bereitfand, manchmal wieder in einen unerklärlichen Galopp fiel, als spute man sich drunten vor dem Regen.
Unmerklich, wie die Krankheit zu Beginn sich mit mir eingelassen hatte, schied sie auch. Doch wenn ich im Begriff war, sie schon

wieder ganz zu vergessen, dann erreichte mich ein letzter Gruß von ihr auf meinem Zeugnis. Die Summe der versäumten Stunden war an seinem Fuß verzeichnet. Keineswegs erschienen sie mir grau, eintönig wie die, denen ich gefolgt war, sondern gleich bunten Streifchen an der Brust des Invaliden standen sie gereiht. Ja eine lange Reihe Ehrenzeichen versinnlichte in meinen Augen der Vermerk: Gefehlt – einhundertdreiundsiebzig Stunden.

Zwei Blechkapellen

Nie mehr hat Musik etwas derart Entmenschtes, Schamloses besessen wie die des Militärorchesters, das den Strom von Menschen temperierte, der sich zwischen den Kaffeerestaurationen des Zoo die Lästerallee entlangschob. Heute erkenne ich, was die Gewalt dieser Strömung ausmachte. Für den Berliner gab es keine höhere Schule der Liebe als diese, die umgeben war von den Sandplätzen der Gnus und Zebras, den kahlen Bäumen und Riffen, wo die Aasgeier und die Condore nisteten, den stinkenden Wolfsgattern und den Brutplätzen der Pelikane und Reiher. Die Rufe und die Schreie dieser Tiere mischten sich mit dem Lärm der Pauken und des Schlagzeugs. Das war die Luft, in der zum ersten Mal der Blick des Knaben einer Vorübergehenden sich anzudrängen suchte, während er umso eifriger zu seinem Freund sprach. Und derart angestrengt war sein Bestreben, weder im Tonfall noch im Blick sich zu verraten, daß er von der Vorübergehenden nichts sah.
Viel früher hat er eine andre Blechmusik gekannt. Und wie verschieden waren beide: diese, die sich schwül und lockend im Laub- und Zeltdach wiegte, und jene ältere, die blank und schmetternd in der kalten Luft wie unter einem dünnen Glassturz stand. Sie lockte von der Rousseau-Insel und beschwingte die Schlittschuhläufer auf dem Neuen See zu ihren Schleifen und zu ihren Bögen. Auch ich war unter ihnen, lange eh ich die Herkunft dieses Inselnamens, von den Schwierigkeiten seiner Schreibart zu schweigen, mir träumen ließ. Durch ihre Lage war diese Eisbahn keiner andern zu vergleichen und mehr noch durch ihr Leben in den Jahreszeiten. Denn was machte der Sommer aus den andern? Tennisplätze. Hier jedoch erstreckte unter den weit überhängenden

Ästen der Uferbäume sich derselbe See, der mich, gerahmt, im dunklen Speisezimmer bei meiner Großmutter erwartete. Denn man malte ihn damals gern mit seinen labyrinthischen Wasserläufen. Und nun glitt man beim Klang eines Wiener Walzers unter den gleichen Brücken hin, an deren Brüstung gelehnt im Sommer man der trägen Fahrt der Boote durch das dunkle Wasser zusah. Verschlungne Wege gab es in der Nähe und vor allem die abgelegnen Asyle – Bänke »nur für Erwachsene«. Das Rondell der Buddelplätze war damit bestellt, in deren Mitte die Kleinen wühlten oder sinnend standen, bis eins sie anstieß oder von der Bank das Kindermädchen rief, das hinterm Wagen gelehrig seinen Schmöker las und beinah ohne emporzusehen das Kind in Zucht hielt.
Soviel von diesen Ufern. Doch der See lebt mir noch in dem Takte der von Schlittschuhn plumpen Füße, die nach einem Streifzuge übers Eis von neuem den Bretterboden fühlten und in eine Bude polterten, in der ein Eisenofen glühte. Nahebei die Bank, wo man die Last an seinen Füßen noch einmal wog, bevor man sich entschloß, sie abzuschnallen. Ruhte dann der Schenkel schräg auf dem Knie und lockerte der Schlittschuh sich, so wars als wüchsen Flügel uns an beiden Sohlen und mit Schritten, die dem gefrorenen Boden zunickten, traten wir ins Freie. Von der Insel brachte Musik mich noch ein Stück nach Haus.

Schmöker

Aus der Schülerbibliothek bekam ich die liebsten. In den unteren Klassen wurden sie zugeteilt. Der Klassenlehrer sagte meinen Namen, und dann machte das Buch über die Bänke seinen Weg; der eine schob es dem anderen zu, oder es schwankte über die Köpfe hin, bis es bei mir, der sich gemeldet hatte, angekommen war. An seinen Blättern haftete die Spur von Fingern, die sie umgeschlagen hatten. Die Kordel, die den Bund abschloß und oben und unten vorstieß, war verschmutzt. Vor allem aber hatte sich der Rücken viel bieten lassen müssen; daher kam es, daß beide Deckelhälften sich von selbst verschoben und der Schnitt des Bandes Treppchen und Terrassen bildete. An seinen Blättern aber hingen, wie Altweibersommer am Geäst der Bäume, bisweilen

schwache Fäden eines Netzes, in das ich einst beim Lesenlernen mich verstrickt hatte.

Das Buch lag auf dem viel zu hohen Tisch. Beim Lesen hielt ich mir die Ohren zu. So lautlos hatte ich doch schon einmal erzählen hören. Den Vater freilich nicht. Manchmal jedoch, im Winter, wenn ich in der warmen Stube am Fenster stand, erzählte das Schneegestöber draußen mir so lautlos. Was es erzählte, hatte ich zwar nie genau erfassen können, denn zu dicht und unablässig drängte zwischen dem Altbekannten Neues sich heran. Kaum hatte ich mich einer Flockenschar inniger angeschlossen, erkannte ich, daß sie mich einer anderen hatte überlassen müssen, die plötzlich in sie eingedrungen war. Nun aber war der Augenblick gekommen, im Gestöber der Lettern den Geschichten nachzugehen, die sich am Fenster mir entzogen hatten. Die fernen Länder, welche mir in ihnen begegneten, spielten vertraulich wie die Flocken umeinander. Und weil die Ferne, wenn es schneit, nicht mehr ins Weite, sondern ins Innere führt, so lagen Babylon und Bagdad, Akko und Alaska, Tromsö und Transvaal in meinem Innern. Die linde Schmökerluft, die sie durchdrang, schmeichelte sie mit Blut und Fährnis so unwiderstehlich meinem Herzen ein, daß es den abgegriffenen Bänden die Treue hielt.

Oder hielt es die Treue älteren, unauffindbaren? Den wundervollen nämlich, die mir nur einmal im Traume wiederzusehen gegeben war? Wie hatten sie geheißen? Ich wußte nichts, als daß es diese längst verschwundenen waren, die ich nie wieder hatte finden können. Nun aber lagen sie in einem Schrank, von dem ich im Erwachen einsehen mußte, daß er mir nie vorher begegnet war. Im Traum schien er mir alt und gut bekannt. Die Bücher standen nicht, sie lagen; und zwar in seiner Wetterecke. In ihnen ging es gewittrig zu. Eins aufzuschlagen, hätte mich mitten in den Schoß geführt, in dem ein wechselnder und trüber Text sich wölkte, der von Farben schwanger war. Es waren brodelnde und flüchtige, immer aber gerieten sie zu einem Violett, das aus dem Innern eines Schlachttiers zu stammen schien. Unnennbar und bedeutungsschwer wie dies verfemte Violett waren die Titel, deren jeder mir sonderbarer und vertrauter vorkam als der vorige. Doch ehe ich des ersten besten mich versichern konnte, war ich erwacht, ohne auch nur im Traum die alten Knabenbücher noch einmal berührt zu haben.

Schülerbibliothek

In einer Pause wurde das erledigt: man sammelte die Bücher ein und dann verteilte man sie neu an die Bewerber. Nicht immer war ich flink genug dabei. Oft sah ich dann ersehnte Bände dem zufallen, der sie nicht zu schätzen wußte. Wie anders war ihre Welt als die der Lesebücher, wo ich in einzelnen Geschichten Tage, ja Wochen im Quartiere liegen mußte wie in Kasernen, welche überm Tor, noch vor der Aufschrift, eine Nummer trugen. Noch schlimmer war es in den Kasematten der vaterländischen Gedichte wo jedwede Zeile eine Zelle war. Wie südlich, linde wehte aus den Büchern, die in der Pause ausgegeben wurden, die laue Schmökerluft mich an. Die Luft, in der der Stefansdom den Türken, die Wien belagerten, herüberwinkte, blauer Rauch sich aus den Pfeifen des Tabakskollegiums wölkte, die Flocken an der Beresina tanzten und fahler Schein Pompeis letzte Tage verkündete. Nur war sie meistens etwas abgestanden, wenn sie aus Oskar Höcker und W. O. von Horn, aus Julius Wolff und Georg Ebers uns entgegenschlug. Am muffigsten jedoch in jenen Bänden »Aus vaterländischer Vergangenheit«, die sich so massenhaft in Sexta angesammelt hatten, daß die Wahrscheinlichkeit, um sie herumzukommen und auf einen Band von Wörishöffer oder Dahn zu fallen, klein war. In ihren roten Leinendeckel war ein Hellebardenträger eingepreßt. Schmucke Fähnlein von Reisigen begegneten im Text, dazu ehrsame Handwerksburschen, blonde Töchter von Kastellanen oder Waffenschmieden, Vasallen, die ihrem Herrn den Treueid hielten; aber auch der falsche Truchseß, welcher Ränke spann und fahrende Gesellen, die im Sold des welschen Königs standen, fehlten nicht. Je weniger wir Kaufmannssöhne und Geheimratskinder uns unter all dem Knechts- und Herrenvolke etwas denken konnten, desto besser ging diese festgeschiente, hochgesinnte Welt in unsere Wohnung ein. Das Wappen überm Tor der Ritterburg fand ich im Ledersessel meines Vaters, der vor dem Schreibtisch thronte, Humpen wie sie die Runde an der Tafel Tillys machten, standen auf der Konsole unserer Kachelöfen oder dem Vertiko im Vestibül und Schemel, wie sie in den Mannschaftsstuben, frech über Eck gestellt, den Weg versperrten, standen auf unsern Aubüssons ganz ebenso, nur daß kein Prittwitzscher Dragoner rittlings draufsaß. In einem

Falle aber glückte die Verschmelzung beider Welten nur allzugut. Das war im Zeichen eines Schmökers, dessen Titel gar nicht zum Inhalt paßte. Haften blieb mir nur der Teil, auf den ein Öldruck sich bezog, den ich mit nie vermindertem Entsetzen aufschlug. Ich floh und suchte dieses Bild zugleich; es ging mir damit wie später mit dem Bild im Robinson, das Freitag an der Stelle zeigt, an der er zum erstenmal die Spur von fremden Tritten und unweit Schädel und Gerippe findet. Doch wieviel dumpfer war das Grauen, das von der Frau im weißen Nachtgewande ausging, die mit offnen Augen doch wie schlafend und sich mit einem Kandelaber leuchtend durch eine Galerie hinwandelte. Die Frau war Kleptomanin. Und dies Wort, in dem ein bleckender und böser Vorklang die beiden schon so geisterhaften Silben »Ahnin« verzerrte wie Hokusai ein Totenantlitz durch ein paar Pinselstriche zum Gespenst macht – dies Wort versteinerte mich vor Entsetzen. Längst stand das Buch – es hieß »Aus eigener Kraft« – wieder im Klassenschrank der Sexta als der Flur, der vom berliner Zimmer in die hinteren führte, noch immer jene lange Galerie war, durch die die Schloßfrau nächtlich wandelte. Aber diese Bücher mochten gemütlich oder grauenhaft, langweilig oder spannend sein – nichts konnte ihren Zauber steigern oder mindern. Denn er war nicht auf ihren Inhalt angewiesen, lag vielmehr darin, immer wieder mich der einen Viertelstunde zu versichern, um derentwillen mir das ganze Elend des öden Schulbetriebs erträglich vorkam. Ich stimmte mich auf sie schon wenn ich abends das Buch in meine fertige Mappe steckte, welche von dieser Last nur leichter wurde. Das Dunkel, das es dort mit meinen Heften, Lehrbüchern, Federkästen teilte, paßte zu dem geheimnisvollen Vorgang, dem es am nächsten Vormittag entgegenharrte. Denn endlich war der Augenblick gekommen, der mich im gleichen Raume, der noch eben Schauplatz meiner Erniedrigung gewesen war, mit jener Fülle von Macht bekleidete, wie sie dem Faust zufällt, wenn Mephistopheles bei ihm erscheint. Was war der Lehrer, der das Podium nun verlassen hatte, um Bücher einzusammeln und am Klassenschrank dann wieder auszugeben, wenn nicht ein niedrer Teufel, der der Macht zu schaden sich entäußern mußte, um im Dienst meiner Gelüste seine Kunst zu zeigen. Und wie schlug jeder seiner schüchternen Versuche fehl, mit einem Hinweis meine Wahl zu lenken. Wie blieb er ganz und gar geprellt als armer Teufel bei seiner Fron

zurück, wenn ich schon längst auf einem Zauberteppich unterwegs ins Zelt des letzten Mohikaners oder ins Lager Konradins von Staufen war.

Neuer deutscher Jugendfreund

Die Beseligung, mit welcher man ihn entgegennahm, kaum wagte, einen Blick hineinzuwerfen, war die des Gastes, der auf einem Schlosse angekommen, kaum wagt, mit einem Blicke der Bewunderung die langen Fluchten von Gemächern zu streifen, die er bis zu seinem Zimmer durchschreiten muß. Desto ungeduldiger ist er, sich zurückziehn zu dürfen. Und so hatte ich denn auch kaum alljährlich auf dem Weihnachtstisch den letzten Band des »Neuen deutschen Jugendfreunds« gefunden, als ich mich hinter die Brustwehr seines wappengeschmückten Deckels zurückzog, um in die Waffen- oder Jagdkammer mich vorzutasten, in welcher ich die erste Nacht zubringen wollte. Es gab nichts Schönres als in dieser flüchtigen Durchmusterung des Leselabyrinths die unterirdischen Gänge aufzuspüren, als welche sich die längeren Geschichten, vielfältig unterbrochen, um stets wieder als »Fortsetzung« an das Licht zu treten, durch das Ganze hinzogen. Was tat es, wenn der Duft des Marzipans mit einmal aus dem Pulverdampfe einer Schlacht zu dringen schien, auf deren Bild ich beim verzückten Blättern geraten war. Hatte man aber eine Weile vertieft gesessen und trat dann wieder an den Tisch mit den Geschenken, so stand er nicht mehr wie beim ersten Schritt ins Weihnachtszimmer fast gebietend da, sondern es war als schritte man eine kleine Estrade hinunter, die uns von unserm Geisterschloß wieder in den Abend hinabführte.

Ein Gespenst

Es war ein Abend meines siebenten oder achten Jahres vor unserer babelsberger Sommerwohnung. Eins unserer Mädchen steht noch eine Weile am Gittertor, das auf, ich weiß nicht welche, Allee herausführt. Der große Garten, in dessen verwilderten Randgebieten ich mich herumgetrieben habe, hat sich schon für mich geschlossen.

Es ist Zeit zum Zubettgehen geworden. Vielleicht habe ich mich an meinem Lieblingsspiel ersättigt und irgendwo am Drahtzaun im Gestrüpp mit Gummibolzen meiner Heurekapistole nach den hölzernen Vögeln gezielt, die von dem Anprall des Geschosses aus der Scheibe fielen, wo sie, in das gemalte Blattwerk eingelassen, saßen. Den ganzen Tag hatte ich ein Geheimnis für mich behalten – nämlich den Traum der letztvergangenen Nacht. Mir war darinnen ein Gespenst erschienen. Den Ort, an dem es sich zu schaffen machte, hätte ich schwerlich schildern können. Doch hatte er mit einem Ähnlichkeit, der mir bekannt war, wenn auch unzugänglich. Das war im Zimmer, wo die Eltern schliefen, eine Ecke, die ein verschossener, violetter Vorhang von Plüsch verkleidete, und hinter ihm hingen die Morgenröcke meiner Mutter. Das Dunkel hinter der Portiere war unergründlich: der Winkel das verrufene Pendant des lichten Paradieses, das sich mit dem Wäscheschrank der Mutter mir eröffnete. Dessen Bretter, an denen, blaugestickt auf weißen Borten, ein Text aus Schillers »Glocke« sich entlang zog, trugen gestapelt Bett- und Wirtschaftswäsche, Laken, Bezüge, Tischtücher, Servietten. Lavendelduft kam aus den kleinen, prallen, seidenen Sachets, die über dem gefältelten Bezug der Rückwand beider Spindentüren baumelten. So war der alte, geheimnisvolle Wirk- und Webezauber, der einst im Spinnrad seinen Ort besessen, in Himmelreich und Hölle aufgeteilt. Der Traum nun war aus dieser; ein Gespenst, das sich an einem hölzernen Gestell zu schaffen machte, von dem Seiden hingen. Diese Seiden stahl das Gespenst. Es raffte sie nicht an sich, trug sie auch nicht fort; es tat mit ihnen und an ihnen eigentlich nichts. Und dennoch wußte ich: es stahl sie; wie in Sagen die Leute, die ein Geistermahl entdecken, von diesen Geistern, ohne sie doch essend oder trinkend zu gewahren, erkennen, daß sie eine Mahlzeit halten. Dieser Traum war es, den ich für mich behalten hatte. Die Nacht nun, welche auf ihn folgte, bemerkte ich zu ungewohnter Stunde – und es war, als schiebe sich in den vorigen Traum ein zweiter ein – die Eltern in mein Zimmer treten. Daß sie sich bei mir einschlossen, sah ich schon nicht mehr. Am andern Morgen, als ich erwachte, gab es nichts zum Frühstück. Die Wohnung, so begriff ich, war ausgeraubt. Mittags kamen Verwandte mit dem Nötigsten. Eine vielköpfige Verbrecherbande hatte bei Nacht sich eingeschlichen. Und ein Glück, erklärte man, daß das

Geräusch im Haus auf ihre Stärke hatte schließen lassen. Bis gegen Morgen hatte der gefährliche Besuch gedauert. Vergebens hatten die Eltern hinter meinem Fenster die Dämmerung erwartet, in der Hoffnung, Signale nach der Straße tun zu können. Auch mich verwickelte man in den Vorfall. Zwar wußte ich nichts über das Verhalten des Mädchens, das am Abend vor dem Gittertor gestanden hatte; aber der Traum der vorvergangenen Nacht schuf mir Gehör. Wie Blaubarts Frau, so schlich die Neugier sich in seine abgelegene Kammer. Und noch im Sprechen merkte ich mit Schrekken, daß ich ihn nie hätte erzählen dürfen.

Das Pult

Der Arzt fand, ich sei kurzsichtig. Und er verschrieb mir nicht nur eine Brille sondern auch ein Pult. Es war sehr sinnreich konstruiert. Man konnte den Sitz verstellen, derart daß er näher oder entfernter vor der Platte lag, die abgeschrägt war und zum Schreiben diente, dazu der waagerechte Balken an der Lehne, welcher dem Rücken einen Halt bot, nicht zu reden von einer kleinen Bücherstütze, die das Ganze krönte und verschiebbar war. Das Pult am Fenster wurde bald mein Lieblingsplatz. Der kleine Schrank, der unter seinem Sitz verborgen war, enthielt nicht nur die Bücher, die ich in der Schule brauchte, sondern auch das Album mit den Marken und die drei, die von der Ansichtskartensammlung eingenommen wurden. Und an dem starken Haken an der Seite des Pults hing nicht nur, neben dem Frühstückskörbchen, meine Mappe sondern auch der Säbel der Husarenuniform und die Botanisiertrommel. Oft war es, wenn ich aus der Schule kam, mein Erstes, mit meinem Pulte Wiedersehn zu feiern, indem ich es zum Schauplatz irgend einer meiner geliebtesten Beschäftigungen machte – des Abziehns zum Beispiel. Dann stand bald eine Tasse mit warmem Wasser an der Stelle, die vorher vom Tintenfasse eingenommen wurde und ich begann, die Bilder auszuschneiden. Wieviel verhieß der Schleier, hinter dem sie aus Bögen und aus Heften auf mich starrten. Der Schuster über seinem Leisten und die Kinder, die äpfelpflückend auf dem Baume sitzen, der Milchmann vor der winterlich verschneiten Tür, der Tiger, der sich zum Sprunge auf den Jäger duckt, aus dessen Büchse gerade

Feuer kommt, der Angler im Gras vor seinem blauen Bächlein und die Klasse, die auf den Lehrer achtet, welcher ihr vorn an der Tafel etwas vormacht, der Drogist vor seinem reichbestellten bunten Laden, der Leuchtturm mit dem Segelboot davor – sie alle waren von einem Nebelhauche überzogen. Wenn sie dann aber sanft durchleuchtet auf dem Blatte ruhten und unter meinen Fingerspitzen, die vorsichtig rollend, schabend, reibend auf ihrem Rücken hin- und widerfuhren, die dicke Schicht in dünnen Walzen abging, zuletzt auf ihrem rissigen, geschundnen Rücken in kleinen Fleckchen süß und unverstellt die Farbe durchbrach, war's als ginge über der trüben, morgendlich verwaschnen Welt die strahlende Septembersonne auf und alles, noch durchfeuchtet von dem Tau, der in der Dämmerung es erfrischte, glühe nun einem neuen Schöpfungstag entgegen. Doch hatte ich genug an diesem Spiel, so fand sich immer noch ein Vorwand um die Schularbeiten weiter zu vertagen. Gern ging ich an die Durchsicht alter Hefte, die einen ganz besonderen Wert dadurch besaßen, daß mir's gelungen war, sie vor dem Zugriff des Lehrers, der den Anspruch auf sie hatte, zu bewahren. Nun ließ ich meinen Blick auf den Zensuren, die er mit roter Tinte darin eingetragen hatte, ruhen und stille Lust erfüllte mich dabei. Denn wie die Namen Verstorbner auf dem Grabstein, die nun nie mehr von Nutzen noch von Schaden werden können, standen die Noten da, die ihre Kraft an frühere Zensuren abgegeben hatten. Auf andere Art und mit noch besserem Gewissen ließ eine Stunde auf dem Pulte sich beim Basteln an Heften oder Schulbüchern vertrödeln. Die Bücher mußten einen Umschlag aus kräftigem blauen Packpapier erhalten, und was die Hefte anging, so bestand die Vorschrift, einem jeden sein Löschblatt unverlierbar beizugeben. Zu diesem Zwecke gab es kleine Bändchen, die man in allen Farben kaufen konnte. Am Deckel jedes Hefts und auf dem Löschblatt befestigte man diese Bändchen mit Oblaten. Wenn man für einigen Farbenreichtum sorgte, so konnte man zu sehr verschiedenartigen, den stimmungsvollsten wie den grellsten Arrangements gelangen. So hatte das Pult zwar mit der Schulbank Ähnlichkeit. Doch umso besser, daß ich dennoch dort geborgen war und Raum für Dinge hatte, von denen sie nichts wissen darf. Das Pult und ich, wir hielten gegen sie zusammen. Und ich hatte es nach ödem Schultag kaum zurückgewonnen, so gab es frische Kräfte an mich ab. Nicht nur

zu Hause durfte ich mich fühlen, nein im Gehäuse, wie nur einer der Kleriker, die auf den mittelalterlichen Bildern in ihrem Betstuhl oder Schreibepult gleichwie in einem Panzer zu sehen sind. In diesem Bau begann ich »Soll und Haben« und »Zwei Städte«. Ich suchte mir die stillste Zeit am Tag und diesen abgeschiedensten von allen Plätzen. Danach schlug ich die erste Seite auf und war dabei so feierlich gestimmt wie jemand, der den Fuß auf einen neuen Erdteil setzt. Auch war es in der Tat ein neuer Erdteil, auf dem die Krim und Kairo, Babylon und Bagdad, Alaska und Taschkent, Delphi und Detroit so nah sich aufeinanderschoben wie die goldenen Medaillen auf den Zigarrenkisten, die ich sammelte. Nichts tröstlicher als derart eingeschlossen von allen Instrumenten meiner Qual – Vokabelheften, Zirkeln, Wörterbüchern – zu weilen, wo ihr Anspruch nichtig wurde.

Ein Weihnachtsengel

Mit den Tannenbäumen begann es. Eines Morgens, als wir zur Schule gingen, hafteten an den Straßenecken die grünen Siegel, die die Stadt wie ein großes Weihnachtspaket an hundert Ecken und Kanten zu sichern schienen. Dann barst sie eines schönen Tages dennoch, und Spielzeug, Nüsse, Stroh und Baumschmuck quollen aus ihrem Innern: der Weihnachtsmarkt. Mit ihnen aber quoll noch etwas anderes hervor: die Armut. Wie nämlich Äpfel und Nüsse mit ein wenig Schaumgold neben dem Marzipan sich auf dem Weihnachtsteller zeigen durften, so auch die armen Leute mit Lametta und bunten Kerzen in den besseren Vierteln. Die Reichen aber schickten ihre Kinder vor, um denen der Armen wollene Schäfchen abzukaufen oder Almosen auszuteilen, die sie selbst vor Scham nicht über ihre Hände brachten. Inzwischen stand bereits auf der Veranda der Baum, den meine Mutter insgeheim gekauft und über die Hintertreppe in die Wohnung hatte bringen lassen. Und wunderbarer als alles, was das Kerzenlicht ihm gab, war, wie das nahe Fest in seine Zweige mit jedem Tage dichter sich verspann. In den Höfen begannen die Leierkasten die letzte Frist mit Chorälen zu dehnen. Endlich war sie dennoch verstrichen und einer jener Tage wieder da, an deren frühesten ich mich hier erinnere.

In meinem Zimmer wartete ich, bis es sechs werden wollte. Kein Fest des späteren Lebens kennt diese Stunde, die wie ein Pfeil im Herzen des Tages zittert. Es war schon dunkel; trotzdem entzündete ich nicht die Lampe, um den Blick nicht von den Fenstern überm Hof zu wenden, hinter denen nun die ersten Kerzen zu sehen waren. Es war von allen Augenblicken, die das Dasein des Weihnachtsbaumes hat, der bänglichste, in dem er Nadeln und Geäst dem Dunkel opfert, um nichts zu sein als nur ein unnahbares und doch nahes Sternbild im trüben Fenster einer Hinterwohnung. Doch wie ein solches Sternbild hin und wieder eins der verlassenen Fenster begnadete, indessen viele weiter dunkel blieben und andere noch trauriger im Gaslicht der früheren Abende verkümmerten, schien mir, daß diese weihnachtlichen Fenster die Einsamkeit, das Alter und das Darben – all das, wovon die armen Leute schwiegen – in sich faßten.

Dann fiel mir wieder die Bescherung ein, die meine Eltern eben rüsteten. Kaum aber hatte ich so schweren Herzens, wie nur die Nähe eines sichern Glücks es macht, mich von dem Fenster abgewandt, so spürte ich eine fremde Gegenwart im Raum. Es war nichts als ein Wind, so daß die Worte, die sich auf meinen Lippen bildeten, wie Falten waren, die ein träges Segel plötzlich vor einer frischen Brise wirft: »Alle Jahre wieder, kommt das Christuskind, auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind« – mit diesen Worten hatte sich der Engel, der in ihnen begonnen hatte, sich zu bilden, auch verflüchtigt. Doch nicht mehr lange blieb ich im leeren Zimmer. Man rief mich in das gegenüberliegende, in dem der Baum nun in die Glorie eingegangen war, welche ihn mir entfremdete, bis er, des Untersatzes beraubt, im Schnee verschüttet oder im Regen glänzend, das Fest da endete, wo es ein Leierkasten begonnen hatte.

Schränke

Der erste Schrank, der aufging, wann ich wollte, war die Kommode. Ich hatte nur am Knopf zu ziehen, so schnappte die Tür aus ihrem Schlosse mir entgegen. Drinnen lag meine Wäsche aufbewahrt. Unter all meinen Hemden, Hosen, Leibchen, die dort gelegen haben müssen und von denen ich nichts mehr weiß, war

aber etwas, das sich nicht verloren hat und mir den Zugang zu diesem Schranke stets von neuem lockend und abenteuerlich erscheinen ließ. Ich mußte mir Bahn bis in den hinteren Winkel machen; dann stieß ich auf meine Strümpfe, welche da gehäuft und in althergebrachter Art, gerollt und eingeschlagen, ruhten, so daß jedes Paar das Aussehen einer kleinen Tasche hatte. Nichts ging mir über das Vergnügen, meine Hand so tief wie möglich in ihr Inneres zu versenken. Und nicht nur ihrer wolligen Wärme wegen. Es war »Das Mitgebrachte«, das ich immer im eingerollten Innern in der Hand hielt und das mich derart in die Tiefe zog. Wenn ich es mit der Faust umspannt und mich nach Kräften in dem Besitz der weichen, wollenen Masse bestätigt hatte, fing der zweite Teil des Spiels an, der die atemraubende Enthüllung brachte. Denn nun ging ich daran, »Das Mitgebrachte« aus seiner wollenen Tasche auszuwickeln. Ich zog es immer näher an mich heran, bis das Bestürzende vollzogen war: »Das Mitgebrachte« seiner Tasche ganz entwunden, jedoch sie selbst nicht mehr vorhanden war. Nicht oft genug konnte ich so die Probe auf jene rätselhafte Wahrheit machen: daß Form und Inhalt, Hülle und Verhülltes, »Das Mitgebrachte« und die Tasche eines waren. Eines – und zwar ein Drittes: jener Strumpf, in den sie beide sich verwandelt hatten. Bedenke ich, wie unersättlich ich gewesen bin, dies Wunder zu beschwören, so bin ich sehr versucht, in meinem Kunstgriff ein kleines, schwesterliches Gegenstück der Märchen zu vermuten, welche gleichfalls mich in die Geister- oder Zauberwelt einluden, um am Schluß mich gleich unfehlbar der schlichten Wirklichkeit zurückzugeben, die mich so tröstlich aufnahm wie ein Strumpf. Danach vergingen Jahre. Mein Vertrauen in die Magie war schon erschüttert; schärferer Reize bedurfte es, um es zurückzubringen. Ich begann sie im Sonderbaren, Schrecklichen, Verwunschenen zu suchen, und auch diesmal war's ein Schrank, vor dem ich sie zu kosten trachtete. Aber das Spiel war ein gewagteres. Mit der Unschuld war es vorbei und ein Verbot erschuf es. Verboten nämlich waren mir die Schriften, von denen ich mir reichlichen Ersatz für die verlorene Märchenwelt versprach. Zwar blieben mir die Titel – »Die Fermate«, »Das Majorat«, »Heimatochare« – dunkel. Jedoch für alle, die ich nicht verstand, hatte der Name »Gespenster-Hoffmann« und die strenge Weisung, ihn niemals aufzuschlagen, mir zu bürgen. Endlich gelang es mir, zu ihnen vorzustoßen.

Vormittags konnte es sich treffen, daß ich von der Schule schon zurück war, ehe noch die Mutter aus der Stadt, mein Vater aus dem Geschäft nach Hause gekommen waren. An solchen Tagen ging ich ohne die geringste Zeitversäumnis an den Bücherschrank. Das war ein sonderbares Möbel; der Fassade konnte man es nicht ansehen, daß es Bücher beherbergte. Seine Türen trugen im Innern ihres Eichenrahmens Füllungen, die aus Glas bestanden. Und zwar setzten sie sich aus kleinen Butzenscheiben zusammen, welche, jede einzelne, mit einer bleiernen Umfassung von den benachbarten geschieden waren. Die Butzenscheiben aber waren rot und grün und gelb gefärbt und völlig undurchsichtig. So war das Glas an diesen Türen Unfug, und als wolle es Rache für ein Schicksal nehmen, das es so mißbraucht hatte, glänzte es in vielen verdrießlichen Reflexen, welche keinen in seine Nähe luden. Doch wenn mich damals die ungute Luft, die um dies Möbel witterte, betroffen hätte, so wäre sie mir nur ein Anreiz mehr für den Handstreich gewesen, den ich in dieser tauben, hellen und gefährlichen Vormittagsstunde darauf plante. Ich riß die Flügel auf, ertastete den Band, den ich nicht in der Reihe, sondern im Dunkeln hinter ihr zu suchen hatte, erblätterte mir fieberhaft die Seite, auf der ich stehengeblieben war, und ohne mich vom Fleck zu rühren, fing ich an, die Blätter vor der offenen Schranktür überfliegend, die Zeit, bis meine Eltern kamen, auszunutzen. Von dem, was ich las, verstand ich nichts. Jedoch die Schrecken jeder Geisterstimme und jeder Mitternacht und jedes Fluchs steigerten und vollendeten sich durch die Ängste des Ohrs, das jeden Augenblick den Laut des Wohnungsschlüssels und den dumpfen Stoß erwartete, mit welchem der Spazierstock des Vaters draußen in den Ständer fiel. – Es war ein Zeichen der Sonderstellung, die die geistigen Güter im Haus behaupteten, daß dieser Schrank als einziger unter allen offenblieb. Denn zu den anderen gab es keinen Zugang als durch den Schlüsselkorb, der jede Hausfrau in jenen Jahren überall im Haus begleitete, um doch auf Schritt und Tritt von ihr vermißt zu werden. Das Scheppern des Schlüsselhaufens, welchen sie durchwühlte, ging jedem Hausgeschäft voraus; es war das Chaos, das darin aufbegehrte, ehe das Bild der heiligen Ordnung hinter den weitoffenen Schranktüren wie im Grund des Altarschreins zu uns hinübergrüßte. Auch von mir verlangte es Verehrung und selbst Opfer. Nach jedem Weihnachts- und Geburtstagsfest war zu ent-

scheiden, welches der Geschenke dem »neuen Schrank« zu stiften sei, zu dem die Mutter mir den Schlüssel aufbewahrte. Alles Verschlossene blieb länger neu. Doch nicht das Neue zu halten, sondern das Alte zu erneuern lag in meinem Sinn. Das Alte zu erneuern dadurch, daß ich selbst, der Neuling, mir's zum Meinen machte, war das Werk der Sammlung, die sich mir im Schubfach häufte. Jeder Stein, den ich fand, jede gepflückte Blume und jeder gefangene Schmetterling war mir schon Anfang einer Sammlung, und alles, was ich überhaupt besaß, machte mir eine einzige Sammlung aus. »Aufräumen« hätte einen Bau vernichtet voll stachliger Kastanien, die Morgensterne, Stanniolpapiere, die ein Silberhort, Bauklötze, die Särge, Kakteen, die Totembäume, und Kupferpfennige, die Schilde waren. So wuchs und so vermummte sich die Habe der Kindheit in den Fächern, Läden, Kästen. Und was einst aus dem alten Bauernhaus ins Märchen einging – jene letzte Kammer, die dem Marienkind verboten ist – das ist im Großstadthaus zum Schrank geschrumpft. Der düsterste von allen aber war im Hausstand jener Tage das Büfett. Ja, was ein Speisezimmer und sein dumpfes Mysterium war, ermaß nur der, dem es einmal gelang, das Mißverhältnis der Tür zum breiten, massigen und bis zur Decke aufgegipfelten Büfett sich klarzumachen. Es schien auf seinen Platz im Raume so verbürgte Rechte zu haben wie auf jenen in der Zeit, in die es als Zeuge einer Stammverwandtschaft ragte, die einst in grauer Frühe Immobilien und Mobiliar verbunden haben mochte. Die Reinmachfrau, die alles ringsumher entvölkerte, kam ihm nicht bei. Sie konnte nur die Silberkübel und Terrinen, die Delfter Vasen und Majoliken, die bronzenen Urnen und die Glaspokale, die in seinen Nischen und unter seinen Muschelbaldachinen, auf seinen Terrassen und Estraden, zwischen seinen Portalen und vor seinen Täfelungen standen, abtragen und im Nebenzimmer häufen. Die steile Höh, auf der sie thronten, machte sie jeder praktischen Verwendung fremd. Darum sah das Büfett mit gutem Grund den Tempelbergen ähnlich. Auch konnte es mit Schätzen prunken, wie die Götzen sie gern um sich haben. Dafür war dann der Tag, an dem Gesellschaft war, der rechte. Schon mittags öffnete sich sein Massiv, um mich in seinen Schächten, die mit Samt wie mit graugrünem Moos bezogen waren, den Silberhort des Hauses sehen zu lassen. Was aber dort auch lag, das war nicht zehnfach, nein zwanzig- oder dreißigfach vorhanden.

Und wenn ich diese langen, langen Reihen von Mokkalöffeln oder Messerbänkchen, Obstmessern oder Austerngabeln sah, stritt mit der Lust an dieser Fülle Angst, als sähen die, die nun erwartet wurden, einander gleich wie unsere Tischbestecke.

Bettler und Huren

In meiner Kindheit war ich ein Gefangener des alten und neuen Westens. Mein Clan bewohnte diese beiden Viertel damals in einer Haltung, die gemischt war aus Verbissenheit und Selbstgefühl und die aus ihnen ein Ghetto machte, das er als sein Lehen betrachtete. In dies Quartier Besitzender blieb ich geschlossen, ohne um ein anderes zu wissen. Die Armen – für die reichen Kinder meines Alters gab es sie nur als Bettler. Und es war ein großer Fortschritt der Erkenntnis, als mir zum erstenmal die Armut in der Schmach der schlechtbezahlten Arbeit dämmerte. Das war in einer kleinen Niederschrift, vielleicht der ersten, die ich ganz für mich selbst verfaßte. Sie hatte es mit einem Mann zu tun, der Zettel austeilt und mit den Erniedrigungen, die er durch ein Publikum erfährt, das für die Zettel kein Interesse hat. So kommt es, daß der Arme – damit schloß ich – sich heimlich seines ganzen Packs entledigt. Gewiß die unfruchtbarste Bereinigung der Lage. Aber keine andere Form der Revolte ging mir damals ein als die der Sabotage; diese freilich aus eigenster Erfahrung. Auf sie griff ich zurück, wenn ich der Mutter mich zu entziehen suchte. Am liebsten aber bei den »Besorgungen«, und zwar mit einem verstockten Eigensinn, der meine Mutter oft zur Verzweiflung brachte. Ich hatte nämlich die Gewohnheit angenommen, immer um einen halben Schritt zurückzubleiben. Es war als wolle ich in keinem Falle eine Front, und sei es mit der eigenen Mutter, bilden. Wieviel ich dieser träumerischen Resistenz bei den gemeinschaftlichen Gängen durch die Stadt zu danken hatte, fand sich später, als ihr Labyrinth sich dem Geschlechtstrieb öffnete. Der aber suchte mit seinem ersten Tasten nicht den Leib, sondern die ganz verworfene Psyche, deren Flügel faulig im Scheine einer Gaslaterne glänzten oder noch unentfaltet unterm Pelz, in welchen sie verpuppt war, schlummerten. Ein Blick, der nicht den dritten Teil von dem zu sehen scheint, was er in Wahrheit umfaßte, kam mir nun zugut.

Schon damals aber als noch meine Mutter mein Brödeln und verschlafenes Schlendern schalt, spürte ich dumpf die Möglichkeit, im Bund mit diesen Straßen, in denen ich mich scheinbar nicht zurechtfand, mich später ihrer Herrschaft zu entziehn. Kein Zweifel jedenfalls, daß ein Gefühl – ein trügerisches leider – ihr und ihrer und meiner eignen Klasse abzusagen, Schuld an dem beispiellosen Anreiz trug, auf offener Straße eine Hure anzusprechen. Stunden konnte es dauern, bis es dahin kam. Das Grauen, das ich dabei fühlte, war das gleiche, mit dem mich ein Automat erfüllt hätte, den in Betrieb zu setzen, es an einer Frage genug gewesen wäre. Und so warf ich denn meine Stimme durch den Schlitz. Dann sauste das Blut in meinen Ohren und ich war nicht fähig, die Worte, die da vor mir aus dem stark geschminkten Munde fielen, aufzulesen. Ich lief davon, um in der gleichen Nacht – wie häufig noch – den tollkühnen Versuch zu wiederholen. Wenn ich dann, manchesmal schon gegen Morgen, in einer Torfahrt innehielt, hatte ich mich in die asphaltenen Bänder der Straße hoffnungslos verstrickt, und die saubersten Hände waren es nicht, die mich freimachten.

Winterabend

Manchmal nahm mich an Winterabenden meine Mutter zum Kaufmann mit. Es war ein dunkles, unbekanntes Berlin, das sich im Gaslicht vor mir ausbreitete. Wir blieben im alten Westen, dessen Straßenzüge einträchtiger und anspruchsloser waren als die später bevorzugten. Die Erker und Säulen gewahrte man nicht mehr deutlich, und in die Fassaden war Licht getreten. Lag es an den Mullgardinen, den Stores oder dem Gasstrumpf unter der Hängelampe – dies Licht verriet von den erleuchteten Zimmern wenig. Es hatte es nur mit sich selbst zu tun. Es zog mich an und machte mich nachdenklich. Das tut es in der Erinnerung heute noch. Dabei geleitet es mich am liebsten zu einer von meinen Ansichtskarten. Sie stellte einen Berliner Platz dar. Die Häuser, die ihn umgaben, waren von zartem Blau, der nächtliche Himmel, an dem der Mond stand, von dunklerem. Der Mond und die sämtlichen Fenster waren in der blauen Kartonschicht ausgespart. Sie wollten gegen die Lampe gehalten werden, dann brach ein gelber

Schein aus den Wolken und Fensterreihen. Ich kannte die abgebildete Gegend nicht. »Hallesches Tor« stand darunter. Tor und Halle traten in ihr zusammen und bildeten die erhellte Grotte, in welcher ich die Erinnerung an das winterliche Berlin vorfinde.

Der Nähkasten

Die Spindel kannten wir nicht mehr, die das Dornröschen stach und es in hundertjährigen Schlaf versenkte. Aber wie Schneewittchens Mutter, die Königin, am Fenster saß, wenn es schneite, so hat auch unsere Mutter mit dem Nähzeug am Fenster gesessen, und nur darum fielen keine drei Tropfen Blut, weil sie einen Fingerhut bei der Arbeit trug. Dafür war dessen Kuppe selbst von blassem Rot, und kleine Vertiefungen wie Spuren früherer Stiche verzierten sie. Hielt man ihn aber gegens Licht, so glühte er am Ende seiner finsteren Höhlung, in der unser Zeigefinger so gut Bescheid wußte. Denn gern bemächtigten wir uns der kleinen Krone, die im Verborgenen uns bekrönen könnte. Wenn ich sie auf den Finger schob, begriff ich, wie meine Mutter für die Dienstmädchen hieß. Sie meinten »gnädige Frau«, verstümmelten jedoch das erste Wort, so schien mir lange, daß sie Näh-Frau sagten. Man hätte keinen Titel finden können, in welchem sich die Machtvollkommenheit der Mutter einleuchtender für mich bekundet hätte.
Wie alle echten Herrschersitze hatte auch der ihre am Nähtisch seinen Bannkreis. Und bisweilen bekam ich ihn zu spüren. Unbeweglich, mit angehaltenem Atem stand ich drin. Die Mutter aber hatte gerade eben entdeckt, es sei, eh ich sie auf Besuch oder zu Einkäufen begleiten dürfe, an meinem Anzug etwas auszubessern. Und nun hielt sie den Ärmel meiner Matrosenbluse, in welchem ich den Arm schon stecken hatte, in der Hand, um den blauweißen Aufschlag festzunähen oder sie gab mit ein paar schnellen Stichen dem seidenen Schifferknoten seinen »Pli«. Ich aber stand dabei und kaute an dem schweißigen Gummibande meiner Mütze, das mir sauer schmeckte.
In solchen Augenblicken, da das Nähzeug am strengsten über mich gebot, begann Trotz und Empörung sich in mir zu melden. Nicht nur, weil diese Sorge für den Anzug, den ich doch schon am

Körper hatte, die Geduld auf eine allzu harte Probe stellte, nein, mehr noch, weil, was mit mir vorgenommen wurde, nicht in dem mindesten Verhältnis stand zu dem vielfarbigen Aufgebot der Seiden, den feinen Nadeln und den Scheren in verschiedenen Größen, welche vor mir lagen. Zweifel beschlichen mich, ob dieser Kasten von Haus aus überhaupt zum Nähen sei – sie waren denen ähnlich, die mich jetzt manchmal auf offener Straße überfallen, wenn ich von weitem nicht entscheiden kann, ob ich vor Augen eine Konfiserie oder eine Friseurauslage habe. Und schwerlich hätte ich mich sehr gewundert, wenn bei den Spulen eine redende, die Spule Odradek, gelegen hätte, die ich fast vierzig Jahre später kennen lernte. Zwar nennt der Dichter diese redende und rätselhafte, welche auf den Treppen und in den Zimmerecken sich herumtreibt, »die Sorge des Hausvaters«. Das wird aber der Vorstand einer jener zweideutigen Familien sein, bei denen sich die Geschlechtsverhältnisse verkehren. Soviel zumindest spürte ich schon damals, daß die Zwirn- und Garnrollen mich mit verrufener Lockung peinigten. Und zwar war deren Sitz in ihrem Hohlraum, in dem früher die Achse kreiste, deren schnelle Drehung den Faden auf die Rolle wickelte. Nachher verschwand dies Loch auf beiden Seiten unter der Oblate, die meistens schwarz war und mit goldenem Aufdruck den Firmennamen und die Nummer trug. Zu groß war die Versuchung, meine Fingerspitzen gegen die Mitte der Oblate anzustemmen, zu innig die Befriedigung, wenn sie riß und ich das Loch darunter tastete.

Neben der oberen Region des Kastens, wo diese Rollen beieinanderlagen, die schwarzen Nadelbücher blinkten, und die Scheren jede in ihrer Lederscheide steckten, gab es den finstern Untergrund, den Wust, in dem der aufgelöste Knäuel regierte, Reste von Gummibändern, Haken, Ösen und Seidenfetzen beieinanderlagen. Auch Knöpfe waren unter diesem Ausschuß; manche von solcher Form, wie man sie nie an irgend einem Kleid gesehen hat. Ähnliche fand ich sehr viel später wieder: da waren es die Räder an dem Wagen des Donnergottes Thor, wie ihn ein kleiner Magister um die Mitte des Jahrhunderts in einem Schulbuch abgebildet hat. Soviele Jahre also brauchte es, bis sich mein Argwohn, dieser ganze Kasten sei anderem vorbestimmt als Näharbeiten, vor einem blassen Bildchen bestätigt hat.

Schneewittchens Mutter näht und draußen schneit es. Je stiller es

im Land wird, desto mehr kommt dieses stillste Hausgeschäft zu Ehren. Je früher am Tag es dunkel wurde, desto öfter erbaten wir die Schere. Eine Stunde verbrachten nun auch wir mit unsern Augen der Nadel folgend, von der träg ein dicker, wollener Faden herunterhing. Denn ohne es zu sagen, hatte jedes sich seine Ausnähsachen vorgenommen – Pappteller, Tintenwischer, Futterale –, in die es nach der Zeichnung Blumen nähte. Und während das Papier mit leisem Knacken der Nadel ihre Bahn freimachte, gab ich hin und wieder der Versuchung nach, mich in das Netzwerk auf der Hinterseite zu vergaffen, das mit jedem Stich, mit dem ich vorn dem Ziele näherkam, verworrener wurde.

Unglücksfälle und Verbrechen

Die Stadt versprach sie mir mit jedem Tag aufs neue und am Abend war sie sie schuldig geblieben. Tauchten sie auf, so waren sie, wenn ich an Ort und Stelle kam, schon wieder fort, wie Götter, die nur Augenblicke für die Sterblichen übrig haben. Ein ausgeraubtes Schaufenster, das Haus, aus dem man einen Toten getragen hatte, die Stelle auf dem Fahrdamm, wo ein Pferd gestürzt war – ich faßte vor ihnen Fuß, um an dem flüchtigen Hauch, den dies Geschehn zurückgelassen hatte, mich zu sättigen. Da war er auch schon wieder hin – zerstreut und fortgetragen von dem Haufen Neugieriger, die sich in alle Winde verlaufen hatten. Wer konnte es mit der Feuerwehr aufnehmen, die von ihren Rennern zu unbekannten Brandstätten befördert wurde, wer durch die Milchglasscheiben in das Innere der Krankenwagen blicken? Auf diesen Wagen glitt und stürzte Unglück, dessen Fährte ich nicht erhaschen konnte, durch die Straßen. Doch hatte es noch seltsamere Vehikel, die freilich ihr Geheimnis eigensinnig wie die Zigeunerwagen hüteten. Und auch an ihnen waren es die Fenster, in denen es mir nicht geheuer schien. Eiserne Stäbchen hielten sie verwahrt. Und wenn ihr Abstand auch so winzig war, daß keinesfalls ein Mensch sich durch sie hätte zwängen können, hing ich doch immer den Missetätern nach, die drinnen, wie ich mir erzählte, gefangen saßen. Ich wußte damals nicht, daß das nur Wagen für die Beförderung von Akten waren, begriff sie aber

darum nur noch besser als stickige Behältnisse des Unheils. Auch der Kanal, in dem das Wasser doch so dunkel und so langsam trieb, als sei es mit allem Traurigen auf Du und Du, hielt mich von einem Mal zum andern hin. Umsonst war jede seiner vielen Brücken mit einem Rettungsring dem Tod verlobt. So oft ich sie passierte, fand ich sie jungfräulich. Und am Ende lernte ich, mich mit den Tafeln zu begnügen, die Wiederbelebungsversuche an Ertrunkenen zeigen. Doch diese Akte blieben mir so fern wie die steinernen Krieger des Pergamon-Museums.

Für das Unglück war überall vorgesorgt; die Stadt und ich hätten es weich gebettet, aber nirgends ließ es sich sehn. Ja, wenn ich durch die festgeschlossenen Laden in das Elisabeth-Krankenhaus hätte blicken können! Es war mir, wenn ich durch die Lützowstraße kam, aufgefallen, daß manche Laden hier am hellen Tage geschlossen waren. Auf meine Frage hatte ich erfahren, in solchen Zimmern lägen »die Schwerkranken«. Die Juden, wenn sie von dem Todesengel erzählen hörten, der mit seinem Finger die Häuser der Ägypter bezeichnete, deren Erstgeburt sterben sollte, mögen sich diese Häuser so mit Grauen vergegenwärtigt haben wie ich mir die Fenster, deren Laden geschlossen blieben. Aber tat er wirklich sein Werk – der Todesengel? Oder gingen dann eines Tages doch die Laden auf, und legte sich der Schwerkranke als Genesender ins Fenster? Hätte man ihm nicht nachhelfen mögen – dem Tod, dem Feuer oder auch nur dem Hagel, der gegen meine Scheiben trommelte, ohne jemals sie zu durchschlagen? Und ist es wunderbar, daß, als nun endlich Unglück und Verbrechen zur Stelle waren, dieses Erlebnis alles um sich her – ja auch die Schwelle zwischen Traum und Wirklichkeit – zunichte machte? So weiß ich nicht mehr, ob es einem Traum entstammt oder nur vielfach in ihm wiederkehrte. In jedem Fall war es im Augenblick bei der Berührung mit der »Kette« gegenwärtig.

»Vergiß nicht, erst die Kette vorzumachen« hieß es, wenn mir gestattet worden war, die Tür zu öffnen. Die Angst vor einem Fuße, der sich in die Tür stemmt, ist mir durch meine Kindheit treu geblieben. Und in der Mitte dieser Ängste dehnt sich endlos wie die Höllenqual das Schrecknis, das offenbar nur eingetreten war, weil nicht die Kette vorlag. Im Arbeitszimmer meines Vaters steht ein Herr. Er ist nicht schlecht gekleidet, und er scheint die Gegenwart der Mutter gar nicht zu bemerken, spricht über sie

hinweg, als ob sie Luft wäre. Erst recht ist meine Gegenwart im Nebenzimmer für ihn unbeträchtlich. Der Ton, in dem er spricht, ist vielleicht höflich und wohl kaum sehr drohend. Gefährlicher ist eine Stille, wenn er schweigt. In dieser Wohnung ist kein Telefon. Das Leben meines Vaters hängt an einem Haar. Vielleicht wird er das nicht erkennen und, indem er vom Sekretär, den zu verlassen er noch gar nicht Zeit fand, aufsteht, um den Herrn, der eindrang und längst Fuß gefaßt hat, hinauszuweisen, wird dieser ihm zuvorgekommen sein, abschließen und den Schlüssel an sich nehmen. Dem Vater ist der Rückzug abgeschnitten, und mit der Mutter hat der andre es auch weiter nicht zu tun. Ja das Entsetzlichste an ihm ist seine Weise, sie zu übersehen, als wenn sie mit ihm, dem Mörder und Erpresser, im Bunde wäre.

Weil auch diese finstere Heimsuchung ging, ohne mir ihr Rätselwort zu hinterlassen, habe ich immer den verstanden, der zum ersten besten Feuermelder flüchtet. Sie stehen als Altäre an der Straße, vor denen man zur Unglücksgöttin fleht. Dann stellte ich mir, noch erregender als das Erscheinen des Wagens, die Minute vor, in der man als einziger Passant sein noch entferntes Sturmsignal erlauscht. Fast immer aber hatte man an ihm den besten Teil des Unheils schon dahin. Denn selbst im Falle, daß es brannte, war vom Feuer nichts zu sehn. Es schien, als ob die Stadt die seltene Flamme mit Eifersucht betreue, tief im Innern des Hofes oder Dachgestühls sie nähre und jedermann den Anblick dieses hitzigen, prächtigen Geflügels, das sie sich da gezogen hatte, neide. Feuerwehrleute kamen ab und zu von drinnen, doch sie sahen nicht aus als seien sie den Anblick wert, von dem sie voll sein mußten. Wenn dann ein zweiter Zug mit Schläuchen, Leitern und Boilern vorgefahren kam, so schien er nach den ersten eiligen Manövern sich in den gleichen Schlendrian hineinzufinden und der robuste und behelmte Nachschub mehr Hüter eines unsichtbaren Feuers als sein Feind. Meist aber kamen keine Wagen nach, sondern auf einmal merkte man, daß auch die Polizei verschwunden und das Feuer abgelöscht war. Keiner wollte einem bestätigen, es sei angelegt gewesen.

Loggien

Wie eine Mutter, die das Neugeborene an ihre Brust legt, ohne es zu wecken, verfährt das Leben lange Zeit mit der noch zarten Erinnerung an die Kindheit. Nichts kräftigte die meine inniger als der Blick in Höfe, von deren dunklen Loggien eine, die im Sommer von Markisen beschattet wurde, für mich die Wiege war, in die die Stadt den neuen Bürger legte. Die Karyatiden, die die Loggia des nächsten Stockwerks trugen, mochten ihren Platz für einen Augenblick verlassen, um an dieser Wiege ein Lied zu singen, das zwar fast nichts von dem enthielt, was später auf mich wartete, dafür jedoch den Spruch, durch den die Luft der Höfe mir auf immer berauschend blieb. Ich glaube, daß ein Beisatz dieser Luft noch um die Weinberge von Capri war, in denen ich die Geliebte umschlungen hielt; und es ist eben diese Luft, in der die Bilder und Allegorien stehen, die über meinem Denken herrschen wie die Karyatiden auf der Loggienhöhe über die Höfe des Berliner Westens.

Der Takt der Stadtbahn und des Teppichklopfens wiegte mich da in Schlaf. Er war die Mulde, in der sich meine Träume bildeten. Zuerst die ungestalten, die vielleicht vom Schwall des Wassers oder dem Geruch der Milch durchzogen waren; dann die langgesponnenen: Reise- und Regenträume; endlich die geweckteren: vom nächsten Murmelspiel im Zoo, vom Sonntagsausflug. Der Frühling hißte hier die ersten Triebe vor einer grauen Rückfront; und wenn später im Jahr ein staubiges Laubdach tausendmal am Tage die Hauswand streifte, nahm das Schlürfen der Zweige mich in eine Lehre, der ich noch nicht gewachsen war. Denn alles wurde mir im Hof zum Wink. Wieviele Botschaften saßen nicht im Geplänkel grüner Rouleaux, die hochgezogen wurden, und wieviele Hiobsposten ließ ich klug im Poltern der Rolläden uneröffnet, die in der Dämmerung niederdonnerten.

Am tiefsten aber konnte mich die Stelle betreffen, wo der Baum im Hofe stand. Sie war im Pflaster ausgespart, in das ein breiter Eisenring versenkt war. Stäbe durchzogen ihn derart, daß er ein Gitter vorm nackten Erdreich bildete. Es schien mir nicht umsonst so eingefaßt; manchmal sann ich dem nach, was in der schwarzen Kute, aus der der Stamm kam, vorging. Später dehnte ich diese Forschung auf die Droschkenhaltestellen aus. Die Bäume dort

wurzelten ähnlich, doch sie waren noch dazu umzäunt, und Kutscher hingen an die Umzäunung ihre Pelerinen, während sie für den Gaul das Pumpenbecken, welches ins Trottoir gesenkt war, mit dem Strahl füllten, der Heu- und Haferreste wegtrieb. Mir waren diese Warteplätze, deren Ruhe nur selten durch den Zuwachs oder Abgang von Wagen unterbrochen wurde, entlegenere Provinzen meines Hofes.

Viel war an seinen Loggien abzulesen: der Versuch, der abendlichen Muße nachzuhängen; die Hoffnung, das Familienleben ins Grüne vorzuschieben; das Bestreben, den Sonntag ohne Rückstand auszuschöpfen. Aber am Ende war das alles eitel. Nichts lehrte der Zustand dieser eines überm anderen befindlichen Gevierte, als wieviel beschwerliche Geschäfte jeder Tag dem folgenden vererbte. Wäscheleinen liefen von einer Wand zur anderen; die Palme sah um so obdachloser aus, als längst nicht mehr der dunkle Erdteil, sondern der benachbarte Salon als ihre Heimat empfunden wurde. So wollte es das Gesetz des Ortes, um den einst die Träume der Bewohner gespielt hatten. Doch ehe er der Vergessenheit verfiel, hatte bisweilen die Kunst ihn zu verklären unternommen. Bald stahl sich eine Ampel, bald eine Bronze, bald eine Chinavase in sein Bereich. Und wenn auch diese Altertümer selten dem Orte Ehre machten, so gewann auf diesen Loggien der Zeitverlauf selbst etwas Altertümliches. Das pompejanische Rot, das sich so oft in breitem Bande an der Wand entlangzog, war der gegebene Hintergrund der Stunden, welche in dieser Abgeschiedenheit sich stauten. Die Zeit veraltete in diesen schattenreichen Gelassen, die sich auf die Höfe öffneten. Und eben darum war der Vormittag, wenn ich auf unserer Loggia auf ihn stieß, so lange schon Vormittag, daß er mehr er selbst schien als auf jedem anderen Fleck. So auch die ferneren Tageszeiten. Nie konnte ich sie hier erwarten; immer erwarteten sie mich bereits. Sie waren schon lange da, ja gleichsam aus der Mode, wenn ich sie endlich dort aufstöberte.

Später entdeckte ich vom Bahndamm aus die Höfe neu. Und wenn ich dann an schwülen Sommernachmittagen aus dem Abteil auf sie heruntersah, schien sich der Sommer in sie eingesperrt und von der Landschaft losgesagt zu haben. Und die Geranien, die mit roten Blüten aus ihren Kästen sahen, paßten weniger zu ihm als die roten Matratzen, die am Vormittag zum Lüften über den Brü-

stungen gehangen hatten. Abende, die auf solche Tage folgten, sahen uns – mich und meine Kameraden – manchmal am Tisch der Loggia versammelt. Eiserne Gartenmöbel, die geflochten oder von Schilf umwunden schienen, waren die Sitzgelegenheit. Und auf die Reclamhefte schien aus einem rot- und grüngeflammten Kelch, in dem der Strumpf summte, das Gaslicht nieder: Lesekränzchen. Romeos letzter Seufzer strich durch unsern Hof auf seiner Suche nach dem Echo, das ihm die Gruft der Julia in Bereitschaft hielt.
Seitdem ich Kind war, haben sich die Loggien weniger verändert als die anderen Räume. Doch nicht nur darum sind sie mir noch nah. Es ist vielmehr des Trostes wegen, der in ihrer Unbewohnbarkeit für den liegt, der selber nicht mehr recht zum Wohnen kommt. An ihnen hat die Behausung des Berliners ihre Grenze. Berlin – der Stadtgott selber – beginnt in ihnen. Er bleibt sich dort so gegenwärtig, daß nichts Flüchtiges sich neben ihm behauptet. In seinem Schutze finden Ort und Zeit zu sich und zueinander. Beide lagern sich hier zu seinen Füßen. Das Kind jedoch, das einmal mit im Bunde gewesen war, hält sich, von dieser Gruppe eingefaßt, auf seiner Loggia wie in einem längst ihm zugedachten Mausoleum auf.

Krumme Strasse

Das Märchen redet manchmal von Passagen und Galerien, die beiderseits mit Buden voller Lockung und Gefahr bestellt sind. Als Knabe war mir so ein Gang geläufig; er hieß die Krumme Straße. Wo sie den schärfsten Knick hat, lag ihr finsterstes Gelaß: das Schwimmbad mit seinen rotglasierten Ziegelmauern. Mehrmals die Woche wurde das Wasser im Bassin erneuert. Dann hieß es am Portal »Vorübergehend geschlossen« und ich genoß eine Galgenfrist. Ich tat mich vor den Ladenfenstern um und nährte mein Geblüt aus einer Fülle von abgelebten Dingen in ihrer Hut. Dem Schwimmbad gegenüber lag eine Pfandleihe. Den Bürgersteig bedrängten Trödler mit ihrem Hausrat. Es war der Strich, auf dem auch die Monatsgarderoben zu Hause waren.
Wo die Krumme Straße im Westen auslief, gab es einen Laden für Schreibbedarf. Uneingeweihte Blicke in sein Fenster fingen sich an den billigen Nick-Carter-Heften. Ich wußte aber, wo ich

im Hintergrunde die anstößigen Schriften zu suchen hatte. An dieser Stelle war kein Verkehr. Ich konnte lange durch die Scheibe starren, um erst bei Kontobüchern, Zirkeln und Oblaten mir ein Alibi zu schaffen, dann aber unvermittelt in den Schoß dieser papierenen Schöpfung vorzustoßen. Der Trieb errät, was sich am zähesten in uns erweisen wird; mit dem verschmilzt er. Rosetten und Lampions im Ladenfenster feierten das verfängliche Ereignis.

Nicht weit vom Schwimmbad lag der städtische Lesesaal. Mit seinen eisernen Emporen war er mir nicht zu hoch und nicht zu frostig. Ich witterte mein eigentliches Revier. Denn sein Geruch ging ihm voraus. Er wartete wie unter einer dünnen, bergenden Schicht unter dem feuchten, kalten, der mich im Stiegenhaus empfing. Ich stieß die Eisentür nur schüchtern auf. Doch kaum im Saal, begann die Stille meiner Kräfte sich anzunehmen.

Im Schwimmbad widerte mich der Stimmenlärm, der sich in das Brausen der Leitungen mischte, am meisten an. Er drang schon aus der Vorhalle, wo ein jedes die beinernen Bademarken erstehen mußte. Den Fuß über die Schwelle setzen bedeutete, von der Oberwelt Abschied nehmen. Danach bewahrte einen nichts mehr vor der überwölbten Wassermasse im Innern. Sie war der Sitz einer scheelen Göttin, die darauf aus war, uns an die Brust zu legen und aus den kalten Kammern uns zu tränken, bis dort oben nichts mehr an uns erinnern werde.

Im Winter brannte schon das Gas, wenn ich aus der Badeanstalt nach Hause ging. Das konnte mich nicht hindern, einen Umweg zu machen, der mich hinterrücks, als wollte ich sie auf frischer Tat ertappen, wieder auf meine Ecke führte. Auch in dem Laden brannte Licht. Ein Teil davon fiel auf die ausgestellte Ware und vermischte sich mit jenem der Laternen. In solchem Zwielicht verhieß das Schaufenster noch mehr als sonst. Denn nun verstärkte sich der Bann, den die auf Scherzpostkarten und Broschüren faßlich dargestellte Unzucht um mich legte, durch das Bewußtsein, mit der Tagesarbeit für heute Schluß gemacht zu haben. Was in mir vorging, konnte ich behutsam nach Hause unter meine Lampe tragen. Ja, noch das Bett geleitete mich oft zum Laden und zum Menschenstrom zurück, der durch die Krumme Straße geflutet war. Burschen begegneten mir, die mich stießen. Aber der Hochmut, den sie unterwegs in mir hervorgerufen hatten, kam nicht

mehr auf. Der Schlaf gewann der Stille meines Zimmers ein Rauschen ab, das mich für das verhaßte der Badeanstalt in einem Augenblick entschädigt hatte.

Pfaueninsel und Glienicke

Der Sommer rückte mich an die Hohenzollern heran. In Potsdam waren es das Neue Palais und Sanssouci, Wildpark und Charlottenhof, in Babelsberg das Schloß und seine Gärten, die unseren Sommerwohnungen benachbart waren. Die Nähe dieser dynastischen Anlagen störte mich beim Spielen nie, indem ich mir die Gegend, die im Schatten der königlichen Bauten lag, zu eigen machte. Man hätte die Geschichte meiner Herrschaft schreiben können, die von meiner Investitur durch einen Sommertag bis zu dem Rückfall meines Reiches an den Spätherbst sich erstreckte. Auch ging mein Dasein ganz in Kämpfen um dieses Reich dahin. Sie hatten es mit keinem Gegenkaiser sondern mit dieser Erde selbst und mit den Geistern, welche sie gegen mich entbot, zu tun.

Es war an einem Nachmittage auf der Pfaueninsel, daß ich mir meine schwerste Niederlage holte. Man hatte mir gesagt, ich müsse dort im Grase mich nach Pfauenfedern umsehen. Wieviel verlockender erschien mir nun die Insel als Fundort so bezaubernder Trophäen. Doch als ich dann die Rasenplätze kreuz und quer vergeblich nach dem Versprochenen durchstöbert hatte, beschlich mich, mehr als Groll gegen die Tiere, die mit ihrem unversehrten Federschmuck vor den Volieren hin und her spazierten, Trauer. Funde sind Kindern, was Erwachsenen Siege. Ich hatte etwas gesucht, was mir die Insel ganz zu eigen gegeben, sie ausschließlich mir eröffnet hätte. Mit einer einzigen Feder hätte ich sie in Besitz genommen – nicht nur die Insel, auch den Nachmittag, die Überfahrt von Sakrow mit der Fähre, all dieses wäre erst mit meiner Feder mir ganz und unbestreitbar zugefallen. Die Insel war verloren und mit ihr ein zweites Vaterland: die Pfauenerde. Und nun erst las ich in den blanken Fenstern des Schloßhofs vorm Nachhausegehen die Schilder, welche der Glast der Sonne in sie schob: ich solle heute nicht ins Innere treten.

Wie damals mein Schmerz kein so untröstlicher gewesen wäre,

hätte ich nicht mit einer Feder, welche mir entging, ein angestammtes Land verloren, wäre ein andermal die Seligkeit, radeln gelernt zu haben, nicht so groß gewesen, wenn ich nicht damit neue Territorien mir erobert hätte. Das war in einer jener asphaltierten Hallen, wo in der Modezeit des Radfahrsports die Kunst, die heut ein Kind vom andern lernt, so umständlich wie Autofahren unterrichtet wurde. Die Halle lag auf dem Land bei Glienicke; sie stammt aus einer Zeit, der Sport und Freiluft noch nicht unzertrennlich gewesen waren. Auch hatten sich die verschiedenen Arten des Trainings damals noch nicht gefunden. Eifersüchtig war jede einzelne darauf bedacht, durch eigene Räume und ein drastisches Kostüm sich von den übrigen zu unterscheiden. Weiterhin war es dieser Frühzeit eigen, daß im Sport – zumal in dem, der hier getrieben wurde – die Exzentrizitäten tonangebend waren. Daher bewegten sich in dieser Halle neben den Herren-, Damen-, Kinderrädern modernere Gestelle, deren Vorderrad vier-, fünfmal größer als das hintere und deren luftiger Hochsitz das Gestühl von Akrobaten war, die ihre Nummer übten.
Badeanstalten weisen oft getrennte Bassins für Nichtschwimmer und Schwimmer auf; so konnte auch hier von einer Scheidung die Rede sein. Und zwar verlief sie zwischen denen, die auf dem Asphalt sich üben mußten, und den andern, die die Halle verlassen und im Garten radeln durften. Es dauerte eine Weile, bis ich in diese zweite Gruppe rückte. An einem schönen Sommertage aber entließ man mich ins Freie. Ich war betäubt. Der Weg ging über Kies; die Steinchen knirschten; zum ersten Male gab es keinen Schutz vor einer Sonne, die mich blendete. Der Asphalt war schattig, weglos und bequem gewesen. Hier aber lauerten Gefahren in jeder Kurve. Das Rad, obwohl es keinen Freilauf hatte und der Weg noch eben war, ging wie von selbst. Mir aber war, als hätte ich noch nie auf ihm gesessen. Ein eigener Wille begann in seiner Lenkstange sich anzumelden. Jeder Buckel war im Begriffe, mir mein Gleichgewicht zu rauben. Ich hatte längst verlernt zu fallen, aber nun geschah es, daß die Schwerkraft einen Anspruch, auf den sie jahrelang verzichtet hatte, geltend machte. Mit einmal sank, nach einer kleinen Steigung, der Weg unversehens ab, die Bodenwelle, die mich von ihrem Kamme gleiten ließ, zerstob vor meinem Gummireif zu einer Wolke von Staub und Kieseln, Zweige sausten mir im Vorübereilen ins Gesicht, und als ich alle Hoff-

nung, mich zu halten, schon fahren lassen wollte, winkte plötzlich die sanfte Schwelle vor der Einfahrt mir. Herzklopfend, aber mit dem ganzen Schwunge, den der eben zurückgelassene Abhang mir noch mitgegeben hatte, tauchte ich auf dem Rade in dem Schatten der Halle ein. Als ich absprang, war es mit der Gewißheit, daß für diesen Sommer Kohlhasenbrück mit seiner Bahnstation, der Griebnitzsee mit den gewölbten Lauben, die zu den Landungsstegen niedergleiten, Schloß Babelsberg mit seinen ernsten Zinnen und die duftenden Bauerngärten von Glienicke durch die Vermählung mit der Hügelwelle so mühelos in meinen Schoß gefallen seien wie Herzogtümer oder Königreiche durch Heirat an die kaiserliche Hausmacht.

Der Mond

Das Licht, welches vom Mond herunterfließt, gilt nicht dem Schauplatz unseres Tagesdaseins. Der Umkreis, den es zweifelhaft erhellt, scheint einer Gegen- oder Nebenerde zu gehören. Sie ist nicht mehr die, der der Mond als Satellit folgt, sondern die selbst in einen Mondtrabanten verwandelte. Ihr breiter Busen, deren Atemzug die Zeit war, rührt sich nicht mehr; endlich ist die Schöpfung heimgekehrt und darf nun wieder den Witwenschleier antun, den der Tag ihr fortgerissen hatte. Der blasse Strahl, der durch die Bretterjalousie zu mir hereindrang, gab mir das zu verstehen. Mein Schlaf fiel unruhig aus; der Mond zerschnitt ihn mit seinem Kommen und mit seinem Gehen. Wenn er im Zimmer stand und ich erwachte, so war ich ausquartiert, denn es schien niemand als ihn bei sich beherbergen zu wollen.

Das erste, worauf dann mein Blick fiel, waren die beiden cremefarbenen Becken des Waschgeschirrs. Bei Tage kam ich nie darauf, mich über sie aufzuhalten. Im Mondschein aber war das blaue Band, das durch den oberen Teil der Becken sich hindurchzog, ein Ärgernis. Es täuschte ein gewebtes vor, das sich durch einen Saum hindurchschlang. Und in der Tat – der Rand der Becken war gefältelt wie eine Krause. Behäbige Kannen standen in der Mitte der beiden, aus dem gleichen Porzellan, das gleiche Blumenmuster tragend. Wenn ich aus meinem Bett stieg, klirrten sie, und dieses Klirren pflanzte auf dem Marmorbelag des Waschtischs sich zu

Schalen und Näpfen, Gläsern und Karaffen fort. So froh ich aber war, ein Lebenszeichen – sei es auch nur das Echo meines eigenen – der nächtlichen Umgebung abzulauschen, so war es doch ein unverläßliches und wartete darauf, als falscher Freund mich in dem Augenblick zu überlisten, in dem ich mich's am wenigsten versah. Das war, wenn ich die Hand mit der Karaffe erhob, um Wasser in ein Glas zu schenken. Das Glucksen dieses Wassers, das Geräusch, mit dem ich erst die Karaffe, dann das Glas abstellte – alles schlug an mein Ohr als Wiederholung. Denn alle Stellen jener Nebenerde, auf welche ich entrückt war, schien das Einst bereits besetzt zu halten. So kam mir jeder Laut und Augenblick als Doppelgänger seiner selbst entgegen. Und wenn ich das für eine Weile hatte über mich ergehen lassen, so näherte ich mich meinem Bette voller Furcht, mich selbst schon darin ausgestreckt zu finden.
Ganz legte sich die Angst erst, wenn ich wieder im Rücken die Matratze fühlte. Dann schlief ich ein. Das Mondlicht rückte langsam aus meiner Stube. Und oft lag sie bereits im Dunkeln, wenn ich ein zweites oder drittes Mal erwachte. Die Hand mußte als erste sich beherzen, über den Grabenrand des Schlafs zu tauchen, in dem sie Deckung vor dem Traum gefunden hatte. Und wie noch nach Gefechtsschluß einer manchmal von einem Blindgänger ereilt wird, blieb die Hand gewärtig, unterwegs verspätet einem Traum anheimzufallen. Wenn dann das Nachtlicht, flackernd, sie und mich beschwichtigt hatte, stellte sich heraus, daß von der Welt nichts mehr vorhanden war als eine einzige verstockte Frage. Mag sein, daß diese Frage in den Falten des Vorhangs saß, welcher vor meiner Tür, um die Geräusche abzuhalten, hing. Mag sein, sie war nichts als ein Rückstand vieler vergangener Nächte. Endlich mag es sein, daß sie die andere Seite des Befremdens war, das der Mond in mir verbreitet hatte. Sie lautete: warum denn etwas auf der Welt, warum die Welt sei? Mit Staunen stieß ich darauf, nichts in ihr könne mich nötigen, die Welt zu denken. Ihr Nichtsein wäre mir um keinen Deut fragwürdiger vorgekommen als ihr Sein, welches dem Nichtsein zuzublinzeln schien. Der Mond hatte ein leichtes Spiel mit diesem Sein.
Die Kindheit lag schon beinahe hinter mir, da endlich schien er gewillt, den Anspruch auf die Erde, den er sonst nur bei Nacht erhoben hatte, vor ihrem Tagesantlitz anzumelden. Hoch überm Horizont, groß, aber blaß, stand er am Himmel eines Traumes

über den Straßen von Berlin. Es war noch hell. Die meinigen umgaben mich, ein wenig starr, wie auf einer Daguerreotypie. Nur meine Schwester fehlte. »Wo ist Dora?« hörte ich meine Mutter rufen. Der Mond, der voll am Himmel gestanden hatte, war plötzlich immer schneller angewachsen. Näher und näher kommend, riß er den Planeten auseinander. Das Geländer des eisernen Balkons, auf dem wir alle über der Straße Platz genommen hatten, zerfiel in Stücken, und die Leiber, die ihn bevölkert hatten, bröckelten geschwind nach allen Seiten auseinander. Der Trichter, den der Mond im Kommen bildete, sog alles in sich ein. Nichts konnte hoffen, unverwandelt durch ihn hindurchzugehen. »Wenn es jetzt Schmerz gibt, gibt es keinen Gott«, hörte ich mich erkennen, und sammelte zugleich, was ich hinübernehmen wollte. Alles tat ich in einen Vers. Er war mein Abschied. »O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!« Jedoch, indem ich diesen Worten mich anheimzugeben suchte, war ich schon erwacht. Und nun erst schien das Grauen, mit dem eben der Mond mich überzogen hatte, sich auf ewig, trostlos, bei mir einzunisten. Denn dies Erwachen steckte nicht, wie andere, dem Traum sein Ziel, sondern verriet mir, daß es ihm entgangen und das Regiment des Mondes, welches ich als Kind erfahren hatte, für eine weitere Weltzeit gescheitert war.

Das bucklichte Männlein

Solange ich klein war, sah ich beim Spazierengehen gern durch jene waagerechten Gatter, die auch dann erlaubten, vor einem Schaufenster sich aufzustellen, wenn gerade unter ihm ein Schacht sich auftat, welcher dazu diente, mit etwas Licht und Luft die Kellerluken, die in der Tiefe sich befanden, zu versorgen. Die Luken gingen kaum ins Freie, sondern eher ins Unterirdische. Daher die Neugier, mit der ich durch die Stäbe jedes Gatters, auf dem ich gerade fußte, niedersah, um aus dem Souterrain den Anblick eines Kanarienvogels, einer Lampe oder eines Bewohners mit davonzutragen. Es war nicht immer möglich. Wenn ich aber bei Tage dem vergebens nachgetrachtet hatte, so konnte es geschehen, daß sich nachts der Spieß umkehrte und ich selbst im Traum dingfest gemacht wurde von Blicken, die aus solchen Kellerlöchern nach

mir zielten. Gnomen mit spitzen Mützen warfen sie. Doch kaum war ich vor ihnen bis ins Mark erschrocken, waren sie schon wieder fort.
Nicht streng geschieden war für mich die Welt, welche bei Tage diese Fenster bevölkerte, von der, die nachts dort auf der Lauer lag, um mich in meinem Traum zu überfallen. Ich wußte darum gleich, woran ich war, als ich in meinem »Deutschen Kinderbuch« von Georg Scherer auf die Stelle stieß: »Will ich in mein Keller gehn / Will mein Weinlein zapfen; / Steht ein bucklicht Männlein da, / Tät mir 'n Krug wegschnappen.« Ich kannte jene Sippe, die auf Schaden und Schabernack versessen war, und daß sie sich im Keller zu Hause fühlte, war nicht wunderlich. »Lumpengesindel« war es. Und gleich erinnerte ich mich der Nachtgesellen, die, so spät, draußen zum Hühnchen und zum Hähnchen stoßen: der Nähnadel sowie der Stecknadel, die beide rufen, »es würde gleich stichdunkel werden«. Was sie sodann am Wirt, der sie des Nachts aufnahm, verübten, dünkte sie wohl nur ein Spaß. Mich aber grauste es. Von ihrem Schlage war der Bucklige. Doch kam er mir nicht näher. Erst heute weiß ich, wie er geheißen hat. Meine Mutter verriet mir's, ohne es zu wissen. »Ungeschickt läßt grüßen«, sagte sie mir immer, wenn ich etwas zerbrochen hatte oder hingefallen war. Und nun verstehe ich, wovon sie sprach. Sie sprach vom bucklichten Männlein, welches mich angesehen hatte. Wen dieses Männlein ansieht, gibt nicht acht. Nicht auf sich selbst und auf das Männlein auch nicht. Er steht verstört vor einem Scherbenhaufen: »Will ich in mein Küchel gehn, / Will mein Süpplein kochen; / Steht ein bucklicht Männlein da, / Hat mein Töpflein brochen.«
Wo es erschien, da hatte ich das Nachsehn. Ein Nachsehn, dem die Dinge sich entzogen, bis aus dem Garten übers Jahr ein Gärtlein, ein Kämmerlein aus meiner Kammer und ein Bänklein aus der Bank geworden war. Sie schrumpften, und es war, als wüchse ihnen ein Buckel, der sie selber nun der Welt des Männleins für sehr lange einverleibte. Das Männlein kam mir überall zuvor. Zuvorkommend stellte sich's in den Weg. Doch sonst tat er mir nichts, der graue Vogt, als von jedwedem Ding, an das ich kam, den Halbpart des Vergessens einzutreiben: »Will ich in mein Stüblein gehn, / Will mein Müslein essen: / Steht ein bucklicht Männlein da, / Hat's schon halber 'gessen.« So stand das Männ-

lein oft. Allein, ich habe es nie gesehn. Es sah nur immer mich. Und desto schärfer, je weniger ich von mir selber sah.
Ich denke mir, daß jenes »ganze Leben«, von dem man sich erzählt, daß es vorm Blick der Sterbenden vorbeizieht, aus solchen Bildern sich zusammensetzt, wie sie das Männlein von uns allen hat. Sie flitzen rasch vorbei wie jene Blätter der straff gebundenen Büchlein, die einmal Vorläufer unserer Kinematographen waren. Mit leisem Druck bewegte sich der Daumen an ihrer Schnittfläche entlang; dann wurden sekundenweise Bilder sichtbar, die sich voneinander fast nicht unterschieden. In ihrem flüchtigen Ablauf ließen sie den Boxer bei der Arbeit und den Schwimmer, wie er mit seinen Wellen kämpft, erkennen. Das Männlein hat die Bilder auch von mir. Es sah mich im Versteck und vor dem Zwinger des Fischotters, am Wintermorgen und vor dem Telephon im Hinterflur, am Brauhausberge mit den Faltern und auf meiner Eisbahn bei der Blechmusik, vorm Nähkasten und über meinem Schubfach, im Blumeshof und wenn ich krank zu Bett lag, in Glienicke und auf der Bahnstation. Jetzt hat es seine Arbeit hinter sich. Doch seine Stimme, welche an das Summen des Gasstrumpfs anklingt, wispert über die Jahrhundertschwelle mir die Worte nach: »Liebes Kindlein, ach, ich bitt, / Bet fürs bucklicht Männlein mit.«

Denkbilder



Walter Benjamin und Asja Lacis

Neapel

Vor einigen Jahren wurde ein Priester, unsittlicher Vergehungen halber, auf einem Karren durch die Straßen Neapels gefahren. Unter Verwünschungen zog man ihm nach. An einer Ecke zeigte sich ein Hochzeitszug. Der Priester erhebt sich, macht das Zeichen des Segens, und was hinter dem Karren her war, fällt in die Knie. So unbedingt strebt in dieser Stadt der Katholizismus aus jeder Situation sich wiederherzustellen. Verschwände er vom Erdboden, dann zuletzt vielleicht nicht aus Rom, sondern aus Neapel.

Nirgends kann dieses Volk seiner reichen, aus dem Herzen der Großstadt selbst erwachsenen Barbarei gesicherter nachleben als im Schoße der Kirche. Es braucht den Katholizismus, denn mit ihm steht eine Legende, das Kalenderdatum eines Märtyrers, legalisierend noch über seinen Exzessen. Hier wurde Alfons von Liguori geboren, der Heilige, der die Praxis der katholischen Kirche geschmeidig gemacht hat, sachverständig dem Handwerk der Gauner und Huren zu folgen, um in der Beichte, deren dreibändiges Kompendium er schrieb, es mit gespannteren oder läßlicheren Kirchenstrafen zu kontrollieren. Sie allein, nicht die Polizei, ist der Selbstverwaltung des Verbrechertums, der Kamorra, gewachsen.

So denkt denn, wer geschädigt ist, nicht daran, die Polizei zu rufen, wenn ihm daran gelegen ist, wieder zu dem Seinen zu kommen. Durch bürgerliche oder priesterliche Mittelsleute, wo nicht selbst, geht er einen Kamorristen an. Durch ihn vereinbart er ein Lösegeld. Von Neapel bis Castellamare, längs der proletarischen Vorstädte, zieht sich das Hauptquartier der festländischen Kamorra. Denn dieses Verbrechertum meidet Quartiere, in denen es sich der Polizei zur Verfügung stellen würde. Es ist verteilt über Stadt und Vorstadt. Das macht sie gefährlich. Dem reisenden Bürger, der bis Rom sich von Kunstwerk zu Kunstwerk wie an einem Staket weitertastet, wird in Neapel nicht wohl.

Man konnte die Probe darauf grotesker nicht machen als durch Einberufung eines internationalen Philosophenkongresses. Spurlos fiel er im Feuerdunst dieser Stadt auseinander, während die Siebenhundertjahrfeier der Hochschule, zu deren blecherner Glo-

riole er verschrieben worden war, unter dem Getöse eines Volksfestes sich entfaltete. Klagend erschienen auf dem Sekretariat die Geladenen, denen Geld und Ausweispapiere im Handumdrehen entwendet waren. Aber besser findet auch der banale Reisende sich nicht zurecht. Baedeker selbst vermag ihn nicht zu begütigen. Hier sind die Kirchen nicht zu finden, die besternte Plastik steht im jeweils abgesperrten Museumsflügel, und vor den Werken der einheimischen Malerei warnt das Wort »Manierismus«.
Nichts ist genießbar als das berühmte Trinkwasser. Armut und Elend wirken so ansteckend, wie man sie Kindern vorstellt, und die närrische Angst, übervorteilt zu werden, ist nur die dürftige Rationalisierung dieses Gefühls. Wenn wirklich, wie Péladan sagte, das neunzehnte Jahrhundert die mittelalterliche, die natürliche Ordnung für die Lebensbedürfnisse des Armen verkehrte, Wohnung und Kleidung verbindlich gemacht wurden auf Kosten der Nahrung, so hat man hier diesen Konventionen gekündigt. Ein Bettler liegt gegen den Bürgersteig gelehnt auf dem Fahrdamm und schwenkt wie Abschiednehmende am Bahnhof den leeren Hut. Hier führt das Elend hinab, wie es vor zweitausend Jahren in die Krypten führte: noch heute geht der Weg zu den Katakomben durch einen »Garten der Qualen«, noch heute sind die Enterbten darinnen Führer. Beim Hospital San Gennaro dei poveri ist der Eingang ein weißer Gebäudekomplex, den man in zwei Höfen passiert. Zu beiden Seiten der Straße stehen die Bänke der Siechen. Den Heraustretenden folgen sie mit Blicken, die nicht verraten, ob sie ihnen ans Kleid sich klammern, um befreit zu werden oder unvorstellbare Gelüste an ihnen zu büßen. Im zweiten Hof sind die Kammerausgänge vergittert; dahinter stellen die Krüppel ihre Schäden zur Schau, und der Schrecken verträumter Passanten ist ihre Freude.
Einer der Alten führt und hält die Laterne dicht vor ein Bruchstück frühchristlicher Fresken. Nun läßt er das hundertjährige Zauberwort ertönen »Pompeji«. Alles, was der Fremde begehrt, bewundert und bezahlt, ist »Pompeji«. »Pompeji« macht die Gipsimitation der Tempelreste, die Kette aus Lavamasse und die lausige Person des Fremdenführers unwiderstehlich. Dieser Fetisch ist um so wundertätiger, als ihn die wenigsten von denen je gesehen haben, die er ernährt. Begreiflich, daß die wundertätige Madonna, die dort thront, eine nagelneue kostbare Wallfahrts-

kirche bekommt. In diesem Bau und nicht in dem der Vettier lebt Pompeji für die Neapolitaner. Und immer wieder kommen Gaunerei und Elend schließlich dort nach Hause.

Phantastische Reiseberichte haben die Stadt betuscht. In Wirklichkeit ist sie grau: ein graues Rot oder Ocker, ein graues Weiß. Und ganz grau gegen Himmel und Meer. Nicht zum wenigsten dies benimmt dem Bürger die Lust. Denn wer Formen nicht auffaßt, bekommt hier wenig zu sehen. Die Stadt ist felsenhaft. Aus der Höhe, wo die Rufe nicht heraufdringen, vom Castell San Martino gesehen, liegt sie in der Abenddämmerung ausgestorben, ins Gestein verwachsen. Nur ein Uferstreifen zieht sich eben, dahinter staffeln die Bauten sich übereinander. Mietskasernen mit sechs und sieben Stockwerken, auf Untergründen, an denen Treppen herauflaufen, erscheinen gegen die Villen als Wolkenkratzer. In den Felsengrund selbst, wo er das Ufer erreicht, hat man Höhlen geschlagen. Wie auf Eremitenbildern des Trecento zeigt sich hier und da in den Felsen eine Türe. Steht sie offen, so blickt man in große Keller, die Schlafstelle und Warenlager zugleich sind. Weiterhin leiten Stufen zum Meer, in Fischerkneipen, die man in natürlichen Grotten eingerichtet hat. Trübes Licht und dünne Musik dringt abends von dort nach oben.
Porös wie dieses Gestein ist die Architektur. Bau und Aktion gehen in Höfen, Arkaden und Treppen ineinander über. In allem wahrt man den Spielraum, der es befähigt, Schauplatz neuer unvorhergesehener Konstellationen zu werden. Man meidet das Definitive, Geprägte. Keine Situation erscheint so, wie sie ist, für immer gedacht, keine Gestalt behauptet ihr »so und nicht anders«. So kommt die Architektur, dieses bündigste Stück der Gemeinschaftsrhythmik, hier zustande. Zivilisiert, privat und rangiert nur in den großen Hotel- und Speicherbauten der Kais – anarchisch, verschlungen, dörflerisch im Zentrum, in das man vor vierzig Jahren große Straßenzüge erst hineingehauen hat. Und nur in diesen ist das Haus im nordischen Sinn die Zelle der Stadtarchitektur. Dagegen ist es im Innern der Häuserblock, wie er, als sei es mit eisernen Klammern, an seinen Ecken zusammengehalten ist durch die Wandbilder der Madonna.
Niemand orientiert sich an Hausnummern. Läden, Brunnen und Kirchen geben die Anhaltspunkte. Und nicht immer einfache.

Denn die übliche Neapolitaner Kirche prunkt nicht auf einem Riesenplatze, weithin sichtbar, mit Quergebäuden, Chor und Kuppel. Sie liegt versteckt, eingebaut; hohe Kuppeln sind oft nur von wenigen Orten zu sehen, auch dann ist es nicht leicht, zu ihnen zu finden; unmöglich, die Masse der Kirche aus der der nächsten Profanbauten zu sondern. Der Fremde geht an ihr vorüber. Die unscheinbare Tür, oft nur ein Vorhang, ist die geheime Pforte für den Wissenden. Ihn versetzt aus dem Wirrsal schmutziger Höfe ein Schritt in die lautere Einsamkeit eines hohen geweißten Kirchenraums. Seine Privatexistenz ist die barocke Ausmündung gesteigerter Öffentlichkeit. Denn nicht in den vier Wänden, unter Frau und Kindern geht sie hier auf, sondern in der Andacht oder in der Verzweiflung. Nebenstraßen lassen den Blick über schmutzige Stiegen in Kneipen hinabgleiten, wo drei, vier Männer, in Abständen, hinter Tonnen verborgen wie hinter Kirchenpfeilern, sitzen und trinken.
In solchen Winkeln erkennt man kaum, wo noch fortgebaut wird und wo der Verfall schon eingetreten ist. Denn fertiggemacht und abgeschlossen wird nichts. Porosität begegnet sich nicht allein mit der Indolenz des südlichen Handwerkers, sondern vor allem mit der Leidenschaft für Improvisieren. Dem muß Raum und Gelegenheit auf alle Fälle gewahrt bleiben. Bauten werden als Volksbühne benutzt. Alle teilen sie sich in eine Unzahl simultan belebter Spielflächen. Balkon, Vorplatz, Fenster, Torweg, Treppe, Dach sind Schauplatz und Loge zugleich. Noch die elendste Existenz ist souverän in dem dumpfen Doppelwissen, in aller Verkommenheit mitzuwirken an einem der nie wiederkehrenden Bilder neapolitanischer Straße, in ihrer Armut Muße zu genießen, dem großen Panorama zu folgen. Eine hohe Schule der Regie ist, was auf den Treppen sich abspielt. Diese, niemals ganz freigelegt, noch weniger aber in dem dumpfen nordischen Hauskasten geschlossen, schießen stückweise aus den Häusern heraus, machen eine eckige Wendung und verschwinden, um wieder hervorzustürzen.

Auch stofflich hat die Straßendekoration mit der theatralischen enge Verwandtschaft. Papier spielt die größte Rolle. Rote, blaue und gelbe Fliegenwedel, Altäre aus farbigem Glanzpapier an den Mauern, papierne Rosetten an den rohen Fleischstücken. Dann

die Kunstfertigkeiten des Varietés. Jemand kniet auf dem Asphalt, neben sich ein Kästchen, und es ist eine der belebtesten Straßen. Mit bunter Kreide malt er auf den Stein einen Christus, darunter etwa den Kopf der Madonna. Indessen hat ein Kreis sich geschlossen, der Künstler erhebt sich, und während er neben seinem Werk wartet, eine Viertelstunde, eine halbe, fallen spärliche, gezählte Münzen aus der Runde auf Glieder, Kopf und Rumpf seiner Figur. Bis er sie aufliest, alles auseinandergeht und in wenigen Augenblicken das Bild zertreten ist.

Unter solchen Fertigkeiten ist nicht die letzte, Maccaroni mit den Händen zu essen. Gegen Entgelt zeigt man es Fremden. Anderes macht sich nach Tarifen bezahlt. Händler geben einen festen Preis für die Stummel von Zigaretten, die nach Schluß der Cafés aus den Ritzen geklaubt werden. (Früher ging man mit Windlichtern auf die Suche.) Neben den Resten aus Speisewirtschaften, gekochten Katzenschädeln und Muscheln werden sie an den Ständen im Hafenviertel verkauft. – Musik zieht umher: nicht trübselig für die Höfe, sondern strahlend für Straßen. Der breite Karren, eine Art Xylophon, ist mit Liedertexten farbig behangen. Hier kann man sie kaufen. Einer dreht; der andere, daneben, erscheint mit dem Teller vor jedem, der träumerisch stehen bleiben sollte. So ist alles Lustige fahrbar: Musik, Spielzeug, Eis verbreiten sich durch die Straßen.

Rückstand der letzten und Vorspiel der folgenden Feiertage ist diese Musik. Unwiderstehlich durchdringt der Festtag einen jeden Werktag. Porosität ist das unerschöpflich neu zu entdeckende Gesetz dieses Lebens. Ein Gran vom Sonntag ist in jedem Wochentag versteckt und wieviel Wochentag in diesem Sonntag!

Dennoch kann keine Stadt in den paar Stunden Sonntagsruhe schneller welken als Neapel. Es steckt voller Festmotive, die sich ins Unscheinbarste eingenistet haben. Läßt man vors Fenster Jalousien fallen, so ist das, als ob anderswo Fahnen gehißt werden. Bunte Knaben angeln in tiefblauen Bächen und sehen zu rot geschminkten Kirchtürmen auf. Hoch über die Straßen ziehen sich Wäscheleinen, an denen wie gereihte Flaggen das Zeug hängt. Zarte Sonnen entzünden sich in den Glasbottichen mit Eisgetränken. Tag und Nacht strahlen diese Pavillons mit den blassen aromatischen Säften, an denen selbst die Zunge lernt, was es mit der Porosität für eine Bewandtnis hat.

Ist aber Politik oder Kalender irgend danach angetan, so schießt all dieses Heimliche und Aufgeteilte zum lauten Fest zusammen. Und regelmäßig bekrönt es sich mit einem Feuerwerk über dem Meere. Ein einziger Feuerstreif läuft an den Abenden von Juli bis September die Küste zwischen Neapel und Salerno entlang. Bald über Sorrent, bald über Minori oder Prajano, immer aber über Neapel, stehen feurige Kugeln. Hier hat das Feuer Kleid und Kern. Es ist Moden und Kunstgriffen unterworfen. Jede Kirchengemeinde hat das Fest der benachbarten durch neue Lichteffekte zu schlagen.
Dabei zeigt das älteste Element des chinesischen Ursprungs, der Wetterzauber in Gestalt der drachenartig entfalteten Raketen, sich weit dem tellurischen Prunk überlegen: den Sonnen, die am Boden kleben, und dem vom Elmfeuer umlohten Kruzifix. Am Strande bilden die Pinien des Giardino Pubblico einen Kreuzgang. Fährt man in der Festnacht darunter hin, so nistet der Feuerregen in allen Wipfeln. Aber auch hier nichts Träumerisches. Erst der Knall gewinnt jeder Apotheose die Volksgunst. Zu Piedigrotta, dem Hauptfest der Neapolitaner, setzt diese kindische Lust am Getöse ein wildes Gesicht auf. In der Nacht zum 8. September ziehen Banden, bis zu hundert Mann stark, durch alle Straßen. Sie blasen auf riesigen Tüten, deren Schallöffnung mit grotesken Masken verkleidet ist. Gewaltsam, wenn nicht anders, wird man eingekreist, und aus zahllosen Röhren dringt der dumpfe Ton zerreißend ins Ohr. Ganze Gewerbe beruhen auf dem Spektakel. »Roma«, »Corriere di Napoli« ziehen die Zeitungsjungen wie die Gummistangen im Munde lang. Ihr Schrei ist städtische Manufaktur.

Erwerb, der bodenständig in Neapel ist, streift den Hazard und hält am Feiertage fest. Die bekannte Liste der sieben Kardinalsünden verlegte den Hochmut nach Genua, den Geiz nach Florenz (die alten Deutschen waren anderer Meinung und nannten das, was man griechische Liebe heißt, Florenzen), die Üppigkeit nach Venedig, den Zorn nach Bologna, die Fresserei nach Mailand, den Neid nach Rom und die Faulheit nach Neapel. Das Lottospiel, hinreißend und verzehrend wie nirgends sonst in Italien, bleibt Typus des Erwerbslebens. Jeden Sonnabend um vier Uhr drängt man sich auf dem Vorplatz des Hauses, wo die Nummern ge-

zogen werden. Neapel ist eine der wenigen Städte mit eigener Auslosung. Mit Leihhaus und Lotto hält der Staat dieses Proletariat in der Kneifzange: was er im einen ihnen zuschanzt, nimmt er im anderen wieder zurück. Der bedachtere und liberalere Rausch des Hazards, an dem die ganze Familie ihren Anteil nimmt, ersetzt den alkoholischen.

Und ihm assimiliert sich das Geschäftsleben. Ein Mann steht in einer ausgespannten Kalesche an einer Straßenecke. Man drängt sich um ihn. Der Kutschbock ist aufgeklappt, und der Händler entnimmt ihm etwas unter beständigen Anpreisungen. Es verschwindet, ehe man es zu sehen bekommt, in einem rosa oder grün gefärbten Papierchen. So hält er es hoch in der Hand, und im Nu ist es gegen einige Soldi verkauft. Unter der gleichen geheimnisvollen Gebärde wird ein Stück nach dem anderen abgesetzt. Sind Lose in diesem Papier? Kuchen mit einer Münze in jedem zehnten? Was macht die Leute so begehrlich und den Mann so undurchdringlich wie den Mograby? – Er verkauft eine Zahnpasta.

Unschätzbar ist für dies Geschäftsgebaren die Auktion. Wenn der Straßenhändler früh um acht beim Auspacken damit begonnen hat, jedes Stück: Regenschirme, Hemdenstoffe, Umschlagtücher seinem Publikum einzeln vorzustellen, mißtrauisch, als müsse er selbst erst die Ware prüfen, dann sich erhitzt, phantastische Preise macht und während er das große Tuch für fünfhundert Lire, das er ausgebreitet hat, gelassen wieder zusammenlegt, mit jedem Faltenschlag sich unterbietet und schließlich, wie es klein auf seinem Arm liegt, für fünfzig es ablassen will, so ist er den ältesten Jahrmarktspraktiken treu geblieben. – Von der verspielten Handelslust der Neapolitaner gibt es hübsche Geschichten. Auf einer belebten Piazza entgleitet einer dicken Frau ihr Fächer. Hilflos sieht sie sich um; selbst ihn aufzuheben, ist sie zu unförmig. Ein Kavalier erscheint und ist bereit, für fünfzig Lire diesen Dienst zu leisten. Sie verhandeln, und die Dame erhält den Fächer für zehn.

Glückselige Zerstreutheit im Warenlager! Denn das ist hier noch eins mit dem Verkaufsstand: es sind Basare. Der lange Gang ist bevorzugt. In einem glasgedeckten gibt es einen Spielzeugladen (in dem man auch Parfüms und Likörgläser kaufen könnte), der neben Märchengalerien bestehen würde. Als Galerie wirkt Nea-

pels Hauptstraße, der Toledo. Sie gehört zu den verkehrsreichsten der Erde. Beiderseits dieses schmalen Ganges liegt, was in der Hafenstadt zusammenkam, frech, roh, verführerisch ausgebreitet. Nur Märchen kennen diese lange Zeile, die man durchschreitet, ohne rechts und links zu blicken, wenn man nicht dem Teufel verfallen will. Es gibt ein Warenhaus, in Städten sonst der reiche magnetische Kaufplatz. Hier ist es reizlos und all das Vielerlei auf engerem Raum ihm überlegen. Aber mit einer winzigen Niederlage – Spielbällen, Seifen, Schokoladen – taucht es anderswo unter den kleinen Verkaufsständen versteckt wieder auf.

Ausgeteilt, porös und durchsetzt ist das Privatleben. Was Neapel von allen Großstädten unterscheidet, das hat es mit dem Hottentottenkral gemein: jede private Haltung und Verrichtung wird durchflutet von Strömen des Gemeinschaftslebens. Existieren, für den Nordeuropäer die privateste Angelegenheit, ist hier wie im Hottentottenkral Kollektivsache.
So ist das Haus viel weniger das Asyl, in welches Menschen eingehen, als das unerschöpfliche Reservoir, aus dem sie herausströmen. Nicht nur aus Türen bricht das Lebendige. Nicht nur auf den Vorplatz, wo die Leute auf Stühlen ihre Arbeit tun (denn sie haben die Fähigkeit, ihren Leib zum Tisch zu machen). Haushaltungen hängen von Balkons herunter wie Topfpflanzen. Aus den Fenstern der höchsten Stockwerke kommen an Seilen Körbe für Post, Obst und Kohl.
Wie die Stube auf der Straße wiederkehrt, mit Stühlen, Herd und Altar, so, nur viel lauter, wandert die Straße in die Stube hinein. Noch die ärmste ist so voll von Wachskerzen, Heiligen aus Biskuit, Büscheln von Photos an der Wand und eisernen Bettstellen wie die Straße von Karren, Menschen und Lichtern. Das Elend hat eine Dehnung der Grenzen zustande gebracht, die Spiegelbild der strahlendsten Geistesfreiheit ist. Schlaf und Essen haben keine Stunde, oftmals keinen Ort.
Je ärmer das Viertel, desto zahlreicher die Garküchen. Von Herden auf offener Straße holt, wer es kann, was er braucht. Die gleichen Speisen schmecken verschieden bei jedem Koch; nicht aufs Geratewohl wird verfahren, sondern nach erprobten Rezepten. Wie im Fenster der kleinsten trattoria Fische und Fleisch vor dem Begutachtenden aufgehäuft liegen, darin ist eine Nuance, die über

die Forderung des Kenners hinausgeht. Im Fischmarkt hat dieses Schiffervolk sich die niederländisch-grandiose Freistatt dafür geschaffen. Seesterne, Krebse, Polypen aus dem von Ausgeburten wimmelnden Wasser des Golfs bedecken die Bänke und werden oft roh mit ein wenig Zitrone verschlungen. Phantastisch werden selbst die banalen Tiere des Festlands. Im vierten, fünften Stock dieser Mietskasernen werden Kühe gehalten. Die Tiere kommen nie auf die Straße, und ihre Hufe sind so lang geworden, daß sie nicht mehr stehen können.

Wie sollte sich schlafen lassen in solchen Stuben? Da stehen zwar Betten, soviel der Raum faßt. Aber sind es auch sechs oder sieben, so gibt es an Bewohnern oft mehr als das Doppelte. Daher sieht man Kinder spät nachts, um zwölf, ja um zwei, noch auf den Straßen. Mittags liegen sie dann schlafend hinterm Ladentisch oder auf einer Treppenstufe. Dieser Schlaf, wie auch Männer und Frauen in schattigen Winkeln ihn nachholen, ist also nicht der behütete nordische. Auch hier Durchdringung von Tag und Nacht, Geräuschen und Ruhe, äußerem Licht und innerem Dunkel, von Straße und Heim.

Bis ins Spielzeug setzt sich das fort. Zerflossen, mit den blassen Farben des Münchner Kindls liegt die Madonna an den Häuserwänden. Der Knabe, den sie von sich streckt wie ein Szepter, begegnet genau so starr, gewickelt, ohne Arm und Bein als Holzpuppe in den dürftigsten Läden von Santa Lucia. Mit diesen Stücken können die Fratzen aufschlagen, wo sie wollen. Auch in ihren Fäustchen Szepter und Zauberstab, so behauptet der byzantinische Heiland sich heute noch. Rohes Holz hinten; angestrichen ist nur die Vorderseite. Blaues Kleid, weiße Tupfen, roter Saum und rote Backen.

Aber der Dämon der Unzucht ist in manche dieser Puppen gefahren, die unter billigem Briefpapier, Holzklammern und Blechschäfchen in den Schaufenstern liegen. Schnell machen in den übervölkerten Quartieren auch die Kinder Bekanntschaft mit dem Geschlecht. Wird aber irgendwo ihr Zuwachs verheerend, stirbt ein Familienvater oder siecht die Mutter, so bedarf es nicht erst naher oder ferner Verwandter. Eine Nachbarin nimmt auf kurze oder lange Zeit ein Kind an ihren Tisch, und so durchdringen sich Familien in Verhältnissen, die der Adoption gleichkommen können.

Wahre Laboratorien dieses großen Durchdringungsprozesses sind die Cafés. Das Leben kann sich in ihnen nicht setzen, um zu stagnieren. Es sind nüchterne offene Räume vom Schlage der politischen Volkscafés und das wienerische, das bürgerlich-beschränkte literarische Wesen ist ihr Gegensatz. Neapolitaner Cafés sind bündig. Längerer Aufenthalt ist kaum möglich. Eine Tasse überheißen caffè espresso – in den heißen Getränken ist diese Stadt so unübertroffen wie in den Sorbets, Spumones und Gelaten – komplimentiert den Besucher hinaus. Die Tische glänzen kupfern, sie sind klein und rund, und eine vierschrötige Gesellschaft macht schon auf der Schwelle zögernd kehrt. Nur wenige Menschen haben auf kurze Weile hier Platz. Drei schnelle Handbewegungen, das ist ihre Bestellung.
Die Gebärdensprache reicht weiter als irgendwo sonst in Italien. Undurchdringlich ist ihr Gespräch für jeden Auswärtigen. Ohren, Nase, Augen, Brust und Achseln sind Signalstationen, die von den Fingern bezogen werden. Diese Aufteilung kehrt wieder in ihrer wählerisch spezialisierten Erotik. Hilfsbereite Gesten und ungeduldige Berührungen fallen dem Fremden durch eine Regelmäßigkeit auf, die den Zufall ausschließt. Ja, hier wäre er verraten und verkauft, aber gutmütig schickt der Neapolitaner ihn fort. Schickt ihn einige Kilometer weiter nach Mori. »Vedere Napoli e poi Mori«, sagt er mit einem alten Scherzwort. »Neapel sehen und sterben«, sagt der Deutsche ihm nach.

Moskau

1.

Schneller als Moskau selber lernt man Berlin von Moskau aus sehen. Für einen, der aus Rußland heimkehrt, ist die Stadt wie frisch gewaschen. Es liegt kein Schmutz, aber es liegt auch kein Schnee. Die Straßen kommen ihm in Wirklichkeit so trostlos sauber und gekehrt vor, wie auf Zeichnungen von Grosz. Und auch die Lebenswahrheit seiner Typen ist ihm evidenter. Es ist mit dem Bilde der Stadt und der Menschen nicht anders als mit dem der geistigen Zustände: die neue Optik, die man auf sie gewinnt, ist der unzweifelhafteste Ertrag eines russischen Aufenthaltes. Mag man auch Rußland noch so wenig kennen – was man

lernt, ist, Europa mit dem bewußten Wissen von dem, was sich in Rußland abspielt zu beobachten und zu beurteilen. Das fällt dem einsichtsvollen Europäer als erstes in Rußland zu. Darum ist andrerseits der Aufenthalt für Fremde ein so sehr genauer Prüfstein. Jeden nötigt er, seinen Standpunkt zu wählen. Im Grunde freilich ist die einzige Gewähr der rechten Einsicht, Stellung gewählt zu haben, ehe man kommt. Sehen kann gerade in Rußland nur der Entschiedene. An einem Wendepunkt historischen Geschehens, wie ihn das Faktum »Sowjet-Rußland« wenn nicht setzt, so anzeigt, steht gar nicht zur Debatte, welche Wirklichkeit die bessere, noch welcher Wille auf dem besseren Wege sei. Es geht nur darum: Welche Wirklichkeit wird innerlich der Wahrheit konvergent? Welche Wahrheit bereitet mit dem Wirklichen zu konvergieren innerlich sich vor? Nur wer hier deutlich Antwort gibt ist »objektiv«. Nicht seinen Zeitgenossen gegenüber (darauf kommt es nicht an) sondern dem Zeitgeschehen gegenüber (das ist entscheidend). Nur wer, in der Entscheidung, mit der Welt seinen dialektischen Frieden gemacht hat, der kann das Konkrete erfassen. Doch wer »an Hand der Fakten« sich entscheiden will, dem werden diese Fakten ihre Hand nicht bieten. – Heimkehrend findet man vor allem eins: Berlin ist eine menschenleere Stadt. Menschen und Gruppen, die in seinen Straßen sich bewegen, haben die Einsamkeit um sich. Unaussprechlich scheint der Berliner Luxus. Und er beginnt schon auf dem Asphalt. Denn die Breite der Bürgersteige ist fürstlich. Sie machen aus dem ärmsten Schlucker einen Grandseigneur, welcher auf der Estrade seines Schlosses wandelt. Fürstlich vereinsamt, fürstlich verödet sind die Berliner Straßen. Nicht nur im Westen. In Moskau gibt es drei, vier Stellen, an denen ohne jene Strategie des Drängens und Sichwindens vorwärts zu gelangen ist, die man sich in der ersten Woche (gleichzeitig also mit der Technik, sich auf Glatteis zu bewegen) aneignet. Tritt man auf den Staleschnykow, so atmet man auf: hier endlich darf man unbedenklich vor Auslagen haltmachen und seiner Wege gehen, ohne an dem schlenderhaften Serpentinengange teilzunehmen, an den der schmale Bürgersteig die meisten gewöhnt hat. Aber welch eine Fülle hat diese, nicht nur von Menschen überschwemmte Zeile und wie ausgestorben und leer ist Berlin! In Moskau drängt die Ware überall aus den Häusern, sie hängt an Zäunen, lehnt an Gattern, liegt auf dem Pflaster. Alle

fünfzig Schritt stehen Weiber mit Zigaretten, Weiber mit Obst, Weiber mit Zuckerwerk. Sie haben ihren Waschkorb mit der Ware neben sich, manchmal auch einen kleinen Schlitten. Ein buntes Tuch aus Wolle schützt Äpfel oder Apfelsinen vor der Kälte, zwei Musterexemplare liegen obenauf. Daneben Zuckerfiguren, Nüsse, Bonbons. Man denkt, eine Großmutter hat vor dem Weggehen im Hause Umschau gehalten nach allem, womit sie ihre Enkel überraschen könnte. Nun bleibt sie unterwegs, um sich ein bißchen auszuruhen, an der Straße stehen. Berliner Straßen kennen solche Posten mit Schlitten, Säcken, Wägelchen und Körben nicht. Verglichen mit den Moskauer sind sie wie eine frisch gefegte leere Rennbahn, auf der ein Feld von Sechstagefahrern trostlos voranhastet.

2.

Die Stadt scheint schon am Bahnhof sich herzugeben. Kioske, Bogenlampen, Häuserblöcke kristallisieren zu niewiederkehrenden Figuren. Doch das zerstiebt, sowie ich nach Namen suche. Ich muß mich trollen ... Zu Anfang gibt es nichts als Schnee zu sehen, den schmutzigen, der schon Quartier bezogen hat, und den reinen, der langsam nachrückt. Gleich mit der Ankunft setzt das Kinderstadium ein. Gehen will auf dem dicken Glatteis dieser Straßen neu erlernt sein. Die Häuserwildnis ist so undurchdringlich, daß nur das Blendende im Blick erfaßt wird. Ein Transparent mit Inschrift »Kefir« leuchtet in den Abend. Ich merke mir's, als wäre die Twerskaja, die alte Straße nach Twer, auf der ich jetzt bin, noch wirklich Chaussee und weit und breit nichts zu sehen als Ebene. Ehe ich Moskaus wirkliche Landschaft entdeckt, seinen wirklichen Fluß gesehen, seine wirklichen Höhen gefunden habe, ist jeder Straßendamm schon ein umstrittener Fluß, jede Hausnummer ein trigonometrisches Signal und jeder seiner Riesenplätze mir ein See geworden. Nur eben, daß ein jeder Schritt und Tritt hier auf benanntem Grunde getan wird. Und wo nun einer dieser Namen fällt, da baut sich Phantasie um diesen Laut im Handumdrehen ein ganzes Viertel auf. Das wird der späteren Wirklichkeit noch lange trotzen und spröd wie gläsernes Gemäuer darin steckenbleiben. Die Stadt hat in der ersten Zeit noch hundert Grenzbarrieren. Doch eines Tages sind das Tor, die

Kirche, die Grenze einer Gegend waren, unversehens Mitte. Nun wird die Stadt dem Neuling Labyrinth. Straßen, die er weit voneinander angesiedelt hat, reißt eine Ecke ihm zusammen, wie die Faust eines Kutschers ein Zweigespann. Wievielen topographischen Attrappen er verfällt, ließe in seinem ganzen passionierenden Verlauf sich einzig und allein im Film entrollen: die Großstadt setzt sich gegen ihn zur Wehr, maskiert sich, flüchtet, intrigiert, verlockt, bis zur Erschöpfung ihre Kreise zu durchirren. (Das kann zunächst sehr praktisch angegriffen werden; für Fremde sollten während der Saison in großen Städten »Orientierungsfilme« laufen.) Am Ende aber siegen Karten und Pläne: abends im Bett jongliert die Phantasie mit wirklichen Gebäuden, Parks und Straßen.

3.

Das winterliche Moskau ist eine stille Stadt. Leise spielt sich das ungeheuere Getriebe der Straßen ab. Das macht der Schnee. Aber das macht auch die Rückständigkeit des Verkehrs. Autosignale beherrschen das Großstadtorchester. Aber in Moskau gibt es erst wenig Autos. Sie werden nur bei Hochzeiten und Todesfällen und zum beschleunigten Regieren aufgeboten. Freilich setzen sie abends hellere Lichter auf als sie in irgendeiner andern Großstadt es dürfen. Und die Lichtkegel stoßen so blendend vor, daß wer einmal davon ergriffen ist, hilflos sich nicht von der Stelle wagt. Vorm Kremltor stehen im blendenden Licht die Posten in den frechen ockergelben Pelzen. Über ihnen funkelt das rote Signal, das den Verkehr in der Durchfahrt regelt. Alle Farben von Moskau schießen hier, im Zentrum der russischen Macht, prismatisch zusammen. Lichtbündel aus den überstarken Autolampen jagen durchs Dunkel. In ihrem Schein scheuen die Pferde der Kavalleristen, die im Kreml ein großes Übungsfeld haben. Fußgänger schlagen sich zwischen Autos und zwischen ungeberdigen Gäulen durch. Lange Folgen von Schlitten, auf denen man Schnee abführt. Einzelne Reiter. Stumme Rabenschwärme haben im Schnee sich niedergelassen. Das Auge ist unendlich mehr beschäftigt als das Ohr. Die Farben bieten ihr Äußerstes gegen das Weiß auf. Der kleinste bunte Fetzen glüht im Freien. Bilderbücher liegen im Schnee; Chinesen verkaufen kunstvolle papierne Fächer, häufiger noch

papierne Drachen in der Form exotischer Tiefseefische. Tagaus, tagein ist man auf Kinderfeste eingerichtet. Es gibt Männer, die Körbe voll Holzspielzeug haben, Wagen und Spaten; gelb und rot sind die Wagen, gelb oder rot die Schaufeln der Kinder. All dies geschnitzte und gezimmerte Gerät ist schlichter und solider als in Deutschland, sein bäuerlicher Ursprung ist deutlich sichtbar. Eines Morgens stehen am Straßenrand niegesehene winzige Häuschen mit blitzenden Fenstern und einem Zaun um den Vorplatz: Holzspielzeug aus dem Gouvernement Wladimir. Das heißt: ein neuer Warenschub ist eingetroffen. Ernsthafte, nüchterne Bedarfsartikel werden im Straßenhandel verwegen. Ein Korbverkäufer mit allerhand Ware, bunter, wie man sie überall auf Capri kaufen kann, doppelten Henkelkörben mit quadratisch strengen Mustern, trägt auf der Spitze seiner Stange glanzpapierne Bauer mit glanzpapiernen Vögelchen im Innern. Aber auch ein wirklicher Papagei, ein weißer Ara, ist manchmal zu sehen. In der Mjassnitzkaja steht eine Frau mit Weißwaren, auf Tablett oder Schulter hockt ihr der Vogel. Den malerischen Hintergrund zu solchen Tieren muß man sich anderswo, beim Stand der Photographen, suchen. Unter den kahlen Bäumen der Boulevards stehen Paravents mit Palmen, Marmortreppen und südlichen Meeren. Und noch ein anderes gemahnt hier an den Süden. Das ist die wilde Mannigfaltigkeit des Straßenhandels. Schuhkrem und Schreibzeug, Handtücher, Puppenschlitten, Schaukeln für Kinder, Damenwäsche, ausgestopfte Vögel, Kleiderbügel – alles drängt auf die offene Straße, als wären nicht 25° unter Null, sondern voller neapolitanischer Sommer. Lange war mir ein Mann geheimnisvoll, der vor sich eine dicht beschriftete Tafel hatte. Ich wollte einen Wahrsager in ihm sehen. Endlich einmal gelang mir, ihn bei seinem Treiben zu belauschen. Ich sah, daß er von seinen Lettern zwei verkaufte und einem Kunden sie als Initialen in den Galoschen befestigte. Dann die breiten Schlitten mit den drei Fächern für Cacaouettes, Haselnüsse und Semitschky (Sonnenblumenkerne, die nun nach einer Verfügung der Sowjets an öffentlichen Orten nicht mehr gekaut werden dürfen). Garköche sammeln sich in der Nähe der Arbeitsbörse. Sie haben heiße Kuchen zu verkaufen und in Scheiben gebratene Wurst. All das geht aber lautlos vor sich, Rufe, wie sie im Süden jeder Händler hat, sind unbekannt. Die Leute wenden sich an den Passanten eher mit Reden, gesetzten,

wenn nicht geflüsterten, in denen etwas von der Bettlerdemut liegt. Nur eine Kaste zieht hier laut durch die Straßen, das sind die Lumpensammler mit ihrem Sack auf dem Rücken; ihr melancholischer Ruf durchklingt ein oder mehrmals wöchentlich jedes Viertel. Der Straßenhandel ist zum Teil illegal und vermeidet dann jedes Aufsehen. Frauen, in offener Hand auf einer Lage Stroh ein rohes Stück Fleisch, ein Huhn, einen Schinken, stehen und bieten es den Passanten an. Das sind Verkäuferinnen ohne Erlaubnis. Sie sind zu arm, um die Gebühr für einen Warenstand zu zahlen und haben keine Zeit, um eine Wochenkonzession auf einem Amt sich viele Stunden anzustellen. Kommt ein Milizionär, dann laufen sie einfach davon. Der Straßenhandel gipfelt in den großen Märkten, an der Smolenskaja und am Arbat. Und an der Sucharewskaja. Dieser berühmteste liegt unter einer Kirche, die sich mit blauen Kuppeln über den Buden aufhebt. Zuerst passiert man das Viertel der Alteisenhändler. Die Leute haben ihre Ware einfach im Schnee liegen. Man findet alte Schlösser, Meterstäbe, Handwerkszeug, Küchengerät, elektrotechnisches Material. An Ort und Stelle führt man Reparaturen aus; ich sah über einer Stichflamme löten. Sitze gibt es hier nirgends, alles steht aufrecht, schwatzt oder handelt. Auf diesem Markt läßt die architektonische Funktion der Ware sich erkennen: Tücher und Stoffe bilden Pilaster und Säulen; Schuhe, Walinki, die an Schnüren gereiht überm Verkaufstische hängen, werden zu Dächern der Bude; große Garmoschkas (Ziehharmoniken) bilden tönende Mauern, also gewissermaßen Memnonsmauern. Ob in den wenigen Ständen mit Heiligenbildern noch heute im geheimen jene seltsamen Ikonen, deren Verkauf schon der Zarismus unter Strafe stellte, zu bekommen sind, weiß ich nicht. Da gab es die Muttergottes mit den drei Händen. Sie ist halbnackt. Aus dem Nabel steigt eine kräftige, wohlgebildete Hand. Rechts und links breiten die beiden andern in der Gebärde des Segnens sich aus. Die Dreiheit dieser Hände wird für ein Symbol der heiligen Dreifaltigkeit erachtet. Es gab ein anderes Andachtsbild der Gottesmutter, das sie mit offenem Unterleibe darstellt; Wolken treten daraus statt der Eingeweide; in ihrer Mitte tanzt das Christuskind und hält in der Hand eine Geige. Da der Verkaufszweig der Ikonen zum Papier- und Bilderhandel rechnet, so kommen diese Buden mit Heiligenbildern neben die Stände mit Papierwaren zu stehen, so daß sie überall

von Lenin-Bildern flankiert sind, wie ein Verhafteter von zwei Gendarmen. Das Straßenleben setzt auch nachts nicht völlig aus. In dunklen Torwegen stößt man auf Pelze wie Häuser. Nachtwächter hocken darin auf ihren Stühlen und machen von Zeit zu Zeit sich schwerfällig auf.

4.

Im Straßenbilde aller Proletarierviertel sind die Kinder wichtig. Sie sind zahlreicher dort als in den andern, sie bewegen sich zielsicherer und geschäftiger. Moskau wimmelt von Kindern in allen Quartieren. Schon unter ihnen gibt es eine kommunistische Hierarchie. Die Komsomolzen als die ältesten stehen an der Spitze. Sie haben ihre Klubs in allen Städten und sind der eigentliche geschulte Nachwuchs der Partei. Die Kleineren werden – mit sechs Jahren – »Pioniere«. Auch sie sind wieder in Klubs zusammengeschlossen, tragen als ein stolzes Abzeichen den roten Schlips. »Oktjabr« (»Oktobers«) endlich – oder auch »Wölfe« – heißen die kleinen Babys vom Augenblick an, wo sie aufs Lenin-Bildnis deuten können. Aber noch immer trifft man auch auf die verkommenen namenlos traurigen Besprisornye. Tagsüber sieht man sie meistens allein; sie gehen jedes seinen eigenen Kriegspfad. Am Abend aber stoßen sie vor grell beleuchteten Kinofassaden zu Trupps zusammen und man erzählt den Fremden, es sei nicht gut, auf einsamem Nachhausewege solcher Bande zu begegnen. Um diese durch und durch Verwilderten, Mißtrauischen, Verbitterten zu erfassen, blieb dem Erzieher gar nichts anderes übrig, als selber auf die Straße zu gehen. Man hat in jedem Moskauer Rayon bereits seit Jahren »Kinderplätze« eingerichtet. Sie unterstehen einer Angestellten, die selten mehr als eine Hilfskraft hat. Ihre Sache, wie sie es fertig bringt, an die Kinder ihres Rayons heranzukommen. Essen wird ausgegeben, es wird gespielt. Zu Anfang kommen zwanzig oder vierzig, greift aber eine Leiterin es richtig an, so können nach zwei Wochen hunderte von Kindern den Platz erfüllen. Daß hergebrachte pädagogische Methoden mit diesen Kindermassen nie zu Rande kämen, versteht sich. Um überhaupt zu ihnen vorzustoßen, gehört zu werden, muß man schon an die Parolen der Straße selber, des ganzen kollektiven Lebens sich so dicht und so deutlich wie möglich anschließen. Die

Politik ist bei der Organisation von Scharen solcher Kinder nicht Tendenz, sondern so selbstverständlicher Beschäftigungsgegenstand, so evidentes Anschauungsmaterial wie Kaufmannsladen oder Puppenstube für die Bürgerkinder. Wenn man dann weiter sich vergegenwärtigt, daß eine Leiterin die Kinder acht Stunden lang zu überwachen, zu beschäftigen, zu speisen hat, dazu die Buchhaltung aller Ausgaben führt, die für Milch, Brot und Materialien erfordert werden, daß sie verantwortlich für alles dies ist, muß drastisch werden, wieviel solche Arbeit von dem privaten Dasein derer, die sie ausübt, übrig läßt. Mitten in allen Bildern eines noch längst nicht bezwungenen Kinderelends wird aber der, der aufmerkt, eins gewahr: wie der befreite Stolz der Proletarier mit der befreiten Haltung der Kinder zusammenstimmt. Nichts überrascht auf einem Studiengang durch Moskauer Museen mehr und schöner, als anzusehen, wie durch diese Räume in Gruppen, manchesmal um einen Führer, oder vereinzelt, Kinder und Arbeiter in aller Unbefangenheit sich bewegen. Hier ist nichts von der trostlosen Gedrücktheit der seltenen Proletarier, die in unseren Museen sich anderen Besuchern kaum zu zeigen wagen. In Rußland hat das Proletariat wirklich Besitz von der bürgerlichen Kultur zu nehmen begonnen, bei uns kommt es mit solchem Unternehmen sich so vor, als ob es einen Einbruchsdiebstahl plant. Es gibt nun freilich gerade in Moskau Sammlungen, in welchen Arbeiter und Kinder sich wirklich bald vertraut und heimisch finden können. Da ist das Polytechnische Museum mit seinen vielen tausenden von Proben, Apparaten, Dokumenten und Modellen zur Geschichte der Urproduktion und der verarbeitenden Industrie. Da ist das hervorragend geleitete Spielzeugmuseum, das unter seinem Direktor Bartram eine kostbare, instruktive Sammlung russischen Spielzeugs vereinigt hat und ebenso dem Forscher wie den Kindern dient, die stundenlang in diesen Sälen herumspazieren (gegen Mittag gibt es dazu dann großes, unentgeltliches Puppentheater, so schön wie nur eines im Luxembourg). Da ist die berühmte Tretjakoff-Galerie, in der man erst begreift, was Genremalerei bedeutet und wie gemäß sie gerade dem Russen ist. Der Proletarier findet hier Sujets aus der Geschichte seiner Bewegung: »Ein Konspirator von Gendarmen überrascht«, »Rückkehr eines Verbannten aus Sibirien«, »Die arme Gouvernante tritt den Dienst in einem reichen Kaufmannshause an«. Und daß derglei-

chen Szenen ganz im Geist der bürgerlichen Malerei gehalten sind, das schadet nicht nur nicht – es bringt sie diesem Publikum nur näher. Kunsterziehung wird ja (wie Proust bisweilen sehr gut zu verstehen gibt) nicht gerade durch Betrachtung von »Meisterwerken« gefördert. Vielmehr, das Kind oder der Proletarier, der sich eben bildet, erkennt mit Recht ganz anderes als Meisterwerk an denn ein Sammler. Solche Bilder haben für ihn eine sehr vorübergehende aber solide Bedeutung, und der strengere Maßstab tut nur den aktuellen Werken gegenüber not, die sich auf ihn, seine Arbeit und seine Klasse beziehen.

5.

Der Bettel ist nicht aggressiv wie im Süden, wo die Aufdringlichkeit des Zerlumpten noch immer einen Rest von Vitalität verrät. Hier ist er eine Korporation von Sterbenden. Die Straßenecken mancher Viertel sind mit Lumpenbündeln belegt – Betten in dem riesigen Lazarett »Moskau«, das unter freiem Himmel daliegt. Lange flehende Reden gehen die Leute an. Da ist ein Bettler, der beginnt immer, wenn ein Passant, von dem er sich etwas verspricht, ihm näherkommt, ein leises, ausdauerndes Heulen; das richtet sich an Fremde, die nicht russisch können. Ein anderer hat genau die Haltung des Armen, für den der heilige Martin auf alten Bildern mit dem Schwert seinen Mantel durchschneidet. Er kniet mit beiden vorgestreckten Armen. Kurz vor Weihnachten saßen tagtäglich im Schnee zwei Kinder an der Mauer des Revolutionsmuseums, mit einem Fetzen bedeckt, und sie wimmerten. (Aber vor dem Englischen Klub, dem vornehmsten Moskaus, dem früher dieses Gebäude gehörte, wäre ihnen auch das nicht möglich gewesen.) Moskau müßte man kennen, wie solche Bettelkinder es tun. Die wissen zu bestimmter Zeit in einem ganz bestimmten Laden eine Ecke neben der Tür, wo sie sich zehn Minuten wärmen dürfen, wissen, wo sie an einem Tag der Woche sich zu bestimmter Stunde Krusten holen können und wo in aufgestapelten Leitungsröhren ein Schlafplatz frei ist. Den Bettel haben sie zu einer großen Kunst mit hundert Schematismen und Varianten entwickelt. Sie kontrollieren an belebten Ecken die Kundschaft eines Pastetenbäckers, gehen den Käufer an und begleiten ihn winselnd und bittend, bis er ein Stück von seinem heißen Kuchen an sie ab-

getreten hat. Andere haben bei einer Kopfstation der Trambahn ihren Stand, treten in einen Wagen, singen ein Lied und sammeln Kopeken. Und es gibt Stellen, freilich nur wenige, an denen selbst der Straßenhandel das Gesicht des Bettels hat. Ein paar Mongolen stehen an der Mauer von Kitai Gorod. Sie sind nicht mehr als fünf Schritt einer vom andern entfernt und handeln mit Ledermappen; ein jeder mit genau der gleichen Ware wie sein Nebenmann. Es muß dahinter wohl eine Abmachung stecken, denn so einander aussichtslose Konkurrenz zu machen, kann nicht ihr Ernst sein. Wahrscheinlich ist in ihrer Heimat der Winter nicht weniger rauh und sind auch ihre zerlumpten Pelze nicht schlechter als die Pelze der Eingeborenen. Dennoch sind sie die einzigen in Moskau, mit denen man des Klimas wegen Mitleid hat. Selbst Priester, die für ihre Kirche betteln gehen, gibt es noch. Aber sehr selten sieht man jemanden geben. Der Bettel hat die stärkste Grundlage verloren, das schlechte gesellschaftliche Gewissen, das soviel weiter als das Mitleid die Taschen öffnet. Im übrigen erscheint es ein Ausdruck des wandellosen Elends dieser Bettelnden, vielleicht ist es auch nur die Folge einer klugen Organisation, daß unter sämtlichen Institutionen Moskaus sie die allein Verläßlichen sind und unverändert ihren Platz behaupten, während ringsumher sich alles verschiebt.

6.

Jeder Gedanke, jeder Tag und jedes Leben liegt hier wie auf dem Tisch eines Laboratoriums. Und als wäre es ein Metall, welchem man einen unbekannten Stoff mit allen Mitteln abgewinnen will, muß er bis zur Erschöpfung mit sich experimentieren lassen. Kein Organismus, keine Organisation kann sich diesem Vorgang entziehen. Die Angestellten werden in den Betrieben, die Ämter in den Gebäuden, die Möbel in den Wohnungen umgruppiert, versetzt und umhergerückt. Neue Zeremonien für die Namengebung, die Eheschließung werden in den Klubs als in Versuchsanstalten vorgeführt. Verordnungen werden verändert von Tag zu Tag, aber auch Trambahnhaltestellen wandern, Läden werden zu Restaurants und ein paar Wochen später zu Büros. Diese erstaunliche Versuchsanordnung – man nennt sie hier »Remonte« – betrifft nicht Moskau allein, sie ist russisch. Es steckt in dieser herr-

schenden Passion ebensoviel naiver Wille zum Guten wie uferlose Neugier und Verspieltheit. Weniges bestimmt heute Rußland stärker. Das Land ist Tag und Nacht mobilisiert, allen voran natürlich die Partei. Ja, was den Bolschewik, den russischen Kommunisten, von seinen westlichen Genossen unterscheidet, ist diese unbedingte Mobilbereitschaft. Seine Existenzbasis ist so schmal, daß er jahraus, jahrein zum Aufbruch fertig ist. Er wäre diesem Leben anders nicht gewachsen. Wo sonst ist denkbar, daß man eines Tages einen verdienten Militär zum Leiter eines großen Staatstheaters macht? Der gegenwärtige Direktor des Revolutionstheaters ist ein ehemaliger General. Es ist wahr: er war Literat, ehe er siegreicher Feldherr wurde. Oder in welchem Lande sonst kann man Geschichten hören wie sie mir der »Schwejzar« meines Hotels von sich erzählte? Bis 1924 saß er im Kreml. Dann befiel eines Tages ihn schwere Ischias. Die Partei ließ ihn von ihren besten Ärzten behandeln, sandte ihn in die Krim, ließ ihn Moorbäder nehmen, Strahlenbehandlung versuchen. Als alles vergeblich blieb, sagte man ihm: »Sie brauchen einen Posten, auf dem Sie sich schonen können, warm sitzen, keine Bewegung machen.« Am andern Tage war er Hotelportier. Wenn er kuriert ist, kommt er wieder in den Kreml. – Am Ende ist auch die Gesundheit der Genossen vor allem kostbarstes Besitztum der Partei, die, im gegebenen Falle über die Person hinweg, veranlaßt, was zu deren Konservierung ihr erfordert scheint. So stellt es jedenfalls in einer ausgezeichneten Novelle Boris Pilnjak dar. An einem hohen Funktionär wird gegen dessen Willen ein Eingriff vorgenommen, der letal verläuft. (Man nennt hier einen sehr berühmten Namen unter den Toten der letzten Jahre.) Keine Kenntnis und keine Fähigkeit, die nicht vom kollektiven Leben irgendwie ergriffen und ihm dienstbar gemacht würde. Der »Spez« – so nennt man allgemein den Spezialisten – ist Vorbildung der Versachlichung und der einzige Bürger, der unabhängig vom politischen Aktionskreis etwas vorstellt. Gelegentlich streift der Respekt vor diesem Typ den Fetischismus. So wurde an der roten Kriegsakademie ein General als Lehrer angestellt, der durch sein Auftreten im Bürgerkrieg berüchtigt ist. Jeden gefangenen Bolschewisten ließ er ohne Umstände hängen. Für Europäer ist ein solcher Standpunkt, der das Prestige der Ideologie dem sachlichen Gesichtspunkt unnachsichtlich unterordnet, kaum verständlich.

Aber auch für die Gegenseite ist der Vorfall bezeichnend. Es sind ja nicht nur Militärs des Zarenreiches, die, wie bekannt, sich in den Dienst der Bolschewisten stellten. Auch Intellektuelle kehren mit der Zeit als Spezialisten auf die Posten zurück, die sie im Bürgerkrieg sabotiert haben. Opposition, wie man im Westen sie sich denken möchte – Intelligenz, die abseits steht, und unterm Joche schmachtet – gibt es nicht oder besser gesagt: gibt es nicht mehr. Sie ist – mit welchen Reservaten immer – den Waffenstillstand mit den Bolschewisten eingegangen oder sie ist vernichtet. Es gibt in Rußland – gerade außerhalb der Partei – keine andere Opposition, als die loyalste. Auf keinem lastet nämlich dieses neue Leben schwerer als auf dem betrachtenden Außenseiter. Als Müßiggänger dieses Dasein zu ertragen ist unmöglich, weil es in jedem mindesten Detail schön und verständlich nur durch Arbeit wird. Eigene Gedanken in ein vorgegebenes Kraftfeld einzutragen, ein wenn auch noch so virtuelles Mandat, organisierter, garantierter Kontakt mit Genossen – daran ist dieses Leben so sehr gebunden, daß, wer darauf verzichtet, oder sich das nicht verschaffen kann, geistig verkommt als säße er in jahrelanger Einzelhaft.

7.

Der Bolschewismus hat das Privatleben abgeschafft. Das Ämterwesen, der politische Betrieb, die Presse sind so mächtig, daß für Interessen, die mit ihnen nicht zusammenfließen, gar keine Zeit bleibt. Es bleibt auch kein Raum. Wohnungen, die früher in ihren fünf bis acht Zimmern eine einzige Familie aufnahmen, beherbergen jetzt oft deren acht. Durch die Flurtür tritt man in eine kleine Stadt. Öfter noch in ein Feldlager. Schon im Vorraum kann man auf Betten stoßen. Zwischen vier Wänden wird ja nur kampiert, und meist ist das geringe Inventar nur Restbestand kleinbürgerlicher Habseligkeiten, die noch um vieles niederschlagender wirken, weil das Zimmer so dürftig möbliert ist. Zum kleinbürgerlichen Einrichtungsstil aber gehört das Komplette: Bilder müssen die Wände bedecken, Kissen das Sofa, Decken die Kissen, Nippes die Konsolen, bunte Scheiben die Fenster. (Solche Kleinbürgerzimmer sind Schlachtfelder, über die der Ansturm des Warenkapitals siegreich dahingegangen ist; es kann nichts Menschliches mehr da gedeihen.) Von alledem ist wahllos nur das

eine oder andere erhalten. Allwöchentlich werden die Möbel in den kahlen Zimmern umgestellt – das ist der einzige Luxus, den man mit ihnen sich gestattet, zugleich ein radikales Mittel, die »Gemütlichkeit« samt der Melancholie, mit der sie bezahlt wird, aus dem Haus zu vertreiben. Darinnen halten die Menschen das Dasein aus, weil sie durch ihre Lebensweise ihm entfremdet sind. Ihr Aufenthalt ist das Büro, der Klub, die Straße. Von der mobilen Beamtenarmee findet man hier nur den Train vor. Vorhänge und Verschläge, oft nur bis zu halber Zimmerhöhe, haben die Zahl der Räume vervielfachen müssen. Denn jedem Bürger stehen von Rechts wegen nur dreizehn Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung. Für die Wohnung zahlt er nach seinem Einkommen. Der Staat – aller Hausbesitz ist verstaatlicht – erhebt von Arbeitslosen für dieselben Flächen einen Rubel monatlich, für die Wohlhabendere sechzig oder mehr bezahlen. Wer mehr als diesen vorgeschriebenen Einheitsraum beansprucht, muß, wenn er das beruflich nicht begründen kann, ein Vielfaches entrichten. Seitab vom vorgezeichneten Weg stößt jeder Schritt auf einen unabsehbaren bürokratischen Apparat und auf unerschwingliche Kosten. Das Mitglied der Gewerkschaft, das ein Krankheitszeugnis beibringt, den vorgeschriebenen Instanzenweg durchläuft, kann im modernsten Sanatorium unterkommen, an die Kurorte der Krim verschickt werden, kostspielige Strahlenbehandlung genießen, ohne für all dies einen Pfennig aufzuwenden. Der Außenseiter kann betteln gehen und im Elend verkommen, wenn er nicht in der Lage ist, als Angehöriger der neuen Bourgeoisie für Tausende von Rubeln sich das alles zu erkaufen. Dinge, die sich im kollektiven Rahmen nicht begründen lassen, erfordern einen unverhältnismäßigen Kraftaufwand. Aus diesem Grunde gibt es keine »Häuslichkeit«. Aber es gibt auch keine Cafés. Der freie Handel und die freie Intelligenz sind abgeschafft. Dadurch ist den Cafés ihr Publikum entzogen. Es bleiben also der Erledigung, selbst von privateren Angelegenheiten, nur Büro und Klub. Hier aber handelt man im Bann des neuen »Byt« – der neuen Umwelt, vor der nichts besteht als die Funktion des Schaffenden im Kollektivum. Die neuen Russen nennen das Milieu den einzig zuverlässigen Erzieher.

8.

Für jeden Bürger Moskaus sind die Tage randvoll. Sitzungen, Kommissionen sind zu jeder Stunde in Ämtern, Klubs, Fabriken anberaumt, haben oft keine eigene Stätte zur Verfügung, tagen in Ecken lärmender Redaktionen, am abgeräumten Tisch in einer Kantine. Es gibt eine Art natürlicher Auslese und einen Kampf ums Dasein unter diesen Veranstaltungen. Die Gesellschaft entwirft sie gewissermaßen, plant sie, sie werden einberufen. Aber wie oft muß sich das wiederholen, bis endlich eine von den vielen glückt, lebensfähig, angepaßt ist, stattfindet. Daß nichts so eintrifft, wie es angesetzt war und man es erwartet – dieser banale Ausdruck für die Wirklichkeit des Lebens kommt hier in jedem Einzelfall so unverbrüchlich und so intensiv zu seinem Recht, daß der russische Fatalismus begreiflich wird. Wenn langsam sich im Kollektivum zivilisatorische Berechnung durchsetzt, so wird das vorderhand die Sache nur verwickeln. (In einem Hause, das nur Kerzen hat, ist man besser versehen, als wo elektrisches Licht angelegt, aber die Kraftzentrale allstündlich gestört ist.) Gefühl für einen Wert der Zeit begegnet, aller »Rationalisierung« ungeachtet, nicht einmal in der Hauptstadt Rußlands selbst. »Trud«, das gewerkschaftliche Institut für Arbeitswissenschaft, hat unter seinem Leiter Gastjeff mit Plakaten eine Kampagne für die Pünktlichkeit geführt. Seit jeher sind viele Uhrmacher in Moskau ansässig. Sie drängen mittelalterlich und zunftgerecht in einzelnen Straßen, am Kusnetzky Most, in der Uliza Gerzena sich zusammen. Man fragt sich, wer sie eigentlich nötig hat. »Zeit ist Geld« – für diesen erstaunlichen Satz wird auf Anschlägen Lenins Autorität beansprucht; so fremd ist das Gefühl dafür den Russen. Sie verspielen sich über allem. (Man möchte sagen, die Minuten sind ein Fusel, von dem sie nie genug bekommen können, sie sind angeheitert von Zeit.) Wenn auf der Straße eine Szene für den Film gekurbelt wird, vergessen sie, warum, wohin sie unterwegs sind, laufen stundenlang mit und kommen verstört ins Amt. Im Zeitgebrauche wird daher der Russe am allerlängsten »asiatisch« bleiben. – Einmal muß ich mich um früh sieben wecken lassen: »Morgen klopfen Sie bitte um sieben.« Damit löse ich bei dem »Schwejzar« – so werden die Hausdiener hier genannt – folgenden Shakespeareschen Monolog aus: »Wenn wir daran denken, dann

werden wir wecken, wenn wir aber nicht daran denken, dann werden wir nicht wecken. Eigentlich, meistens denken wir ja daran, dann wecken wir eben. Aber gewiß, wir vergessen auch manchmal, wenn wir nicht daran denken. Dann wecken wir nicht. Verpflichtet sind wir ja nicht, aber wenn es uns richtig einfällt, dann tun wir es doch. Wann wollen Sie denn geweckt werden? Um sieben? Dann wollen wir das aufschreiben. Sie sehen, den Zettel tue ich dahin, da wird er ihn finden. Natürlich, wenn er ihn nicht findet, dann weckt er Sie nicht. Aber meistens wecken wir ja.« – Zeiteinheit ist im Grunde das »Ssitschass«. Das bedeutet »sofort«. Man kann es je nachdem zehn-, zwanzig-, dreißigmal zur Antwort hören und Stunden, Tage oder Wochen daran wenden, bis das derart Versprochene eintrifft. Wie man denn überhaupt nicht leicht die Antwort »Nein« hört. Abschlägiger Bescheid bleibt der Zeit überlassen. Zeitkatastrophen, Zeitzusammenstöße sind daher an der Tagesordnung wie die »Remonte«. Sie machen jede Stunde überreich, jeden Tag erschöpfend, jedes Leben zum Augenblick.

9.

Beförderung in der Trambahn ist in Moskau vor allem eine taktische Erfahrung. Hier lernt der Neuling sich vielleicht am ersten ins sonderbare Tempo dieser Stadt und in den Rhythmus ihrer bäurischen Bevölkerung schicken. Auch wie einander technischer Betrieb und primitive Existenzform ganz und gar durchdringen, dies weltgeschichtliche Experiment im neuen Rußland stellt eine Trambahnfahrt im kleinen an. Die Schaffnerinnen stehen angepelzt auf ihrem Platz in der Elektrischen wie Samojedenfrauen auf dem Schlitten. Ein zähes Stoßen, Drängen, Gegenstoßen bei dem Besteigen eines meistenteils schon bis zum Bersten überfüllten Wagens geht lautlos und in aller Herzlichkeit vonstatten. (Nie habe ich bei der Gelegenheit ein böses Wort vernommen.) Ist man im Innern, so beginnt die Wanderung erst. Durch die vereisten Scheiben kann man nie erkennen, an welcher Stelle sich der Wagen gerade befindet. Erfährt man es, so hilft es noch nicht viel. Der Weg zum Ausgang ist durch einen Menschenkeil verrammelt. Da man nun hinten einzusteigen hat, aber vorn den Wagen verläßt, so hat man sich durch diese Masse durchzufinden.

Meist spielt sich die Beförderung freilich schubweise ab; an wichtigen Stationen wird der Wagen beinahe ganz geräumt. Also ist selbst der Moskauer Verkehr zum guten Teil ein Massenphänomen. So kann man denn auf ganze Schlittenkarawanen stoßen, die in langer Reihe die Straßen versperren, weil Fuhren, die ein Lastauto erfordern, auf fünf, sechs große Schlitten verladen werden. Die Schlitten hier bedenken erst das Pferd, danach den Fahrgast. Sie kennen nicht den kleinsten Überfluß. Ein Futtersack für den Gaul, eine Decke für den Benutzer – und das ist alles. Mehr als zwei haben nicht Platz auf der schmalen Bank, und da es keine Lehne gibt (wenn man nicht eine niedrige Kante so nennen will) muß man bei plötzlichen Kurven gut balancieren. Alles ist auf die schnellste Gangart berechnet; lange Fahrten bei Kälte verträgt man nicht gut und ohnehin sind die Entfernungen in diesem Riesendorfe unabsehbar. Dicht am Bürgersteig lenkt der Iswoschtschik entlang. Der Fahrgast thront nicht, sieht nicht höher hinaus als alle anderen und streift mit seinem Ärmel die Passanten. Auch dies ist für den Tastsinn eine unvergleichliche Erfahrung. Wo Europäer in geschwinder Fahrt Überlegenheit, Herrschaft über die Menge genießen, ist der Moskowiter im kleinen Schlitten dicht unter Menschen und Dinge gemischt. Hat er dann noch ein Kistchen, ein Kind oder einen Korb mitzuführen – für all dies ist der Schlitten das erschwinglichste Beförderungsmittel – so ist er wahrhaft eingekeilt ins Treiben der Straße. Kein Blick von oben herab: ein zärtliches, geschwindes Streifen an Steinen, Menschen und Pferden entlang. Man fühlt sich wie ein Kind, das auf dem Stühlchen durch die Wohnung rutscht.

10.

Weihnachten ist ein Fest des russischen Waldes. Es siedelt sich mit Tannen, Kerzen, Baumschmuck für viele Wochen in den Straßen an. Denn die Adventszeit griechisch-orthodoxer Christen überschneidet sich mit der Weihnacht derjenigen Russen, die das Fest nach westlichem, das heißt nach neuem, staatlichen Kalender feiern. Nirgends sieht man an Tannenbäumen schöneren Behang. Schiffchen, Vögel, Fische, Häuser und Früchte drängen sich bei den Straßenhändlern und in den Läden, und das Kustarny-Museum für Heimatkunst hält jedes Jahr um diese Zeit für all

dies eine Art von Mustermesse. An einer Straßenkreuzung fand ich eine Frau, die Baumschmuck verkaufte. Die Glaskugeln, gelbe und rote, funkelten in der Sonne; es war wie ein verzauberter Apfelkorb, wo Rot und Gelb sich in verschiedene Früchte teilen. Tannen durchfahren die Straßen auf niedrigen Schlitten. Die kleinen putzt man nur mit Seidenschleifen; blau, rosa, grün bezopfte Tännchen stehen an den Ecken. Den Kindern aber sagt das weihnachtliche Spielzeug auch ohne einen heiligen Nikolaus, wie es tief aus den Wäldern Rußlands herkommt. Es ist, als ob nur unter russischen Händen das Holz grünt. Grünt – und sich rötet und golden sich überzieht, himmelblau anläuft und schwärzlich erstarrt. »Rot« und »schön« ist russisch *ein* Wort. Gewiß sind die glühenden Scheiter im Ofen die zauberhafteste Verwandlung des russischen Waldes. Nirgends scheint der Kamin so herrlich zu glühen wie hier. Glut aber fängt sich in allen den Hölzern, an denen der Bauer schnitzelt und pinselt. Und wenn der Lack sich dann darüberlegt, ist es gefrorenes Feuer in allen Farben. Gelb und rot auf der Balalaika, schwarz und grün auf der kleinen Garmoschka für Kinder und alle abgestuften Töne in den sechsunddreißig Eiern, von denen immer eines im andern steckt. Aber auch Waldnacht wohnt in dem Holz. Da sind die schweren kleinen Kästen mit dem scharlachroten Innern: außen auf schwarzem, glänzenden Grunde ein Bild. Unter dem Zarentum stand diese Industrie vor dem Erlöschen. Jetzt kommen neben neuen Miniaturen die alten, goldverbrämten Bilder aus dem Bauerndasein wiederum zum Vorschein. Eine Troika mit den drei Rossen jagt in das Dunkel oder ein Mädchen in meerblauem Rock steht neben dem Gebüsch, das grün aufflammt, und wartet in der Nacht auf den Geliebten. Keine Schreckensnacht ist so dunkel wie diese handfeste Lacknacht, in deren Schoß alles, was aus ihr auftaucht, geborgen ist. Ich sah einen Kasten mit einer Frau, die sitzend Zigaretten verkauft. Neben ihr steht ein Kind und will davon holen. Stockdunkle Nacht auch hier. Aber rechts ist ein Stein und links ein blätterloses Bäumchen zu erkennen. Auf der Schürze der Frau liest man »Mosselprom«. Das ist die sowjetistische »Madonna mit den Zigaretten«.

11.

Grün ist der höchste Luxus des Moskauer Winters. Es leuchtet aber aus dem Laden in der Petrowka nicht halb so schön wie die papiernen Bündel künstlicher Nelken, Rosen, Lilien auf der Straße. Auf Märkten haben sie als einzige keinen festen Stand und tauchen bald zwischen Lebensmitteln, bald zwischen Webwaren und Geschirrbuden auf. Aber sie überstrahlen alles, rohes Fleisch, bunte Wolle und glänzende Schüsseln. Andere Sträuße kennt man zu Neujahr. Auf dem Strastnajaplatz sah ich im Vorübergehen lange Gerten, beklebt mit roten, weißen, blauen, grünen Blüten, ein jeder Zweig von einer anderen Farbe. Wenn von Moskauer Blumen die Rede ist, darf man nicht die heroischen Weihnachtsrosen vergessen. Und nicht die riesenhohen Stockrosen aus Lampenschirmen, die der Verkäufer durch die Straßen führt. Auch nicht die gläsernen Kästchen voll Blumen, zwischen denen das Haupt eines Heiligen durchblickt. Und nicht das, was der Frost hier eingibt, die bäurischen Tücher, auf denen die Muster, die mit blauer Wolle ausgenäht sind, Eisblumen an den Scheiben nachbilden. Endlich die glühenden Zuckerbeete auf Torten. Der »Zuckerbäcker« aus den Kindermärchen scheint nur in Moskau noch zu überleben. Nur hier gibt es Gebilde aus nichts als gesponnenem Zucker, süße Zapfen, an denen die Zunge für die bittere Kälte sich schadlos hält. Am innigsten vereinen Schnee und Blüten sich im Zuckerguß; da endlich scheint die marzipanene Flora den Wintertraum von Moskau, aus dem Weiß zu blühen, ganz erfüllt zu haben.

12.

Unter dem Kapitalismus sind Macht und Geld kommensurable Größen geworden. Jede gegebene Menge Geldes ist in eine ganz bestimmte Macht zu konvertieren und der Verkaufswert jeder Macht läßt sich errechnen. So steht es im großen gesehen. Von Korruption kann hierbei nur die Rede sein, wo dieser Vorgang allzu abgekürzt gehandhabt wird. Er hat in sicherem Ineinanderspiel von Presse, Ämtern, Trusts sein Schaltsystem, in dessen Grenzen er durchaus legal bleibt. Der Sowjetstaat hat diese Kommunikation von Geld und Macht unterbunden. Sich selber behält

die Partei die Macht vor, das Geld überläßt sie dem NEP-Mann[1]. In der Wahrnehmung irgendwelcher Parteifunktionen, und sei es der höchsten, sich etwas zurückzulegen, die »Zukunft«, wenn auch nur »für die Kinder« sicherzustellen, ist ganz undenkbar. Mitgliedern garantiert die Kommunistische Partei ein allerschmalstes Minimum der Existenz – sie tut es praktisch, ohne eigentliche Verpflichtung. Dagegen kontrolliert sie deren ferneren Erwerb und setzt mit 250 Rubeln monatlich die Höchstgrenze ihres Einkommens fest. Zu mehr kann man es einzig und allein durch literarische Betätigung neben dem Berufe bringen. Solcher Disziplin unterliegt das Leben der herrschenden Klasse. Mit dem Besitze der regierenden Gewalt ist aber deren Macht durchaus noch nicht umschrieben. Rußland ist heute nicht nur Klassen- sondern Kastenstaat. Kastenstaat – das will besagen, daß die gesellschaftliche Geltung eines Bürgers nicht von der repräsentativen Außenseite seiner Existenz – als Kleidung oder Wohnung – sondern einzig von dem Verhältnis zur Partei bestimmt wird. Maßgeblich ist es auch für alle die, die nicht unmittelbar ihr angehören. Auch ihnen stehen Arbeitsfelder offen, sofern sie nicht demonstrativ sich dem Regime versagen. Auch unter ihnen finden die genauesten Unterschiede statt. Aber so übertrieben – oder so überholt – auf der einen Seite die europäische Vorstellung von der staatlichen Unterdrückung Andersgesinnter in Rußland ist, so wenig hat man andrerseits im Ausland von jener furchtbaren gesellschaftlichen Ächtung, welcher der NEP-Mann hier verfällt, Begriff. Es wäre anders auch die Schweigsamkeit, das Mißtrauen nicht zu erklären, das nicht allein dem Fremden gegenüber fühlbar wird. Fragt man hier einen oberflächlichen Bekannten nach seinem Eindruck von einem noch so unwichtigen Stück, einem noch so belanglosen Film, so hat man meist die formelhafte Antwort zu erwarten: »Hier wird gesagt . . .« oder: »Hier herrscht ganz allgemein die Überzeugung . . .« Man dreht das Urteil zehnmal auf der Zunge um, bevor man es vor Fernerstehenden verlautbart. Denn jederzeit kann die Partei beiläufig, unversehens in der »Prawda« Stellung nehmen und niemand will sich gern desavouiert sehen. Weil zuverlässige Gesinnung, wenn nicht das alleinige Gut, so für die meisten einzige Bürgschaft anderer Güter ist, geht jedermann mit seinem Namen und mit seiner Stimme so behutsam um, daß

1 NEP – Neue Ökonomische Politik.

Bürger demokratischer Verfassung ihn nicht begreifen. – Es unterhalten sich zwei gute Bekannte. Im Laufe des Gesprächs sagt der eine: »Da war gestern dieser Michailowitsch bei mir und wollte in meinem Büro eine Stelle haben. Er sagte, er kennt dich.« »Ein tüchtiger Genosse ist er, pünktlich und fleißig.« Und damit reden sie von etwas anderem. Beim Auseinandergehen aber sagt der erste: »Könntest du so gut sein und mir die Auskunft über diesen Michailowitsch mit ein paar Worten bitte schriftlich geben?« – Die Klassenherrschaft hat Symbole aufgegriffen, die der Charakteristik ihres Klassengegners dienen. Und unter ihnen ist vielleicht der Jazz das populärste. Daß man ihn auch in Rußland mit Vergnügen hört, ist nicht erstaunlich. Aber danach zu tanzen ist verboten. Man hat ihn wie ein buntes, giftiges Reptil gewissermaßen hinter Glas verwahrt und so erscheint er denn als Attraktion in den Revuen. Doch immer ein Symbol des »Bourgeois«. Er zählt zu jenen primitiven Requisiten, mit deren Hilfe man in Rußland zu Propagandazwecken ein groteskes Bild des bürgerlichen Typus konstruiert. In Wahrheit ist es öfters nur ein lächerliches, in dem die Disziplin und Überlegenheit des Gegners übersehen wird. In solche schiefe Optik auf den Bürger spielt ein nationalistisches Moment hinein. Rußland war das Besitztum des Zaren. (Ja, wer die unabsehbar gestapelten Kostbarkeiten der Sammlungen im Kreml durchgeht, der ist versucht zu sagen: *ein* Besitztum.) Das Volk aber ist über Nacht zu dessen unermeßlich vermögendem Erben geworden. Es geht jetzt an die große Inventur seines Menschen- und Bodenreichtums. Und diese Arbeit unternimmt es im Bewußtsein, unvorstellbar Schweres bereits geleistet, gegen die Feindschaft eines halben Erdteils die neue Herrschaftsordnung aufgebaut zu haben. In der Bewunderung dieser nationalen Leistung verbinden sich alle Russen. Diese Umformung einer Herrschaftsgewalt macht ja das Leben hier so inhaltschwer. Es ist so in sich abgeschlossen und ereignisreich, arm und im gleichen Atem voller Perspektiven wie ein Goldgräberleben in Klondyke. Es wird von früh bis spät nach Macht gegraben. Die ganze Kombinatorik wesentlicher Existenzen ist überaus ärmlich im Vergleich zu den zahllosen Konstellationen, die hier im Lauf eines Monats den Einzelnen antreten. Freilich kann ein gewisser Rauschzustand die Folge sein, so daß ein Leben ohne Sitzungen und Kommissionen, Debatten, Resolutionen und Ab-

stimmungen (und das alles sind Kriege oder zumindest Manöver des Machtwillens) sich gar nicht mehr vorstellen läßt. Was tut's – die nächsten Generationen Rußlands werden auf dieses Dasein eingestellt sein. Seine Gesundheit aber hat die eine unerläßliche Voraussetzung: daß nicht (so wie es eines Tages selbst der Kirche widerfuhr) eine schwarze Börse der Macht sich eröffne. Dränge die europäische Korrelation von Macht und Geld auch in Rußland ein, so wäre zwar nicht das Land, vielleicht nicht einmal die Partei, aber der Kommunismus in Rußland verloren. Noch hat man hier nicht europäische Konsumbegriffe und Konsumbedürfnisse. Das hat vor allem wirtschaftliche Gründe. Doch ist es möglich, daß zudem darin noch eine kluge Absicht der Partei sich durchsetzt: Ausgleichung des Konsumniveaus mit Westeuropa, die Feuerprobe für das bolschewistische Beamtentum, in einem freigewählten Augenblick, gestählt und mit der unbedingten Sicherheit des Sieges durchzuführen.

13.

Im Klub der Rotarmisten im Kreml hängt an der Wand die Karte von Europa. Daneben befindet sich eine Kurbel. Wenn man an dieser Kurbel dreht, sieht man folgendes: eine nach der andern leuchtet an allen Orten, die Lenin im Lauf seines Lebens passiert hat, eine kleine elektrische Lampe auf. In Simbirsk, wo er geboren ist, in Kasan, Petersburg, Genf, Paris, Krakau, Zürich, Moskau bis zu seinem Sterbeort Gorki. Andere Städte sind nicht verzeichnet. Die Konturen dieser hölzernen Reliefkarte sind geradlinig, eckig, schematisch gehalten. Auf ihr gleicht Lenins Leben einem kolonisatorischen Eroberungszuge durch Europa. Rußland beginnt dem Manne aus dem Volke Gestalt anzunehmen. Auf der Straße, im Schnee, liegen Landkarten von FSSR[2], aufgestapelt von Straßenhändlern, welche sie ausbieten. Meyerhold verwendet die Landkarte in »D. E.« (»Her mit Europa«!) – der Westen ist darauf ein kompliziertes System kleiner russischer Halbinseln. Die Landkarte ist fast so nahe daran, Zentrum des neuen russischen Ikonenkults zu werden wie Lenins Porträt. Ganz sicher hat das starke Nationalgefühl, welches der Bolschewismus allen Russen ohne Unterschied geschenkt hat, der Karte von

2 Föderation Sozialistischer Sowjet-Republiken.

Europa neue Aktualität gegeben. Man will abmessen, will vergleichen und will vielleicht auch jenen Größenrausch genießen, in den der bloße Blick auf Rußland schon versetzt, Staatsbürgern kann nur dringend angeraten werden, ihr Land sich auf der Karte ihrer Nachbarstaaten anzusehen, Deutschland auf einer Karte Polens, Frankreichs, ja selbst Dänemarks zu studieren; allen Europäern aber, auf einer Karte Rußlands ihr Ländchen als ein zerfasertes, nervöses Territorium weit draußen im Westen liegen zu sehen.

14.

Wie sieht der Literat in einem Lande aus, in dem sein Auftraggeber das Proletariat ist? – Die Theoretiker des Bolschewismus betonen, wie sehr die Lage des Proletariats in Rußland nach dieser siegreichen Revolution von der der Bourgeoisie im Jahre 1789 unterschieden sei. Damals hatte die siegreiche Klasse, bevor die Macht ihr zufiel, in jahrzehntelangen Auseinandersetzungen die Beherrschung des geistigen Apparats sich gesichert. Die intellektuelle Organisation, die Bildung war längst mit der Ideenwelt des tiers état durchsetzt und der geistige Emanzipationskampf vor dem politischen durchgefochten. Im heutigen Rußland liegt das ganz anders. Für Millionen und Abermillionen von Analphabeten sollen die Fundamente einer allgemeinen Bildung erst gelegt werden. Das ist eine nationalrussische Aufgabe. Die vorrevolutionäre Bildung Rußlands war aber durchaus unspezifisch, europäisch. Das europäische Moment der höheren Bildung, das nationale der elementaren suchen in Rußland den Ausgleich. Das ist die eine Seite der Bildungsfrage. Andrerseits hat der Sieg der Revolution in vielen Gebieten das Tempo der Angleichung an Europa beschleunigt. Gibt es doch Literaten wie Pilnjak, welche im Bolschewismus die Bekrönung des Werkes Peters des Großen sehen. Auf technischem Gebiet ist diesem Kurs, trotz aller Abenteuer seiner ersten Jahre, vermutlich früher oder später der Erfolg gewiß. Anders auf geistigem und wissenschaftlichem. Jetzt zeigt sich in Rußland, daß die europäischen Werte in eben der entstellten, trostlosen Gestaltung popularisiert werden, die sie zuletzt dem Imperialismus zu danken haben. Das zweite akademische Theater – ein staatlich unterstütztes Institut – bringt eine Auf-

führung der »Orestie«, in der verstaubtes Griechentum sich so verlogen wie auf der Bühne eines deutschen Hoftheaters spreizt. Und da die marmorstarre Geste nicht allein in sich verderbt, sondern dazu Kopie der Hofschauspielerei im revolutionären Moskau ist, wirkt sie noch trister als in Stuttgart oder in Anhalt. Die russische Akademie der Wissenschaften ihrerseits hat einen Mann wie Walzel – Durchschnittstyp des neueren schöngeistigen Hochschullehrers – zu ihrem Mitglied gemacht. Wahrscheinlich sind die einzigen Kulturverhältnisse des Westens, für welche Rußland so lebendiges Verständnis mitbringt, daß sich die Auseinandersetzung mit ihnen verlohnt, die von Amerika. Dagegen ist die kulturelle »Annäherung« als solche (ohne das Fundament konkretester wirtschaftlicher, politischer Gemeinschaft) ein Interesse der pazifistischen Spielart des Imperialismus, kommt nur betriebsamen Schwätzern zustatten und ist für Rußland Restaurationserscheinung. Das Land ist weniger noch durch Grenzen und Zensur vom Westen abgeschlossen als durch die Intensität eines Daseins, das ohne Vergleich mit dem europäischen ist. Genauer gesagt: die Fühlung mit dem Ausland geht durch die Partei und betrifft hauptsächlich politische Fragen. Die alte Bourgeoisie ist vernichtet; die neue ist materiell und geistig nicht in der Lage, Beziehungen zum Ausland zu vermitteln. Unzweifelhaft weiß man in Rußland vom Ausland weit weniger als man im Ausland (etwa mit Ausnahme der romanischen Länder) von Rußland weiß. Wenn eine große russische Kapazität im gleichen Atem Proust und Bronnen als Autoren nennt, welche im Umkreise sexueller Problematik ihre Stoffe wählen, so zeigt das deutlich die verkürzte Perspektive, in der von hier aus Europäisches erscheint. Wenn aber einer unter Rußlands führenden Autoren gesprächsweise als einen von den großen Dichtern, die vor der Erfindung der Buchdruckerkunst geschaffen haben, Shakespeare anführt, so kann ein solcher Mangel an Schulung nur aus den ganz veränderten Bedingungen russischen Schrifttums überhaupt begriffen werden. Thesen und Dogmen, welche in Europa – freilich nur erst seit zwei Jahrhunderten – als kunstfremd und indiskutabel unter Literaten gelten, sind in Kritik und Produktion des neuen Rußlands ausschlaggebend. Tendenz und Stoffkreis werden für das Wichtigste erklärt. Formale Kontroversen spielten noch zur Zeit des Bürgerkriegs bisweilen eine nicht geringe Rolle. Nun

sind sie verstummt. Und heute ist die Lehre offiziell, daß Stoff, nicht Form über die revolutionäre oder die konterrevolutionäre Haltung eines Werkes entscheide. Durch solche Lehren wird dem Literaten genau so unwiderruflich der Boden entzogen, wie das die Wirtschaft materiell getan hat. Rußland ist hier der westlichen Entwicklung voraus – nicht aber so weit wie man glaubt. Denn früher oder später muß mit dem Mittelstande, der im Ringen von Kapital und Arbeit zerrieben wird, auch der »freie« Schriftsteller untergehen. In Rußland ist der Vorgang abgeschlossen: der Intellektuelle ist vor allem Funktionär, arbeitet im Zensur-, Justiz-, Finanzdepartement, ist, wo er nicht dem Untergang verfällt, Teilhaber an der Arbeit – das heißt aber, in Rußland, an der Macht. Er ist ein Angehöriger der herrschenden Klasse. Unter seinen verschiedenen Organisationen ist die vorgeschobenste WAPP, der allgemeine russische Verband der proletarischen Schriftsteller. Sie bekennt sich zum Gedanken der Diktatur auch im Gebiete des geistigen Schaffens. Damit trägt sie der russischen Wirklichkeit Rechnung: die Überführung der geistigen Produktionsmittel in den Besitz der Allgemeinheit läßt nur scheinbar von der der materiellen sich sondern. Fürs erste kann der Proletarier sich an beiden nur unterm Schutz der Diktatur ausbilden.

15.

Hin und wieder stößt man auf Trambahnwagen, die ringsherum mit Bildern von Betrieben, von Massenmeetings, roten Regimentern, kommunistischen Agitatoren bemalt sind. Das sind Geschenke, die von der Belegschaft irgendeiner Fabrik dem Moskauer Sowjet gemacht worden sind. Auf diesen Wagen laufen nur die einzigen politischen Plakate, die heute noch in Moskau zu sehen sind. Aber es sind bei weitem die interessantesten. Denn unbeholfenere Geschäftsplakate als hier sieht man nirgends. Das trostlose Niveau der Bildreklame ist die einzige Ähnlichkeit zwischen Paris und Moskau. Zahllose Mauern um Kirchen und Klöster bieten ringsum die schönsten Anschlagflächen. Aber längst sind die Konstruktivisten, Suprematisten, Abstraktivisten, die während des Kriegskommunismus ihre graphische Propaganda in den Dienst der Revolution gestellt haben, entlassen. Heute verlangt man nur banale Deutlichkeit. Die meisten dieser Plakate

stoßen den Westler ab. Moskauer Läden aber laden wirklich ein; sie haben etwas von Wirtshäusern an sich. Die Firmenschilder weisen senkrecht in die Straßen, wie sonst nur alte Gasthausembleme, goldene Friseurbecken oder allenfalls vor einem Hutgeschäfte ein Zylinder. Auch finden sich vereinzelt hier am ehesten noch hübsche, unverdorbene Motive: Schuhe fallen aus einem Korb; mit einer Sandale im Maul rennt ein Spitz davon. Vorm Eingang einer türkischen Küche Pendants: Herren mit fezgeschmücktem Haupte je vor einem Tischchen. Für einen primitiven Geschmack ist Anpreisung noch immer an Erzählung, an Beispiel oder Anekdote gebunden. Dagegen überzeugt die westliche Reklame in erster Linie durch den Kostenaufwand, welchem die Firma sich gewachsen zeigt. Hier gibt fast jede Aufschrift noch die Ware an. Die große schlagende Devise ist dem Handel fremd. Die Stadt, die so erfinderisch in Abkürzungen aller Art ist, besitzt noch nicht die einfachste – den Firmennamen. Oft leuchtet Moskaus Abendhimmel in erschreckendem Blau: dann hat man, ohne es zu merken, durch eine der riesigen blauen Brillen dareingesehen, die vor den Optikerläden wie Wegweiser vorstoßen. Aus den Torbogen, an den Rahmen der Hausportale springt in verschieden großen schwarzen, blauen, gelben und roten Buchstaben, als Pfeil, als Bild von Stiefeln oder frisch gebügelter Wäsche, als ausgetretene Stufe oder als solider Treppenabsatz ein stumm in sich verbissenes, streitendes Leben die Passanten an. Man muß in der Tram die Straßen durchfahren haben, um aufzufangen, wie sich dieser Kampf durch die Etagen fortsetzt, um endlich auf Dächern in sein entscheidendes Stadium zu treten. Bis dort hinauf halten allein die stärksten, jüngsten Parolen und Wahrzeichen durch. Erst vom Flugzeug aus hat man die industrielle Elite der Stadt, Kino- und Auto-Industrie, vor Augen. Meist aber sind die Dächer Moskaus unbelebtes Ödland und haben weder die strahlende Laufschrift der Berliner, noch den Schornsteinwald der Pariser oder die sonnige Einsamkeit südlicher Großstadtdächer.

16.

Wer ein russisches Klassenzimmer zum erstenmal betritt, wird überrascht stehenbleiben. Die Wände starren von Bildern, Zeichnungen und Pappmodellen. Es sind Tempelmauern, an die die

Kinder als Geschenke an das Kollektivum tagtäglich ihre eigenen Werke stiften. Das Rot herrscht vor; sie sind durchsetzt von Sowjet-Emblemen und Leninköpfen. Ähnliches kann man in vielen Klubs sehen. Wandzeitungen sind für Erwachsene Schemata derselben kollektiven Äußerungsform. Sie sind entstanden aus der Not des Bürgerkrieges, als es an vielen Orten weder Druckpapier noch Druckerschwärze mehr gab. Heute sind sie im öffentlichen Leben der Betriebe obligat. Jede Leninecke hat ihre Wandzeitung, die je nach den Betrieben und Verfassern ihre Art verändert. Durchgehend ist nur die naive Freudigkeit: farbige Bilder und dazwischen Prosa oder Vers. Die Zeitung ist die Chronik des Kollektivs. Sie gibt statistische Erhebungen aber auch scherzhafte Kritik an Genossen, mischt darunter Vorschläge zur Betriebsverbesserung oder Aufrufe zu gemeinsamen Hilfsaktionen. Aufschriften, Warnungstafeln und Lehrbilder bedecken auch sonst die Wände der Leninecke. Selbst im Betrieb ist jeder wie umstellt von farbigen Plakaten, die alle Schrecken der Maschine beschwören. Da ist ein Arbeiter dargestellt, wie sein Arm zwischen die Speichen eines Triebrads gerät, ein anderer, wie er in der Trunkenheit durch Kurzschluß eine Explosion hervorruft, ein dritter, wie er mit dem Knie zwischen zwei Kolben kommt. Im Ausleihraum der Rotarmistenbücherei hängt eine Tafel, deren kurzer Text mit vielen hübschen Zeichnungen verdeutlicht, auf wieviel Arten sich ein Buch verderben läßt. In Hunderttausenden von Exemplaren ist durch ganz Rußland ein Plakat zur Einführung der Maße, welche in Europa üblich sind, verbreitet. Meter, Liter, Kilogramm usw. müssen in jeder Gastwirtschaft plakatiert werden. Auch in dem Lesesaal des Bauernklubs an der Trubnaja Ploschtschad sind die Wände mit Anschauungsmaterial überdeckt. Dorfchronik, landwirtschaftliche Entwicklung, Produktionstechnik, kulturelle Institutionen sind graphisch in Entwicklungslinien festgehalten, daneben Werkzeugbestandteile, Maschinenstücke, Retorten mit Chemikalien überall an den Wänden zur Schau gestellt. Neugierig trat ich vor eine Konsole, von der zwei Negerfratzen mir entgegengrinsten. Aber beim Näherkommen erwiesen sie sich als Gasmasken. Früher war das Gebäude dieses Klubs eines der ersten Restaurants von Moskau. Die ehemaligen Séparées sind heute Schlafräume für die Bauern und Bäuerinnen, die eine »Kommandirowka« in die Stadt bekommen

haben. Dort führt man sie durch Sammlungen und Kasernen, hält Kurse und Bildungsabende für sie ab. Bisweilen gibt es auch ein pädagogisches Theater in der Form der »Gerichtsverhandlung«. Da füllen dann etwa dreihundert Menschen, sitzend und stehend, den rotausgeschlagenen Saal bis hinein in die letzten Winkel. In einer Nische die Leninbüste. Verhandelt wird auf einer Bühne, vor welcher rechts und links gemalte Proletariertypen – ein Bauer und ein Industriearbeiter – die »Smitschka« (»Klammer«), die Verklammerung von Stadt und Land verkörpern. Die Beweisaufnahme ist eben beendet, ein Sachverständiger hat das Wort. Er hat mit seinem Assistenten ein Sondertischchen, ihm gegenüber der Tisch des Verteidigers, beide die Schmalseite zum Publikum gewandt. Im Hintergrunde, frontal, der Richtertisch. Davor, in schwarzer Kleidung, sitzt, in ihren Händen einen dicken Ast, die Angeklagte, eine Bäuerin. Sie wird beschuldigt der Kurpfuscherei mit tödlichem Ausgang. Durch einen falschen Eingriff hat sie eine Frau bei der Entbindung ums Leben gebracht. Die Argumentation umkreist nun diesen Fall in monotonen, einfachen Gedankengängen. Der Sachverständige gibt sein Gutachten ab: Schuld an dem Tode der Mutter sei nur der falsche Eingriff. Der Verteidiger aber plädiert: Kein böser Wille; auf dem Lande fehle es an sanitärer Hilfe und hygienischer Belehrung. Schlußwort der Angeklagten: Nitschewo, es haben immer Menschen dabei sterben müssen. Der Staatsanwalt beantragt Todesstrafe. Dann wendet sich der Vorsitzende an die Versammlung: Sind Fragen zu stellen? Aber auf der Estrade erscheint nur ein Komsomols und fordert unnachsichtliche Bestrafung. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück. Nach kurzer Pause folgt das Urteil, das im Stehen vernommen wird: zwei Jahre Gefängnis unter Zubilligung mildernder Umstände. Von Einzelhaft wird daher abgesehen. Zum Schluß weist seinerseits der Präsident auf die Notwendigkeit, hygienische und Bildungs-Zentren auf dem flachen Lande zu errichten, hin. Solche Demonstrationen sind sorgfältig vorbereitet; von Improvisationen kann hier nicht die Rede sein. Um für die Fragen bolschewistischer Moral das Publikum im Sinne der Partei mobil zu machen, kann es kein wirksameres Mittel geben. Einmal wird dergestalt die Trunksucht abgehandelt, ein andermal das Defraudantentum, die Prostitution, der Hooliganismus. Die strengen Formen solcher Bildungs-

arbeit sind ganz und gar dem Sowjetleben angemessen, sind Niederschläge einer Existenz, die hundertmal am Tage Stellungnahme fordert.

17.

Mit Moskaus Straßen hat es eine eigentümliche Bewandtnis: das russische Dorf spielt in ihnen Versteck. Tritt man durch irgendeine der großen Torfahrten – oft sind sie durch schmiedeeiserne Gitter verschließbar, aber ich habe nie eins versperrt gefunden – dann steht man am Beginn einer geräumigen Siedlung. Da öffnet, breit und ausladend, sich ein Gutshof oder ein Dorf, der Grund ist uneben, Kinder fahren im Schlitten, Schuppen für Holz und Geräte füllen die Winkel, Bäume stehen verstreut, hölzerne Stiegen geben der Hinterfront von Häusern, welche von der Straße her städtisch wirken, das Äußere eines russischen Bauernhauses. Kirchen stehen häufig auf diesen Höfen, nicht anders wie auf einem weiten Dorfplatz. So wächst die Straße um die Dimension der Landschaft. Auch gibt es keine westliche Stadt, die in ihren riesenhaften Plätzen so dörflich gestaltlos und immer wie von schlechtem Wetter, tauendem Schnee oder Regen aufgeweicht daliegt. Kaum einer dieser weiten Plätze trägt ein Denkmal. (Dagegen gibt es in Europa beinahe keinen, dem nicht im 19. Jahrhundert die geheime Struktur durch ein Denkmal profaniert und zerstört worden wäre.) Wie jede andere Stadt, so baut auch Moskau mit Namen eine kleine Welt im Innern auf. Da gibt es ein Kasino, das »Alkasar« heißt, ein Hotel namens »Liverpool«, ein Logierhaus »Tirol«. Bis zu den Zentren des städtischen Wintersports braucht es von da noch immer eine halbe Stunde. Man trifft zwar Schlittschuhläufer, Skifahrer in der ganzen Stadt, aber die Rodelbahn liegt mehr im Innern. Hier starten Schlitten verschiedenster Konstruktion: von einem Brett, das vorn auf Schlittschuhkufen läuft und hinten im Schnee schurrt, bis zu den komfortabelsten Bobsleighs. Nirgends sieht Moskau aus wie die Stadt selber; am ehesten noch wie sein Weichbild. Der nasse Grund, die Bretterbuden, lange Transporte von Rohmaterial, Vieh, das zum Schlächter getrieben wird, dürftige Schenken trifft man in den belebtesten Teilen an. Noch ist die Stadt durchsetzt von hölzernen Häuschen, genau der gleichen slavischen Bauart, wie man sie

überall im Umkreis von Berlin trifft. Was als märkischer Steinbau so trostlos wirkt, lockt hier mit schönen Farben aus dem warmen Holz. In den Vorstadtstraßen zu seiten der breiten Alleen wechseln Bauernhütten mit Jugendstilvillen oder der nüchternen Fassade eines achtstöckigen Hauses. Der Schnee liegt hoch, und entsteht mit einmal eine Stille, so kann man glauben, tief im Innern Rußlands in einem Dorf zu sein, das überwintert. Sehnsucht nach Moskau macht nicht nur der Schnee mit seinem Sternenglanz bei Nacht und seinen blumenähnlichen Kristallen tags. Das tut auch der Himmel. Denn immer tritt zwischen geduckten Dächern der Horizont der weiten Ebenen in die Stadt. Nur gegen Abend wird er unsichtbar. Dann aber bringt die Wohnungsnot in Moskau ihren erstaunlichsten Effekt hervor. Durchstreift man in der frühen Dunkelheit die Straßen, so sieht man in den großen und den kleinen Häusern beinahe jedes Fenster hell erleuchtet. Wäre der Lichtschein, der von ihnen ausgeht, nicht so ungleichmäßig, man glaubte, eine Illumination vor sich zu haben.

18.

Die Kirchen sind fast verstummt. Die Stadt ist so gut wie befreit von dem Glockengeläut, das sonntags über unsere großen Städte eine so tiefe Traurigkeit verbreitet. Aber noch gibt es in ganz Moskau vielleicht keine Stelle, von der aus nicht zumindest *eine* Kirche sichtbar ist. Genauer: auf welcher man nicht mindestens von *einer* Kirche überwacht würde. Der Untertan des Zaren war in dieser Stadt von mehr als vierhundert Kapellen und Kirchen, will sagen von zweitausend Kuppeln rings umstellt, die allerorten in den Ecken sich verborgen halten, einander decken, über Mauern lugen. Eine Ochrana der Architektur war um ihn. All diese Kirchen wahrten ihr Inkognito. Es stoßen nirgends hohe Türme in den Himmel. Mit der Zeit erst gewöhnt man sich, die langen Mauern und Haufen von niedrigen Kuppeln zum Komplexe von Klosterkirchen zusammenzufassen. Dann wird auch klar, warum an vielen Stellen Moskau so abgedichtet wirkt wie eine Festung; die Klöster tragen heute noch die Spuren der alten wehrhaften Bestimmung an sich. Hier ist Byzanz mit seinen tausend Kuppeln nicht das Wunder, das sich der Europäer von ihm erträumt. Die meisten Kirchen sind nach einer schalen und süßlichen Schablone

aufgeführt: ihre blauen, grünen und goldenen Kuppeln sind ein kandierter Orient. Betritt man eine dieser Kirchen, so findet man zuerst ein geräumiges Vorzimmer mit einigen spärlichen Heiligenbildern. Es ist düster, sein Halbdunkel eignet sich zu Konspirationen. In solchen Räumen kann man sich über die bedenklichsten Geschäfte, wenn es sich trifft auch über Pogrome, beraten. Daran stößt der einzige Andachtsraum. Im Hintergrunde hat er ein paar Treppchen, die zu der schmalen, niedrigen Estrade führen, auf der man an den Heiligenbildern sich entlang schiebt, zu der Ikonostase. In kurzem Abstand folgt Altar auf Altar, ein glimmendes, rotes Lichtchen bezeichnet jeden. Die Seitenflächen werden von großen Heiligenbildern eingenommen. Alle Teile der Wand, die so nicht mit Bildern bedeckt sind, sind mit leuchtendem Goldblech bezogen. Von der kitschig gemalten Decke hängt ein kristallner Kronleuchter herab. Dennoch beleuchten immer nur Kerzen den Raum, einen Salon mit geheiligten Wänden, vor denen das Zeremoniell sich abrollt. Die großen Bilder werden durch Bekreuzigen gegrüßt, dann folgt ein Kniefall, bei dem die Stirn den Boden berühren muß, und unter neuer Bekreuzigung wendet der Betende oder Büßende sich zu dem nächsten. Vor kleinen, verglasten Bildern, welche gereiht oder vereinzelt auf Pulten liegen, unterbleibt der Kniefall. Man beugt sich über sie und küßt das Glas. Auf solchen Pulten sind neben kostbarsten alten Ikonen Serien der schreiendsten Öldrucke ausgelegt. Viele Heiligenbilder haben außen an der Fassade Posten bezogen und blicken von den obersten Gesimsen unter dem blechernen Wetterdach wie geflüchtete Vögel hinunter. Aus ihren geneigten Retortenköpfen spricht Trübsal. Byzanz scheint keine eigene Form des Kirchenfensters zu kennen. Ein zauberischer Eindruck, der nicht anheimelnd ist: die profanen, unscheinbaren Fenster, die aus Versammlungsräumen und Türmen der Kirche wie aus Wohnräumen auf die Straße gehen. Dahinter haust der orthodoxe Priester wie der Bonze in seiner Pagode. Die unteren Teile der Basilius-Kathedrale könnten der Grundstock eines herrlichen Bojaren-Hauses sein. Wenn man jedoch von Westen her den roten Platz betritt, erheben ihre Kuppeln sich allmählich am Himmel wie ein Rudel feuriger Sonnen. Immer behält dieser Bau sich etwas zurück, und überrumpeln könnte die Betrachtung ihn einzig von der Höhe des Flugzeuges aus, gegen das die Erbauer sich zu salvieren vergaßen.

Man hat das Innere nicht nur ausgeräumt sondern wie ein erlegtes Wild es ausgeweidet. (Und anders konnte es wohl auch nicht enden, denn selbst im Jahre 1920 hat man hier noch mit fanatischer Inbrunst gebetet.) Mit der Entfernung des gesamten Inventars ist das bunte vegetabilische Geschlinge, das durch alle Gänge und Wölbungen als Wandmalerei fortwuchert, hoffnungslos bloßgestellt; eine gewiß viel ältere Bemalung, die sparsam in den Innenräumen die Erinnerung an die farbigen Spiralen der Kuppeln wachhielt, verzerrt sie nun in eine triste Spielerei des Rokoko. Die gewölbten Gänge sind eng, weiten sich plötzlich zu Altarnischen oder runden Kapellen, in die von oben aus den hohen Fenstern so wenig Licht dringt, daß einzelne Devotionalien, die man stehen ließ, kaum erkennbar sind. Viele Kirchen stehen so ungepflegt und so leer. Aber die Glut, die von Altären nur vereinzelt noch in den Schnee hinausleuchtet, ist wohlbewahrt geblieben in den hölzernen Budenstädten. In ihren schneebedeckten engen Gängen ist es still. Man hört nur den leisen Jargon der Kleiderjuden, die da ihren Stand neben dem Kram der Papierhändlerin haben, die versteckt hinter silbernen Ketten thront, Lametta und wattierte Weihnachtsmänner vors Gesicht gezogen hat wie eine Orientalin ihren Schleier.

19.

Noch der mühseligste Moskauer Werktag hat zwei Koordinaten, welche jeden Augenblick in ihm sinnlich bestimmen werden als Erwartung und Erfüllung. Das ist die Vertikale der Mahlzeiten, gekreuzt von der abendlichen Horizontale des Schauspiels. Man ist von beiden niemals weit entfernt. Moskau steht voller Wirtschaften und Theater. Posten mit Näschereien patrouillieren durch die Straßen, viele der großen Lebensmittelhäuser schließen erst gegen elf Uhr in der Nacht und an den Ecken öffnen sich Tee- und Bierstuben. »Tschainaja«, »Piwnaja« – meist aber beides – hat man auf einen Hintergrund gepinselt, auf dem ein stumpfes Grün vom oberen Rand her allmählich und verdrossen in ein schmutziges Gelb verläuft. Zum Bier gibt es eigentümliche Zukost: winzige Stückchen getrocknetes Weißbrot, Schwarzbrot mit einer Salzkruste überbacken und getrocknete Erbsen in Salzwasser. In gewissen Kneipen kann man so tafeln und noch dazu

an einer primitiven »Inszenirowka« seine Freude haben. Man nennt so einen epischen oder lyrischen Stoff, der für das Theater verarbeitet wurde. Oft sind es schnöd in Chöre aufgeteilte Volksgesänge. In dem Orchester solcher Volksmusik lassen sich neben Ziehharmoniken und Geigen manchmal als Instrumente Rechenbretter hören. (Sie stehen in allen Läden und Büros. Nicht die kleinste Verrechnung ist ohne sie denkbar.) Der Wärmerausch, der beim Betreten dieser Stuben, beim heißen Tee, beim Genuß der scharfen Sakuska den Gast überkommt, ist Moskaus heimlichste Winterwollust. Darum kennt der die Stadt nicht, der sie nicht im Schnee kennt. Denn es will jede Gegend in der Jahreszeit bereist sein, in welche das Extrem ihres Klimas fällt. Ihm ist sie ja vor allem angepaßt und erst aus dieser Anpassung versteht man sie. In Moskau ist das Leben im Winter um eine Dimension reicher. Der Raum verändert sich buchstäblich je nachdem er heiß oder kalt ist. Man lebt auf der Straße wie in einem frostigen Spiegelsaal, jedes Einhalten und Besinnen fällt unglaublich schwer. Es braucht schon einen halbtägigen Vorsatz, um einen fertig adressierten Brief in den Kasten zu stecken und trotz der strengen Kälte bedeutet es eine Willensleistung, in ein Geschäft zu gehen um etwas zu kaufen. Doch hat man endlich ein Lokal gefunden, dann mag der Tisch bestellt sein wie er will – mit Wodka, der hier mit Kräutern versetzt wird, mit Kuchen oder einer Tasse Tee: Wärme macht Zeit im Verrinnen selber zum Rauschtrank. Sie fließt in den Ermüdeten hinein wie Honig.

20.

Am Todestage Lenins zeigen viele sich mit Trauerbinden. Die ganze Stadt flaggt mindestens drei Tage Halbmast. Viele der schwarzumflorten Fähnchen aber bleiben, da sie nun einmal hängen, ein, zwei Wochen draußen. Die Trauer Rußlands um den toten Führer ist sicher nicht vergleichbar mit der Haltung, die anderswo das Volk an solchen Tagen einnimmt. Die Generation, die in den Bürgerkriegen aktiv war, wird alt, wenn nicht den Jahren so der Spannkraft nach. Es ist, als hätte die Stabilisierung auch in ihr eigenes Leben eine Ruhe, ja manchmal eine Apathie einziehen lassen, wie sie gewöhnlich erst das Alter bringt. Das »Halt«, das eines Tages mit der NEP die Partei dem Kriegs-

kommunismus entgegensetzte, hat einen fürchterlichen Gegenstoß hervorgerufen, der viele Kämpfer der Bewegung niederwarf. Tausende gaben damals der Partei ihr Mitgliedsbuch zurück. Man weiß von Fällen so vollständiger Deroute, daß aus erprobten Stützen der Partei in wenigen Wochen Defraudanten wurden. Die Trauer um Lenin ist für die Bolschewisten zugleich die Trauer um den heroischen Kommunismus. Die wenigen Jahre, die er nun zurückliegt, sind für das russische Bewußtsein lange Zeit. Das Wirken Lenins hat den Ablauf der Geschehnisse in seiner Ära so beschleunigt, daß sein Erscheinen schnell Vergangenheit, sein Bild schnell fern wird. Jedoch bedeutet in der Optik der Geschichte – darin das Gegenbild der räumlichen – Bewegung in die Ferne Größerwerden. Jetzt gelten andere Befehle als zu Lenins Zeiten, freilich Parolen, die er selbst noch angab. Jetzt macht man jedem Kommunisten klar, die revolutionäre Arbeit dieser Stunde sei nicht Kampf, sei nicht der Bürgerkrieg sondern Kanalbau, Elektrifizierung und Fabrikbau. Das revolutionäre Wesen echter Technik wird immer deutlicher herausgestellt. Wie alles, so auch dies (mit Grund) in Lenins Namen. Dieser Name wächst fort und fort. Es ist bezeichnend, daß dem nüchternen und mit Prognosen sparsamen Bericht der englischen Gewerkschaftsdelegation die Möglichkeit erwähnenswert erschienen ist, »daß, wenn das Andenken Lenins seinen Platz in der Geschichte gefunden hat, dieser große, russische revolutionäre Reformer, selbst heilig gesprochen werden wird«. Schon heute geht der Kultus seines Bildes unabsehbar weit. Man findet ein Geschäft, in dem es als Spezialartikel in allen Größen, Haltungen und Materialien käuflich ist. Als Büste steht es in den Leninecken, als Bronzestatue oder Relief in größeren Klubs, als lebensgroßes Brustbild in den Büros, als kleines Photo in Küchen, Wäschekammern, Vorratsräumen. Es hängt im Vestibül der Orushnaja Palata im Kreml, wie an einem ehemals gottlosen Orte von bekehrten Heiden das Kreuz erstellt wurde. Auch bildet es allmählich seine kanonischen Formen aus. Das allbekannte Bild des Redners ist das häufigste. Doch noch ergreifender und näher spricht vielleicht ein anderes: Lenin am Tisch, gebeugt über ein Exemplar der »Prawda«. So hingegeben an ein ephemeres Blatt erscheint er in der dialektischen Verspannung seines Wesens: den Blick gewiß dem Fernen zugewandt, aber die unermüdete Sorge des Herzens dem Augenblick.

Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen

1. Es gibt keinen großen Erfolg, dem nicht wirkliche Leistungen entsprechen. Darum aber anzunehmen, daß diese Leistungen seine Grundlage sind, wäre ein Irrtum. Die Leistungen sind die Folge. Folge des gesteigerten Selbstgefühls und der gesteigerten Arbeitsfreude dessen, der sich anerkannt sieht. Daher eine hohe Forderung, eine geschickte Replik, eine glückliche Transaktion die eigentlichen Leistungen sind, die den großen Erfolgen zugrunde liegen.
2. Genugtuung über die Entlohnung lähmt den Erfolg, Genugtuung über Leistungen steigert ihn. Lohn und Leistung stehen in einem Gewichtsverhältnis; sie liegen in den Schalen einer Waage. Das ganze Schwergewicht der Selbstachtung muß in die Schale der Leistung fallen. So wird die Schale des Entgeltes immer wieder in die Höhe schnellen.
3. Erfolg können auf die Dauer nur die haben, die in ihrem Verhalten von einfachen, durchsichtigen Motiven geleitet scheinen oder wirklich geleitet sind. Die Masse zertrümmert jeden Erfolg, sobald er ihr undurchsichtig, ohne belehrenden, exemplarischen Wert scheint. Von selbst versteht sich: durchsichtig in intellektuellem Sinne braucht dieser Erfolg nicht zu sein. Jede Priesterherrschaft beweist es. Nur muß er einer Vorstellung, genau gesagt: einem Bilde sich einpassen, sei es das Bild der Hierarchie, des Militarismus, der Plutokratie oder welches immer. Daher dem Priester der Beichtstuhl, dem Feldherrn der Orden, dem Finanzier sein Palais. Wer seinen Zoll dem Bilderschatz der Masse nicht entrichtet, muß scheitern.
4. Man macht sich keinen Begriff von dem Hunger nach Eindeutigkeit, der der höchste Affekt jedes Publikums ist. *Eine* Mitte, *ein* Führer, *eine* Losung. Je eindeutiger, desto größer ist der Aktionsradius einer geistigen Manifestation, desto mehr Publikum strömt ihr zu. Man gewinnt »Interesse« für einen Autor – das heißt, man beginnt dessen Formel, ihren primitivsten, eindeutigsten Ausdruck zu suchen. Von dem Moment an wird jedes neue Werk von ihm ein Material, an dem der Leser jene Formel nachzuprüfen, zu präzisieren, zu bewähren trachtet. Im Grunde hat das Publikum bei jedem Autor nur ein Ohr für das, – für jene Botschaft, die er auf seinem Sterbebette, mit brechendem Atem, noch Zeit und Kraft genug besäße ihm zu sagen.

5. Wer schreibt, der kann sich gar nicht genug vergegenwärtigen, wie modern der Verweis auf die »Nachwelt« ist. Er stammt aus einer Epoche, da der freie Literat aufkam, und erklärt sich aus der mangelnden Fundierung seiner Stellung in der Gesellschaft. Der Hinweis auf den Nachruhm war ein Pressionsmittel gegen sie. Noch im siebzehnten Jahrhundert wäre kein Autor auf den Gedanken gekommen, der Mitwelt gegenüber sich auf eine Nachwelt zu berufen. Alle früheren Epochen sind eins in der Überzeugung, daß die Mitwelt die Schlüssel verwahrt, die die Tore des Nachruhms öffnen. Und um wieviel mehr gilt das heute, da jede kommende Generation zu Revisionsverfahren um so weniger Lust und Zeit finden kann, je mehr die Notwehr gegen die massive Unform des ihr überkommenen Erbes verzweifelte Formen annehmen muß.

6. Ruhm, besser Erfolg, ist obligat geworden und bedeutet, heute, durchaus nicht mehr ein superadditum wie früher. Er ist in einer Epoche, da jedes kümmerliche Geschreibsel in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist, ein Aggregatzustand des Schrifttums. Je geringer der Erfolg eines Autors, eines Werkes, desto weniger sind sie ganz einfach vorhanden.

7. Bedingung des Sieges: die Freude am äußerlichen Erfolge als solchen. Eine reine, uninteressierte Freude, die sich am besten darin bekundet, daß einer seine Lust am Erfolg hat, auch wenn es der eines Dritten und gerade wenn es ein »unverdienter« gewesen ist. Ein pharisäischer Gerechtigkeitssinn ist eins der größten Hindernisse für jedes Fortkommen.

8. Viel ist angeboren, aber viel tut das Training. Darum wird es niemandem glücken, der sich aufspart, nur immer für die größten Gegenstände sich ins Zeug legt und nicht imstande ist, mitunter für Geringes bis auf das Äußerste sich einzusetzen. Denn, was auch in der großen Verhandlung das Wichtigste ist, lernt er nur so: die Freude am Verhandeln, die bis zur sportlichen Freude am Partner geht, die große Fähigkeit, für Augenblicke das Ziel aus den Augen zu lassen (den Seinigen gibt der Herr es im Schlafe), und endlich und vor allem: Liebenswürdigkeit. Nicht die weichende, plane, bequeme, sondern die überraschende, dialektische, schwungvolle, die, ein Lasso, mit einem Ruck sich den Partner gefügig macht. Und ist nicht die ganze Gesellschaft durchsetzt von Figuren, an denen wir lernen sollen, Erfolg zu haben? Wie in

Galizien die Taschendiebe Strohpuppen, über und über mit Schellen behängte Männchen, zur Ausbildung ihrer Eleven benutzen, so haben wir Kellner, Portiers, Beamte, Prinzipale, an ihnen, wie man mit Liebenswürdigkeit befiehlt, zu üben. Das »Sesam öffne dich« des Erfolges ist das Wort, das die Sprache des Befehls mit der der Fortuna erzeugt hat.

9. Let's hear what you can do! heißt es in Amerika für jeden, der sich um einen Posten bewirbt. Man will jedoch dabei viel weniger hören, was er sagt, als zusehen, wie er sich anstellt. Hier stößt er auf das Geheimnis der Prüfung. Wer prüft, verlangt gewöhnlich gar nichts Besseres, als von der Eignung seines Partners sich überzeugen zu lassen. Nun hat schon jeder die Erfahrung machen können, je öfter er mit einem Faktum, einer Ansicht, einer Formel auftrat, desto mehr verlor sie Suggestivkraft. Kaum je wird unsere Überzeugung andere so bezwingen wie den, der Zeuge war, wie sie in uns entstand. In jeder Prüfung sind daher die größten Chancen nicht beim wohlpräparierten Kandidaten, sondern beim Improvisator. Und aus dem gleichen Grunde geben fast immer die Nebenfragen, Nebensachen den Ausschlag. Der Inquisitor, den wir vor uns haben, verlangt vor allem, daß wir ihn über sein Amt hinwegtäuschen. Gelingt uns das, so ist er dankbar und bereit, uns vieles nachzulassen.

10. An Klugheit, Menschenkenntnis und ähnlichen Gaben ist im wirklichen Leben viel weniger gelegen als man meint. Doch irgend ein Genie wohnt in jedem Erfolgreichen. Nur sollten wir es in abstracto ebensowenig suchen, wie wir das erotische Genie eines Don Juan zu beobachten trachten, wenn er allein ist. Auch der Erfolg ist ein Stelldichein: zur rechten Zeit sich da am rechten Ort zu finden, nichts Kleines. Denn das heißt: die Sprache verstehen, in der das Glück seine Abrede mit uns nimmt. Wie kann nun einer, der nie im Leben diese Sprache gehört hat, über die Genialität des Erfolgreichen urteilen? Er hat von ihr gar keinen Begriff. Ihm gilt alles für Zufall. Daß aber, was er so nennt, in der Grammatik des Glücks dasselbe ist wie in der unsern das unregelmäßige Verbum, nämlich die unverwischte Spur ursprünglicher Kraft, das kommt ihm nicht in den Sinn.

11. Die Struktur jedes Erfolges ist im Grunde die Struktur des Hasards. Von dem eigenen Namen abzustoßen, das war noch immer die gründlichste Art und Weise, mit allen Hemmungen

und Minderwertigkeitsgefühlen bei sich aufzuräumen. Und das Spiel ist solch steeple-chase über das Hürdenfeld des eigenen Ich. Der Spieler ist namenlos, hat keinen eigenen, braucht keinen fremden Namen. Denn das Jeton vertritt ihn, welches dort auf einem ganz bestimmten Platz des Tuches liegt, das grün heißt wie des Lebens goldner Baum und grau ist wie der Asphalt. Und welcher Rausch in dieser Stadt der Chance, diesem Straßennetz des Glücks, sich doppelt, allgegenwärtig machen und an zehn Ecken auf einmal der nahenden Fortuna auflauern zu können.

12. Schwindeln darf einer so viel er will. Aber nie darf er sich als Schwindler fühlen. Hier gibt der Hochstapler das Vorbild schöpferischer Indifferenz. Sein angestammter Name ist die anonyme Sonne, um die sich der Planetenkranz der selbstbeschafften dreht. Geschlechter, Würden, Titel – kleine Welten, die aus dem Glutkern jener Sonne fuhren, um mildes Licht und sanfte Wärme an die Bürgerwelten abzugeben. Ja, sie sind seine Leistung an die Gesellschaft und führen darum jene bona fides mit sich, die dem gerissensten Hochstapler nie, dem armen Schlucker aber fast immer mangelt.

13. Daß das Geheimnis des Erfolges nicht im Geist wohnt, verrät die Sprache mit dem Wort »Geistesgegenwart«. Also nicht das Daß und Wie – allein *das Wo des Geistes* entscheidet. Daß er im Augenblicke und im Raum zugegen sei, das schafft er nur, indem er in den Stimmfall, das Lächeln, das Verstummen, den Blick, die Geste eingeht. Denn Gegenwart des Geistes schafft allein der Leib. Und grade weil der, bei den großen Erfolgsmenschen, die Reserven des Geistes so eisern in Händen hält, spielt jener nur selten draußen seine glänzenden Spiele. Der Erfolg, mit dem Finanzgenies ihre Karriere machten, ist darum doch vom gleichen Schlage wie die Geistesgegenwart, mit der ein Abbé Galiani im Salon operierte. Nur wollen, wie Lenin sagte, heute nicht mehr Menschen, sondern Dinge bewältigt werden. Daher die Stumpfheit, die so oft bei den großen Wirtschaftsmagnaten die höchste Geistesgegenwart besiegelt.

Weimar

I.

In deutschen Kleinstädten kann man sich die Zimmer ohne Fensterbretter gar nicht vorstellen. Selten aber habe ich so breite gesehen wie am Weimarer Marktplatz, im »Elefanten«, wo sie das Zimmer zur Loge machten, aus der mir der Ausblick auf ein Ballett wurde, wie es selbst Ludwig dem Zweiten die Bühnen von Neuschwanstein und Herrenchiemsee nicht bieten konnten. Denn es war ein Ballett in der Frühe. Gegen halb sieben begann man zu stimmen: balkene Bässe, schattende Violinschirme, Blumenflöten und Fruchtpauken. Die Bühne noch fast leer; Marktweiber, keine Käufer. Ich schlief wieder ein. Gegen neun Uhr, als ich erwachte, war's eine Orgie: Märkte sind die Orgien der Morgenstunden, und Hunger läutet, würde Jean Paul gesagt haben, den Tag ein wie Liebe ihn aus. Münzen fuhren synkopierend darein, und langsam schoben und stießen sich Mädchen mit Netzen, die schwellend von allen Seiten zum Genusse ihrer Rundungen luden. Kaum aber fand ich mich angekleidet zu ebener Erde und wollte die Bühne betreten, waren Glanz und Frische dahin. Ich begriff, daß alle Gaben des Morgens wie Sonnenaufgang auf Höhen empfangen sein wollen. Und war nicht, was dies zart gewürfelte Pflaster noch eben beglänzte, ein merkantiles Frührot gewesen? Nun lag es unter Papier und Abfall begraben. Statt Tanz und Musik nur Tausch und Betrieb. Nichts kann so unwiederbringlich wie ein Morgen dahin sein.

II.

Im Goethe-Schiller-Archiv sind Treppenhaus, Säle, Schaukästen, Bibliotheken weiß. Das Auge trifft nicht einen Zoll, wo es ausruhen könnte. Wie Kranke in Hospitälern liegen die Handschriften hingebettet. Aber je länger man diesem barschen Lichte sich aussetzt, desto mehr glaubt man, eine ihrer selbst unbewußte Vernunft auf dem Grunde dieser Anstalten zu erkennen. Wenn langes Krankenlager die Mienen geräumig und still macht und sie zum Spiegel von Regungen werden läßt, die ein gesunder Körper in Entschlüssen, in tausend Arten auszugreifen, zu be-

fehlen zum Ausdruck bringt, kurz, wenn ein Krankenlager den ganzen Menschen in Mimik zurückverwandelt, so liegen diese Blätter nicht umsonst wie Leidende auf ihren Repositorien. Daß alles, was uns heut bewußt und stämmig als Goethes »Werke« in ungezählten Buch-Gestalten entgegentritt, einmal in dieser einzigen, gebrechlichsten, der Schrift, bestanden hat, und daß, was von ihr ausging, nur das Strenge, Läuternde kann gewesen sein, was um Genesende oder Sterbende für die wenigen, die ihnen nahe sind, waltet – wir denken nicht gerne daran. Aber standen nicht auch diese Blätter in einer Krisis? Lief nicht ein Schauer über sie hin, und niemand wußte, ob vom Nahen der Vernichtung oder des Nachruhms? Und sind nicht sie die Einsamkeit der Dichtung? Und das Lager, auf dem sie Einkehr hielt? Sind unter ihren Blättern nicht manche, deren unnennbarer Text nur als Blick oder Hauch aus den stummen, erschütterten Zügen aufsteigt?

III.

Man weiß, wie primitiv das Arbeitszimmer Goethes gewesen ist. Es ist niedrig, es hat keinen Teppich, keine Doppelfenster. Die Möbel sind unansehnlich. Leicht hätte er es anders haben können. Lederne Sessel und Polster gab es auch damals. Dies Zimmer ist in nichts seiner Zeit voraus. Ein Wille hat Figur und Formen in Schranken gehalten; keine sollte des Kerzenlichtes sich schämen müssen, bei dem der alte Mann abends im Schlafrock, die Arme auf ein mißfarbenes Kissen gebreitet, am mittleren Tische saß und studierte. Zu denken, daß die Stille solcher Stunden sich heute nur in den Nächten wiederversammelt. Dürfte man ihr aber lauschen, man verstände die Lebensführung, bestimmt und geschaffen, die nie wiederkehrende Gunst, das gereifteste Gut dieser letzten Jahrzehnte zu ernten, in denen auch der Reiche die Härte des Lebens noch am eigenen Leibe zu spüren hatte. Hier hat der Greis mit der Sorge, der Schuld, der Not die ungeheuren Nächte gefeiert, ehe das höllische Frührot des bürgerlichen Komforts zum Fenster hineinschien. Noch warten wir auf eine Philologie, die diese nächste, bestimmendste Umwelt – die wahrhafte Antike des Dichters – vor uns eröffne. Dies Arbeitszimmer war die cella des kleinen Baus, den Goethe

zwei Dingen ganz ausschließlich bestimmt hatte: dem Schlaf und der Arbeit. Man kann gar nicht ermessen, was die Nachbarschaft der winzigen Schlafkammer und dieses einem Schlafgemache gleich abgeschiedenen Arbeitszimmers bedeutet hat. Nur die Schwelle trennte, gleich einer Stufe, bei der Arbeit ihn von dem thronenden Bett. Und schlief er, so wartete daneben sein Werk, um ihn allnächtlich von den Toten loszubitten. Wem ein glücklicher Zufall erlaubt, in diesem Raume sich zu sammeln, erfährt in der Anordnung der vier Stuben, in denen Goethe schlief, las, diktierte und schrieb, die Kräfte, die eine Welt ihm Antwort geben hießen, wenn er das Innerste anschlug. Wir aber müssen eine Welt zum Tönen bringen, um den schwachen Oberton eines Innern erklingen zu lassen.

〈Zwei Träume〉

Im Traum – es sind nun schon drei bis vier Tage, daß ich ihn träumte, und er verläßt mich nicht – hatte ich eine Landstraße im dunkelsten Dämmerlicht vor mir. Sie war mit hohen Bäumen zu beiden Seiten bestanden, dazu von einem Wall, der sich hoch erhob, auf der rechten begrenzt. Während ich in einer Gesellschaft, von deren Zahl und Geschlecht ich nichts mehr weiß (nur, daß es mehr als einer war), am Eingang der Straße stand, trat der Sonnenball nebelweiß und ohne alle Strahlungskraft zwischen den Bäumen undeutlich, fast vom Laube verdeckt, hervor, ohne daß es sich merklich erhellte. Mit Windeseile stürzte ich mich – allein – die Landstraße entlang, um des freieren Anblicks teilhaftig zu werden; da verschwand die Sonne alsbald, weder versinkend noch hinter Wolken, sondern als hätte man sie ausgelöscht oder fortgenommen. Augenblicks wurde es schwarze Nacht; ein Regen, der die Straße zu meinen Füßen gänzlich erweichte, begann mit ungeheurer Gewalt zu fallen. Indessen lief ich besinnungslos vor mich hin. Plötzlich zuckte, weder vom Sonnenlicht noch vom Blitz, der Himmel an einer Stelle weißlich auf – »schwedisches Licht« war das, wie ich wußte – und einen Schritt vor mir lag das Meer, in welches mitten hinein die Straße führte. Da lief ich, beseligt durch die nun doch gewonnene Helle und die rechtzeitige Warnung vor Gefahr, im gleichen Sturm und Dunkel wie vorher, triumphierend die Straße zurück.

Ich träumte von einer Schülerrevolte. Dabei spielte Sternheim irgendwie eine Rolle, und später referierte er darüber. In seiner Schrift kam wörtlich der Satz vor: Als man zum erstenmal das junge Denken siebte, fand man darauf genährte Bräute und Brownings.

Paris, die Stadt im Spiegel
Liebeserklärungen der Dichter und Künstler an die »Hauptstadt der Welt«

Unter allen Städten ist keine, die sich inniger mit dem Buche verband als Paris. Wenn Giraudoux recht hat und es das höchste menschlicher Freiheitsgefühle ist, schlendernd dem Lauf eines Flusses zu folgen, führt hier noch der vollendetste Müßiggang, die beglückteste Freiheit also, zum Buch und ins Buch hinein. Denn über die kahlen Seine-Quais hat sich seit Jahrhunderten der Efeu gelehrter Blätter gelegt: Paris ist ein großer Bibliotheksaal, der von der Seine durchströmt wird.

Kein Monument in dieser Stadt, an dem sich nicht ein Meisterwerk der Dichtung inspiriert hätte. Notre Dame – wir denken an den Roman von Victor Hugo. Eiffelturm – Cocteaus »Vermählte auf dem Eiffelturme«, mit Giraudoux' »Gebet auf dem Eiffelturm« sind wir schon auf den schwindelnden Höhen der neuesten Literatur. Die Oper: Mit Leroux' berühmtem Kriminalroman »Das Phantom der Oper« sind wir in den Souterrains dieses Baues und der Literatur zugleich. Der Triumphbogen spannt sich mit Raynals »Grab des unbekannten Soldaten« um die Erde. So unauslöschlich hat sich diese Stadt ins Schrifttum eingezeichnet, weil in ihr selbst ein Geist wirkt, der den Büchern verwandt ist. Hat sie nicht, wie ein routinierter Romancier, von langer Hand die fesselndsten Motive ihres Aufbaues vorbereitet? Da sind die großen Heerstraßen, die von der Porte Maillot, der Porte de Vincennes, der Porte de Versailles den Truppen ehemals den Zugang auf Paris zu sichern hatten. Und eines Morgens, über Nacht, besaß Paris die besten Autostraßen unter allen Städten Europas. Da ist der Eiffelturm – ein reines freies Monument der Technik in sportlichem Geiste – und eines Tages über Nacht, eine europäische

Radiostation. Und die unabsehbaren leeren Plätze: sind sie nicht feierliche Seiten, Vollbilder in den Bänden der Weltgeschichte? In roten Ziffern leuchtet das Jahr 1789 auf der Place de Grèves. Von dem Gewinkel der Dächer umgeben auf jener Place des Vosges, wo er den Tod fand: Henri II. Mit verwischten Zügen eine unentzifferbare Schrift auf jener Place Maubert, ehemals der Zugang zum finsteren Paris. Bei der Wechselwirkung zwischen Stadt und Buch ist einer dieser Plätze in die Bibliotheken hineingewandert: auf den berühmten Didot-Drucken des vorigen Jahrhunderts steht als Signet die Place du Panthéon.

Wenn das literarische Spektrum der Stadt von dem geschliffenen prismatischen Verstande auseinandergefaltet wird, so sehen, je weiter wir uns von der Mitte den Rändern nähern, die Bücher um so seltsamer aus. Es gibt ein ultraviolettes und ein ultrarotes Wissen um diese Stadt, die sich beide nicht mehr in die Form des Buches zwängen lassen: Photo und Stadtplan, – das genaueste Wissen vom Einzelnen und vom Ganzen. Wir haben von diesen äußersten Rändern des Blickfeldes die schönsten Proben. Wer je in einer fremden Stadt an einer Straßenecke bei schlechtem Wetter mit einem der großen papierenen Pläne hantieren mußte, die bei jedem Windzuge wie Segel schwellen, an jeder Kante reißen und bald nur noch ein Häufchen schmutziger Blätter sind, mit denen man sich quält, erfährt aus dem Studium des Plan Taride, was ein Stadtplan sein kann. Und was die Stadt ist. Denn ganze Viertel erschließen ihr Geheimnis in ihren Straßennamen. An dem großen Platz vor der Gare St. Lazare hat man halb Frankreich und halb Europa um sich. Namen wie Havre, Anjou, Provence, Rouen, Londres, Amsterdam, Constantinople ziehen sich durch die grauen Straßen wie durch graue Seide changierende Bänder. Das ist das sogenannte Viertel Europe. So kann man Stück für Stück die Straßen auf der Karte, kann freilich auch »Straße für Straße, Haus für Haus« die Stadt in dem riesigen Werke durchgehen, in dem um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Lefeuve, der Hofhistoriograph Napoleons III., alles Wissenswerte gesammelt hat. Das Werk gibt schon im Titel einen Begriff von dem, was einer zu gewärtigen hat, der dieser Literatur sich nähert, der auch nur versuchen würde, die hundert Seiten unter dem Stichwort »Paris« durchzustudieren, die der Katalog der Kaiserlichen Bibliothek

enthält. Der aber wurde schon im Jahre 1867 abgeschlossen. Der irrt, der hier nur wissenschaftliches Schrifttum, Archivarisches, Topographisches oder Geschichtliches anzutreffen erwartet. Nicht der kleinste Teil dieser Büchermasse sind Liebeserklärungen an die »Hauptstadt der Welt«. Und daß sie meist von Fremden stammen, ist nichts Neues. Fast immer sind die leidenschaftlichsten Galane dieser Stadt von draußen gekommen. Und ihre Kette spannt sich um die ganze Erde. Da ist Nguyen-Trong-Hiêp, der 1897 in Hanoi sein Preisgedicht auf die französische Hauptstadt erscheinen ließ. Da ist, um nur die jüngste zu nennen, die rumänische Prinzessin Bibesco, deren reizende »Catherine-Paris« den galizischen Schlössern, der polnischen Hocharistokratie, ihrem Gatten, dem Grafen Leopolski, entflieht, um die Heimat ihrer Wahl zurückzugewinnen. In Wahrheit scheint es sich in diesem Leopolski um den Fürsten Adam Chartoryski zu handeln. Und in Polen hat das Buch nicht viel Liebe gefunden... Nicht alle Anbeter aber haben der Stadt ihre Verehrung als Roman oder als Gedicht zu Füßen gelegt: Erst kürzlich hat Mario von Bucovich in der Photographie seiner Neigung einen schönen, glaubhaften Ausdruck gegeben, und Morand hat ihm in einem Vorwort zu diesem Album das Recht auf seine Liebe bestätigt.

In tausend Augen, tausend Objektiven spiegelt sich die Stadt. Denn nicht nur Himmel und Atmosphäre, nicht nur Lichtreklamen auf den abendlichen Boulevards haben aus Paris die »Ville Lumière« gemacht. – Paris ist die Spiegelstadt: Spiegelglatt der Asphalt seiner Autostraßen. Vor allen Bistros gläserne Verschläge: die Frauen sehen sich hier noch mehr als anderswo. Aus diesen Spiegeln ist die Schönheit der Pariserin getreten. Bevor der Mann sie erblickt, haben sie schon zehn Spiegel geprüft. Ein Überfluß von Spiegeln umfängt auch den Mann, zumal im Café (um es innen heller zu machen und all den winzigen Gehegen und Ställchen, in die Pariser Lokale zerfallen, eine erfreuliche Weite zu geben). Spiegel sind das geistige Element dieser Stadt, ihr Wappenschild, in das sich noch immer die Embleme sämtlicher Dichterschulen eingezeichnet haben.

Wie Spiegel jeden Reflex prompt, nur symmetrisch verschoben, zurückgeben, tut dies auch die Schlagworttechnik der Komödien von Marivaux: Spiegel werfen das bewegte Draußen, die Straße,

in das Intérieur eines Caféhauses, wie ein Hugo, ein Vigny es liebten, Milieus einzufangen und ihre Erzählungen vor einen »historischen Hintergrund« zu stellen.
Die Spiegel, die trüb und ungepflegt in den Kneipen hängen, sind das Sinnbild von Zolas Naturalismus; wie sie einander in unabsehbarer Reihe spiegeln, ein Gegenstück zu der unendlichen Erinnerung der Erinnerung, in die sich unter der Feder von Marcel Proust sein eigenes Leben verwandelt hat. Jene neueste Photosammlung »Paris« schließt mit dem Bilde der Seine. Sie ist der große, immer wache Spiegel von Paris. Tagtäglich wirft es seine festen Bauten und seine Wolkenträume als Bilder in diesen Fluß. Er nimmt die Opfergaben gnädig an, und er bricht sie zum Zeichen seiner Gunst in tausend Stücke.

Marseille

La rue... seul champ d'expérience valable.
André Breton

Marseille – gelbes, angestocktes Seehundsgebiß, dem das salzige Wasser zwischen den Zähnen herausfließt. Schnappt dieser Rachen nach den schwarzen und braunen Proletenleibern, mit denen die Schiffskompagnien ihn nach dem Fahrplan füttern, so dringt ein Gestank von Öl, Urin und Druckerschwärze daraus hervor. Der ist vom Zahnstein, der an den wuchtigen Kiefern festbackt: Zeitungskioske, Retiraden und Austernstände. Das Hafenvolk ist eine Bazillenkultur; Lastträger und Huren menschenähnliche Fäulnisprodukte. Im Gaumen aber sieht es rosa aus. Das ist hier die Farbe der Schande, des Elends. Bucklige kleiden sich so und Bettlerinnen. Und den entfärbten Weibern der Rue Bouterie gibt das einzige Kleidungsstück die einzige Farbe: rosa Hemden.

»Les bricks«, so heißt das Hurenviertel nach den Leichtern, die hundert Schritt davon an der Mole des alten Hafens vertaut sind. Ein unübersehbarer Fundus von Stufen, Bögen, Brücken, Erkern und Kellern. Er scheint auf seinen richtigen Gebrauch, die zweckentsprechende Verwendung, noch zu warten. Allein er hat sie.

Denn dies Depot von ausgedienten Gassen ist das Hurenviertel. Unsichtbar verlaufen die Striche, die das Terrain scharf und eckig wie afrikanische Kolonien unter die Berechtigten abteilen. Die Huren sind strategisch placiert, auf einen Wink bereit, Unschlüssige zu umzingeln, den Widerspenstigen wie einen Ball von einer Straßenseite zur anderen sich zuzuspielen. Wenn er sonst nichts bei diesem Spiele einbüßt, ist es sein Hut. Ist einer schon so tief in diesen Häuserkehricht eingedrungen, um auf das Innerste im Gynezeum, die Kammer zu geraten, wo die erbeuteten Embleme der Männlichkeit: Canots, Melonen, Jägerhüte, Borsalinos, Jockeimützen auf Konsolen gereiht oder an Rechen geschichtet hängen? – Durch Kneipen hindurch trifft der Blick auf die See. So zieht die Gasse durch eine Reihe unbescholtener Häuser wie von schämiger Hand gegen den Hafen gedeckt sich dahin. An dieser schämigen, triefenden Hand aber glänzt, ein Siegelring am harten Finger eines Fischerweibs, das alte hôtel de ville. Hier haben vor zweihundert Jahren Patrizierhäuser gestanden. Ihre hochbusigen Nymphen, ihre schlangenumwundenen Medusenhäupter überm verwitterten Türrahmen sind jetzt erst deutlich, Zunft- und Gildenzeichen geworden. Es sei denn, man hätte Schilder darüber gehängt, wie die Hebamme Bianchamori das ihre, auf dem sie, an eine Säule gelehnt, allen Kupplerinnen des Viertels die Stirne bietet und lässig auf ein stämmiges Bübchen weist, das im Begriff steht, sich aus einer Eierschale zu befreien.

Geräusche. Oben in den menschenleeren Straßen des Hafenviertels sitzen sie so dicht und so locker wie in heißen Beeten die Schmetterlinge. Jeder Schritt schreckt ein Lied, einen Streit, Klatschen triefenden Leinzeugs, Brettergerassel, Säuglingsgejammer, Klirren von Eimern auf. Nur muß man sich allein hierher verloren haben, um ihnen mit dem Kescher nachzufolgen, wenn sie taumelnd in die Stille entflattern. Denn noch haben in diesen verlassenen Winkeln alle Laute und Dinge ihr eigenes Schweigen, wie es um Mittag auf Höhen ein Schweigen der Hähne, ein Schweigen der Axt, ein Schweigen der Grillen gibt. Aber die Jagd ist gefährlich und zuletzt bricht der Häscher zusammen, wenn ihn wie eine riesenhafte Hornisse von hinten ein Schleifstein mit dem zischenden Stachel durchbohrt.

Notre Dame de la Garde. Der Hügel, von dem sie herabblickt, ist der Sternenmantel der Gottesmutter, in den die Häuser der Cité Chabas sich einschmiegen. Nachts bilden die Laternen in seinem samtenen Innern Sternenbilder, die noch keinen Namen haben. Er hat einen Reißverschluß: die Kabine unten am stählernen Bande der Zahnradbahn ist das Kleinod, aus dessen gefärbten Butzenscheiben die Welt zurückstrahlt. Ein ausgedientes Fort ist ihr heiliger Fußschemel, und ihren Hals umgibt ein Oval wächserner, verglaster Votivkränze, die wie Reliefprofile ihrer Vorfahren aussehen. Kettchen von Dampfern und Seglern bilden die Ohrgehänge, und aus den schattigen Lippen der Krypta drängt sich ein Schmuck rubin- und goldfarbener Kugeln, an dem die Pilgerschwärme wie Fliegen hängen.

Kathedrale. Auf dem unbetretensten, sonnigsten Platz steht die Kathedrale. Hier ist es ausgestorben, trotzdem im Süden, zu ihren Füßen, La Joliette, der Hafen, im Norden ein Proletarierviertel dicht anstößt. Als Umschlagplatz für ungreifbare, undurchschaubare Ware steht da das öde Bauwerk zwischen Mole und Speicher. An vierzig Jahre hat man darangesetzt. Doch als dann 1893 alles fertig war, da hatten Ort und Zeit an diesem Monument sich gegen Architekten und Bauherrn siegreich verschworen, und aus den reichen Mitteln des Klerus war ein Riesenbahnhof entstanden, der niemals dem Verkehr konnte übergeben werden. An der Fassade sind die Wartesäle im Innern kenntlich, wo Reisende I. bis IV. Klasse (doch vor Gott sind sie alle gleich), eingeklemmt wie zwischen Koffer in ihre geistige Habe, sitzen und in Gesangbüchern lesen, die mit ihren Konkordanzen und Korrespondenzen den internationalen Kursbüchern sehr ähnlich sehen. Auszüge aus der Eisenbahnverkehrsordnung hängen als Hirtenbriefe an den Wänden, Tarife für den Ablaß auf die Sonderfahrten im Luxuszug des Satan werden eingesehen, und Kabinette, wo der Weitgereiste diskret sich reinwaschen kann, als Beichtstühle in Bereitschaft gehalten. Das ist der Religionsbahnhof zu Marseille. Schlafwagenzüge in die Ewigkeit werden zur Messezeit hier abgefertigt.

Das Licht von Grünkramläden, das in den Bildern Monticellis ist, kommt aus den Innenstraßen seiner Stadt, den monotonen Wohn-

vierteln der Eingesessenen, die etwas von der Traurigkeit von Marseille wissen. Denn die Kindheit ist der Quellenfinder der Trübsal, und um die Trauer so ruhmreich strahlender Städte zu kennen, muß man in ihnen Kind gewesen sein. Dem Reisenden werden die grauen Häuser des Boulevard de Longchamps, die Fenstergatter des Cours Puget und die Bäume der Allée de Meilhan nichts verraten, wenn ihn nicht ein Zufall in die Totenkammer der Stadt, den Passage de Lorette führt, den schmalen Hof, wo im schläfrigen Beisein einiger Frauen und Männer die ganze Welt zu einem einzigen Sonntagnachmittag zusammenschrumpft. Eine Immobiliengesellschaft hat ihren Namen in das Portal gemeißelt. Entspricht nicht dieser Binnenraum genau dem weißen angepflockten Rätselschiff im Hafen – »Nautique«, die nie ins Meer sticht, um dafür alltäglich an weißen Tischen Fremde mit Gerichten, die viel zu sauber und wie ausgewaschen sind, zu speisen?

Muschel- und Austernstände. Unergründliches Naß, das als schmutziger Guß reinigend über schmutzige Balken strömt, übers Warzengebirge rosiger Muscheln von der höchsten Konsole herab, zwischen Schenkeln und Bäuchen glasierter Buddhas, an gelben Zitronenkuppeln vorüber, ins Sumpfland der Kressen und durch die Waldung französischer Fähnchen sprudelt, um endlich als die beste Würze des zuckenden Tiers unsern Schlund zu berieseln. Oursins de l'Estaque, Portugaises, Marennes, Clovisses, Moules marinières – all das wird unaufhörlich gesiebt, gruppiert, gezählt, geknackt, verworfen, angerichtet, verkostet. Und der träge, stupide Makler des Binnenhandels, Papier, hat nichts in dem entfesselten Element, der Brandung schäumender Lippen zu suchen, die immer gegen die triefenden Stufen ansteigt. – Aber drüben, am andern Quai, zieht der Gebirgszug der »Andenken« sich entlang, das mineralische Jenseits der Muscheln. Seismische Kräfte haben dies Massiv von Glasfluß, Muschelkalk, Emaille aufgetürmt, in dem die Tintenfässer, Dampfer, Anker, Quecksilbersäulen und Sirenen ineinanderstecken. Der Druck von tausend Atmosphären, unter dem hier diese Bilderwelt sich drängt und bäumt und staffelt, ist die gleiche Kraft, die sich in harten Schifferhänden nach langer Fahrt an Frauenschenkeln und Frauenbrüsten erprobt, und die Wollust, die auf den Muschelkästen ein rotes

oder blaues Sammetherz aus der Steinwelt heraustreibt, um es mit Nadeln und Broschen spicken zu lassen, die gleiche, die am Zahltage diese Gassen erschüttert.

Mauern. Zu bewundern die Disziplin, der sie in dieser Stadt unterworfen sind. Die besseren im Zentrum tragen Livrée und stehen im Solde der herrschenden Klasse. Sie sind mit schreienden Mustern bedeckt und haben sich in ihrer ganzen Länge vielhundertmal dem neuesten Anis, den »Dames de France«, dem »Chocolat Menier« oder Dolores del Rio verschrieben. In den ärmeren Vierteln sind sie politisch mobilisiert und stellen ihre geräumigen roten Lettern als Vorläufer roter Garden vor Werften und Arsenale.

Der Verkommene, der nach Einbruch der Nacht an der Ecke der Rue de la République und des Vieux Port seine Bücher verkauft, ruft in den Passanten schlechte Instinkte auf. Es kitzelt sie, sich so viel frisches Elend zunutze zu machen. Und es gelüstet sie, mehr von solch namenlosem Unglück zu erfahren, als das Bild der Katastrophe, die es uns vorstellt. Denn wohin muß es mit einem gekommen sein, der, was ihm von Büchern geblieben ist, vor sich auf den Asphalt geschüttet hat und nun hofft, einen, der hier spät noch vorbeikommt, möchte ein Sehnen nach Lektüre beschleichen? Oder ist alles ganz anders? Und hält hier eine arme Seele Wacht, die uns stumm anfleht, den Schatz aus dem Trümmerhaufen zu heben? Wir hasten vorbei. Aber wir werden an jeder Ecke von neuem stutzen, denn immer hat der südliche Händler den Bettlermantel so um sich geschlagen, daß mit tausend Augen das Schicksal uns daraus ansieht. Wie fern sind wir der tristen Würde unserer Armen, der Kriegsbeschädigten des Konkurrenzkampfs, an denen Senkel und Dosen mit Stiefelwichse wie Kordons und Medaillen hängen.

Vorstädte. Je weiter wir aus dem Innern heraustreten, desto politischer wird die Atmosphäre. Es kommen die Docks, die Binnenhäfen, die Speicher, die Quartiere der Armut, die zerstreuten Asyle des Elends: das Weichbild. Weichbilder sind der Ausnahmezustand der Stadt, das Terrain, auf dem ununterbrochen die große Entscheidungsschlacht zwischen Stadt und Land tobt. Sie ist nir-

gends erbitterter als zwischen Marseille und der provençalischen Landschaft. Es ist der Nahkampf von Telegraphenstangen gegen Agaven, Stacheldraht gegen stachlige Palmen, Nebelschwaden stinkender Korridore gegen feuchtes Platanendunkel brütender Plätze, kurzatmigen Freitreppen gegen die mächtigen Hügel. Die lange Rue de Lyon ist der Pulvergang, den Marseille in die Landschaft grub, um sie in Saint-Lazare, Saint-Antoine, Arenc, Septèmes auffliegen und mit Granatsplittern aller Völker- und Firmensprachen überschütten zu lassen. Alimentation Moderne, Rue de Jamaïque, Comptoir de la Limite, Savon Abat-Jour, Minoterie de la Campagne, Bar du Gaz, Bar Facultatif – und über all dem der Staub, der hier aus Meersalz, Kalk und Glimmer sich zusammenballt und dessen Bitternis im Munde dessen, der es mit der Stadt versucht hat, länger vorhält, als der Abglanz von Sonne und Meer in den Augen ihrer Verehrer.

San Gimignano

Dem Andenken an Hugo von Hofmannsthal

Worte zu dem zu finden, was man vor Augen hat – wie schwer kann das sein. Wenn sie dann aber kommen, stoßen sie mit kleinen Hämmern gegen das Wirkliche, bis sie das Bild aus ihm wie aus einer kupfernen Platte getrieben haben. »Abends versammeln sich die Frauen am Brunnen vorm Stadttor, um in großen Krügen Wasser zu holen« – erst als ich diese Worte gefunden hatte, trat aus dem allzublendenden Erlebten mit harten Beulen und mit tiefen Schatten das Bild. Was hatte ich vorher von den weißflammenden Weiden gewußt, die am Nachmittage mit ihren Flämmchen vor dem Stadtwalle wachen? Wie enge mußten sich vordem die dreizehn Türme behelfen, und wie besonnen nahmen sie von nun ab jeder seinen Platz ein, und zwischen ihnen war es noch sehr geräumig.

Kommt man von fern, so ist die Stadt plötzlich so unhörbar wie durch eine Tür in die Landschaft getreten. Sie sieht nicht danach aus, als solle man ihr je näherkommen. Ist es aber gelungen, so fällt man in ihren Schoß und kann vor Grillengesumm und Kinderschreien nicht zu sich finden.

Wie sich im Lauf von vielen Jahrhunderten ihr Gemäuer immer dichter zusammenzog; kaum ein Haus ohne die Spuren großgerundeter Bogen über der schmalen Pforte. Die Öffnungen, aus denen jetzt schmutzige Leinentücher zum Schutze gegen Insekten wehen, waren bronzene Tore. Reste der alten Steinornamentik ließ man gottverloren im Mauerwerk stecken, das ein heraldisches Aussehen davon bekam. Ist man durch die Porta San Giovanni getreten, so fühlt man sich in einem Hofe, nicht auf der Straße. Selbst die Plätze sind Höfe, und man scheint sich auf allen geborgen. Was so oft in der südlichen Stadt begegnet, wird doch nirgends spürbar wie hier: daß ihr Mensch, was er zum Leben braucht, sich erst mühsam vergegenwärtigen muß, so sehr macht die Linie dieser Bogen und Zinnen, der Schatten und der Flug der Tauben und Krähen ihn das Bedürfnis vergessen. Ihm wird schwer, sich dieser übertriebenen Gegenwart zu entringen, des Morgens den Abend und in der Nacht den Tag vor sich zu haben.

Überall wo man stehen kann, kann man auch sitzen. Nicht Kinder allein, sondern alle Frauen haben ihren Platz auf der Schwelle, ganz körpernah am Grund und Boden, seinen Sitten und vielleicht seinen Göttern. Der Stuhl vor der Haustür ist schon Wahrzeichen städtischer Neuerungen. Von den krassen Sitzgelegenheiten der Cafés vollends machen einzig und allein die Männer Gebrauch.

So habe ich nie vorher Sonnen- und Mondaufgang in meinem Fenster gehabt. Wenn ich nachts oder nachmittags auf dem Bett liege, gibt's nur Himmel. Ich beginne, gewohnheitsmäßig kurz vor Sonnenaufgang zu erwachen. Dann erwarte ich, wie die Sonne hinterm Gebirge emporkommt. Da gibt es diesen ersten flüchtigen Augenblick, in dem sie nicht größer ist als ein Stein, ein glühendes Steinchen auf dem Gebirgskamm. Was Goethe vom Monde sagte: »Glänzt dein Rand herauf als Stern« – hat noch niemand von der Sonne begriffen. Ihrer aber ist nicht Stern sondern Stein. Die Früheren müssen die Kunst besessen haben, diesen Stein als Talisman bei sich zu bergen und damit die Stunden zum Glück zu wenden.

Ich schaue von der Mauer der Stadt. Das Land brüstet sich nicht mit Bauten und Siedlungen. Es ist viel da, aber beschirmt und beschattet. Die Höfe, an denen nichts als die Notdurft gebaut hat,

sind nicht nur in der Zeichnung, sondern in jedem Ton von Ziegel und Fensterglas so vornehm wie kein Herrenhaus in der Parktiefe. Die Mauer aber, an die ich lehne, teilt das Geheimnis des Ölbaums, dessen Krone als harter brüchiger Kranz sich mit tausend Breschen dem Himmel öffnet.

Karl Wolfskehl zum sechzigsten Geburtstag
Eine Erinnerung

Vieles schließt sich um ein Gedicht. Man glaube nicht, nur dies sei das Geheimnis: es zu machen. Karl Wolfskehl hat viele Gedichte gemacht. Man glaube nicht, nur dies sei sein Geheimnis: sie gemacht zu haben. Es sei hier von einem andern die Rede.
Dazu muß ich aber die Erlaubnis von ihm erbitten, auf eine Erinnerung zurückzugreifen. Es war in jenem Hinterzimmer meines Freundes Hessel, das, ohne im mindesten abgeschrägt zu sein, das mansardeskeste aller Dichterzimmer ist. Da saß Wolfskehl eines sehr späten Abends auf dem Stuhl vor dem breiten Bett, das mit dem Staub- und Fahlgrün seiner Decke jedem, der eintritt, die sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe vielleicht besser veranschaulicht als die Versuchstabellen im Goethehaus. Und noch viel später in der Nacht war es, als ich selbst dazustieß. Worum sich das Gespräch der beiden bewegte, ist mir entfallen. Ist im Grunde nicht jedes wahre Gespräch eine Folge von Entrückungen, in der man wie im Traum mit einem Male einhält, ohne zu ahnen, wie man nun eigentlich an diese Stelle gelangt sei? So ein Augenblick war es, als Wolfskehl nach dem »Jahrhundert Goethes« griff, das da irgendwo im Regal stand und zu lesen begann. Wie gern würde ich nicht – und sei es auch nur zu Ehren des großen Bücherkundigen und Bücherliebenden, der Wolfskehl ist – etwas mehr von dem Buche sagen, dieser Anthologie, die zum ersten Male 1902 im Verlage der »Blätter für die Kunst« erschien. Es war die Zeit, da die Bücher noch ein Gewand hatten, dies hier natürlich eines von Lechter. Blaue Pausranken umgaben den Text (volle, und immer die gleichen; daher der Name) und auf dem Titel stand das Signet des Verlages, die von steilen Fingern erhobene Urne, aus deren Mündung alle Locken und Spruchbänder der Präraffaeliten herausrieseln. Aber es ist nichts mit dem Beschrei-

ben. Hessel mag diese Ausgabe einmal besessen haben, aber seine aus Schnödigkeit und Großmut lockere Hand hat gewiß auch vor diesem kostbaren Stücke nicht Halt gemacht. Längst ist die unscheinbare Ausgabe an seine Stelle getreten. Aus der las nun Wolfskehl:

> Schläfrig hangen die sonnenmüden blätter,
> Alles schweigt im walde, nur eine biene
> Summt dort an der blüte mit mattem eifer.

Diese dreiundvierzig trochäischen Verse las er. Und als ich sie nun von ihm zum ersten Male hörte, rückten in meinem Innern die paar Gedichte, die da seit Jahren oder Jahrzehnten hausen, zusammen, um einen letzten spätesten Fremdling unter sich aufzunehmen. Zu Hause war mein erstes, die Anthologie, aus der er gelesen hatte, zu suchen. Nicht das Gedicht, das Wolfskehl uns gelesen hatte, allein, diese ganze Sammlung war mir erschlossen. Es war eine der seltenen Gelegenheiten, da man inne wird, wie alle Lyrik sich zuletzt nur mündlich fortpflanzt und bildet. Vergleichbar war sie mir allein mit dem Nachmittag, da Hofmannsthals Stimme sich unversehens auf ein Gedicht der »Fibel« niederließ und die Kühlung der frühesten Georgeschen Dichtung zum ersten und letzten Male aus der Ferne mich anwehte. Hier nun hatte eine wahrhaft hermetische, eine geleitende Stimme im Flusse der Lenauschen Worte stromaufwärts mich in die unwegsamen Höhen geführt, wo um 1900 im Schatten einiger ragender Häupter, Hölderlins, Jean Pauls, Bachofens, Nietzsches, die deutsche Dichtung war erneuert worden. Diese hermetische Kraft aber – die Stimme hatte sie in solchem Grade wohl nur, weil man, indem man dergestalt ihren Wegen folgte, auf ihr eigenes Geheimnis zu stoßen hoffte. Vor vielen Jahren hat einer, dem das gelang, dem Dichter einen Götternamen: Hermopan gegeben. Und war nicht ein verspäteter Pan in der Stimme gewesen, die dieses Lenausche Gedicht vom Mittagsschrecken vor sich hingesummt hatte? Daß Karl Wolfskehl das Schicksal von Göttern weiß, die längst der Mythologie entwuchsen, haben gerade an dieser Stelle einige seiner letzten Arbeiten – »Lebensluft«, »Die Neue Stoa« – eindrücklich gezeigt. Ohnehin ist der Hermes auch im strengsten und mythischen Sinne der Gott, der wie keiner andern Göttern sich angleicht, mit ihnen zu einer neuen, flüchtigeren vielleicht und schwebenderen Gestalt sich verbindet. Aber schwebend und flüch-

tig bei aller Wucht wirkt auch die des Mannes, wäre es selbst nur der Unrast wegen, die ihn immer in Bewegung erhält, und der tausend Witterungen und Regungen wegen, die von germanischer bis zu jüdischer Vorwelt allem Ererbten und Erfahrenen die Stätte in ihm bereiten. Welche Fülle großartiger Abbreviaturen bedingt das! Sie sind meist nur unter den erstaunlichen Prägungen seines Witzes unter die Leute gekommen, kennzeichnen aber seine Gedankenwelt so gut wie die Schrift, von der eine Graphologin gesagt hat, sie bedürfe »geradezu eines Schlüssels, um überhaupt gelesen werden zu können«. Und sie gleicht ihrem Schreiber darin, daß sie ein unvergleichliches Versteck von Bildern ist. Ein weltgeschichtliches Refugium; denn in ihm wohnen, hausen Bilder, Weisheiten, Worte, welche ohne ihn, wer weiß, ob überhaupt und wie, sich in unseren Tagen behaupteten.
Vielleicht war dies das Unvergeßliche der Stunde, von der ich hier sprechen wollte: das Gedicht aus ihm sich heben zu sehen wie einen Vogel aus dem gewaltigen Sagenbaum, in dem er mit Tausenden seinesgleichen nistet.

Kurze Schatten ⟨I⟩

Platonische Liebe

Wesen und Typus einer Liebe zeichnen am strengsten im Schicksal sich ab, welches sie dem Namen – dem Vornamen – bereitet. Die Ehe, die der Frau den ursprünglichen Nachnamen nimmt, um den des Mannes an seine Stelle zu setzen, läßt doch auch – und dies gilt von fast jeder Geschlechtsnähe – ihren Vornamen nicht unangetastet. Sie umhüllt, umstellt ihn mit Kosenamen, unter denen er oft jahre-, jahrzehntelang nicht mehr zum Vorschein kommt. Der Ehe in diesem weiten Sinne entgegengesetzt, und nur so – im Schicksal des Namens, nicht in dem des Leibes – wahrhaft bestimmbar, ist die platonische Liebe in ihrem einzig echten, einzig erheblichen Sinn: als die Liebe, die nicht am Namen ihre Lust büßt, sondern die Geliebte im Namen liebt, im Namen besitzt und im Namen auf Händen trägt. Daß sie den Namen, den Vornamen der Geliebten unangetastet wahrt und behütet, das allein ist der wahre Ausdruck der Spannung, der Fernenneigung, die Plato-

nische Liebe heißt. Dieser Liebe geht wie Strahlen aus einem Glutkern das Dasein der Geliebten aus ihrem Namen, ja noch das Werk des Liebenden aus ihm hervor. So ist die Divina Commedia nichts als die Aura um den Namen Beatrice; die gewaltigste Darstellung dessen, daß alle Kräfte und Gestalten des Kosmos aus dem heil der Liebe entstiegenen Namen hervorgehen.

Einmal ist keinmal

Das hat die überraschendsten Evidenzen im Erotischen. Solange man um eine Frau mit dem beständigen Zweifel an der Erhörung wirbt, kann die Erfüllung nur im Zusammenhang dieser Zweifel, nämlich als Erlösung, Entscheidung kommen. Kaum aber hat sie in dieser Form sich verwirklicht, so kann eine neue, unerträgliche Sehnsucht nach der nackten, bloßen Erfüllung an sich im Nu an ihre Stelle treten. Die erste Erfüllung geht in der Erinnerung mehr oder weniger in der Entscheidung, also in ihrer Funktion dem Zweifel gegenüber auf, sie wird abstrakt. So kann dies Einmal zu keinem Mal, gemessen an der nackten absoluten Erfüllung werden. Umgekehrt, kann sie sich aber auch erotisch als nackte absolute entwerten. So, wenn uns ein banales Abenteuer in der Erinnerung allzu nahe auf den Leib gerückt, brutal und plötzlich vorkommt und wir dies erste Mal annullieren und Keinmal nennen, weil wir die Fluchtlinien der Erwartung suchen, um zu erfahren, wie die Frau als ihr Schnittpunkt sich vor uns aufhebt. Im Don Juan, dem Glückskind der Liebe, ist es das Geheimnis, wie er blitzhaft in all seinen Abenteuern Entscheidung und süßestes Werben zugleich heraufführt, die Erwartung, im Rausche, nachholt und die Entscheidung, im Werben, vorwegnimmt. Dies Ein-für-Allemal des Genusses, diese Verschränkung der Zeiten, kann nur musikalisch zum Ausdruck kommen. Don Juan fordert Musik als Brennglas der Liebe.

Armut hat immer das Nachsehen

Daß keine Galaloge so unerschwinglich ist wie das Eintrittsbillett in Gottes freie Natur, daß selbst sie, von der wir doch lernten, daß sie so gern sich Vagabunden und Bettlern, Lumpen und Stromern schenkt, ihr trostreichstes, stillstes und lauterstes Antlitz

dem Reichen verwahrt, wenn sie durch die großen tiefliegenden Fenster in seine kühlen, schattigen Säle dringt, – das ist die unerbittliche Wahrheit, die die italienische Villa den lehrt, der zum ersten Male durch ihre Pforten trat, um einen Blick auf See und Gebirge zu werfen, vor dem, was er dort draußen gesehen hat, verblaßt wie das Kodakbildchen vor dem Werk eines Lionardo. Ja, ihm hängt die Landschaft im Fensterrahmen, nur ihm hat Gottes Meisterhand sie signiert.

Zu nahe

Im Traum am linken Seine-Ufer vor Notre Dame. Da stand ich, aber da war nichts, was Notre Dame glich. Ein Backsteinbau ragte nur mit den letzten Staffeln seines Massivs über eine hohe Verschalung von Holz. Ich aber stand, überwältigt, doch eben vor Notre Dame. Und was mich überwältigte war Sehnsucht. Sehnsucht nach eben dem Paris, in dem ich hier im Traume mich fand. Woher also diese Sehnsucht? Und woher dieser ihr ganz entstellter, unkenntlicher Gegenstand? – Das macht: im Traume war ich ihm zu nah gekommen. Die unerhörte Sehnsucht, welche hier, im Herzen des Ersehnten mich befallen hatte, war nicht, die aus der Ferne zum Bilde drängt. Es war die selige, die schon die Schwelle des Bildes und Besitzes überschritten hat und nur noch von der Kraft des Namens weiß, aus welchem das Geliebte lebt, sich wandelt, altert, sich verjüngt und, bildlos, Zuflucht aller Bilder ist.

Pläne verschweigen

Wenige Arten des Aberglaubens sind so verbreitet wie der, der die Leute abhält, von ihren wichtigsten Absichten und Projekten miteinander zu reden. Nicht nur durch alle Schichten der Gesellschaft geht dies Verhalten hindurch, auch alle Arten menschlicher Motive, von dem banalsten bis zum untergründigsten herab scheinen daran Anteil zu haben. Ja das Nächstliegende sieht so platt und verständig aus, daß mancher denken wird, es sei kein Grund von Aberglauben zu reden. Nichts sei begreiflicher, als daß ein Mensch, dem etwas fehlgeschlagen sei, den Mißerfolg für sich zu behalten trachte und, um sich diese Möglichkeit zu sichern, von seinem Vorhaben schweigt. Aber das ist doch mehr die oberste

Schicht seiner Bestimmungsgründe, der Firnis des Banalen, der die tieferen verkleidet. Darunter steckt die zweite in Gestalt des dumpfen Wissens um die Schwächung der Tatkraft durch die motorische Entladung, die motorische Ersatzbefriedigung im Reden. Man hat diesen zerstörenden Charakter der Rede, von dem die simpelste Erfahrung weiß, nur selten so ernst genommen, wie er es verdient. Bedenkt man, wie fast alle entscheidenden Pläne mit einem Namen verbunden, ja an ihn gebunden sind, so leuchtet ein, wie teuer die Lust zu stehen kommt, ihn im Munde zu führen. Kein Zweifel aber, daß dieser zweiten Schicht eine dritte folgt. Es ist die Vorstellung, auf der Unwissenheit der andern, besonders der Freunde, wie auf den Stufen eines Thrones in die Höhe zu steigen. Und damit nicht genug, jene letzte und bitterste, in deren Tiefe Leopardi mit den Worten dringt, daß »Eingeständnis eigenen Leides nicht Mitleid, sondern Vergnügen hervorruft, und daß es nicht nur bei Feinden, sondern bei allen Menschen, die davon erfahren, keine Trauer, sondern Freude erweckt, denn das ist ja eine Bestätigung, daß der Betroffene weniger und man selber mehr wert ist.« Wie viele Menschen wären aber imstande, sich selbst zu glauben, wenn schon der Verstand Leopardis Einsicht ihnen zuraunen würde? Wie viele würden nicht, angewidert von der Bitternis solcher Erkenntnis, sie ausspeien? Da tritt nun Aberglauben ein, die pharmazeutische Verdichtung bitterster Ingredienzen, die keiner einzeln und getrennt zu schmecken imstande wäre. Viel lieber gehorcht der Mensch in Volksbrauch und Sprichwort dem Dunklen und Rätselhaften, als daß er in der Sprache des gesunden Menschenverstandes die ganze Härte und das ganze Leid des Lebens sich predigen ließe.

Woran einer seine Stärke erkennt

An seinen Niederlagen. Wo wir erfolglos durch unsere Schwäche waren, da verachten wir uns und schämen uns ihrer. Worin wir aber stark sind, da verachten wir unsere Niederlage, da beschämen wir unser Mißgeschick. Durch Sieg und Glück erkennten wir unsere Stärke?! Wer weiß denn nicht, wie nichts so sehr uns unsere tiefsten Schwächen offenbart wie grade sie? Wer hat nicht schon nach einem Sieg im Kampf oder in der Liebe wie von einem Wonneschauer der Schwäche die Frage über sich dahingehen füh-

len: Und das ich? Das mir, dem Schwächsten? Anders die Serien von Niederlagen, in denen wir alle Finten des Aufstehens lernen und in Beschämung wie in Drachenblut baden. Es sei der Ruhm, der Alkohol, das Geld, die Liebe – wo einer seine Stärke hat, kennt er keine Ehre, keine Furcht vor Blamage und keine Haltung. Aufdringlicher kann kein Schacherjude vor seinem Kunden sich aufführen als Casanova vor der Charpillon. Solche Menschen hausen in ihrer Stärke. Ein besonderes und schreckliches Hausen freilich, das ist der Preis jeder Stärke. Dasein in einem Tank. Hausen wir drinnen, sind wir dumm und unnahbar, fallen in alle Gräben, stürzen über alle Hindernisse, wühlen Schmutz auf und schänden die Erde. Aber nur wo wir so besudelt sind, sind wir unbezwinglich.

Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt

Den Zustand zu erforschen, in dem sich einer befindet, der an die dunklen Mächte appelliert, ist einer der sichersten und kürzesten Wege zur Erkenntnis und Kritik dieser Mächte selbst. Denn jedes Wunder hat zwei Seiten, eine an dem, der es tut, und eine an dem, der es hinnimmt. Und nicht selten ist die zweite aufschlußreicher als die erste, weil sie deren Geheimnis schon in sich einschließt. Hat einer sich sein graphologisches oder chiromantisches Lebensbild entwerfen, sein Horoskop stellen lassen, so wollen wir für diesmal nur so viel fragen: Was geht mit ihm vor? Man möchte meinen, zunächst einmal geht es an ein Vergleichen und Prüfen. Mehr oder minder skeptisch wird er Behauptung auf Behauptung durchmustern. In Wahrheit nichts von alledem. Eher das Gegenteil. Vor allem eine Neugier auf das Ergebnis, so brennend, als hätte er hier Auskunft über einen zu erwarten, der ihm sehr wichtig, aber völlig unbekannt ist. Der Brennstoff zu diesem Feuer ist Eitelkeit. Bald ist es ein Flammenmeer, denn nun ist er auf seinen Namen gestoßen. Ist aber die Exponierung des Namens schon an sich eine der stärksten Einwirkungen, die auf seinen Träger gedacht werden können (die Amerikaner haben es praktisch verwendet, indem sie Smith und Brown von ihren Lichtreklamen anreden lassen), so verbindet sie in der Wahrsagung sich selbstverständlich mit dem Inhalt des Gesagten. Damit steht es aber folgendermaßen: Das sogenannte innere Bild vom eigenen

Wesen, das wir in uns tragen, ist von Minute zu Minute pure Improvisation. Es richtet sich, wenn man so sagen darf, ganz nach den Masken, die ihm vorgehalten werden. Die Welt ist ein Arsenal solcher Masken. Nur der verkümmerte, verödete Mensch sucht es als Verstellung im eigenen Innern. Denn wir selber sind zumeist arm daran. Darum macht nichts uns so glücklich, als wenn einer mit einem Kasten exotischer Masken auf uns zutritt und nun die selteneren Exemplare, die Maske des Mörders, des Finanzmagnaten, des Weltumseglers an uns heranhält. Durch sie hindurchzublicken verzaubert uns. Wir sehen die Konstellationen, die Augenblicke, in denen wir eigentlich das eine oder das andere oder dies alles auf einmal wirklich gewesen sind. Dies Maskenspiel ersehnen wir alle als Rausch und hiervon leben noch heute die Kartenleger, die Chiromanten und Astrologen. Sie wissen in eine jener lautlosen Schicksalspausen uns zurückzuversetzen, denen man es erst später anmerkt, daß sie den Keim zu einem ganz andern Schicksalsverlauf enthalten haben, als dem, der uns zuteil geworden ist. Daß so das Schicksal aussetzt wie ein Herz – das spüren wir in jenen scheinbar so dürftigen, scheinbar so schiefen Wesensbildern unserer selbst, die uns der Charlatan entgegenhält, mit tiefem, glückseligem Schrecken. Und wir beeilen uns um so mehr, ihm Recht zu geben, je durstiger wir die Schatten nie gelebter Leben in uns aufsteigen fühlen.

Kurze Schatten

Wenn es gegen Mittag geht, sind die Schatten nur noch die schwarzen, scharfen Ränder am Fuß der Dinge und in Bereitschaft, lautlos, unversehens, in ihren Bau, in ihr Geheimnis sich zurückzuziehen. Dann ist, in ihrer gedrängten, geduckten Fülle, die Stunde Zarathustras gekommen, des Denkers im »Lebensmittag«, im »Sommergarten«. Denn die Erkenntnis umreißt wie die Sonne auf der Höhe ihrer Bahn die Dinge am strengsten.

Essen

Frische Feigen

Der hat noch niemals eine Speise erfahren, nie eine Speise durchgemacht, der immer Maß mit ihr hielt. So lernt man allenfalls den Genuß an ihr, nie aber die Gier nach ihr kennen, den Abweg von der ebenen Straße des Appetits, der in den Urwald des Fraßes führt. Im Fraße nämlich kommen die beiden zusammen: die Maßlosigkeit des Verlangens und die Gleichförmigkeit dessen, woran es sich stillt. Fressen, das meint vor allem: Eines, mit Stumpf und Stiel. Kein Zweifel, daß es tiefer ins Vertilgte hineinlangt als der Genuß. So wenn man in die Mortadella hineinbeißt wie in ein Brot, in die Melone sich hineinwühlt wie in ein Kissen, Kaviar aus knisterndem Papier schleckt und über einer Kugel von Edamer Käse alles, was sonst auf Erden eßbar ist, einfach vergißt. – Wie ich das zum ersten Male erfuhr? Es war vor einer der schwersten Entscheidungen. Ein Brief war einzuwerfen oder zu zerreißen. Seit zwei Tagen trug ich ihn bei mir, seit einigen Stunden aber, ohne daran zu denken. Denn mit der lärmenden Kleinbahn war ich durch die sonnenzerfressene Landschaft nach Secondigliano hinaufgefahren. Feierlich lag das Dorf in der Alltagsstille. Einzige Spur vom verrauschten Sonntag die Stangen, an denen leuchtende Räder geschwungen, Raketenkreuze sich entzündet hatten. Nun standen sie nackt da. Einige trugen auf halber Höhe ein Schild mit der Figur eines Heiligen aus Neapel oder der eines Tiers. Weiber saßen in den geöffneten Scheuern und klaubten Mais. Ich schlenderte betäubt meines Weges, da sah ich im Schatten einen Karren mit Feigen stehen. Es war Müßiggang, daß ich drauf zuging, Verschwendung, daß ich für wenige Soldi mir ein halbes Pfund geben ließ. Die Frau wog reichlich. Als aber die schwarzen, blauen, hellgrünen, violetten und braunen Früchte auf der Schale der Handwaage lagen, zeigte es sich, daß sie kein Papier zum Einschlagen hatte. Die Hausfrauen von Secondigliano bringen ihre Gefäße mit und auf Globetrotter war sie nicht eingerichtet. Ich aber schämte mich, die Früchte im Stich zu lassen. Und so ging ich, Feigen in den Hosentaschen und im Jackett, Feigen in beiden vor mich hingestreckten Händen, Feigen im Munde, von dannen. Ich konnte jetzt mit Essen nicht aufhören, mußte versuchen, so schnell

wie möglich der Masse von drallen Früchten, die mich befallen hatten, mich zu erwehren. Aber das war kein Essen mehr, eher ein Bad, so drang das harzige Aroma durch meine Sachen, so haftete es an meinen Händen, so schwängerte es die Luft, durch die ich meine Last vor mich hintrug. Und dann kam die Paßhöhe des Geschmacks, auf der, wenn Überdruß und Ekel, die letzten Kehren, bezwungen sind, der Ausblick in eine ungeahnte Gaumenlandschaft sich öffnet: eine fade, schwellenlose, grünliche Flut der Gier, die von nichts mehr weiß als vom strähnigen, faserigen Wogen des offenen Fruchtfleisches, die restlose Verwandlung von Genuß in Gewohnheit, von Gewohnheit in Laster. Haß gegen diese Feigen stieg in mir auf, ich hatte es eilig aufzuräumen, frei zu werden, all dies Strotzende, Platzende von mir abzutun, ich aß, um es zu vernichten. Der Biß hatte seinen ältesten Willen wiedergefunden. Als ich die letzte Feige vom Grund meiner Tasche losriß, klebte an ihr der Brief. Sein Schicksal war besiegelt, auch er mußte der großen Reinigung zum Opfer fallen; ich nahm ihn und zerriß ihn in tausend Stücke.

Café crème

Wer sich auf silbernem Brettchen, mit Butterkugeln und Marmelade garniert, den Morgenkaffee auf seinem Pariser Zimmer servieren läßt, weiß nichts von ihm. Im bistro muß man ihn nehmen, wo zwischen den Spiegeln das petit déjeuner selber ein Hohlspiegel ist, in dem das kleinste Bild dieser Stadt erscheint. Bei keiner Mahlzeit sind die Tempi verschiedener, vom mechanischen Handgriff des Angestellten, der am zinc sein Glas Melange herunterstürzt, bis zum beschaulichen Genusse, mit dem, in der Pause zwischen zwei Zügen, ein Reisender langsam die Tasse leert. Und selber sitzest du vielleicht neben ihm, am gleichen Tische, auf der gleichen Bank und bist doch weit entfernt und für dich. Deine morgendliche Nüchternheit opferst du, um etwas zu dir zu nehmen. Und was nimmst du mit diesem Kaffee nicht alles zu dir: den ganzen Morgen, den Morgen von diesem Tag und manchmal auch den verlorenen des Lebens. Hättest du als Kind an diesem Tische gesessen, wieviel Schiffe wären nicht über das Eismeer der Marmorplatte gezogen. Du hättest gewußt, wie es auf dem Marmara-Meere aussieht. Den Blick auf einen Eisberg oder ein Segel

hättest du einen Schluck für den Vater und einen für den Onkel und einen für den Bruder genommen, bis an den dicken Rand deiner Tasse, breites Vorgebirge, auf welchem die Lippen ruhten, langsam die Sahne wäre angeschwemmt gekommen. Wie schwach ist dein Ekel geworden. Wie schnell und wie hygienisch geht es zu: du trinkst; du tunkst nicht, du brockst nicht ein. Verschlafen greifst du nach der madeleine im Brotkorb, brichst sie und merkst nicht einmal, wie es dich traurig macht, sie nicht teilen zu können.

Falerner und Stockfisch

Fasten ist Initiation in viele Geheimnisse, nicht zuletzt ins Geheimnis des Essens. Und wenn Hunger der beste Koch ist, ist Fasten der König unter den besten. Ich lernte ihn eines Nachmittags in Rom kennen, als ich von Fontäne zu Fontäne gewandert, von Treppe zu Treppe geklettert war. Auf dem Heimweg war es, um vier, in Trastevere, wo die Straßen breit und die Häuser armselig sind. Kantinen lagen genug am Weg. Mir aber schwebte ein schattiger Saal, marmorgetäfelter Boden, schneeweißes Tischtuch und Silberbesteck vor, der Speisesaal eines großen Hotels, wo ich um diese Zeit Aussicht gehabt hätte, der einzige Gast zu sein. Das Flußbett war ausgetrocknet, Staubwolken gingen über die Tiberinsel, und am anderen Ufer nahm mich die ausgestorbene Via Arenula auf. Ich zählte die Osterien nicht, die ich zurückließ. Je hungriger ich aber wurde, desto weniger schienen sie mir einladend oder auch nur betretbar. Hier floh ich die Gäste, deren Stimmen zu mir hinausdrangen, dort die Unsauberkeit des Vorhangs, der in der Türöffnung schwankte; schließlich drückte ich mich verstohlen an den ferneren Schänken vorbei, so sicher war ich, daß jeder Blick meine Abneigung nur vermehren werde. Dazu trat – ganz verschieden vom Hunger – eine wachsende Bereitschaft der Nerven; kein Platz schien mir geborgen, keine Speise lauter genug. Und nicht, daß hier nun Phantasmagorien der erlesensten Delikatessen, Kaviar, Langusten, Bekassinen vor mir gestanden hätten, nein, mir wäre nur eben das Schlichteste, Einfältigste reinlich genug gewesen. Hier war, ich fühlte es, die nie wiederkehrende Chance, meine Sinne, die an der Koppel lagen, wie Hunde in die Falten und Schluchten der unscheinbarsten Rohkost, der Melone, des Weins, der zehnerlei Brote, der

Nüsse zu senden, um ein niegespürtes Aroma in ihnen zu stellen. So war es fünf geworden, als ich mich auf einem weiten, unebenen Pflastergelände, der Piazza Montanara, befand. Eine unter den schmalen Gassen, welche hier mündeten, schien mir genau meine Richtung zu weisen. Denn so viel war mir nun klar geworden, daß es das klügste sei, auf mein Zimmer zu gehen und vor der Haustür mein Essen zu kaufen. Da traf mich der Schein von einem erhellten Fenster, dem ersten an diesem Abend. Es war eine Osteria, in der man früher als in den Wohnungen und den Geschäftsräumen Licht gemacht hatte. Im Fenster war ein einziger Gast zu sehen, der erhob sich gerade zum Gehen. Auf einmal schien mir, ich müsse seine Stelle einnehmen. Ich trat ein und ließ mich in einer Ecke nieder; nun plötzlich war es mir gleich in welcher, während ich vor kurzem noch der Wählerischste, Unschlüssigste gewesen war. Ein Bursche fragte nur eben nach dem Maße; welchen Wein man trank, schien sich hier von selbst zu verstehen. Ich begann mich einsam zu fühlen und holte das schwarze Zauberstäbchen hervor, das schon so oft den Buchstabenflor mit jenem Namen in seiner Mitte um mich gewirkt hatte, welcher den Duft, den er in meine Einsamkeit sandte, nun mit dem des Falerner mischte. Und ich verlor mich an ihn – den Flor, den Namen, den Duft, den Wein – bis ein Rauschen mich aufblicken ließ. Die Stube war voll geworden: Arbeiter aus der Nähe, die hier mit ihren Frauen, viele sogar mit den Kindern, sich trafen, um die Mahlzeit, nach Feierabend, außer Hause zu nehmen. Denn sie aßen auch, und zwar von dem getrockneten Stockfisch, dem einzigen Gerichte, das es hier gab. Nun sah ich, ein Teller voll stand auch auf meinem Platz, und ein Schauer des Widerwillens lief mir über den Rücken. Dann betrachtete ich die Leute näher. Es war die scharf bestimmte, einander eng verbundene Einwohnerschaft des Quartiers, und weil es ein kleinbürgerliches war, sah man niemand aus den höheren Ständen, geschweige denn Fremde. Wie ich da saß, hätte ich nach Kleidung und Aussehen von rechtswegen auffallen müssen. Aber seltsam – mich streifte kein Blick. Bemerkte mich keiner, oder schien der ganz an die Süßigkeit des Weines Verlorene, der ich mehr und mehr wurde, ihnen allen hierher zu gehören? Bei diesem Gedanken erfaßte mich Stolz; eine große Beglückung kam über mich. Nichts sollte mich von der Menge mehr unterscheiden. Ich tat die Feder weg. Dabei spürte

ich in der Tasche ein Knistern. Es war der »Impero«, eine faschistische Zeitung, die ich unterwegs zu mir gesteckt hatte. Ich ließ ein neues Viertel Falerner kommen, schlug das Blatt auf, hüllte mich ganz in seinen schmutzigen Mantel, der mit den Begebenheiten des Tages gefüttert war wie der der Madonna mit den Sternen der Nacht, und langsam schob ich ein Stück nach dem andern von dem getrockneten Stockfisch in meinen Mund, bis der Hunger gestillt war.

Borscht

Zuerst legt er eine Dampfmaske über deine Züge. Lange, ehe deine Zunge den Löffel netzt, tränen schon deine Augen, triefen schon deine Nüstern von Borscht. Lange, ehe deine Eingeweide aufhorchen und dein Blut eine Woge ist, die mit der duftenden Gischt deinen Leib überspült, haben deine Augen schon von dem roten Überfluß dieses Tellers getrunken. Nun sind sie blind für alles, was nicht der Borscht ist oder dessen Widerschein in den Augen der Tischgenossin. Das ist Schmant, denkst du, was dieser Suppe ihren sämigen Schmelz gibt. Vielleicht. Aber ich habe sie im Moskauer Winter gegessen, und da weiß ich das eine: Schnee ist drinnen, geschmolzene rötliche Flocken, Wolkenkost von der Gattung des Manna, der ja auch eines Tages von oben herunterkam. Und wie lockert der warme Guß nicht die Krume Fleisches, daß es wie ein Sturzacker in dir daliegt, aus dem du das Kräutlein »Trauer« leicht mit der Wurzel jätest. Laß den Wodka daneben nur unberührt, schneide die Piroggen nicht an. Dann wirst du das Geheimnis der Suppe erfahren, die als einzige unter den Speisen die Gabe hat, sanft zu sättigen, allmählich dich zu durchdringen, wo über andern plötzlich ein barsches »Genug« unfreundlich deinen ganzen Körper erschüttert.

Pranzo caprese

Das war die berühmte Dorfkokotte von Capri gewesen, jetzt die sechzigjährige Mutter des kleinen Gennaro, den sie in der Trunkenheit schlug. Sie lebte in einem ockerfarbenen Haus auf der steilen Berglehne mitten in einem Weingarten. Ich kam, um die Freundin zu suchen, an die sie vermietet hatte. Droben von Capri

schlug es zwölf Uhr. Niemand war zu sehen; der Garten stand leer. Ich stieg die Stufen, die ich eben gekommen war, wieder hinan. Da hörte ich dicht in meinem Rücken die Alte. Auf der Küchenschwelle stand sie in Rock und Bluse, mißfarbenen Kleidungsstücken, an denen man Flecken wohl vergebens gesucht hätte, so gleichmäßig, so gerecht waren sie verschmutzt. »Voi cercate la signora. E partita colla piccola.« Und sie müsse gleich wiederkommen. Das war aber nur der Ursprung, von dem aus ihre schrille, spitzige Stimme sich in einen Schwall einladender Worte ergoß, zu denen ihr herrischer Kopf sich in Rhythmen bewegte, die vor Jahrzehnten eine aufregende Bedeutung gehabt haben mußten. Man hätte ein vollendeter galantuomo sein müssen, um sich ihr zu entziehen, und ich war nicht einmal des Italienischen mächtig. So viel verstand ich: es war eine Aufforderung, bei ihrem Mittagessen mitzuhalten. Jetzt sah ich auch den kümmerlichen Gatten drinnen am Herde aus einer Schüssel löffeln. Auf diese Schüssel ging sie zu. Und gleich darauf erschien sie von neuem vor mir auf der Schwelle mit einem Teller, den sie mir unter ununterbrochenem Schwatzen entgegenhielt. Mich aber verließ der Rest meiner Auffassungskraft für das Italienische. Augenblicks fühlte ich, daß es zum Gehen zu spät war. In einem Brodem von Knoblauch, Bohnen, Hammelfett, Tomaten, Zwiebeln, Öl erschien mir die gebieterische Hand, aus der ich den zinnernen Löffel entgegennahm. Nun meint ihr wohl, dies schluckend müsse mich der Ekel gewürgt haben und der Magen hätte nichts Eiligeres zu tun gehabt, als diesen Brei wieder abzugeben? Wie wenig wißt ihr von der Magie der Speise, und wie wenig wußte ich selbst davon bis zu dem Augenblick, von dem ich hier spreche. Dies zu schmecken war gar nichts, war nur der entscheidende, geringfügige Übergang zwischen jenen beiden: erst, es zu riechen, dann aber, davon gepackt, gewalkt zu werden, ganz und gar, von Kopf zu Fuß, von dieser Speise durchgeknetet, von ihr wie von den Händen dieser alten Hure ergriffen, gepreßt und mit ihrem Safte – dem Saft der Speise oder dem der Frau, das hätte ich nicht mehr sagen können – eingerieben zu werden. Der Pflicht der Höflichkeit war Genüge getan, aber dem Verlangen der Hexe auch, und ich stieg bergan, um das Wissen des Odysseus bereichert, als er seine Gefährten hatte in Schweine verwandeln sehen.

Maulbeer-Omelette

Diese alte Geschichte erzähle ich denen, die es nun mit Feigen oder Falerner, Borscht oder einem Capreser Bauernessen würden versuchen wollen. Es war einmal ein König, der alle Macht und alle Schätze der Erde sein Eigen nannte, bei alledem aber nicht froh ward, sondern trübsinniger von Jahr zu Jahr. Da ließ er eines Tages seinen Leibkoch kommen und sagte ihm: »Du hast mir lange Zeit treu gedient und meinen Tisch mit den herrlichsten Speisen bestellt, und ich bin dir gewogen. Nun aber begehre ich eine letzte Probe von deiner Kunst. Du sollst mir die Maulbeer-Omelette machen, so wie ich sie vor fünfzig Jahren in meiner frühesten Jugend genossen habe. Damals führte mein Vater Krieg gegen seinen bösen Nachbar im Osten. Der hatte gesiegt und wir mußten fliehen. Und so flohen wir Tag und Nacht, mein Vater und ich, bis wir in einen finsteren Wald gerieten. Den durchirrten wir und waren vor Hunger und vor Erschöpfung nahe am Verenden, als wir endlich auf eine Hütte stießen. Ein altes Mütterchen hauste drinnen, das hieß uns freundlich rasten, selber aber machte es sich am Herde zu schaffen und nicht lange, so stand die Maulbeer-Omelette vor uns. Kaum aber hatte ich davon den ersten Bissen zum Munde geführt, so war ich wundervoll getröstet und neue Hoffnung kam mir ins Herz. Damals war ich ein unmündiges Kind, und lange dachte ich nicht mehr an die Wohltat dieser köstlichen Speise. Als ich aber später in meinem ganzen Reich nach ihr forschen ließ, fand sich weder die Alte noch irgend einer, der die Maulbeer-Omelette zu bereiten gewußt hätte. Dich will ich nun, wenn du diesen letzten Wunsch mir erfüllst, zu meinem Eidam und zum Erben des Reiches machen. Wirst du mich aber nicht zufriedenstellen, so mußt du sterben.« Da sagte der Koch: »Herr, so möget ihr nur den Henker sogleich rufen. Denn wohl kenne ich das Geheimnis der Maulbeer-Omelette und alle Zutaten, von der gemeinen Kresse bis zum edlen Thymian. Wohl weiß ich den Vers, den man beim Rühren zu sprechen hat und wie der Quirl aus Buchsbaumholz immer nach rechts muß gedreht werden, damit er uns nicht zuletzt um den Lohn aller Mühe bringt. Aber dennoch, o König, werde ich sterben müssen. Dennoch wird meine Omelette dir nicht munden. Denn wie sollte ich sie mit alledem würzen, was du damals in ihr genossen hast:

der Gefahr der Schlacht und der Wachsamkeit des Verfolgten, der Wärme des Herdes und der Süße der Rast, der fremden Gegenwart und der dunklen Zukunft.« So sprach der Koch. Der König aber schwieg eine Weile und soll ihn nicht lange danach, reich mit Geschenken beladen, aus seinen Diensten entlassen haben.

Kriminalromane, auf Reisen

Die wenigsten lesen im Eisenbahnwagen Bücher, die sie zu Hause im Regal stehen haben, kaufen lieber, was sich im letzten Augenblick ihnen bietet. Der Wirkung von langer Hand bereitgestellter Bände mißtrauen sie und mit Recht. Außerdem legen sie vielleicht Wert darauf, gerade am buntbewimpelten Fahrgestell auf dem Asphalt des Perrons ihren Kauf zu machen. Jeder kennt ja den Kultus, zu dem es einlädt. Jeder hat schon einmal nach den gehißten, schwankenden Bänden gegriffen, weniger aus Lesefreude als im dunklen Gefühle, etwas zu tun, was den Göttern der Eisenbahn wohlgefällt. Er weiß, die Münzen, die er diesem Opferstock weiht, empfehlen ihn der Schonung des Kesselgottes, der durch die Nacht glüht, der Rauchnajaden, die sich über dem Zuge tummeln, und des Stuckerdämons, der Herr über alle Schlaflieder ist. Sie alle kennt er aus Träumen, kennt auch die Folge mythischer Prüfungen und Gefahren, die sich als »Eisenbahnfahrt« dem Zeitgeist empfohlen hält, und die unabsehbare Flucht raumzeitlicher Schwellen, über die sie sich hinbewegt, angefangen vom berühmten »Zu spät« des Zurückbleibenden, dem Urbild aller Versäumnis, bis zur Einsamkeit des Abteils, zur Angst, den Anschluß zu verpassen, zum Grauen der unbekannten Halle, in die er einfährt. Ahnungslos fühlt er sich in eine Gigantomachie verwickelt und erkennt in sich selber den sprachlosen Zeugen des Kampfes zwischen Eisenbahn- und Stationsgöttern.
Similia similibus. Die Betäubung der einen Angst durch die andere ist seine Rettung. Zwischen den frisch zertrennten Blättern der Kriminalromane sucht er die müßigen, gewissermaßen jungfräulichen Beklemmungen, die ihm über die archaischen der Reise hinweghelfen könnten. Er mag auf diesem Wege bis zum Frivolen gehen und sich Sven Elvestad mit seinem Freund Asbjörn Krag, Frank Heller und Herrn Collins zu Reisegefährten machen. Aber

diese smarte Gesellschaft ist nicht nach jedermanns Geschmack. Vielleicht wünscht man sich zu Ehren des Kursbuchs einen exakteren Begleiter, wie Leo Perutz, der die kräftig rhythmisierten und synkopierten Erzählungen verfaßte, deren Stationen mit der Uhr in der Hand wie Provinznester, die an der Strecke liegen, durchflogen werden; oder einen, der mehr Verständnis für die Ungewißheit der Zukunft, der man entgegenfährt, für die ungelösten Rätsel, die man zurückließ, aufbringt; dann wird man mit Gaston Leroux zusammen fahren und über dem »Phantom der Oper« und dem »Parfum der Dame in Schwarz« sich bald wie ein Insasse des »Geisterzugs« vorkommen, der voriges Jahr über die deutschen Bühnen gerast ist. Oder man denke an Sherlock Holmes und seinen Freund Watson, wie sie das Unheimlich-Heimliche eines verstaubten zweiter Klasse-Coupés würden zur Geltung zu bringen wissen, beide als Fahrgäste in ihr Schweigen versunken, der eine hinterm Paravent einer Zeitung, der andere hinter einem Vorhang aus Rauchwolken. Vielleicht auch, daß all diese Geistergestalten vor dem Bild sich in nichts auflösen, das aus den unvergeßlichen Kriminalbüchern der A. K. Green als Porträt ihrer Verfasserin vor uns aufsteigt. Die muß man sich als alte Dame im Kapotthütchen vorstellen, die gleich gut in den verwickelten Verwandtschaften ihrer Heldinnen wie in den riesigen, knarrenden Schränken Bescheid weiß, in deren einem, nach dem englischen Sprichwort, jede Familie ein Skelett stehen hat. Ihre kurzen Geschichten haben gerade die Länge des Gotthard-Tunnels und ihre großen Romane »Hinter verschlossenen Türen«, »Im Nachbarhaus« blühen im violett verhüllten Coupélicht auf wie die Nachtviolen.

Soviel von dem, was das Lesen dem Reisenden leistet. Aber was leistet nicht die Reise dem Leser? Wann sonst ist er ins Lesen so eingetan und kann dem Dasein seines Helden so sicher sein eigenes beigemischt fühlen? Ist sein Leib nicht das Weberschiffchen, das im Takte der Räder unermüdlich den Zettel, das Schicksalsbuch seines Helden, durchschießt? Man hat in der Postkutsche nicht gelesen und man liest nicht im Auto. Reiselektüre ist so mit Eisenbahnfahren verbunden wie der Aufenthalt an Bahnhöfen. Bekanntlich gleichen viele Bahnhöfe Kathedralen. Wir aber wollen es den fahrbaren, grellbunten kleinen Altären, die ein Ministrant der Neugier, der Geistesabwesenheit und der Sensation schreiend

am Zuge vorbeijagt, danken, wenn wir, für ein paar Stunden in das vorüberfliehende Land wie in einen wehenden Schal gekuschelt, die Schauer der Spannung und die Rhythmen der Räder über unseren Rücken dahingehen fühlen.

Nordische See

»Die Zeit, in welcher selbst der lebt, der keine Wohnung hat«, wird dem Reisenden, der keine hinter sich ließ, ein Palais. Drei Wochen lang reihten seine vom Geräusch der Wogen erfüllten Hallen nordwärts sich aneinander. Möwen und Städte, Blumen, Möbel und Statuen erschienen auf ihren Wänden, und durch ihre Fenster fiel Tag und Nacht Licht.
Stadt. Wenn dies Meer die Campagna ist, liegt Bergen im Sabinergebirge. Und so ist es; denn das Meer ruht im tiefen Fjord immer glatt, und die Berge haben die Formen der römischen. Die Stadt aber ist nordisch. Überall gibt es Gebälk und Knacken darin. Die Dinge sind blank: Holz ist Holz, Messing ist Messing, Ziegel Ziegel. Sauberkeit treibt sie in sich zurück, macht sie mit sich bis ins Mark identisch. So werden sie stolz, wollen draußen nicht viel. Wie die Bewohner entlegener Bergdörfer einander bis auf Tod und Siechtum versippt sein können, so haben sich die Häuser vertreppt und verwinkelt. Und wo noch ein bißchen Himmel zu sehen wäre, sind grade zwei Fahnenstangen von jeder Seite der Straße im Begriff, sich zu senken. »Halt, wenn das Nahen der Wolke bemerkbar wird!« Sonst ist der Himmel in Sakramentshäuschen eingefangen, hölzerne Zellchen, gotische, rote, in denen ein Klingelzug hängt, mit dem man die Feuerwehr herbeirufen kann. Muße im Freien ist nirgendwo vorgesehen; wo Bürgerhäuser vorn einen Garten haben, ist er so dicht bestellt, daß niemand in Versuchung kommt, sich drin aufzuhalten. Vielleicht ist es daher, daß die Mädchen hier auf der Schwelle zu stehen, in der Türe zu lehnen wissen wie kaum im Süden. Das Haus hat noch strenge Grenzen. Eine Frau, die wollte wohl vor der Tür sitzen, ihren Stuhl aber hatte sie nicht lotrecht, sondern zur Hausfront parallel in die Nische der Tür gestellt, Tochter eines Geschlechts, das noch vor zweihundert Jahren in Schränken schlief. Schränke bald mit drehbaren Türen und bald mit Schiebladen, bis zu vier

Stätten in ein und derselben Truhe. Für die Liebe war damit schlecht gesorgt – für die glückliche nämlich. Desto besser für die unglückliche bisweilen, wenn es nämlich ein vergeblich Liebender war, an dessen Bettstatt ich die Innenseite der Tür mit einem großen Frauenbildnis ausgefüllt sah. Eine Frau trennte ihn von der Welt: mehr hat noch keiner von seiner besten Nacht sagen können.

Blumen. Während die Bäume schüchtern werden, nirgends sich uneingefriedet mehr sehen lassen, kann man in Blumen einer ungeahnten Härte begegnen. Sie sind gewiß nicht heftiger als im gemäßigten Klima gefärbt, eher blasser. Aber wieviel entschiedener hebt sich ihre Farbe von allem Umgebenden ab. Die kleinen, Stiefmütterchen und Reseden, sind wilder, die großen, und vor allem die Rosen, bedeutungsvoller. Behutsam befördern Weiber sie durch die große Öde von einem Hafen zum andern. Stehen sie dann aber in Töpfen gegen die Scheiben der hölzernen Häuser gedrängt, sind sie weniger ein Gruß der Natur als ein Wall gegen das Außen. Wenn die Sonne durchbricht, hört alle Gemütlichkeit auf. Man kann auf Norwegisch wohl nicht sagen, daß sie es gut meint. Sie nutzt die Augenblicke ihrer wolkenlosen Herrschaft despotisch. Zehn Monate im Jahr gehört hier alles dem Dunkel. Kommt sie, so herrscht sie die Dinge an, entreißt sie, als ihr Eigentum, der Nacht und ruft in Gärten – Blau, Rot und Gelb – die Farben zum Appell, die blanke Garde der Blumen, die von keinem Wipfel beschattet werden.

Möbel. Um von den alten Bewohnern aus dem Anblick ihrer Schiffe viel zu erfahren, müßte man wenigstens rudern können. In Oslo sind zwei Wickingerschiffe zu sehen; wer aber nicht rudert, hält sich besser an die Betrachtung der Stühle, die er unweit des einen im Museum für Volkskunde findet. Sitzen kann jeder, und mancher wird es an jenen Stühlen auch innewerden, was es damit für eine Bewandtnis hat. Es ist ein gewaltiger Irrtum zu meinen, Rücken- und Seitenlehne seien ursprünglich für die Bequemlichkeit dagewesen. Sie sind Gehege, nämlich des Platzes, den der Sitzende einnimmt. Unter diesen Holzgestellen aus frühester Zeit war eins, dessen unwahrscheinlich geräumiger Sitz mit einem Gatter so umzäunt war, als sei der Hintern eine strotzende Menge, die in Schranken müsse gehalten werden. Wer da saß, tat es für viele. Alle Flächen der alten Sitze sind dem Boden näher

als die unsern. Wieviel mehr halten sie aber auf diesen geringeren Abstand, während zugleich die Fläche noch die Muttererde vertritt. Allen sieht man's an, wie sehr sie zu jeder Zeit Haltung, Wissen, Ansehen und Rat dessen, der sie einnahm, bestimmten. So diesem: einem kleinen, sehr niedrigen Stühlchen, die Sitzfläche eine Mulde, die Lehne eine Mulde, alles drängt, wogt nach vorn. Das war, als hätte das Geschick auf einer Welle den, der hier saß, in den Raum gespült. Oder dem Lehnstuhl mit einer Truhe unter dem Sitz. Kein schönes Möbel, eher ein aufdringliches; Sitz eines Armen vielleicht – wer aber drin saß, wußte, was später Pascal erkannt hat: »Es stirbt niemand so arm, daß er nicht etwas hinterließe.« Und jenem Thron: hinter der kreisrunden Sitzfläche ohne Armstützen ragt die glatt gescheuerte, konkave Wölbung der Lehne auf wie die Apsis eines romanischen Doms, aus deren Höhe der Thronende niederblickt. In diesem Lande, das später als alle andern »bildende Künste« – Plastik und Malerei – bei sich aufnahm, hat bauender Geist den Hausrat – Schrank, Tisch und Bett bis zum niedersten Schemel – bestimmt. Sie alle sind unnahbar; als genius loci hausen in ihnen noch heute Besitzer, von denen sie vor Jahrhunderten wahrhaft besessen waren.

Licht. Die Straßen von Svolvaer sind leer. Und hinter den Fenstern sind die Papierrouleaus heruntergelassen. Schlafen die Menschen? Es ist nach Mitternacht; aus einer Wohnung kommen Stimmen, aus einer anderen Geräusche von einer Mahlzeit. Und jeder Ton, der über die Straße hallt, macht diese Nacht in einen Tag umschlagen, der nicht im Kalender steht. Du bist ins Magazin der Zeit gedrungen und blickst auf Stapel unbenutzter Tage, die sich die Erde vor Jahrtausenden auf dies Eis legte. Der Mensch verbraucht in vierundzwanzig Stunden seinen Tag – diese Erde den ihren nur alle Halbjahr. Darum blieben die Dinge so unverletzt. Weder Zeit noch Hände haben die Sträucher in dem windstillen Garten und die Boote im glatten Wasser berührt. Zwei Dämmerungen begegnen sich über ihnen, teilen sich in ihren Besitz wie in den der Wolken, und schicken dich mit leeren Händen nach Hause.

Möwen. Abends, das Herz bleischwer, voller Beklemmung, auf Deck. Lange verfolge ich das Spiel der Möwen. Immer sitzt eine auf dem höchsten Mast und beschreibt die Pendelbewegungen mit, die er stoßweise in den Himmel zeichnet. Aber es ist nie auf lange

Zeit ein und dieselbe. Eine andere kommt, mit zwei Flügelschlägen hat sie die erste, – ich weiß es nicht: erbeten oder verjagt. Bis mit einem Male die Spitze leer bleibt. Aber die Möwen haben nicht aufgehört, dem Schiffe zu folgen. Unübersehbar wie immer, beschreiben sie ihre Kreise. Etwas anderes ist es, was eine Ordnung in sie hineinbringt. Die Sonne ist längst untergegangen, im Osten ist es sehr dunkel. Das Schiff fährt südwärts. Einige Helle ist im Westen geblieben. Was sich nun an den Vögeln vollzog – oder an mir? – das geschah kraft des Platzes, den ich so beherrschend, so einsam in der Mitte des Achterdecks mir aus Schwermütigkeit gewählt hatte. Mit einem Male gab es zwei Möwenvölker, eines die östlichen, eines die westlichen, linke und rechte, so ganz verschieden, daß der Name Möwen von ihnen abfiel. Die linken Vögel behielten gegen den Grund des erstorbenen Himmels etwas von ihrer Helle, blitzten mit jeder Wendung auf und unter, vertrugen oder mieden sich und schienen nicht aufzuhören, eine ununterbrochene, unabsehbare Folge von Zeichen, ein ganzes, unsäglich veränderliches, flüchtiges Schwingengeflecht – aber ein lesbares – vor mich hinzuweben. Nur daß ich abglitt, um mich stets von neuem bei den andern zurückzufinden. Hier stand mir nichts mehr bevor, nichts sprach zu mir. Kaum war ich denen im Osten gefolgt, wie sie, im Fluge gegen einen letzten Schimmer, ein paar tiefschwarzer, scharfer Schwingen, sich in die Ferne verloren und wiederkehrten, so hätte ich ihren Zug schon nicht mehr beschreiben können. So ganz ergriff er mich, daß ich mir selber, schwarz vom Erlittenen, eine lautlose Flügelschar, aus der Ferne zurückkam. Links hatte noch alles sich zu enträtseln, und mein Geschick hing an jedem Wink, rechts war es schon vorzeiten gewesen, und ein einziges stilles Winken. Lange dauerte dieses Widerspiel, bis ich selbst nur noch die Schwelle war, über der die unnennbaren Boten schwarz und weiß in den Lüften tauschten.

Statuen. Eine Kammer mit moosgrünen Wänden. Alle vier sind mit Statuen bedeckt. Dazwischen einige verzierte Balken, die auf Spuren von Farbe mit Spuren von Gold »Jason« oder »Bruxelles« oder »Malvina« entziffern lassen. Linker Hand, wenn man eintritt, ein Holzmännchen, eine Art Magister im Leibrock, einen Dreimaster auf dem Kopf. Den linken Unterarm hat er lehrhaft erhoben, aber kurz unter dem Ellenbogen bricht er ab, auch die rechte Hand und der linke Fuß fehlen. Ein Nagel geht durch den

Mann, der starr in die Höhe blickt. Derbe, unscheinbare, gewöhnliche Kisten begleiten, aneinandergereiht, die Wände. Auf manchen steht »Livbaelter«, auf den meisten gar nichts. Man kann den Raum nach ihnen ausmessen. Zwei oder drei Kisten weiter und eine ragende Frau im reichbesetzten, weißen Gesellschaftskleid, das den üppigen Busen halb frei läßt. Auf mächtigem Ansatz ein voller holziger Hals. Volle geborstene Lippen. Unterhalb des Gürtels zwei Löcher. Eines durchs Schambein, eins tiefer in der bauschigen Robe, die keine Beine erkennen läßt. Wie sie, so wachsen all die Gestalten ringsum aus vagen, wenig gegliederten Formen auf. Mit dem Boden stehen sie auf schlechtem Fuß, ihr Halt liegt im Rücken. Ganz bunt steht zwischen den entfärbten rissigen Büsten und Statuen Einer von aller Witterung unbescholten, sein gelber Mantel ist grün gefüttert, sein rotes Gewand blau gesäumt, sein Schwert grün und grau, sein Horn gelb, er trägt eine phrygische Mütze, und spähend hält er über die Augen die Hand – Heimdall. Und wieder eine Frauengestalt, damenhafter noch als die erste. Eine Allonge-Perücke läßt ihre Locken auf ein blaues Mieder herabfallen. Statt der Arme Voluten. – Den Mann zu denken, der sie alle gesammelt, um sich gesammelt, über Länder und Meere ihnen nachgeforscht hätte im Wissen, nur bei ihm fänden sie, nur bei ihnen fände er Ruhe. Kein Liebhaber der bildenden Kunst, nein, ein Reisender, der das Glück in der Ferne suchte, als es noch in der Heimat zu finden war, und dann später sein Heim bei diesen von Ferne und Fahrt Geschundensten aufschlug. Sie alle das Antlitz von salzigen Tränen verwittert, die Blicke aus zerstoßenen, hölzernen Höhlen nach oben gerichtet, die Arme, wenn sie noch da sind, beschwörend über die Brust gekreuzt – wer sind sie, – so unsagbar hilflos und aufbegehrend – diese Niobiden des Meeres? Oder seine Mänaden? Denn sie sind über weißere Kämme gestürmt als die von Thrakien und von wilderen Pranken geschlagen worden als den Bestien, der Gefolgschaft der Artemis – sie, die Galionen. Galionen sind es. Sie stehen in der Kammer der Galionen im Schiffahrts-Museum zu Oslo. Genau in der Mitte der Kammer aber erhebt sich auf einer Estrade ein Steuerrad. Werden auch hier diese Fahrenden keine Ruhe finden, und soll es mit ihnen wieder hinaus in den Wogenschlag, der ewig ist wie das Höllenfeuer?

Ich packe meine Bibliothek aus
Eine Rede über das Sammeln

Ich packe meine Bibliothek aus. Ja. Sie steht also noch nicht auf den Regalen, die leise Langeweile der Ordnung umwittert sie noch nicht. Ich kann auch nicht an ihren Reihen entlang schreiten, um im Beisein freundlicher Hörer ihnen die Parade abzunehmen. Das alles haben Sie nicht zu befürchten. Ich muß Sie bitten, mit mir in die Unordnung aufgebrochener Kisten, in die von Holzstaub erfüllte Luft, auf den von zerrissenen Papieren bedeckten Boden, unter die Stapel eben nach zweijähriger Dunkelheit wieder ans Tageslicht beförderter Bände sich zu versetzen, um von vornherein ein wenig die Stimmung, die ganz und gar nicht elegische, viel eher gespannte zu teilen, die sie in einem echten Sammler erwecken. Denn ein solcher spricht zu Ihnen und im großen und ganzen auch nur von sich. Wäre es nicht anmaßend, hier auf eine scheinbare Objektivität und Sachlichkeit pochend die Hauptstücke oder Hauptabteilungen einer Bücherei Ihnen aufzuzählen, oder deren Entstehungsgeschichte, oder selbst deren Nutzen für den Schriftsteller Ihnen darzulegen? Ich jedenfalls habe es mit den folgenden Worten auf etwas Unverhüllteres, Handgreiflicheres abgesehen; am Herzen liegt mir, Ihnen einen Einblick in das Verhältnis eines Sammlers zu seinen Beständen, einen Einblick ins Sammeln viel mehr als in eine Sammlung zu geben. Es ist ganz willkürlich, daß ich das an Hand einer Betrachtung über die verschiedenen Erwerbungsarten von Büchern tue. Solche Anordnung oder jede andere ist nur ein Damm gegen die Springflut von Erinnerungen, die gegen jeden Sammler anrollt, der sich mit dem Seinen befaßt. Jede Leidenschaft grenzt ja ans Chaos, die sammlerische aber an das der Erinnerungen. Doch ich will mehr sagen: Zufall, Schicksal, die das Vergangene vor meinem Blick durchfärben, sie sind zugleich in dem gewohnten Durcheinander dieser Bücher sinnenfällig da. Denn was ist dieser Besitz anderes als eine Unordnung, in der Gewohnheit sich so heimisch machte, daß sie als Ordnung erscheinen kann? Sie haben schon von Leuten gehört, die am Verlust ihrer Bücher zu Kranken, von anderen, die an ihrem Erwerb zu Verbrechern geworden sind. Jede Ordnung ist gerade in diesen Bereichen nichts als ein Schwebezustand überm Abgrund. »Das einzige exakte Wissen, das es gibt«, hat

Anatole France gesagt, »ist das Wissen um das Erscheinungsjahr und das Format der Bücher.« In der Tat, gibt es ein Gegenstück zur Regellosigkeit einer Bibliothek, so ist es die Regelrechtheit ihres Verzeichnisses.
So ist das Dasein des Sammlers dialektisch gespannt zwischen den Polen der Unordnung und der Ordnung.
Es ist natürlich noch an vieles andere gebunden. An ein sehr rätselhaftes Verhältnis zum Besitz, über das nachher noch einige Worte zu sagen sein werden. Sodann: an ein Verhältnis zu den Dingen, das in ihnen nicht den Funktionswert, also ihren Nutzen, ihre Brauchbarkeit in den Vordergrund rückt, sondern sie als den Schauplatz, das Theater ihres Schicksals studiert und liebt. Es ist die tiefste Bezauberung des Sammlers, das einzelne in einen Bannkreis einzuschließen, in dem es, während der letzte Schauer – der Schauer des Erworbenwerdens – darüber hinläuft, erstarrt. Alles Erinnerte, Gedachte, Bewußte wird Sockel, Rahmen, Postament, Verschluß seines Besitztums. Zeitalter, Landschaft, Handwerk, Besitzer, von denen es stammt – sie alle rücken für den wahren Sammler in jedem einzelnen seiner Besitztümer zu einer magischen Enzyklopädie zusammen, deren Inbegriff das Schicksal seines Gegenstandes ist. Hier also, auf diesem engen Felde läßt sich mutmaßen, wie die großen Physiognomiker – und Sammler sind Physiognomiker der Dingwelt – zu Schicksalsdeutern werden. Man hat nur einen Sammler zu beobachten, wie er die Gegenstände seiner Vitrine handhabt. Kaum hält er sie in Händen, so scheint er inspiriert durch sie hindurch, in ihre Ferne zu schauen. Soviel von der magischen Seite des Sammlers, von seinem Greisenbilde könnte ich sagen. – Habent sua fata libelli – das war vielleicht gedacht als ein allgemeiner Satz über *Bücher*. Bücher, also »Die Göttliche Komödie« oder »Die Ethik« des Spinoza oder »Die Entstehung der Arten«, haben ihre Schicksale. Der Sammler aber legt diesen lateinischen Spruch anders aus. Ihm haben nicht sowohl Bücher als *Exemplare* ihre Schicksale. Und in seinem Sinn ist das wichtigste Schicksal jedes Exemplars der Zusammenstoß mit ihm selber, mit seiner eigenen Sammlung. Ich sage nicht zuviel: für den wahren Sammler ist die Erwerbung eines alten Buches dessen Wiedergeburt. Und eben darin liegt das Kindhafte, das im Sammler sich mit dem Greisenhaften durchdringt. Die Kinder nämlich verfügen über die Erneuerung des Daseins als

über eine hundertfältige, nie verlegene Praxis. Dort, bei den Kindern, ist das Sammeln nur *ein* Verfahren der Erneuerung, ein anderes ist das Bemalen der Gegenstände, wieder eines das Ausschneiden, noch eines das Abziehen und so die ganze Skala kindlicher Aneignungsarten vom Anfassen bis hinauf zum Benennen. Die alte Welt erneuern – das ist der tiefste Trieb im Wunsch des Sammlers, Neues zu erwerben, und darum steht der Sammler älterer Bücher dem Quell des Sammelns näher als der Interessent für bibliophile Neudrucke. Wie Bücher nun die Schwelle einer Sammlung überschreiten, wie sie Besitz eines Sammlers werden, kurz, über ihre Erwerbsgeschichte jetzt einige Worte.
Von allen Arten sich Bücher zu verschaffen, wird als die rühmlichste betrachtet, sie selbst zu schreiben. Manche von Ihnen werden an dieser Stelle vergnügt der großen Bücherei gedenken, die Jean Pauls armes Schulmeisterlein Wuz mit der Zeit sich auf die Art zulegte, daß es alle Werke, von denen die Titel in den Meßkatalogen es interessierten, weil es sie ja nicht kaufen konnte, sich selber schrieb. Schriftsteller sind eigentlich Leute, die Bücher nicht aus Armut sondern aus Unzufriedenheit mit den Büchern schreiben, welche sie kaufen könnten, und die ihnen nicht gefallen. Das werden Sie, meine Damen und Herren, für eine schrullige Definition des Schriftstellers halten; schrullig aber ist alles, was aus dem Sehwinkel eines echten Sammlers gesagt wird. – Von den landläufigen Erwerbsarten wäre für Sammler die schicklichste das Ausleihen mit anschließendem Nichtzurückgeben. Der Buchausleiher großen Formats, wie wir ihn hier vor Augen haben, erweist sich als eingefleischter Büchersammler nicht etwa nur durch die Inbrunst, mit der er den zusammengeborgten Schatz behütet und allen Mahnungen aus dem Alltag des Rechtslebens mit Taubheit begegnet, sondern weit mehr dadurch, daß auch er die Bücher nicht liest. Wenn Sie meiner Erfahrung glauben wollen, so geschah es immer noch eher, daß einer mir gelegentlich ein entliehenes Buch zurückbrachte, als daß er es etwa gelesen hätte. Und das – werden Sie fragen – wäre eine Eigenart der Sammler, Bücher nicht zu lesen? Das wäre ja das Neueste. Nein. Sachkundige werden Ihnen bestätigen, daß es das Älteste ist, und ich nenne hier nur die Antwort, die, wiederum, France für den Banausen in Bereitschaft hatte, der seine Bibliothek bewunderte, um sodann bei der obligaten Frage zu enden: »Und das haben Sie alles gelesen,

Herr France?« – »Nicht ein Zehntel. Oder speisen Sie vielleicht täglich von Ihrem Sèvres?«
Ich habe übrigens auf das Recht einer solchen Haltung die Gegenprobe gemacht. Jahrelang – gut während des ersten Drittels ihres bisherigen Daseins – hat meine Bibliothek aus nicht mehr als zwei bis drei Reihen bestanden, die jährlich nur um Zentimeter wuchsen. Das war ihr martialisches Zeitalter, da kein Buch in sie eintreten durfte, dem ich nicht die Parole abgenommen, das ich nicht gelesen hatte. Und so wäre ich vielleicht nie zu etwas, was dem Umfang nach eine Bibliothek genannt werden kann, gekommen ohne die Inflation, die mit einmal den Akzent auf den Dingen umschlagen, die Bücher zu Sachwerten, mindestens schwer erhältlich werden ließ. So wenigstens schien es in der Schweiz. Und wirklich machte ich von dort in zwölfter Stunde meine ersten größeren Bücherbestellungen und konnte noch so unersetzliche Dinge bergen, wie den »Blauen Reiter« oder Bachofens »Sage von Tanaquil«, die damals noch beim Verleger zu haben waren. – Nun, meinen Sie, müßten wir nach soviel Kreuz- und Querzügen endlich auf die breite Straße des Bucherwerbs kommen, welche der Kauf ist. Jawohl, eine breite Straße, aber keine gemächliche. Der Kauf des Büchersammlers hat sehr wenig Ähnlichkeit mit denen, die ein Student, um sich ein Lehrbuch anzuschaffen, ein Herr von Welt, um seiner Dame ein Geschenk zu machen, ein Geschäftsreisender, um sich die nächste Eisenbahnfahrt zu verkürzen, in einer Buchhandlung vornimmt. Meine denkwürdigsten habe ich auf Reisen, als Passant gemacht. Besitz und Haben sind dem Taktischen zugeordnet. Sammler sind Menschen mit taktischem Instinkt; ihrer Erfahrung nach kann, wenn sie eine fremde Stadt erobern, der kleinste Antiquitätenladen ein Fort, das entlegenste Papiergeschäft eine Schlüsselstellung bedeuten. Wie viele Städte haben sich mir nicht in den Märschen erschlossen, mit denen ich auf Eroberung von Büchern ausging.
Von den wichtigsten Ankäufen geht freilich über den Besuch eines Händlers gewiß nur ein Teil. Kataloge spielen eine viel größere Rolle. Und wenn der Käufer ein Buch, das er so nach dem Katalog bestellt, auch noch so gut kennt: das Exemplar bleibt immer eine Überraschung und der Bestellung immer etwas vom Hasard. Da gibt es neben empfindlichen Enttäuschungen die beglückenden Funde. So entsinne ich mich, eines Tages ein Buch mit farbigen

Bildern für meine alte Sammlung von Kinderbüchern nur darum bestellt zu haben, weil es Märchen von Albert Ludwig Grimm hatte und sein Erscheinungsort Grimma in Thüringen war. Aus Grimma aber stammte ein Fabelbuch, das eben dieser Albert Ludwig Grimm herausgegeben hatte. Und dieses Fabelbuch war in dem Exemplar, das ich besaß, mit seinen 16 Bildern das einzige erhaltene Zeugnis der Anfänge des großen deutschen Illustrators Lyser, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Hamburg gelebt hat. Nun, meine Reaktion auf den Zusammenklang der Namen war präzis gewesen. Auch hier wieder entdeckte ich Arbeiten von Lyser, und zwar ein Werk – »Linas Mährchenbuch« – das allen seinen Bibliographen unbekannt geblieben ist und einen ausführlicheren Hinweis als diesen, den ersten, den ich darauf gebe, verdient.

Auf keinen Fall ist es beim Bucherwerb mit Geld allein oder allein mit Sachkunde getan. Und selbst beide zusammen genügen zur Begründung einer echten Bibliothek, die immer etwas Undurchschaubares und Unverwechselbares zugleich hat, nicht. Wer nach Katalogen kauft, muß zu den genannten Dingen noch eine feine Witterung besitzen. Jahreszahlen, Ortsnamen, Formate, Vorbesitzer, Einbände usw., all dieses muß ihm etwas sagen und nicht nur so im dürren Anundfürsich, sondern diese Dinge müssen zusammenklingen und nach der Harmonie und Schärfe des Zusammenklangs muß er erkennen können, ob so ein Buch zu ihm gehört oder nicht. – Wieder ganz andere Fähigkeiten sind es, die eine Auktion vom Sammler verlangt. Zum Katalogleser muß das Buch allein und allenfalls sein Vorbesitzer, wenn die Provenienz des Exemplares feststeht, sprechen. Wer auf einer Auktion eingreifen will, der muß sein Augenmerk zu gleichen Teilen auf das Buch und auf die Konkurrenten richten, und außerdem noch kühlen Kopf genug behalten, um nicht – wie es doch alltäglich geschieht – sich in den Konkurrenzkampf zu verbeißen und so zuletzt an einer Stelle, an welcher er mehr mitbot, um seinen Mann zu stehen, als um das Buch sich zu erwerben, mit einem hohen Ankaufpreis hängen zu bleiben. Dafür zählt aber zu den schönsten Erinnerungen des Sammlers der Augenblick, wo er einem Buch, an das er vielleicht nie im Leben einen Gedanken, geschweige einen Wunsch gewendet hat, beisprang, weil es so preisgegeben und verlassen auf dem offenen Markt stand und es, wie

in den Märchen aus Tausendundeiner Nacht der Prinz eine schöne Sklavin, kaufte, um ihm die Freiheit zu geben. Für den Büchersammler ist nämlich die wahre Freiheit aller Bücher irgendwo auf seinen Regalen.
Als Denkmal meines aufregendsten Auktionserlebnisses ragt über langen Reihen französischer Bände noch heute in meiner Bibliothek Balzacs »Peau de chagrin«. Das war 1915 auf der Auktion Rümann bei Emil Hirsch, einem der größten Bücherkenner und zugleich vornehmsten Kaufleute. Die Ausgabe, um die es sich handelt, ist 1838 in Paris Place de la Bourse erschienen. Eben, da ich mein Exemplar zur Hand nehme, sehe ich nicht nur die Nummer der Rümannschen Sammlung, sondern sogar die Etikette der Buchhandlung vor mir, in der vor über 90 Jahren der erste Erwerber es ungefähr zu einem Achtzigstel des heutigen Preises gekauft hat. Papeterie I. Flanneau heißt es da. Eine schöne Zeit, da man solche Prachtwerke – denn die Stahlstiche dieses Buches sind von dem größten französischen Zeichner entworfen und von den größten Stechern ausgeführt worden – wo man ein solches Buch noch in einer Papeterie kaufen konnte. Aber ich wollte die Erwerbungsgeschichte erzählen. Ich war zur Vorbesichtigung zu Emil Hirsch gekommen, hatte mir 40 oder 50 Bände durch die Hand gehen lassen, diesen aber mit dem glühenden Wunsch, ihn nie mehr aus ihr geben zu müssen. Der Tag der Auktion kam. Ein Zufall wollte, daß in der Versteigerungsordnung vor diesem Exemplar der »Peau de chagrin« die komplette Folge ihrer Illustrationen in Sonderabzügen auf China erschien. Die Bieter saßen an einer langen Tafel; schräg gegenüber von mir der Mann, der bei dem nun folgenden Ausgebot alle Blicke auf sich vereinigte: der berühmte Münchener Sammler, Freiherr vom Simolin. Es ging ihm um diese Folge, er hatte Konkurrenten, kurz es kam zu einem scharfen Kampf, dessen Ergebnis das Höchstgebot der ganzen Auktion, ein Preis weit über 3000 RM war. Niemand schien einen so hohen Betrag erwartet zu haben, eine Bewegung ging durch die Anwesenden. Emil Hirsch gab nicht darauf acht und sei es, um Zeit zu sparen, sei es aus anderen Erwägungen, ging er unter allgemeiner Unaufmerksamkeit der Versammlung zur folgenden Nummer über. Er rief den Preis aus, ich ging mit Herzklopfen bis zum Halse und in dem klaren Bewußtsein, mit keinem der anwesenden großen Sammler den Wettbewerb aufnehmen zu

können, etwas darüber. Der Auktionator aber, ohne die Beachtung der Versammlung zu erzwingen, schritt mit den üblichen Formeln »niemand mehr« und drei Schlägen – mir schienen sie wie durch eine Ewigkeit voneinander getrennt – zum Zuschlag. Für mich als Studenten war die Summe immer noch hoch genug. Der folgende Vormittag im Leihhaus aber gehört nicht mehr zu dieser Geschichte, und anstatt dessen spreche ich lieber von einer Begebenheit, die ich das Negativ einer Auktion nennen möchte. Das war auf einer Berliner Versteigerung des vorigen Jahres. Ausgeboten wurde eine nach Qualität und Stoffgebiet recht gemischte Reihe von Büchern, unter denen nur eine Anzahl seltener okkultistischer und naturphilosophischer Werke bemerkenswert waren. Ich bot auf eine Anzahl von ihnen, bemerkte aber, so oft ich eingriff, einen Herrn in den vorderen Reihen, der nur auf mein Gebot gewartet zu haben schien, um mit dem seinigen bis zu beliebiger Höhe einzusetzen. Nachdem ich diese Erfahrung hinreichend wiederholt hatte, gab ich für den Erwerb des Buches, an dem mir an diesem Tage am meisten lag, alle Hoffnung auf. Es waren die seltenen »Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers«, die Johann Wilhelm Ritter 1810 in 2 Bänden in Heidelberg hatte erscheinen lassen. Das Werk ist nie wieder gedruckt worden, die Vorrede aber, in welcher der Herausgeber als Nachruf auf seinen angeblich verstorbenen ungenannten Freund, der doch niemand ist als er selber, die Darstellung des eigenen Lebens gegeben hat, ist mir von jeher als die bedeutendste persönliche Prosa der deutschen Romantik erschienen. Im Augenblick, da man die Nummer ausrief, kam mir eine Erleuchtung. Einfach genug: Da mein Gebot die Nummer unfehlbar dem andern zuschanzen mußte, durfte ich gar nicht bieten. Ich bezwang mich, blieb stumm. Was ich erhofft hatte, trat nun ein: Kein Interesse, kein Gebot, das Buch ging zurück. Ich hielt es für klug, noch einige Tage verstreichen zu lassen. In der Tat, als ich nach einer Woche erschien, fand ich das Buch beim Antiquar vor, und der Mangel an Interesse, welchen man ihm bewiesen hatte, kam mir nun bei der Erwerbung zustatten.

Was drängt nicht alles an Erinnerung herbei, hat man sich einmal in das Kistengebirge begeben, um die Bücher im Tag- oder besser im Nachtbau aus ihm herauszuholen. Nichts könnte die Faszination dieses Auspackens deutlicher machen, als wie schwer es ist,

damit aufzuhören. Mittags hatte ich begonnen, und es war Mitternacht, ehe ich an die letzten Kisten mich herangearbeitet hatte. Hier aber fielen mir nun am Ende zwei verschossene Pappbände in die Hand, die streng genommen gar nicht in eine Bücherkiste gehören: zwei Alben mit Oblaten, die meine Mutter als Kind geklebt hat, und die ich geerbt habe. Sie sind die Samen einer Sammlung von Kinderbüchern, die noch heut ständig fortwächst, wenn auch nicht mehr in meinem Garten. – Es gibt keine lebendige Bibliothek, die nicht eine Anzahl von Buchgeschöpfen aus Grenzgebieten bei sich beherbergte. Es brauchen nicht Oblatenalben oder Stammbücher zu sein, weder Autographen noch Einbände mit Pandekten oder Erbauungstexten im Innern: manche werden an Flugblättern und Prospekten, andere an Handschriftfaksimiles oder Schreibmaschinenabschriften unauffindbarer Bücher hängen, und erst recht können Zeitschriften die prismatischen Ränder einer Bibliothek bilden. Um aber auf jene Alben zurückzukommen, so ist eigentlich Erbschaft die triftigste Art und Weise zu einer Sammlung zu kommen. Denn die Haltung des Sammlers seinen Besitztümern gegenüber stammt aus dem Gefühl der Verpflichtung des Besitzenden gegen seinen Besitz. Sie ist also im höchsten Sinne die Haltung des Erben. Den vornehmsten Titel einer Sammlung wird darum immer ihre Vererbbarkeit bilden. Wenn ich das sage, so bin ich – das sollen Sie wissen – mir recht genau darüber im klaren, wie sehr solche Entwicklung der im Sammeln enthaltenen Vorstellungswelt viele von Ihnen in Ihrer Überzeugung vom Unzeitgemäßen dieser Passion, in ihrem Mißtrauen gegen den Typus des Sammlers bestärken wird. Nichts liegt mir ferner, als Sie zu erschüttern, weder in jener Anschauung noch diesem Mißtrauen. Und nur das eine wäre anzumerken: Das Phänomen der Sammlung verliert, indem es sein Subjekt verliert, seinen Sinn. Wenn öffentliche Sammlungen nach der sozialen Seite hin unanstößiger, nach der wissenschaftlichen nützlicher sein mögen als die privaten – die Gegenstände kommen nur in diesen zu ihrem Recht. Im übrigen weiß ich, daß für den Typus, von dem ich hier spreche und den ich, ein wenig ex officio, vor Ihnen vertreten habe, die Nacht hereinbricht. Aber wie Hegel sagt: erst mit der Dunkelheit beginnt die Eule der Minerva ihren Flug. Erst im Aussterben wird der Sammler begriffen.

Nun ist es vor der letzten halbgeleerten Kiste schon längst nach

Mitternacht geworden. Andere Gedanken erfüllen mich als von denen ich sprach. Nicht Gedanken; Bilder, Erinnerungen. Erinnerungen an die Städte, in denen ich so vieles gefunden habe: Riga, Neapel, München, Danzig, Moskau, Florenz, Basel, Paris; Erinnerungen an die Münchener Prachträume Rosenthals, an den Danziger Stockturm, wo der verstorbene Hans Rhaue hauste, an den muffigen Bücherkeller von Süßengut, Berlin N; Erinnerungen an die Stuben, wo diese Bücher gestanden haben, meine Studentenbude in München, mein Berner Zimmer, an die Einsamkeit von Iseltwald am Brienzer See und schließlich mein Knabenzimmer, aus dem nur noch vier oder fünf der mehreren tausend Bände, die sich um mich zu türmen beginnen, stammen. Glück des Sammlers, Glück des Privatmanns! Hinter niemandem hat man weniger gesucht und keiner befand sich wohler dabei als er, der in der Spitzwegmaske sein verrufenes Dasein weiterführen konnte. Denn in seinem Innern haben ja Geister, mindestens Geisterchen, sich angesiedelt, die es bewirken, daß für den Sammler, ich verstehe den rechten, den Sammler wie er sein soll, der Besitz das allertiefste Verhältnis ist, das man zu Dingen überhaupt haben kann: nicht daß sie in ihm lebendig wären, er selber ist es, der in ihnen wohnt. So habe ich eines seiner Gehäuse, dessen Bausteine Bücher sind, vor Ihnen aufgeführt und nun verschwindet er drinnen, wie recht und billig.

Der destruktive Charakter

Es könnte einem geschehen, daß er, beim Rückblick auf sein Leben, zu der Erkenntnis käme, fast alle tieferen Bindungen, die er in ihm erlitten habe, seien von Menschen ausgegangen, über deren »destruktiven Charakter« alle Leute sich einig waren. Er würde eines Tages, vielleicht zufällig, auf diese Tatsache stoßen, und je härter der Chock ist, der ihm so versetzt wird, desto größer sind damit seine Chancen für eine Darstellung des destruktiven Charakters.

Der destruktive Charakter kennt nur eine Parole: Platz schaffen; nur eine Tätigkeit: räumen. Sein Bedürfnis nach frischer Luft und freiem Raum ist stärker als jeder Haß.

Der destruktive Charakter ist jung und heiter. Denn Zerstören verjüngt, weil es die Spuren unseres eigenen Alters aus dem Weg räumt; es heitert auf, weil jedes Wegschaffen dem Zerstörenden eine vollkommene Reduktion, ja Radizierung seines eignen Zustands bedeutet. Zu solchem apollinischen Zerstörerbilde führt erst recht die Einsicht, wie ungeheuer sich die Welt vereinfacht, wenn sie auf ihre Zerstörungswürdigkeit geprüft wird. Dies ist das große Band, das alles Bestehende einträchtig umschlingt. Das ist ein Anblick, der dem destruktiven Charakter ein Schauspiel tiefster Harmonie verschafft.

Der destruktive Charakter ist immer frisch bei der Arbeit. Die Natur ist es, die ihm das Tempo vorschreibt, indirekt wenigstens: denn er muß ihr zuvorkommen. Sonst wird sie selber die Zerstörung übernehmen.

Dem destruktiven Charakter schwebt kein Bild vor. Er hat wenig Bedürfnisse, und das wäre sein geringstes: zu wissen, was an Stelle des Zerstörten tritt. Zunächst, für einen Augenblick zumindest, der leere Raum, der Platz, wo das Ding gestanden, das Opfer gelebt hat. Es wird sich schon einer finden, der ihn braucht, ohne ihn einzunehmen.

Der destruktive Charakter tut seine Arbeit, er vermeidet nur schöpferische. So wie der Schöpfer Einsamkeit sich sucht, muß der Zerstörende fortdauernd sich mit Leuten, mit Zeugen seiner Wirksamkeit umgeben.

Der destruktive Charakter ist ein Signal. So wie ein trigonometrisches Zeichen von allen Seiten dem Winde, ist er von allen Seiten dem Gerede ausgesetzt. Dagegen ihn zu schützen, ist sinnlos.

Der destruktive Charakter ist gar nicht daran interessiert, verstanden zu werden. Bemühungen in dieser Richtung betrachtet er als oberflächlich. Das Mißverstandenwerden kann ihm nichts anhaben. Im Gegenteil, er fordert es heraus, wie die Orakel, diese destruktiven Staatseinrichtungen, es herausgefordert haben. Das kleinbürgerlichste aller Phänomene, der Klatsch, kommt nur zustande, weil die Leute nicht mißverstanden werden wollen. Der destruktive Charakter läßt sich mißverstehen; er fördert den Klatsch nicht.

Der destruktive Charakter ist der Feind des Etui-Menschen. Der Etui-Mensch sucht seine Bequemlichkeit, und das Gehäuse ist ihr Inbegriff. Das Innere des Gehäuses ist die mit Samt ausge-

schlagene Spur, die er in die Welt gedrückt hat. Der destruktive Charakter verwischt sogar die Spuren der Zerstörung.
Der destruktive Charakter steht in der Front der Traditionalisten. Einige überliefern die Dinge, indem sie sie unantastbar machen und konservieren, andere die Situationen, indem sie sie handlich machen und liquidieren. Diese nennt man die Destruktiven.
Der destruktive Charakter hat das Bewußtsein des historischen Menschen, dessen Grundaffekt ein unbezwingliches Mißtrauen in den Gang der Dinge und die Bereitwilligkeit ist, mit der er jederzeit davon Notiz nimmt, daß alles schief gehen kann. Daher ist der destruktive Charakter die Zuverlässigkeit selbst.
Der destruktive Charakter sieht nichts Dauerndes. Aber eben darum sieht er überall Wege. Wo andere auf Mauern oder Gebirge stoßen, auch da sieht er einen Weg. Weil er aber überall einen Weg sieht, hat er auch überall aus dem Weg zu räumen. Nicht immer mit roher Gewalt, bisweilen mit veredelter. Weil er überall Wege sieht, steht er selber immer am Kreuzweg. Kein Augenblick kann wissen, was der nächste bringt. Das Bestehende legt er in Trümmer, nicht um der Trümmer, sondern um des Weges willen, der sich durch sie hindurchzieht.
Der destruktive Charakter lebt nicht aus dem Gefühl, daß das Leben lebenswert sei, sondern daß der Selbstmord die Mühe nicht lohnt.

Der enthüllte Osterhase oder Kleine Versteck-Lehre

Verstecken heißt: Spuren hinterlassen. Aber unsichtbare. Es ist die Kunst der leichten Hand. Rastelli konnte Sachen in der Luft verstecken.
Je luftiger ein Versteck, desto geistreicher. Je freier es dem Blick nach allen Seiten preisgegeben, desto besser.
Also beileibe nichts in Schubladen, Schränke, unter die Betten oder ins Klavier stecken.
Fairneß am Ostermorgen: Alles so zu verstecken, daß es entdeckt werden kann, ohne daß irgendein Gegenstand vom Fleck bewegt werden muß.

Es braucht darum nicht frei zu liegen: eine Falte in der Tischdecke, ein Bausch im Vorhang kann schon den Ort verraten, an dem man zu suchen hat.
Sie kennen Poes Geschichte vom »Entwendeten Brief«? Dann erinnern Sie sich sicher der Frage: »Haben Sie nicht bemerkt, daß alle Menschen, wenn sie einen Brief verstecken, ihn, wenn auch nicht gerade in ein ausgehöhltes Stuhlbein, so doch wenigstens in irgend einem verborgenen Loch oder Winkel unterbringen?« Herr Dupin, Poes Detektiv, weiß das. Und darum findet er den Brief da, wo sein sehr gerissener Gegenspieler ihn aufbewahrt: nämlich im Kartenhalter an der Wand, vor aller Leute Augen.
Nicht in der »guten Stube« suchen lassen. Ostereier gehören ins Wohnzimmer, und je unaufgeräumter es ist, desto besser.
Im achtzehnten Jahrhundert hat man gelehrte Abhandlungen über die seltsamsten Dinge geschrieben: über Findelkinder und Spukhäuser, über die Arten des Selbstmordes und die Bauchrednerei. Ich könnte mir eine übers Eierverstecken ausdenken, die es an Gelehrsamkeit mit den genannten aufnehmen könnte.
Sie würde zerfallen in drei Hauptstücke oder Kapitel. Darinnen würde der Leser bekanntgemacht mit den drei Urprinzipien oder Anfangsgründen aller Verstecke-Kunst.
Ad eins: Das Prinzipium der Klammer. Das wäre die Anweisung zur Ausnutzung von Fugen und Spalten. Der Unterricht in der Kunst, Eier in der Schwebe zu halten zwischen Riegeln und Klinken, zwischen Bild und Wand, zwischen Tür und Angel, in der Öffnung eines Schlüssels so gut wie zwischen den Röhren einer Zentralheizung.
Ad zwei: Das Prinzipium der Füllung. In diesem Kapitel würde man lernen, Eier als Pfropfen auf den Flaschenhals, als Lichter auf den Kerzenhalter, als Staubgefäß in einen Blumenkelch, als Birne in eine elektrische Lampe zu praktizieren.
Ad drei: Das Prinzipium der Höhe und Tiefe. Bekanntlich fassen die Leute zuerst ins Auge, was ihnen in Blickhöhe gegenüber ist; dann schauen sie nach oben, erst ganz zuletzt kümmern sie sich um das, was zu ihren Füßen liegt. Kleine Eier kann man auf Bildleisten balancieren lassen, größere auf dem Kronleuchter, wenn man ihn noch nicht abgeschafft hat. Aber was hat das alles zu sagen im Vergleich mit der Fülle von abgefeimten Asylen, die wir fünf oder zehn Zentimeter überm Fußboden zur Verfügung

haben. Da kommt in Gestalt von Tischfüßen, Sockeln, Teppichfransen, Papierkörben, Klavierpedalen das Gras, in das der echte Osterhase allein seine Eier legt, sozusagen in der Großstadtwohnung zu Ehren.
Und da wir einmal bei der Großstadt sind, soll auch ein Trostwort für die noch dastehen, die zwischen spiegelglatten Wänden in stählernen Möbeln hausen und ihr Dasein, ganz ohne Rücksicht auf den Festkalender, rationalisiert haben. Die mögen sich ihr Grammophon oder ihre Schreibmaschine nur einmal aufmerksam angucken, dann werden sie sehen, daß sie auf kleinstem Raum an ihnen soviel Löcher und Verstecke haben als bewohnten sie eine Siebenzimmerwohnung im Makartstil.
Und nun wäre es gut, diese gewitzte Liste den Kleinen nicht vor Ostermontag in die Hände fallen zu lassen.

Ausgraben und Erinnern

Die Sprache hat es unmißverständlich bedeutet, daß das Gedächtnis nicht ein Instrument für die Erkundung des Vergangnen ist, vielmehr das Medium. Es ist das Medium des Erlebten wie das Erdreich das Medium ist, in dem die alten Städte verschüttet liegen. Wer sich der eignen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muß sich verhalten wie ein Mann, der gräbt. Vor allem darf er sich nicht scheuen, immer wieder auf einen und denselben Sachverhalt zurückzukommen – ihn auszustreuen wie man Erde ausstreut, ihn umzuwühlen, wie man Erdreich umwühlt. Denn »Sachverhalte« sind nicht mehr als Schichten, die erst der sorgsamsten Durchforschung das ausliefern, um dessentwillen sich die Grabung lohnt. Die Bilder nämlich, welche, losgebrochen aus allen früheren Zusammenhängen, als Kostbarkeiten in den nüchternen Gemächern unserer späten Einsicht – wie Torsi in der Galerie des Sammlers – stehen. Und gewiß ist's nützlich, bei Grabungen nach Plänen vorzugehen. Doch ebenso ist unerläßlich der behutsame, tastende Spatenstich in's dunkle Erdreich. Und der betrügt sich selber um das Beste, der nur das Inventar der Funde macht und nicht im heutigen Boden Ort und Stelle bezeichnen kann, an denen er das Alte aufbewahrt. So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den

Ort bezeichnen, an dem der Forscher ihrer habhaft wurde. Im strengsten Sinne episch und rhapsodisch muß daher wirkliche Erinnerung ein Bild zugleich von dem der sich erinnert geben, wie ein guter archäologischer Bericht nicht nur die Schichten angeben muß, aus denen seine Fundobjekte stammen, sondern jene andern vor allem, welche vorher zu durchstoßen waren.

Traum

Ich ging spät abends nach Hause. Es war eigentlich nicht mein Haus, vielmehr ein prächtiges Mietshaus, in welches ich träumend S . . . l . . . n's einlogiert hatte. Da begegnete mir, aus einer Seitenstraße schnell auf mich zueilend, in nächster Nähe des Hausportals, eine Frau, die im Vorübergehen ebenso schnell wie sie sich bewegte flüsterte: Ich geh zum Tee! ich geh zum Tee! Ich folgte der Versuchung ihr nachzugehn nicht, trat vielmehr in das Haus von S . . . l . . . n's ein, wo sich alsbald ein unangenehmer Auftritt ergab, in dessen Verlauf der Sohn des Hauses mich an der Nase faßte. Unter entschiedenen Protestworten warf ich die Haustür hinter mir zu. Kaum war ich wieder im Freien, als aus derselben Straße mit denselben Worten dasselbe Frauenzimmer auf mich zuschnellte und diesmal folgte ich ihr. Zu meiner großen Enttäuschung ließ sie sich nicht ansprechen, sondern eilte immer gleich schnell eine etwas abschüssige Gasse entlang, bis sie vor einem eisernen Gitter engste Fühlung mit einem ganzen Haufen von Dirnen bekam, die da offenbar vor ihrem Quartier standen. Ein Schutzmann war nicht weit davon postiert. Mitten in so viel Verlegenheiten erwachte ich. Da fiel mir ein, daß die erregende, gestreifte Seidenbluse des Mädchens in grün und violett geglänzt hatte: den Farben der Packung von Fromms Act. – Diesem Traum ließe sich ein Motto vorsetzen. Es steht im »Manuel des Boudoirs ou essais sur les demoiselles d'Athènes« von 1789: »Forcer les filles de profession de tenir leurs portes ouvertes; la sentinelle se promènerait dans les corridors.«

Ibizenkische Folge

Ibiza, April/Mai 1932.

Höflichkeit

Es ist bekannt, wie die beglaubigten Forderungen der Ethik: Aufrichtigkeit, Demut, Nächstenliebe, Mitleid und viele andere im Interessenkampf des Alltags ins Hintertreffen geraten. Desto erstaunlicher, daß man so selten über die Vermittlung nachgedacht hat, die die Menschen seit Jahrtausenden in diesem Konflikt gesucht und gefunden haben. Das wahrhaft Mittlere, die Resultante zwischen den widerstreitenden Komponenten der Sittlichkeit und des Kampfes ums Dasein ist Höflichkeit. Die Höflichkeit ist keins von beiden: weder sittliche Forderung noch Waffe im Kampf und ist dennoch beides. Mit anderen Worten: sie ist ein Nichts und sie ist alles, je nachdem, von welcher Seite man sie betrachtet. Ein Nichts ist sie als schöner Schein, als Form, gefällig über die Grausamkeit des Streits, der von den Partnern ausgetragen wird, hinwegzutäuschen. Und wie sie nichts weniger als rigorose Sittenvorschrift (sondern nur Repräsentation der außer Kraft gesetzten), so ist auch ihr Wert für den Kampf ums Dasein (Repräsentation von seiner Unentschiedenheit) fiktiv. Dieselbe Höflichkeit jedoch ist alles, wo sie von der Konvention sich selbst und damit auch den Vorgang freimacht. Ist das Verhandlungszimmer von den Schranken der Konvention wie eine Stechbahn rings umschlossen, so tritt die wahre Höflichkeit in Kraft, indem sie diese Schranken niederreißt, das heißt den Kampf ins Schrankenlose erweitert, doch zugleich all jene Kräfte und Instanzen, die er ausschloß, als Helfer, Mittler und Versöhner einläßt. Wer sich von dem abstrakten Bild der Lage, in welcher er mit seinem Partner sich befindet, beherrschen läßt, wird immer nur gewalttätige Versuche, den Sieg in diesem Kampf an sich zu reißen, unternehmen können. Er hat alle Chancen, der Unhöfliche zu bleiben. Ein wacher Sinn dagegen für das Extreme, Komische, Private oder Überraschende der Lage ist die Hohe Schule der Höflichkeit. Er spielt dem, der ihn übt, die Regie der Unterhandlung, am Ende aber auch die der Interessen zu; und schließlich ist er es, der ihre widerstreitenden Elemente vor den erstaunten Augen seines Partners wie die Karten einer Patience verschiebt. Geduld ist ohnehin das Kernstück

der Höflichkeit und von allen Tugenden vielleicht die einzige, welche sie unverwandelt übernimmt. Was aber die übrigen betrifft, von denen die gottverlassene Konvention vermeint, es könne ihnen nur in einem »Konflikt der Pflichten« ihr Recht werden, so hat die Höflichkeit als die Muse des Mittelwegs ihnen längst gegeben, was ihnen zukommt: nämlich dem Unterliegenden die nächste Chance.

Nicht abraten

Wer um Rat gefragt wird, tut gut, zuerst des Fragenden eigene Meinung zu ermitteln, um sie sodann ihm zu bekräftigen. Von eines anderen größerer Klugheit ist keiner so leicht überzeugt, und wenige würden daher um Rat fragen, geschähe es mit dem Vorsatz, einem fremden zu folgen. Es ist vielmehr ihr eigener Entschluß, im Stillen schon gefaßt, den sie noch einmal, von der Kehrseite gleichsam, als »Rat« des anderen kennen lernen wollen. Diese Vergegenwärtigung erbitten sie von ihm, und sie haben recht. Denn das Gefährlichste ist, was man »bei sich« beschloß, ins Werk zu setzen, ohne es Rede und Gegenrede wie einen Filter passieren zu lassen. Darum ist dem, der Rat sucht, schon halb geholfen, und wenn er Verkehrtes vorhat, so ist, ihn skeptisch zu bestärken, besser, als ihm überzeugt zu widersprechen.

Raum für das Kostbare

Durch offene Türen, vor denen Perlvorhänge gerafft sind, dringt in den kleinen Dörfern im Süden Spaniens der Blick in Interieurs, aus deren Schatten das Weiß der Wände blendend hervorschlägt. Diese Wände werden vielmals im Jahre geweißt. Und vor der rückwärtigen stehen für gewöhnlich, streng ausgerichtet und symmetrisch, drei, vier Stühle. Um ihre Mittelachse aber spielt die Zunge einer unsichtbaren Waage, in der Willkomm und Abwehr in gleich schweren Schalen liegen. Wie sie so dastehen, anspruchslos in der Form, aber mit auffallend schönem Geflecht, läßt sich manches von ihnen ablesen. Kein Sammler könnte Teppiche Ispahans oder Gemälde van Dycks mit größerem Selbstbewußtsein an den Wänden seines Vestibüls ausstellen als der Bauer diese Stühle in der kahlen Diele. Sie sind aber nicht nur Stühle. Wenn der Sombrero über der Lehne hängt, so haben sie im Nu ihre

Funktion gewechselt. Und in der neuen Gruppe erscheint der Strohhut nicht weniger kostbar als der schlichte Stuhl. So mögen Fischernetz und Kupferkessel, Ruder und tönerne Amphora sich zusammenfinden und hundertmal am Tag sind sie beim Anstoß des Bedarfs bereit, den Platz zu wechseln, neu sich zu vereinen. Mehr oder minder sind sie alle kostbar. Und das Geheimnis ihres Wertes ist die Nüchternheit – jene Kargheit des Lebensraums, in dem sie nicht allein die Stelle, die sie gerade haben, sichtbar haben, sondern Raum, die immer neuen Stellen einzunehmen, an die sie gerufen werden. Im Hause, wo kein Bett ist, ist der Teppich, mit welchem der Bewohner nachts sich zudeckt, im Wagen, wo kein Polster ist, das Kissen kostbar, das man auf seinen harten Boden legt. In unseren wohlbestellten Häusern aber ist kein Raum für das Kostbare, weil kein Spielraum für seine Dienste.

Erster Traum

Mit Jula war ich unterwegs, es war ein Mittelding zwischen Bergwanderung und Spaziergang, das wir unternommen hatten, und nun näherten wir uns dem Gipfel. Seltsamerweise wollte ich das an einem sehr hohen, schräg in den Himmel stoßenden Pfahl erkennen, der, an der überragenden Felswand aufragend, sie überschnitt. Als wir dann oben waren, war das gar kein Gipfel, sondern eher ein Hochplateau, über das eine breite, beiderseits von altertümlichen ziemlich hohen Häusern gebildete Straße sich zog. Nun waren wir mit einmal nicht mehr zu Fuß, sondern saßen in einem Wagen, der durch diese Straße fuhr, nebeneinander, auf dem rückwärtigen Sitz, wie mir scheint; vielleicht änderte auch, während wir in ihm saßen, der Wagen die Fahrtrichtung. Da beugte ich mich zu Jula, um sie zu küssen. Sie bot mir nicht den Mund, sondern die Wange. Und während ich sie küßte, bemerkte ich, daß diese Wange aus Elfenbein und ihrer ganzen Länge nach von schwarzen, kunstvoll ausgespachtelten Riefen durchzogen war, die mich durch ihre Schönheit ergriffen.

Windrose des Erfolges

Es ist ein eingewurzeltes Vorurteil, daß es der Wille sei, der zum Erfolge der Schlüssel ist. Ja, läge der Erfolg nur in der Linie des

Einzeldaseins, wäre er nicht auch der Ausdruck dafür, wie dieses Dasein in das Weltgefüge eingreift. Ein Ausdruck freilich, voller Vorbehalte. Doch sind denn Vorbehalte etwa weniger gegenüber dem Einzeldasein und dem Weltgefüge selbst am Platz? Daher ist der Erfolg, den man so gerne als blindes Spiel des Zufalls beiseite schiebt, der tiefste Ausdruck für die Kontingenzen dieser Welt. Der Erfolg ist die Marotte des Weltgeschehens. Somit hat er am wenigsten zu schaffen mit dem Willen, der ihm nachjagt. Überhaupt sind es nicht die Gründe, die ihn herbeiführen, an denen seine wahre Natur sich dartut, sondern die Figuren der Menschen, die er bestimmt. Es sind seine Lieblinge, an denen er sich zu erkennen gibt. Seine Schoßkinder – und seine Stiefkinder. Der Marotte des Weltgeschehens entspricht die Idiosynkrasie im Einzeldasein. Davon sich Rechenschaft zu geben, war von jeher das Vorrecht des Komischen, dessen Gerechtigkeit kein Werk des Himmels, sondern das unzähliger Versehen ist, die endlich, infolge eines letzten kleinen Fehlers, doch das genaue Resultat ergeben. Wo aber sitzt die Idiosynkrasie des Subjekts? In der Überzeugung. Der Nüchterne, der keine Idiosynkrasien hat, lebt, ohne Überzeugungen zu kennen; Leben und Denken haben sie ihm längst zu Weisheit, wie Mühlsteine das Korn zu Mehl, zerrieben. Die komische Figur jedoch ist niemals weise. Sie ist ein Schelm, ein Tropf, ein Narr, ein armer Schlucker, aber was sie auch sei: diese Welt paßt ihr wie angegossen. Ihr ist Erfolg kein Stern und Mißerfolg kein Unstern. Sie fragt nach Schicksal, Mythos und Verhängnis überhaupt nicht. Ihr Schlüssel ist eine mathematische Figur, die um die Achsen des Erfolges und der Überzeugung konstruiert ist. Die Windrose des Erfolges:

Erfolg bei Preisgabe jedweder Überzeugung. Normalfall des Erfolges: Chlestakoff oder der Hochstapler. – Der Hochstapler läßt sich von der Situation wie ein Medium leiten. Mundus vult decipi. Er wählt sogar seine Namen der Welt zu Gefallen.

Erfolg bei Annahme jedweder Überzeugung. Geniefall des Erfolges. Schweyk oder der Glückspilz. – Der Glückspilz ist eine ehrliche Haut, die es allen recht machen will. Hans im Glück tauscht mit jedem, der Lust dazu hat.

Erfolglosigkeit bei Annahme jedweder Überzeugung. Normalfall der Erfolglosigkeit: Bouvard und Pécuchet oder der Spießer. –

Der Spießer ist der Märtyrer jedweder Überzeugung von Laotse bis Rudolf Steiner. Für jede aber »nur ein viertel Stündchen«. *Erfolglosigkeit* bei Preisgabe jedweder Überzeugung. Geniefall der Erfolglosigkeit: Chaplin oder der Schlemihl. – Der Schlemihl nimmt an nichts Anstoß; er stolpert nur über seine eigenen Füße. Er ist der einzige Friedensengel, der auf die Erde paßt.

Dies die Windrose zur Bestimmung aller guten und widrigen Winde, die mit dem menschlichen Dasein ihr Spiel treiben. Nichts bleibt als ihre Mitte zu bestimmen, den Schnittpunkt der Achsen, den Ort völliger Indifferenz von Erfolg und von Mißerfolg. In dieser Mitte ist der Don Quichotte zu Hause, *der Mann einer einzigen Überzeugung*, dessen Geschichte lehrt, daß in dieser besten oder schlechtesten aller denkbaren Welten, – nur ist sie eben nicht denkbar – die Überzeugung, es sei wahr, was in den Ritterbüchern steht, einen geprügelten Narren selig macht, wenn sie nur seine einzige ist.

Übung

Daß der Schüler den Inhalt des Buchs unterm Kopfkissen am Morgen auswendig weiß, der Herr es den Seinen im Schlafe gibt und die Pause schöpferisch ist – dem Spielraum zu geben ist das A und O aller Meisterschaft und ihr Kennzeichen. Dieser Lohn eben ist es, vor den die Götter den Schweiß gesetzt haben. Denn Kinderspiel ist Arbeit, welche mäßigen Erfolg verspricht, mit der verglichen, die das Glück herbeiruft. So rief Rastellis ausgestreckter kleiner Finger den Ball herbei, der wie ein Vogel auf ihn heraufhüpfte. Die Übung von Jahrzehnten, die dem voranging, hat in Wahrheit weder den Körper noch den Ball »unter seine Gewalt«, sondern dies zustande gebracht: daß beide hinter seinem Rücken sich verständigten. Den Meister durch Fleiß und Mühe bis zur Grenze der Erschöpfung zu ermüden, so daß endlich der Körper und ein jedes seiner Glieder nach ihrer eigenen Vernunft handeln können – das nennt man üben. Der Erfolg ist, daß der Wille, im Binnenraum des Körpers, ein für alle Mal zu Gunsten der Organe abdankt – zum Beispiel der Hand. So kommt es vor, daß einer nach langem Suchen das Vermißte sich aus dem Kopf schlägt, dann eines Tages etwas anderes sucht und so das erste

ihm in die Hand fällt. Die Hand hat sich der Sache angenommen und im Handumdrehn ist sie einig mit ihr geworden.

Vergiß das Beste nicht

Eine mir bekannte Person war am ordentlichsten in der Periode ihres Lebens, als sie am unglücklichsten war. Sie vergaß nichts. Ihre laufenden Geschäfte registrierte sie bis ins Kleinste, und wenn es sich um eine Verabredung handelte – die sie niemals vergaß – war sie die Pünktlichkeit selbst. Ihr Lebensweg war wie gepflastert, und es blieb nicht die kleinste Ritze, wo die Zeit hätte ins Kraut schießen können. So ging es eine ganze Weile fort. Da traten Umstände ein, die eine Änderung im Dasein des Betreffenden zur Folge hatten. Es begann damit, daß er die Uhr abschaffte. Er übte sich im Zuspätkommen, und wenn der andere schon gegangen war, nahm er Platz, um zu warten. Hatte er etwas zur Hand zu nehmen, so fand er es selten, und mußte er irgendwo aufräumen, so wuchs die Unordnung anderswo um so mehr. Wenn er an seinen Schreibtisch trat, sah es aus, als ob da einer gehaust hätte. Er selber aber war es, welcher so in Trümmern horstete und hauste, und was er auch besorgte, gleich baute er, wie Kinder, wenn sie spielen, sich selber ein. Und wie die Kinder überall in Taschen, im Sand, im Schubfach auf Vergessenes stoßen, was sie sich da versteckt gehalten haben, so ging es ihm nicht nur im Denken, sondern auch im Leben. Freunde besuchten ihn, wenn er am wenigsten an sie dachte und sie am nötigsten hatte, und seine Geschenke, die nicht kostbar waren, kamen so zur rechten Zeit, als hätte er die Wege des Himmels in Händen. Damals erinnerte er sich am liebsten der Sage vom Hirtenbuben, der eines Sonntags Einlaß in den Berg mit seinen Schätzen, zugleich jedoch die rätselhafte Weisung mitbekommt: »Vergiß das Beste nicht.« In dieser Zeit befand er sich leidlich wohl. Weniges erledigte er und hielt nichts für erledigt.

Gewohnheit und Aufmerksamkeit

Die erste aller Eigenschaften, sagt Goethe, ist die Aufmerksamkeit. Sie teilt jedoch den Vorrang mit der Gewohnheit, die ihr vom ersten Tage an das Feld bestreitet. Alle Aufmerksamkeit

muß in Gewohnheit münden, wenn sie den Menschen nicht sprengen, alle Gewohnheit von Aufmerksamkeit verstört werden, wenn sie den Menschen nicht lähmen soll. Aufmerken und Gewöhnung, Anstoß nehmen und Hinnehmen sind Wellenberg und Wellental im Meer der Seele. Dieses Meer aber hat seine Windstillen. Daß einer, der ganz und gar auf einen quälenden Gedanken, auf einen Schmerz und seine Stöße sich konzentriert, dem leisesten Geräusche, einem Murmeln, dem Flug eines Insekts zur Beute werden kann, den ein aufmerksameres und schärferes Ohr vielleicht gar nicht vernommen hätte, steht außer Zweifel. Die Seele, so meint man, läßt sich um so leichter ablenken, je konzentrierter sie ist. Aber ist dieses Lauschen nicht weniger das Ende als die äußerste Entfaltung der Aufmerksamkeit – der Augenblick, da sie aus ihrem eigenen Schoße die Gewohnheit hervorgehen läßt? Dies Schwirren oder Summen ist die Schwelle, und unvermerkt hat die Seele sie überschritten. Es ist, als wolle sie nie mehr in die gewohnte Welt zurück, sie wohnt nun in einer neuen, in der der Schmerz ihr Quartiermacher ist. Aufmerksamkeit und Schmerz sind Komplemente. Doch auch Gewohnheit hat ein Komplement, und dessen Schwelle übertreten wir im Schlaf. Denn was im Traume sich an uns vollzieht, ist ein neues und unerhörtes Merken, das sich im Schoße der Gewohnheit losringt. Erlebnisse des Alltags, abgedroschene Reden, der Bodensatz, der uns im Blick zurückblieb, das Pulsen des eigenen Blutes – dies vorher Unvermerkte macht – verstellt und überscharf – den Stoff zu Träumen. Im Traum kein Staunen und im Schmerze kein Vergessen, weil beide ihren Gegensatz schon in sich tragen, wie Wellenberg und Wellental bei Windstille ineinander gebettet liegen.

Bergab

Das Wort Erschütterung hat man bis zum Überdruß vernommen. Da darf wohl etwas zu seiner Ehre gesagt werden. Es wird sich keinen Augenblick vom Sinnlichen entfernen und sich vor allem an das Eine halten: daß Erschütterung zum Einsturz führt. Wollen die, die uns bei jeder Premiere oder jeder Neuerscheinung ihrer Erschütterung versichern, nun sagen, etwas in ihnen sei eingestürzt? Ach, die Phrase, die vorher feststand, steht auch

nachher fest. Wie könnten sie sich auch die Pause gönnen, auf die allein der Einsturz folgen kann. Nie hat sie einer deutlicher gespürt als Marcel Proust beim Tode der Großmutter, der ihm erschütternd, aber gar nicht wirklich schien, bis ihm am Abend, da er sich die Schuhe auszieht, Tränen kommen. Warum? Weil er sich bückte. So ist der Körper gerad dem tiefen Schmerz Erwecker und kann es dem tiefen Denken nicht minder werden. Beides braucht Einsamkeit. Wer einmal einsam einen Berg erstieg, erschöpft da oben ankam, um sodann mit Schritten, welche seinen ganzen Körperbau erschüttern, sich bergab zu wenden, dem lokkert sich die Zeit, die Scheidewände in seinem Innern stürzen ein und durch den Schotter der Augenblicke trollt er wie im Traum. Manchmal versucht er stehen zu bleiben und kann es nicht. Wer weiß, ob es Gedanken sind, was ihn erschüttert, oder der rauhe Weg? Sein Körper ist ein Kaleidoskop geworden, das ihm bei jedem Schritte wechselnde Figuren der Wahrheit vorführt.

Haschisch in Marseille

Vorbemerkung: Eines der ersten Zeichen, daß der Haschisch zu wirken beginnt, »ist ein dumpfes Ahnungs- und Beklommenheitsgefühl; etwas Fremdes, Unentrinnbares naht... Bilder und Bilderreihen, längst versunkene Erinnerungen treten auf, ganze Szenen und Situationen werden gegenwärtig, sie erregen zuerst Interesse, zuweilen Genuß, schließlich, wenn es kein Abwenden von ihnen gibt, Ermüdung und Pein. Von allem, was geschieht, auch von dem, was er sagt und tut, wird der Mensch überrascht und überwältigt. Sein Lachen, all seine Äußerungen stoßen ihm zu wie Geschehnisse von außen. Er gelangt auch zu Erlebnissen, die der Eingebung, der Erleuchtung nahekommen... Der Raum kann sich weiten, der Boden abschüssig werden, atmosphärische Sensationen treten auf: Dunst, Undurchsichtigkeit, Schwere der Luft; Farben werden heller, leuchtender; Gegenstände schöner oder auch klobig und bedrohlich... All dies vollzieht sich nicht in kontinuierlicher Entwicklung, vielmehr ist das Typische ein fortwährender Wechsel von traumhaftem und wachem Zustand, ein ständiges, schließlich erschöpfendes Hin- und Hergeworfenwerden zwischen völlig verschiedenen Bewußtseinswelten; mitten im Satz kann dieses Versinken oder Auftauchen erfolgen... Von alledem berichtet uns der Berauschte in einer Form, die meist sehr erheblich von der Norm abweicht. Die Zusammenhänge werden wegen des oft plötzlichen Abreißens jeder Erinnerung an Vorhergegangenes schwierig, das Denken gestaltet sich nicht zum Wort, die Situation kann von so bezwingender Heiterkeit werden, daß der Haschischesser minutenlang zu

nichts fähig ist als zum Lachen... Die Erinnerung an den Rausch ist überraschend scharf.« – »Es ist merkwürdig, daß die Haschischvergiftung bisher noch nicht experimentell bearbeitet wurde. Die vorzüglichste Schilderung des Haschisch-Rausches stammt von Baudelaire (Paradis artificiels).« Aus Joël und Fränkel: »Der Haschisch-Rausch«, Klinische Wochenschrift 1926, V, 37.

Marseille, 29. Juli. Um sieben Uhr abends nach langem Zögern Haschisch genommen. Ich war am Tage in Aix gewesen. Mit der unbedingten Gewißheit, in dieser Stadt von Hunderttausenden, wo niemand mich kennt, nicht gestört werden zu können, liege ich auf dem Bett. Und doch stört mich ein kleines Kind, das weint. Ich denke, es ist schon eine Dreiviertelstunde verstrichen. Aber nun sind es doch erst zwanzig Minuten... So liege ich auf dem Bett; las und rauchte. Mir gegenüber immer dieser Blick in den ventre von Marseille. Die Straße, die ich so oft sah, ist wie ein Schnitt, den ein Messer gezogen hat.
Ich verließ endlich das Hotel, mir schien die Wirkung auszubleiben oder so schwach werden zu sollen, daß die Vorsicht des Daheimbleibens unterlassen werden mochte. Erste Station das Café Ecke Cannebière und Cours Belsunce. Vom Hafen gesehen das rechte, also nicht mein gewöhnliches. Nun? Nur das gewisse Wohlwollen, die Erwartung, Leute einem freundlich entgegenkommen zu sehen. Das Gefühl der Einsamkeit verliert sich recht rasch. Mein Stock fängt an, mir besondere Freude zu machen. Man wird so zart: fürchtet, ein Schatten, der aufs Papier fällt, könnte ihm schaden. – Der Ekel schwindet. Man liest die Tafeln auf den Pissoirs. Ich würde mich nicht wundern, wenn der und der auf mich zukäme. Da sie es aber nicht tun, macht es mir auch nichts. Es ist mir hier jedoch zu laut.
Nun kommen die Zeit- und Raumansprüche zur Geltung, die der Haschischesser macht. Die sind ja bekanntlich absolut königlich. Versailles ist dem, der Haschisch gegessen hat, nicht zu groß, und die Ewigkeit dauert ihm nicht zu lange. Und auf dem Hintergrunde dieser immensen Dimensionen des inneren Erlebens, der absoluten Dauer und der unermeßlichen Raumwelt, verweilt nun ein wundervoller, seliger Humor desto lieber bei den Kontingenzen der Raum- und Zeitwelt. Ich empfinde diesen Humor unendlich, wenn ich im Restaurant Basso erfahre, die warme Küche würde gleich geschlossen, während ich mich eben niedergelassen

habe, um mich in die Ewigkeit hineinzutafeln. Nachher nichtsdestoweniger das Gefühl, daß ja dies alles hell, besucht, belebt ist und auch bleiben wird. Ich muß notieren, wie ich meinen Platz fand. Mir kam es auf den Blick auf den vieux port an, den man von den oberen Etagen aus hat. Im Vorbeigehen, unten, erspähte ich einen freien Tisch auf den Balkons des zweiten Stockwerks. Schließlich kam ich doch nur bis zum ersten. Die meisten Tische am Fenster waren besetzt. Da ging ich auf einen ganz großen zu, der eben erst frei geworden war. Im Augenblick des Platznehmens aber schien mir das Mißverhältnis: mich an einem so großen Tisch zu placieren, so beschämend, daß ich quer durch das ganze Stockwerk auf das entgegengesetzte Ende zuging, um an einem kleineren Platz zu nehmen, der eben dort mir erst sichtbar geworden war.

Aber das Essen war später. Erst die kleine Bar am Hafen. Ich war schon grade wieder im Begriffe, ratlos kehrt zu machen, denn auch von dort schien ein Konzert und zwar ein Bläserchor zu kommen. Gerade daß ich mir noch Rechenschaft davon geben konnte, das sei nichts anderes als das Geheul der Autohupen. Auf dem Wege zum vieux port schon diese wundervolle Leichtigkeit und Bestimmtheit im Schritt, die den steinigen, unartikulierten Erdboden des großen Platzes, über den ich ging, mir zum Boden einer Landstraße machte, über die ich, rüstiger Wanderer, bei Nacht dahinzog. Denn die Cannebière vermied ich um diese Zeit noch, meiner regulierenden Funktionen nicht ganz sicher. In jener kleinen Hafenbar begann dann der Haschisch seinen eigentlich kanonischen Zauber mit einer primitiven Schärfe spielen zu lassen, mit der ich ihn vordem wohl noch kaum erlebte. Nämlich er machte mich zum Physiognomiker, zumindest zum Betrachter von Physiognomien, und ich erlebte etwas in meiner Erfahrung ganz Einziges: ich verbiß mich förmlich in die Gesichter, die ich da um mich hatte und die zum Teil von remarkabler Roheit oder Häßlichkeit waren. Gesichter, die ich gemeinhin aus einem doppelten Grunde gemieden hätte: weder hätte ich gewünscht, ihre Blicke auf mich zu ziehen, noch hätte ich ihre Brutalität ertragen. Es war ein ziemlich weit vorgeschobener Posten, diese Hafenkneipe. (Ich glaube, der äußerste, der mir ohne Gefahr noch zugänglich war und den ich hier, im Rausche, mit derselben Sicherheit ermessen hatte, mit der man, tief ermüdet, ein Glas mit Wasser so

genau randvoll und daß kein Tropfen überfließt, zu füllen weiß, wie man mit frischen Sinnen es niemals zustande bringt.) Immer noch weit genug entfernt von der Rue Bouterie, aber doch saß da kein Bourgeois; höchstens neben dem eigentlichen Hafenproletariat ein paar Kleinbürgerfamilien aus der Nachbarschaft. Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler – ist es nicht Rembrandt geschehen und vielen anderen? – die Häßlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit, besser als ihr Schatzbehalter, als das zerrissene Gebirge mit dem ganzen inwendigen Golde des Schönen, erscheinen konnte, das aus Falten, Blicken, Zügen herausblitzte. Besonders erinnere ich mich an ein grenzenlos tierisches und gemeines Männerantlitz, aus dem mich plötzlich die »Falte des Verzichts« erschütternd traf. Männergesichter waren es vor allem, die es mir angetan hatten. Es fing nun das lang ausgehaltene Spiel an, daß in jedem Antlitz mir ein Bekannter auftauchte; oft wußte ich seinen Namen, oft wieder nicht; die Täuschung schwand, wie im Traume Täuschungen schwinden, nämlich nicht beschämt und kompromittiert, sondern friedlich und freundlich wie ein Wesen, das seine Schuldigkeit getan hat. Unter diesen Umständen konnte von Einsamkeit keine Rede mehr sein. War ich mir selbst Gesellschaft? Das wohl denn doch nicht so unverstellt. Ich weiß auch nicht, ob es mich dann so hätte beglücken können. Sondern wohl eher dieses: ich wurde mir selber der gewiegteste, zarteste, unverschämteste Kuppler und führte mir die Dinge mit der zweideutigen Sicherheit dessen zu, der die Wünsche seines Auftraggebers aus dem Grunde kennt und studiert hat. – Dann begann es eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis der Kellner wieder erschien. Vielmehr ich konnte sein Erscheinen nicht abwarten. Ich trat in den Barraum ein und bezahlte am Tisch. Ob in solcher Kneipe Trinkgeld üblich, weiß ich nicht. Sonst aber hätte ich in jedem Fall etwas gegeben. Im Haschisch, gestern, war ich eher knauserig; aus Furcht, durch Extravaganzen aufzufallen, machte ich mich erst recht auffällig.

So auch bei Basso. Erst ließ ich ein Dutzend Austern kommen. Der Mann wollte auch den folgenden Gang gleich bestellt wissen. Ich bezeichnete irgend etwas Landläufiges. Er kam nun mit der Nachricht, das sei nicht mehr da. Da strich ich auf der Karte in der Nähe dieser Speise herum, schien eins nach dem anderen bestellen zu wollen, dann fiel mir der Name des Darüberstehenden

ins Auge und so fort, bis ich endlich beim Obersten angelangt war. Das war aber nicht nur Verfressenheit, sondern eine ganz ausgesprochene Höflichkeit gegen die Speisen, die ich nicht durch eine Ablehnung beleidigen wollte. Kurz, ich blieb an einem pâté de Lyon hängen. Löwenpastete, dachte ich witzig lachend, als es sauber auf einem Teller vor mir lag, und dann verächtlich: Dies zarte Hasen- oder Hühnchenfleisch – was es nun sein mag. Meinem Löwenhunger wäre es nicht unangemessen erschienen, sich an einem Löwen zu sättigen. Im übrigen stand mir im stillen fest, ich würde, sowie ich bei Basso fertig sei (das war gegen halb elf), woandershin gehen und ein zweites Mal zu Abend essen.

Erst aber noch der Gang zu Basso. Ich strich am Kai entlang und las einen nach dem anderen die Namen der Boote, die dort festgemacht waren. Dabei überkam mich eine unbegreifliche Fröhlichkeit, und ich lächelte der Reihe nach allen Vornamen Frankreichs ins Gesicht. Mir schien die Liebe, die diesen Booten mit ihrem Namen versprochen war, wunderbar schön und rührend. Nur an einem »Aero II«, das mich an Luftkrieg erinnerte, ging ich unleutselig vorüber, genau wie ich zuletzt auch in der Bar, aus welcher ich gekommen war, über gewisse, allzu entstellte Mienen mit den Blicken hatte hinweggehen müssen.

Oben bei Basso begannen dann, wenn ich hinunter sah, die alten Spiele. Der Platz vorm Hafen war meine Palette, auf der die Phantasie die Ortsgegebenheiten mischte, so und anders probierte ohne Rechenschaft von sich zu fordern, so wie ein Maler, der auf der Palette träumt. Ich zögerte, dem Wein zuzusprechen. Es war eine halbe Flasche Cassis. Ein Stück Eis schwamm im Glase. Doch vertrug er sich trefflich mit meiner Droge. Ich hatte meinen Platz der geöffneten Scheibe wegen gewählt, durch die ich auf den dunklen Platz hinunterblicken konnte. Und wenn ich dies nun hin und wieder tat, bemerkte ich, daß er die Neigung hatte, mit jedem, der ihn betrat, sich zu verändern, gleich als bilde er ihm eine Figur, die, wohlverstanden, nichts mit dem zu tun hat, wie er ihn sieht, sondern eher mit dem Blick, welchen die großen Porträtisten des siebzehnten Jahrhunderts je nach dem Charakter der Standesperson, die sie vor eine Säulengalerie oder ein Fenster stellen, aus dieser Galerie, diesem Fenster herausheben. Später notierte ich im Herunterschauen: »Vom Jahrhundert zu Jahrhundert werden die Dinge fremder.«

Ich muß hier dies allgemein anmerken: Die Einsamkeit solchen Rausches hat ihre Schattenseiten. Nur vom Physischen zu sprechen, so gab es einen Augenblick dort in der Hafenkneipe, wo ein heftiger Druck aufs Zwerchfell sich Erleichterung in einem Summen suchte. Und kein Zweifel, daß wirklich Schönes, Einleuchtendes unerweckt bleibt. Aber andererseits wirkt Einsamkeit dann wieder als ein Filter. Was man am nächsten Tage niederschreibt, ist mehr als eine Aufzählung von Impressionen; der Rausch setzt sich in der Nacht mit schönen prismatischen Rändern gegen den Alltag ab; er bildet eine Art Figur und ist andenklicher. Ich möchte sagen: er schrumpft und bildet eine Blumenform.
Man müßte, um den Rätseln des Rauschglücks näher zu kommen, über den Ariadne-Faden nachdenken. Welche Lust in dem bloßen Akt, einen Knäuel abzurollen. Und diese Lust ganz tief verwandt mit der Rauschlust wie mit der Schaffenslust. Wir gehen vorwärts; wir entdecken dabei aber nicht nur die Windungen der Höhle, in die wir uns vorwagen, sondern genießen dieses Entdeckerglück nur auf dem Grunde jener anderen rhythmischen Seligkeit, die da im Abspulen eines Knäuels besteht. Eine solche Gewißheit vom kunstreich gewundenen Knäuel, das wir abspulen – ist das nicht das Glück jeder, zumindest prosaförmigen, Produktivität? Und im Haschisch sind wir genießende Prosawesen höchster Potenz.
An ein sehr versunkenes Glücksempfinden, das nachher auf einem Seitenplatz der Cannebière auftrat, wo die Rue Paradis in Anlagen mündet, ist schwerer heranzukommen als an alles bisherige. Ich finde glücklicherweise auf meiner Zeitung den Satz: »Mit dem Löffel muß man das Gleiche aus der Wirklichkeit schöpfen.« Mehrere Wochen vorher hatte ich einen anderen von Johannes V. Jensen notiert, der scheinbar Ähnliches sagte: »Richard war ein junger Mann, der Sinn für alles Gleichartige in der Welt hatte.« Dieser Satz hatte mir sehr gefallen. Er ermöglicht mir jetzt, den politisch-rationalen Sinn, den er für mich besaß, mit dem individuell-magischen meiner gestrigen Erfahrung zu konfrontieren. Während der Satz bei Jensen für mich darauf hinauskam, daß die Dinge so sind, wie wir ja wissen, durchtechnisiert, rationalisiert, und das Besondere steckt heute nur noch in Nüancen, war die neue Einsicht durchaus anders. Ich sah nämlich nur Nüancen: diese jedoch waren gleich. Ich vertiefte mich in das

Pflaster vor mir, das durch eine Art Salbe, mit der ich gleichsam darüber hinfuhr, als eben dieses Selbe und Nämliche auch das Pariser Pflaster sein konnte. Man redet oft davon: Steine für Brot. Hier diese Steine waren das Brot meiner Phantasie, die plötzlich heißhungrig darauf geworden war, das Gleiche aller Orte und Länder zu kosten. Und dennoch dachte ich mit ungeheurem Stolz daran, hier in Marseille im Haschischrausche zu sitzen; wer hier wohl noch meinen Rausch teile, an diesem Abend, wie wenige. Wie ich nicht fähig sei, kommendes Unglück, kommende Einsamkeit zu fürchten, immer bliebe der Haschisch. In diesem Stadium spielte die Musik von einem Nachtlokal, das nebenan lag und welcher ich gefolgt war, eine Rolle. G. fuhr in einer Droschke an mir vorüber. Es war ein Husch, genau wie vorher aus dem Schatten der Boote sich plötzlich in Gestalt eines Hafenbummlers und Gelegenheitsmachers U. gelöst hatte. Aber es gab nicht nur Bekannte. Hier im Stadium der tiefen Versunkenheit zogen zwei Figuren – Spießer, Strolche, was weiß ich – als »Dante und Petrarca« an mir vorüber. »Alle Menschen sind Brüder.« So begann eine Gedankenkette, die ich nicht mehr zu verfolgen weiß. Aber ihr letztes Glied war bestimmt viel unbanaler geformt als ihr erstes und führte vielleicht auf Tierbilder hinaus.

»Barnabe« stand auf einer Elektrischen, die vor dem Platze, an dem ich saß, kurz hielt. Und mir schien die traurig-wüste Geschichte von Barnabas kein schlechtes Fahrtziel für eine Tram ins Weichbild von Marseille. Sehr schön war, was sich um die Tür des Tanzlokals herum begab. Ab und zu trat ein Chinese in blauseidenen Hosen und rosa leuchtender Seidenjacke heraus. Das war der Türsteher. Mädchen machten sich in der Öffnung sichtbar. Ich war sehr wunschlos gestimmt. Lustig war es, einen jungen Mann mit einem Mädchen in weißem Kleide daherkommen zu sehen und sofort denken zu müssen: »Da ist sie ihm nun von drinnen im Hemde entflohen, und er holt sie sich wieder zurück. Na ja.« Es schmeichelte mir der Gedanke, hier in einem Zentrum aller Ausschweifung zu sitzen, und mit »hier« war nicht etwa die Stadt, sondern der kleine, nicht sehr ereignisreiche Fleck gemeint, auf dem ich mich befand. Aber die Ereignisse kamen eben so zustande, daß die Erscheinung mich mit einem Zauberstab berührte und ich in einen Traum von ihr versank. Die Menschen und

Dinge verhalten sich in solchen Stunden wie jene Holundermark-Requisiten und Holundermark-Männchen im verglasten Stanniolkasten, die durch das Reiben des Glases elektrisch geworden sind und nun bei jeder Bewegung in die ungewöhnlichste Beziehung zueinander treten müssen.
Die Musik, die inzwischen immer wieder aufklang und abnahm, nannte ich die strohernen Ruten des Jazz. Ich habe vergessen, mit welcher Begründung ich mir gestattete, ihren Takt mit dem Fuß zu markieren. Das geht gegen meine Erziehung, und es geschah nicht ohne eine inwendige Auseinandersetzung. Es gab Zeiten, in denen die Intensität der akustischen Eindrücke alle anderen verdrängte. Vor allem in der kleinen Bar ging plötzlich alles, und zwar im Lärm von Stimmen, nicht von Straßen, unter. An diesem Stimmenlärm war nun das Eigentümlichste, daß er ganz und gar nach Dialekt klang. Die Marseiller sprachen mir plötzlich sozusagen nicht gut genug Französisch. Sie waren auf der Dialektstufe stehen geblieben. Das Entfremdungsphänomen, das hierin liegen mag und das Kraus mit dem schönen Wort formuliert hat: »Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner blickt es zurück«, scheint auch aufs Optische sich zu erstrecken. Jedenfalls finde ich unter meinen Aufzeichnungen die verwunderte Notiz: »Wie die Dinge den Blicken standhalten.«
Es klang dann ab, als ich über die Cannebière ging und endlich einbog, um in einem kleinen Café des Cours Belsunce noch etwas Eis zu essen. Das war nicht weit von dem andern, ersten Café des Abends, in dem plötzlich das Liebesglück, mit welchem die Betrachtung einiger im Wind gewellter Fransen mich beschenkte, mich davon überzeugte, daß der Haschisch ans Werk gegangen sei. Und wenn ich dieses Zustands mich erinnere, möchte ich glauben, daß der Haschisch die Natur zu überreden weiß, jene Verschwendung des eignen Daseins, das die Liebe kennt, uns – minder eigennützig – freizugeben. Wenn nämlich in den Zeiten, da wir lieben, unser Dasein der Natur wie goldene Münzen durch die Finger geht, die sie nicht halten kann und fahren läßt, um so das Neugeborene zu erhandeln, so wirft sie nun, ohne irgend etwas zu hoffen oder erwarten zu dürfen, uns mit vollen Händen dem Dasein hin.

In der Sonne

Siebzehn Arten von Feigen gibt es, wie es heißt, auf der Insel. Ihre Namen – sagt sich der Mann, der in der Sonne seinen Weg macht – müßte man kennen. Ja man müßte die Gräser und die Tiere nicht allein gesehen haben, die der Insel Gesicht, Laut und Geruch geben, die Schichtungen des Gebirges und die Arten des Bodens, der vom staubigen Gelb bis zum violetten Braun geht, mit den breiten Zinnoberflächen dazwischen – sondern vor allem ihren Namen müßte man wissen. Ist nicht jeder Erdstrich Gesetz einer nie wiederkehrenden Begegnung von Gewächsen und Tieren und also jede Ortsbezeichnung eine Chiffre, hinter welcher Flora und Fauna ein erstes und ein letztes Mal aufeinandertreffen? Aber der Bauer hat ja den Schlüssel der Chiffreschrift. Er kennt die Namen. Dennoch ist es ihm nicht gegeben, über seinen Sitz etwas auszusagen. Sollten die Namen ihn wortkarg machen? Dann fällt die Fülle des Worts nur dem zu, der das Wissen ohne die Namen hat, die Fülle des Schweigens aber dem, der nichts hat als sie?

Gewiß stammt der, der so im Gehen vor sich hin sinnt, nicht von hier, und kamen ihm daheim Gedanken unter freiem Himmel, so war es Nacht. Nur mit Befremden ruft er sich ins Gedächtnis, daß ganze Völker – Juden, Inder, Mauren – ihr Lehrgebäude unter einer Sonne sich errichtet haben, die ihm das Denken zu wehren scheint. Diese Sonne steht sengend in seinem Rücken. Harz und Thymian schwängern die Luft, in der er, atemholend, zu ersticken glaubt. Eine Hummel schlägt an sein Ohr. Noch hat er ihre Nähe kaum erfaßt, da hat der Strudel der Stille sie schon wieder fortgezogen. Die achtlos preisgegebene Botschaft vieler Sommer – zum erstenmal stand sein Ohr ihr offen, und da brach sie ab. Der fast verwischte Pfad wird breiter; Spuren führen auf einen Meiler. Dahinter duckt im Dunst sich das Gebirge, nach dem die Blicke des Steigenden Ausschau hielten.

Auf seiner Wange wird etwas Kaltes spürbar. Er hält es für eine Fliege und schlägt danach. Aber es ist nur der erste Schweißtropfen. Bald kommt der Durst. Er kommt nicht aus dem Gaumen, sondern aus dem Bauch. Von dort verbreitet er sich überall, den Leib, so groß er ist, in dem Vermögen unterweisend, den kümmerlichsten Hauch aus allen Poren einzusaugen und zu trinken. Das

Hemd ist längst von seiner Schulter abgeglitten, und wenn er, um sie vor dem Sonnenbrand zu schützen, es an sich zieht, ist ihm, als ob er einen nassen Umhang handhabt. In eine Senkung werfen Mandelbäume ihren Schatten dem Stamm zu Füßen. Mandeln sind der Reichtum des Landes. Keine Frucht erhält der Bauer besser bezahlt. Um diese Zeit ist es die einzig reife und angenehm im Schreiten, nach den Zweigen auszugreifen. Die Hand trennt sich nur schwer auch von entkernten Schalen. Sie führt sie eine Zeitlang mit, läßt sie in einer Strömung treiben, die sie selbst dahin reißt. Reif sind die Kerne, doch nicht ganz; der Saft in ihnen ist frischer als nachher, wenn ihre Haut braun und nicht mehr zu lockern ist. Jetzt hat sie noch die Farbe des Elfenbeins, wie die Ziegenkäse und Frauenmieder. Elfenbeinern ist ihr Geschmack. Wer sie zwischen den Zähnen hat, hört ungerührt im Laub der Feigenbäume Quellen rauschen. Die Feigen aber stecken, grün und hart, kaum sichtbar, in den Blattachseln. Der Augenblick ist gekommen, da nur die Bäume zu leben scheinen. In den Pinien klirren Zikaden; ihr Lärm klingt aus den staubigen Feldern wider. Die liegen nun abgeerntet mit dem plumpen Ausdruck derer, die alles weggegeben haben. Ihre letzte Habe, der Schatten, schrumpft, eingesammelt, am Fuße der hohen Mieten. Denn es ist die Stunde der Sammlung.

Die Wälder selber liegen um die Kuppen, als hätte die Harke des Sommers sie eingebracht. Nur Weiden stehen vereinzelt in den Stoppeln, und ihr Laub glänzt schwarz und weißlich wie Tulasilber. Keins ist bewimpelter und dennoch spröder, reicher an Winken, die kaum mehr vernommen werden. Dennoch trifft ihrer einer den Vorübergehenden. Der Tag, da er mit einem Baum gefühlt hat, kommt ihm in den Sinn. Damals bedurfte es nur derer, die er liebte – sie stand, um ihn recht unbekümmert, auf dem Rasen – und seiner Trauer oder seiner Müdigkeit. Da lehnte er den Rücken gegen einen Stamm, und nun nahm der sein Fühlen in die Lehre. Er lernte mit ihm, wenn er zu schwanken anfing, Luft zu schöpfen und auszuatmen, wenn der Stamm zurückschwang. Freilich war das nur der gepflegte von einem Zierbaum und unausdenkbar das Leben dessen, der von diesem rissigen lernen könnte, der, weitgespalten, dreifach überm Boden auslädt und eine unerforschte Welt begründet, die in drei Himmelsrichtungen sich aufteilt. Kein Pfad erschließt sie. Doch während er

unschlüssig einem folgt, der jeden Augenblick ihn zu verraten droht, bald Miene macht als Feldweg auszulaufen, bald vor einem Dornverhau abzubrechen, hat er als Mann sich wieder in der Hand, wenn sich die Quadern zu Terrassen stufen und Wagenspuren, darin eingedrückt, auf eine Hofstatt in der Nähe deuten.
Kein Laut macht die Nachbarschaft solcher Siedlungen kenntlich. In ihrem Umkreis scheint die Mittagsstille verdoppelt. Aber nun lichten sich die Felder, treten, um einer zweiten, einer dritten Bahn die Gegend freizugeben, auseinander, und während längst die Mauern und die Tennen sich hinter Kuppen Landes oder Laubes verborgen haben, eröffnet in der Verlassenheit der Äcker sich der Kreuzweg, welcher die Mitte stiftet. Nicht Chausseen und Poststraßen sind es, die sie heraufführen, aber auch nicht Schneisen und Wildpfade, sondern da ist ihr Ort, wo im offnen Land sich die Wege begegnen, auf denen seit Jahrhunderten Bauern und ihre Frauen, Kinder und Herden von Feld zu Feld, von Haus zu Haus, von Weideplatz zu Weideplatz sind unterwegs gewesen und selten so, daß sie am gleichen Tag nicht wieder unter ihrem Dach geschlafen hatten. Der Boden hier klingt hohl, der Laut, mit welchem er dem Tritt erwidert, tut dem wohl, der unterwegs ist. Mit diesem Klange legt ihm die Einsamkeit das Land zu Füßen. Wenn er an Stellen, die ihm gut sind, kommt, weiß er, sie ist es, welche sie ihm angewiesen hat; sie hat ihm diesen Stein zum Sitz, diese Mulde zum Nest für seine Glieder angewiesen. Aber er ist schon zu müde, um inne zu halten, und während er die Gewalt über seine Füße verliert, die ihn viel zu schnell tragen, gewahrt er, wie sich seine Phantasie von ihm gelöst hat und, gegen jenen breiten Hang gelehnt, der in der Ferne seinen Weg begleitet, nach eignem Sinn auf ihm zu schalten anfängt. Verrückt sie Felsen und Kuppen? Oder berührt sie sie nur wie mit einem Anhauch? Läßt sie keinen Stein auf dem andern oder alles beim alten?
Es gibt bei den Chassidim einen Spruch von der kommenden Welt, der besagt: es wird dort alles eingerichtet sein wie bei uns. Wie unsre Stube jetzt ist, so wird sie auch in der kommenden Welt sein; wo unser Kind jetzt schläft, da wird es auch in der kommenden Welt schlafen. Was wir in dieser Welt am Leibe tragen, das werden wir auch in der kommenden Welt anhaben. Alles wird sein wie hier – nur ein klein wenig anders. So hält es die

Phantasie. Es ist nur ein Schleier, den sie über die Ferne zieht. Alles mag da stehen wie es stand, aber der Schleier wallt, und unmerklich verschiebt sich's darunter.
Es ist ein Wechseln und Vertauschen; nichts bleibt und nichts verschwindet. Aus diesem Weben aber lösen mit einmal sich Namen, wortlos treten sie in den Schreitenden ein, und während seine Lippen sie formen, erkennt er sie. Sie tauchen auf, und was bedarf es länger dieser Landschaft? Auf jeder namenlosen Ferne drüben ziehen sie vorüber, ohne eine Spur zu hinterlassen. Namen der Inseln, die dem ersten Anblick wie Marmorgruppen aus dem Meer sich hoben, der Schroffen, die den Horizont schartig machten, der Sterne, die im Boot ihn überraschten, wenn sie im frühen Dunkel auf Posten treten. Das Schwirren der Zikaden ist verstummt, der Durst vergangen, der Tag verpraßt. Von unten aus der Tiefe schlägt es an. Ein Hundebellen, ein Steinfall oder ein ferner Zuruf? Während der Lauschende es noch zu sondern trachtet, sammelt sich Ton für Ton in seinem Innern die Glockentraube. Nun reift und schwillt sie in seinem Blut. Lilien blühen im Winkel der Kaktushecke. In der Ferne zieht auf den Feldern zwischen Oliven- und Mandelbäumen ein Wagen vorüber, aber geräuschlos, und wenn die Räder hinterm Laub verschwinden, so scheinen überlebensgroße Frauen, mit dem Gesicht ihm zugewandt, reglos durch das reglose Land zu wallen.

Selbstbildnisse des Träumenden

Der Enkel

Man hatte eine Fahrt zur Großmutter beschlossen. Sie ging in einer Droschke vor sich. Es war Abend. Durch die Scheiben des Kutschenschlags sah ich in einigen Häusern des alten Westens Licht. Ich sagte mir: das ist das Licht aus *jener* Zeit; dasselbe. Aber nicht lange, da erinnerte eine geweißte, in eine alte Häuserfront gebrochene Fassade, die noch unvollendet war, an Gegenwart. Die Droschke überquerte an der Kreuzung mit der Steglitzerstraße die Potsdamer. Als sie nun drüben auf der Seite den Weg fortsetzte, fragte ich mich plötzlich: wie war das früher? als die Großmutter noch lebte? waren da nicht Glöckchen am Pferde-

joch? Ich muß doch hören, ob es sie nicht mehr gibt. Im gleichen Augenblicke schärfte ich mein Ohr und in der Tat vernahm ich Glöckchen. Gleichzeitig schien der Wagen nicht mehr zu rollen sondern über Schnee zu gleiten. Schnee lag jetzt auf der Straße. Die Häuser rückten mit ihren sonderbar geformten Dächern oben eng aneinander, so daß zwischen ihnen nur eine kleine Spanne Himmel zu sehen war. Man sah von Dächern abgedeckt Gewölk, das die Gestalt von Kreisringen hatte. Ich dachte, auf diese Wolken hinzuweisen und erstaunte, sie vor mir selber »Mond« nennen zu hören. Im Appartement der Großmutter ergab sich, daß alles zur Bewirtung Nötige von uns mitgebracht worden war. Auf einem hocherhobenen Tablett wurden Kaffee und Kuchen durch den Korridor getragen. Inzwischen war mir klar geworden, daß es auf das Schlafzimmer der Großmutter zuging, und ich war enttäuscht, daß sie nicht auf sein sollte. Auch darein war ich bald geneigt, mich zu ergeben. Es war ja so viel Zeit seither vergangen. Als ich dann in das Schlafzimmer trat, lag dort im Bett ein frühreifes Mädchen in seiner blauen Robe, die nicht mehr frisch war. Es war nicht zugedeckt und schien sich's in dem breiten Bett ziemlich bequem zu machen. Ich ging hinaus und sah nun im Korridor sechs oder noch mehr Kinderbetten nebeneinander stehen. In jedem dieser Betten saß ein Baby, das wie ein Erwachsener gekleidet war. Mir blieb nichts übrig, als im Innern diese Geschöpfe der Familie zuzurechnen. Das machte mich ganz ratlos und ich erwachte.

Der Seher

Oberhalb einer Großstadt. Römische Arena. Des Nachts. Ein Wagenrennen findet statt, es handelt sich – wie ein dunkles Bewußtsein mir sagte – um Christus. Die Meta steht im Mittelpunkt des Traumbildes. Vom Platze der Arena fiel der Hügel steil zur Stadt herunter. Ich begegne an seinem Fuße einer rollenden Elektrischen, auf deren hinterer Plattform im roten, brandigen Gewande der Verdammten erblicke ich eine nahe Bekannte. Der Wagen saust fort, und vor mir steht plötzlich ihr Freund. Die satanischen Züge seines unbeschreiblich schönen Gesichts treten in einem verhaltenen Lächeln heraus. In den Händen, die er erhebt, hält er ein Stäbchen, und mit den Worten: »Ich weiß, daß du der Prophet Daniel bist«, zerbricht er es über meinem Haupt. In

diesem Augenblick wurde ich blind. Nun gingen wir miteinander in der Stadt weiter bergab; wir waren bald in einer Straße, auf deren rechter Seite Häuser waren, links freies Feld und an ihrem Ende ein Tor. Darauf schritten wir zu. Ein Gespenst erschien im Fenster des Erdgeschosses von einem Haus, das wir zur Rechten hatten. Und wie wir weitergingen, begleitete es uns im Innern aller Häuser. Es ging durch alle Mauern und blieb immer auf gleicher Höhe mit uns. Ich sah das, trotzdem ich blind war. Ich fühlte, daß mein Freund unter den Blicken des Gespenstes litt. Da wechselten wir unsere Plätze: ich wollte nächst der Häuserreihe sein und ihn schützen. Als wir ans Tor kamen, wachte ich auf.

Der Liebhaber

Mit der Freundin war ich unterwegs, es war ein Mittelding zwischen Bergwanderung und Spaziergang, das wir unternommen hatten, und nun näherten wir uns dem Gipfel. Seltsamerweise wollte ich das an einem sehr hohen, schräg in den Himmel stoßenden Pfahl erkennen, der, an der überhängenden Felswand aufragend, sie überschnitt. Als wir dann oben waren, war das gar kein Gipfel, sondern eher ein Hochplateau, über das eine breite, beiderseits von altertümlichen ziemlich hohen Häusern gebildete Straße sich zog. Nun waren wir mit einmal nicht mehr zu Fuß, sondern saßen in einem Wagen, der durch diese Straße fuhr, nebeneinander, auf dem rückwärtigen Sitz, wie mir scheint; vielleicht änderte auch, während wir in ihm saßen, der Wagen die Fahrtrichtung. Da beugte ich mich zur Geliebten, um sie zu küssen. Sie bot mir nicht den Mund, sondern die Wange. Und während ich sie küßte, bemerkte ich, daß diese Wange aus Elfenbein und ihrer ganzen Länge nach von schwarzen, kunstvoll ausgespachtelten Riefen durchzogen war, die mich durch ihre Schönheit ergriffen.

Der Wissende

Ich sehe mich im Warenhaus Wertheim vor einem flachen Schächtelchen mit Holzfiguren, zum Beispiel einem Schäfchen, genau wie die Tiere der Arche Noah gebildet. Nur war dies Schäfchen noch viel flacher und aus rohem unbemalten Holz. Dies Spielzeug zog mich an. Als ich es mir von der Verkäuferin zeigen lasse, ergibt

sich, daß es nach der Art der Wunderplättchen konstruiert ist, die sich in manchen Zauberkästen finden: mit buntem Band umwundene kleine Tafeln, die, locker, eine von der anderen fallen, bald sämtlich blau, bald sämtlich rot, je nachdem man die Bänder hat spielen lassen. Mein Gefallen an diesem flachen Wunderholz ist nach dieser Wahrnehmung nur gewachsen. Ich frage die Verkäuferin nach dem Preis und erstaune sehr, daß es mehr als sieben Mark kosten sollte. Dann will ich auf den Kauf verzichten, so schwer es mir fällt. Wie ich mich aber abwende trifft mein letzter Blick auf etwas Unerwartetes. Die Konstruktion hat sich verwandelt. Die flache Tafel steigt steil als schiefe Ebene aufwärts; an ihrem Ende aber ist ein Tor. Ein Spiegel füllt es aus. In diesem Spiegel sehe ich, was auf der schiefen Ebene, die eine Straße ist, sich abspielt: Zwei Kinder laufen auf der linken Seite. Sonst ist sie leer. Dies alles unter Glas. Die Häuser aber und die Kinder auf dieser Straße sind bunt. Nun kann ich nicht mehr länger widerstehen; ich zahle den Preis und stecke das Erstandene zu mir. Abends will ich es Freunden zeigen. Aber in Berlin sind Unruhen. Die Menge droht das Café zu stürmen, in dem wir zusammen gekommen sind; in fieberhafter Beratung werden alle anderen Cafés durchmustert, keines scheint Schutz zu gewähren. So gehen wir, als Expedition, in die Wüste. Dort ist es Nacht; die Zelte sind aufgeschlagen; Löwen sind in der Nähe. Ich habe meine Kostbarkeit, die ich um alles in der Welt zeigen will, nicht vergessen. Aber die Gelegenheit will nicht kommen. Afrika fesselt alle zu sehr. Und ich erwache, ehe ich das Geheimnis, das sich inzwischen mir erst ganz erschlossen hat, verraten kann: den Dreitakt, in dem das Spielzeug auseinander fällt. Die erste Tafel: jene bunte Straße mit den beiden Kindern. Die zweite: ein Gespinst von feinsten Rädchen, Kolben und Zylindern, Walzen und Transmissionen, alle hölzern, in *einer* Fläche ineinander spielend, ohne Mensch noch Laut. Und endlich die dritte Tafel: der Anblick der neuen Ordnung in Sowjetrußland.

Der Verschwiegene

Da ich im Traume wußte, nun müsse ich bald Italien verlassen, fuhr ich von Capri nach Positano hinüber. Mich beherrschte die Meinung, ein Teil dieser Landschaft sei nur für den erreichbar, der

in einer verlassenen Gegend, die dafür ungeeignet war, rechts von der eigentlichen Landungsstelle anlege. Der Ort hatte im Traum nichts von dem wirklichen. Ich stieg weglos einen steilen Hang empor und traf auf eine verlassene Straße, die breit durch nordisch düstern, morschen Tannenwald sich zog. Die überquerte ich und sah zurück. Ein Reh, Hase oder dergleichen bewegte sich laufend längs dieser Straße von links nach rechts. Ich aber ging geradeaus und wußte den Ort Positano entfernt von dieser Einsamkeit, links, etwas unterhalb der Waldstelle. Da zeigte sich nach wenigen Schritten als alter, längst verlassener Teil desselben ein großer, grasüberwucherter Platz, auf dessen linker Längsseite eine hohe, altertümliche Kirche, auf dessen rechter Schmalseite als riesige Nische eine Art großer Kapelle oder Baptisterium stand. Vielleicht grenzten einige Bäume den Ort ab. Jedenfalls war da ein hohes Eisengitter, das den weiträumigen Platz, auf dem auch jene beiden Gebäude einen größeren Abstand hielten, umgab. An das trat ich heran und sah einen Löwen in Saltomortales sich über den Platz bewegen. Er schnellte niedrig über den Boden. Mit Schrecken gewahrte ich gleich darauf einen übergroßen Stier mit zwei gewaltigen Hörnern. Und kaum hatte ich die Gegenwart der beiden Tiere erfaßt, als sie auch schon durch eine Gatterlücke, die ich nicht bemerkt hatte, heraustraten. Im Nu waren eine Anzahl Geistlicher zur Stelle, sowie andere Personen, die unter ihrem Befehl sich in einer Reihe anordneten, um Weisungen entgegenzunehmen, wie sie im Sinne der Tiere lagen, deren Gefahr nun gebannt schien. Weiter erinnere ich mich an nichts, als daß ein Bruder vor mich hin trat und auf seine Frage, ob ich verschwiegen sei, ich mit sonorer Stimme, über deren Gelassenheit ich im Traum erstaunte, »Ja!« erwiderte.

Der Chronist

Der Kaiser stand vor Gericht. Es gab aber nur ein Podium, auf dem ein Tisch stand, und vor diesem Tisch wurden die Zeugen vernommen. Zeuge war gerade eine Frau mit ihrem Kind, einem Mädchen. Sie sollte bezeugen, wie der Kaiser sie durch seinen Krieg verelendet habe. Und um das zu bekräftigen, wies sie zwei Gegenstände vor. Das sei alles, was ihr geblieben wäre. Der erste dieser Gegenstände war ein Besen an einem langen Stiel. Damit

halte sie immer noch ihre Wohnung sauber. Der zweite war ein Totenkopf. »Denn so arm hat mich der Kaiser gemacht, sagte sie, daß ich meinem Kind aus keinem anderen Gefäß zu trinken geben kann.«

Kurze Schatten ⟨II⟩

Geheimzeichen. Man überliefert mündlich ein Wort von Schuler. In jeder Erkenntnis müsse, so sagte er, ein Quentchen Widersinn enthalten sein, wie die antiken Teppichmuster oder Ornamentfriese von ihrem regelmäßigen Verlauf immer irgendwo eine geringfügige Abweichung erkennen ließen. Mit andern Worten: Nicht der Fortgang von Erkenntnis zu Erkenntnis ist entscheidend, sondern der Sprung in jeder einzelnen Erkenntnis selbst. Er ist die unscheinbare Echtheitsmarke, die sie von aller Serienware unterscheidet, die nach Schablone angefertigt ist.

Ein Wort von Casanova. »Sie wußte«, sagt Casanova von einer Kupplerin, »daß ich nicht die Kraft haben würde, zu gehen, ohne ihr etwas zu geben.« Seltsames Wort. Welch einer Kraft bedurfte es, die Kupplerin um ihren Lohn zu prellen? Oder, genauer, welche Schwäche ist es, auf welche sie sich stets verlassen kann? Es ist die Scham. Die Kupplerin ist käuflich; nicht die Scham des Kunden, welcher sie bemüht. Der sucht, von ihr erfüllt, sich ein Versteck und findet das verborgenste: im Gelde. Die Frechheit wirft die erste Münze auf den Tisch; die Scham zahlt hundert drauf, sie zu bedecken.

Der Baum und die Sprache. Ich stieg eine Böschung hinan und legte mich unter einen Baum. Der Baum war eine Pappel oder eine Erle. Warum ich seine Gattung nicht behalten habe? Weil, während ich ins Laubwerk sah und seiner Bewegung folgte, mit einmal in mir die Sprache dergestalt von ihm ergriffen wurde, daß sie augenblicklich die uralte Vermählung mit dem Baum in meinem Beisein noch einmal vollzog. Die Äste und mit ihnen auch der Wipfel wogen sich erwägend oder bogen sich ablehnend; die Zweige zeigten sich zuneigend oder hochfahrend; das Laub sträubte sich gegen einen rauhen Luftzug, erschauerte vor ihm

oder kam ihm entgegen; der Stamm verfügte über seinen guten Grund, auf dem er fußte; und ein Blatt warf seinen Schatten auf das andre. Ein leiser Wind spielte zur Hochzeit auf und trug alsbald die schnell entsprossenen Kinder dieses Betts als Bilderrede unter alle Welt.

Das Spiel. Das Spiel, wie jede andre Leidenschaft, gibt sein Gesicht darinnen zu erkennen, wie der Funke im leiblichen Bereich von einem Zentrum zum andern überspringt, bald dies bald jenes Organ mobil macht und in ihm das ganze Dasein sammelt und begrenzt. Da ist die Frist, welche der Rechten eingeräumt ist, eh das Kügelchen ins Fach gefallen ist. Sie streicht gleich einem Flugzeug über die Kolonnen, die Saaten der Jetons in ihren Furchen verbreitend. Diese Frist ankündigend, der Augenblick, der einzig dem Ohr vorbehalten ist, in dem die Kugel den Wirbel eben antritt und der Spieler lauscht, wie Fortuna ihre Bässe stimmt. Im Spiel, das sich an alle Sinne wendet, den atavistischen der Hellsicht nicht ausgeschlossen, kommt auch die Reihe an das Auge. Alle Zahlen blinzeln ihm zu. Weil es jedoch die Sprache der Winke am entschiedensten verlernt hat, so führt es die, die ihm vertrauen, am meisten in die Irre. Dafür sind freilich sie es, die dem Spiel die tiefste Devotion bezeigen dürfen. Noch eine Weile bleibt der Einsatz, der verloren ist, vor ihnen liegen. Das Reglement hält sie zurück. Allein nicht anders als einen Liebenden die Ungunst der von ihm Verehrten. Deren Hand sieht er in dem Bereich der seinen; dennoch wird er nichts unternehmen, sie zu fassen. Das Spiel hat leidenschaftlich ihm Ergebene, die es um seiner selbst und keineswegs um dessentwillen lieben, was es gibt. Ja wenn es ihnen alles nimmt, so suchen sie bei sich selbst die Schuld. Sie sagen dann: »Ich habe schlecht gespielt.« Und diese Liebe trägt in solchem Maß den Lohn für ihren Eifer in sich selbst, daß die Verluste lieblich sind, nur weil sie mit ihnen ihren Opfermut beweisen. So ein untadeliger Kavalier des Glücks ist der Fürst von Ligne gewesen, der in den Jahren nach Napoleons Sturz in den Pariser Klubs zu sehen und berühmt der Haltung wegen war, mit welcher er die außerordentlichsten Verluste hinnahm. Sie war tagaus, tagein die nämliche. Die rechte Hand, die immerfort die großen Einsätze auf den Tisch geworfen hatte, hing schlaff herab. Die Linke aber lag unbeweglich, waagerecht, in die Weste hinein-

geschoben, auf der rechten Brust. Später, durch seinen Kammerdiener, wurde laut, daß diese Brust drei Narben aufwies – den genauen Abdruck der Nägel der drei Finger, welche dort immer so regungslos gelegen hatten.

Die Ferne und die Bilder. Ob sich nicht das Gefallen an der Bilderwelt aus einem düstern Trotz gegen das Wissen nährt? Ich sehe in die Landschaft hinaus: Da liegt das Meer in seiner Bucht spiegelglatt; Wälder ziehen als unbewegliche, stumme Masse an der Kuppe des Berges herauf; droben verfallene Schloßruinen, wie sie schon vor Jahrhunderten gestanden haben; der Himmel strahlt wolkenlos, in ewiger Bläue. So will der Träumer es. Daß dieses Meer in Milliarden und aber Milliarden Wellen sich hebt und senkt, die Wälder von den Wurzeln bis ins letzte Blatt mit jedem neuen Augenblick erzittern, in den Steinen der Schloßruine ein ununterbrochenes Stürzen und Rieseln waltet, im Himmel Gase, ehe sie Wolken bilden, unsichtbar streitend durcheinanderwallen – das alles muß er vergessen, um den Bildern sich zu überlassen. An ihnen hat er Ruhe, Ewigkeit. Jede Vogelschwinge, die ihn streift, jeder Windstoß, der ihn durchschauert, jede Nähe, die ihn trifft, straft ihn Lügen. Aber jede Ferne baut seinen Traum wieder auf, an jede Wolkenwand steht er gelehnt, an jedem erleuchteten Fenster entglimmt er von neuem. Und am vollkommensten erscheint er, wenn es ihm gelingt, der Bewegung selber ihren Stachel zu nehmen, den Windstoß in ein Rauschen und das Huschen der Vögel in den Vogelzug zu wandeln. So der Natur im Rahmen abgeblaßter Bilder Einhalt zu gebieten, ist die Lust des Träumers. Sie unter neuem Anruf in Bann zu schlagen die Gabe der Dichter.

Spurlos wohnen. Betritt einer das bürgerliche Zimmer der achtziger Jahre, so ist bei aller »Gemütlichkeit«, welche es vielleicht ausstrahlt, der Eindruck »Hier hast du nichts zu suchen« der stärkste. Hier hast du nichts zu suchen – denn hier ist kein Fleck, auf dem nicht der Bewohner seine Spur schon hinterlassen hätte: auf den Gesimsen durch die Nippsachen, auf den Polstersesseln durch Deckchen mit dem Monogramm, vor den Fensterscheiben durch Transparente und vor dem Kamin durch einen Ofenschirm. Ein schönes Wort von Brecht hilft von hier fort; weit fort. »Verwisch die Spuren!« Hier, im bürgerlichen Zimmer, ist das ent-

gegengesetzte Verhalten zur Gewohnheit geworden. Und umgekehrt nötigt das Interieur seine Bewohner, sich ein Höchstmaß von Gewohnheiten zuzulegen. Sie sind im Bilde des »möblierten Herrn« versammelt, wie er den Wirtinnen vor Augen steht. Das Wohnen war in diesen Plüschgelassen nichts andres als das Nachziehen einer Spur, die von Gewohnheiten gestiftet wurde. Sogar der Zorn, der beim geringsten Schaden dort die Geschädigte befiel, war vielleicht nur die Reaktion des Menschen, welchem man »die Spur von seinen Erdetagen« ausgewischt hat. Die Spur, die er auf Polstern und in Sesseln, die seine Anverwandten in den Photos, die seine Habe in Futteralen und Etuis zurückgelassen hatte und die diese Räume manchmal so übervölkert scheinen ließen wie die Urnenhallen. Das haben nun die neuen Architekten mit ihrem Glas und ihrem Stahl erreicht: Sie schufen Räume, in denen es nicht leicht ist, eine Spur zu hinterlassen. »Nach dem Gesagten«, schrieb bereits vor zwanzig Jahren Scheerbart, »können wir wohl von einer ›Glaskultur‹ sprechen. Das neue Glas-Milieu wird den Menschen vollkommen umwandeln. Und es ist nun nur zu wünschen, daß die neue Glaskultur nicht allzu viele Gegner findet.«

Kurze Schatten. Wenn es gegen Mittag geht, sind die Schatten nur noch die schwarzen, scharfen Ränder am Fuß der Dinge und in Bereitschaft, lautlos, unversehens, in ihren Bau, in ihr Geheimnis sich zurückzuziehen. Dann ist, in ihrer gedrängten, geduckten Fülle, die Stunde Zarathustras gekommen, des Denkers im »Lebensmittag«, im »Sommergarten«. Denn die Erkenntnis umreißt wie die Sonne auf der Höhe ihrer Bahn die Dinge am strengsten.

Denkbilder

Zum Tode eines Alten

Der Verlust, mit dem er einen viel Jüngeren betreffen mag, lenkt dessen Blick vielleicht zum erstenmal auf das, was zwischen Menschen, die ein sehr großer Altersspielraum trennt und trotzdem Zuneigung verbindet, walten kann. Der Tote gab einen Partner ab, mit dem man sicher das Meiste, Wichtigste, was einen anging, nicht berühren konnte. Dafür war das Gespräch mit ihm erfüllt

von einer Frische und von einem Frieden wie niemals mit einem Gleichaltrigen. Das hatte aber zweierlei Ursachen. Einmal war jede, auch die unscheinbarste Bestätigung, die beide über die Kluft von Generationen hinweg an einander gewannen, viel zwingender als die durch ihresgleichen. Dann aber fand der Jüngere, was später, wenn ihn die Alten erst verlassen haben, ganz verschwindet, bis er selber alt geworden ist: Zwiesprache, welcher jeglicher Kalkül und jede äußere Rücksicht völlig fernbleibt, weil keiner vom andern etwas zu erwarten hat, keiner auf andere Gefühle stößt als jenes seltene: Wohlwollen ohne jeden Beisatz.

Der gute Schriftsteller

Der gute Schriftsteller sagt nicht mehr, als er denkt. Und darauf kommt viel an. Das Sagen ist nämlich nicht nur der Ausdruck, sondern die Realisierung des Denkens. So ist das Gehen nicht nur der Ausdruck des Wunsches, ein Ziel zu erreichen, sondern seine Realisierung. Von welcher Art aber die Realisierung ist: ob sie dem Ziel präzis gerecht wird oder sich geil und unscharf an den Wunsch verliert – das hängt vom Training dessen ab, der unterwegs ist. Je mehr er sich in Zucht hat und die überflüssigen, ausfahrenden und schlenkernden Bewegungen vermeidet, desto mehr tut jede Körperhaltung sich selbst genug, und desto sachgemäßer ist ihr Einsatz. Dem schlechten Schriftsteller fällt vieles ein, worin er sich so auslebt wie der schlechte und ungeschulte Läufer in den schlaffen und schwungvollen Bewegungen der Glieder. Doch eben darum kann er niemals nüchtern das sagen, was er denkt. Es ist die Gabe des guten Schriftstellers, das Schauspiel, das ein geistvoll durchtrainierter Körper bietet, mit seinem Stil dem Denken zu gewähren. Er sagt nie mehr, als er gedacht hat. So kommt sein Schreiben nicht ihm selber, sondern allein dem, was er sagen will, zugute.

Traum

O...s zeigten mir ihr Haus in Niederländisch-Indien. Das Zimmer, in dem ich mich befand, war mit dunklem Holz getäfelt und erweckte den Eindruck von Wohlstand. Aber das sei noch wenig, sagten meine Führer. Was ich bewundern müsse, sei die Aussicht im Obergeschoß. Ich dachte an den Blick über das weite Meer, das

nahebei lag, und so stieg ich die Treppe hinauf. Oben angekommen stand ich vor einem Fenster. Ich blickte hinab. Da lag vor meinen Augen eben dieses warme, getäfelte und anheimelnde Zimmer, das ich im Augenblick verlassen hatte.

Erzählung und Heilung

Das Kind ist krank. Die Mutter bringt's zu Bett und setzt sich zu ihm. Und dann beginnt sie, ihm Geschichten zu erzählen. Wie ist das zu verstehen? Ich ahnte es, als N. mir von der sonderbaren Heilkraft sprach, die in den Händen seiner Frau gelegen habe. Von diesen Händen aber sagte er: »Ihre Bewegungen waren höchst ausdrucksvoll. Doch hätte man ihren Ausdruck nicht beschreiben können... Es war, als ob sie eine Geschichte erzählten.« Die Heilung durch Erzählen kennen wir schon aus den Merseburger Zaubersprüchen. Es ist ja nicht nur, daß sie Odins Formel wiederholen; vielmehr erzählen sie den Sachverhalt, auf Grund von dem er sie zuerst benutzte. Auch weiß man ja, wie die Erzählung, die der Kranke am Beginn der Behandlung dem Arzte macht, zum Anfang eines Heilprozesses werden kann. Und so entsteht die Frage, ob nicht die Erzählung das rechte Klima und die günstigste Bedingung manch einer Heilung bilden mag. Ja ob nicht jede Krankheit heilbar wäre, wenn sie nur weit genug – bis an die Mündung – sich auf dem Strome des Erzählens verflößen ließe? Bedenkt man, wie der Schmerz ein Staudamm ist, der der Erzählungsströmung widersteht, so sieht man klar, daß er durchbrochen wird, wo ihr Gefälle stark genug wird, alles, was sie auf diesem Wege trifft, ins Meer glücklicher Vergessenheit zu schwemmen. Das Streicheln zeichnet diesem Strom ein Bett.

Traum

Berlin; ich saß in einer Kutsche in höchst zweideutiger Mädchengesellschaft. Plötzlich verfinsterte sich der Himmel. »Sodom«, sagte eine Dame gesetzten Alters in einem Kapotthütchen, die plötzlich auch im Wagen war. So gelangten wir ins Weichbild eines Bahnhofes, wo die Gleise nach außen austraten. Hier fand zunächst eine Gerichtssitzung statt, wobei die beiden Parteien an zwei Straßenecken, auf dem bloßen Pflaster, sich gegenübersaßen. Ich

bezog mich auf den übergroßen entfärbten Mond, der niedrig am Himmel hervortrat, als auf ein Sinnbild der Gerechtigkeit. Dann war ich bei einer kleinen Expedition, die auf einer Rampe, wie Güterbahnhöfe sie haben (und ich war und blieb nun im Weichbild des Bahnhofes), sich abwärts begab. Vor einem ganz schmalen Rinnsal machte man halt. Das Rinnsal floß zwischen zwei Bändern konvexer Porzellanplatten hin, die aber mehr schwammen als Festland waren und wie Bojen unter dem Fuße nachgaben. Ob die zweiten, jenseitigen, wirklich aus Porzellan waren, ist mir aber nicht sicher. Eher denke ich an Glas. Jedenfalls waren sie lückenlos mit Blumen bestellt, die wie Zwiebeln aus Glasbehältern, nur aus kugeligen, buntfarbigen, hervorkamen und die im Wasser, wieder wie Bojen, sanft gegeneinanderschlugen. Ich trat für einen Augenblick in das Blumenparterre der jenseitigen Reihe hinein. Gleichzeitig hörte ich die Erläuterungen eines kleinen Unterbeamten, welcher uns führte. In dieser Rinne, das besagten seine Ausführungen, bringen sich die Selbstmörder um, die Armen, die nichts mehr besitzen als eine Blume, welche sie zwischen die Zähne nehmen. Dieses Licht fiel nun auf die Blumen. Also ein Acheron, könnte man denken; aber im Traum nichts davon. Man sagte mir, an welcher Stelle ich den Fuß beim Rückschreiten auf die ersten Platten zu setzen habe. Das Porzellan war an dieser Stelle weiß und gerieft. In Gesprächen legten wir den Weg aus der Tiefe des Güterbahnhofs zurück. Ich machte auf die seltsame Zeichnung der Kacheln, die wir noch immer unter den Füßen hatten, aufmerksam und auf ihre Verwendbarkeit für einen Film. Man wollte aber nicht, daß so öffentlich von solchen Projekten gesprochen werde. Auf einmal kam ein zerlumpter Knabe auf dem Weg nach dort unten uns entgegen. Die anderen ließen ihn, wie es schien, ruhig passieren, nur ich griff fieberhaft in all meine Taschen, ich wünschte ein Fünfmarkstück zu finden. Es kam nicht. Ich steckte ihm, da er mich kreuzte – denn er hielt auf seinem Wege nicht inne –, eine etwas kleinere Münze zu und erwachte.

Die »Neue Gemeinschaft«

Ich las »Friedensfest« und »Einsame Menschen«. Ungesittet benahmen die Leute sich in diesem Friedrichshagener Milieu. Aber so kindisch scheinen sich die Leute in dieser »Neuen Gemeinschaft«

Bruno Willes und Bölsches, die zu Gerhart Hauptmanns Jugendzeit von sich reden machte, benommen zu haben. Der heutige Leser fragt sich, ob er einem Geschlecht von Spartiaten angehört, so viel mehr Zucht besitzt er. Was für ein roher Patron ist nicht dieser Johannes Vockerath, den Hauptmann mit sichtlicher Sympathie darstellt. Die Unerzogenheit und Indiskretion scheint die Voraussetzung dieses dramatischen Heldentums. In Wirklichkeit aber ist diese Voraussetzung nichts anderes als: die Krankheit. Hier wie bei Ibsen scheinen ihre vielen Spielarten Decknamen für die Krankheit der Jahrhundertwende, das mal de siècle zu sein. In jenen halb verpfuschten Bohemiens wie Braun und Pastor Scholz ist die Sehnsucht nach Freiheit am stärksten. Andererseits aber scheint es, als ob die intensive Befassung mit der Kunst, mit der sozialen Frage sie erst so krank gemacht hat. Mit andern Worten: Krankheit ist hier ein soziales Emblem, wie der Wahnsinn es bei den Alten gewesen ist. Die Kranken haben ganz besondere Kenntnis vom Zustand der Gesellschaft. In ihnen schlägt die Hemmungslosigkeit in eine untrügliche Witterung der Atmosphäre um, in der die Zeitgenossen atmen. »Nervosität« ist die Zone dieses Umschlagens. Die Nerven sind inspirierte Fäden, gleich jenen Fasern, die sich mit unbefriedigten Verjüngungen, mit sehnsuchtsvollen Buchten um Neunzehnhundert über Mobiliar und Häuserfronten zogen. Die Figur des Bohemiens sah der Jugendstil am liebsten in Gestalt einer Daphne, die unter dem Nahen der verfolgenden Wirklichkeit sich in ein Bündel bloßgelegter, in der Luft der Jetztzeit erschauernder Nervenfasern verwandelt.

Brezel, Feder, Pause, Klage, Firlefanz

Dergleichen Wörter, ohne Bindung und Zusammenhang, sind Ausgangspunkte eines Spieles, das im Biedermeier hoch im Ansehen stand. Aufgabe eines jeden war, sie derart in einen bündigen Zusammenhang zu bringen, daß ihre Reihenfolge nicht verändert wurde. Je kürzer dieser war, je weniger vermittelnde Momente er enthielt, desto beachtenswerter war die Lösung. Zumal bei Kindern fördert dieses Spiel die schönsten Funde. Ihnen nämlich sind Wörter noch wie Höhlen, zwischen denen sie seltsame Verbindungswege kennen. Doch nun vergegenwärtige man sich die Um-

kehrung des Spieles, sehe einen gegebenen Satz so an, als wäre er nach dessen Regel konstruiert. Mit einem Schlage müßte er ein fremdes, erregendes Gesicht für uns gewinnen. Ein Teil von solcher Sicht liegt aber wirklich in jedem Akt des Lesens eingeschlossen. Nicht nur das Volk liest so Romane – nämlich der Namen oder Formeln wegen, die ihm aus dem Text entgegenspringen; auch der Gebildete liegt lesend auf der Lauer nach Wendungen und Worten, und der Sinn ist nur der Hintergrund, auf dem der Schatten ruht, den sie wie Reliefﬁguren werfen. Greifbar wird das zumal an solchen Texten, die man die heiligen nennt. Der Kommentar, der ihnen dient, greift Wörter aus solchem Text heraus, als wären sie nach den Regeln jenes Spieles ihm gesetzt und zur Bewältigung aufgegeben worden. Und wirklich haben Sätze, die ein Kind im Spiele aus den Wörtern schlägt, mit denen heiliger Texte mehr Verwandtschaft als mit der Umgangssprache der Erwachsenen. Davon ein Beispiel, welches die Verbindung der vorgenannten Wörter durch ein Kind (in seinem zwölften Lebensjahre) gibt: »Die Zeit schwingt sich wie eine Brezel durch die Natur. Die Feder malt die Landschaft, und entsteht eine Pause, so wird sie mit Regen ausgefüllt. Man hört keine Klage, denn es gibt keinen Firlefanz.«

Einmal ist keinmal

Beim Schreiben hält man hin und wieder über einer schönen Stelle inne, die besser gelungen ist als alle andern und nach der man plötzlich nicht weiter weiß. Etwas ist nicht mit rechten Dingen zugegangen. Es ist, als gäbe es ein böses oder unfruchtbares Gelingen, und vielleicht muß man gerade von diesem einen Begriff haben, um zu erfassen, was es mit dem rechten auf sich hat. Im Grunde sind es zwei Parolen, die sich gegenübertreten: das Ein-für-allemal und das Einmal ist keinmal. Natürlich gibt es Fälle, wo es mit dem Ein-für-allemal getan ist – beim Spiele, im Examen, beim Duell. Nie aber bei der Arbeit. Sie setzt »Einmal ist keinmal« in seine Rechte. Nur ist es nicht jedermann gelegen, auf den Grund der Praktiken und der Verrichtungen zu dringen, in welchem diese Weisheit Wurzel schlägt. Trotzki hat es getan in den paar Sätzen, mit welchen er der Arbeit seines Vaters auf dem

Getreidefeld ein Denkmal setzt. »Ergriffen«, schreibt er, »sehe ich ihm zu. Mein Vater bewegt sich einfach und ganz gebräuchlich; man möchte nicht meinen, er sei bei der Arbeit; seine Schritte sind gleich, es sind Probeschritte, als suche er sich den Platz, wo er erst richtig anfangen kann. Seine Sichel macht schlicht, ohne alle künstliche Zwangslosigkeit, ihren Weg; eher könnte man denken, sie sei nicht ganz sicher; und doch schneidet sie scharf, hart am Boden und wirft in regelmäßigen Bändern nach links, was sie niedergelegt hat.« Da haben wir die Art und Weise des Erfahrenen, welcher es gelernt hat, mit jedem Tag, mit jedem Sensenschwung von neuem anzusetzen. Er hält sich beim Geleisteten nicht auf, ja, unter seinen Händen verflüchtigt sich das schon Geleistete und wird unspürbar. Nur solche Hände werden mit dem Schwersten spielend fertig, weil sie beim Leichtesten behutsam sind. »Ne jamais profiter de l'élan acquis«, sagt Gide. Unter den Schriftstellern zählt er zu denen, bei welchen die »schönen Stellen« am rarsten sind.

Schönes Entsetzen

Der vierzehnte Juli. Von Sacré-Cœur aus übergießen bengalische Feuer Montmartre. Der Horizont hinter der Seine glüht. Feuergarben fahren auf und erlöschen über der Ebene. Zehntausende stehen am steilen Abhang gedrängt und folgen dem Schauspiel. Und diese Menge kräuselt unaufhörlich ein Flüstern wie Fältchen, wenn der Wind im Mantel spielt. Spannt man sein Ohr dem schärfer entgegen, so tönt darin noch anderes als Erwartung der Raketen und Leuchtkugeln. Erwartet nicht diese dumpfe Menge ein Unheil, groß genug, aus ihrer Spannung den Funken zu schlagen; Feuersbrunst oder Weltende, irgend etwas, das dies samtne, tausendstimmige Flüstern umschlagen ließe in einen einzigen Schrei, wie ein Windstoß das Scharlachfutter des Mantels aufdeckt? Denn der helle Schrei des Entsetzens, der panische Schrecken ist die Kehrseite aller wirklichen Massenfeste. Der leise Schauer, der die ungezählten Schultern überrieselt, bangt nach ihm. Für das tiefste, unbewußte Dasein der Masse sind Freudenfeste und Feuersbrünste nur Spiel, an dem sie auf den Augenblick des Mündigwerdens sich vorbereitet, auf die

Stunde, da Panik und Fest, nach langer Brudertrennung sich erkennend, im revolutionären Aufstand einander umarmen. Von Rechts wegen begeht man in Frankreich die Nacht des vierzehnten Juli mit Feuerwerk.

Noch einmal

Ich war im Traum im Landerziehungsheim Haubinda, wo ich aufgewachsen bin. Das Schulhaus lag in meinem Rücken und ich ging im Wald, der einsam war, nach Streufdorf zu. Jetzt war es aber nicht mehr die Stelle, an der der Wald gegen die Ebene abbricht, wo die Landschaft – Dorf und die Kuppe des Straufhaim – auftauchten, sondern als ich in sanfter Wölbung einen niedrigen Berg erstiegen hatte, da fiel er auf der andern Seite beinah senkrecht ab und von der Höhe, die im Niederschreiten sich verminderte, sah ich durch ein Oval von Wipfeln hindurch wie in einem alten ebenholzschwarzen Photorahmen die Landschaft. Sie ähnelte der gemeinten in nichts. An einem großen blauen Strome lag Schleusingen, das sonst weitab liegt, und ich wußte nicht: Ist das Schleusingen oder Gleicherwiesen? Alles war wie in Farbenfeuchte gebadet und dennoch herrschte ein schweres und nasses Schwarz vor, als sei das Bild der eben erst, im Traum, noch einmal schmerzhaft umgepflügte Acker, in den die Samen meines spätren Lebens damals gesät worden waren.

Kleine Kunst-Stücke

Gut schreiben

Der gute Schriftsteller sagt nicht mehr als er denkt. Und darauf kommt viel an. Das Sagen ist nämlich nicht nur der Ausdruck sondern die Realisierung des Denkens. So ist das Gehen nicht nur der Ausdruck des Wunsches, ein Ziel zu erreichen, sondern seine Realisierung. Von welcher Art aber die Realisierung ist: ob sie dem Ziel präzis gerecht wird oder sich geil und unscharf an den Wunsch verliert – das hängt vom Training dessen ab, der unterwegs ist. Je mehr er sich in Zucht hat und die überflüssigen, aus-

fahrenden und schlenkernden Bewegungen vermeidet, desto mehr tut jede Körperhaltung sich selbst genug, und desto sachgemäßer ist ihr Einsatz. Dem schlechten Schriftsteller fällt vieles ein, worin er sich so auslebt wie der schlechte und ungeschulte Läufer in den schlaffen und schwungvollen Bewegungen der Glieder. Doch eben darum kann er niemals nüchtern das sagen, was er denkt. Es ist die Gabe des guten Schriftstellers, das Schauspiel, das ein geistvoll trainierter Körper bietet, mit seinem Stil dem Denken zu gewähren. Er sagt nie mehr als er gedacht hat. So kommt sein Schreiben nicht ihm selber, sondern allein dem, was er sagen will, zugute.

Romane lesen

Nicht alle Bücher lesen sich auf die gleiche Art. Romane zum Beispiel sind dazu da, verschlungen zu werden. Sie lesen ist eine Wollust der Einverleibung. Das ist nicht Einfühlung. Der Leser versetzt sich nicht an die Stelle des Helden, sondern er verleibt sich ein, was dem zustößt. Der anschauliche Bericht davon aber ist die appetitliche Ausstaffierung, in der ein nahrhaftes Gericht auf den Tisch kommt. Nun gibt es zwar eine Rohkost der Erfahrung – genau wie es eine Rohkost des Magens gibt – nämlich: Erfahrungen am eigenen Leibe. Aber die Kunst des Romans wie die Kochkunst beginnt erst jenseits des Rohprodukts. Und wieviel nahrhafte Substanzen gibt es, die im Rohzustand unbekömmlich sind! wie viele Erlebnisse, von denen zu lesen ratsam ist, nicht: sie zu haben. Sie schlagen manchem an, der zu Grunde ginge, wenn er ihnen in natura begegnete. Kurz, wenn es eine Muse des Romans gibt – die zehnte – so trägt sie die Embleme der Küchenfee. Sie erhebt die Welt aus dem Rohzustande, um ihr Eßbares herzustellen, um ihr ihren Geschmack abzugewinnen. Mag man beim Essen, wenn es sein muß, die Zeitung lesen. Aber niemals einen Roman. Das sind Obliegenheiten, die sich schlagen.

Kunst zu erzählen

Jeder Morgen unterrichtet uns über die Neuigkeiten des Erdkreises. Und doch sind wir an merkwürdigen Geschichten arm. Woher kommt das? Das kommt, weil keine Begebenheit uns mehr erreicht, die nicht schon mit Erklärungen durchsetzt ist. Mit ande-

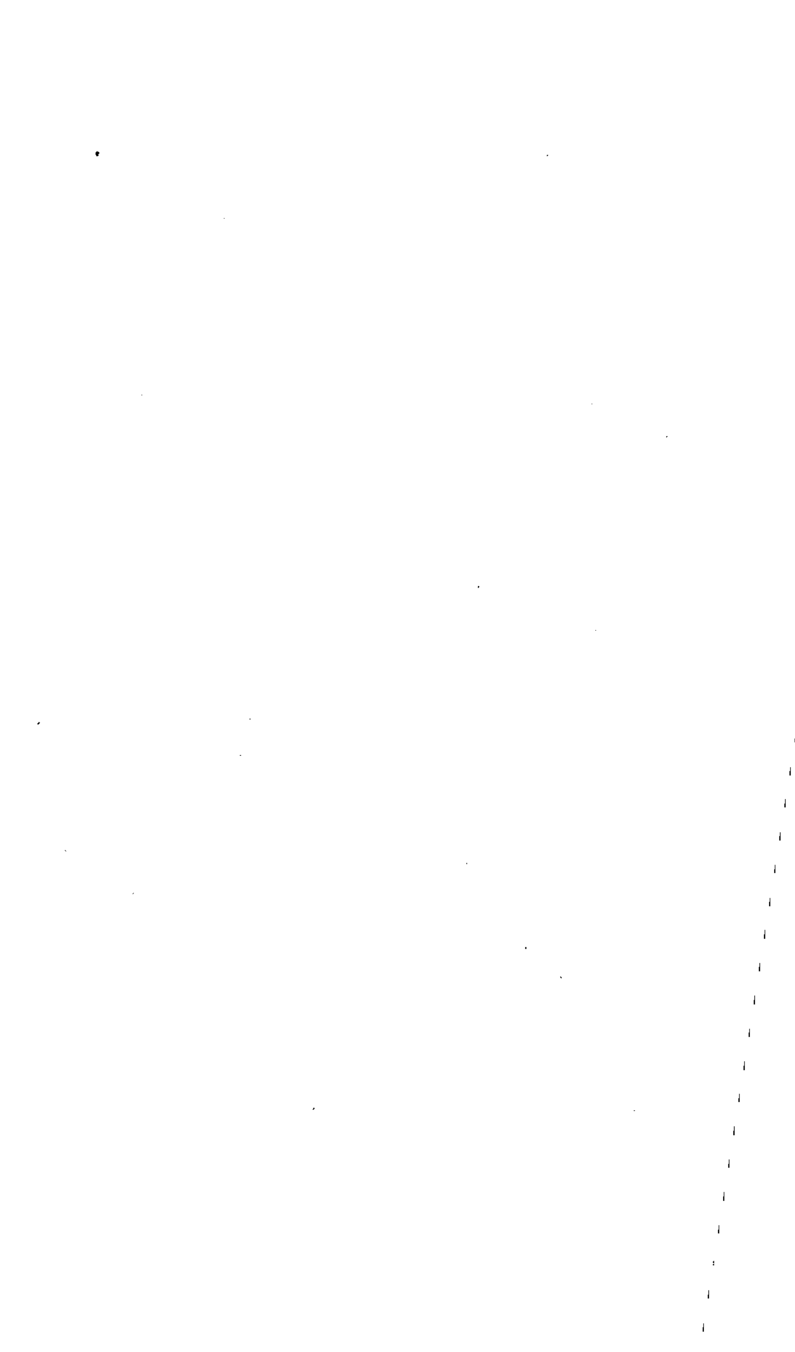
ren Worten: beinah nichts mehr, was geschieht, kommt der Erzählung, beinah alles der Information zugute. Es ist nämlich schon die halbe Kunst des Erzählens, eine Geschichte, indem man sie wiedergibt, von Erklärungen freizuhalten. Darin waren die Alten Meister; Herodot an der Spitze. Im vierzehnten Kapitel des dritten Buches seiner »Geschichten« findet sich die Erzählung von Psammenit. Als der Ägypterkönig Psammenit von dem Perserkönig Kambyses geschlagen und gefangen genommen worden war, sah Kambyses es darauf ab, den Gefangenen zu demütigen. Er gab Befehl, Psammenit an der Straße aufzustellen, durch die sich der persische Triumphzug bewegen sollte. Und weiter richtete er es so ein, daß der Gefangene seine Tochter als Dienstmagd, die mit dem Krug zum Brunnen ging, vorbeikommen sah. Wie alle Ägypter über dieses Schauspiel klagten und jammerten, stand Psammenit allein wortlos und unbeweglich, die Augen auf den Boden geheftet; und als er bald darauf seinen Sohn sah, der zur Hinrichtung im Zuge mitgeführt wurde, blieb er ebenfalls unbewegt. Als er danach aber einen von seinen Dienern, einen alten verarmten Mann, in den Reihen der Gefangenen erkannte, da schlug er mit den Fäusten an seinen Kopf und gab alle Zeichen der tiefsten Trauer. – Aus dieser Geschichte ist zu ersehen, wie es mit der wahren Erzählung bestellt ist. Die Information hat ihren Lohn mit dem Augenblick dahin, in dem sie neu war. Sie lebt nur in diesem Augenblick. Sie muß sich gänzlich an ihn ausliefern und ohne Zeit zu verlieren sich ihm erklären. Anders die Erzählung: sie verausgabt sich nicht. Sie bewahrt ihre Kraft gesammelt im Innern und ist nach langer Zeit der Entfaltung fähig. So ist Montaigne auf die vom Ägypterkönig zurückgekommen und hat sich gefragt: Warum klagt er erst beim Anblick des Dieners und nicht vorher? Montaigne antwortet darauf: »Da er von Trauer schon übervoll war, brauchte es nur den kleinsten Zuwachs, und sie brach ihre Dämme nieder.« So kann man die Geschichte verstehen. Sie hat aber auch für andere Erklärungen Raum. Jeder kann mit ihnen Bekanntschaft machen, der die Frage Montaignes einmal im Kreis seiner Freunde aufwarf. Einer der meinigen sagte zum Beispiel: »Den König rührt nicht das Schicksal der Königlichen; denn das ist sein eigenes.« Oder ein anderer: »Uns rührt auf der Bühne vieles, was uns im Leben nicht rührt; dieser Diener ist nur ein Schauspieler für den König.« Oder ein

dritter: »Großer Schmerz staut sich und kommt erst mit der Entspannung zum Durchbruch. Der Anblick dieses Dieners war die Entspannung.« – »Wenn diese Geschichte sich heute ereignet hätte, meinte ein vierter, dann stünde in allen Blättern, Psammenit habe seinen Diener lieber als seine Kinder.« Sicher ist, daß jeder Reporter sie im Handumdrehen erklären würde. Herodot erklärt sie mit keinem Wort. Sein Bericht ist der trockenste. Darum ist diese Geschichte aus dem alten Ägypten nach Jahrtausenden noch imstande, Staunen und Nachdenken zu erregen. Sie ähnelt den Samenkörnern, die Jahrtausende lang luftdicht verschlossen in den Kammern der Pyramiden gelegen und ihre Keimkraft bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Nach der Vollendung

Oft hat man sich die Entstehung der großen Werke im Bild der Geburt gedacht. Dieses Bild ist ein dialektisches; es umfaßt den Vorgang nach zwei Seiten. Die eine hat es mit der schöpferischen Empfängnis zu tun und betrifft im Genius das Weibliche. Dieses Weibliche erschöpft sich mit der Vollendung. Es setzt das Werk ins Leben, dann stirbt es ab. Was im Meister mit der vollendeten Schöpfung stirbt, ist dasjenige Teil an ihm, in dem sie empfangen wurde. Nun aber ist diese Vollendung des Werkes – und das führt auf die andere Seite des Vorgangs – nichts Totes. Sie ist nicht von außen erreichbar; Feilen und Bessern erzwingt sie nicht. Sie vollzieht sich im Innern des Werkes selbst. Und auch hier ist von einer Geburt die Rede. Die Schöpfung nämlich gebiert in ihrer Vollendung den Schöpfer neu. Nicht seiner Weiblichkeit nach, in der sie empfangen wurde, sondern an seinem männlichen Element. Beseligt überholt er die Natur: denn dieses Dasein, das er zum ersten Mal aus der dunklen Tiefe des Mutterschoßes empfing, wird er nun einem helleren Reiche zu danken haben. Nicht wo er geboren wurde, ist seine Heimat, sondern er kommt zur Welt, wo seine Heimat ist. Er ist der männliche Erstgeborene des Werkes, das er einstmals empfangen hatte.

Satiren, Polemiken, Glossen



ACTA MURIENSA

I. PORTALSSPRUCH DER UNIVERSITÄT MURI

Lirum larum Löffelstiel, kleine Kinder fragen viel.

II. VORLESUNGSVERZEICHNIS DER UNIVERSITÄT MURI

Theologie:

Prof. Robert Eisler: Geschichte des abendländischen Paganismus von Papageno bis Paganini
ders.: Damenmantel und Badezelt
Prof. Max Scheler: Leben und Werke des hl. Johann Maria Farina
Im dogmengeschichtlichen Seminar:
Prof. A. von Harnack: Das Osterei. Seine Vorzüge und seine Gefahren
Prof. Max Scheler: Übungen zum Konklave

Philosophie:

Prof. I. Kant: Übungen über Erdmann. Von Leibniz bis Bahlsen
Prof. Bleuler/Zürich: Der Weinzwang
Im Seminar für experimentelle Psychologie:
Prof. Stumpf: Seelenmessung
Prof. Scheler: Seelenmessen
Prof. Wilamowitz-Moellendorff: Leben und Treiben der Hoflieferanten
Prof. Levison: Herrmann der Cherusker (vierstündig)
Prof. Delitzsch: Fibel und Sabel
Im historischen Seminar:
Prof. Dietrich Schäfer (gemeinsam mit Prof. Roethe, 6–8 Uhr früh): Übungen übers Brandenburger Tor
ders.: Die deutsche Frage: Chammer oder Amboß?
ders.: (für Vorgerückte) Übungen über den schwarzen Adlerorden

Im literarhistorischen Seminar:
Prof. Roethe: Übungen über Fontanes Wanderungen durch Mark und Bein
Im astronomischen Seminar:
Preußens Sternhimmel. Beobachtung des Lunaparks
Im physikalischen Seminar:
Camilla Schulze: Theorie des freien Falls mit Übungen im Anschluß
Prof. Sigmund Freud: Woher kommen die kleinen Kinder
ders.: Erläuterungen ausgewählter Witze

Jurisprudenz:

Im juristischen Seminar:
Einführung in die Theorie der Verschleppungstaktik
Theorie und Praxis der Beleidigung

Medizin:

Im medizinischen Seminar:
Übungen im Liquidieren

III. Auszüge aus den Mitteilungen der Akademie: Rezensionen

Theodor Däubler
Athos und die Atheisten

Seit Jahren weilt nun Däubler in Griechenland und gibt in gemessenen Abständen Rechenschaft von dem, was er gesehen und erforscht hat. Aber in der Reihe seiner Reisebücher ist keines, welches größeres Aufsehen erregen dürfte, als dieser neue Bericht vom Athos. Gewiß: nicht zum ersten Male werden uns der heilige Berg, seine Klöster und seine Mönche beschrieben. Was aber Däublers vor Fallmerayers berühmter Schilderung voraushat – von geringeren Berichterstattern zu schweigen – das ist seine aus kongenialer Erfassung geborene Kunde vom Glaubensleben der alten Zeit. Unnötig zu erläutern, wie gerade hier des Verfassers Erfahrung in verschollenen Riten, seine Kenntnis der orientalischen Mythenwelt, seine verehrungsvolle Neigung zu dem theologischen System der Gnosis sich aufs glänzendste darstellt. So ist es

denn kein Spiel des Zufalles, wenn gerade ihm eine Entdeckung gelungen ist, die wie seit langem keine vorbestimmt scheint, eine an die religiösen Kämpfe verlorene Gegenwart aufhorchen zu machen. Inschriftenfragmente vom Athos, unwiderlegliche archäologische Zeugnisse, auf verwitterten Steinblöcken mit Mühe entziffert, erweisen die Atheisten – d. i. »Die vom Athos« – als eine ehemals übers ganze Gebirge verbreitete Sekte glühender Ekstatiker, allen anderen in der Bitterkeit ihrer Kasteiungen voraus, welche im XI. Jahrhundert von einem im Solde des griechischen Patriarchen Euthymios stehenden Schreiber auf Grund vulgärgriechischer, bewußt zu diesem Zwecke gefälschter, Etymologie dem Namen und der Sache nach als Gottesleugner denunziert und den Verfolgungen der Obrigkeit überliefert wurden. Dies kann, dies muß nach Däublers langjähriger entsagungsvoller Forschung, welche in den Archiven Konstantinopels den auf dem Athos freigelegten Spuren auf paläographischem Wege nachging, nun Gemeingut der Wissenschaft werden. Einen großen Namen vom Odium der leeren Freigeisterei gereinigt, den heroischen Athosmönchen der ersten christlichen Jahrhunderte ihren Ehrennamen zurückgegeben zu haben – nichts geringeres ist Däublers Leistung in seinem neuen, wissenschaftlich wie sprachlich gleichermaßen genialen Reisewerk.

Stanislaus Fieberfeld

•

Charles Darwin
Reise eines Naturforschers

Dies Werk, das sich gewöhnlich unter dem Titel »Ein Kampf ums Dasein« findet, liegt hier in einer entzückenden illustrierten Ausgabe vor. Besonders gelungen sind die Darstellungen des kämpfenden Naturforschers selbst.

Schriften des Vereins für Berufsberatung, Band I
Der deutsche Ehrendoktor in Wort und Bild

Das neue Unternehmen führt sich vorteilhaft ein. Wir haben hier Lebenslauf und Werdegang der deutschen Ehrendoktoren beisammen. Wenn der Verfasser in Vorschlag bringt, dem übergroßen Bürokratismus gerade auf diesem Gebiete zu steuern und anläß-

lich der nächsten Kriegserklärung sämtliche Divisionschefs automatisch zu promovieren, so wird ihm jeder Einsichtige nur beipflichten können. Besonders zu begrüßen ist, daß das Bildermaterial fast durchweg in die frühe Säuglingszeit zurückreicht, und sind diese Bildchen auch heute noch sprechend ähnlich.

Jann Beim

Die Kirchenmaus seit Luther von ***

Gehässige Streitschrift, welche den großen Reformator für die Verarmung der Kirchenmaus verantwortlich zu machen sucht. Die Widerlegung von berufener Seite wird nicht ausbleiben.

Wilhelm Hausenstein
Der Löwenbräughel

Endlich legt man das langerwartete Resultat der Hausensteinschen Entdeckerarbeit uns vor. Und gern gestehen wir uns beim Durchblättern des stattlichen Foliobandes, daß die vorjährigen Presseberichte nicht übertrieben haben. Es war ein Großer, war ein deutscher Rousseau, der da um die Mitte des vorigen Jahrhunderts drei kleine der ältesten Säle des Löwenbräus mit seinen Fresken geschmückt hat. Und das Freibier am Feierabend ist der einzige Lohn dieses mühseligen und beladenen Kleinbürgers gewesen, der mit Visionen sich trug, welche Parallelen mit Bräughel fast aufzwingen. Sieben Bilder hat unter Hausensteins kundiger Leitung man unter der Schicht der neueren Bemalung – denn schon 1886 begann man Anstoß an den Darstellungen des namenlosen Meisters zu nehmen und ging an das Übermalen – aufdecken können. Unter ihnen das gewaltigste, leider auch schadhafteste: Die Gründung Münchens. Derbe unschuldige Bauernburschen rollen durch eine öde Landschaft ein Faß. Daneben, ganz im Sinne der Primitiven, die gleichen Figuren, wie sie um das ruhende Faß bemüht sind, es anzuzapfen. Gegenüber, auf der anderen Längswand des ersten Saales, die Oktoberwiese. Auf ergreifende Art hat der Maler sich bemüht, mit Palmen, Affenbrotbäumen und Agaven die Wiese zu beleben, von der die bunten Trachten der Einheimischen sich abheben. Ein Zyklus von drei Fresken behandelt, im Nebensaale, die Dult. Den Anfang macht ein alemannischer Jahr-

markt. Unter den Stieren, Kühen, Schweinen und Ziegen, die da zusammengetrieben sind, gewahrt man, an einer Seidenschnur vom behäbigen Bauern geleitet, einen Löwen nebst Lamm. Mit Recht vermutet hier Hausenstein apokalyptische Strömungen am Werke. Dann eine Dult des Mittelalters und endlich die moderne. Hier geht der patriotische Enthusiasmus mit dem Maler durch: zwischen den Schaubuden zu beiden Seiten der Straße läßt er ein Regiment im Stechschritt passieren. Im letzten Saal das Isartal und die Frauenkirche. Diese ist im Sinne der archaischen Rettichsymbolik mit betonten Zwiebeltürmen gemalt. Über den Meister selbst hat Hausenstein allzu viel nicht in Erfahrung bringen können. Desto erfreulicher, daß dessen Werk nun den Feingebildeten in die Hand kommt.

Bons

Arthur Ackermann
Robinson und sein Einfluß auf Gustav Freitag

Wie Robinson das Leben auf der einsamen Insel sich einrichtet, den Wilden Freitag zum Freunde gewinnt und in aufopfernder, liebevoller Erziehung den Dichter der »Ahnen« und der »Verlorenen Handschrift« aus dem Naturkind heranbildet, das alles faßt ein bekannter Literarhistoriker noch einmal auf Grund neuerschlossener Urkunden populär und gemeinverständlich zusammen.

Artur Kutscher
Herrschaft und Dienst

Man wird sich nach Lektüre dieser Streitschrift dem Eindruck nicht verschließen können, daß Wolters unter dem verhängnisvollen Einfluß von Stefan George die Verhältnisse im Lohnfuhrwesen schief dargestellt hat. Ein Mann der Praxis hat die dringend erforderlichen Korrekturen an diesen verstiegenen Anschauungen vorgenommen.

Christian Morgenstern
Collegium Logicum

Aus dem Nachlaß des Verfassers der »Galgenlieder« veröffentlicht man eine Reihe tiefgründiger Versuche zur modernen Logik. Hier endlich ist die öde Syllogistik des Aristoteles überwunden. Neue überraschende Schlußformen in Fülle eröffnen sich. Wir müssen uns auf einige Proben dieser Arbeit, die über alle Gebiete des Wissens sich erstreckt, beschränken. Ein Beispiel aus der Theologie:

Adam war ein Riese
Adam hatte 7 Söhne
$7 \times 7 = 49$

Nach Adam Riese. Quod erat demonstrandum.

Ein anderes aus dem philosophischen Gebiete. Man weiß, daß Kant einen Zopf trug. Aber gerade dieser Satz spottete bisher aller Versuche einer deduktiven Herleitung. Hier greift Morgenstern ein:

Alle Indianer tragen Zöpfe
Kant war ein Indianer
Also trug Kant einen Zopf.

Eine spekulative Deduktion der Indianer selbst mag diese Proben beschließen:

Heute rot, morgen tot
Morgenrot
Rothäute.

Das Werk sei allen Lernbeflissenen empfohlen.

Anni M. Bie

Elisabeth Förster-Nietzsche
Das Leben Nietzsches Bd. VII. Bestattung und Grabpflege

Auch hier wieder die Fülle des Interessanten! Von jenen radikalen Nietzschelesern einer, dem das Grübeln über die Schriften des Philosophen die Zeit zu der Vertiefung in das Lebenswerk der Verfasserin nahm, hat sie die stadtbekannte Schwester des weltberühmten Philosophen genannt. Gewiß zu Unrecht. Aber warum fehlt hier die hübsche Anekdote, welche der Baron Friedrich

von Schennis zu erzählen wußte? Solange Nietzsche lebte, habe alljährlich an seinem Geburtstag ein Festmahl die Freunde des Hauses um seine Schwester versammelt. Und sei der Nachtisch abgeräumt gewesen, so habe der violette Vorhang am obern Ende der Tafel sich geöffnet. Der kranke Nietzsche auf einem Sessel sei sichtbar geworden ...

Anni M. Bie

Ludwig Ganghofer
Feldrabbiner und Waldteufel. Gesammelte Novellen

Da haben wir denn wieder den lieben alten Satanisten! Und wie er aus so manchem schmucken Bändchen zu uns sprach, so raunt und geistert nun auch hier die Teufelei. Zumal die Dämonie des finstren Tanns ist seit dem »Freischütz« niemals glänzender gestaltet worden. Der Preis ist angesichts des Gebotenen bescheiden zu nennen.

Arthur Ackermann

Camilla Schulze
Theorie des freien Falls mit Übungen im Anschluß

Die namhafte Privatdozentin für Physik veröffentlicht hiermit einen Abriß ihrer Vorlesungen.

Theodor Fontane
Wanderungen durch Mark und Bein,
herausgegeben von Gustav Roethe

Endlich erscheint das berühmte Werk in ganzer Ausdehnung und unter seinem vollständigen Titel. Besonders wertvoll ist die Darlegung des ursprünglichen Wortlauts durch den Herausgeber, eine neue Probe seines durchdringenden Organs.

Heylsches Kochbuch. Neu herausgegeben von Helene Züllich.
Mit Anhang der Herausgeberin

Von höchstem Interesse der Anhang der Herausgeberin. Großmutter, Tanten, Schwiegermutter und fünf Neffen in vorzüglichen Photographien.

Martin Luther
Briefe an seinen lieben Sohn Hänsgen. Deutsch von Rudolf Borchardt

Die Militärmusik der Gegenwart in Selbstdarstellungen

Der Verlag legt hiermit ein Pendant der rühmlichst bekannten »Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen« vor. Jeweils ein Militärkapellmeister entspricht einem jeden unserer großen Systematiker. Alles in allem ein höchst glücklicher Weg zur Neugestaltung unseres synthetischen Weltbildes.

Hochschul-Porter

Wir erhalten unter diesem Titel eine vorzügliche Auswahl von Aphorismen deutscher Hochschullehrer zur Politik.

*** *Von Leibniz bis Bahlsen*

Die neue Werbepackung der geschätzten Kakesfabrik mit Nachbildung der Philosophen in Bäckerei. Bei Schopenhauer wäre – angesichts des ausgesprochenen Pessimismus – Schokoladenguß am Platze gewesen.

Wilhelm Hausenstein
Geschichte der italienischen Malerei von den Anfängen bis Stradivari

Ein wahrer Generalbaß der italienischen Kunstgeschichte. Auf dem Umschlag ist ein neuaufgefundnes Altarbild Tartinis wiedergegeben.

Nichts gegen die »Illustrierte«

Friedrich Burschell widmet in No 7 der »Literarischen Welt« [1925] Jean Paul zum 100. Todestage ein ehrendes Gedenken. Und im Vorübergehen denunziert er, was ihm als Schändung des Mannes und seines Andenkens erscheint. Er hat im Auge die »Ber-

liner Illustrierte Zeitung«; in der fraglichen Nummer kommt »die Großaufnahme der Titelseite der Jugend zugut, drei Dichterkindern«, unter denen der Sohn Thomas Manns allerdings selber schon »als Dichter vorgeführt wird, vor dem in beträchtlich weitem Abstand und in entsprechend verkleinerter Wiedergabe Jean Paul in den hintersten Winkel kroch, nicht ohne auch hier, auf der letzten Seite, mit dem kleinbürgerlichen Helden eines obskuren Prozesses, mit zwei groß aufgemachten, in Federn und Pelzwerk prangenden Nutten und zwei Katzen und einem Affen konfrontiert zu werden und nur beileibe nicht, wiewohl es sich ebensogut hätte machen lassen, mit den Kreaturen, die der Dichter mit rührendster Zärtlichkeit liebte, mit Eichhörnchen, Hunden, Singvögeln oder Schmetterlingen«. Was wohl keinem aufgestoßen wäre, der Frage zu geschweigen, ob nicht Nutten, Katzen und Affen seelenvoller als gerade Schmetterlinge und Singvögel in der Kamera obscura erscheinen. – Jedoch, was soll das alles. Und wem steht nicht fest, daß unter den gegebnen Bedingungen demokratischer Publizistik etwas besseres als die »Berliner Illustrierte« auf dem westeuropäischen Kontinent nicht existiert. Daß sie so unübertrefflich »interessant« gerade nur wegen der Exaktheit ist, mit der sie die lasterhaft zerstreute Aufmerksamkeit des Bankbeamten, der Sekretäre, des Konfektionärs allwöchentlich in einem Hohlspiegel zusammenzieht. Dieser dokumentarische Charakter ist ihre Macht und zugleich ihre Legitimation. Ein großer Jean Paul-Kopf auf der Titelseite der Illustrierten, was wäre langweiliger? »Interessant« aber ist er gerade nur, solange sein Kopf klein bleibt. Die Dinge in der Aura ihrer Aktualität zu zeigen, ist mehr wert, ist weit, wenn auch indirekt, fruchtbarer, als mit den letzten Endes sehr kleinbürgerlichen Ideen der Volksbildung aufzutrumpfen. Wenn gar die kühle, schattenspendende Aktualität dieser Bildseiten nicht wie die übliche und wohlfeilere zu 100% der Spekulation auf die niedrigsten Instinkte, sondern zu 50% ihrer technischen Gewissenhaftigkeit zu danken ist, so sollte sie sich das Recht erworben haben, vom Literaten dem die Mitarbeit an ihr – weiß Gott! – nicht zukommt, mit wohlwollendster Neutralität beobachtet zu werden.

Baedeker bedankt sich –

und kann sich den Sylvesterulk gefallen lassen, mit dem Herr Cohen-Portheim in der »Literarischen Welt« vom 1. Januar 1926 ihn ins neue Jahr hinüber komplimentiert. Nun ist er also »der größte Dichter«. Im übrigen hat er Zeit gehabt, an das Ressentiment seiner Landsleute sich zu akklimatisieren. Die werden es ihm nämlich nicht vergessen, sie um die »Originalität« ihrer Reisen gebracht zu haben und daß man schwarz auf weiß die Punkte verzeichnet findet, die, wenn es nach Herrn Meyer und Frau Schulze ginge, als Stätten ihres eigenen innersten Erlebens durch sie erst wären geweiht worden. Die Sternchen des verhaßten Baedeker möchte eben jeder Deutsche für sein Leben gern selber anbringen, muß sich faute de mieux nun aber begnügen, an Ort und Stelle eigenhändig jeden Aussichtsort zu unterzeichnen. Und nun wird Baedeker, dies durch und durch positive Buch, ihm zugemutet! Ein Buch von peinlicher Solidität, das die Reiseabenteuer außer Kurs bringt und die Erzählung einer Irrfahrt an der Frage: Und warum kaufen Sie sich keinen Baedeker? verpuffen läßt. All das wird man in Deutschland nicht verwinden und daher Engländern es überlassen, die Organisation, Exaktheit und Bescheidenheit diesen Werken zuzuerkennen und abzulernen, während der deutsche Schmock der dankbaren Mühe sich unterzieht, zu betonen, was Baedeker klein druckt, zu belächeln, was groß gedruckt steht und derart hinreichend zur Abfassung expressionistischer Reiseberichte sich vorgebildet zeigt.

Skandal im Théatre Français

Ein seltener Fall: zwei junge Autoren, Denys Amiel und André Obey erringen mit der fünften Aufführung einen Erfolg, wie ihn die Uraufführung ihnen nicht beschieden hatte. Sie haben ihren Theaterskandal im größten Format. Ihre Tragikomödie »La carcasse«, die von der Comédie Française herausgebracht wurde, hat das bescheidene aber unbestreitbare Interesse, die verzerrte Fratze des Mittelstandes nach jener Kette fürchterlicher Schlaganfälle von 1914 bis 1918 zu zeichnen. Die Generation, der an die Stelle Wilhelminischer Ideale (denn Wilhelms Stern stand über ganz

Europa) der nackte Wille zum Weiter-Leben getreten war, der Trieb, dem eigenen Kadaver (der »carcasse«) in der Familie den Raum zurückzugewinnen, den er im Staate verloren hatte, ist längst ein fälliges Sujet des Dramas gewesen (und bleibt es noch weit mehr für den Roman). Der Held des Stückes ist ein pensionierter General, der freilich nur zum Dramahelden Zeug hat. Er fristet seine Tage durch die Kompläsancen, die ihm die Freunde seiner Frau erweisen und teilt sie zwischen der Beschäftigung mit seinem Pferd und seiner alten Uniform. Im übrigen läßt er die Dinge gehen, wie sie wollen, und gibt den Sohn der Schande und dem Elend preis. Diesen Charakter entwickeln drei Akte in einer kräftigen Studie, deren Octave Mirbeau sich nicht hätte zu schämen brauchen. Mit der Nachricht vom Selbstmord des Sohnes endet der erste Aufzug. Wenn der Vorhang über dem zweiten sich hebt, steht der General – höchst meisterhaft gespielt von Herrn von Férandy – allein auf der Bühne, dem Publikum abgewandt. In diesem Augenblick, der für den Coup der zweckmäßigste schien, erhebt ein Herr sich aus dem mittleren Parkett: »Veuillez, M. de Férandy, me permettre de vous poser une question. Je ne conçois guère . . .« Mehr ist nicht verständlich. Alle Kronleuchter flammen auf. Parkett und Ränge tosen. Und während der Sprecher verschiedentlich nur ansetzt, hat schon das Publikum die Auseinandersetzung übernommen. Mit einem Schlage sind ein paar hundert politische Diskutierklubs entstanden. Meine Loge hat drei Parteien. Mein Nachbar billigt dieses Drama nicht, mißbilligt aber andererseits den Vorgang. Wie dem auch sei – die Ehre der französischen Familie müsse gewahrt werden. Aus solchen Stücken sauge sich der Fremde, der sie ansieht, Gift. Hinter mir stellt sich jemand als Conseiller municipal de Paris uns vor. Er ist mit seinen Damen erschienen. So sei das Leben. Und hohe Zeit, daß man es laut herausschreie. Von vier Beamten im Hôtel de ville seien immer drei korrupt bis auf die Knochen . . . Ich persönlich versichere, der Fremde informiere über die französische Familie sich für gewöhnlich weniger hier als in den Folies Bergères. Indessen fällt von Zeit zu Zeit der Vorhang, dann geht er wieder hoch: man spielt ein Stückchen weiter. Es wird abwechselnd dunkel und hell. »Voilà où en est arrivé la première scène du monde!« ruft jemand aus den Rängen herunter. Endlich tritt der Hauptdarsteller selbst an die Rampe. Schweigen. Er ist, versichert

er, aus alter Soldatenfamilie und hätte nie die Rolle übernommen, wenn hier im mindesten die Ehre der Armee geschmälert würde. Man applaudiert ihm aus Respekt vor seiner souveränen Leistung. Von nun an aber spielt er kaum noch, sondern sagt die Rolle her wie auf der Leseprobe. Man überstürzt den Schluß, um bei dem Nachspiel, einem Schmarren von Flers und Caillavet zu landen. Es hat der Comédie Française nichts genützt, daß man aus dem glorreichen Kriegshelden des ursprünglichen Textes einen General der Intendantur gemacht hat, der 1914 verabschiedet wurde. Der Skandal war nicht zu vermeiden. Denn, wenn man sich bisweilen für sein Geld gern unterrichten läßt, so zahlt doch keiner gern um sich erziehen zu lassen. Die Abonnenten der Maison de Molière so wenig wie andere Leute.

Pariser Theaterskandale II

Surrealisten untereinander – sie fühlen sich erst wohl, wenn sie in einer Menge von ein paar hundert friedlichen Pariser Bürgern sich befinden. So dieser Tage im Théatre Sarah Bernhardt bei der Premiere des (gewiß nicht mehr neuen) russischen Diaghilew-Balletts, die Stimulantien sehr wohl brauchen konnte. Die Herren Surrealisten haben sie geliefert und noch dazu bewiesen, wie schlecht sie sich aufs Geschäft verstehen. Denn sie haben mit einem wohltemperierten Theaterskandal gewiß ihr eigenes weniger besorgt als das der Russen – ohne von ihnen bezahlt zu werden. Daß sie es sind, verübeln sie gerade ihren beiden Genossen, den Malern Jean Miró und Max Ernst, die haben nämlich den Dekor zu dem Ballett von »Romeo and Juliet« gestellt. Das gab den Anlaß zu einer vor Beginn der Vorstellung einsetzenden Huldigung an die Prinzipien unentwegter Bohemerie. Das surrealistische Supplement des Programmzettels, das fünf Sekunden nach Einsetzen des Orchesters von den Rängen herab mit Flugpost verteilt wurde, erklärt: »Wir dulden nicht, daß die Idee dem Kapital sich zur Verfügung stellt.« Im stillen aber dürfte ganz dasselbe der Standpunkt von Miró und Ernst gewesen sein. Denn ihre Szenerie stellt keinerlei »Idee«, sondern nichts weiter als Routine in den Dienst des Kapitals. – In den Mittagsblättern versprechen am nächsten Tag die Häupt-

linge für die folgenden Abende Ruhe. Haben sie unterdes von der Wertlosigkeit der Dekoration oder von der ihrer Prinzipien sich überzeugt? In jedem Fall unsern Glückwunsch.

Rainer Maria Rilke und Franz Blei

Geistreich wie ein Abbé und salbungsvoll wie ein Prêtre hat an dieser Stelle Franz Blei zum Tode Rilkes das Wort ergriffen. Mancher bleibt da vielleicht überwältigt. Nicht vom Verlust – vor heiligem Respekt für diesen Redner, der es im Grunde also längst schon wußte, ein Dichter Rilke habe nie gezählt und werde auch dereinst, wenn Rudolf Borchardt auf dem Parnaß dreimal in die Posaune stößt, zur Ewigkeit nicht einberufen werden. Sic transit gloria mundi – nämlich am offenen Grabe.
Es ist eine gute Sache um Stellungnahme. Und eine harte Totenrede ehrt, wenn schon nicht einen Toten, so die Hörer. Dann aber tritt in ihr dem nackten Tod die nackte Wahrheit entgegen. Dann faltet nicht im letzten Satz der Pamphletist die Tintenfinger, zwischen denen der Rosenkranz ihm hervorsieht. Nein – hätte dieser neunmal weise Nekrolog auch recht, Anrecht auf unser Ohr besitzt er nicht.
Die Dichtung Rilkes ist mit allen Schwächen, mit allen Lastern seiner Generation so verbunden, daß etwas beinah wie Erleichterung beim Tode dieses Zeugen, dieses Genossen ihrer süßen Schmach sie überkommen darf. Aus diesem Grunde hätte sie zu schweigen. Denn all die Sittsamen, Verschüchterten, die es der großen Buhlerin nicht nachtun konnten, als welcher wir der Phantasie des Dichters Rilke eingedenk sein werden, besaßen keinen Funken der Askese, die seiner Preisgegebenheit zum Grunde lag. Was sie an dem Histörchen der Régence mit archivalischem Ergötzen schmeckten, das hat an seinem Leibe dieser Dichter lebenslang durchlitten.
Längst geht es in Europa mit der reinen Lyrik zu Ende. Die kommen könnte, ist politisch und didaktisch, wie sie zuerst George in den letzten Büchern prägte. Rilke hat in der tiefen Stille seines Daseins der anderen das abgeschiedene Asyl gegeben, in welchem sie zur Ruhe gehen durfte. Menschenstimmen drangen da nicht mehr hin. So hat er denn mit Dingen, die er liebte, sie umstellt,

aus Resonanzen, Obertönen dieser Dinge den Laut seiner besten Gedichte gebaut. Ganz wurde er dennoch nie Herr der verwesenden Innerlichkeit, die da im »Stundenbuch« mit den Emblemen des Jugendstils gräßlichen Einzug hielt. Wahr ist auch, daß mit jedem neuen Streifzug durch das Werk die Ernte zwischen seinen Blättern ärmer wurde. Immer aber bleiben darin, zwischen alten und frischen, Lieder von der vollendeten taktilen Schönheit von Früchten; Strophen, die sich als Lied im Sinn der Griechen von Hand zu Hand wie eine Schale, eine Scherbe geben lassen. So sind der »Ange du Méridien« und die »Kretische Artemis«, das »Östliche Taglied« und der »Archaïsche Torso Apollos« durch die Hände einer Generation gegangen, der bei so feinem billigen Undank nicht wohl wird.
Sie wartet noch auf einen Nachruf für Rilke.

Journalismus

Neben so viel Feierlichkeit, die Lindberghs Flug über den Ozean umrahmt, sei die Arabeske eines Scherzes vermerkt – das heitere Gegenstück zu dem tristen Leichtsinn, der die Pariser Abendblätter vor drei Wochen voreilig den Triumph von Nungesser und Coli melden ließ. Die gleichen Blätter sind zum zweiten Male bloßgestellt. Das danken sie einem Einfall, den Karl Kraus dem Schüler der Ecole Normale, der ihn gehabt hat, neiden könnte. Diese Ecole Normale ist, wie bekannt, die berühmte staatliche Freischule Frankreichs, zu der man alljährlich nur eine Elite nach den strengsten Prüfungen zuläßt. Am Nachmittag des ersten Tages, den der Flieger in Paris verbrachte, teilte jemand allen Redaktionen telephonisch mit, die Leitung der Ecole Normale beschließe, Lindbergh zu ihrem »ehemaligen Schüler« zu ernennen. Und alle Blätter brachten die Meldung. Es gab unter den Scholastikern eine Schule, die Gottes Allmacht mit dem Satz umschrieb, daß er sogar Geschehenes ändern, wirklich Gewesenes ungeschehen und nie Gewesenes wirklich machen könne. Bei aufgeklärten Redakteuren braucht es, wie man sieht, nicht Gott; bei ihnen tut es schon eine Behörde.

Glozel und Atlantis

Niemals fühlt sich das Publikum wohler, als wenn es eine umfassende Blamage exponierter Personen herannahen sieht. Während groß und klein sein Vergnügen an dem cas Léon Daudet hat – und ist es als Programmabfolge nicht unerreicht, dieser traurige Tod des Philippe Daudet und das Satirspiel um den Vater, das daraus hervorgeht? –, rollen sich in der Welt der Wissenschaft zwei Aktionen ab, die ebenfalls, nach hochdramatischem Beginn, mit einem unversehenen Lacherfolge enden könnten. Im vorigen Jahre begannen in Glozel die Ausgrabungen des Dr. Morlet. Man wollte auf ein umfangreiches Depot prähistorischer Objekte aus dem Neolithikum (will sagen, etwa aus dem Jahre 3500 v. Chr.) gestoßen sein. Von Anfang an war ein Raunen um diese Dinge. Dr. Morlet unternahm seine Grabungen allein, nur von dem jungen Fradin, einem intelligenten – und vielleicht allzu anstelligen – Burschen aus der Gegend unterstützt. Bei diesen Grabungen, so erzählte man sich, sei es ursprünglich nicht sehr wissenschaftlich zugegangen: weder Fundjournal, noch Distriktsplan. Und später, als man hin und wieder Sachverständige zuzog, da habe es sich immer so getroffen, daß man am ersten Tage nichts vorfand und erst am andern Morgen in der »unberührten« Lehmschicht der angegrabenen Stelle auf neue Objekte geriet. Skeptiker hielten sich an die Person des Dr. Morlet, der Illuminat ist und seine Nachforschungen in der Absicht unternimmt, das Vorhandensein einer frühen und hochentwickelten Kultur im Westen nachzuweisen. Einer sehr hochentwickelten – denn das Wichtigste ist: man hat in Glozel Tafeln gefunden, die mit rätselhaften Zeichen bedeckt sind. Um diese ist natürlich im Handumdrehen ein leidenschaftlicher Streit entbrannt, nicht nur in Fachzeitschriften, sondern sogar im »Mercure de France«. Der Entdecker selbst spricht von prähistorischem Alphabet und Zahlensystem, ein Dr. Jullian liest sie als lateinische Kursive und will in ihnen Zauberformeln aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. sehen. Wieder andere jedoch wollen unter den übrigens krausen Zeichen die Letternfolge TSF[1] mit aller Deutlichkeit herauserkannt haben... Im »Mercure« spielt nun dieser Streit in Nachbarschaft

1 Amtliche Abkürzung für Télégraphie sans fil.

einer Kontroverse über Atlantis sich ab, die an suspekten Hypothesen noch reicher ist. Es existiert in Paris eine Société des études atlantéennes, von offenbar sehr heterogener Zusammensetzung. Herr Paul Le Cour, eines ihrer Mitglieder, ist nun, an der genannten Stelle, kürzlich mit der Behauptung an die Öffentlichkeit getreten, die Rettung Europas hinge von der vertieften, innerlichen Einsicht in Atlantis als in das Ursprungsland der westlichen Kultur ab. Auch ist ihm nicht sowohl die prähistorische Methode, als die Inspiration der gegebene Weg, um über diesen Erdteil nähere Informationen zu beschaffen. In allen andern Fragen ist Herr Le Cour um so viel exakter und kann, wenn's darauf ankommt, einem gegnerischen Gelehrten dessen Mitarbeit an der »Humanité«[2] öffentlich nachweisen...

So werden, wie man sieht, zum Heil und Ruhm Westeuropas gleichzeitig Raum- und Zeitenfernen durchforscht. Aber all das erinnert ein wenig an Chestertons Ausspruch: er wolle es ja gern glauben, daß Shakespeares Dramen von Bacon geschrieben sind. Nur solle man ihm erklären, warum denn die Vertreter dieser Meinung zugleich davon durchdrungen seien, daß man kein Fleisch essen dürfe.

Staatsmonopol für Pornographie

Wahrscheinlich hat Spanien die schönsten Zeitungskioske der Erde. Wer die Straßen von Barcelona entlangschlendert, ist von diesen windigen, buntscheckigen Gerüsten flankiert, Tanzmasken, unter denen die junge Göttin der Information ihren provozierenden Bauchtanz ausführt. Aus dieser Maske hat vor einigen Wochen das Direktorium den strahlenden Stirnreif herausgebrochen. Es untersagte den Vertrieb der fünf oder sechs deutlichen Kollektionen, welche die Liebe ohne . . . – – –, die weitverbreitete Morseschrift, die in der schönen Literatur ihrer Darstellung dient, behandelt haben. Bekanntlich wird diese Emanzipation von der Morseschrift in der Übermittelung geschlechtlicher Vorgänge mit dem Namen »Pornographie« belegt. Wie dem nun sei: die zartgetönten spanischen Heftchen unterschieden sich nicht von Bü-

2 Organ der Kommunistischen Partei Frankreichs.

chern wie unsere »Memoiren einer Modistin«, »Boudoir und Reitbahn«, »Ihre ältere Freundin«. Lehrreich an ihnen war etwas anderes: im Register ihrer Verfasser fanden sich angesehene Autoren, ja sogar Dichter von dem Range eines Gómez de la Serna. Unstreitig Stoff genug zu einer Glosse, die in den lauteren Flammen sittlicher Entrüstung ihren Gegenstand reinlich verzehren würde. Statt aber dergestalt mit ihm zu verfahren, wollen wir ihn ein Weilchen betrachten.

In einem sind pornographische Bücher wie alle andern: darin nämlich, daß sie auf Schrift und Sprache gegründet sind. Hätte die Sprache in ihrem Wortschatz nicht Stücke, die von Haus aus obszön angelegt und gemeint sind, das pornographische Schrifttum wäre seiner besten Mittel beraubt. Woher kommen nun solche Wörter?

Die Sprache, in den verschiedenen Stadien ihres geschichtlichen Daseins, ist ein einziges großes Experiment, das in so vielen Laboratorien veranstaltet wird als die Erdkugel Völker trägt. Dabei geht es überall um die Einheit der schnellen, unzweideutigen Mitteilung mit befreiendem, suggestivem Ausdruck. (Was ein Volk der Mühe wert hält zu sagen, richtet sich danach, welche Chancen des Ausdrucks, welche Arten der Mitteilung es überhaupt absieht.) Für dieses gewaltige Experimentalunternehmen stellt große Poesie gewissermaßen ein Formelbuch, das volkhafte Sprachgut aber die Materialien. Beständig wechselt die Versuchsanordnung, und immer wieder ist die ganze Masse von neuem ins rechte Verhältnis zu bringen. Nebenprodukte aller Art sind dabei unvermeidlich. Zu ihnen zählt, was außerhalb der gewohnten, sei es gesprochenen, sei es geschriebenen Sprache, an Prägungen, an Redewendungen im Umlauf ist: Kose- und Firmennamen, Schimpfwort und Schwurwort, Andachtsformeln und Obszönitäten. Das alles ist entweder überschießend im Ausdruck, ausdruckslos, heilig, Ferment der kultischen Sprache oder überdeutlich im Mitteilen, schamlos, verworfen. Abfallprodukte eines alltäglich geübten Verfahrens, gewinnen diese selben Elemente freilich einen entscheidenden Wert in anderen: im wissenschaftlichen vor allem, welches in diesen befremdenden Sprachfragmenten Splitter vom Urgranit des sprachlichen Massivs erkennt. Man weiß, wie genau sich diese Extreme in ihrer polaren Spannung entsprechen. Und es wäre eine der interessantesten Studien über die Rolle des

skatologischen Witzes in der Klostersprache des Mittelalters zu machen.

Wenn nun, so wendet man ein, die Produktion solcher Worte derart im Wesen der Sprache begründet ist, daß alle Worte, welche geil im Übermaße mitteilender Energie sich gefallen, schon an die Grenze des Obszönen rühren, sind sie vom Schrifttum um so unbedingter fernzuhalten.

Im Gegenteil: die Gesellschaft hat diese natürlichen – um nicht zu sagen profanen – Prozesse im Sprachleben als Naturkräfte sich nutzbar zu machen, und wie der Niagara Kraftwerke speist, so diesen Sturz und Abfall der Sprache ins Zotige und Gemeine als gewaltige Energiequelle zu benutzen, den Dynamo des schöpferischen Aktus damit zu treiben. Wovon die Dichter eigentlich leben sollen, ist eine ebenso alte wie beschämende Frage, der man seit jeher nur mit Verlegenheiten hat antworten können. Ob man ihm selber oder ob man dem Staat die Sorge dafür anheimstellt: in beiden Fällen kommt es auf sein Verhungern hinaus.

Daher verlangen wir: Staatsmonopol für alle Pornographie. Sozialisierung dieser beträchtlichen Stromkraft. Der Staat verwalte dieses Monopol nach Maßgabe der Bestimmung, die diese literarische Gattung zum ausschließlichen Reservat einer Elite bedeutender Dichter macht. Der Literat erwirbt statt einer Sinekure die Erlaubnis, einen so und so großen Prozentsatz des statistisch ermittelten Bedarfs an Pornographie den zuständigen Stellen zu liefern. Weder im Interesse des Publikums noch des Staates liegt es, den Preis dieser Ware allzu niedrig zu halten. Der Dichter produziert für einen fixierten, nachgewiesenen Bedarf gegen Barzahlung, die ihn vor den ganz unberechenbaren Konjunkturen, die sein wahres Schaffen betreffen, sichert. Sein Unternehmen wird weit sauberer sein als stünde er von nahe oder fern, bewußt oder unbewußt, einer Partei, einer Interessentengruppe zu Diensten. Er wird als Sachkenner dem Amateur überlegen sein und dem unleidlichen Dilettantismus entgegentreten, der auf diesem Gebiete herrscht. Auch wird er, je länger je weniger, seine Arbeit verachten. Er ist nicht Kanalräumer sondern Rohrleger in einem neuen komfortablen Babel.

Ein internationales Gesellschaftsspiel

Nichts ist anziehender, als wenn der Statistiker seine seriösen Verbindungen – Handelsbilanz und Sterblichkeit, Welttonnage und Baumwollernte – auf einen Augenblick links liegen läßt und mit Kunst, Literatur, Bühne und Film flirtet. Hierzu hat ihm die New Yorker Zeitschrift »Vanity Fair« in ihrer Aprilnummer den verführerischsten Anlaß gegeben. Sie legt ein »Complete Handbook of Opinion« vor. Mitarbeiter waren insgesamt zehn europäische und amerikanische Kapazitäten. Und ihre Aufgabe, innerhalb einer Skala von 0–25 in Punkten es auszusprechen, wie hoch in ihrer Schätzung die bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart und der Vergangenheit bis zurück in die Vorzeit stehen. Aber noch wichtiger als diese Zehn-Jury eines New Yorker Walhall, in deren Würde unter anderen Sherwood Anderson, Kerr, Molnár, Morand, Ezra Pound sich teilen – ist die ihnen entsprechende anonyme Instanz, die Redaktion von »Vanity Fair«, der man die Liste von mehr als 200 Namen verdankt, die für die Postamente dieser Ruhmeshalle in Betracht gezogen werden. Nennen wir vorab die Sieger: Shakespeare erreicht (mit durchschnittlich 21,9 Punkten) die Spitze, es folgt (mit 18,5) Voltaire, Dostojewski (mit 18,1) an der Spitze aller Modernen, Beethoven (18), Plato (17,9) usw. Aber das ist noch der banalere Aspekt des Ganzen, ebenso wie die Reihe der niedrigst Bewerteten. Dem europäischen Publikum ist von ihnen wahrscheinlich nur Maria von Rumänien bekannt, die es trotz ihres kürzlichen Besuchs in den Staaten nur auf 1,6 gebracht hat. Auch ist es nicht ohne Witz, daß einer der Preisrichter selbst, A. Guest, mit 0,1 hier den Rekord schlägt. Und es kann sehr nachdenklich stimmen, daß er bei der statistischen Selbstbegegnung, welche die Redaktion veranstaltet hat, indem sie einige Preisrichter in die Liste ihrer Ruhmesanwärter mit aufnahm, auch vor sich selber mit einer 0 ausgeht, während etwa Sherwood Anderson sich einen vornehmen Strich, Kerr eine weniger vornehme als überaschende 18 setzt. Um aber auf die Liste der Kandidaten zurückzukommen: Da treten nicht nur die Berühmtheiten ersten Ranges von Aeschylos und Aristoteles bis zu Richard Wagner und Oscar Wilde, nicht nur Jack Dempsey, Tex Ricard, Greta Garbo und Lilian Gish auf, sondern die Zeitschriften, Institutionen, Symbole, der American Mercury (die

Zeitschrift von Mencken), die Birth Control (Geburteneinschränkung), die Freiheitsstatue und die Zehn Gebote. Nicht weniger frappant ist der begleitende Text, in dem die Redaktion die Ernte aus den sauber gefurchten statistischen Pflanzungen einbringt, die sich über zwei große Seiten dahinziehen. Da ist der charakterologische Ertrag: sie verzeichnet die kühlen und die enthusiastischen Temperamente, will sagen, sie errechnet, wer von den Zehn die größte, wer die kleinste Zahl von Punkten vergeben hat (Molnár und Sherwood Anderson streuen die Saat ihrer Hochachtung am üppigsten aus). Dann die statistischen Verwandtschaften: alles andere als Wahlverwandtschaft, möchte man glauben, wenn man Henry Ford und Abälard, Ruskin und Paul Whitman, Marcel Proust und die Zehn Gebote beisammen sieht, – dann wieder Wahlverwandtschaft? wenn Anatole France und Konfuzius, Attila und Marie Laurencin genau bis auf die Dezimale gleich rangieren. Die ausgezeichnete Redaktion hat die gleiche Projektion weltgeschichtlicher Geisterkämpfe in die Arena greller Aktualität schon einmal, vor sechs Jahren, doch mit charakteristischen Unterschieden, vorgenommen. Damals bestand das Schiedsgericht nur aus Amerikanern. Der statistische Wert des Spielchens – der ohnedies, das dürfen wir im Vorbeigehen verraten, gleich Null ist – war damit um ein Unendlichkleines größer, sein Interesse für europäische Leser aber geringer. Damals gab es auch eine Minuswertung. Ford, Upton Sinclair und Walter Scott waren die Hauptleidtragenden bei diesem »Versuch, die negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen«. Das spannendste Moment in alledem wird doch immer die Selbstbewertung der Preisrichter sein. Und das führt auf den liebenswürdigen Ursprung dieses statistischen Gesellschaftsspieles zurück. Es soll nämlich von Morand stammen und sieht ursprünglich so aus: Jeder Mitspieler bekommt eine Karte, an deren linkem Rande ein Register von Charaktereigenschaften (Neigungen, Idiosynkrasien, Leidenschaften, Tugenden, Lastern usw.) entlang läuft, und neben jede von denen setzt er eine Ziffer, hoch, wenn er diese Eigenschaft bei sich entwickelt, niedrig, wenn er sie unentfaltet vermutet. Dann gibt er, nicht ohne die eigene Bewertung durch eine Falte verdeckt zu haben, das Blatt an den Nachbar. Und so gehen die Signaturkarten aller Mitspieler der Reihe nach um. Die Gesellschaft porträtiert sich in Ziffern. »Vanity Fair« hat den hübschen Einfall

gehabt, diesen Zeitvertreib auf internationale Dimensionen zu bringen.

Vaterherz, kalt garniert

Dem Programmheft der Erstaufführung von Carl Zuckmayers »Katharina Knie« im Lessing-Theater lag u. a. eine Probeseite aus dem bekannten Heylschen Kochbuch bei, das nun, den endlich wieder stabilisierten Verhältnissen Rechnung tragend, von neuem in der völlig unveränderten Vorkriegsausgabe erschienen ist. Wir freuen uns, dieser Probeseite den nachstehenden Abdruck entnehmen zu können:
Man nehme ein nicht mehr allzu junges Vaterherz, schneide dasselbe in 4 aktlange Scheibchen, lege sie sauber auf einen Gemeinplatz, schlage sie längere Zeit breit, röste sie sodann (am besten mit W. von Heimburgs Back- und Bratfett »Alles in Butter«) auf kleinem Feuer und übergieße sie dabei fleißig mit einem Viertelliter heißer Tränen. Inzwischen hat man einen Backfisch sorgfältig abgeschuppt, das Innere und besonders das Gehirn sauber entfernt und das Fischlein auf allen Seiten knusprig abgebräunt (Fisch- und Bratenwender »Prachtmädel«). Man verarbeitet nun das alles zu einer Masse und preßt sie in einem schneeweißen Linnen, bis der letzte Rest Handlung abgetropft ist. Zum Schluß wird das Ganze mit einem Päckchen Gelatine »'s Badener Ländle« angerührt, mit einer Lage Streuzucker Marke »Sternennacht« überstäubt und das schmackhafte Gericht (bekanntlich eine Leibspeise des seligen Ludwig Pietsch) in einer Gartenlaube serviert. Als Garnierung verwende man die herbstlichen Blätter eines immer noch fröhlichen Weinbergs.
Für getreue Kopie: *Walter Benjamin*

Nochmals: Die vielen Soldaten

Unter dem Stichwort »Infanteristen und Pioniere« setzt sich Hans Kafka in Nr. 15 der »L[iterarischen] W[elt]« [1929] mit den beiden Militärstücken auseinander, die jetzt in Berlin zu sehen sind. Wir sind natürlich gar nicht mehr in der Lage, solche Stücke anders als aus politischen Voraussetzungen zu beurteilen. Kafka

tut das besonders nachdrücklich und damit hat er recht. Ganz unrecht hat er aber mit den theaterpolitischen Forderungen, die er an diese Stücke heranträgt. Diese Forderungen nämlich sind nicht die des politischen Raisonnements. Wir werden gleich sehen, welcher Natur sie sind.

Das politische Raisonnement sagt uns: Diese Stücke sind in zumindest einer Hinsicht gegenüber allem, was wir von Militärstücken vorher hatten, ein politischer Fortschritt. Während das Vorkriegstheater (»Rosenmontag«, »Husarenfieber«, »Feldherrnhügel« usw.) in satirischer oder patriotischer Absicht nur militärische Chargen auf die Bühne brachte, haben wir hier zum ersten Male die Truppe im Rampenlicht. Wir haben die ersten Versuche vor uns, die kollektiven Kräfte zu zeigen, die in der uniformierten Masse erzeugt werden und mit denen die Auftraggeber der Heeresmacht rechnen. In dem Stück der Fleißer sind diese Kräfte des militärischen Kollektivs noch durchsetzt mit denen des landschaftlichen und volklichen; darum hat dessen verdienstvoller Regisseur recht getan, in die Vorkriegszeit, die Epoche der allgemeinen Wehrpflicht es zurückzuversetzen. In dieser zeitlichen und landschaftlichen Umfriedung ist es idyllisch und zart geblieben. In den »Rivalen« dagegen haben wir es bereits mit jenem hochaktuellen Berufsheer zu tun, das mehr und mehr, selbst in den äußeren Formen der allgemeinen Wehrpflicht, sich als die Heeresform der Zukunft erweisen wird. Damit treten Bestialität, Sadismus und Blutrausch schon um einige Grade unverstellter heraus. Aber leider nur für ein waches Publikum, mit dem man nirgends und am wenigsten in den bürgerlichen Theatern zu rechnen hat. Die sträfliche Fahrlässigkeit des Anderson-Zuckmayerschen Dramas ist, diesen ganzen militärischen Apparat losgelöst von seinem Garanten und Unternehmer: der Industrie, zu zeigen, und so der bürgerlichen Anschauung Vorschub zu leisten, es sei »der Krieg« ein »Naturereignis« mit allen seinen Schrecken und Wonnen. Wir aber haben es nicht mit abstrakten Kriegen zu tun, sondern mit bestimmten konkreten, die immer Phänomene des Wirtschaftslebens sind. Und im besonderen Falle mit dem letzten, der in der Epoche des Imperialismus der erste ist.

Soweit die Sprache des politischen Raisonnements. Demgegenüber ist Kafkas Sprache die des sentimentalen. Er macht sich zu-

nächst den verhängnisvollen Ausgangspunkt der bürgerlichen Doktrin zu eigen: den abstrakten Allgemeinbegriff von Krieg und Militarismus. Ich werde an anderer Stelle in Kürze zeigen, wie mit diesem falschen Ansatz die ganze Frage aus dem gesicherten Terrain der politischen Diskussion ins Bodenlose der ethischen abgleitet. Bodenlos allerdings. Wenn wir heute zu der Einsicht gelangt sind, daß nicht einmal in der Individualerziehung es Ziel sein kann, die dunklen tierischen Elemente im Menschen abzutöten – erstens weil das immer mißglückt, zweitens weil sie an entscheidenden Wendepunkten des Daseins immer, nur im rechten Sinne, müssen eingesetzt werden – wenn wir mithin das Tugendideal für die Erziehung des Einzelnen verabschiedet haben, ist es dann nicht ein trostloser Dilettantismus, die Vernunft als Gouvernante über die Klassen zu setzen? (Wir sprechen von Klassen. Denn der Krieg zwischen Völkern ist heute keine primäre, sondern eine sekundäre Erscheinung.) Nicht zu erziehen, sondern zu herrschen ist die erste Aufgabe der Vernunft, und diese Herrschaft wird ihr Quellen der Gewalt als solche zu verschütten nicht nur nicht verbieten, sondern sie verpflichten, an Wendepunkten sie für ihre Zwecke aufzurufen.
Um nun auf Kafka zurückzukommen: Die Forderung, zu der er gelangt, ist logisch, und kann darum nicht richtiger sein als der Ausgangspunkt. Er will auf dem Theater den Einen sehen, der die Waffe fortwirft. Das defaitistische Heldenstück. Es ist die ethische Chimäre, »rein vom Krieg«, »die Hände rein vom Blute« sich zu halten. Und doch gibt es keine *Reinheit* in diesen Dingen außerhalb des zweckmäßigen Verfahrens der *Reinigung*, dem bewaffneten Aufstand. Ob das Theater dazu etwas tun kann, ist sehr die Frage. Seine Möglichkeiten aber liegen gewiß nicht in der Richtung, die Kafka ihm weist.

Aus dem internationalen Antiquariat

Unter diesem Titel gedenken wir, Einiges von dem vielen Merkwürdigen zu veröffentlichen, auf das der Sammler beim Studium der einlaufenden Kataloge zu stoßen pflegt. Natürlich sollen diese Kuriosa nicht rein bibliographischer Art sein. Wir denken an auffallende Buchtitel, Exemplare mit romantischen Provenienzen,

verschollene Bücher, die ihre Verfasser das Leben oder die Freiheit gekostet haben, exzentrische »Fortsetzungen« klassischer Werke oder Briefe wie den folgenden. Nämlich:

Ein Dantebrief von 1865

Kein Brief mit Dantes Unterschrift – das kann man billigerweise nicht verlangen. Aber ein Brief mit den Initialen des Dichters, Initialen, von denen man noch dazu mit Sicherheit sagen kann, daß Dante sie sich zu seinen Lebzeiten nicht hätte leisten können. Sie sind nämlich aus seiner Asche.
Das Stück wird von dem bedeutendsten Antiquar Neapels, Gaspare Casella, ausgeboten und von ihm beschrieben wie folgt: »Der Brief stammt von dem berühmten Dante-Forscher Abate Giambattista Giuliani und ist gerichtet an den Kardinal Alfonso Capecelatro, Erzbischof von Capua und Bibliothekar des heiligen Stuhles. Der Brief wurde anläßlich der Festlichkeiten zum sechshundertsten Geburtstage Dantes verfaßt und legt nicht nur beredtes Zeugnis vom Dante-Kult des Schreibers sondern auch von dessen patriotischem Einschlag ab, indem der Preis hier mehr dem Propheten der Einigung Italiens als dem Dichter gilt. Giuliani sah in der Entdeckung der sterblichen Reste Dantes die Weihe des Triumphs von Italien.«
Mit dieser Beschreibung ist, wie uns scheinen will, nicht nur der denkwürdige Brief sondern auch der Stil der Bücherkataloge des neuen Imperium Romanum ein wenig gekennzeichnet.

Der grüne Postillon

Seit einiger Zeit hat die preußische Akademie der Künste eine Sektion für Dichtkunst. Man kann ihre Notwendigkeit bezweifeln. Sogar ihre Möglichkeit. Nicht bezweifeln aber kann man: welches immer ihre Aufgabe sei, sie kann sie nur in Angriff nehmen auf Grund ihres Prestiges als repräsentative Vertretung der deutschen Dichter. Von Staats wegen ist wenig geschehen, um ihr dieses Prestige zu sichern. So wahr der verdienstvolle Kultusminister Becker kein Richelieu ist, so wahr konnte er sie mit Autorität nicht bekleiden. Sie muß sie sich selber schaffen von

Anfang an. Die Einsichtigen – zu denen die »Literarische Welt« gezählt werden darf – waren willens, einem solchen Beginnen solange ihre Unterstützung zu leihen, als die Aussicht auf Erfolg noch nicht völlig geschwunden war. Das ist aber, zumindest für die Ära Molo, nun eingetreten.
Die Akademie, von der man bisher hauptsächlich durch Festsitzungen und Festschriften erfuhr, hat einen salto mortale in die Tagespresse gemacht. Man kann nicht sagen, die Zeitungen hätten ihr ihre Spalten geöffnet. Denn die Verkündigung ihres Präsidenten besetzt ein breiter zugeschnittenes Areal wie nur der Inseratenteil es einräumen kann. Dieser im Inseratenteil verschiedener Tagesblätter publizierte Schriftsatz von Molo lautet:
»Die ›Grüne Post‹ hat das geschaffen, worum die Dichter sich so lange allein bemühten, was sie mit ihren Werken herbeizwingen wollen: seelische Einigkeit aller Deutschen, den Weg zur Einigkeit aller Menschenseelen auf unserer Erde.«
Man hat Deutschland das Land genannt, in dem man sich nicht blamieren kann. Das Wort ist im Zeitalter des Parlamentarismus entstanden. Und wie man über seine Berechtigung auch denken mag: die Mißgriffe, die Entgleisungen müssen noch erst gefunden werden, mit denen ein Parlamentsmitglied sich vor seinesgleichen blamieren könnte. Die Sektion für Dichtkunst ist aber kein Parlament. Und sie würde für das geistige Niveau Deutschlands – mithin auch für die Literatur – mehr als mit Bänden ihres Jahrbuchs leisten, wenn sich ergäbe, daß vor ihr (wennschon sonst nirgends) man sich unmöglich machen kann.
Sie wende nicht ein, Molo habe nur als Privatmann gesprochen. Es ist das Wesen der Repräsentation, daß sie nicht nur bei außerordentlichen Anlässen, sondern im ganzen Tun und Lassen, im Lebensstil der verantwortlichen Person zum Ausdruck gelangt. Dieser Lebensstil, diese Haltung entschädigen für das vielfach Fragwürdige eines jeden. Sie stellen Anforderungen an die Besonnenheit und die Disziplin des Betreffenden, dafür stellen sie ihn in anderen Punkten sicher. Es ist z. B. für einen Präsidenten der Sektion für Dichtkunst nicht entscheidend, ob der Stil, den er schreibt, vorbildlich sei. Das Urteil über den Dichter Molo betrifft nicht den Präsidenten, solange gegen den nichts einzuwenden ist. Aber nichts ist natürlicher, als daß im Fall des Versagens die Frage der Qualifikation einer Nachprüfung unterzogen

wird. In diesem Augenblick beginnt dann auch Molos Dichtung eine Rolle zu spielen. Er kann sich nicht wundern, wenn man angesichts solcher Stilwidrigkeiten der Haltung seinem Prosastil auf den Grund geht. Das ist in der Tat die leidige Folge gewesen, und »der Stil des Präsidenten« ist im Begriff, im Glossenteil der Wochenschriften ein beliebtes Divertissement zu bilden. Bliebe die interne Wirksamkeit Molos, von der versichert wird, sie sei segensreich. Das ist erfreulich. Es kann und muß für die materielle Lage der deutschen Autoren noch viel geschehen. Sie haben es nötig. Daß aber diese Aktion erkauft werde durch die Kompromittierung des Schrifttums selber, wie eine weitere Präsidentschaft Molo sie bedeuten würde, das haben sie, ihrer Notlage ungeachtet, denn doch nicht nötig.
Die Sektion für Dichtkunst hat, soviel wir wissen, noch kein offizielles Publikationsorgan. Sollte sie es nun in der »Grünen Post« gefunden haben, so ist das erste, was wir dort zu lesen hoffen, der Rücktritt des Präsidenten von Molo – wenn es sein muß im Inseratenteile.

Kavaliersmoral

Je sicherer die Routine den Menschen erlaubt, aalglatt in allem ihrem Tun und Lassen dem harten Zugriff der Wahrheit zu entschlüpfen, desto feinsinniger werden sie sich mit konstruierten »Gewissensfragen«, »inneren Konflikten«, »ethischen Maximen« befassen. Das ist selbstverständlich, enthebt einen aber nicht der Aufgabe, diesen widerwärtigen Tatbestand aufzuzeigen, wo er sich breit macht. Und das ist kürzlich wieder sehr ungeniert in einer Kontroverse geschehen, die Ehm Welk über den Kafkaschen Nachlaß mit dessen Herausgeber, Max Brod, eröffnet hat. Brod hat im Nachwort zum »Prozeß« und zum »Schloß« mitgeteilt, daß Kafka ihm diese Werke zum eigenen Studium und unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben habe, sie niemals drucken zu lassen, vielmehr später sie zu vernichten. Diesen Mitteilungen hat er dann die Darstellung der Motive folgen lassen, die ihn veranlaßten, sich über Kafkas Willen hinwegzusetzen. Nun waren es freilich nicht nur diese Motive, die es niemandem vor Ehm Welk erlaubten, die bequeme, äußerst naheliegende Anklage auf

verletzte Freundespflicht zu erheben, mit deren energischer Zurückweisung wir es hier zu tun haben. Denn da stand ja nun einmal dieses erschütternde Kafkasche Werk, öffnete seine großen Augen, in die man blickte, war mit dem Augenblick seines Erscheinens ein Tatbestand, der die Lage so gründlich veränderte wie die Geburt eines Kindes noch den illegitimsten Beischlaf. Daher die Achtung, der Respekt, die mit dem Werk, auf das sie sich bezogen, auch dem Verhalten dessen gegolten haben und gelten, durch welchen wir es erst leibhaft besitzen. Daß die absurde Beschuldigung gegen Brod von keinem, dem das Werk von Kafka irgend nahesteht, erhoben werden konnte (und wie kann denn er selber heut uns nahestehen als durch sein Werk?), das ist ebenso sicher wie dies: daß nun, da sie einmal erhoben, sie sich in ihrer ganzen kümmerlichen Arroganz enthüllt, sowie man sie mit diesem Werke konfrontiert. Kafkas Werk, in dem es um die dunkelsten Anliegen des menschlichen Lebens geht (Anliegen, deren je und je sich Theologen und selten so wie Kafka es getan hat, Dichter angenommen haben), hat seine dichterische Größe eben daher, daß es dieses theologische Geheimnis ganz in sich selbst trägt, nach außen aber unscheinbar und schlicht und nüchtern auftritt. So nüchtern ist das ganze Dasein Kafkas und ist auch seine Freundschaft mit Max Brod gewesen. Nichts weniger als ein Orden und Geheimbund, sondern eine innige und vertraute, doch ganz und gar im Licht des beiderseitigen Schaffens und seiner öffentlichen Geltung stehende Dichterfreundschaft. Die Scheu des Autors vor der Publizierung seines Werks entsprang der Überzeugung, es sei unvollendet und nicht der Absicht, es geheim zu halten. Daß er von dieser seiner Überzeugung sich in der eigenen Praxis leiten ließ ist genau so verständlich, wie daß sie für den andern, seinen Freund, nicht galt. Dieser Tatbestand war ohne Zweifel für Kafka in den beiden Gliedern deutlich. Er hat nicht nur gewußt: ich habe selbst zugunsten des in mir noch Ungewordenen das was geworden ist, zurückzustellen, er wußte auch: der andere wird es retten und mich von der Gewissenslast befreien, dem Werk das Imprimatur selber geben oder es vernichten zu müssen. Hier wird nun Welks Entrüstung keine Grenzen kennen. Um Brod zu dekken, Kafka Jesuitentricks, Kafka eine reservatio mentalis zuzumuten! Ihm diese tiefste Absicht beizulegen, daß dieses Werk erscheine und zugleich des Dichters Einspruch gegen dies Erscheinen!

Jawohl, nichts anderes sprechen wir hier aus und fügen zu: die echte Treue gegen Kafka war, daß dies geschah. Daß Brod die Werke publizierte und zugleich des Dichters nachgelassenes Geheiß, es nicht zu tun. (Ein Geheiß, das Brod durch Hinweise auf Kafkas wechselnde Willensmeinung nicht abzuschwächen brauchte.) Ehm Welk wird hier nicht mehr mitgehen. Wir hoffen, er hat es schon längst aufgegeben. Sein Angriff ist ein Zeugnis für die Ahnungslosigkeit, mit der er allem gegenübersteht, was Kafka angeht. Diesem zweifach stummen Mann gegenüber hat seine Kavaliersmoral nichts zu suchen. Er soll nur machen, daß er vom hohen Pferde herunterkommt.

Ade mein Land Tirol

»Alpenglühen« heißt die Oper des Komponisten Hans Ritter, der Ännchen, des Reisleitners Töchterlein, heimführt. Der Film, der's uns mit allem drum und dran zusingt, zublökt und zukreischt, ist ein Tonfilm, kein Farbenfilm. Dennoch färben einmal die Schroffen da droben sich rot. Es ist aber gerade am hellen Mittag; Alpenglühen kann es nicht sein. Es ist das jüngst entdeckte Schamrot, das die Gipfel um Virgen, Amrach und Lienz überlief, als Gustav Ucicky mit seinem Gefolge vom Kurfürstendamm kam, um dem Bergvolk toanfilmisch beizubringen, bis die Schnaderhüpferln ihm hochsteigen. Sollte nun aber einer das Ganze bodenlos finden, so bekommt er doch bald den Boden zu spüren, auf dem dies neue Steiermark – vielmehr Vorarschberg – gegründet ist, nämlich den weit ins Publikum vorgeschobenen Hosenboden des Lettnerbauern, der einen »Po-Po-Pokal« zum Ehrentrunke erhebt. Im Lenz beginnt diese Handlung. Der Joe May ist gekommen, die Bäume schlagen aus. In ihren Wipfeln rauscht der Atem Benatzkys. Der Inn spiegelt, wie natürlich, in seinen klaren Wassern die Ufa. Im Hintergrunde erhebt sich der Hugenberg. Wer aber ist die mythische Gestalt, die sich ragend dagegen abhebt? Das ist der wetterfeste Schirmherr dieser Gegend: Andreas Patzenhofer, Filmtirols treuester Sohn. Zum »Unsterblichen Lump« im Frankfurter Ufa Palast.

Kleiner Briefwechsel mit der Steuerbehörde

Berlin, 19. Juli 1931.

An das Finanzamt Wilmersdorf-Süd, Wilmersdorf.
Steuer-Nummer....

Sehr geehrter Herr,
ich bitte Sie hierdurch dringend um Stundung der bis zum 10. Oktober 1931 ausschließlich zahlbaren Beträge bis zu dem genannten Zeitpunkt. Ich hatte bereits im vorigen Jahre, in dem Sie so freundlich waren, ein entsprechendes Gesuch von mir zu berücksichtigen, Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß ich in diesen Monaten so gut wie gar keine Eingänge habe. Dazu kommt, daß eine Erbschaftssteuer in Höhe von ... Mark von mir zu zahlen ist, obwohl es mir bisher, angesichts der Zeitlage, unmöglich gewesen ist, irgendwelche Beträge aus meiner Erbschaft zu realisieren.
Meine Lage ist daher zur Zeit die denkbar schwierigste.

Hochachtungsvoll
Unterschrift.

Finanzamt Wilmersdorf-Süd
Steuer-Nr....

Berlin, 30. Juli 1931.

An Herrn...
Auf Ihre Zuschrift vom 19. 7. 31 erwidere ich, daß ich zu meinem Bedauern nicht in der Lage bin, die rückständige Steuer zu stunden bezw. Ratenzahlungen zu gewähren. Zur Vermeidung weiterer Kosten empfehle ich, den Rückstand umgehend zu entrichten.

Im Auftrage
gez....
Beglaubigt:
Unterschrift.

Berlin, 11. August 1931.

An das Finanzamt Wilmersdorf-Süd, Wilmersdorf.

Sehr geehrter Herr,
bezugnehmend auf Ihre Zuschrift vom 30. Juli 1931 gestatte ich mir Ihnen mitzuteilen:
Seit der Erfindung der Schreibekunst haben die Bitten viel von ihrer Kraft verloren, die Befehle hingegen gewonnen. Das ist eine böse Bilanz. Geschriebene Bitten sind leichter abgeschlagen und geschriebene Befehle leichter gegeben als mündliche. Zu beiden ist ein Herz erforderlich, das oft fehlt, wenn der Mund der Sprecher sein soll.
Diese Bemerkung von G. Ch. Lichtenberg dürfte für Ihre Behörde um so höheres Interesse besitzen, als sie von einem Steuerdirektor, dem Sohn des Verfassers, vor über 100 Jahren aus seinem Nachlaß zum Druck gegeben wurde.

Hochachtungsvoll
Unterschrift.

Berichte



Die Waffen von morgen
Schlachten mit Chlorazetophenol, Diphenylaminchlorasin und Dichloräthylsulfid

Die obigen Bezeichnungen werden im kommenden Kriege ebenso populär sein wie »Schützengraben«, »U-Boot«, »Dicke Berta« und »Tank« im vergangenen. Für die zungenbrecherischen chemischen Vokabeln werden gefällige Abkürzungen in wenigen Tagen aufgekommen sein. Und diese, im Laufe einiger Stunden zu nie geahnter Aktualität beförderten Ausdrücke werden an Popularität den Wortschatz aller Frontberichte von 1914 bis 1918 überbieten.

Unmittelbar betreffen sie einen jeden. Der kommende Krieg wird eine geisterhafte Front haben. Eine Front, die gespenstisch bald über diese, bald über jene Metropole, in ihre Straßen und vor jede ihrer Haustüren vorgerückt wird. Dazu wird dieser Krieg, der Gaskrieg aus den Lüften, in nie gekanntem Sinne dieses Wortes, ein wahrhaft »atemraubender« Hasard sein. Denn seine schärfste strategische Eigenart liegt darin: bloßer und radikalster Angriffskrieg zu sein. Gegen die Gasangriffe aus der Luft gibt es keine zulängliche Gegenwehr. Selbst die privaten Schutzmaßregeln, die Gasmasken, versagen in den meisten Fällen. Das Tempo der kommenden kriegerischen Auseinandersetzung wird demnach durch das Bestreben diktiert werden, nicht sowohl sich zu verteidigen, als die vom Gegner verursachten Schrecken durch ein Zehnfaches von Schrecken zu überbieten. Daher ist es belanglos, wenn wohlmeinendere unter den Theoretikern uns das »humane« Tränengas in Aussicht stellen, ja, womöglich für den Gaskrieg Stimmung zu machen suchen, indem sie ihn dem Luftkrieg mit Explosivstoffen gegenüberstellen. Schärfer sehen andere, indem sie für den Gasangriff von vornherein dasjenige Motiv in den Vordergrund stellen, dessen wachsende Bedeutung bereits der vorige Krieg gelehrt hat: letzter Zweck der Aktionen des Fluggeuggeschwaders soll die Vernichtung des feindlichen Willens zum Widerstande sein. Durch einige wenige »raids« soll die Bevölkerung der feindlichen Zentren mit besinnungslosem Entsetzen derart erfüllt werden, daß jeder Appell an die Organisation der Abwehr versagt. Der Schrecken soll sich der Psychose nähern.

Ein Bild, das nichts von Wellsschen und Jules Verneschen Utopien

an sich hat: In den Straßen Berlins verbreitet sich bei schönem, strahlendem Frühlingswetter ein Geruch wie von Veilchen. Das dauert einige Minuten lang. Danach wird die Luft erstickend. Wem es nicht gelingt, aus ihrem Bereich zu entkommen, der wird in wenigen weiteren Minuten nichts mehr erkennen können, sein Gesicht, momentan, verlieren. Und glückt ihm weiterhin keine Flucht oder nimmt ihn kein Abtransport auf, so muß er ersticken. Das alles kann eines Tages eintreten, ohne daß in der Luft irgendein Flugzeug sichtbar, das Surren irgendeines Propellers vernehmbar wäre. Bei unverändert klarem Himmel und blendender Sonne. Aber unsichtbar und unhörbar, 5000 Meter hoch, steht ein Fluggeschwader, das Chlorazetophenol herabtropfen läßt, Tränengas, das »humanste« der neuen Mittel, das, wie bekannt, in den Gasangriffen des letzten Krieges bereits eine Rolle gespielt hat.

Kein zuverlässiges Mittel macht der Geschwader Wahrnehmung möglich, die in einer Höhe von 5 bis 6 Kilometern über der Erdoberfläche sich aufhalten. Zumindest öffentlich ist keins bekannt. Die gedämpfte Ouvertüre, die seit Jahren in den chemischen und technischen Laboratorien sich abspielt, dringt ja nur mit vereinzelten Mißtönen an die Ohren der Öffentlichkeit. Ab und zu erfährt man Dinge, wie die Erfindung eines empfindlichen Fernhörers, der das Surren der Propeller auf große Entfernungen hin registriert. Und einige Monate später dann wieder die Erfindung eines lautlosen Flugzeuges.

Einige Tatsachen, die der amerikanische Kriegskorrespondent William G. Shepherd in der »Liberty« über die »Anwendbarkeit« des französischen Flugparks im Kriege gibt, sind illustrativ.

Frankreich besitzt heute mindestens 2500 Flugzeuge im aktiven Friedensdienst; weitere sind in Reserve. Die Gesamttonnage der französischen Luftkräfte beträgt je nach der Flughöhe 600 bis 3000 Tonnen. Shepherd setzt London. Londons Zentrum mit dem Sitz aller lebenswichtigen Institute des britischen Imperiums bedeckt vier englische Quadratmeilen. Diese erfordern, um auf mehrere Monate hinaus unbewohnbar zu werden, 120 Tonnen Dichloräthylsulfid, Senfgas. Da zu gleicher Zeit über diesem Territorium maximal 250 Flieger – in ein und derselben Luftschicht natürlich – sich aufhalten können, jeder davon mindestens 500 Pfund mit sich führt und dieses Geschwader eine Tonne pro Mi-

nute abwirft, so steht – immer nach Shepherds Ansatz – das Herz des britischen Weltreichs nach zwei Stunden still.

An dergleichen Darstellungen ist das Bedenkliche, daß die menschliche Phantasie ihnen nachzukommen sich weigert und gerade das Ungeheure des drohenden Schicksals für die Denkfaulheit ein Vorwand wird. Deren Einrede kommt immer darauf hinaus, daß ein solcher Krieg entweder überhaupt »unmöglich« oder von verschwindend kurzer Dauer sein müßte. In Wahrheit wäre dieser Krieg nur dann im Handumdrehen beendet, wenn die jeweilige Basis der Flugzeuggeschwader den Streitenden bekannt wäre. Das ist nicht der Fall. Diese Basis nämlich braucht keineswegs auf dem Lande zu liegen. Irgendwo im Ozean können die Flugzeuge von den Mutterschiffen, die in den Gewässern des Weltmeeres unausgesetzt ihren Standort wechseln, sich erheben.

Wie sehen jene Giftgase aus, deren Gebrauch die Verabschiedung aller menschlichen Regungen voraussetzt? Bis heute kennen wir siebzehn; unter ihnen sind das Senfgas und das Lewisit die wichtigsten. Gegen beide geben Gasmasken keinen Schutz. Senfgas frißt das Fleisch und führt da, wo es nicht unmittelbar tödlich wirkt, Verbrennungen herbei, deren Heilung drei Monate beansprucht. Monatelang bleibt es an Gegenständen, die einmal mit ihm in Berührung gekommen sind, virulent. In den Regionen, die unter einem Senfgasangriff jemals gelegen haben, kann noch nach Monaten jeder Schritt auf dem Erdboden, jede Türklinke und jedes Brotmesser den Tod bringen. Senfgas macht wie viele andere giftige Gase alle Lebensmittel ungenießbar und vergiftet das Wasser. Die Strategen stellen sich die Verwendung dieses Mittels so vor: Gewisse taktisch wichtige Bezirke sind mit Wällen von Senfgas oder etwa von Diphenylaminchlorasin zu umgeben. Innerhalb dieser Wälle geht alles zugrunde, durch sie kann nichts eindringen. So lassen sich Häuser, Städte, Landschaften derart präparieren, daß monatelang weder animalisches noch pflanzliches Leben in ihnen aufkommen kann. Es erübrigt sich, zu bemerken, daß die Unterscheidung zwischen ziviler und kampftätiger Bevölkerung im Gaskriege fortfällt, damit aber eines der stärksten Fundamente des Völkerrechts. Das »Lewisit« ist ein Arsengift, dringt sofort ins Blut, tötet unwiderruflich, blitzartig alles Getroffene. Monatelang sind alle von schweren Gasangriffen betroffenen Bezirke durch Leichen verpestet. Schutz gibt es in sol-

chen Gebieten natürlich nicht: Keller und Unterstände, die vor Explosivbomben allenfalls schützen, bringen bei Gasangriffen den sicheren Tod, weil das schwere Gas in die Tiefe sinkt.
Nun hat bekanntlich das Zentralkomitee des Völkerbundes eine »Kommission zum Studium des chemischen und bakteriologischen Krieges« eingesetzt. Dieser Kommission gehörten internationale Autoritäten an. Ihr Bericht hat nicht die gebührende Beachtung gefunden. Noch immer behaupten sich in der großen Politik Rüstungs- bzw. Abrüstungsprobleme, deren Belang vor den Tatsachen der chemischen Vorkehrungen in Nichts zerstiebt. Die Beharrlichkeit, mit der bei der Ausführung des Versailler Vertrages durch Deutschland lächerliche Militärrequisiten beanstandet wurden, hat nicht allein ihre unangenehme, sondern vor allem ihre höchst gefährliche Seite. Denn sie lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit vom einzig aktuellen Problem des internationalen Militarismus ab.

Studio »L'assaut«

66 rue Lepic befindet sich im fünften Stock ein schmaler Bühnenraum und ein Saal, der auf gestaffelten Holzbänken 300 Personen faßt. Mehr als 500 waren erschienen, um einem Abend des »Assaut« beizuwohnen. Unstreitig lohnend die Gruppierung des Publikums. Der Raum, in dem es verstaut war, gehört Mme. Lara, ehemaliger Sozietärin der Comédie Française. Sie hat dem (altgoldnen) Glanz dieses Institutes entsagt, um ihre Arbeitskraft diesem jungen kommunistisch organisierten Theaterunternehmen zuzuwenden: alles, was sonst bezahlten Hilfskräften obliegt – Dekoration, Maschinerie, Beleuchtung – wird von den Gruppenteilnehmern selber gestellt und versorgt. Man gab einen Sketch des Belgiers Closson, vorher das »Armoire à glace« von Aragon (textlich bekannt aus des Autors »Libertinage«). Im Zwischenakt machte man die Bekanntschaft der Mme. Lara selbst. Tolstoischer Observanz; mit strengen Zügen. Sie erlegte den Gästen Stillschweigen auf, einem Publikum, das man geladen hatte, ohne Wert darauf legen zu wollen. Der puritanische Aufbau des Ganzen, die drakonische Plazierung der Anwesenden hätten Strengeres erwarten lassen. Herr Closson widmet für diesmal sich Vor-

gängen, die im Vorraum eines Aborts sich abspielen. Es fehlt nicht an liebevoller Ausmalung des lokalen Details; im übrigen würde es nicht einmal für »Grand-Guignol« hinreichen. Denn die Schicksale der fünf Franken, die im Lauf der verschiedenen Konstellationen, wie sie an solchen Orten eintreten, in der Schürze der diensttuenden Wartefrau sich einfinden, um endlich einem »louis« in die Hände zu fallen, sind ganz uninteressant: kümmerlicher Märchenstoff eines perversen Andersen. Mit solchen Spätlingen der großbürgerlichen Varietébühne beglaubigt ein antikapitalistisches, emanzipiertes Theaterwesen sich schlecht. Des geschätzten surrealistischen Champions Aragon »Spiegelschrank« kommt – nicht minder verspätet – von Maeterlinck her. Im Spiegelschrank steht ein Mann: der Liebhaber. Oder steht er nicht drin? ... Der Gatte steht auf jeden Fall *davor* wie die Kuh (vielmehr der Hornochse) vorm neuen Tor. Soll er den Schrank einfach aufmachen? Aber wo wird er denn ... Also: greuliche Symbolwürgerei mit »Nachbarin« in Schwarz und allem durch und durch verstaubten Inventar aus dem Jugendstil des Jahrhundertanfangs. – In der Grande Maison de Blanc rehabilitiert sich Mme. Lara mit hübschen Kostümentwürfen zu dem neuen Film »Nana«. An welcher Stelle ihre Autoren das tun, wüßten wir nicht anzugeben.

Möbel und Masken

Zur Ausstellung James Ensor bei Barbazanges, Paris

Jemand hat all sein Lebtag im Elternhause gewohnt. Das steht in Ostende. Es ist kein Bauernhaus und keine Villa, sondern ein Bau, der unten zu Verkaufszwecken eingerichtet, Bazar ist und oben die Wohnräume hat, wo dieser Mann haust.
Ein Freund von mir hat ihn im Krieg besucht. Er kam durch eine niedrige Galerie, in der es finsterer und finsterer wurde. Das war der Laden. »Andenken an Ostende« füllen ihn. Seesterne, präparierte Tiefseefische, Muscheln, Flaschen, in die man Schiffchen eingesiegelt hat, Tintenwischer in Form von Seerobben, Briefbeschwerer mit dem Kasino in einer Glaskugel und Federhalter, in denen durch ein Loch am obern Ende die Mole von Ostende zu sehen ist. Vor allem aber Masken, Masken, Masken. (Den magischen Charakter solcher Galerien hat Strindberg in den

»Drangsalen des Lotsen« festgehalten.) Am Ende liegt die Treppe, die zu dem Erben heraufführt. Sein Zimmer hängt von oben bis unten voll mit Bildern.

Wie werden die aussehen, wenn er sie selber gemalt hat? Denn er ist Maler. Es ist die Behausung von Ensor. Von diesen Bildern, die als Darstellung seiner eigenen Umgebung das so schon unentrinnbare Milieu an seinen Zimmerwänden gräßlich verdoppeln, gibt die Gesamtausstellung einen Begriff, die jetzt bei Barbazanges, rue du Faubourg St. Honoré, veranstaltet und offiziell patronisiert wird.

Das Œuvre geht über eine Periode von annähernd fünfzig Jahren. Um die Jahrhundertwende zeigt es einen Bruch. Die Masken erscheinen. Vordem, seit 1880, malt er: das bürgerliche Interieur, Schnee, Kinder bei der Toilette, Stilleben, auf denen etwa Fische schon maskenhaft werden. Durch dicht verhangene Fenster bricht ein schwaches Licht ins Innere der chaotischen, mit Möbeln überfüllten Zimmer, in welchen wir wie in den Eingeweiden eines Reptils als Kinder oft am Ersticken waren. Diese Bilder sind teilweise von vollendeter Schönheit. Bis dann der Wahnsinn langsam Figur verliert und Gestalten erscheinen läßt. Die Paßhöhe zwischen den Ländern seiner Vision ist ein Bild »Le meuble hanté«. Ein Kind sitzt, ganz en face, vor einem aufgeschlagenen Buche an dem viel zu hohen Tisch. Daneben die häuslich beschäftigte Mutter. Aus dem Plafond, aus einem riesigen Büfett, unterm Tische hervor tauchen Masken. Das Kind starrt sprachlos, weitgeöffneten Auges, vor sich hin – nicht auf die Masken, die sein Blick ringsum erweckt, auch wenn es sie nicht sieht. Noch ist hier alles düster, in stumpfen Farben. Das Bild gleicht einer geisterhaften Intarsie.

Um 1900 hellt sich die Palette zu den schrillsten Tönen auf. Es kommen große explizite Schildereien, deren methodischer Wahnwitz an einen Wiertz denken macht: ein Selbstporträt, der Kopf des Künstlers, in einem unmöglichen rosa Wallensteinhut, von Maskenhäuptern in dichtem Kreise umstellt. Die Wohnung ist auf diesen neuen Bildern ganz verändert, von grellem Tageslichte erfüllt, in welchem Totenköpfe, Kobolde, Clowns hinter Masken aus allen Ecken hervorsehen und Tiere Schwanz und Schnabel durch die Dielen klemmen, als läge unter Ensors Zimmer (denn er hat kein Atelier) geradeswegs die Hölle von Hans Baldung

Grien oder Hieronymus Bosch. Seine Palette aber desavouiert die Schattenwelt dieser verkrochenen Gebilde. Sie zieht das Licht der Sommersonne, reflektiert von einem unbewegten Meeresspiegel in eine Stube herab, wo der Greis es neben Mumien sich heimisch gemacht hat.

Paul Valéry in der École Normale

Man muß an die süddeutschen Stifte des Vormärz denken, um von den nüchternen Räumen der École Normale einen Begriff zu bekommen. Napoleon gründete dies Institut für eine Elite, um ihr bei aller Freiheit ihrer Studien die materielle Unabhängigkeit zu sichern. An dieser Schule ist 1911 Norbert von Hellingrath, der frühverstorbene unvergessene Editor Hölderlins, deutscher Lektor gewesen, auch sonst an ihr dem Deutschen sein Platz gesichert. Ihr eben jetzt verstorbener Bibliothekar Lucien Herr, Übersetzer des Goethe-Schiller-Briefwechsels, ist einer der besten Kenner der deutschen Geistesbewegung gewesen. Ein großer Teil des wissenschaftlichen Frankreich ist aus dieser Schule hervorgegangen. Pasteur, Taine, Fustel de Coulanges und viele andere sind in die Ehrentafeln eines »Festsaals« eingezeichnet. Die goldene Gravierung darauf ist der einzige Schmuck des kleinen, finstern, niedrigen Raumes. Darin nimmt Valéry auf eine halbe Stunde das Podium ein.
Langsam, sehr unauffällig geht er drauf zu. An diesem Körper baute ein architektonischer Wille, seine Gebärde steht zu der des Tänzers wie der Klang seiner Verse zu der der Musik, und Eleganz gibt der Erscheinung tausend geometrische Facetten. Sogleich frappiert und fasziniert ein Widerspruch: so glänzend dieses durchgebildete und strenge Antlitz, der seelenvolle Wuchs der alternden Gestalt zur Wirkung auf die Menschen ausgestattet ist, so sehr versagen sich ihr Blick und Stimme. Der Blick ist scharf wie eines Jägers, zielt aber, chthonisch abgeleitet, schräg nach unten und innen. Die Stimme klingend, genau, doch vernehmbar nur in Komplexen. Sie fordert, um gehört zu werden, Divination wie ein Text, um verstanden zu werden. Nicht einmal legt sie Ruhm, Alter, Wissen in die Waagschale, um auf die 60 oder 70 jungen Leute »richtunggebend« zu wirken. Valéry, dem, was Kanonisches

vom »Dichter« heute noch in Kraft bleibt, eines sehr späten Tages wie von selber zufiel, hat niemals durch die »Stellungnahme« zu den Angelegenheiten seines Volkes, durch eine Führergeste darum geworben. Er tut es – einer der »Unsterblichen«, der er seit kurzem ist – auch heute nicht. Und so präzis er selber sich vom Symbolismus abzugrenzen sucht – Mallarmés Strenge, wenn nicht dessen Kühnheit lebt in ihm fort. Darum ist auch der kritische Unterton so bedeutsam, der hin und wieder durchbricht, wenn er aus Erinnerung an die große Zeit des Symbolismus erzählt.

Vor 40 Jahren hieß die große Präokkupation von ihnen allen: Musik. Buchstäblich zerschlagen (»littéralement écrasé«) verließ man jeden Sonntag das Concert Lamoureux in den Champs-Elysées, wenn man die großen Ouverturen Wagners hatte über sich ergehen lassen. Was können jemals wir zustandebringen, das daneben aufkommt? so klang die große Tannhäuserbesprechung Baudelaires in einem jüngeren Dichtergeschlecht verzweifelt nach. Musik hat Töne, Tonleiter und Tonart: sie kann bauen. Was ist dagegen in der Dichtung Konstruktion? Fast immer simples Umspielen des logischen Aufbaus. Die Symbolisten suchen sprachphonetisch die Konstruktion von Symphonien nachzubilden. Und nachdem Mallarmé die Meisterwerke dieses Stils gelungen sind, geht er einen Schritt weiter. Er zieht die Schrift zur Konkurrenz mit der Musik heran. Dann führt er eines Tages Valéry als ersten vor das Manuskript des »Coup de dés«. »Sehn Sie es an und sagen Sie, ob ich verrückt bin!« (Man kennt dies Buch aus der posthumen Edition von 1914. Ein Quartband von wenigen Seiten. Scheinbar regellos, in sehr beträchtlichen Abständen, sind Worte in wechselnden Schrifttypen über die Blätter verteilt.) Mallarmé, dessen strenge Versenkung mitten in der kristallinischen Konstruktion seines gewiß traditionalistischen Schrifttums das Wahrbild des Kommenden sah, hat hier zum erstenmal (als reiner Dichter) die graphische Spannung des Inserates ins Schriftbild verarbeitet. So schlug die absolute Poesie im Extrem ins scheinbare Gegenteil um, was für den Moderantisten sie widerlegt, für den Denker sie nur bestätigt. Für Valéry vielleicht dennoch nicht ganz: »Der Finger kann wohl durch die Flamme streichen, aber nicht in ihr wohnen.«

Disputation bei Meyerhold

Ohne Zweifel ist Meyerhold Rußlands bedeutendster Regisseur. Aber er ist eine unglückliche Natur. Dazu ist er mit einer neuen Einstudierung des »Revisor« in eine unglückliche Situation geraten. Es stehen ihm nun einige harte Wochen bevor. Eine der letzten literarischen Direktiven der russischen Partei hieß: Eroberung der Klassiker. Die Hauptwerke der russischen Literatur sind dem Prestige des neuen Rußland einerseits, der Bildung seiner Hunderttausenden von neuen Lesern andererseits dienstbar zu machen. An erster Stelle steht hier selbstverständlich deren Auswertung durch das Theater. Es gibt in Rußland aber nur eine verschwindende Anzahl auch für Europa »klassischer« Stücke. Wer eins von ihnen herausgreift, setzt auf eine Karte sehr viel. Als Meyerhold vor einem Jahre »Wald« (Ljess) von Ostrowsky wagte, hat er gewonnen. Dies Jahr hat er mit dem »Revisor« verloren. Sehr bedeutend war auch hier seine Leistung als Regisseur. Aber trotz einer radikalen Umarbeitung hat er das Stück nicht für die proletarische Bühne erobert. Im Gegenteil: man hat in diesem Hause wohl nichts gesehen, was (Kürzungen vorausgesetzt) in den Theaterchen des Kurfürstendamm mit größerer Aussicht auf Erfolg gespielt werden könnte. Auch das Format der Szene war dem angepaßt. Auf der schiefen Ebene eines Mahagoniaufsatzes schiebt ein lebendes Bildchen nach dem anderen sich herein. Selbstverständlich (für Moskau ist das nämlich selbstverständlich) ist das ganze Ameublement materialecht und stilsicher. Jedes kleinste Stückchen des Fundus schreit nach seiner Museumsvitrine. Unerhört der Luxus, den er mit Menschenmaterial sich leistet. Dicht zusammengepfercht steht alles, was auftritt, auf einem Fleckchen. Diese Massierung auf der schiefen Ebene bringt in der Tat den Eindruck zeitgenössischer Stiche hervor. Das alles machte diese Leistung problematisch genug. Durch die Umarbeitung wurde sie es noch mehr. Nicht daß der russische Dramaturg den lähmenden Respekt vor jedem schwarz auf weiß fixierten Dichterwort in den Knochen hätte, der in Westeuropa noch häufig ist. Was die dramaturgische Leistung zu Fall brachte, ist nicht das Faktum: Umarbeitung, sondern wie sie ausfiel. Sie hat das berühmte Gogolsche Lachen aus dem »Revisor« verjagt. Bobschinsky und Dobschinsky sind nicht komische Figuren, sondern der dop-

pelgesichtige Alb eines bösen Traumes, die Hauptfiguren nicht die Gogolschen Karikaturen sondern Orchester einer verfrühten Gespenstersonate. So oder anders haben Partei und Presse Meyerholds Arbeit verworfen. Um sie zu legitimieren (aber wohl auch, um seine Freunde um sich zu sammeln), beraumte Meyerhold im eigenen Hause eine Disputation ein. Der überraschende Verlauf des Abends war: wenige sprachen gegen den »Revisor«, unter ihnen kein einziger zündend, und dennoch siegten seine Gegner auf der ganzen Linie. Nicht Lunatscharsky, nicht Majakowsky, nicht Belyj konnten ihn retten. Das verdankt Meyerhold seinem unglücklichen Temperament. Spannend war, die Anstalten zu verfolgen, mit denen Freunde einem unrettbar in den aufgewühlten Wogen der Volksstimmung Versinkenden beispringen wollten. Es ging dabei nicht nur um den »Revisor«. Man wollte einen hochnotierten Namen, wie Meyerholds, nicht der Baisse preisgeben. Die Leitung lag in sehr geschickten Händen. Und das Durchschnittsniveau des russischen Redners ist so hoch, daß auch in vierstündiger Debatte im ganzen auf einen schlechten Redner ein guter kommt. Von allen ist Majakowsky der beste. Im richtigen Moment nimmt er das Publikum in die Hand, gibt ihm auf eine Viertelstunde das Schauspiel eines Rowdy-Intelligenzlers, der sich aus Lust am bloßen Streit mit ihm herumschlägt und dabei noch versteht, ganz unverbindlich zu bleiben. In diesem Stil: »Allerdings, die beste Rolle hat er seiner Frau gegeben. Protektionswirtschaft?! – Aber wenn er sie nur geheiratet hat, weil sie eine gute Schauspielerin ist!!« Und meisterhaft vierschrötig nimmt er seinen Platz am grünen Rednertisch wieder ein. – Andrej Belyj, der berühmte Verfasser von »Petersburg« und von »Moskau«. Ihn sollte man in unseren literarhistorischen Seminarien zeigen: der romantische Dekadent in Samtjacket und Binde wie bei Gavarni. Man würde ihn im ganzen heutigen Paris nicht mehr auftreiben. Hier, auf der revolutionärsten Bühne Moskaus, tänzelt er, »der ewige Leser Gogols«, eine verflossene Gavotte. Hände, die 1850 eine Opiumpfeife stopften, breiten sich hier beschwörend vorm Publikum aus. Dann der »Mann aus dem Volke«. Kurze Hosen, Manchesterjoppe, Reitstiefel, Baß. »Wo ist der Gogol für die Arbeiter, der Gogol für Bauern? Es lohnte nicht, ihn für die Bourgeoisie zum zweiten Male zu entdecken.« Gegen zwölf ruft man stürmisch nach Meyerhold. Der Beifall bei seinem Auftreten

sagt ihm, daß hier noch viel zu gewinnen ist. Aber in weniger als zehn Minuten hat er jeden Kontakt mit der Masse verloren. Stichwort für die Opposition: »Moskau hat seine gelbe Presse.« Meyerhold deckt »Motive« auf: geheime Konspirationen, Racheakte. Vom Rang her, wo die Jugend, Komsomolzen, sitzen, kommen die ersten Pfiffe: »Dawolno« (genug). Viele stehen auf, viele gehen. Umsonst greift er nach dem roten Dossier und versucht, sachlich zu werden. Ein Viertel des Saales ist leer, als er aufhört. Man schickt ihm, um den schlechten Eindruck zu verwischen, noch ein paar Redner nach. Aber der Kampf ist entschieden. Nun wird der »Streit um den Revisor« den Instanzenweg gehen. Die Journalisten Moskaus haben an die Partei appelliert. Es gibt von nun an eine Front gegen Meyerhold.

Les Cahiers du Sud

Marseille ist das strahlende gewürfelte Wappen, das die Provence dem Mittelmeer entgegenhält. Hinter ihr liegt die alte Landschaft der Troubadoure und der Félibres. Bei Aix beginnt sie – steckt schon mitten drinnen in diesem Irrgarten bemooster Steinfontänen. Wasserzauber zieht sich durch die ganze Provence. Nirgends ist seine Inkantation so unwiderstehlich wie im Jardin des Fontaines zu Nîmes. Arles ist die Schallmaske der provençalischen Fama. Von hier ging mit dem Ruhme Mistrals ihr erneuerter Name aus. All dem ist man in Marseille weit entrückt. Die Brandung eines Lebens, das hier durch Jahrhunderte, pausenlos wie das ozeanische, anschlägt, macht die griechische Landschaft um Aix vergessen. Wie immer stimmt das Hafenbild am Mittelmeer zur Muße, doch nicht zu träumender und dichtender, sondern zu selig dumpfer Betrachtung. Begreiflich, daß man hier wenig Buchläden findet. Wenige werden sie suchen – und dann vielleicht um einen Band der Marseillaiser »galéjades« zu kaufen, denkwürdiger Dicta des Marius und anderer Typen vom vieux port. Oder jemand kommt auf Eugène Montfort und nimmt mit irgendeinem seiner Romane (etwa der immer noch unübersetzten schönen »Belle Enfant ou l'Amour à quarante ans«) ein Bild dieser strahlenden Stadt in sich auf. Dies alles aber zeichnet nur Marseille und prägt es nicht. Darum bewirbt, in dem erneuerten Be-

wußtsein ihrer Leiter von diesem Hafen als dem größten Frankreichs, als eines europäischen Umschlagplatzes (wo selbst die neue Kathedrale bei der Mole von außen eher als einem Gotteshause einem Bahnhof ähnelt) sich eine neue Zeitschrift – die »Cahiers du Sud«. Eine alte Zeitschrift. Denn neu ist nur der Name und die Richtung. Im Jahre 1914, als sie anfing zu erscheinen, hieß sie »Fortunio« und heut wie damals ist Jean Ballard, der mit der Zeitschrift selber groß geworden ist, ihr Herausgeber. Er sagt mir: »Wir sind jetzt auf dem Wege zur großen Revue. Wir arbeiten nicht gegen Paris, sondern im Einvernehmen mit den Kameraden dort, doch unabhängig von dem modischen Betrieb der Hauptstadt. Wir lieben unsere Stadt mit Leidenschaft, aber wir pflegen nicht das Provençalische als solches. Uns geht es darum, für die wirtschaftliche Signatur der Stadt den Ausdruck in dem geistigen Bezirk zu finden. Die Formen dieses Ausdrucks können nicht von uns, den Eingesessenen, ganz allein geschaffen werden. Marseille ist eine höchst europäische Stadt. Europa wird an seinem Geistesbilde mitarbeiten, wie es das seit Jahrhunderten an seinem topographischen getan hat.« Und nun schlägt er die Hefte auf, in denen deutsche und englische, italienische und spanische Namen häufig den Ehrenplatz an erster Stelle haben. Nicht immer allbekannte Namen – denn ein Unternehmungsgeist, der gegen die Pariser Saturiertheit angenehm sich abhebt, hält nach dem »inédit« der Namen und Gedanken Ausschau. Und wie gewissenhaft dabei, bis in das Technische, verfahren wird, ersah ich aus der mustergültigen (und dabei anonymen) Übertragung von Ernst Blochs bedeutendem Versuche »Über das noch nicht bewußte Wissen«, mit dem das August[/September-]heft [1926] eröffnet wurde. Alsbald erschien darauf der Essay auszugsweise in den »Nouvelles littéraires«, und so könnte denn eines Tages vielleicht der Name eines deutschen Philosophen sich von Marseille bis nach Berlin herumgesprochen haben. Im gleichen Sinne und weitab von binnenländischem Snobismus halten sich Referate über fremdes Schrifttum. Dicht neben seiner Rezension des Brechtschen »Baal« bespricht Marcel Brion die neuesten Reclambände. Und in Gemeinschaft mit Sauvage vom Pariser »Intransigeant« eröffnet er in den »Cahiers du Sud« eine Umfrage an die Leser im Ausland. »Wie stehen Sie zu den bisherigen Übertragungen von Werken Ihrer Muttersprache ins Französische? Und welche Werke wären, Ihrer

Meinung nach, zu übertragen?« Von alledem war unter uns die Rede, während dicht neben uns der eine Korrektur las, ein anderer Briefe tippte und ein dritter, vierter, fünfter mit Fragen oder Manuskripten zur Redaktionssitzung kamen, deren Zeuge ich dergestalt wurde. So lernte ich den Stab des Leiters kennen: den Romancier Gabriel d'Aubarède, Pierre Humbourg, dessen große Studie über Giraudoux jetzt in allen Pariser Buchläden liegt, Bourguet und manchen anderen. Dies alles in dem hohen schönen Zimmer Jean Ballards, in das ich über düstere Treppen mich nicht leicht gefunden hatte. Ein Haus im alten Hafenviertel, 10 Quai du Canal: ein steinern eingerahmtes Stückchen Mittelmeer spiegelt die Fenster der Redaktion.

Phantasie über Kiki

Exposition »Kiki« in Sliwinskis »Sacre du Printemps«

In der geheimnisvoll benannten rue du Cherche-Midi gibt es den Kunstsalon des »Sacre du Printemps«. Das sind die beiden bedeutungsvollen Namen, aus denen wir das mythographische Faktum einer »Exposition Kiki« zu konstruieren haben. Als Malerin hat Kiki ihren nom de guerre ein wenig gelüftet, wie ein Visier. Denn ihre unbarmherzigen Kriege führt sie ja auf andern Fronten. Die Kunst ist ihr pays de retraite, die Paletten sind ihre Champs-Elysées, die vom Mons Parnassus viel weiter abliegen, als irgendein moderner Strabo zu messen vermöchte. Kiki hat also ihr Visier gelüftet: beherzt und kalt stoßen die Silben *Alice Prin* wie Blitze aus ihren geübten Augen darunter hervor. Hier aber im sakralen Tempel des Printemps, dem angenehmen Gegenbild des schnöden Warenhaus-Printemps vom andern Ufer, läßt Alice Prin ihr Haupt in den Schoß der Musen sinken, und ihre Bilder liegen umher wie Beinschienen, Schild und Brustharnisch einer Aphrodite, in denen die Welt mit den süßesten Farben sich spiegelt. In ihnen tut sich ein Arkadien ohne »Dome« und »Rotonde« auf, eine gottlose und bedürfnislose Erde: »Kuh zwischen zwei Frauen«, »Die Kühe«, »Der Gärtner und seine Frau«, »Pferdchen« und »Kinder mit den Bananen«. Ich weiß nicht, wie zu diesen Spiegelbildern die böotischen Kenner der Malerei stehen. Vielleicht hat mancher schon auf ihren Wangen Vorstudien zu

den rosigen Wolkenformationen zu sehen bekommen, welche ihn heftiger als die im Hintergrund der Bilder passionierten. Aber die Maler und deren Kenner stehen zu ihrer Kollegin. Ein Bild hat Pascin selber sich gesichert, welcher auf diesem rustikal besiedelten Parnaß so etwas wie ein Hirtengott der Malerinnen sein muß. – Der Katalog enthält eine legendäre Vie de Kiki, die Robert Desnos dem vortrefflichen Man Ray gewidmet hat, dem Photographen, der Dada aufnahm (»Bitte, recht freundlich«) und in die etwas erschlafften Züge den Surrealismus hineinretouchierte.

Verein der Freunde des neuen Russland – in Frankreich

Man hat soeben in Paris eine Gesellschaft zur Förderung der französisch-russischen Kultur begründet. Sie könnte, wenn sie sich günstig entwickelt, für Frankreich das werden, was der Verein der Freunde des neuen Rußland für uns ist: ein sehr nützliches Informationsinstitut. Aber man wird mit Schwierigkeiten rechnen müssen. Es ist nicht zu vergessen, daß in Frankreich die kulturelle Krise bei weitem nicht so fortgeschritten ist wie bei uns. Die Problematik in der Situation des Intellektuellen, aus der heraus er selbst sein Existenzrecht in Frage stellt, während zu gleicher Zeit die Gesellschaft ihm die Existenzmittel verweigert, ist in Frankreich so gut wie unbekannt. Es geht den Künstlern und Literaten vielleicht nicht besser als ihren deutschen Kollegen, aber ihr Prestige ist unangetastet. Mit einem Wort: sie kennen den Schwebezustand. In Deutschland aber wird bald keiner mehr bestehen können, es sei denn, seine Stellungnahme sei weithin sichtbar. Und während in der jungen deutschen Generation die Scheidung zwischen Kultur und Konservativismus aller Orten eine sehr reinliche ist, hat kürzlich die aufsehenerregende »Défense de l'Occident« von Henri Massis gezeigt, daß es in Frankreich immer noch einen Kulturkonservativismus von Niveau gibt. Die neue russisch-französische Gesellschaft ist selbstverständlich unpolitisch eingestellt. Es wird sich zeigen, ob sie unter diesem Titel das harmlose Mühlespiel der internationalen Kulturbeziehungen pflegt oder das eminent politische Faktum einer Bekanntschaft mit den intellektuellen Fragestellungen Rußlands verwirklichen will und kann. En attendant war es taktisch sehr richtig, die Leitung der

konstituierenden Versammlung Georges Duhamel anzuvertrauen, der eben von seiner Reise in Rußland zurückkommt, als Freund von Barbusse genügend Attachen im linken Lager besitzt und doch dem Kommunismus persönlich fernsteht. Man hätte seine Sache gar nicht besser machen können, als dieser entschiedene, wortkarge Mann mit seinem klangvollen Organ und dem gefältelten Gesicht eines badischen Theologiestudenten. Am Vorstandstische links von ihm Frau Kamenewa, rechts die alte Frau Curie. Unter den Anwesenden Frau Seifulina, Wladimir Majakowski, Ilja Ehrenburg. In kurzem war ein vorbereitendes Komitee bestimmt, in dem eine Anzahl der besten Namen aus der französischen Intelligenz zu finden sind. Charles Vildrac, Luc Durtain, Jean-Richard Bloch, Albert Gleizes unter vielen anderen. Inmitten der Debatten dieses Abends aber kam ein Augenblick, der ungeachtet der Gegenwart so vieler Führer der revolutionären Dichtung durchaus den Manen des dix-huitième siècle gewidmet war. Frau Curie hatte gesprochen, und zwar so leise, daß sie von keinem in dem achtungsvollen, schweigenden Auditorium war verstanden worden. Nach ihr nahm Duhamel selber das Wort. Und nun auf einmal kam, was er sagte, ebenfalls so leise heraus, daß auch er im Saale unhörbar blieb. Wenn spätere Sitzungen dieser Gesellschaft russischen Geist so sinnfällig machen, wie diese erste den französischen, dann wird sie ihre Aufgabe erfüllen.

Für die Diktatur
Interview mit Georges Valois

I

Patriotismus! Sozialismus! Katholizismus! Das sind die drei Grundpfeiler, auf denen Georges Valois den Fascismus aufgebaut hat.

II

Fascismus bedeutet also in Frankreich – das lehrt ja ein Blick auf den mittleren Pfeiler – nicht ganz genau dasselbe wie in Italien (ganz abgesehen davon, daß er sehr viel weniger bedeutet). Valois

selber hat im italienischen Fascismus einen militärisch aristokratischen und einen demokratisch produktiven Flügel unterschieden, und während er dem Unterredner einräumt, es sei der *erste*, der in Italien die Führung hat, wünscht er die nationale Erneuerung von Frankreich auf dem *zweiten* zu gründen. Im »Nouveau Siècle« – so heißt die Wochenzeitung, die unter der Redaktion von Jaques Arthuys von ihm herausgegeben wird – kann man sogar lesen, die Formel des neuen Staates zu finden sei der italienischen Diktatur ebensowenig gelungen wie der russischen. Anfänglich haben die nachbarlichen Relationen zwischen französischen und italienischen Schwarzhemden weniger Vorbehalte gekannt, und man weiß nicht, im Gefolge von welchen Umständen das ideologische Revirement erfolgte, das heute dem französischen Fascismus sein beklemmend harmloses Ansehen gibt. Immer wird man berücksichtigen, daß der italienische Fascismus in einer Epoche der aktuellen Klassenkämpfe entstanden ist, während die Bewegung um Valois nicht aktiv einer militanten Partei, sondern literarisch und kritisch dem Parlament gegenübersteht.

III

Bei alldem bleibt eines ganz sicher: diesseits und jenseits der ligurischen Alpen reklamiert sich der Fascismus vom Kriege. (Und wenn er sich auf diese Ebene einmal begibt, dann dürfte der von Valois immerhin besser als Mussolinis placiert sein.) Die »minorités agissantes« – eine Übersetzung des Wortes Miliz, in der das Französische seinen ganzen Esprit hat aufbieten müssen – sind in Valois' Sinne die Sieger der Marneschlacht; ihre Gesinnung, Forderung und Haltung sollen im revolutionären Staate maßgebend sein. Valois aber erklärt, nicht nur auf 1918, sondern auf 1792 zu fußen. (Ein sehr gebirgiger Sockel wie uns scheint, auf dem man ohne akrobatische Kunst schwer das Gleichgewicht halten kann.) Wie dem nun sei, der Fascismus erklärt, die letzte, die »phase ouvrière« der großen Revolution zu eröffnen. Die Menschenrechte wollen im Angesicht der großen Wirtschaftsmächte, der Trusts und der Konzerne, noch einmal proklamiert sein.

IV

Hier also klingt die süße Weise an, die vor bald einem Jahrzehnt zum Einzug der unfreiwilligen Gäste in Versailles gespielt ward und verklungen schien wie ein Gassenhauer. Und es gibt auch jenseits des Rheins noch Leute, denen sie sehr auf die Nerven geht. Das sind – zu schweigen von den Kommunisten – die Partisanen der »Action française«[1]. Deren Erbitterung ist um so größer, als der sie heute spielt, vor wenigen Jahren noch einer von den ihren gewesen ist. Valois hat eine kurvenreiche politische Bahn beschrieben. Als Schüler von Sorel, dem großen, wahrhaft bedeutenden Theoretiker des Syndikalismus, ist er vom Sozialismus ausgegangen, der, nach der letzten europäischen Erfahrung zu schließen, für Fascistenführer die beste Pflanzschule ist. Unter dem Einfluß Sorels hat Valois sich mit sozialökonomischen Studien befaßt und ist gelegentlich einer ersten Revision seiner politischen Überzeugung als Spezialist für wirtschaftliche Fragen in die Redaktion der »Action française« eingetreten. Das war für ihn nur eine Etappe. Mit seinem Ausscheiden begann zwischen beiden Lagern, dem royalistischen und dem fascistischen, eine beispiellose Polemik, die nun nach mehr als einjähriger Dauer durch einen Prozeß zugunsten der »Faisceau« liquidiert worden ist. Da in Frankreich aber der Raum für Sekten schmal ist, werden die Gegner auch nach dieser Auseinandersetzung um jeden Zoll eines politischen Terrains, das abseits von den großen Schlachtfeldern gelegen ist, zu ringen haben. Und einem Publikum, das wie kaum ein anderes sich auf politischen Witz versteht, ist sein Spektakel noch auf lange hinaus gesichert.

V

Valois empfängt mich in seinem Salon Louis XVI im ersten Stock eines vornehmen Hauses im Panthéon. Es war, als ich ihn sprach, noch früh am Tage, so kam ich dazu, seiner Erledigung der Bureaugeschäfte beizuwohnen. Die Tugend des politischen Menschen, ein jedes Wort auf seinen Eindruck, jede Bewegung auf die Wirkung zu berechnen, besitzt der künftige Diktator in hohem Grade. Ein Diener, der ihm die Papiere zureicht, steht in seinem Rücken.

1 Die von Léon Daudet und Charles Maurras geleitete Partei der Royalisten.

Und so, gestand ich mir, unterzeichnet nur einer, dem das Regieren zur zweiten Natur ward, wenn es nicht seine erste gewesen ist.

VI

Ich placiere meine Fragen nach Valois' Stellung zur Diktatur, denn hier erwartete ich den Schwerpunkt unseres Gespräches zu finden. Aber Valois ist ein Diplomat. Jene Nachprüfung der politischen Fundamente, in denen sich der Fascismus Valois' mit dem Mussolinis auseinandersetzte, ist dem Prestige des Diktaturbegriffs nicht zugute gekommen. Valois akzeptiert nur mit Vorbehalt Diktatur. Manchmal hat man den Eindruck, daß er weniger sich als seinen Hörern schmeichelt, sie umgehen zu können. Den reservierten Gedankengängen, die man nicht ohne langes Suchen im »Nouveau Siècle«, nicht ohne zu insistieren von Valois selbst zu hören bekommt, entnehmen wir, er sei sich der Gefahr dieses Regimentes bewußt: das Risiko, daß der Diktator die Kontrolle über sich selbst und seine Positionen verliert. Hier weist mein Unterredner einleuchtend darauf hin, die erbliche Monarchie, die nur in Ausnahmefällen bedeutende Männer an ihren leitenden Spitzen sieht, sei weniger prekär als Diktatur, deren Macht in den Händen des Stärksten liegt. Kurz: Diktatur ist Übergangserscheinung. Wozu? Zu einer revolutionären Staatsform; die Valois als international, als die einzige will gelten lassen, die den wirtschaftlichen Gewalten der Plutokratie gewachsen sei. Das Revolutionäre seiner Ziele unterstreicht er. Aber über die Technik des fascistischen Aufstandes etwas zu erfahren, ist schwierig. Und was zumal die Diktatur betrifft, so kann man über deren Apparat und Struktur nach Ansicht dieses Spezialisten prinzipiell nichts äußern.

VII

Im übrigen scheint Valois selbst sich weit von der exakten Theorie des Massenstreiks, mit der vor 20 Jahren sein Lehrer Sorel in jenen »Réflexions sur la violence« so blendend hervortrat, entfernt zu haben. Immerhin will auch er die Umwälzung als Massenbewegung. Und nun spielt auch bei ihm der Trick der unblutigen Revolutionen seine Rolle. Alle großen Umwälzungen der Nachkriegszeit sind als unblutige Revolutionen im Augenblick

ihres Ausbruches proklamiert worden. Aber einige Wochen oder Monate später haben die Völker, welche ihre Schulden an dem Umsturz nicht bar haben zahlen wollen, mit Zins und Zinseszinsen sie begleichen müssen.

VIII

Während ich solchen Überlegungen im stillen nachhänge, fällt mein Blick auf einen Revolver, welchen mein Unterredner vor sich auf seinem Schreibtisch liegen hat. Das veranlaßt mich, ohne Exkurse mich um ein Resumée der Unterhaltung zu bemühen.

IX

Der neue Fascismus hat es gern, seine Bewegung mit dem Bolschewismus konfrontiert zu sehen, als dessen feindlichen Zwillingsbruder er sich bezeichnet. Auf diesen naheliegenden Gegenstand, den Bolschewismus, hatte ich die Rede nicht zu bringen gewagt. In Rußland macht man mit dem Vergleich dieser beiden Formen der Diktatur keine gute Erfahrung. Und in der Tat kann sie den kritischen Betrachter nicht allzu viel lehren. Denn auf dem Grund der Leninschen Lehre ruht nicht die Konzeption der Diktatur (die freilich, wo sie auftaucht, erheblich schärfer als der Fascismus umrissen scheint), sondern es ist bekanntlich der Klassenbegriff, auf dem der politische Bau des Marxismus fundiert ist. Für den Fascismus besteht die Klassenfrage letzten Endes genau so wenig wie für irgendeine der vielen anderen bourgeoisen Reform- oder Reaktionsströmungen. Valois' Staatsideal ist ein Zweikammersystem: aus direkten Wahlen soll sowohl die eigentlich gesetzgebende als auch eine repräsentative Versammlung hervorgehen. (Und wie immer, so ist es vielleicht auch hier Aufgabe der Diktatur, diese Wahlen zu machen.) Die Formel lautet: nicht Meinungen, sondern staatsbürgerliche Funktionen sollen vertreten werden. So zwar, daß beispielsweise Familienoberhäuptern das aktive Wahlrecht nach Maßgabe der Kinderzahl sich vergrößert. In einer entschlossenen Polemik gegen den überwundenen Parlamentarismus liegen die zeitgemäßen aktiven Elemente dieser Bewegung. Sie verbinden sich mit einem mystischen Zuge, einem mystischen

Einschlag in das neue Wirken: Verwandlung der Rutenbündel in Bündel von Kräften. Aber die Schneiden der beiden Beile »Furcht« und »Gehorsam« stechen nur desto blanker hervor.

Soll die Frau am politischen Leben teilnehmen? Dagegen: Die Dichterin Colette

Frau Colette steht am Sekretär und erledigt Briefe. Es ist 6 Uhr nachmittag im Juni, aber im Zimmer brennen die Lampen. Draußen regnet es seit dem frühen Morgen, und ohnehin fällt durch die niedrigen Fenster nur wenig Licht. Ich suche mir auf dem bunten Divan in Nachbarschaft ihres Hündchens Platz. Für mein Anliegen hat Frau Colette zunächst nur einen erstaunten Blick. Über »die Frau« sich zu äußern – das scheint ihr nicht besonders am Herzen zu liegen. Aber ich präzisiere. Ich versichere sie meines Respekts und meiner Sympathie für jenen Kampf auf verlorenem Posten, den sie gegen die Herrschaft – die öffentliche, offizielle Rolle der Frau im Leben der modernen Gesellschaft führt. Und ich versichere sie im Vorhinein der eingeschränkten diplomatischen Bedeutung meiner Einwürfe. Dem scheint sie zu trauen und sie hat Recht. Sie entwickelt ihre Gedanken wie ein Sammler, der seine Bestände schon allzugut kennt, mit Liebe, aber mit einer gewissen Selbstverständlichkeit ein Stück nach dem anderen hervorholt, ohne von der Bewunderung und Freude des Besuchers noch Neues, Überraschendes zu erwarten. Ihre großen energischen Blicke läßt sie geschickt wie Lichter auf das massive Kristall ihrer Einfälle gleiten, und was sie sagt, gewinnt ein ungemeines Leben unter diesen Blicken. Sie spricht gar nicht nervös, sondern ebenso sicher wie schnell, ebenso entschieden wie deutlich. Und was sie sagt, ist nicht der Koketterie entsprungen, sondern die ungebrochene Äußerungsform ihrer geraden, entschlossenen, derben Erscheinung. Die liebt sie denn auch ins Licht zu setzen. Sie hat im Laufe des Gesprächs Gelegenheit zu betonen, daß das Alter weiblicher Gefühlsverwirrungen und physischer und psychischer Störungen hinter ihr liegt. Aber sie hat diesen Bedingungen Rechnung getragen. Sie ist ganz und gar nicht geneigt, die Sprache des weiblichen Körpers von Forderungen und Programmen sich übertäuben zu lassen. Sie sagt sehr drastisch: »Ich selber habe in

meiner Bekanntschaft genug harmonische, gesunde, hochgebildete, kluge Frauen, die ganz genau so gut imstande wären wie ein Mann, in einer Kommission oder Jury zu sitzen. Nur haben sie, eine jede – und ich versichere Sie: normale Frauen von der besten Veranlagung – im Monat zwei, drei Tage, an denen sie überreizt, unbeherrscht, unberechenbar sind. Die öffentlichen Angelegenheiten gehen aber an diesen Tagen weiter ihren Gang, nicht wahr? Es werden Abstimmungen fällig sein und Beschlüsse gefaßt werden müssen.« Hier unterbricht sich Frau Colette, um mit einem schwer definierbaren Ausdruck mich ins Auge zu fassen; wartet, als wolle sie mir eine kleine Frist zur Änderung dieser Verhältnisse geben und schließt, entmutigt durch mein Schweigen: »Was meinen Sie. Ich weiß nicht. Sollte man solange...?« Sie sieht mir an, ich habe nicht die Absicht, eine solche Geschäftsordnung zu befürworten.

»Aber ich unterhalte Sie hiervon vielleicht schon zu lange – obwohl ich denke, gerade von den einfachsten, verkanntesten Sachen soll man sehr klar sprechen. Ich will Ihnen eine Erfahrung anvertrauen. Ich weiß nicht, ob Sie mir zustimmen werden. Aber es ist eine Bemerkung, die ich sehr oft im Leben machen konnte. Die Frauen erklären, sie täten nur und sie wollten nur tun, was die Männer machen. Sie beanspruchten kein Vorrecht für sich und sie bestünden nur auf gleichem Recht für alle. Aber sehen Sie doch näher zu. Warum erregt es immer noch ein gewisses Aufsehen, wenn die Frau in der Öffentlichkeit raucht? weil sie es eben auffallend tut; und weil sie, wenn der Mann aus einer langen Spitze raucht, eine doppelt so lange hervorholt. Wenn sie die Beine übereinanderschlägt, so wird sie es nicht tun wie Sie eben (ich habe keine Zeit mehr, meine Haltung zu verbessern), sondern sie macht es auf diese Art (und hier schlägt Frau Colette mit derart resolutem Schwung die Knie übereinander, daß der Rock nicht viel mehr zu sagen hat). Wenn sie sich ihre Haare schneiden lassen, so tragen sie sie kürzer als Sie das Ihre. (Es wird aus diesen Worten aber niemand schließen wollen, daß nicht auch die Sprechende selbst einen Bubikopf trägt. Man kann sich ihr kluges, scharfgeprägtes Gesicht schwer unter einem Haarknoten denken.) Und nun nehmen Sie dazu die Parole von heute. Wenn es mit Fasten und Gymnastik so weiter geht, so sind die Frauen in zwanzig Jahren flach wie die Bretter geworden. Aber man hat ihnen mit

Gewalt an jeder Art von Mannstum Geschmack beigebracht, und am meisten am Machtwillen. Man wird mit alledem das Brutale in ihrer Natur bis zum äußersten treiben. Wenn ihre Passionen einmal geweckt sind, so kennt die Frau nicht nur als Gattin und Mutter, sondern auch als Verschwörerin und Intrigantin keine Grenzen mehr. Das ist ihre Größe. Aus dieser Größe aber macht sich die Gesellschaft ein Instrument der Vernichtung.«

»Ich verstehe Ihre Art, die Dinge zu sehen. Ich teile sie. Aber wir müssen uns beide darüber Rechenschaft geben, daß die Entwicklung eine Richtung genommen hat, die solchen Wertungen ins Gesicht schlägt. Wo sehen Sie ein Mittel, sie aufzuhalten?«

»Ich sehe keins. Aber ich bin kein politischer Mensch, und ich glaube, ich sagte Ihnen das schon. Die weiten Perspektiven und Programme und die großen Schlußharmonien und Apotheosen sind Dinge, die ich gern anderen Leuten überlasse. Wollen Sie wissen, was ich aus meiner Ehe mit einem Manne der Politik gelernt habe? (Frau Colette war mit Henry de Jouvenel, einem namhaften Publizisten und Politiker, verheiratet.) Gewiß, nicht *sogleich* gelernt, aber im Laufe der Zeit: die Frau eines Politikers muß das genaue Gegenteil von einer Frau sein, die Politik macht. Damals habe ich die Dinge aus der Nähe gesehen. Ich habe die politische Bürokratie, die fürchterlichste aller Bürokratien, kennen gelernt. Die Frauen sind – gottseidank – allem Bürokratischen gegenüber eine sprengende anarchische Kraft. Es ist ein absurder Nonsens, die Frau, die einzige Energie, die der Bürokratie gewachsen ist, die ihr Grenzen setzt, in diesen Organismus selber einzustellen. Nehmen Sie sie aus dieser tauben unfruchtbaren Ordnung heraus; und wenn Sie Frauenherrschaft wollen, so machen Sie sie zur Königin – geben Sie ihr das berühmte royaume secret, das sie nicht aus dem Thronsaal, sondern aus dem Beigemach regiert. Es ist das einzige, das die Frau je gewollt hat und in dem sie leisten wird, was kein Mann leistet.«

Ich glaube den Augenblick gekommen, von neuem den advocatus diaboli zu machen. Und ohne in die Akten der Gegenseite zu tief mich einzulassen, werfe ich einiges über die »Not der Zeit«, »soziale Lage der Frau«, »die wirtschaftlichen Notwendigkeiten«, »die Frauenberufe«, »Stenotypistin« in die Debatte. Da läutet aber das Telefon, und meine Partnerin hat nur noch eben Zeit, mein letztes Wort aufzugreifen: »La sténodactylo – eh bien,

monsieur, vous allez me trouver atroce – mais permettez-moi de vous le dire: la sténodactylo, c'est un fléau public« ...
»Da wir eben von Jury sprachen: Ich denke, Frauen könnten in einer Jury nur mit tiefer Abneigung Platz nehmen. Ich sitze Gott sei Dank nur in einer einzigen. Es ist die, die den Prix de la Renaissance zu vergeben hat.
Ich habe das früher einmal annehmen müssen... Ich versichere Sie aber, noch heute ist Abstimmen für mich jedesmal, als wenn ich jemanden zu köpfen hätte.«
Ich frage Frau Colette nach der Sowjet-Gesandtin in Mexiko, Frau Kollontay. Ich erwähne ihre »Wege der Liebe«, die in Deutschland so sehr beachtet worden sind und über die man in Rußland so wenig respektvolle Worte hören kann. Ich spreche von der Bagatellisierung der Liebe, die man in Frankreich noch nicht entdeckt hat, und führe dieses modische, aber etwas schreiend gekleidete Wort in den Salon der Frau Colette ein. »Ganz einverstanden« (»Je le veux bien«), meint die Dame des Hauses. »Dann sagen Sie mir aber bitte nur dies eine: Wenn man die Dinge dritten oder vierten Ranges, also die Liebe, wie Sie das täglich in der Zeitung lesen können, mit Gift und Revolverschüssen ins Reine bringt, dann frage ich wirklich, welche Methoden bei der Erledigung von Staatsgeschäften, von Angelegenheiten ersten Ranges zu verwenden sind?«
Die Zeit eines Interviews ist längst überschritten. Mit den Blicken messe ich im Hinausgehen die niedrigen Stuben von schmalem, altmodischen Ausmaß. »Wie lange wohnen Sie schon hier, gnädige Frau?« »Fünf Monate. Das hier – nicht wahr? – ist altes Palais Royal. Die Zimmer sind so winzig, daß ich, um mir ein Arbeitszimmer zu verschaffen, eine Zwischenwand habe fortnehmen lassen. Sie waren früher für die Damen des Palais Royal belegt. On y a rien fait que l'amour.« Ich aber könnte diese sehr kluge, sehr gerade, sehr französische Künstlerin mir nirgends richtiger untergebracht denken, als in diesem zentralsten, verstecktesten Winkel der Altstadt, der im Regenwetter verwittert und einsam schweigt, ähnlich den vielen ausgedienten Tier- und Menschenkreaturen, die Colette so wahr und so bitter zu schildern gewußt hat.

Ein bedeutender französischer Kritiker in Berlin
Gespräch mit Benjamin Crémieux

Wenn die École Normale Supérieure für einige Generationen französischer Literatur die Pflanzschule war, so ist seit etwa zehn Jahren der Quai d'Orsay mit seinen Dépendancen ihr Hauptquartier. Claudel, ehemaliger Botschafter in Tokio, hat jetzt die Vertretung Frankreichs in Washington; Paul Morand bereist als Diplomat den fernen Osten; Giraudoux sitzt zurzeit als Vorsitzender des französisch-türkischen Ausgleichskomitées in Paris, und in den Räumen des Pariser Außenministeriums selbst vertritt zurzeit Martin Maurice die Gilde der Romanciers, Crémieux die Avantgarde der literarischen Kritik.

Crémieux kam – und das ist besonders erfrischend – nicht als »professional« der deutsch-französischen Verständigung. Zwar liest er das Deutsche fließend, und es hat, wie er uns erzählt, nur wenig gefehlt, daß er vor Jahren der Germanistik statt der italienischen Philologie sich zugewandt hätte. Indessen ist er der ausgezeichnete Übersetzer von Pirandello, der große Kenner des italienischen Schrifttums geworden, der unter anderm zuerst von allen zusammen mit Joyce und Larbaud sich für Italo Svevo eingesetzt hat. Diesen Svevo hat man den italienischen Proust genannt. Ich weiß nicht, ob dies oder eine andere Wendung der Punkt war, an dem wir zuerst auf Proust zu sprechen kamen. Wir wissen jetzt, meint er mit deutlicher Anspielung auf die »Recherche du temps perdu«, zur Genüge, was der Mensch nicht ist. Nun wollen wir wissen, was er *ist.* Aber er muß konstruiert werden. Nicht im klassischen Sinn, nicht wie, wenn auch begabt, Radiguet es versuchte, sondern im Sinne neuer zyklischer, synchronistischer, filmhafter Kompositionen. Hier nennt mein Unterredner nur ungern Namen, denn es sind jüngste, wenn auch früh erprobte Talente: André Chamson, Jean Prévost, Gabriel Marcel. Ich: »Und wenn ich jetzt unversehens, summarisch mit der Frage an Sie herantrete: Wen, hinge es von Ihnen ab, würden Sie aus der Reihe der jüngeren Autoren sozusagen d'urgence (mit Extrapost) übersetzen lassen?« Diese Frage gefällt meinem Partner gar nicht. Und ich erinnere mich gerade noch rechtzeitig, vor kurzem in einer interessanten Umfrage der »Cahiers du Sud« seinen reservierten, besonnenen Gedankengängen über das Übersetzen im

allgemeinen begegnet zu sein. Heute erklärt er mir: »Erstens scheint mir in jener übermäßigen Geschäftigkeit des Übersetzens etwas Krampfhaftes, Unfruchtbares zu liegen. Gerade mein Aufenthalt in Berlin hat mir Licht darüber gegeben, wieviel von unserer neuesten Dichtung im Deutschen schon vorliegt. Davon zu schweigen, daß ich viel öfter, als ich erwartet hatte, Leser fand, die auf die deutsche Übersetzung nicht zu warten brauchen. Zweitens sollten wir unbedingt in jeder Sprache eine Literatur, die durchaus für den inneren Konsum geschaffen ist, von der exportfähigen unterscheiden. Ein gutes Buch kommt, selbst in guter Übersetzung, kaum zur Geltung, wenn es in einer Serie von Übertragungen minderwertiger oder unübersetzbarer Werke erscheint. Und drittens bin ich keineswegs ein Freund der philologischen, archaischen Treue der Übersetzung.« Hier spricht Crémieux sehr hübsch von den fiançailles, der Verlobungszeit –, die jedes große Werk mit einer fremden Sprache verleben müsse, ehe es zur dauernden, endgültigen Verbindung kommt. Endlich, und um mit der drastischen Sprache berühmter, klingender Namen zu schließen, stelle ich meinen freundlichen Unterredner wie folgt: »Welches ist der französischste Autor unter den Deutschen?« »Der französischste unter den Deutschen – das muß der geistvollste, geschliffenste sein.« Da nennt er Kerr. Kerr französisch herauszugeben ist eines seiner nächsten Projekte. Am Morgen nach unserer Unterredung hat Crémieux uns, Berlin, verlassen. Er schätzt die Stadt mit freundlichem Optimismus, hängt an ihrer Zukunft und erwartet, sie wiederzusehen, wenn der blendende, steinerne Gürtel um das waldige Herz des Tiergartens seine nächste, die amerikanische Physiognomie tragen wird, die Crémieux schon mit Freuden im Werden sieht.

André Gide und Deutschland
Gespräch mit dem Dichter

Es war einer der ersten Kritiker Frankreichs, der mir, als ich vor wenigen Wochen ihn sprach, auf meine Frage: »Wer unter den großen Franzosen erscheint Ihnen seiner Gestalt, seinem Werk nach uns am verwandtesten?« die Antwort gab: »André Gide.« Ich will nicht leugnen, daß ich sie, wenn nicht erwartet, so erhofft

hatte. Vermeiden wir aber ein naheliegendes Mißverständnis: Wenn Gide, der Mann, der Denker, in gewissen Zügen eine unleugbare Verwandtschaft mit dem deutschen Ingenium hat, so heißt das nicht, er käme, als Künstler, den Deutschen entgegen, mache es seinen deutschen Lesern leicht. Ihnen nicht und nicht seinen Landsleuten.

Das Paris, dem er entstammt, ist nicht das der ungezählten Romanschreiber und des internationalen Komödienmarkts. Anlage und Familie binden ihn mehr als an diese Stadt an den Norden, die Normandie und vor allem den Protestantismus. Man muß ein Werk wie die »Porte étroite« lesen, um zu erkennen, mit welcher Liebe Gide diese Landschaft umfangen hält, und wie sehr die asketische Leidenschaft seiner jungen Heldin diese Landschaft in sich befaßt.

Ein moralistischer, reformatorischer Zug ist seinem Werk von Anfang an eigen gewesen; produktive und kritische Energie sind bei kaum einem Dichter enger aneinandergebunden gewesen als bei ihm. Und ob es vor dreißig Jahren der Protest des jungen Gide gegen den primitiven, unfruchtbaren Nationalismus Barrès' war, ob heute sein letzter Roman, die »Faux-Monnayeurs« eine schöpferische Korrektur der landläufigen Romanform aus dem Geiste der romantischen Reflexionsphilosophie vornimmt – in diesem Einen: vom Gegebenen, ob er es draußen oder in sich selber fand, nur immer abstoßen zu müssen, ist dieser Geist sich durchaus treu geblieben.

Wenn darin das Wesen dieses als Dichter wie als Moralisten gleich bedeutenden Autors liegt, so sind es zwei Große, die ihm den Weg zu sich selber gewiesen haben: Oscar Wilde und Nietzsche. Vielleicht hat der europäische Geist in seiner westlichen Gestalt im Gegensatz zu seinem östlichen Gesicht in Tolstoi und Dostojewski nie deutlicher als in dieser Dreiheit sich dargestellt. Wenn dennoch später, als der Dichter die Rede auf das bringt, was er dem deutschen Schrifttum zu verdanken hat, der Name Nietzsche nicht gefallen ist, so mag es sein, weil von Nietzsche reden für Gide in einem allzu intensiven, allzu verantwortlichen Sinne von sich selber handeln hieße. Denn der würde wenig von Gide erfaßt haben, der nicht wüßte, daß Nietzsches Gedanken ihm mehr waren als der Aufriß zu einer »Weltanschauung«. »Nietzsche«, so hat es Gide gelegentlich in einem Gespräch gesagt, »hat eine könig-

liche Straße dort gebahnt, wo ich nur einen schmalen Pfad hätte anlegen können. Er hat mich nicht ›beeinflußt‹; er hat mir geholfen.«

Es ist Bescheidenheit, wenn von alledem heute kein Wort fällt. Bescheidenheit: diese Tugend hat zwei Gesichter. Es gibt die vorgegebene, die gedrückte, die gespielte des Kleinen und die erwärmende, gelassene, wahre des Großen. Sie strahlt überzeugend aus jeder Bewegung des Mannes. Man fühlt, er ist gewohnt im Hofstaat der Ideen sich zu bewegen. Von dorther, von dem Umgang mit Königinnen, die leise Intonation, das zögernde und doch gewichtige Spiel der Hände, der unauffällige, aufmerksame Blick seiner Augen. Und wenn er mir versichert, gemeinhin ein unbequemer Unterredner im Gespräch zu sein – scheu und wild zugleich – so weiß ich: für ihn bedeutet es Gefahr und Opfer zugleich, aus dem gewohnten, einsamen Daseinskreis, jenem Hofstaat, herauszutreten. Er zitiert mir das Wort Chamforts: »Hat jemand ein Meisterwerk zustande gebracht, so haben die Leute nichts Eiligeres zu tun, als ihm das nächste unmöglich zu machen.« Gide hat die Ehren und Würden des Ruhms so kräftig wie sonst keiner von sich abgeschüttelt. »Zwar heißt es«, sagt er, »bei Goethe, nur die Lumpe sind bescheiden, aber doch gab es«, so fährt er fort, »keinen Genius, der bescheidener gewesen wäre als er. Denn was will es heißen, im höchsten Alter noch die Geduld, die Unterordnung über sich gebracht zu haben, sich mit dem Persischen zu befassen. Ja, lesen selber war für diesen Mann, am Abend eines ungeheuren Werktags, schon Bescheidenheit.«

Es ging in Frankreich eine Zeitlang das Gerücht, Gide wolle die Wahlverwandtschaften übersetzen. Und da noch jüngst das Tagebuch seiner »Kongoreise« von der erneuerten Lektüre des Buches spricht, so werfe ich eine Frage danach ins Gespräch. »Nein«, erwidert Gide, »übersetzen ist mir jetzt ferner gerückt. Freilich, immer noch würde Goethe mich anziehen.« Hier ein leichtes für ihn charakteristisches Zögern. »Und gewiß in den Wahlverwandtschaften ist der ganze Goethe. Wenn ich aber jetzt überhaupt etwas übersetzen würde, dann wären es eher Prometheus, Stellen aus der Pandora oder entlegenere Prosaseiten, wie die Schrift über Winckelmann.«

Hier denke ich an Gides jüngst erschienene Übersetzung aus dem Deutschen, ein Kapitel des »Grünen Heinrich« von Gottfried

Keller. Was mag den Dichter in dieser Richtung gerufen haben? Mir geht ein Wort von Gides verstorbenem Freunde Jacques Rivière durch den Kopf – das Wort von dem »Zaubergarten des Zögerns«, in welchem Gide auf Lebenszeit verweile. Diesen Garten hat auch Keller, der Dichter der gründlichen Hemmungen und leidenschaftlichen Vorbehalte, bewohnt, und so mag die Begegnung der beiden großen Prosaiker sich ergeben haben.
Aber es kommt nicht dazu, daß ich Gide selber darüber vernehmen könnte. Denn, mit einer plötzlichen Wendung der Unterhaltung: »Ich möchte Ihnen noch einige Worte über die Absicht meines Kommens sagen. Es geschah mit dem Vorhaben, eine conférence in Berlin zu halten. Und ihrer Vorbereitung wollte ich, in aller Ruhe und Zurückgezogenheit, die erste Woche meines Aufenthaltes widmen. Aber es kam ganz anders als ich vermutet hatte. Denn die Liebenswürdigkeit der Berliner, ihr zuvorkommendes Interesse für mich, erwiesen sich als so groß, daß die Muße, mit der ich gerechnet hatte, sich nicht einstellen wollte. Begegnungen und Gespräche füllten meine Zeit aus. Andererseits stand mein Entschluß fest, nicht anders als mit einer sehr durchdachten Rede hier zu erscheinen. Je voulais faire quelque chose de très bien. Und ich würde mich freuen, wenn Sie das bekannt gäben und hinzufügten, daß mein Vorsatz nicht aufgegeben, sondern nur seine Ausführung vertagt ist. Ich werde wiederkommen und werde meine conférence mitbringen. Sie wird vielleicht dann ein ganz anderes Thema haben, als es mir für diesmal vor Augen stand. Nur soviel: ich hatte nicht vor und plane auch ferner nicht, hier über französisches Schrifttum zu sprechen, wie es in letzter Zeit des öfteren geschehen ist. Immer wieder habe ich in Berliner Gesprächen erfahren können, wie gut bei Ihnen alle, die es angeht, darüber unterrichtet sind.
Ich gedachte von etwas ganz anderem zu sprechen. Ich wollte darlegen, was für mich als französischen Autor in Ihrer Literatur das Fruchtbarste, Förderlichste gewesen ist. Sie hätten von mir gehört, welche Rolle Goethe, Fichte, Schopenhauer in Frankreich und besonders für mich gespielt haben. Auch hätte ich die Gelegenheit ergriffen, von dem neuen intensiven Interesse, das deutsche Dinge jetzt bei uns finden, mit Ihnen zu reden. Ich darf, wenn ich den heutigen französischen Literaten gegen den der vorigen Generationen halte, das eine sagen: Er ist wißbegieriger geworden; sein

Blickfeld ist im Begriff, sich über die kulturellen und sprachlichen Grenzen der Heimat hinaus zu weiten. Vergleichen Sie mit dieser Haltung das Wort von Barrès: ›Sprachen lernen! Wozu? Um dieselbe Dummheit auf drei oder vier verschiedene Arten zu sagen?‹ Bemerken Sie das Erstaunliche dieser Wendung? Barrès denkt überhaupt nur ans Reden; das Lesen einer fremden Sprache, das Eingehen in eine fremde Literatur zählen für ihn nicht. War es bei Barrès ein vorwiegend nationales Genügen, so war es um die gleiche Zeit bei Mallarmé ein Genügen an der geistigen Innenwelt, das jeden Blick ins Draußen, Reiselust und Sprachenkunde, zu etwas Seltenem machte. Führte nicht vielleicht die Philosophie des deutschen Idealismus ihre französischen Jünger zu dieser Haltung?«

Und Gide erzählt die reizende Anekdote, wie die Hegelsche Lehre durch Villiers de l'Isle-Adam in den Kreis um Mallarmé Eingang gefunden habe. Villiers nämlich kaufte als junger Mann eines Tages an einer Straßenecke eine Düte heißer Kartoffeln; die Düte aber war ein Bogen aus einer Übersetzung von Hegels Ästhetik. So und nicht auf dem offiziellen Weg über die Sorbonne und Victor Cousin soll der deutsche Idealismus zu den Symbolisten gekommen sein.

»Ne jamais profiter de l'élan acquis« – nie vom einmal erreichten Elan Gebrauch machen: das bekennt im »Journal des Faux-Monnayeurs« Gide als einen der Grundsätze seiner literarischen Technik. Aber es ist weit mehr als eine Regel seines Schreibens, es ist der Ausdruck einer Geisteshaltung, die jeder Frage begegnet, als sei sie die erste, die einzige einer Welt, die nur eben erst aus dem Nichts hervorgegangen ist. Und wenn der Dichter als repräsentativste Erscheinung des geistigen Frankreichs eines hoffentlich nahen Tages an deutsche Hörer sich wenden wird, wird er im Sinne solch neuen Beginnens, in einem Geist einsetzen, der nichts den Stimmungen und Konjunkturen der öffentlichen Meinung hüben und drüben dankt. Niemandem mehr als dem, der vor vielen Jahren geschrieben hat: »Wir erkennen nur das Werk als wertvoll an, das im tiefsten eine Offenbarung des Bodens und der Rasse ist, aus der es hervorging«, ist Völkergemeinschaft ein Ding, das nur in höchster, präzisester Ausprägung, freilich auch nur in strengster geistiger Läuterung der nationalen Charaktere sich bildet. Halbdunkel oder Verschwommenheit, wo immer es sei, sind

ihm fremd: nicht umsonst hat sich Gide immer wieder als Fanatiker der Zeichnung, des scharfen Konturs bekannt.
In diesem Sinne werden wir ihn, den großen Franzosen, der seiner Physiognomie durch Arbeit, Leidenschaft und Mut die europäische Prägung zu geben vermocht hat, gespannt und freudig in Deutschland zurückerwarten.

Gespräch mit André Gide

Es ist schön, André Gide in seinem Hotelzimmer zu sprechen. Ich weiß, daß er ein Landhaus in Cuverville und eine Wohnung in Paris hat, und gewiß wäre der Eindruck unvergeßlich, ihm unter seinen Büchern an den Stätten zu begegnen, wo er Großes geplant und durchgeführt hat. Aber es wäre nicht dies: diesen großen Reisenden inmitten seiner gebündelten Habe, omnia sua secum portans, in wehrhafter Bereitschaft im hellen Vormittagslicht seines geräumigen Zimmers am Potsdamer Platz anzutreffen. Zugestanden: das Interview, eine Form, die Diplomaten, Finanziers, Filmleute sich geschaffen haben, ist auf den ersten Blick nicht die, in der ein Dichter, der differenzierteste unter den lebenden, sich zu erkennen gibt. Sieht man genauer zu, so steht es doch anders. Rede und Antwort artikulieren wie Schlaglicht das Gidesche Denken. Ich vergleiche es einem Fort: so unübersehbar im Aufbau, voller eingezogener Umwallungen und ausfallender Bastionen, vor allem so formstreng und so vollendet im Aufbau seiner dialektischen Zweckmäßigkeit.
So viel weiß auch der letzte Amateur, daß es gefährlich und mit Weiterungen verbunden ist, Aufnahmen in der Nähe von Forts zu machen. Papier und Bleistift mußten beiseite bleiben, und wenn die folgenden Worte authentisch sind, so danken sie es der Schärfe der leisen, begeisteten Stimme, von der sie kamen.
Kaum eine der Fragen, die mehr aus Routine denn aus Anteil in einem Interview gewöhnlich auftauchen, hatte ich Gide zu stellen. Denn wie er da vor mir auf einer Stufe seines Erkers saß, den Rücken gegen den Sitz eines Sessels gelehnt, einen braunen Foulard um den Hals und die Hände über den Teppich ausgreifend oder gesammelt ums Knie geschlungen, ist er sich selber Frager und Sprecher genug. Ab und zu fällt sein Blick aus der deutlichen

Hornbrille auf mich, wenn eine der seltenen Fragen sein Interesse erregt hat. Sein Gesicht zu betrachten ist faszinierend, sei es auch nur, um dem wechselnden Spiel von Malice und Güte zu folgen, von denen man zu sagen versucht ist, daß beide die gleichen Falten bewohnen, geschwisterlich in seine Miene sich teilen. Und es sind nicht die schlechtesten Augenblicke, wenn die reine Freude an einer malitiösen Anekdote seine Züge erleuchtet.
Es gibt heute keinen europäischen Dichter, der den Ruhm, als er endlich, gegen Ende der Vierziger, kam, ungastlicher bei sich empfangen hätte. Keinen Franzosen, der gegen die Académie Française sich fester verschanzt hätte. Gide und D'Annunzio – man braucht die Namen nur nebeneinander zu stellen, um zu erkennen, was einer für und gegen den Ruhm vermag. »Wie setzen Sie sich mit dem Ihren auseinander?« Und nun erzählt Gide, wie wenig er ihn gesucht, wem er es dankte, daß er ihn dennoch eines Tages fand, und wie er sich dagegen zur Wehr setzt.
Bis 1914 war er der festen Überzeugung, er werde erst nach seinem Tode gelesen werden. Das war nicht Resignation, das war Vertrauen in den Bestand und die Kraft seines Werkes. »Mir sind, seit ich zu schreiben begann, Keats, Baudelaire, Rimbaud darin ein Vorbild gewesen, daß ich, wie sie, nur meinem Werk, nichts anderm, meinen Namen danken wollte.« Wenn ein Dichter einmal diesen Posten bezogen hat, dann ist es nichts Seltenes, daß ein Feind eingreift, Bileams Esel. Das war für Gide Henri Béraud, der Romancier. Er hat dem französischen Zeitungsleser so lange versichert, daß es nichts Dümmeres, Langweiligeres und Verderbteres als die Bücher von André Gide gäbe, bis die Leute schließlich aufmerksam wurden und fragten: Wer ist denn eigentlich dieser André Gide, den die anständigen Leute um keinen Preis lesen dürfen? Als einmal viele Jahre später Béraud in einem seiner Ausbrüche schrieb, zu allem andern sei dieser Gide auch noch undankbar gegen seine Wohltäter, da schickte der Dichter, um diesen herben Vorwurf zu entkräften, Béraud die schönste Schachtel Pihan-Schokolade. Dabei ein Kärtchen mit den Worten: »Non, non, je ne suis pas un ingrat.«
Was den Gegnern des frühen Gide am meisten wider den Strich ging, war die Erkenntnis, daß man im Ausland Gide beachtenswerter fand als sie selber. Das gibt, so dachten sie, einen ganz falschen Eindruck. Und in der Tat, vom Durchschnitt der Pariser

Romanfabrikation hätten ihre eigenen Bücher einen richtigeren gegeben. Gide ist früh bei uns übertragen worden und bleibt seinen ersten Übersetzern, Rilke bis zu seinem Tode, Kassner und Blei noch heute, in Freundschaft verbunden. So stehen wir bei der aktuellen Frage der Übersetzung. Gide selbst ist als Übersetzer für Conrad eingetreten, hat als Übersetzer mit Shakespeare sich auseinandergesetzt. Von seiner meisterhaften Übertragung von Antonius und Cleopatra wußten wir. Nun ist vor kurzem Pitoëff, der Direktor des Théatre de l'Art, mit der Bitte an ihn herangetreten, den Hamlet zu übersetzen. »Monate hat mich der erste Akt gekostet. Als er fertig war, schrieb ich an Pitoëff: Ich kann nicht mehr, es nimmt mich zu sehr hin.« »Aber Sie werden den Akt publizieren?« »Vielleicht, ich weiß es nicht. Augenblicklich ist er verloren. Irgendwo unter meinen Papieren in Paris oder Cuverville. Ich bin so viel auf Reisen, ich kann nichts ordnen.« Nicht ohne Absicht lenkt er nun das Gespräch auf Proust. Er weiß um das deutsche Übersetzungsunternehmen, kennt auch die dunklen Blätter in dessen Geschichte. Desto freundlicher seine Hoffnung auf deren günstigen Ausgang. Und weil es eine Erfahrung ist, daß bei allen, die sich näher mit Proust befaßten, diese Beziehung einen phasenhaften Verlauf nahm, so wage ich die Frage nach der seinen. Sie macht von diesem Gesetz keine Ausnahme. Der junge Gide ist Zeuge der unvergessenen Zeit gewesen, da Proust, der blendende Causeur, in den Salons aufzutreten begann. »Ich habe ihn, wenn wir uns in Gesellschaft begegneten, für den rabiatesten Snob gehalten. Ich glaube, er wird mich nicht anders eingeschätzt haben. Keiner von beiden ahnte damals die nahe Freundschaft, die uns verbinden sollte.« Und als dann eines Tages der meterhohe Stoß von Heften auf dem Verlagsbureau der NRF eintraf, war zunächst alles fassungslos. Nicht gleich wagte sich Gide in diese Welt zu versenken. Als er es aber begonnen, da erlag er ihrer Faszination. Seitdem ist Proust ihm einer der größten unter allen Bahnbrechern dieser jüngsten Eroberung des Geistes: der Psychologie.

Auch dies Wort wieder eine Tür zu einer der unabsehbaren Galerien, in deren Fluchten sich der Blick, wenn man mit Gide spricht, beinah zu verlieren droht. Psychologie die Ursache vom Untergang des Theaters. Das psychologische Drama sein Tod. Psychologie der Bereich des Differenzierten, Isolierenden, Dekonzertie-

renden. Das Theater der Bereich der Einhelligkeit, der Verbundenheit, der Erfüllung. Liebe, Feindschaft, Treue, Eifersucht, Mut und Haß – dem Theater sind das alles Konstellationen, absehbare, vorgegebene Aufrisse, das Gegenteil von dem, was sie der Psychologie sind, deren Einsicht in der Liebe Haß, im Mut Feigheit entdeckt. »Le théatre c'est un terrain banal.«
Wir kommen auf Proust zurück. Gide entwirft die nun schon klassisch werdende Schilderung von diesem Krankenzimmer, diesem Kranken, der da im ständig verdunkelten Gemach, das, um Geräusche abzuhalten, ringsum mit Kork ausgelegt, – selbst seine Fensterläden waren mit Polstern gefüttert – nur selten Besucher sah, auf seinem Bette, ohne Unterlage, von Haufen vollgekritzelten Papiers umtürmt, schrieb, schrieb, noch seine Korrekturen, statt sie zu lesen, mit Zusätzen überdeckte »bien plus que Balzac« (noch mehr als Balzac). Bei aller Bewunderung aber spricht Gide es aus: »Ich habe mit seinen Menschen keinen Kontakt. Vanité – das ist der Stoff, aus dem sie gemacht sind. Ich glaube, in Proust hat vieles gelegen, was er nicht zum Ausdruck gebracht hat, Knospen, die sich nie haben erschließen können. In seinem späteren Werk hat eine gewisse Ironie die Oberhand über das Moralische und Religiöse gewonnen, das in den frühen Schriften vernehmbar ist.« Auch scheint es, als erkenne der Dichter eine von Ironie bisweilen verhüllte Zweideutigkeit des Proustschen Wesens in einem Grundzug seiner Technik, seiner Komposition. »Man spricht von Proust dem großen Psychologen. Gewiß, er war es. Wenn man aber so oft darauf hinweist, wie kunstvoll er es verstünde, den Wandel seiner Hauptfiguren in der Folge ihres Lebens darzustellen, so übersieht man vielleicht das Eine: Jede seiner Figuren, bis zur kleinsten herab, ist nach einem Modell gearbeitet. Dieses Modell aber blieb nicht immer dasselbe. Für Charlus zum Beispiel waren es sicher zumindest zwei; dem Charlus der letzten Epoche hat ein ganz anderer zum Vorbild gedient als dem stolzen der ersten.« Gide spricht von Surimpression, von einem »fondu«. Wie im Film verwandelt sich eine Person allmählich in eine andere.
»Ich kam«, sagt Gide am Ende einer Pause, »um eine conférence zu halten. Doch das Berliner Leben hat mir nicht Ruhe zu dem gelassen, was ich eigentlich vorhatte. Ich komme wieder. Dann werde ich meine conférence mitbringen. Aber heute schon möchte

ich Ihnen über mein Verhältnis zur deutschen Sprache einiges sagen. Nach langer, intensiver und ausschließlicher Beschäftigung mit dem Deutschen – sie fiel in die Jahre meiner Freundschaft mit Pierre Louys, und wir lasen zusammen den zweiten Faust – habe ich zehn Jahre lang die deutschen Dinge links liegen gelassen. Das Englische nahm all meine Aufmerksamkeit gefangen. Im vorigen Jahr nun, im Kongo, schlug ich endlich wieder ein deutsches Buch auf, es waren die Wahlverwandtschaften. Da machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Mit dem Lesen ging es nach dieser zehnjährigen Pause nicht schlechter, sondern besser. Es ist« – hier insistiert Gide – »nicht die Verwandtschaft zwischen Deutsch und Englisch, was mir die Sache leichter werden ließ. Nein, eben dies, daß ich von meiner eigenen Muttersprache abgestoßen hatte, das gab mir den Elan, mich einer fremden zu bemächtigen. Beim Sprachenlernen ist nicht das Wichtigste, welche man erlernt; die eigene zu verlassen, das ist ausschlaggebend. Auch versteht man sie im Grunde erst dann.« Gide zitiert einen Satz aus der Reiseschilderung des Seefahrers Bougainville: »Als wir die Insel verließen, gaben wir ihr den Namen Ile du Salut.« Und daran schließt er nun den wunderbaren Satz: »Ce n'est qu'en quittant une chose que nous la nommons.« (Erst dem, wovon wir scheiden, geben wir einen Namen.)

»Wenn ich«, so fährt er fort, »die Generation, die mir folgte, in Einem beeinflußt habe, so darin, daß nun die Franzosen beginnen, für fremde Länder und fremde Sprachen ein Interesse zu zeigen, wo früher Gleichgültigkeit, Indolenz herrschte. Lesen Sie den »Voyage de Sparte« von Barrès, und Sie werden wissen, wie ich es meine. Was Barrès in Griechenland sieht, ist Frankreich, und wo er Frankreich nicht sieht, da will er nichts gesehen haben. So sind wir denn unversehens bei einem der Gideschen Lieblingsthemen: Barrès. Seine Kritik der »Déracinés« von Barrès, die nun schon dreißig Jahre zurückliegt, war mehr als eine scharfe Ablehnung dieses Epos der Bodenständigkeit. Sie war das meisterhafte Bekenntnis des Mannes, der saturierten Nationalismus nicht gelten läßt und das französische Volkstum nur da erkennt, wo es den Spannungsraum der europäischen Geschichte und der europäischen Völkerfamilien in sich beschließt.

»Die Entwurzelten« – Gide hat nur liebenswürdigen Spott für eine dichterische Metapher, die so ganz an der wahren Natur

vorbeigeht. »Ich habe immer gesagt, es ist schade, daß Barrès die Botanik gegen sich hat. Als ob der Baum sich beschränke, nicht vielmehr mit allen Ästen triebhaft ins Weite, in den Luftraum hinaus greift. Es ist ein Unglück, wenn Dichter nicht den leisesten Begriff von Naturwissenschaft haben.« Vor mir sitzt der Mann, der einmal geschrieben hat: »Ich will es nur noch mit der Natur zu tun haben. Ein Gemüsewagen befördert mehr Wahrheit als die schönsten Perioden des Cicero.« Auch jetzt hält dieser Bilderkreis den Dichter fest. »Ich sprach vorhin von Proust, wieviele seiner Knospen unentwickelt blieben. Bei mir war es anders. Ich will, daß alles, was ich mitbekommen habe, an den Tag kommt, seine Form finde. Das hat vielleicht einen Nachteil gehabt. Mein Werk hat etwas vom Gebüsch, aus dem nicht leicht meine entscheidenden Züge sich herauslösen. Hierin gedulde ich mich. ›Je n'écris que pour être relu.‹ (Ich schreibe nur, um wiedergelesen zu werden.) Ich zähle auf die Zeit nach meinem Tode. Erst der Tod wird die Figur aus dem Werk heraustreiben. Dann wird dessen Einheit unverkennbar werden. Allerdings: Leicht habe ich sie mir nicht werden lassen. Ich weiß, es gibt Dichter, die von Anfang an nur immer enger sich zu beschränken trachten. Ein Mann wie Jules Renard ist nicht durch Entfaltung, sondern durch rücksichtsloseste Beschneidung seiner Triebe zu dem gekommen, was er darstellt. Und das ist nicht wenig. Kennen Sie seine Tagebücher? Eines der interessantesten Dokumente... Aber so etwas kann bisweilen skurrile Züge annehmen. Mir geht es ganz anders. Ich weiß, wie quälend meine erste Begegnung mit Stendhals Büchern ausfiel, wie feindlich mich diese Welt zuerst ansprach. Gerade deshalb fühlte ich mich von ihr passioniert. Später habe ich viel von Stendhal gelernt.« Gide ist ein großer Lernender gewesen. Vielleicht hat, wenn man näher zusieht, gerade das vor fremdem Einfluß ihn weit entschiedener bewahrt, als störrische Verschlossenheit es vermocht hätte. »Beeinflußt« ist am meisten der Träge, während der Lernende früher oder später dazu gelangt, Dessen sich zu bemächtigen, was am fremden Schaffen ihm das Dienliche ist, um es als Technik seinem Werke einzugliedern. In diesem Sinne gibt es wenige Autoren, die mehr und hingegebener lernten als Gide. »Ich ging in jeder Richtung, die ich einmal einschlug, bis zum Äußersten, um sodann mit derselben Entschiedenheit der entgegengesetzten mich zuwenden zu können.« Dies grundsätz-

liche Verneinen jeder goldenen Mitte, dieses Bekenntnis zu den Extremen, was ist es anderes als die Dialektik, nicht als Methode eines Intellekts, sondern als Lebensatem und Passion dieses Mannes. Gide will mir, wie es scheint, nicht widersprechen, wenn ich den Grund für alles Unverständnis und für manche Feindschaft, die ihm begegneten, hier vermute. »Es gilt«, erklärt er weiter, »vielen für ausgemacht, ich könne immer nur mich selber zeichnen, und wenn dann meine Bücher die verschiedenartigsten Figuren ins Spiel setzen, dann schließt ihr Scharfsinn: Wie charakterlos, schwankend und unzuverlässig muß der Verfasser sein.«
»Integrieren«, das ist Gides denkerische und darstellerische Leidenschaft. Das wachsende Interesse an ›Natur‹ – als Lebensrichtung der Reife bei vielen Großen bekannt – will bei ihm heißen: Die Welt ist auch in den Extremen noch ganz, noch gesund, noch Natur. Und was ihn diesen Extremen zutreibt, das ist nicht Neugier oder apologetischer Eifer sondern höchste dialektische Einsicht.
Man hat von diesem Manne sagen können, er sei der »poète des cas exceptionels«, der Dichter der Ausnahmefälle. Gide: »Bien entendu, so ist es. Aber warum? Wir stoßen Tag für Tag auf Verhaltungsweisen, auf Charaktere, die durch ihr bloßes Dasein unsere alten Normen außer Kurs setzen. Ein großer Teil unserer alltäglichsten wie unserer außerordentlichsten Entscheidungen entzieht sich der überkommenen sittlichen Wertung. Und weil dem so ist, tut es not, solche Fälle zunächst einmal aufzunehmen, genau, ohne Feigheit und ohne Zynismus.« Was immer Gide zum Studium dieser Dinge in Romanen wie den »Faux-Monnayeurs«, in Essays, in seiner bedeutenden Autobiographie »Si le grain ne meurt« geschrieben hat, seine Gegner würden es ihm vergeben, wäre darin nur der kleine Schuß von Zynismus, der die Snobs und die Spießer mit allem aussöhnt. Was ihnen auf die Nerven geht, ist nicht die »Unmoral«, sondern der Ernst. Der aber ist Gide unveräußerlich bei aller Malice seiner Konversation und aller souveränen Ironie, wie sie im »Prométhée mal enchaîné«, in den »Nourritures terrestres«, in den »Caves du Vatican« zum Durchbruch kommt. Er ist, wie Willy Haas es dieser Tage aussprach, der für den Augenblick letzte Franzose vom Schlage Pascals. In der Linie der französischen Moralisten, die mit La Bruyère, La Rochefoucauld, Vauvenargues sich fortsetzt, ist ihm keiner ver-

wandter als eben Pascal. Ein Mann, den sie im 17. Jahrhundert, wenn es die oberflächliche klinische Terminologie unserer Zeit schon gekannt hätte, ganz gewiß einen »cas particulier«, einen Kranken, genannt haben würden. Gerade damit steht Gide wie Pascal in der Reihe der großen Erzieher Frankreichs. Für den eigenbrötelnden, eingezogenen, verkauzten Deutschen wird immer das Vorbild, die erzieherische Figur schlechthin, *der* sein, der in Gestalt oder Lehre den deutschen Typus, wie heute Hofmannsthal und Borchardt es versuchen, herausstellt. Den Franzosen aber, die, im Volkscharakter reich und vielfältig nach Stämmen geschieden, in ihren nationalen und literarischen Tugenden stärker, prekärer als sonst ein Volk standardisiert sind, ist der große Ausnahmefall, der moralisch durchleuchtete, höchste erzieherische Instanz. Der ist Gide. Dies Antlitz, in dem bisweilen der große Dichter mehr sich verbirgt als verrät, kehrt unablenkbar seine drohend gesammelte Front der moralischen Indifferenz und dem laxen Genügen entgegen.

Mondnächte in der Rue La Boétie

Es ist im allerersten Augenblick, als betrete man ein Aquarium. An der Wand des großen verdunkelten Saales zieht es, von schmalen Gelenken durchbrochen, wie ein Band hinter Glas erleuchteten Wassers entlang. Das Farbenspiel der Tiefseefauna kann nicht brennender sein. Aber was sich hier zeigt, sind oberirdische, atmosphärische Wunder. An monderhellten Wassern spiegeln sich Serails, Nächte in verlassenen Parks tun sich auf. Man erkennt im Mondlicht das Schloß von Saint-Leu, in welchem man vor hundert Jahren den letzten Condé erhängt an einem Fenster aufgefunden hat. Irgendwo brennt hinter Gardinen noch Licht. Dazwischen fällt ein paarmal breit die Sonne ein: im lautren Strahle eines Sommermorgens sieht man in die Stanzen des Vatikan, wie sie den Nazarenern erschienen sein werden; unweit baut sich das ganze Baden-Baden auf, und wenn die Sonne nicht so blendend schiene, könnte man unter seinen Puppen vielleicht im Maßstab 1 : 10 000 Dostojewski auf der Kasino-Terrasse erkennen. Aber auch Kerzenlicht kommt zu Ehren. Wachslichter

umstellen im dämmernden Dom als chapelle ardente den ermordeten Herzog von Berry; und Ampeln in den Seidenhimmeln einer Liebesinsel beschämen beinahe die rundliche Luna.
Es ist ein Experiment ohnegleichen auf die »mondbeglänzte Zaubernacht« der Romantik. Siegreich geht ihre edle Substanz aus jeder sinnreichen Prüfung hervor, der man ihren spezifischen Gehalt an Poesie hier unterwarf. Man denkt fast mit Erschrecken an die Gewalt, die sie in roherem, massiverem Zustand in den Zauberbildern der Jahrmärkte, in den Dioramen gehabt haben muß. Oder war diese Aquarellmalerei (auf einem Papier, das, beschabt und berieben, an manchen Stellen ausgeschnitten und unterlegt, endlich mit Wachs überzogen wurde, um die gewünschte Lichtdurchlässigkeit zu erhalten) nie volkstümlich, eine zu teure Technik? Man weiß davon nichts. Denn diese vierzig Transparente stehen völlig vereinzelt da. Man kennt nichts Ähnliches und hat, bis sie vor kurzem in einer Erbmasse sich fanden, selbst von den gegenwärtigen nichts gewußt. Es handelt sich um die Sammlung, die ein reicher Liebhaber – der Urgroßvater ihres jetzigen Besitzers – zusammenbrachte. Jedes Stück wurde eigens für ihn gefertigt. Näher oder ferner sollen große Künstler, wie Géricault, David, Boilly damit befaßt worden sein. Andere Sachverständige sind der Meinung, daß Daguerre, bevor er sein berühmtes Diorama schuf (das 1839, nach siebzehnjährigem Bestehen verbrannt ist), an diesen Tafeln mitgearbeitet hat.
Ob hier die größten Künstler beteiligt sind oder nicht, ist nur für jenen Amerikaner belangreich, der früher oder später die anderthalb Millionen Franken, um die die Kollektion zu haben ist, bezahlt. Denn diese Technik hat mit »Kunst« im strengen Sinne nichts zu tun – sie gehört zu den Künsten. Sie hat irgendwo ihre Stelle in jener vielleicht nur provisorisch ungeordneten Reihe, die von den Praktiken der Vision bis zu denen des elektrischen Fernsehens reicht. Im 19. Jahrhundert, als die Kinder das letzte Publikum der Magie waren, zogen sich diese Künste ins Spielerische zusammen. Ihre Intensität ist damit nicht geringer geworden. Wer sich die Zeit nimmt, vor dem Transparent des alten Bades Contrexéville zu verweilen, dem ist, als sei er oft und oft vor hundert Jahren diesen sonnigen Weg zwischen Pappeln entlanggekommen, habe die steinerne Mauer dabei gestreift – bescheidene magische Effekte zum Hausgebrauch, wie man sie sonst nur in

seltenen Fällen, an chinesischen Specksteingruppen oder russischer Lackmalerei, erfährt.

Altes Spielzeug
Zur Spielzeugausstellung des Märkischen Museums

Das Märkische Museum in Berlin veranstaltet seit einigen Wochen eine Spielzeugausstellung. Sie nimmt nur einen mittelgroßen Saal ein; man ersieht daraus, daß es nicht auf die Pracht- und Monstre-Erzeugnisse – die lebensgroßen Puppen für Fürstenkinder, umfängliche Eisenbahnen, riesige Schaukelpferde – abgesehen ist. Gezeigt werden sollte, erstens was das Berlin des 18. und 19. Jahrhunderts an Spielwaren eigener Prägung erzeugt hat, zweitens aber wie um diese Zeit ein gut versehener Spielzeugschrank in der Berliner Bürgerwohnung mag ausgesehen haben. Man hat daher besonderen Wert auf Stücke gelegt, die nachweislich bis heute sich im Besitz alteingesessener Familien erhalten haben. Bestände aus Sammlerhand stehen in zweiter Reihe.
Um aber zunächst das Besondere dieser Ausstellung mit einem Wort auszusprechen: sie trägt nicht nur Spielzeug im engeren Sinne, sondern sehr viel aus dem Grenzland dieses Gebietes zusammen. Wer weiß, wo sonst noch so schöne Gesellschaftsspiele, Baukasten, Weihnachtspyramiden, Guckkästen sich drängen, ganz zu schweigen von Büchern, Bilderbogen und Tafeln für den Anschauungsunterricht. All dies oft entlegene Detail stellt ein lebendigeres Gesamtbild, als eine systematischer gefügte Ausstellung es zu geben vermöchte. Und dieselbe glückliche Hand wie im Saal ist im Katalog zu spüren: kein totes Verzeichnis von Ausstellungsgegenständen, sondern ein zusammenhängender Text voll präziser Nachweise zu den einzelnen Stücken, aber auch mit genauen Angaben über Alter, Herstellung und Verbreitung ganzer Gruppen von Spielwaren.
Unter ihnen wird wohl der Zinnsoldat, seit Hampe vom Germanischen Museum eine Monographie über ihn herausgab, für die genauest durchforschte gelten müssen. Vor reizvollen Hintergründen – Prospekte aus Berliner Puppentheatern – sieht man sie, aber auch andere bürgerliche oder bukolische Zinnfigürchen zu genrehaften Szenen angeordnet. In Berlin kommt ihre Fabrikation erst spät auf; im achtzehnten Jahrhundert war es Sache der

Eisenwarenhändler, die süddeutschen Fabrikate bei sich zu verlegen. Hieraus allein ließe sich entnehmen, daß der eigentliche Spielwarenhändler erst nach und nach am Ende einer Periode strengster kaufmännischer Spezialisierung auftritt.
Seine Vorläufer sind einerseits die Drechsler-, Eisen-, Papier- und Galanteriewarenverkäufer, anderseits die Hausierer in Städten und auf den Jahrmärkten. Ja, eine ganz besondere Art von Spielfiguren steht in einer Nische mit der Aufschrift »Konditorwaren«. Da gibt es die aus »Hoffmanns Erzählungen« heut noch bekannte Puppe von Tragant neben parodistischen Denkmalsmotiven aus Zucker und altmodischen Lebküchlerformen. Aus dem protestantischen Deutschland ist dergleichen verschwunden. Dagegen kann der aufmerksame Reisende in Frankreich, ja in den stilleren Arrondissements von Paris zwei Hauptfiguren dieser alten Zuckerbäckerei ausfindig machen: Wiegenkinder, die den älteren bei der Ankunft von jüngeren Geschwistern geschenkt wurden, und Firmelkinder, die auf blau oder rosa gefärbtem Zuckerkissen, in den Händen Kerze und Buch, ihre Devotion, bisweilen vor einem Betstuhl aus gleicher Masse, verrichten. Die verspielteste Variante dieser Gebilde aber scheint heute verloren zu sein: das waren flache Zuckerpuppen, auch Herzen oder dergleichen, die sich leicht der Länge nach teilen ließen und in der Mitte, wo die beiden Hälften zusammengebacken waren, auf einem Zettelchen mit buntem Bild einen Spruch enthielten. Ein unzerschnittener Bogen mit solcher Konditordichtung ist aufgestellt. Da heißt es:

»Meinen ganzen Wochenlohn
Hab mit dir vertanzt ich schon«

oder

»Hier du kleine Lose,
Nimm die Aprikose.«

Solche lapidaren Zweizeiler hießen »Devisen«, weil die Figur in ihre Hälfte geteilt sein wollte, um sie zum Vorschein zu bringen. So lautet denn ein Berliner Inserat aus dem Biedermeier: »Bei dem Conditor Zimmermann in der Königsstraße sind feine Zuckerbilder von allen Sorten, wie auch von andern Sorten Confecturen, nebst Devisen um civilen Preiß zu bekommen.«
Man trifft aber noch auf ganz andere Texte. Natkes großer Bade-Bassin-Theater-Salon, Palisadenstr. 76 affichiert: »Unterhaltung

durch Laune und anständigen Witz sind von allbekannter Güte.« Julius Lindes mechanisches Marionettentheater lädt zu seinen neuesten Produktionen folgendermaßen ein: »Der geschundene Raubritter oder Liebe und Menschenfraß oder Gebratenes Menschenherz und Menschenhaut... Zum Schluß großes Metamorphosenkunstballett worin mehrere ganz nach dem Leben tanzende Figuren und Verwandlungen durch ihre niedlichen, kunstgerechten Bewegungen das Auge des Zuschauers angenehm überraschen werden. Zum Schluß wird der Wunderhund Pussel sich sehr auszeichnen.« Tiefer noch als Puppentheater führen ins Geheimnis der Spielwelt die Guckkästen und dann die Dioramen, Myrioramen, Panoramen ein, zu denen die Bilder meistens in Augsburg verfertigt wurden. »Das hat man gar nicht mehr«, hört man oft den Erwachsenen sagen, wenn er alter Spielsachen ansichtig wird. Meist scheint es nur ihm so, er ist gleichgültig gegen diese Dinge geworden, dem Kind dagegen fallen sie auf Schritt und Tritt ins Auge. Hier aber angesichts der panoramatischen Spiele ist er ganz ausnahmsweise im Recht. Sie sind Hervorbringungen des 19. Jahrhunderts, vergingen mit ihm und bleiben an seine seltsamsten Züge gebunden.
Altes Spielzeug wird heute unter vielen Gesichtspunkten wichtig. Folklore, Psychoanalyse, Kunstgeschichte, Neuformung haben an ihm einen dankbaren Gegenstand. Aber nicht dies allein wird Ursache sein, daß der kleine Ausstellungsraum nie leer wird und neben Schulklassen viele Hunderte von Erwachsenen ihn in den letzten Wochen durchstreiften. Auch die erstaunlichen primitiven Stücke tun es nicht, die freilich dem Snob allein schon genügen müßten, diese Veranstaltung zu protegieren.
Das waren nicht nur Hampelmänner, Wollschäfchen, denen man ihre Herkunft aus ärmlichen von industrieller Normierung lange unabhängigen Heimindustrien ansieht, nicht nur die Neuruppiner Bilderbogen mit den berühmten grellfarbigen Szenen, sondern daneben, um nur eins zu nennen, Anschauungsbilder, die vor kurzem auf dem Dachboden einer märkischen Schule gefunden wurden. Sie stammen von einem gewissen Wilke, einem taubstummen Lehrer, und sind für taubstumme Kinder gemacht. Ihre Drastik ist so beklemmend, daß der Normale vor Schrecken über diese atmosphärenlose Welt beim Betrachten beinahe Gefahr liefe, auf ein paar Stunden Stimme und Gehörsinn einzubüßen. Da ist bemaltes Schnitzwerk, das Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Schä-

fer in der Altmark gemacht hat. Die Typen sind bald dem profanen, bald dem biblischen Leben entnommen und sind in allen Fällen Mitteldinge zwischen Miniaturmodellen von Personen des Strindbergschen Totentanzes und leblosen Stoffwesen, die auf den Jahrmärkten, im Hintergrunde der Wutbuden thronend, hölzernen Bällen zum Ziele dienen.

Dies alles, wie gesagt, ist Anreiz für die Erwachsenen, doch nicht der einzige. Nicht der entscheidende. Man kennt das Bild der unterm Weihnachtsbaum versammelten Familie, der Vater ganz ins Spiel mit einer Eisenbahn vertieft, die er dem Sohne eben geschenkt hat, während das Kind weinend daneben steht. Wenn solcher Drang zum Spielen den Erwachsenen überkommt, ist das kein ungebrochener Rückfall ins Kindliche. Freilich bleibt Spielen immer Befreiung. Kinder schaffen, von einer Riesenwelt umgeben, spielend sich ihre angemessene kleine, der Mann aber, den das Wirkliche ausgangslos, drohend umstellt, nimmt ihr durch ihr verkleinertes Abbild den Schrecken. Die Bagatellisierung eines unerträglichen Daseins hat an dem wachsenden Interesse, dem Kinderspiel, Kinderbücher mit dem Ausgang des Krieges begegneten, einen starken Anteil gehabt.

Nicht alle neuen Antriebe, die damals der Spielzeugindustrie zukamen, sind ihr von Nutzen gewesen. Die zimperliche Silhouette von lackierten Holzfiguren, die in einer der Vitrinen unter soviel alten Erzeugnissen die Moderne repräsentieren, stechen nicht zu ihrem Vorteil ab, stellen mehr dar, was Erwachsene sich gern unter Spielzeug vorstellen, als was das Kind vom Spielzeug verlangt. Es sind Kuriosa. Hier sind sie zu Vergleichszwecken nützlich, in der Kinderstube taugen sie nichts.

Fesselnder sind die älteren Kuriositäten, unter ihnen eine Wachspuppe aus dem 18. Jahrhundert, die ganz und gar wie eine heutige Charakterpuppe wirkt. Aber die Vermutung dürfte zu Recht bestehen, die mir gesprächsweise der Museumsdirektor Stengel, zugleich der Organisator dieser Sonderschau, mitteilte: daß man nämlich das Wachsporträt eines Babys in ihr zu sehen habe. Es hat sehr lange gedauert, bis man inne geworden ist, geschweige denn die Puppe es darstellte, daß es in Kindern nicht um Männer oder Frauen in verkleinertem Maßstab sich handelt. Bekanntlich hat selbst die Kinderkleidung sich erst sehr spät von der Erwachsener emanzipiert. Das hat das 19. Jahrhundert gebracht. Es

könnte manchmal scheinen, als ginge das unsrige noch einen Schritt weiter und wolle Kinder, weitentfernt, als kleine Männer oder Frauen sie anzusprechen, selbst als kleine Menschen nur mit Vorbehalt gelten lassen. Man stieß auf die grausame, die groteske, die grimmige Seite im Kinderleben. Während lammfromme Pädagogen immer noch Rousseauschen Träumen nachhängen, haben Schriftsteller wie Ringelnatz, Maler wie Klee das Despotische und Entmenschte an Kindern begriffen. Erdenfern und unverfroren sind Kinder. Nach all den Empfindsamkeiten eines wiedererstehenden Biedermeier ist Mynona mit seinem Vorschlag aus dem Jahre 1916 mehr als je im Recht: »Sollen aus Kindern einmal ganze Kerle werden, so darf man ihnen nichts Menschliches verbergen. Ihre Unschuld sorgt schon unwillkürlich für alle nötigen Schranken: und später, wenn diese Schranken sich allmählich erweitern, trifft das Neue auf vorbereitete Gemüter. Daß die Kleinchen über Alles lachen, auch über die Kehrseiten des Lebens, das ist geradezu die herrliche Ausdehnung der strahlenden Heiterkeit auch über alles sonst so schnöde von ihr Verlassene und nur dadurch so Triste ... Wundervoll gelingende kleine Bombenattentate mit entzweigehenden, leicht heilbaren Prinzen. Warenhäuser mit automatisch funktionierenden Brandstiftungen, Einbrüchen, Diebstählen. Auf vielerlei Weise ermordbare Opfer und die zu ihnen gehörigen Mörderpuppen mit allen einschlägigen Instrumenten ... Guillotine und Galgen möchten wenigstens meine Kleinen nicht mehr missen.«
Dergleichen darf man hier freilich nicht suchen. Aber es ist eines nicht zu vergessen: die nachhaltigste Korrektur des Spielzeugs vollziehen nie und nimmer die Erwachsenen, seien es Pädagogen, Fabrikanten, Literaten, sondern die Kinder selber im Spielen. Einmal verkramt, zerbrochen, repariert, wird auch die königlichste Puppe eine tüchtige proletarische Genossin in der kindlichen Spielkommune.

Karl Kraus liest Offenbach

Karl Kraus liest Offenbach. Statt der Orchestermusik läßt er einen Klavierauszug spielen, statt des französischen Textes hat er die Übersetzung von Treumann vor sich, statt eines Korps kostümierter Akteure stellt er sich selber im Straßenanzug. Und

von sich selber nur Kopf und Arme und Rumpf. Das andere verschwindet hinter dem Tischchen, dessen Decke wie bei dem »stummen Diener«, vor dem die Zauberer manipulieren, auf den Boden herabreicht. Was er so grenzenlos entblößt von allen Mitteln, so ganz und gar sich selbst und nichts als sich der Sache widmend darstellt, ist unvergeßlich, und nie wiederkehrend in höherem Sinne als vor sechzig Jahren die Uraufführung im Théâtre du Palais-Royal es sein konnte. Nicht, daß hier einer der beseeltesten Sprecher die Stimme, einer der unermüdlichsten Geber die Hand, einer der mutigsten Menschenbändiger den Blick an Offenbachs Werk gewandt hat, bringt das Wunder dieses Abends zustande, sondern der Mann, der sein Lebenswerk, die ganze Folge der »Fackel«, Pandämonium und Paradies, deren Völker sich paaren, in den Reigen der Offenbachschen Gestalten entbietet, der beglückt sich auftut und um sie schließt.
Was auf dem Podium vorgeht, steht also völlig jenseits der verbohrten Alternative von produktiver und reproduktiver Leistung, die nur die mehr oder weniger eitlen oder servilen Manöver der Virtuosen betrifft. Kraus ist als Vortragender so wenig »Virtuose« wie als Autor ein »Sprachbeherrscher«. Er bleibt in beiden Fällen identisch: der Interpret, der den Schurken ertappt, indem er zwischen zwei roten Umschlagseiten – wie oft nicht wortlos – ihn nachdruckt, der ein Werk wie Offenbachs feenhaft ausstattet, indem er es spricht. Aber er spricht ja in Wahrheit nicht Offenbach; er spricht aus ihm heraus. Und dann und wann nur fällt ein atemraubender, halb stumpfer, halb glänzender Kupplerblick in die Masse vor ihm, lädt sie zu der verwünschten Hochzeit mit den Larven, in denen sie sich selber nicht erkennt, und nimmt auch hier sich das schreckliche Vorrecht des Dämons: Zweideutigkeit.
Offenbachs Werk erlebt eine Todeskrisis. Es zieht sich zusammen, entledigt sich alles Überflüssigen, geht durch den gefährlichen Raum dieses Daseins hindurch, und kommt, gerettet, wirklicher als vordem, wieder zum Vorschein. Denn wo diese wetterwendische Stimme laut wird, fahren die Blitze der Lichtreklamen und der Donner der Métro durch das Paris der Omnibusse und Gasflammen. Und das Werk gibt ihm dies alles zurück. Denn auf Augenblicke verwandelt es sich in einen Vorhang, und mit den wilden Gebärden des Marktschreiers, die den ganzen Vortrag begleiten, reißt Karl Kraus diesen Vorhang beiseite und gibt den

Blick in sein und unser aller Schreckenskabinett mit einmal frei, auf Schober und Bekessy und auf die Mitte, wo er für diesen Abend, dieser Stadt zu Ehren, auf einem hohen Podium Alfred Kerr zeigt.

Hier sprengt er von Rechts wegen, vorbedacht, seinen Abend, stellt anarchisch in eine Atempause die kurze Ansprache ein, die den eben verklungenen Refrain: »Ich bring aus jeder Stadt den Schuft *heraus*« für Berlin exemplifiziert. Und damit betrifft er den Hörer nicht anders als mit den Texten selbst, nämlich immer unerwartet, immer zerstörend, einschlagend in die vorbereitete »Stimmung«, an nie betroffenen Stellen unberechenbar ihn pakkend. Darin ist er einzig und allein dem Puppenspieler vergleichbar. Bei ihm, nicht im Habitus des Operettenstars, liegt der Ursprung seiner Mimik und seiner Geste. Denn die Seele der Marionetten ist in seine Hände gefahren.

Keine unter Offenbachs Operetten ist so sehr Operette wie das »Pariser Leben«, nichts im »Pariser Leben« ist so sehr Paris wie die Transparenz dieses unsinnigen Nachtlebens, durch welches nicht zwar die logischen, aber die moralischen Ordnungen deutlich hindurchscheinen. Freilich erscheinen sie hier nicht richtend; sie tun es als Einspruch und Ausflucht, als List und Begütigung, mit einem Worte: als Musik. Musik als Platzhalterin der moralischen Ordnung? Musik als Polizei einer Freudenwelt? Ja, das ist das Geheimnis des Glanzes der über die alten Pariser Tanzböden, über die »Grande Chaumière«, den »Bal Mabille«, die »Closerie des Lilas« mit dem Vortrag dieser Operette sich ausgießt. »Und die unnachahmliche Doppelzüngigkeit dieser Musik, alles zugleich mit dem positiven und dem negativen Vorzeichen zu sagen, das Idyll an die Parodie, den Spott an die Lyrik zu verraten; die Fülle zu allem erbötiger, Schmerz und Lust verbindender Tonfiguren – hier erscheint diese Gabe am reichsten und reinsten entfaltet.« Die Anarchie als einzig moralische, einzig menschenwürdige Weltverfassung wird zur wahren Musik dieser Operette. Die Stimme von Karl Kraus sagt diese innere Musik mehr als daß sie sie singt. Schneidend umpfeift sie die Grate des schwindelnden Blödsinns, erschütternd hallt sie aus dem Abgrund des Absurden wider und summt, wie der Wind im Kamin, in den Zeilen des Frascata ein Requiem auf die Generation unserer Großväter.

Granowski erzählt

Es steht etwas auf dem Spiel, wenn ein Unternehmen mit achtzehn Waggons sich auf die Reise begibt. Nach mehr als neunjährigem Bestehen, vielen Gastspielreisen kreuz und quer durch ganz Rußland, hat nun Granowskis Theater seine erste internationale Tournée angetreten. Von Berlin geht es nach Frankfurt, dann nach Paris, weiter nach London oder Skandinavien, nach Amerika und dazwischen wieder hierher zurück. Denn hier soll das ganze Repertoire dieser Bühne sich zeigen. Und dazu reichen vier Wochen nicht aus, so klein es auch ist. Mit seinen zehn Stükken wird es sogar das kleinste auf allen Bühnen Europas sein, welche zählen. Warum das ist, weswegen das den Stolz des Leiters ausmacht, werde ich am Ende unserer Unterhaltung mir selbst beantworten können. Denn ich nehme die ganze Geschichte dieser Bühne, eines bitteren Ringens und eines erstaunlichen Sieges, nach Hause. Und als Draufgabe die Bestätigung einer alten Wahrheit: der Meistbeschäftigte hat die meiste Zeit. Zwei Stunden lang sah ich ihn, als Quartiermeister einer ganzen Armee von Anliegen, Besuche, Telephongespräche, Korrespondenzen so unterbringen, daß jedem sein Recht wurde, keines am andern sich stieß. Vielleicht, daß alle Leidenschaften dieses Mannes restlos in seinem Werke aufgehen. Oder woher nun sonst die Gelassenheit seiner Geste, die wohltuende Ironie seiner Stimme auch kommen mag, es ist eine bestrickende Vorstellung, daß der Abdruck dieser schlichten, anonymen Person im Material seiner Bühne jene Welt pathetischer und exzentrischer Gruppen ergab, die an die Grenze von dem rührt, was Sinne erfassen, Nerven ertragen können. Es geht auch heute von ihm die gewinnende Ruhe aus, die vor anderthalb Jahren in seiner Moskauer Wohnung mich festhielt. Doch hatte ich damals von seinen Inszenierungen noch nichts gesehen, und sein Interesse für die ersten Moskauer Impressionen des Gastes mag präziser gewesen sein, als meines für ein jiddisches Theater, das mir damals nur ein vager Begriff war. Danach geriet auch unsere Unterhaltung, als wir an der langen weißgedeckten Tafel vor dem Samowar, den Schüsseln mit Äpfeln und Kuchen saßen.

Was ich damals versäumte, verspreche ich mir durch verdoppelte Gewandtheit heut nachzuholen. Eine Bühne wie Granowskis,

sage ich mir, ist nur aus dem geschichtlichen Zusammenhang des jiddischen Theaters überhaupt verständlich. Nichts angemessener, als Herrn Granowski nach seiner Stellung zum älteren jiddischen Theater, seinem Aufstieg in dessen Schule zu fragen. Gesagt, getan. Granowski: »Ich habe nie ein jiddisches Theater gesehen.« Ich: »Sie haben also zuerst an einer russischen Bühne gespielt?« Granowski: »Ich bin nie Schauspieler gewesen.« – So ist es: wie aufgeschlossen, vorurteilslos man meint, in solche Unterredung einzutreten, so ungeschickt fällt man denn doch mit schnellfertigen Phantasien, voreiligen Hypothesen zur Türe herein. Ich sehe, es ist besser, Granowski erzählen zu lassen.

»Mein Ensemble ist aus einer Schauspielschule hervorgegangen. Im Jahre 1919 forderte Grimberg, ein Kommissar unter Lunatscharski, mich auf, eine Schule für jiddische Schauspieler zu eröffnen. So bin ich an das Jiddische herangekommen. Nicht programmatisch, auch nicht als Akteur, sondern von Anfang an als Lehrer und Regisseur. Die Truppe, die sich bildete, hat natürlich nicht damals schon den scharf umrissenen Charakter gehabt, den sie heute besitzt. Vor allem hat sie ihr Gebiet: das satirisch-groteske Volksstück sozusagen in sich selbst erst entdecken müssen. Das erste Drama, das bei uns gegeben wurde, lag davon so weit ab wie nur möglich. Und dennoch war es keine Willkür, kein Zufall, und es handelte sich dabei um die gleichen gestaltenden Grundsätze, die es auch heute bestimmen. Es waren »Die Blinden« von Maeterlinck. Hier glaubte ich Wesen und Aufgabe meiner Regie am sinnfälligsten entwickeln zu können. Nämlich: Bewegung aus der Ruhe hervorgehen zu lassen, Ruhe, die statuarische Position, als das ursprünglich Gegebene anzusetzen, sie aber mit allen Energien so zu laden, daß jeder musikalische Umschlag der Stimmung das Höchstmaß ausdrucksvoller Bewegung aus ihr herausfahren läßt. Und das gleiche gilt für das Wort; denn was im mimischen Zusammenhange die Ruhe ist, ist im sprachlichen Zusammenhange das Schweigen. Wenn mich also an diesem Einakter etwas anzog, so war es sein Reichtum an statuarischen Momenten. Aber das Publikum, das natürlich von alledem nichts begriff und nichts wissen konnte, war fassungslos, gerade dieses Drama von einer jiddischen Truppe zu sehen und blieb, noch auf lange hinaus, ablehnend.«

Oft hat Granowski in den ersten Jahren vor zwei oder drei

Zuschauern gespielt, und auch diese haben gepfiffen. Später, als das Theater sein gültiges Genre, seine Form längst gefunden hatte, war noch immer jede Premiere für die Parteigänger und Gegner die Gelegenheit, sich erbitterte Schlachten zu liefern. Die Presse hat in ihren maßgebenden Organen Granowski erst dann gestützt, als mit dem großen Erfolge der »Hexe« – dem ersten Stück, das es auf eine ununterbrochene Folge von 100 Aufführungen gebracht hat –, sein Sieg erklärt war. Das war der äußere Wendepunkt in der Geschichte dieser Bühne. Der innere aber lag um Jahre zurück. Es war die Aufführung der »Agenten« von Scholem Aleichem. Aus den Figurinen dieser Komödie haben sich unter Granowskis Händen im Laufe der Zeit alle die Typen herausgebildet, die heut das unwiderstehliche Geisterheer dieser Szene bilden. Hier erst wurde Granowski entscheidend deutlich, daß, wie er selbst es ausdrückt, nur auf dem Umweg über das Negative – über Satire und Groteske – zu den gültigen, lebendigen Formen der jiddischen Bühne sich vordringen ließ, will sagen, den einzigen, die vermögend sind, einer Masse sich einzuprägen und eine Masse sich zu gewinnen.

In neueren Debatten über Theater spielt das »Dynamische« bekanntlich eine große Rolle. Grund genug, den Begriff mit Vorsicht zu handhaben. Das scheint auch Granowskis Meinung zu sein. Jedenfalls tritt das skeptische, verschleiernde Lächeln, das immer in seinen Zügen auf der Lauer liegt, deutlicher heraus, als er in Erwiderung auf eine Frage bemerkt: »Und wo ist denn das russische Theater dynamisch? Ist es Ihnen so vorgekommen? Meyerhold ist doch etwas ganz anderes; will zumindest, wenn Sie ihn fragen, nicht menschliche Dynamik, sondern das kommende, im Rhythmus der Maschinen bewegte und handelnde Kollektivum. Und kann denn überhaupt der Slawe das Dynamische sich zum eigentlichen Element machen? Sein nächster Ausdruck ist das Zögern, das Hinziehen, das Schwellenlassen und das Verebben, nicht das Explosive, Unabsehbare, Jähe.« Wenn er mit diesen Worten gegen Meyerhold sich abzugrenzen scheint, so kommt ihm darum nicht weniger die Frage, die sich an dieser Stelle mir aufdrängt, bedenklich und schwierig vor. »Worin sehen Sie nun, Herr Granowski, was allen maßgebenden russischen Bühnen gemeinsam ist, und worin scheinen sie Ihnen spezifisch verschieden?« Es ist keine diplomatische Ausflucht, wenn der Gefragte mir mit

dem Hinweis auf die innige Symbiose antwortet, in der die führenden Moskauer Theater – Meyerholds, Tairoffs, Stanislawskis, sein eigenes – miteinander leben, sondern es ist der Ausdruck vom Leben und Reichtum einer Epoche, der die tägliche Arbeit und der öffentliche Anteil viel zu viel neue, bezwingende Gedanken zutragen, als daß von diesen Instituten irgendeines sich in der Abwandlung einer erschöpfenden Formel genugtun könnte.
Würde man aber Granowski ein letztes Wort zu alledem abdringen wollen, um zu erfahren, worin er die Spannkraft seiner Arbeit und die Dauer seines Werkes verbürgt sieht, so würde er sein pädagogisches Wirken an die entscheidende Stelle rücken: Dies Ensemble, das in fast zehnjähriger Arbeit geschaffen wurde, in Jahren aber, deren Arbeitstag 18 bis 20 Stunden hatte. Und es ist wohl nicht das allein; sind es doch auch die blutgetränkten, schrecklichen Jahre des russischen Umsturzes und des Wiederaufbaus, in die die starken Wurzeln dieser Pflanzschule hinabreichen. »Meine Schauspieler«, sagt Granowski, und sagt es zu ihrer Ehre, »würden an keinem anderen Theater ankommen. Sie müßten denn erst zwei Jahre lernen (oder verlernen). Zwischen uns bedarf es, um das ganze Gesicht eines Auftritts zu ändern, oft nur eines Winks, den ein Dritter vielleicht gar nicht bemerken würde. Käme heute ein anderer Regisseur, meine Schauspieler würden ihn nicht verstehen. Mich verstehen sie und wissen sich auch durch mich verstanden. In unserem Ensemble haben wir jeden einzelnen unter die Lupe genommen, haben ihn durch und durch studiert. Jede seiner Rollen ist eine Funktion seiner Stellung im Kollektiv, und beruht auf einer gemeinsamen Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Stück.« (Daß dieses Stück den gegebenen Text nur als Schema, als Libretto behandelt, teilt Granowskis Theater mit allen führenden Bühnen Rußlands.) »Weil dem so ist, haben wir keine Emploi-Schauspieler. Darum können, ja müssen wir auch auf Stars verzichten. Darum sind wir aber auch nicht sklavisch an ein mehr oder weniger ›Talent‹ im einzelnen Schauspieler gebunden, können uns gestatten, neben der ursprünglichen Begabung die unbedingte Gewalt in Anschlag zu bringen, die das Ensemble auf den Einzelnen übt. Ich glaube, die durchschnittliche Begabung meiner Schauspieler ist geringer als die eines ersten Berliner Saison-Ensembles. Aber der Einzelne ist bei uns Mensch, ehe er Schauspieler ist. Wir ziehen ihn mit all seinen Kräften,

nach seinem ganzen Wesen in unsere Arbeit hinein. Darum ist auch der Eintritt eines ›Neuen‹ ein so großes Ereignis.«
Daß diese außerordentliche Epoche, eines der reichsten Jahrzehnte in der Geschichte des Theaters, keinen ebenbürtigen Kritiker, ja nach seiner Meinung kaum einen begabten gefunden hat, das ist nach Granowskis Überzeugung der tiefste Schatten im gegenwärtigen russischen Theaterleben. Von den großen Rezensenten des zaristischen Rußland lebt der eine im Irrenhaus, der andere ist zu alt, um den heutigen Kämpfen folgen zu können. Deren Bild wird für die Nachwelt verloren sein. »Es sei denn«, wende ich ein, »daß wir von dem und jenem der Führer später einmal Memoiren erwarten dürfen.« Und über dieser Aussicht nehmen wir lächelnd Abschied.

Bragaglia in Berlin

Vor sieben Jahren hat Bragaglia in Rom sein Teatro degli Indipendenti gegründet. Dieses Theater ist in Italien die einzige Bühne, die aus der Umstellung des europäischen Bewußtseins in den Jahren 1918 bis 1920 die Konsequenzen gezogen hat. Mit ihr hat der Futurismus auf der Bühne Fuß gefaßt. Bragaglias Studio begann mit einem kleinen Ensemble von Studenten und Professoren und ist heute die maßgebende, als solche staatlich unterstützte, Bühne Italiens. Also auch bei Bragaglia die Emanzipation des Regisseurs vom Berufsschauspieler. Und das ist nicht die einzige Position, die er mit seinen führenden deutschen und russischen Kollegen gemein hat. Da ist vor allem das gesunde Mißtrauen gegen den Dichter, besser gesagt, den Textlieferanten der bürgerlichen Bühne. »Unser Theater«, erklärt mir Bragaglia, »befindet sich in ständiger Alarmbereitschaft, um der Invasion der Stückeschreiber sich zu erwehren. Der Grund für deren Attacken liegt nicht fern. Bei uns ist die Stellung der dramatischen Autoren so stark, daß sie auch bei einem Fiasko noch ihre Geschäfte machen: mit sieben Durchfällen pro Jahr können sie immer noch siebentausend Lire erzielen.« Bei dieser seiner skeptischen Einstellung zum dramatischen Dichter ist doppelt bemerkenswert, daß Bragaglia dennoch mit den Stücken, die er herausbringt, sich keinerlei

Freiheiten nimmt, im Gegensatz zu jener russischen Praxis, die mehr und mehr auf die deutsche wirkt. Darum ist er doppelt auf literarisch und dramatisch wertvolle Arbeiten angewiesen. Um solche unter unserer neuesten Produktion ausfindig zu machen, ist Bragaglia hierhergekommen. Daß er sich dabei auch in den Theatern umgesehen hat, ist selbstverständlich. Beinahe ebenso selbstverständlich, daß sein Hauptinteresse von Piscator in Anspruch genommen wurde. »Eine Sackgasse, aber eine schöne«, wie er mir sagt. Bragaglias Einschränkungen beziehen sich auf Piscators politische Fundamente. »Er macht die Technik zum Mittel der Politik, während ich sie in die Dienste der Kunst stelle. Er zersetzt seine Texte durch die technischen Mittel, mit denen er sie zur Darstellung bringt, durchkreuzt sie gewissermaßen, während ich mich bemühe, den transparenten technischen Überbau über dem unverletzten Text zu errichten.« Bragaglia hat Filme gedreht, macht aber als Bühnenregisseur keinen Gebrauch vom Film. Dagegen hat er eine Anzahl höchst interessanter Neuerungen in die Bühneneinrichtung eingeführt. Abgesehen von komplizierten szenischen Dispositionen stammt von ihm der Gedanke der beweglichen Maske. Über das Gesicht des Schauspielers legt sich eine genau nach Maß verfertigte Kautschukhülle, in der das Mienenspiel sich lebendig ausprägt, der Schauspieler selbst aber von seinem empirischen Ich isoliert und in den höheren Wirkungsraum erhoben wird, den nur die Maske erschließt. Deutschland hat allen Grund, auf die Versuche dieses ernsten, fanatischen, bis ins Utopische sich selber treuen Künstlers aufmerksam zu sein. In der letzten Zeit sind Tieck, Büchner, Wedekind, Kaiser usw. über seine Bretter gegangen. Das deutsche Drama hat seit langem keinen besseren Sachwalter in Italien gehabt.

Gespräch mit Anne May Wong

Eine Chinoiserie aus dem alten Westen

May Wong – der Name klingt farbig gerändert, markig und leicht wie die winzigen Stäbchen es sind, die in einer Schale Tee sich zu mondvollen duftlosen Blüten entfalten. Meine Fragen waren das laue Bad, in dem die Schicksale, die er verschloß, ein

weniges von sich preisgeben sollten. Wir bildeten, in diesem gastlichen Berliner Haus, eine kleine Gesellschaft, die um den niedrigen Tisch sich versammelt hatte, diesem Vorgang zu folgen. Aber wie es im Ju-Kia-Li heißt: »Unnützes Geplauder über die Angelegenheiten der Leute vereitelt wichtiges Beraten.« Erst kam einmal eine Weile lang nichts, und wir hatten Zeit, uns voneinander ein Bild zu machen: die menschen-erfahrene, -lenkende Bewohnerin dieser Zimmer, die uns die letzten Stunden vor ihrer Abreise hatte schenken wollen (»Man begegnet einem Menschen, man bittet um einen Dienst; ist er einem gefällig, so wird man sein Freund«), der Romancier, der nachher May Wong gefragt hat, ob sie ihre Rollen vor einem Spiegel einübt, der Zeichner, der May Wong von links und die amerikanische Journalistin, die sie von rechts gezeichnet hat und Annes Schwester, die sie in Europa begleitet. Die beiden sind ganz allein von Amerika herübergekommen, und als sie auf dem Hamburger Bahnhof standen, blieb ihnen nichts übrig, als aufzuhorchen, in welcher der vielen Gruppen das Wort »Berlin« fiel und der zu folgen. So verlassen waren sie noch. Inzwischen ist das Gegenteil ihre Sorge geworden. May Wong steht, wie man weiß, im Mittelpunkt des großen Films, der jetzt unter Eichbergs Regie gedreht wird. Über diesen Film erfahren wir natürlich nur wenig. »Aber die Rolle«, sagt sie, »ist vollendet, ist Meine Rolle wie noch keine bisher.« Vollmoeller hat sie eigens für sie geschrieben. Und weil dem so ist, wird es viel Leid und Mißgeschick geben, denn sie liebt die traurigen Szenen. Ihr Weinen ist unter den Kollegen berühmt. Man fährt nach Neubabelsberg heraus, um es zu sehen. Nun errate ich schon, daß ihr ungetrübtes, heiteres Sichgeben nicht trügt, und daß, je inniger ihre Vorliebe für das Traurige, desto ausgeglichener und heiterer ihr Alltag ist. Ihre Schwester kann es bestätigen. Diesem braven, gesunden Mädchen, das bei allem Charme so ernst und kameradschaftlich blickt, als hätte ihr das Leben schon mehr als ein Geständnis gemacht, merkt man vom Filmstar nichts an.

> »Ein volles Antlitz wie Frühlingswind,
> Rundlich und friedlich gestimmt«

wie es im fünften Hauptstück des Dschung-Kuei heißt. Darum liebt sie es, ihre traurigen Szenen in reifen, gewichtigen Rollen zu haben. »Ich will nicht immer flappers spielen. Am liebsten

Mütter. Schon einmal, mit fünfzehn Jahren, spielte ich eine Mutter. Warum nicht? Es gibt so viele Mütter, die jung sind.« Sie wird, so sage ich mir, von selber und desto lieber auf das kommen, was wir von ihr erfahren wollen, je geschickter ich abzulenken verstehe. »Studieren« – wie es so schön im »Götz« heißt, als sie Konversation machen wollen – »Studieren jetzt viele Deutsche von Adel zu Bologna?« Oder: »Lieben die Chinesen den Film? Gibt es chinesische Regisseure? Filmt man in China?« Gewiß filmt man. Natürlich lieben sie ihn. Gibt es irgendein Volk auf der Erde, das dem Film, in Liebe oder Angst, sich entziehen könnte? Nur haben sie in China leider zu spät begonnen, zumindest wenn man dem Eindruck von dem traut, was kürzlich als »erster chinesischer Film« in Paris gezeigt wurde. Die »Rose von Pu-Chui« ist eine Arbeit, in der die skrupellosesten amerikanischen Regiemethoden sich an jener unendlich subtilen Materie vergangen haben, die die mongolische Mimik für den Film darstellt. Nur ein Dilettant könnte wagen, das Unverwechselbare dieser Mimik und worin sie der Filmdarstellung entgegenkommt, in ein paar Schlagworten unterzubringen. Immerhin – mag es nun die Verhaltenheit, die Geschwindigkeit, der schnelle Umschlag ins Lächeln, die jähere Veränderung im Schrecken sein – in Europa ist das Auftreten des japanischen Schauspielers Sessue Hayakawa noch heute, nach zehn Jahren, nicht vergessen. Sein Spiel hat Schule gemacht. Desto befremdlicher ist, wie lange es dauerte, bis in Amerika die Chinesin zum Filmen zugelassen wurde oder sich entschloß. May Wong kann sich ihr Dasein ohne den Film nicht mehr denken, und als ich frage: »Nach welchem Ausdrucksmittel würden Sie greifen, wenn Ihnen nicht der Film zur Verfügung wäre?«, ist ihre einzige Antwort »touch wood«, und die ganze Runde hämmert lustig auf unser Tischlein. – Aus Frage und Antwort macht sich May Wong eine Schaukel: sie legt sich zurück und taucht auf, versinkt, taucht auf, und ich komme mir vor, als gäbe ich ihr von Zeit zu Zeit einen Stoß. Sie lacht, das ist alles. Ihr Kleid würde sich gar nicht schlecht zu solchem Gartenspiel eignen: dunkelblaues Kostüm, hellblaue Bluse, gelbe Kravatte darüber – man möchte einen chinesischen Vers dafür wissen. Diese Kleidung hat sie immer getragen, denn sie ist ja nicht in China sondern in Chinatown von Los Angeles geboren. Wenn aber ihre Rollen es mit sich bringen, nimmt sie alte natio-

nale Trachten gern an. Ihre Phantasie arbeitet freier darinnen. Ihr Lieblingskleid ist aus der Hochzeitsjacke ihres Vaters geschnitten, und das trägt sie auch bisweilen im Hause. Damit sind wir denn zurück von »Bologna« und wieder in Hollywood. Als ihr zum erstenmal der Vorschlag gemacht wurde zu filmen, kam es ihr komisch vor, sie glaubte nicht recht daran. Natürlich war, was ihr zufiel, nur eine kleine Statistenrolle. Aber wir stellen uns die fieberhafte Erregung vor, mit der sie bei der Erstaufführung sich auf der Leinwand suchte und die grenzenlose Enttäuschung, als es vergeblich war. Sie hatte sich beim Spiel solche Mühe gegeben. Denn von früh auf hat der Film sie interessiert. Sie erinnert sich noch heute an das erste Mal, da sie ein Kino betrat. Wegen einer Epidemie war schulfrei. Von dem Taschengeld kaufte sie ein Billett. Kaum war sie wieder zu Hause, so probte sie vor dem Spiegel alles, was sie gesehen hatte. Denn, so sagt es die Geschichte von den zwei Basen im Kapitel vom Abzug des Kranichs und der Rückkehr der Schwalbe: »Die Laufbahn in der Welt ist eine Sache, der man frühzeitig seine Gedanken zuwenden muß.« Lange blieb sie dem Spiegel treu. Einmal kam die Mutter dazu: ihre Leidenschaft wurde entdeckt, und es endete nicht ohne Schelten. Jetzt gebraucht sie längst keinen Spiegel mehr. Keinen gläsernen Spiegel und auch den papiernen Zerrspiegel nicht, den ihr die öffentliche Meinung entgegenhält. Freundliche und unfreundliche Kritiken sagen ihr wenig. »Denn«, diese chinesische Sentenz stammt von ihr selber, »die Wahrheit hört man, wenn sie bitter ist, nur von Feinden. Ich möchte auch die bittere Wahrheit von Freunden hören.« »Haben Sie Vorbilder, Lehrer?« »Nein. Es gibt Schauspielerinnen, die ich bewundere, Pauline Frederik zum Beispiel. Aber das einzige Mal, daß ich eine Geste einer anderen absah, geschah das, nach der allgemeinen Überzeugung von Hollywood, an der dümmsten, unbegabtesten Schauspielerin, die wir da hatten.« Wir sind längst ins andere Zimmer hinübergewechselt. May Wong hat ihre liegende Lage schnell wiedergefunden. Sie scheint sich hier wohl zu fühlen, löst ihr langes Haar und frisiert es zu den »im Wasser sich tummelnden Drachen« (streicht's in die Stirn). Genau in deren Mitte schneidet es mit einer Schwingung ein wenig tiefer ein und macht ihr das herzförmigste aller Gesichter. Alles was Herz ist scheint sich in dessen Augen zu spiegeln. Ich weiß, ich werde sie wiedersehen, in einem Film, der dem Ge-

webe unserer Zwiesprache ähnlich sein möge, von der ich mit dem Verfasser des Ju-Kia-Li sage:

»Das Gewebe war göttlich angelegt,
Aber das Gesicht war noch feiner.«

Jahrmarkt des Essens
Epilog zur Berliner Ernährungsausstellung

Wenn die Neapolitaner Piedigrotta gefeiert haben, so zieht an einem der Tage, die dem 8. September folgen, ein Herold durch die Stadt, der in allen großen Straßen verkündet, wieviel Schweine, Kälber, Ziegen, Hühner, wieviel Eier und wieviel Tonnen Wein dies Jahr von den Bewohnern in der Festnacht bewältigt wurden. Mit Spannung wartet das Volk auf den Augenblick, wo es erfahren soll, ob es den früheren Rekord gebrochen hat oder nicht. Wie ein weit aufgerissenes Heroldsmaul, eine herrliche, unverschämte, schallende Schnauze war diese Ausstellung. Wir haben mit rätselhaftem Vergnügen erfahren, was von der Menschheit bis zur Stunde in Sachen der Fresserei ist geleistet worden. Und zwar wie jener Piedigrottaherold so hielt auch dieser Riesenmund hinter der Schallmaske Berlin sich an die Volksmassen. Es ist ihm hoch anzurechnen, daß vom ausgefallenen privaten Tafelluxus fast nirgend die Rede war und diese ganze reiche, witzige, tönende Proklamation zu Ehren der Hausmannskost aller Länder, Zeiten und Völker erging.

Popularisierung war noch vor wenigen Jahren ein bedenkliches Grenzland der Wissenschaft, ein Tätigkeitsgebiet freudloser Missionare. Seit kurzem hat sie mit Hilfe der großen Ausstellungen, das heißt aber mit Hilfe der Industrie, sich emanzipiert. In der Tat: die außerordentlichen Verbesserungen, die in die Technik der Veranschaulichung eingeführt wurden, sind nur die Kehrseite derer in der Reklame.
Ausstellungen wie diese sind die vorgeschobensten Posten auf dem Terrain der Veranschaulichungsmethoden. Und da der Golem Industrie sie erobert hat, so ist nicht zu verwundern, daß er an Ort und Stelle allerlei Unschönes zurückließ. In diesem Fall vor

allem leere Malzbier-Flaschen. Er hat daraus einen fragwürdigen Riesenbaum gemacht, der im Spalier an einer Hallenwand sich hochrankt. Anderswo zeugt ein buddhistischer Reistempel, ausgeführt im besten Kolonialwarenstil, von seinem Wirken. Auch sonst stößt man ununterbrochen auf Riesenspuren; mannshohe Opferbrote auf dem Altar der Statistik oder ein ungeheurer geöffneter Schlund, angeblich Modell eines gähnenden Mundes, in Wahrheit den pantagruelischen Schaugerichten geöffnet: der »Walfischpastet mit Schuppen und Flossen« und der »Hohen Turm Dorten«, die Aschinger nach mittelalterlichen Rezepten erstehen ließ. Was diese Dinge für die Wissenschaft bedeuten, weiß ich nicht. Wohl aber, was sie den Kindern sagen. Es gibt in diesen Hallen kaum einen Stand, vor den man nicht mit ihnen hintreten könnte. Hier huldigt die Doppelmonarchie der Riesen und der Zwerge, die von dem Kind in Personalunion regiert wird, ihrem Fürsten. Neben der Riesenmitgift stehen, unzweideutiger und versöhnlich, die Spielmodelle: kleine Pasteten- und Fleischküchen, winzige Kabinette, in denen die großen Physiologen Sanctorius, Lavoisier, Liebig, Pettenkofer im Puppenstande ihres Amtes walten, transparente Nordlandsküsten mit ihren Dorschfängern und nimmermüde Arbeitspuppen, die aus den verspielten mechanischen Bergwerken in der Flasche in ein didaktisches Jenseits versetzt scheinen.

Die Masse will nicht »belehrt« werden. Sie kann Wissen nur mit dem kleinen Chock in sich aufnehmen, der das Erlebte im Innern festnagelt. Ihre Bildung ist eine Folge von Katastrophen, die sie auf Rummelplätzen und Jahrmärkten in verdunkelten Zelten ereilen, wo ihnen Anatomie in die Glieder fährt, oder in der Manege, wo mit dem ersten Löwen, den sie zu sehen bekommen, sich unauslöschlich das Bild des Dompteurs verbindet, der ihm die Faust in den Rachen steckt. Es braucht Genie, die traumatische Energie, den kleinen spezifischen Schrecken derart aus den Dingen herauszuholen. Unaufhörlich müssen unsere Ausstellungsleiter vom fahrenden Volk, dem unerreichten Meister dieser tausendfältigen Kunstgriffe, lernen.
Hier hatten sie es getan. Hier gab es ein Gemüseorakel, ein vegetarisches Delphi, dessen Hebel man nur auf einen bestimmten Monat zu stellen hatte, um in farbigen Transparenten den kom-

menden Küchenzettel gewahrsagt zu sehen. Hier konnte man in eine schwüle Finsternis tauchen, in die vom Weltall nichts mehr hereinschien als ein Vorgang, der »Vom Atlantischen Ozean bis zum Spickaal« führt. Daneben öffnete sich der Schlund eines Hades, dessen Lethe »Vom Urwald bis zum Kaffeetisch« als ein brauner Strom sich dahinzog. Hölzerne Landkarten sah man prangen, auf denen aufglühende und erlöschende Lämpchen die Flurbestellung im Wechsel der Jahreszeiten und den Stoffwechsel im menschlichen Körper markierten. Ihr Rot war das der Liebesthermometer, in denen Weingeistsäulen auf und nieder steigen und ihr überstürzter Takt derselbe, mit dem in Schießbuden die Jäger, Teufel, Schwiegermütter im Augenblick des tödlichen Schusses ins Leben treten.

Erscheinungen des kulinarischen Jenseits: Die Tafelfreuden der Abgeschiedenen. Ägypter, Griechen, Römer, Germanen der Frankenzeit, Italiener der Renaissance speisen in erleuchteten Nischen und nehmen wie Geister, wenn sie sich um Mitternacht zum Mahl versammeln, nichts zu sich. Oder das christliche Jenseits der Säuglingspflege: Im Vordergrunde die guten Schwestern. Sie prüfen die Wärme der Flaschen, verkosten einen Tropfen auf ihrer Hand, halten das Kind auf die rechte Art und reinigen die Flasche. Ihre ungezählten Tugenden ließen nur in einem Lehrgedicht sich beim Namen nennen. Im Hintergrunde, von schwülem Schwefelrot, sie und die armen Kinder, die sie warten, übergossen, die schlechten Pflegerinnen. Sie setzen die Flasche an den eigenen Mund, halten das trinkende Kind nach unten, schwatzen dabei mit einer anderen Verdammten und gewähren ein Bild, bei dem dem Satan das Herz im Leibe lacht.

Auf einem Sockel eine herrliche Alpenlandschaft. Die Unterschrift aber lautet: Das Verschwinden des Sommergipfels der Säuglingssterblichkeit. Ganz im Hintergrunde die steile Julihöhe der Todesfälle aus irgendeinem grauen Vorkriegsjahr. Dagegen abgesetzt, in Schichten, immer neue Gebirgsketten mit absinkenden Gipfeln, ein Höhenzug, der sich gegen die Ebene des platten Staunens verliert, die im Beschauer ihn aufnimmt. Wenn er langsam zu sich selber kommt, wundert ihn nur noch, nirgends den medizinischen Hochtouristen, die dieses Matterhorn der Statistik bezwungen

haben, als kletternden Püppchen auf dem Massiv zu begegnen. Und unmittelbar daneben ein neues, gleich unerhörtes topographisches Gebilde: die Beförderungslandschaft. Ein Milchtransport ist unterwegs vom Produzenten zum Verbraucher. In der oberen Hälfte des Schreins mit endlosen Zwischenstationen. Daher mußte die Milch für den Transport sterilisiert werden. Wertvolle Vitamine gingen verloren. Über dem reizlosen Flachland schweres Gewölk und ein Regenbogen. In der unteren Hälfte der Vitrine jedoch durchschneidet ein schnelles Auto ohne Zwischenstationen eine fruchtbare Ebene, über der ein wolkenloser Himmel sich ausspannt. Wie weit liegen die trockenen Aufrisse der älteren Statistik mit ihrer unschönen Linienwirrnis hinter uns. Die ganze Erde mit Busch und Baum und Feld und Haus und Hof und Mensch und Tier ist gerade gut genug, in den Sprachschatz dieser wundervoll neuen und unverbrauchten Zeichensprache einzugehen. Wir selber, alles was uns eignet oder freund ist, können jederzeit uns in ihr wiederfinden und von unserer verborgensten Seite, der vierten oder fünften Dimension, von der wir gar nichts wußten, zu Ehren kommen: als Maßstabwesen. So muß das Brandenburger Tor hier immer wieder in die Arena steigen, um in heroischen Konkurrenzen von Kohlköpfen, Äpfeln, Broten, Kartoffeln und anderen Konsumgütern sich schlagen zu lassen.

Dies alles ist Jahrmarkt. Daß es aber das ist, daß hier in jeder Ecke und unter tausenderlei Gestalten das Essen seine Purzelbäume schlagen und seine Kunststücke zeigen kann und daß wir uns vom Hundertsten ins Tausendste verlieren, von einem Schnullerkabinett zu den mittelalterlichen Saugflaschen und von den mittelalterlichen Saugflaschen zu den Inkunabeln der Medizin, wo sie zum ersten Male abgebildet sind, kurz daß uns jeden Augenblick so viel »dazwischen kommt« und dieser Rummelplatz mit Gratiskino, Gratisführung, Gratisausschank auf einen Vergnügungspark verzichten durfte, weil er selbst einer war, das ist doch nur die Kehrseite einer straffen und glücklichen Organisation, die überall locker lassen konnte, weil sie das Ziel fest im Auge hatte: für vernünftiges, sauberes, freudiges Essen zu werben.

Der politische Wetterwinkel der Schau: die Kammer der Kriegsernährung. Ich glaube, sie hat erschütternde, klassische Szenen des

Wiedererkennens gesehen wie nur ein attisches Amphitheater. »Ach, das ist ja die wunderbare Wurst, die wir hatten.« Und: »Ich weiß noch den Abend, wie Onkel Oskar das ›Lausitzer Kindel‹ aufmacht, und wir alle...« Oder eine andere, beim Anblick der »Fischblutwurst«: »Na, das habe ich ja nun nicht gemacht.« Aber auch sie wird den »Deutschen Reichs-Kaffee-Ersatz ›Gloria‹« ausgeschenkt oder den Gästen, die »nach dem Abendbrot« kommen durften, ein Schälchen »Kakaotee« vielleicht mit »Bomben und Granaten Rum-Ersatz«, den Kindern aber ihr Gläschen »Alkolos« und sich selbst früher oder später einen »Kriegsbitter« gegönnt haben. Und wenn der Gatte seine Kollegen beim Skat sah, konnte er ihnen getrost bei einem schäumenden Becher »Kampfperle« die Mindestforderung Deutschlands entwickeln. – Man hat diese große, unschätzbare Kollektion vom Dresdner Hygienemuseum bezogen und würdig zur Schau gestellt. Sie ist es wert, die Runde bei allen Hausfrauenvereinen Deutschlands zu machen. Es wäre eine schöne Aufgabe für das Rote Kreuz oder für die Vaterländischen Frauenvereine, diese Sammlung auf Reisen zu schicken. Nur müßte sie vervollständigt werden um all die Gutachten ärztlicher Autoritäten, mit denen diese Höllentränke und Schmutzpasteten ins Volk gebracht wurden. Im übrigen gibt die Sammlung das Wesentliche. Nicht zu vergessen die wohlerhaltenen Etiketten der Flaschen und Tüten. Da stehen sie, die sadistische Trockenmilch »Trinknur«, die Marmelade »Fruchtogen«, oder die apokalyptische Kriegstorte »Astro« – eingetragene Fabrikmarken, in welche damals die heimatlose Wahrheit als in ihr letztes sprachliches Asyl sich geflüchtet hatte. Wann wird das alles wieder aktuell werden? Und welches Geschlecht wird, wenn von unserm schon nichts mehr übrigblieb, auf die Überreste der ersten »garantiert unvergasbaren« Nährmittel stoßen?

Man kennt Riepenhausens berühmten Stich nach Hogarths Bild »Das Ende aller Dinge«. Es ist jenes bedeutende Werk, das bestimmt war, gegen den Geist der allegorischen Malerei sich zu wenden, und ihn doch nur großartig ausspricht. Auf einer Trümmerstätte von Emblemen ruht Saturn, und in der Hand hält er ein Testament, in welchem er verfügt: »Alles und jedes Atom hievon (d. h. der Welt) vermache ich dem Chaos, das ich als meinen einzigen Testamentsvollzieher ernenne. Zeugen: Klotho,

Lachesis, Atropos, die drei Parzen.« Man kann sich das Ende der Welt auch weniger dramatisch, räumlicher, friedevoller und provinzieller denken. Und in solchem Sinne wäre das Ende der Ernährungsausstellung kein schlechtes Modell des Ortes, wo die Welt mit Brettern vernagelt ist. Am äußersten Rande der Schau, abseits von allen Hallen und am Ausgang eines Gartenpfades, erhebt sich ein Schuppen. Im Vordergrunde rechts eine riesige Batterie blecherner Milchkannen: 3000 Liter. Links und im Hintergrunde läßt man uns sehen, was an die Kuh verfüttert werden mußte, um so viel Milch zu erhalten. Da liegen in 12 Säcken 6½ Doppelzentner Kraftfutter, 9 Doppelzentner Stroh, 27 Doppelzentner Heu in 2 Fudern und 110 Doppelzentner Rüben in 5 schweren Fuhren. Wem wäre der Gedanke nicht tröstlich, hier, wo alles zu Ende geht, hier, wo er es am wenigsten noch erhoffte, die Lösung des Welträtsels, beiläufig, wie man einem Kinde ein Liebigbild zusteckt, mit in den Kauf zu bekommen und das in Gestalt einiger Ziffern, die geruhig über dem stillen Leben, dem Unbekannten, das zwischen Futter und Milch liegt, dem ausgesparten Geheimnis des Wiederkäuens, im Winde schwanken?

Wir alle haben, als wir klein waren, im »Robinson« immer wieder auf die gefährliche Art geblättert und mit klopfendem Herzen das Angstglück gesucht, das uns beim Anblick des Bildes befiel, wo Robinson vor den Spuren der Menschenfresser zurückschrickt. Das war nicht nur eine Episode aus seinem Leben, es war die ultima Thule der Ernährung, die mit dem knochenübersäten Stückchen Strand vor uns aufstieg. Warum mußten wir sie auf dieser Schau, die auch das Fernste eingebracht hatte, vermissen? Und warum entzog sie denen, die sie in wenigen Stunden zu wahren Kunstkennern des Essens gebildet hatte, die höchste künstlerische Befriedigung: zu sehen, wie der Ring sich schließt und die geheimnisvolle Schlange des Nahrungstriebes sich in den Schwanz beißt?

Der Kampf der Tertia

Zur Berliner Uraufführung

Hier ist nicht ein Roman verfilmt worden. Ein sehr befähigter Regisseur hat sich von der gleichen Atmosphäre, dem gleichen Er-

fahrungsschatz, dem gleichen Kollektivum inspirieren lassen wie Speyer in seinem glücklichen Buche. Der Film hat seine besondere Chance, ein Kollektivum in den Vordergrund stellen zu können, bis aufs letzte ausgenutzt. Von wo auch immer die fünfundzwanzig Tertianer, mit denen Mack arbeitet, zusammengekommen sein mögen, während der Aufnahmen waren sie wirklich mit Leib und Seele Schüler des Schulstaats, nicht angehende Statisten. Diesen Schulstaat hat man aus den Waldbergen an das Meer versetzt. Ein kluger Griff, denn so hat die Entfernung zwischen der Katzenmordstadt Böstrum und dem freien Sparta »Tertia« – das Wattenmeer erstreckt sich zwischen beiden – etwas Pathetisches bekommen. Mack hat in dieser Landschaft einige wundervolle Bilder gewonnen. Man wird an den Wettlauf der Tertianer am Strand entlang – von ihnen sind nur die Schatten sichtbar und leibhaft sieht man nur den Tertiahund, der quer über die Schatten dahinjagt – noch lange denken. Auch wird man mit den Blicken noch lange den Jungens folgen, die im Gänsemarsch durch niedrige Wellen einer nach dem andern sich gegen die rechte Bildwand verlieren. Ab und zu stößt man mit Vergnügen darauf, wie hier Motive aus russischen Massenfilmen in Miniaturausgabe wiederkehren und kaum von ihrer Schärfe verlieren. Die beiden Stadtväter, die da von oben hinterm Fenster auf den schrägen Platz blicken, auf dem die Tertia mit der Stadtjugend kämpft, sind harmlosere Klassengenossen des Unternehmers und des Sekretärs, die in Pudowkins »Mutter« von oben den Pogrom gegen Fabrikarbeiter verfolgen. Wo aber russische Unterweisung und eigenstes Können des Regisseurs aufs prachtvollste, explosivste zusammenstoßen, das ist der Schluß. Die Flucht der Stadtschüler vor der andrängenden Tertia, der Gewaltmarsch der Tertianer über die Brücke sind Bilder, die in eine Anthologie der kinematographischen Verfolgungen gehören. Es gab viel spontanen Beifall. Alle haben ihn verdient; besonders aber der tüchtige Junge, der als Borst vor den Vorhang trat. Er ist ein treuer Helfer seines Regisseurs und ein aufgeweckter Leser des Dichters gewesen.

Krisis des Darwinismus?
Zu einem Vortrag
von Prof. Edgar Dacqué in der Lessing-Hochschule

Alle Hörer werden verstanden haben, daß es sich nicht nur um biologische Dinge handelte. Dacqués Biologie bricht mit dem Darwinismus. Außerdem aber stellt sie eine Anzahl merkwürdiger Verbindungen mit der Mythologie, der Metaphysik und der philosophischen Anthropologie her. Wenn seine antidarwinistische Position an sich Interesse erregt, so machen diese Integrationsversuche seine Ansichten zeitgemäß.

Will man sie überspitzt in einem Worte zusammenfassen, so müßte man sagen, daß der Mensch eine Keimform ist. Es gibt Keimformen in der Natur, die sich als ausgewachsene, aber nicht umgebildete Embryos darstellen. Der Mensch sei daher im Frühstadium am angemessensten, am »menschlichsten« ausgeformt. Im ausgewachsenen Menschen wage sich Tierisches wieder weiter hervor. Vor allem aber trete das Tierische in der ferneren eigentlichen »Entwicklung« des Keimes »Mensch« auf; als solche nämlich sieht Dacqué die Affen und insbesondere wohl die Menschenaffen an. Und so erklärt er, daß der Embryo des Menschenaffen dem homo sapiens, nicht aber der Embryo des homo sapiens dem Menschenaffen gleiche. Gerade aber weil die Entwicklung des Keimes »Mensch« im kanonischen Falle, nämlich beim homo sapiens gehemmt sei, habe sich dessen Gehirn auf Kosten anderer Organe heraufbilden können.

Im übrigen verweise die vergleichend-anatomische Untersuchung den Menschen seinem primitiven Bau nach in die Formenwelt des Erdaltertums. Man findet eine äußerst primitive fünffingrige Hand, wie sie nur bei sehr alten Säugetieren bekannt ist, Spuren des Stirnauges, ein primitiveres Gebiß als die höheren Säuger es haben und anderes. Der Mensch könnte also sehr alt sein, viel älter, als gewisse Tierformen, die man sich heute, wenn nicht als seine Stammväter, so als deren Verwandte vorstellt. So seien eben z. B. die Affen stammesgeschichtlich viel eher als überspezialisierte Seitenformen des Menschen denn als seine Vorläufer aufzufassen. Seitenformen, die die biologische Klasse »Mensch« sozusagen überstürzt absolviert hätten.

Dacqué erkennt aber die stammesgeschichtliche Betrachtung nur

in gewissen Grenzen und durchaus nicht in Gestalt der kurrenten Lehre vom »Stammbaum« des Menschen an. Was den betrifft, so sind, wie er sagt, die Verhältnisse um so undurchsichtiger geworden, je mehr die Menge ausgestorbener Formen unterm Grabscheit wuchs. Man fand zwar eine Anzahl von Lebewesen, in denen die Entwicklung sich zu gabeln schien. Die Analyse aber enttäuschte regelmäßig die stammesgeschichtliche Erwartung. Denn diese Formen waren, wie sich zeigte, samt und sonders schon allzuweit spezialisiert, lagen immer an kurzen, keimlosen Seitenästen des hypothetischen Stammbaums. Wahre Knotenpunkte, sagt Dacqué, hat man überhaupt nicht gefunden. Für die Formen aber, die zuerst als solche erschienen, stellt er die folgende frappante Theorie auf.

Wir haben alle gelernt, daß der Walfisch zwar aussieht wie ein Fisch, in Wirklichkeit ist er aber ein Säuger. Solche Fälle hat man bisher als Ausnahmen angesehen. Dacqué will darauf hinaus, sie seien zu gewissen Zeiten und in gewissem Sinne die Regel, zumindest aber außerordentlich häufig gewesen. Er sprach von Stilen der Natur, von Stilverwandtschaft, die mit Stammverwandtschaft gar nichts zu tun habe und die man, um seine Meinung drastischer zu machen, geradezu als Moden bezeichnen könnte. So kennt er Flügel-, Schnabel-, Panzer-, Krallenmoden, Perioden, in denen gewisse dieser Gestaltungselemente in Tieren der allerverschiedensten, stammesgeschichtlich einander völlig fernstehenden Gruppen auftreten. Auf diese Weise aber entstehen Übergangsgeschöpfe, Zwischenwesen, »Versuchstiere«, die man zunächst für stammesgeschichtlich bedingt hielt. Nach Dacqué handelt es sich hier um Bildungsnotwendigkeiten, die dem Abstammungsverhältnis transzendent sind und gerade die Tiergruppen, bei denen sie besonders grotesk und äußerlich auftreten, zum Aussterben verurteilen.

An einen Stammbaum glaubt der Vortragende nicht. Man hat immer wieder nur stammesgeschichtliche Verwandtschaft innerhalb gewisser Gruppen gefunden. Er scheint der Ansicht zuzuneigen, die Natur verfahre sprunghaft, setze nach einer Reihe von Versuchen mit bestimmten Tierformen plötzlich irgendwo anders mit höheren, d. h. feiner organisierten, angepaßteren Gestaltungen äußerlich ähnlicher Art ein, ohne daß zwischen den ersteren und letzteren ein Abstammungsverhältnis bestehe. Er findet keinen Stammbaum, nur eine Fülle von Stammgesträuchen.

Eines also unter denen wäre der Mensch. Der Mensch, dessen reine, entelechetische Form bisher noch überhaupt nicht zum Vorschein gekommen sei, der sozusagen mit dem großen Vorbehalt im Tierreich steht, weitgehender Spezialisierung sich zu verweigern, der, um mit S. Friedlaender zu reden (was Dacqué nicht tut), eine uralte »schöpferische Indifferenz« im Tierreich bezeichnet, eine rotierende Achse, die das eigentlich Tierische nach allen Seiten hin aus- und abschleudert, um zu ihrer reinen Gestalt sich hindurchzubilden. Diese noch unverwirklichte Urgestalt will der Vortragende doch im bisherigen Menschen symbolisch angelegt finden. Die Betrachtungsweise mündet, soweit sich das erkennen ließ, in eine Anschauung vom Menschen als Urphänomen einer Tierreihe – oder des Tierreichs? – aus.

Der Laie kann nicht versuchen, diese Ausführungen zu kritisieren. Gewiß wird er oft genug stutzen, der Einwand, daß wir Menschenspuren bisher ja nur in tertiären Schichten begegnen, wird nicht der einzige sein, der auf der Hand liegt. Wohl aber darf der Nichtbiologe so gut wie der Fachmann versuchen, von dem unterirdischen Kräftezusammenhang, der diese Gedankenketten aufwirft, sich Rechenschaft zu geben. »Integration« – wir nannten das Wort vorhin. Aber diese Integration der Gebiete, die die Schranken des Fachwissens und des Fachdenkens niederreißt, und auf Einheit und Kontinuität der Anschauung drängt, steht doch in striktem Gegensatz zur überkommenen Form solcher Einheit: dem System. Wenn nämlich dieses jene Einheit, jene Kontinuität auch im Objekte zu finden beansprucht, so frappiert an den dargestellten Gedankengängen, wie eng sie sich mit der Arbeit anderer großer zeitgenössischer Forscher gerade in der Durchbrechung überkommener Systemträume berühren. Husserl setzt an die Stelle der idealistischen Systeme die diskontinuierliche Phänomenologie, Einstein an Stelle des unendlichen, kontinuierlichen Weltraums den endlichen diskontinuierlichen, Dacqué an die Stelle eines unendlichen, strömenden Werdens ein immer erneutes Einsetzen des Lebens in begrenzten, zählbaren Formen. Diese höchst aktuellen Zusammenhänge würden der offenen Auseinandersetzung des offiziellen Darwinismus mit dem Manne, der ihm vor einem ausverkauften Saale den Fehdehandschuh hinwarf, das allgemeinste Interesse sichern.

Wer sich kurz fassen will, muß die Dinge packen, wo sie am paradoxesten sind. Zumal wenn ihr Paradoxon auf der Hand liegt. Berlinisch – der Dialekt einer Großstadt, in der seit langem alle deutschen Stämme, seit kurzem alle europäischen Nationen einander treffen, sich vermischen und mit steigender Umdrehungsgeschwindigkeit aneinander sich abschleifen. Wie ist das Phänomen überhaupt möglich? Und müßte es nicht von Rechts wegen schon seit Jahrzehnten auf dem Aussterbeetat stehen? Selbstverständlich, wenn es auf räumlicher Isolierung, auf der Reinblütigkeit der Bevölkerung, kurz auf »regionalen Belangen« beruhte. Aber davon ist gar keine Rede. Von jeher ist der Berliner Dialekt – wie der der anderen Großstädte – viel weniger an das Lokal als an das Tempo des Daseins gebunden. Dies Tempo aber wird diktiert von der Arbeit. Schon in den Glaßbrennerschen Texten, den Hosemannschen Zeichnungen der Biedermeierzeit tauchen ganz bestimmte Berufstypen – der Schusterjunge, das Marktweib, der Budiker, der Straßenhändler – als Träger des Dialekts und des Dialektwitzes auf. Das Zille-Album von heute zeigt andere Typen; viele davon entstammen einem Lumpenproletariat, an dem gemessen Glaßbrenners Eckensteher Nante ein Grandseigneur ist. Sie sprechen ein Berlinisch, das viel aus der Ganovensprache entlehnt hat und ihr vieles zurückgibt. Aber auch das ist die Sprache einer Berufsgemeinschaft. Für die Großstadt bleibt das Argot in seinen hundert einander überschneidenden Spielarten die eigentliche Pflanzschule des Dialekts. Das gibt von der unübersehbaren Mannigfaltigkeit seiner Ursprünge den rechten Begriff: Mannschaftsstube und Skattisch, Kaschemme und Schulklasse, Leihhaus und Sportpalast steuern das Ihre bei.
Das allein aber macht noch nicht die ganze, noch nicht die schärfste Paradoxie dieses Dialekts. Der ländliche kann einer gewissen Naivität, einer harmlosen Selbstverständlichkeit sich erfreuen. Zwar desavouiert ihn jeden Morgen die Zeitung; aber das will nicht viel sagen, denn hier decken sich die Grenzen von Schriftdeutsch und Hochdeutsch. Nicht so für den Berliner, der den Archipel seiner Muttersprache ununterbrochen von einer nicht nur papiernen Flut von Hochdeutsch umbrandet fühlt. Man kann von ihm in Dingen seiner Ausdrucksweise unmöglich die Unschuld

eines niederdeutschen oder alemannischen Bauern erwarten. Sein Verhältnis zum eigenen Dialekt ist ein höchst gespanntes und reflektiertes. Mehr als eine und manche von den rühmlichsten Eigenarten des Berlinischen rührt daher. Am offenkundigsten freilich ein Ausfall. Es gibt nämlich, selbstverständlich, im berlinischen Schrifttum nichts, was neben den alemannischen Gedichten eines Hebel, den niederdeutschen eines Klaus Groth, der Prosa eines Gotthelf oder sogar Reuter sich zeigen könnte oder auch nur wollte. Der Berliner hielt mit seinen Spracheigentümlichkeiten bescheiden, um den Ruf seiner Bildung besorgt, zurück.
Müßte man wirklich erst die Psychologie eines Alfred Adler sich zu eigen machen, um die berühmte »Berliner Schnauze« als Überkompensierung eines Minderwertigkeitskomplexes zu erkennen, als den Krakeel, der nur die innere Stimme übertönen soll? Wir wagen jedenfalls diese Deutung. Wir kennen den Berliner nicht anders als mit dem »Sinn fürs Höhere«, als dessen fernste verschwimmende Alpenspitze die »Idee« ihm vor Augen schwebt. Die »Idee«, von der der Berliner nur spricht, wenn er etwas ganz, ganz besonders Winziges meint. Kennen ihn nur mit dem eingeborenen Respekt für »jroße Männer« und mehr noch für deren Denkmal, bis eines Tages in irgendeiner seiner Explosionen der Volkswitz seine Emanzipation von ihm vollzieht. Und um nun auf den Dialekt zurückzukommen: Es ist bezeichnend, daß die erste Stimme, die den Berlinern über ihre Sprache zu Ohren kam, eine Strafpredigt war. 1781 veröffentlichte Karl Philipp Moritz seine Schrift »Über den märkischen Dialekt«, eine aufklärerische Kritik, die dem Berlinischen seine undurchschaubare Zwitterstellung zwischen dem Hoch- und Niederdeutschen zum Vorwurf machte. Daß schon damals das gute Sprachgewissen seiner Bürger erschüttert war, zeigt die Anekdote des Verfassers von der Gesellschaft, die »hier in Berlin, unter sich ausgemacht hatte, eine eigne Armenbüchse, zu dem Ende, zu halten, um für jeden Sprachfehler, den sie in der gesellschaftlichen Unterredung machen würden, einen Dreier in dieselbe zu erlegen; und was das auffallendste war, so fand man diese Armenbüchse, in wenigen Stunden, von Dreiern angefüllt. Ob nun die Anzahl dieser Personen vielleicht sehr groß, oder der Raum in der Armenbüchse sehr klein gewesen seyn mag, kann ich nicht so genau bestimmen.« Gerade in sprach-

lichen Dingen trat ja das »Höhere« dem Berliner sehr drastisch bei den Emigranten in Gestalt der französischen élégance vor Augen. Erbschaft von ihnen sind nicht nur die vielen französischen Wendungen oder Endungen – »nich in die la main«, »ete petete«, »mit 'nem avec«, »Bagage«, »Kledage« etc. –, sondern auch die »vornehme« Aussprache »Grammophong«, »Telephong«. Einem ähnlich skrupulösen, aber schlecht beratenen Sprachgewissen entstammt das r, das der Berliner – der es in betonten Silben bekanntlich verschleift – Fremdwörtern als Respektsbezeugung verleiht: »Karnallie« für »Canaille«, »Kartarr« für »Katarrh«.
Das Sprachgewissen des Berliners ist also bedeutend zarter besaitet, als man es seinem Ruf nach vermuten sollte. Und nicht das Sprachgewissen allein. Man lese doch Fontane, um zu erkennen, wie leicht die Rührung dem märkischen Menschen und wie sehr sie ihm aus der märkischen Landschaft kommt, in der der Windhauch in den Fichten das einzig Erschütternde ist. Wenn er auch sagt: »Es ist rührend, wenn man dran wackelt«, so wird's auf zehnmal neunmal sein, um eine echte Rührung zu verstecken. Ja wenn der Dialekt spezifischer ist als die Nationalsprache (wie der Wein spezifischer als die Rebe), wenn man nach seinem Aroma forschen dürfte, fände der Kenner die innigste Würze dieses Dialektes vielleicht in einer Durchdringung des Zartesten mit dem Rohen, wie einmal ein Freund sie in einer Wendung, bei der Beratung einiger dunkler Existenzen, erhaschte. Es ging darum, einen Dritten unschädlich zu machen: »Den lehn' wa an de Wand.«
Im Zentrum der Stadt hat vor einiger Zeit eine Maschinenfabrik ihre Niederlage eröffnet. Zur Feier des Tages war das Schaufenster ganz mit Blumen gefüllt, nur hie und da leuchteten hinter den Blütenblättern die polierten Kurbelwellen und Schwungräder auf. Es war ein sehr berlinisches Bild. Ganz neue stahlharte Sachlichkeit durch die Blume. So sagt der Berliner, wenn er einem die Faust weist: »Hast woll schon lange nich an det Knochenbukett jerochen.« Er sagt auch in genau derselben Verfassung: »Sonst sollste mit Verjißmeinich handeln.« Gerade seine nachdrücklichsten Drohungen kommen sachte heraus. Dieses »sachte« spielt eine große Rolle nicht nur im Sprachschatz, sondern vor allem als Zeitmaß der Sprachbewegung. Denn der Berliner spricht als Kenner und mit Liebe zu dem, wie er's sagt. Er kostet es aus. Wenn er

schimpft, spottet und droht, will er dazu sich Zeit nehmen, genau wie zum Frühstück. »Alle Zähne wer'k dir ausschlagen. Aber een laß ick dir stehn fors Zahnweh.« Diesen Satz hörte ich, fast getragen, in einer Rempelei zwischen Straßenjungens. »Immer sachte« – das gibt das Zeitmaß des gemütlichsten Beisammenseins wie der drohendsten Auseinandersetzung.
Freilich, wenn's sein muß, kann der Berliner auch anders. Als der Expressionismus mit seiner geballten, gestuften und gesteilten Sprache ins Land kam, ließ er sich nicht lumpen. Er zeigte den Literaten, »was ne Harke is«, und brachte die Wendung auf, der an Kürze und Sprachgewalt von Sternheim bis Becher nichts gleichkam. Sein großes: Bei mir. »Bei mir: Katze« (mies), – »Bei mir: Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche« (Türme, d. h. »verdufte«), – »Bei mir: Schiefertafel« (Auf mir könn' se rechnen). Solche Wendungen hat man vielfach gesammelt und dem Berliner einen schlechten Dienst damit erwiesen. Denn immer ist der Sprachwitz Improvisation und Zeit und Umstände seines Entstehens geben auch dem scheinbar Gröbsten noch das unvergleichliche Aroma, ohne sie aber beginnt er bald schal und verweslich zu riechen. Danach mag man von dem Dunstkreis mancher berlinischer Dialektbücher sich einen Begriff machen. Immer wird der Geist dieser Sprache aus einem Wörterbuche viel reiner als aus jedweder Kollektion von Witzen hervorgehen. Aber freilich läßt ein Dialekt sich auch lexikalisch nicht ausschöpfen. Jedes wahre Studium führt auf seine Grammatik (s. dazu das Standardwerk: H. G. Meyer: Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. 9. Aufl.), und von da noch weiter auf Mimik und Physiognomik, auf die unübersetzbaren Gesten.
Im allgemeinen ist der Berliner sparsam mit weitausholenden Gebärden. Sie liegen seinem phlegmatisch-sanguinischen Typus nicht. Immerhin kennt er – vielleicht aus dem Boxsport – eine provozierende Ausfallsbewegung des Ellenbogens, die das Wort »Mensch knorke« begleitet oder ersetzt. Auch den Griff unters eigene Kinn zu der geheimnisvoll abschätzigen Wendung »So jung«. Oder den berühmten Fingerzeig an die Schläfe. Dieses Gebiet der Geste ist ein Grenzbezirk auch darum, weil das Unbestimmte, Mystifizierende, das jedem Dialekte hin und wieder eignet, hier leicht die Oberhand bekommt und dann am Ende den Ausdruck nicht nur unübersetzbar, sondern undeutbar macht. Wenn der Berliner mit

einem vielsagenden Aufblick »von wejen« sagt, so liegt auch das im Grund schon jenseits der artikulierten Sprache.
Aber kommt denn am Ende die Betrachtung des Dialekts nicht irgendwie mit dem geläufigen Bilde zusammen, das »überall im Reiche« vom Berliner kursiert? Der selbstbewußte kesse Junge mit der großen Schnauze, der helle Bengel, dem immer noch die Lichter der Aufklärung aus den Augen kucken – ist das Fabel? Gottseidank nein. Es ist Wahrheit. Aber auch nur die halbe. Gewiß, was sich da breitbeinig aufbaut und fragt: »Stimmt's oder hab ick Recht?«, bei wem das Maul so groß geraten ist, daß sogar Substantive drin zu Adjektiven werden – »klasse Sache« sagt der Berliner im Sinne von »ganz was Feines« –, der wird schon »von hier« sein. »Kommt nicht in Frage« mag noch reichsdeutsche Geltung haben; »knif« aber, die firmierte Ablehnung aus seinen Anfangsbuchstaben, ist schon berlinisch. Soweit die Keßheit.
Nur daß der schnell mit diesen groben Begriffen ans Ende käme, der versuchte, mit ihnen den Zugang ins Innerste dieser Sprache sich zu erschließen, in ihre dichte, exzentrische Bilderwelt. Die Schnoddrigkeit, die Schnödigkeit des Berliners, sie sind nicht nur die Folgen eines gottlosen Rationalismus, sondern vor allem anderen Ausdruck einer wunderbar trainierten Beobachtungsgabe. Seine innerste Haltung dem Leben gegenüber ist kontemplativ. Er ist so sehr Philosoph, so wenig der abgebrühte, ausgekochte Großstädter, daß er eine geniale Kraft, sich zu wundern, sich bis heute bewahren konnte. Wenn André Gide einmal der pseudophilosophischen Maxime »nil admirari« die wahre »omne admirari« entgegenstellte, so hat er dem Berliner seine Devise geschrieben. Aber die beste Definition des Philosophen, des berlinischen nämlich, gab 1922 ein Kellner im Romanischen Café dem Gaste, der sich darüber wunderte, daß die Tasse Kaffee wieder einige Millionen teurer war als am Vortag, da doch der Dollar nicht gestiegen war. Dem gab dieser große Berliner Kellner zur Antwort: »Wissen se nich, was die Devise ist, heute: Philosoph sein; nur nich denken; Philosoph sein.« Und damit meinte er doch wohl: Sich im stillen wundern. Vielleicht hat keine Sprache, kein Dialekt eine solche Fülle von Ausdrücken für dies stille Staunen wie dieser. Vom topographisch-archäologischen »Ick stehe wie die Kuh vorm neuen Tor« bis zu dem erschütternden »Da staunste Bauklötzer« durchmißt die Achse der Verwunderung alle Reiche

der Natur – »Ick denke, der Affe laust mir«, »Ick fall vom Stengel« – und wagt sich (sonst um keinen Preis) in den Himmel: »Mann Jottes!«.
Was ihn eigentlich die ganze Zeit wundert? Nun, vielleicht ist der Grund wirklich sein lästerlicher Rationalismus, vielleicht sind seine Anmutungen an die Verständigkeit des Weltlaufs so grotesk und exzentrisch, daß er sich wie ein Lebewesen von einer anderen Welt auf dieser vorkommt. »Au Mensch« kann manchmal so einen Ton haben, und gewiß hat ihn die Gebärde des Kutschers, der eines Tages mit den Worten »Mensch, du hast woll 'nen Vogel« sein Pferd an die Stirn tippt. Zahllose Redewendungen gibt es, in denen der Berliner so auf Gulliverische Art sein Liliput von Wirklichkeit aus den Angeln hebt. Und die besten sind noch nicht einmal Redewendungen, sondern Zufallsbildungen, die nur das Glück erhascht. Ich denke an den Chauffeur, den eine Panne zwang, unter den Wagen zu kriechen. Ein Auflauf. Unter den Vordersten beginnen ein paar zu kichern. Da tauchte hochrot der Mann unter seinem Gestell hervor: »Wat hier jelacht wird, det lache ick.« Es ist kein Zufall, daß selbst alte Berliner Witze diese exzentrische Geste schon kennen. Den Frühlingswunsch des Schneidermeisters: »Mutter, lang mir mal 'nen Blumentopp aus'n Fenster; ick will mir mal en bisken in't Jrine setzen«, könnte man, wenig verschoben, heute Grock nachfühlen.
Derselbe schwer entzifferbare, aber höchst bedeutende Zusammenhang, der den großen Exzentrik zum Zeitgenossen der neuen Sachlichkeit machte, hat von jeher latent in der Sprache des Berliners gewirkt. Es ist darum kein Zufall, daß der zum ersten Male seit siebzig Jahren nun wieder seine Stadt und seine Sprache eingeständlich zu lieben begonnen hat. Früher, als er denkt, werden auch Werke da sein, die zeigen, wie sich die Potenzen dieser Sprache an wichtigen Gehalten unserer Gegenwart bewähren. Alfred Döblins »Berliner Alexanderplatz« könnte nach allem, was bisher davon bekannt ist, vielleicht so ein Werk werden. Gerade dann freilich wird der echte Berliner erklären: »Mein Name ist Hase.« Aber im stillen wird er denn doch die »Mache« bewundern und nicht leugnen, daß es »jekonnt« ist.

Piscator und Russland

Erwin Piscator plant, wie wir erfahren, eine Arbeitsgemeinschaft mit der »Moskauer Association für das proletarische Theater« einzugehen. Piscator wird diesem Verband seine Texte, Bearbeitungen, Regiepläne, Photos usw. zugänglich machen und seinerseits von ihm über dessen Theaterpolitik auf dem laufenden gehalten werden. Wie wertvoll diese Beziehung sein kann und was sie bedeutet, wird aus den folgenden Angaben ersichtlich werden.
Die »Moskauer Association für das proletarische Theater« ist aus dem »Rapp« (»Moskauer Association der proletarischen Schriftsteller«), und zwar genauer aus Debatten über die Frage hervorgegangen, auf welche Art und Weise die Parole der »Kulturrevolution« sich im Theater auszuwirken habe. Die erste Schwierigkeit, auf die man hier stieß, liegt in der Tatsache, daß Rußland in der Bühne Stanislawskis noch heute eine höhere vorrevolutionäre Theaterkultur besitzt als die meisten Länder Europas. Die Auseinandersetzung mit ihr konnte also nicht unter der Hand mit ein paar Schlagworten geleistet werden. Sie rief vielmehr im Bereich der Regielehre wissenschaftliche Kontroversen hervor, die dem Marxisten aus der Philosophie geläufig sind. Vor allem auf eines verwiesen die Anhänger Stanislawskis: Der Marxismus erklärt den Menschen für bedingt durch die Verhältnisse, in denen er lebt. Nun untersuchet daraufhin den Realismus von Stanislawski! Beruht er nicht auf schärfster, detailliertester Wiedergabe der Umwelt, aus welcher die Figuren, die er auf die Bühne stellt, hervorgehen? – Hier war nun der Ort zu einer ersten grundlegenden Klarstellung. Man konnte, man mußte erwidern: Das Milieu, von dem ihr da redet, ist das der individualistischen Soziologie, der Milieutheorie Taines. Marx aber behauptet, der einzelne ist bestimmt durch die Klassenlage, die Lage der Klasse aber wiederum durch ihre Stellung im Produktionsprozeß. Stanislawskis Theater kennt folgerichtig keine Psychologie der Klasse, sondern nur die des Individuums, keine klassenkämpferischen, sondern nur klassenversöhnende Tendenzen. Und ferner: Es zeigt wohl die Epoche als Produkt des Menschen, aber es tut dies statisch, nicht dialektisch. Es zeigt wie sie ist, nicht wie sie geändert wird. Und dieser gleiche Ausfall der Dialektik ist es, dem seine Kritiker

in der Technik der Inszenierung begegnen: einem Realismus, der nachahmt, ohne sich mit dem Nachgeahmten auseinanderzusetzen.
Mit anderen Worten: Die »Association für das proletarische Theater« wendet ihre kritische Front zunächst gegen Stanislawski. Sie wahrt aber ebenfalls ihre Freiheit gegenüber der Gruppe »Lew«, dem Theater Meyerholds, der Bühne Tretjakoffs, Majakowskis u. a. Die Kämpfe um »Lew« sind beinahe so alt wie die russische Revolution selbst. Eine gewisse Epoche bezeichnet das Jahr 1926, in dem der Anspruch dieser Gruppe, die revolutionäre Form an die erste Stelle zu rücken, ihr den Primat vor dem Inhalt zu geben, abgewiesen wurde. Die »Association für das proletarische Theater« ist der Ansicht, daß nun nach dieser Klarstellung die Öffentlichkeit eine wohlwollende Neutralität gegenüber dieser Bühne sich leisten könne, die ihre Experimente zum Teil ohne ideologische Fundierung, aber nicht ohne Glück und Fruchtbarkeit unternimmt. Sie sieht in ihr das Theater der kleinbürgerlichen radikalen Intelligenz, die nicht ganz abgestoßen werden soll. Denn im Augenblick sei die »rechte Gefahr«, die von den Positionen der alten Bourgeoisie her droht, dringender als die »linke« dieser radikalen Mitläufer.
Damit ist die Stellung der Association jenseits von beiden Gruppen bezeichnet. Sie setzt sich vor, die neue nachrevolutionäre Bühne mit einem Geiste zu durchdringen, der die lebendigen Elemente aus dem Erbe der Theaterkultur der Schärfung und Erhellung des Klassenbewußtseins dienstbar macht. Und nun die Hauptsache: Solche Theater sind nicht nur die großen Moskauer Bühnen – das Theater der Revolution; MGSPS, das Gewerkschaftstheater; Proletkult –, sondern all die über Rußland verstreuten Dilettanten- oder Arbeiterbühnen, die Vertreter einer Bühnenkunst, die aus den Betrieben und der Tagespolitik unmittelbar hervorgegangen ist, und die wir als das »Theater der blauen Blusen« auch hier kennengelernt haben. Endlich die Bauerntheater. Das ist die breite Basis, auf welche die Association sich stützt. Es wird von höchstem Interesse sein, die Wechselwirkung zwischen diesem russischen Klub, in dem zum ersten Male alle am Theater Beschäftigten, Schauspieler, Regisseure so gut wie Hilfsarbeiter und Kritiker sich zusammenfinden, mit der deutschen Bühne zu verfolgen.

Man wird in diesem Überblick den Namen Tairoffs vermißt haben. Sein Theater hat in diesem Zusammenhange nichts zu suchen. Es gilt als das der neuen Bourgeoisie, des Nep.

François Bernouard
Der Drucker, Verleger und Autor

Wir saßen draußen in seinem kleinen Haus in Vincennes beim Frühstück, als mir Bernouard seine Lebensgeschichte erzählte. Ich weiß noch das Zimmer – aber welches Zimmer wüßte man nicht, in dem man einmal mit ihm gesessen? Und welcher Tisch, an dem man ihm gegenübersaß, wäre nicht eine Insel im Meer des Vergessens? Ich denke nicht allein an die schönbestellten Holztische, an denen wir oft beim Père du Côté miteinander zu Abend aßen und nicht nur an die Marmortische der Deux Magots, sondern auch an den winzigen Tisch des Bureaus, an dem ich ihn zum erstenmal gesehen und auf dem ich seither so viele seiner Drucke bewundert habe. Nie in meinem Leben habe ich in einem kleineren Bureau gesessen, eine Kammer aus den Anfängen der Buchdruckerkunst, eine Inkunabel von einem Bureau, hinge nicht das Telephon an der Wand. Es kommt einem der Gedanke, der Mann dort, der das Drucken (und nicht nur drucken!) von der Pike auf erlernte, will nun, als Unternehmer, sich klein machen und allen Platz für Maschinen und Personal sparen. Seltsamer Unternehmer, der Mann, an dem keine Fiber je den verrohenden, verdummenden Einfluß des Geldes erfahren, aber dafür auch kein Zoll die Jahre des Elends und der hundertfältigen Arbeit vergessen hat. Es ist lange her, daß er eine anarchistische Zeitschrift herausgab. Wenn aber eine chemisch-reine Mischung von Geist und Lauterkeit gefährlich ist, so ist sein Gesicht es noch heute.
Der Charme, mit ihm zu reden, ist abgründig. Schmale Stege über Abgründe des Tiefsinns – so wirft er Verse, Anekdoten, Erlebnisse ins Gespräch. Keines ist unbedeutend, und keines ist allgemein. Natürlich hat er Lieblingsthemen, oft religiöse: die Juden, die Bibel. Nichts geht für den, der seine musterhafte Ausgabe der massoretischen Bibel kennt, über das Vergnügen, ihn dieses Buch als Freigeist diskutieren zu hören. So muß man den frivolen Abbés des dixhuitième gelauscht haben. Und dennoch weiß ich,

daß dies große Unternehmen von mehr als 20 Bänden die praktische Vernunft seines Bibelglaubens zum Ausdruck bringt; Glaube nicht an das, was sie lehrt, aber an die ehernen Fundamente ihrer Herrschaft in Schrifttum und Sprache. Oft gibt es Debatten in größerem Kreis, die den Reiz der friedlichen Zwiegespräche noch überbieten. Dann ist es passionierend, seiner Taktik zu folgen, mitzuerleben, wie er unbeirrt durch alle Finten dem Gegner immer auf dem Leibe bleibt, nie den Partner in einer Meinung, sondern immer die Meinung in einem Partner bekämpft.
Jedes Handwerk hat einst seine eigenen professionellen Physiognomien herausgebildet. Die Kraft, die sie prägte, ist in den meisten Gewerben längst erloschen. Denkt man aber an große Drukker, selbst neuester Zeiten, einen Wiegand in München, einen Bernouard in Paris, so kommt man ganz von selber darauf, daß sie bei Typographen bisweilen jetzt noch wirkt und zum Vorschein kommt. Und Bernouard hat ja nicht als Verleger, sondern als Drucker begonnen. Es sind nun rund zwanzig Jahre seitdem vergangen. Die Buchkunst Frankreichs stand damals tief unter der deutschen, von der englischen ganz zu schweigen. In der »Préface du typographe« zur fünfzigbändigen Zola-Ausgabe hat Bernouard erzählt, wie eben die Gedanken jenes William Morris, die die Buchkunst Europas erneuert haben, ihn damals ergriffen. Freilich war es eine Einwirkung auf kurze Sicht, genug, die Verantwortung des Buchgestalters zu wecken, nicht ausreichend, ihn zu leiten. »Aber«, sagt Bernouard, »mit zwanzig Jahren denkt man mehr durch die Toten als durch sich selber.« Die Wiedererweckung des handwerklichen Setzergeistes des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts – das war Bernouards Programm, als er zu drucken begann; und in den Besitz einer Handpresse zu gelangen sein höchstes Ziel. Der Weg, den er dann später von den ersten Versuchen mit dieser Presse bis zu seinem heutigen Betrieb in Vincennes, der mit den geistvollsten, vollendetsten Setz-, Falz- und Bindemaschinen arbeitet, zurücklegte, wäre so, wie er ihn auf den genannten Seiten erzählt, gewiß ein großer epischer Stoff. Nur Zoll für Zoll hat er den Boden der Maschine überlassen, und nie ehe es ohne allen Opportunismus aus der Überzeugung geschehen konnte: so wird das Buch besser und der Arbeiter freier. Was er in dieser Vorrede erzählt und wie er es tut, ist nicht nur eine Huldigung an Zola, die dem Kern seines Werkes näherkommt

als manche gelehrte Betrachtung, es ist zugleich das Bild dieses unendlich wendigen, immer der Logik der Dinge getreuen Menschen, eines polymetis – wenn das Beiwort des »nie um Rat verlegenen« Odysseus auf irgend jemand zutrifft. Aber ein polytropos auch, ein Umgetriebener, in Frankreich und in den Geistwelten. Immer doch in einer begrenzten, im Fremdesten noch ihm heimischen Zone; ich glaube nicht, daß er viel oder lange über die Grenze Frankreichs hinauskam. (Als er mir eines Tages erzählte, er sei in jedem Herbst auf einige Tage in Nizza oder Marseille, da klangen auch diese Namen in seinem Mund wie Ménilmontant oder Billancourt.) Und über seinen Editionen steht als Ursprungsmarke die Rose de France.

Diese Ausgaben stellen einen neuen Typus von Buch dar; es sind komplette, kritische, in Text und Ausstattung höchstwertige und dennoch standardisierte Gesamtausgaben moderner Autoren. Es handelt sich also bei diesen Œuvres Complètes von Nerval, Mérimée, D'Aurevilly, Schwob, Renard, Zola, Bourges, Courteline um etwas, wozu es in Deutschland nichts Entsprechendes gibt. Denn alle diese Bände sind, wie gesagt, in Format und Ausstattung völlig gleich. Moderne »Klassikerausgaben« also, wenn man will, – nur daß an diesem Begriffe, wenn man alles Verstaubte, Zopfige und Langweilige abzieht, nichts übrig bleibt. Und daß das Müßige, Kleinbürgerliche und Feige, von dem dies andre nur der Ausdruck ist, hier keine Stelle hat, weil es sich in den meisten Fällen um Autoren handelt, die noch nicht frei sind. Fast immer sind also diese Sammlungen die ersten kritischen Gesamtausgaben der betreffenden Dichter.

Dieser Verleger ist Drucker, aber er ist auch Autor: Romancier und Dramatiker. Nach beiden Seiten hat er über die Vermittlerstellung seines Berufes hinaus- und in die geistige und manuelle Produktion des Buches eingegriffen. Das ist, im Querschnitt seiner Aktivität, die deutlichste Formel für das Umfassende dieses Mannes. Von den Freunden, die sich jeden Donnerstag zur Aperitifzeit um seinen Tisch zusammenfinden, wird sich schon jeder einmal im stillen über diese undurchschaubare Physiognomie seine Gedanken gemacht haben. Diesem Haar ist kein Staub der Werkstatt, diesen Augen kein Blick der Liebe, diesem Ohr kein französischer Dialekt, diesem Mund kein verzichtendes Lächeln, diesen Händen kein Griff des Mixers, diesen Füßen kein schwerer

Weg fremd. So viel Wissen und so viel Kunst mußten sich zusammenfinden, um die ganze gelassene Lebenserfahrung eines Flaneurs von 1850 dem aktivsten, gewandtesten Unternehmer zugute kommen zu lassen. Und wenn wenige in dem Werk, das aus dieser Vereinigung hervorging, den erstaunlichen Menschen ahnen, so gehört auch diese Anonymität zu dessen Erscheinung. Ja, vielleicht druckt dieser Mann nur, um in einer Welt kunstreich beschworener Geister vor den Menschen sich zu verbergen.

Gespräch mit Ernst Schoen

»So wie in einem Gedicht von Laforgue, einer Szene bei Proust, einem Bild von Rousseau recht wohl ein Pianino stehen könnte, so paßt in Aragons oder Cocteaus Dichtung, in ein Gemälde von Beckmann oder besser Chirico die zottige Figur des Lautsprechers, das Geschwür des Kopfhörerpaares um die Ohren mit den pendelnden Eingeweiden der Leitungsschnur.« Das ist scharf gesehen und evident. Es stammt aus einem »Anbruch«-Artikel »Musikalische Unterhaltung durch Rundfunk«. Verfasser Ernst Schoen. Und damit tritt zur Evidenz die Überraschung: so treffend, so kultiviert und unverbildet zugleich spricht hier der Leiter eines Senders vom Instrument. Einen solchen Mann über seine Pläne und Ziele zu hören, schien mir um so mehr Interesse zu haben, als dieser Sender der Frankfurter ist, der seinen europäischen Ruf schon besaß, ehe sein früherer Programmleiter Flesch durch die Berufung nach Berlin die Aufmerksamkeit auf Frankfurt lenkte und seinen Mitarbeiter als Nachfolger zurückließ.
»Eine Sache historisch verstehen«, so beginnt Schoen, »heißt, sie als Reaktion, als Auseinandersetzung begreifen. So muß auch unser Frankfurter Unternehmen aus einem Ungenügen, und zwar aus einer Opposition gegen das erfaßt werden, was ursprünglich die Programmgestaltung des Rundfunks bestimmte. Das war, kurz gesagt, die Kultur mit einem haushohen K. Man glaubte im Rundfunk das Instrument eines riesenhaften Volksbildungsbetriebs in der Hand zu halten. Vortragszyklen, Unterrichtskurse, großaufgezogene didaktische Veranstaltungen aller Art setzten ein und endeten mit einem Fiasko. Denn was zeigte sich? Der Hörer will Unterhaltung. Und da hatte der Rundfunk nichts

zu bieten: der Trockenheit und fachlichen Beschränktheit des belehrenden entsprachen Dürftigkeit und Tiefstand des ›bunten‹ Teils. Hier galt es einzusetzen. Was bisher als Vereinsunternehmen ›Schlummerrolle‹ oder ›fröhliches Weekend‹, eine Arabeske am seriösen Programm gewesen war, mußte aus der muffigen Atmosphäre des Amüsements in die gut durchlüftete, lockere und witzige Aktualität gehoben und zu einem Gefüge werden, in dem das Mannigfaltigste auf gute Art sich zueinander finden konnte.« Schoen gab die Losung aus: »Jedem Hörer was er haben will und noch ein bißchen mehr (nämlich von dem, was wir wollen).« Man sah aber in Frankfurt sogleich: dies zu bewirken ist heute nur möglich mit einer Politisierung, die ohne den chimärischen Ehrgeiz staatsbürgerlicher Erziehung den Zeitcharakter so bestimmt, wie ehemals der »Chat Noir« und die »Elf Scharfrichter« es getan haben.
Der erste Schritt war vorgezeichnet. Es galt anschließend an den status quo des großstädtischen Kabaretts zu einer Auslese der Qualitäten, wie sie in solcher Strenge allein dem Rundfunk möglich ist, zu gelangen und zugleich den Vorsprung zu nutzen, den gerade hier der Rundfunk vorm Kabarett hat: vor dem Mikrophon Künstler zu kombinieren, die sich im Raume eines Kabaretts nicht leicht zusammenfinden. Und anschließend bemerkt Schoen: »Viel wichtiger als die zur Zeit etwas forcierte Suche nach dem literarischen Hörspiel mit seiner fragwürdigen Hörkulisse ist mir, die besten Methoden ausfindig zu machen, mit denen jedes Werk, das aufs Wort gestellt ist, vom lyrischen Drama bis zum Versuchsstück, in werdenden Formen übertragen zu werden vermag. Ganz anders steht es natürlich um jene unliterarischen, stofflich und sachlich bestimmten Hörspiele, mit denen gerade Frankfurt den Anfang gemacht hat. Hier wird man von den Erfahrungen der Kriminal- und Scheidungsaffären, die mit so viel Erfolg gegeben wurden, ausgehend, zunächst eine Folge von Mustern und Gegenmustern der Verhandlungstechnik – ›Wie nehme ich meinen Chef?‹ u. ä. – geben.« Es ist Schoen gelungen, gerade für diese Seite seiner Tätigkeit das Interesse von Bert Brecht zu gewinnen, der ihm hier zur Seite stehen wird.
Schoen denkt im übrigen nicht daran, die technischen Errungenschaften, wie deren jeder Monat im Rundfunk bringt, mit suffisanter Miene zum »Kulturgut« zu schlagen. Nein, er bewahrt ihnen gegenüber kühlen Kopf und ist sich zum Beispiel ganz dar-

über im klaren, daß die Vergrößerung seines Arbeitsgebietes wie das Fernsehen sie darstellt, auch neue Schwierigkeiten, Probleme, Gefahren naherückt. Für den Augenblick freilich hat der Rundfunk es nicht mit dem Fernsehen in vollem Umfang zu tun. Aber gerade was den zunächst in Frage kommenden Ausschnitt, den Bildfunk, betrifft (dessen Einrichtung von der Reichsrundfunk-Gesellschaft abhängt), leuchtet uns ein, daß seine künstlerischen Verwendungsmöglichkeiten, wie Ernst Schoen sagt, um so vielfältiger sein werden, je mehr es gelingen wird, ihn von bloßer Reportage zu emanzipieren, mit ihm zu spielen.
Sind es meine vorwiegend literarischen Interessen oder ist es nicht vielmehr die Zurückhaltung meines Partners – Ernst Schoen ist von Hause aus Musiker und ein Schüler des Franzosen Varèse –, die das Gespräch bisher von musikalischen Dingen fernhielten? Einer Frage nach dem Baden-Badener Musikfest, das bekanntlich zwei Tage der Musik für den Rundfunk gewidmet hatte, wird er nicht ganz ausweichen können. Nicht ohne Überraschung aber bemerke ich: er ist auch hier nicht aufs ästhetische Gebiet zu verführen. Er bleibt bei der Technik. Und führt ungefähr Folgendes aus: Die Techniker stehen auf dem Standpunkt: Es ist überhaupt keine besondere Musik für den Rundfunk nötig. Er ist entwickelt genug, um jede Musik vollendet zu übertragen. Demgegenüber Schoen: »Gewiß, in der Theorie. Aber das setzt vollkommene Sender und vollkommene Empfänger voraus, die es in der Praxis nicht gibt. Und das bestimmt die Aufgabe der Rundfunkmusik: Sie hat auf bestimmte Wirkungsminderungen Rücksicht zu nehmen, die heute noch mit jeder Übertragung verbunden sind. Darüber hinaus – hiermit stellt sich Schoen an Scherchens Seite – gibt es für eine besondere etwa ästhetisch neu fundierte Rundfunkmusik noch keinen Anhalt. Baden-Baden hat das bestätigt. Die Rangfolge des Wertes fiel bei dem, was man dort vortrug, mit der der Radioeignung zusammen. In beiden Hinsichten standen Brecht-Weill-Hindemiths ›Lindberghflug‹ und Eislers Kantate ›Tempo der Zeit‹ voran.«
»Das Radio«, bemerkt Ernst Schoen abschließend, »ist an einem bestimmten, verhältnismäßig willkürlichen Punkte seiner Entwicklung aus der Stille des Laboratoriums herausgerissen und zu einer öffentlichen Angelegenheit gemacht worden. Seine Entwicklung ging vorher langsam, sie geht jetzt nicht schneller. Würde ein

Teil der Energien, die einem oft allzu intensiven Sendebetrieb dienen, auch heute den Versuchsarbeiten zugewandt, so würde der Rundfunk dadurch gefördert werden.«

Wedekind und Kraus in der Volksbühne

Frank Wedekind: Frühlings Erwachen

An dieser Martinschen Aufführung war das grundsätzlich Interessante eine Akzentverschiebung. Was da in Wendla und Melchior erwachte, war nicht mehr Frühling; so wenig regt er sich in diesen leidvollen, lärmenden Knaben und Mädchen wie in der trostlos verbauten Großstadt, mit welcher Caspar Neher sein vortreffliches Ingolstadt in den Schatten stellte. Das buschige Ufer, von dem sich Moritz Stiefel hinabgleiten läßt, ist senkrechte Kaimauer, der Heuboden, auf dem Wendla und Melchior miteinander zu schaffen haben, ein Hängeboden, und Hänschen Rilow macht dem Schulfreund sein Geständnis nicht mehr im Weinberg, sondern zwischen den Achsen und Radspeichen eines Zirkuswagens. Kurz, Martin hat den Kindern ihren großen Sachwalter, den Frühling, genommen. Der Erfolg hat ihm rechtgegeben. In den dreißig Jahren, die seit der Abfassung hingingen, sind diese Kinder mündig geworden. Aber auch das Stück ist gewachsen. Es steht größer, in sich vertrotzter und in sich verträumter vor uns. Und so hat es nicht nur auf sein schüchternes Frühlingsweben, sondern auch auf die provokatorische Geste verzichten können. Metapher und Tendenz sind im Vestibul des Naturalismus abgelegt worden. Nun tritt es mit seinem natürlichen und bisweilen Shakespeareschen Ernst in die Gegenwart. Unangekündigt, ohne zu klopfen. Es ist ganz normal und die Regie hat es richtig gefühlt, daß dieser Ernst sich mit dem unsrigen verbindet, dem die sexuelle Frage nur ein ungelenker Vorläufer der sozialen ist. »Unsinn! Die Berliner Rangen sind aufgeklärt! Darum muß Frühlings Erwachen in einer Kleinstadt spielen« hat man Martin entgegnet. Aber das ist es eben: Wedekind schrieb nicht die Moritat von den ahnungslosen Flegeln und Backfischen, sondern das Trauerspiel vom Erwachen der eigensinnigen Naturkraft in der Kreatur. Und eine blinde Macht geht mit der andern: die frühe Sexualität mit

dem Großstadtelend. Das gab dem Stück seine Atmosphäre. Unvergeßlich der Abend am Kai, von dem sie wie ein feuchter Nebel ins Publikum drang, während Moritz Stiefel mit Ilse seinen Diskurs hat. Viel Unzureichendes, offenbare Fehlbesetzungen, mußte man unterwegs hinnehmen, dann aber faßten, in der letzten Szene, Darsteller und Regie auf diesem Boden Fuß, wo er am heißesten ist. Wahrscheinlich sind die Worte des abgefallenen, von seinen Händen aufbewahrten Kopfes noch niemals so – so voll von resigniertem Heimweh nach dem Rumpfe – gesprochen worden wie von Peter Lorre. Und der Epilogos des Stücks, der vermummte Herr, ist zur Zeit, als er von Wedekind selber gegeben wurde, dem Autor nicht besser gerecht geworden als hier in der Person von Walter Franck. Aber nicht nur Epilogos des Stücks, sondern des ganzen romantischen Dramas; den aufgeregten Autor, der bei Bernhardi, Grabbe, Tieck nur aus Neugier und um ins Publikum zu wittern, die Nase hinterm Drama heraussteckt, treibt hier die Liebe zu den eigenen Kreaturen auf die Bühne. Zum Begräbnis des Moritz Stiefel kommt er zu spät, aber immer noch zeitig genug, seinen Melchior zu retten. So kam Wedekind den Kindern zu Hilfe. Die vollendete Kraft und Gesundheit der Dichtung aber – und das sehen wir erst heute – ist, daß diese Kinder es ihm vergelten. Freud hat gelehrt, daß alle »Entartungen« des Geschlechtslebens nur verfrühte Triebfixierungen sind; der Sexus ist auf kindlichen Entwicklungsstufen stehen geblieben; Denkmäler, Spuren dieser Stufen sind die Perversionen. Die allzu krassen, allzu scharfen Masken dieser Kinder sind inzwischen Schutzgötter des Wedekindschen Sexus selber geworden. Sie stehen zum organischen und geistigen Gesicht des Toten. Sie sind in der langen, traurigen Unsterblichkeit seine Nothelfer.

Karl Kraus: Die Unüberwindlichen

»Der Zuhälter ist das Vollzugsorgan der Unsittlichkeit; das Vollzugsorgan der Sittlichkeit ist der Erpresser.« So hat Kraus vor fünfzehn Jahren geschrieben. Nun zeigt er, wie der Polizeipräsident Wacker im Bund mit dem Erpresser Barkassy das Erbe des Doppelaars übernimmt, nachdem er dessen ausgestopften, mottenzerfressenen Balg – Wien – in einem Blutbad gesäubert hat. Dem sieht man Arkus (Anagramm für Kraus) entgegentreten. Jedoch

vor diesem Zauberschränkchen »Polizeipräsidium«, in dem er den Erpresser ahnt, steht er so machtlos wie wir im Variété vor der berühmten »Zaubertruhe Salomonis«, aus der sogleich – wir wissen es – das schöne Kind sich hebt, obwohl doch alle Türen offen standen, und wir das Innere spiegelklar durchschauten. So wird es wirklich. Arkus hat das Nachsehen. Zum Schluß operiert Barkassy nicht mehr heimlich, sondern jovial und lärmend im Blutpalaste. Die frostige Distanz zwischen ihm und Wacker ist einer ausgesprochenen Nibelungentreue gewichen.
Wacker ist die vollendete Verkörperung dessen, was früher in der Fackel »die Fibel« hieß. Also ganz und gar nicht der abstoßende Ausbeuter, den George Grosz darstellt, und von dem die Proletarische Bühne die Maske des »Bourgeois« entlehnte. Wacker ist ein soignierter Herr; ein Würdenträger und dennoch Mensch; die Güte und die Innigkeit persönlich sind in den Dienst der Infamie getreten, um diesen Typus möglich zu machen, und wahrscheinlich mußte ein Wiener kommen, um ihn in jedem Zuge so schlicht und regelrecht zu treffen, wie es Peppler gelang. Es war eine unübertreffliche Leistung, und sie stellte ihn in den Mittelpunkt einer Aufführung, die auf außerordentlich hohem Niveau stand. Selten ist man bei den Berliner Veranstaltungen von Karl Kraus einem so unforcierten Enthusiasmus begegnet. Und wenn schließlich dennoch in den Applaus sich etwas von dem Gesinnungslärm mischte, der eine so zweideutige Begleiterscheinung der Berliner Premieren zu werden beginnt, so weist das auf den einzigen Punkt, in dem Regie und Text ein Schwanken zeigten.
Das ist der vierte Akt, in dem dramatischer und politischer Schwerpunkt sich nicht mehr decken. Es war ein Mißgriff des verdienstlichen Regisseurs Kenter, die beiden Schreiber in automatischem Gleichschritt an die Rampe zu führen, um sie dort mit ekstatischer Stimme die Akten der Julimorde verlesen zu lassen. Automatische Demagogen, demagogische Automaten sind widersinnig. Was hier als Bruch im Aufbau, Bruch im Beifall, Bruch in der Regie heraustritt, ist freilich die innerste Paradoxie der Sache selber: Kraus kann die eigene Niederlage nicht gestalten. Und dazu werden wir uns beglückwünschen. Wenn sich im letzten Akt der Dichter selbst den hochdramatischen Triumph nicht gönnt, dem Arkus von seinen Gegenspielern ein Licht über die wahren Grundsätze der Korruption aufstecken zu lassen, so ist es, weil

Karl Kraus seinen Kampf nicht aufgibt. Sein Stück ist kein Schlachtendrama, sondern ein Communiqué an das Hinterland. Und es in den Abendspielplan zu übernehmen wäre die beste Antwort der Volksbühne auf die Konjunkturwelle der Kriegsdramen.

Dergleichen ging mir auf dem Heimwege durch den Sinn. Daneben aber, ganz ohne Zusammenhang mit alledem, sah ich vor mir: Den Dichter, im Jackettanzug, um den Hals, tief auf die Brust herunterhängend, eine Ordenskette. Die Glieder hießen: Ausbeutung, Kuppelei, Verrat, Erpressung, Sadismus, Lüge. In der Mitte aber bleischwer, erdrückend, dieser fürchterlichste Kraus-Anhänger: Wien. Und die plumpe Berlocke hohntanzte auf seiner geschundenen Brust um so ausgelassener, je verzweifelter er die Arme gen Himmel warf.

Hermann Ungar: »Die Gartenlaube«
Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm

Die neue Sachlichkeit hat sich am politischen Drama die Milchzähne ausgebissen, ohne daß ihr darum Weisheitszähne gewachsen wären. Dieses Drama nämlich steht und fällt mit seinem didaktischen Gehalt, mit seinem Lehrwert. Davon will aber niemand hören; dafür hat niemand Zeit übrig. Es ist ja so viel einfacher statt eines Lehrgehalts, der den Autor strapaziert, weil er Einsicht verlangt, den agitatorischen in die Mitte zu stellen. Man kann es Ungar also nicht verdenken, wenn er statt ans politische Drama sich an ein politisiertes hält, und den bewährten Rohbau des bürgerlichen Lustspiels zugrunde legt, um darauf zu montieren, was er Verdrossenes, was er Despektierliches, was er Schnödes zu sagen hat. Auf diese Art gewinnt er festgefügte dankbare Rollen, denen eine sichere durchdachte Aufführung völlig gerecht wurde. Man sehe näher zu: Jede dieser Figuren ist nur durch eine kleine Verzerrung – wie uns der Simplizissimus seit Jahren zeigt – von dem sympathischen Urbild aus dem »Raub der Sabinerinnen« oder aus dem »Weißen Röss'l« unterschieden. Der Vater, ehemals zerstreuter Professor oder Schmierendirektor; jetzt (Erich Ponto: ganz meisterhaft) der närrisch weltfremde Schöngeist. Die Mutter,

ehemals die waltende Hausfrau, die das Ihre zusammenhält; jetzt (Hedwig Wangel) das Weib, das mit beiden Füßen im Leben steht, und, etwas strindbergisch, die Ihren zusammenhält. Die Tochter, ehemals unaufgeklärt, unberührt und zum Schluß versorgt; jetzt (Hilde Körber) aufgeklärt, aber bis zur Narrheit, berührt, aber von dem Zukünftigen und zum Schluß nicht minder versorgt. Weil die Schärfe dieser Dialoge weit der des Aufbaus überlegen ist, darum geht es nicht ohne expressionistische Verstauchungen ab. So wie Ungar es tut, konfrontierte man vor acht Jahren eine »Kurtisane« und einen »Vater«. Manchmal langt der Witz nur mit weit heraushängender Zunge an der Pointe an.
Bei alledem bleibt das Drama (und nicht nur der ausgezeichneten Aufführung wegen, um die auch Nehers Panoptikumvilla ein großes Verdienst hat) sehr sehenswert. Es ist ein sauberer Trick, der zugrunde liegt. Wenn auch im Innern der Mechanismus noch auf die herkömmliche Weise abschnurrt, so macht es dennoch Spaß, sich das Ganze einmal in entgegengesetzter Richtung drehen zu sehen.

Ein merkwürdiges Lehrbuch des Deutschen

Von dem folgenden Dokument[1], das zu den schrulligsten der Pädagogik gehören muß, wird sich schwer sagen lassen, ob es je

1 Kunstgriffe oder Anweisung, wie Väter, Erzieher und Lehrer einen Aufsatz auf funfzigerley verschiedene Weise zweckmäßig zu Sprach- und Verstandesübungen benützen können von Friedrich Johann Albrecht Muck. Rothenburg im Rezatkreise, 1810. – Gedachter »Aufsatz« ist die Bertuch'sche Fabel »Das Lämmchen«.

> Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
> Ging einst mit auf die Weide;
> Mutwillig sprang es in den Klee,
> Mit ausgelass'ner Freude. usw.

»Wie man – erklärt der Verfasser in einer Vorrede – einen einzigen, zweckmäßig gewählten deutschen Aufsatz auf möglichst verschiedene Weise zu Verstandes- und Sprachübungen benützen könne, ohne großen Aufwand von Kraft und Zeit? – hierauf mußte ich als Pfarrer zu Markt-Ippesheim besonders studieren, indem mir neben meinem Amte, und neben der täglichen Unterweisung der Schulcandidaten, auch noch der Unterricht mehrerer Zöglinge, meiner Kinder und einiger hoffnungsvollen Mädchen obgelegen ist. Das Resultat meiner Versuche enthalten diese Kunstgriffe.« Hier einiges aus dem Inhaltsverzeichnis: 1. Das Metrum richtig angegeben, aber beym Dictiren in jedem Verse eine Sylbe zu viel oder zu wenig. 2. Mit durchaus falscher

eine Rolle im regulären Unterricht gespielt hat. Daß es im Selbstverlage des Verfassers erschien, der doch als »Königl. Bayerischer Dekan der Diözese, Hauptprediger der Stadt und erster Distriktsschulinspektor des Landgerichts Rothenburg«, an sich einen anderen leicht hätte finden müssen, deutet darauf, daß man die praktische Brauchbarkeit dieses Buches schon vor 120 Jahren richtig eingeschätzt hat. Wir wollen es wenigstens hoffen. Hat nicht der Physikus des »Woyzeck« in seinem Verfasser einen Zwillingsbruder bekommen? Gäbe es nicht Büchner'sche Szenen, diese Deutschlehre im Unterricht an Kindern erprobt zu denken? Einen Magister darüber wachen zu sehen, daß auch kein R in die Erzählung des Schülers sich einschleiche, das Lämmchen der Bertuch'schen Fabel als Steckenpferd durch die vierzig Wochen des Schuljahrs einen pädagogischen Don Quichote tragen, den Lehrer vor versammelter Klasse haarscharf angeben zu sehen, wie man die falsche Interpunktion zu betonen habe (und wehe, wenn einer es richtig machte!), Lob und Tadel, Angenehmes und Unangenehmes einzelner Gegenstände abwägen, Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten aufsuchen und endlich auf der Basis der folgenden Thesen – sie sind dem Kapitel 14 entnommen, in dem die Hauptbegriffe der Fabel erst »unrichtig« und dann »richtig« erklärt werden – »Naturhistorische Unterhaltungen« der sprachlosen Kinder inszenieren zu sehen?

»Lämmchen: Ein Lämmchen ist ein altes großes Thier, mit Flügeln, zwey Füßen und Fühlhörnern versehen. Es lebt von der Luft, stellt dem Wolf nach und zehrt ihn auf, wenn es ihn erhascht. Es geht immer sehr bedächtlich einher, und besitzt viel Muth. Seiner körperlichen Stärke wegen wird es zum Lasttragen und Ziehen gebraucht. Auf seinem Felle trägt es Schuppen, die es von Zeit zu Zeit abwirft, und die der Nagelschmid als Köpfe auf die Nägel leimt.«

»Herz: Das Herz ist ein harter viereckichter Theil im Unterleibe des menschlichen Körpers, der sich von außen fühlen läßt. Wenn man zu viel gegessen hat, schwillt es auf, und verursacht Drücken. Der Wundarzt kann im Falle der Noth ganze Stücke daraus schneiden, ohne Nachtheil für die Gesundheit des Patienten.«

Interpunction. 3. Mit orthographischen Fehlern. 4. Mit falschen Reimworten. 12. Erzählung dieser Fabel ohne R. 42. Fehlerhafte Perioden. 45. Paradoxe Fragen und Sätze. usw. usw.

»Schnee: Der Schnee ist ein Mineral, das sich, jedoch nur im Sommer, im Erdboden findet, von Bergknappen zu Tag gefördert und durch Hämmer verarbeitet wird. Je näher er dem Ofen kommt, desto härter wird er, und brennt, der Flamme nahe gebracht, lichterloh. In Spanien und Portugal werden Schnallen und Knöpfe daraus fabriciert.«

»Die unrichtigen Angaben, schließt Muck, kann man auf ähnliche Art auch nur mündlich erzählen.« – Heute wird man sehr leicht geneigt sein, in dem Verfasser so einer Schrift weniger einen Pedanten als einen Geisteskranken zu vermuten. Wahrscheinlich mit Unrecht. Mehr als man glaubt, würde sich bei einer zeitkritischen Betrachtung des Falles erhellen. Um sie in einer Formel vorwegzunehmen: Ein später Rationalist, den die inzwischen hereingebrochene Romantik um seinen gesunden Menschenverstand gebracht hat. Aber was ist das anderes, als jener Büchnersche Physikus im Gewand eines Schulmeisters?

Bekränzter Eingang

Zur Ausstellung »Gesunde Nerven« im Gesundheitshaus Kreuzberg

Diese Ausstellung ist ein Glücksfall. Sie ist mit dem Andenken eines merkwürdigen Mannes verbunden. Ernst Joël, Stadtoberschularzt des Bezirkes Kreuzberg, der den Plan zu ihr gefaßt und ihre Gestaltung ein gutes Stück geleitet hat, war einer der seltenen Menschen, die einen ungewöhnlichen Einfluß auf Andere, eine mit höchstem Charme verbundene Führerenergie, die wir in Deutschland allzu oft an eitle, verbohrte, sektenhafte Schrullen verschwendet sehen, streng rational und restlos in die Dienste einer Sache, durchdachter, folgerechter Volksaufklärung stellte. Wenn dieser Mann in allen Wirkungskreisen, die er in seinem kurzen Leben ausmaß, nicht nur Spuren, nein, ein Gedächtnis hinterließ, so ist es darum, weil er so heilsam aus der deutschen Situation herausfiel. Daß gerade die stärksten und suggestivsten Naturen den freien und vernunftgemäßen Ort, der ihre Kräfte wirksam macht, nicht finden, daß sie in freireligiösen Siedlungen und völkischen Stoßtrupps, in Mazdaznanverbänden und Tanzgruppen sich verkapseln, aus dem Fanatismus einen Komfort machen und ihr Bestes verloren geben, das ist die chronische Kata-

strophe des Nachkriegsdeutschland. Ernst Joël hatte alles Zeug zum Fanatiker: die Überzeugung, die Rastlosigkeit und die Wirkungskraft. Ihm fehlte nur eines: der Hochmut. Und darum konnten diese souveränen Kräfte sich ungeteilt einem unscheinbaren aber fruchtbaren Felde zuwenden, das meist die unbestrittene Domäne der Bonzen bleibt: Medizinischer Volksaufklärung.
Was in solchem Glücksfalle das Ergebnis ist, zeigt diese Ausstellung. Da ist nicht nur die berühmte Kleinarbeit, nicht nur die organisatorische Seite der Sache bewältigt, da ist vielmehr an allen Ecken und Enden eine Überlegung, eine grundsätzliche Klarheit zu spüren, wie nicht Amtsstunden, sondern nur Monate passioniertester Tätigkeit sie erzeugen. Weder Joël noch einer seiner Mitarbeiter sind in Rußland gewesen. Desto interessanter, daß der erste Blick in den Räumen jedem der sie betritt, eine Vorstellung davon geben kann, wie es im Moskauer »Hause der Bauernschaft« oder im »Klub der roten Soldaten« im Kreml aussieht. Nämlich heiter, bewegt und freudig und so, als sei gerade heute, am Tage an dem du kommst, hier etwas ganz Besonderes los. Modelle, Transparente sind gruppiert, als hätten sie auf das Geburtstagskind gewartet, Statistiken schwingen sich wie Guirlanden von Wand zu Wand, an manchen Apparaten sucht man unwillkürlich den Schlitz, um sie durch einen Groschen in Bewegung zu setzen, so unfaßlich scheint es, daß hier alles umsonst ist. Bald kommen wir auch hinter einen Trick: der künstlerische Leiter dieser Schau, Wigmann, ist Zeichenlehrer. Er hat die Schulkinder für diese Ausstellung gewisse Themen »niedermalen« lassen. So sind aus dem »Tag des Abergläubigen«, aus den »Erziehungsfehlern unserer Eltern« eigensinnige, grellbunte Bilderfolgen geworden, zu denen nur die Leierkastentexte und das Stöckchen des Moritatensängers noch fehlen. Ganz davon abgesehen, daß die Aussicht auf solch vernünftige Verwendung ihrer Sachen die Lust der Kinder an der Arbeit steigert. Kinder können hier darum so gut vermitteln, weil sie ja die eigentlichen Laien sind.
Und Laien sind auch die Besucher dieser Schau und sollen es bleiben. Damit ist die Maxime der neuen Volksbildung im Gegensatz zur früheren ausgesprochen, die von der Gelehrsamkeit ausging und glaubte, mit Hilfe einiger Tabellen und Präparate dies gelehrte Wissen zum Eigentum der Masse machen zu können, zu

sollen. Die Qualität, so sagte man sich, wird schon in Quantität umschlagen. Umgekehrt geht die neue Volksbildung von der Tatsache des Massenbesuchs aus. Quantität in Qualität verwandeln ist die Parole, ein Umschlag, der für sie identisch mit dem vom Theoretischen zur Praxis ist. Die Besucher sollen, wie gesagt, Laien bleiben. Nicht gelehrter sollen sie die Ausstellung verlassen, sondern gewitzter. Die Aufgabe der echten, wirksamen Darstellung ist geradezu, das Wissen aus den Schranken des Faches zu lösen und praktisch zu machen.

Aber was ist »echte Darstellung«? Mit andern Worten: was ist Ausstellungstechnik? Wende sich wer das wissen will an die ältesten Fachleute dieser Branche. Wir alle kennen sie. Frühen Unterricht haben wir bei ihnen genommen. Säugetiere, Fische und Vögel lernten wir gesattelt bei ihnen handhaben, alle Berufe und Stände lernten wir in der Tätigkeit kennen, in die unser Büchsenschuß sie versetzte, ja unsere eigenen Kräfte lernten wir an der »langen Jule« – dem Schreckbild, das auf einen Hammerschlag den Kopf aus einem Hohlzylinder vorreckt – messen. Die fahrenden Leute leben vom Ausstellen, und ihr Gewerbe ist alt genug, ihnen zu einem soliden Schatz von Erfahrungen verholfen zu haben. Sie sind aber alle um diese Weisheit gruppiert: um jeden Preis und jedem die kontemplative Haltung, das unbeteiligte und schnöde Mustern zu verlegen. Darum keine Schau ohne Karussells, Schießbuden, Muskelmesser, ohne Liebesthermometer, Kartenlegerinnen, Lotterien. Wer als Gaffer gekommen ist, soll nach Hause gehen als einer, der mitmachte – das ist der kategorische Imperativ des Jahrmarkts. Nicht so sehr durch ihre Dioramen, Transparente und Verwandlungsbilder, die übrigens mit den primitivsten Mitteln gemacht sind, sondern durch dieses In-Aktion-Versetzen des Besuchers kommt der Charakter dieser Ausstellung zustande. – Da ist das Stichwort »Berufsberatung«. Ein Kopf vor einer Scheibe, auf die Embleme, Situationen der verschiedensten Berufe montiert sind. Ein Stoß gegen die Scheibe, und nun scheint auch – es ist aber eine optische Täuschung – der Kopf sich in Bewegung zu setzen und sein resigniertes Pendeln zeigt an, wie er ratlos ist. Daneben eine Reihe Prüfungsapparate, an denen jeder, der Lust hat, seine Geschicklichkeit, seinen Farbensinn, seine Übungsfähigkeit, seine Kombinationsgabe feststellen kann. Das delphische »Erkenne dich selbst« lockt von jeder automatischen

Waage. Der Jahrmarkt kennt es in dem Teufelkabinett, dem schwarz ausgeschlagenen Verschlag, in dem der Teufel unter dem Federhut seine Fratze zu bewegen scheint. Wenn du dich bückst, um sie zu erkennen, ist da ein Spiegel, aus dem du selbst dir entgegen blickst. Wigmann war klug; er hat auch das übernommen. Es gibt da eine Stube gegen den Aberglauben: »Wer glaubt das?« steht auf einer beweglichen Tafel, auf der Prospekte zur Schau gestellt sind. Du ziehst sie hoch und erblickst dich in dem Spiegel, der dahinter zum Vorschein kommt.

Was heißt das alles? Das heißt: echte Darstellung drängt die Kontemplation zurück. Um den Besucher, wie es hier geschehen ist, in die Schau hineinzumontieren, muß das Optische sich in Schranken halten. Verdummend würde jede Anschauung wirken, der das Moment der Überraschung fehlt. Was zu sehen ist, darf nie dasselbe, oder einfach mehr oder weniger sein, als eine Beschriftung zu sagen hätte. Es muß ein Neues, einen Trick der Evidenz mit sich führen, der mit Worten grundsätzlich nicht erzielt wird. Da soll z. B. der Vierteljahrskonsum eines Trinkers dargestellt werden. Nun hätte man sich begnügen können, eine ansehnliche Batterie leerer Wein- oder Schnapsflaschen aufzubauen. Statt dessen legt Joël neben die Tafel mit Aufschrift ein schmutziges Zettelchen mit den Spuren vielfacher Kniffe: die Vierteljahrsrechnung bei dem Weinhändler. Und während die Weinflaschen den Text zwar beleuchten, selbst aber wenig durch diese Zusammenstellung verändert werden, fällt plötzlich auf das Dokument, die Rechnung, ein neues Licht. Es erregt, weil es richtig montiert ist, Aufsehen.

Montage kennt die Budenschau freilich nicht. Hier bricht der Anschauungskanon unserer Tage, der Wille zum Authentischen, ein. Montage ist ja kein kunstgewerbliches Stilprinzip. Sie entstand, als es gegen Ende des Krieges der Avantgarde deutlich wurde: die Wirklichkeit hat nun aufgehört, sich bewältigen zu lassen. Uns bleibt – um Zeit und einen kühlen Kopf zu bekommen – nichts weiter übrig, als sie vor allem einmal ungeordnet, selber, anarchisch, wenn es sein muß, zu Worte kommen zu lassen. Die Avantgarde waren damals die Dadaisten. Sie montierten Stoffreste, Straßenbahnbilletts, Glasscherben, Knöpfe, Streichhölzer und sagten damit: Ihr werdet mit der Wirklichkeit nicht mehr fertig. Mit diesem kleinen Kehricht ebenso wenig wie mit Truppentransporten, Grippe und Reichsbanknoten. Als die neue Sach-

lichkeit sie schüchtern zu desavouieren und Ordnung zu stiften wagte, hätte diese Entwicklung am Film, der nun so unabsehbar großes Dokumentenmaterial ergab, den stärksten Anhalt gewinnen müssen. Aber die Amüsierindustrie, die die technischen Möglichkeiten nur entwickelt, um sie dann lahm zu setzen, hemmte auch dies. Immerhin: sie schulte den Blick fürs Authentische. Was ist nicht alles authentisch, ohne daß wir uns im Vorübergehen davon Rechenschaft geben? Was wird für den, der den Prozeß gegen Ausbeutung, Elend und Dummheit rücksichtslos führt, nicht alles zu einem corpus delicti? Den Veranstaltern dieser Ausstellung war nichts wichtiger als diese Erkenntnis und der kleine Chock, der mit ihr aus den Dingen springt. Im »Saal des Aberglaubens« hat man eine Kartenlegerin errichtet, an der von Geld und Spielkarten auf dem Tisch bis zu dem gelbgrauen Chignon fast alles echt ist; wer davor steht, fühlt sich nicht belehrt, sondern einfach ertappt. Er wird – auch wenn er noch bei keiner war – »nie wieder« hingehen.
Kluge Fallen, die die Aufmerksamkeit locken und festhalten. Was von Texten übrig bleibt, sind Parolen. »Die Durchbrechung des Achtstundentags raubt dem Arbeitenden die Möglichkeit, an den Errungenschaften der Kultur Anteil zu nehmen. Das ist Tod aller geistigen Hygiene.« – Oder: unter einem Interieur aus dem Arbeitsamt ein Foliobogen, der in zehn Kolonnen von oben bis unten nur immer mit dem Worte »Warten« bedruckt ist. Er sieht aus wie die Börsennotierungen einer Tageszeitung. Quer darüber mit fetten Buchstaben: »Der Kurszettel des armen Mannes.« Wenn etwas fehlt, so ist es am Eingang, wo der Satz hätte Platz finden sollen, der hier so glänzend bewiesen wird:

Langeweile verdummt, Kurzweil klärt auf.

Wie ein russischer Theatererfolg aussieht

Die Theaterkritik, in Europa eine Methode, das Publikum zu beeinflussen, ist in Rußland ein Mittel, es zu organisieren. Ich habe mich über diese Funktion der Theaterkritik in Moskau mit einem, der davon wissen muß, unterhalten. Vielleicht war es weniger eine Unterhaltung, als ein Austausch prägnanter Erfahrungen. Mir kam es jedenfalls nicht auf eine exotische Farbe mehr im

Bilde des Moskauer Geisteslebens an, sondern auf einen möglichst genauen Einblick darein, wie ein Theatererfolg in Moskau aussieht. Niemand weiß das besser als mein Partner, Bill' Belozerkowsky, der Verfasser des »Sturm«. »Sturm« war nicht nur der größte Erfolg in der sowjetrussischen Theatergeschichte, es war zugleich der erste, der mit einem rein politischen Drama errungen wurde. Im übrigen hat er mit vielen westeuropäischen jedenfalls dies gemein, daß die Fachleute von einem Durchfall felsenfest überzeugt waren. Ich selbst habe Belozerkowskys Stück vor mehreren Jahren in Moskau gesehen. »Sturm« ist eine Szenenfolge, die die Revolution in der Kleinstadt schildert. Wie hat man nun die Energien, die jeder große Theatererfolg enthält, und die bei uns so oft im Amüsiertrieb verpuffen, in Moskau zu verwerten gewußt? Daß nämlich eine Verwertung stattfand, ist am Resultat zu beweisen. Im »Sturm« setzt der neue russische Naturalismus ein, den man Naturalismus weniger des Milieus und der Psychologie, als der politischen Augenblickssituation nennen könnte. Um das vorweg zu nehmen: der Anteil der professionellen Theaterkritik an diesem Vorgang war verschwindend. Es gibt keine prominenten Feuilletonkritiker in Rußland, jedenfalls nicht fürs Theater. Das ist kein Zufall. Warum es ihn nicht gibt, haben wir bald begriffen. Schwerlich sind irgendwo im literarischen Betrieb politische Spannungen offenkundiger als im Theater. Das Massenpublikum bringt sie zum Ausdruck. In einem ohnehin durchdringend politisierten Lande wie Rußland wäre es für den Einzelnen aussichtslos, kraft seiner bloßen Eigenschaft als Rezensent diese Energien leiten zu wollen. Daher geschieht es wohl, daß hin und wieder an wichtigen Wendepunkten die großen Theoretiker selbst das Wort ergreifen, Bucharin etwa in der »Prawda« sich zu einer Meyerholdschen Inszenierung äußert; das hat dann Einfluß. Aber die journalistische Theaterkritik hat kaum welchen. An ihre Stelle tritt die Artikulation des anfangs eruptiven wortlosen Massenurteils. Nach Schluß der ersten Vorstellung bleibt das Theater noch ein, zwei Stunden geöffnet, und es finden an Ort und Stelle sogleich Debatten über den Abend statt. Das ist keine Premierensensation. Das Bestreben, den Eindruck festzuhalten, klarzustellen, zu beleben, hat sich organisiert und zu den Enqueten geführt, die allabendlich über die wesentlichsten Stücke veranstaltet werden. Die Rubriken der Frage-

bogen, auf denen die Besucher sich äußern, sind je nach dem Theater und nach dem Stück verschieden und reichen von den primitivsten Fragen: »Wie hat das Stück Ihnen gefallen?« bis zu subtileren: »Wie würden Sie das Stück haben enden lassen?« Zu schweigen von den ideologisch-ästhetischen Fragestellungen, von den Urteilen über Schauspieler und Regie. Namentliche Unterschrift ist nicht erforderlich, aber auf dem Fragebogen soll vermerkt werden, welcher Klasse der Ausfüllende sich zurechnet. Auszüge aus solchen Enqueten werden in den Zeitschriften der verschiedenen Theater veröffentlicht. Aber auch hierin hat man nicht den endgültigen Niederschlag der öffentlichen Kritik zu suchen. Den bilden vielmehr die Berichte der Arbeiterkorrespondenten, der sogenannten Rabkorr, die im Namen der Fabrikzellen in den Tagesblättern, Gewerkschafts-, Fabrikorganen usw. zu aktuellen Fragen das Wort ergreifen. Davon gibt es zur Zeit in Moskau 1200. Ihre Stellungnahme kann ausschlaggebend sein, dies aber wieder nur darum, weil sie öffentlicher Kontrolle zugänglich ist. Die Rabkorr veranstalten in ihrem eigenen Wirkungskreis Diskussionen – sogenannte »Gerichtsverhandlungen« über das Stück –, zu denen dann wiederum das Theater, vor allem der Dichter, geladen wird. Hier hat er Gelegenheit, unmittelbar vor dem Arbeiterpublikum seine Gedanken zu entwickeln, um neue Anregung zu empfangen. Der Einfluß der Rabkorr, ihre Agitation für oder gegen ein Stück, ist schließlich so groß geworden, daß manches Theater es vorgezogen hat, ehe es mit der Probe beginnt, sich mit ihnen ins Einvernehmen zu setzen. Natürlich hat ihr Veto keine ausschlaggebende Bedeutung, meist aber bemüht man sich, in der Form eines Kompromisses von vorne herein ihrer Kritik entgegen zu kommen.

Unterirdischer Gang in der Tiergartenstrasse

Es gibt in Berlin wieder eine schöne Ausstellung, mit anderen Worten ein paar Säle, in denen es still und friedlich ist und wo man sich tagelang aufhalten kann, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. Gäbe es nichts in diesen Sälen als die Ruhe und den schönen Blick auf den Tiergarten, den man von Paul Graupes Fenstern aus hat – der Aufenthalt darin wäre an sich schon emp-

fehlenswert. Nun aber kommt der Umstand hinzu, daß Rolf von Hoerschelmann und Otto A. Hirth in diesen Sälen ausgestellt haben.
Hoerschelmann zeigt Paris-Studien, Bilder aus Dalmatien, aus Franken – eine Art Reisetagebuch seines verflossenen Jahres. Die Sachen insistieren auf dem Lokal, sie haben die eigensinnige topographische Präzision, die da sagt: Hier bin ich gewesen. Es gibt diese Art, Ort und Stelle schwarz auf weiß nach Hause zu tragen. Und sie ist Hoerschelmanns; nur eben, daß diese Blätter bunt sind. Wenn sie im Aufbau an die altmeisterliche Keuschheit gemahnen, mit der im fünfzehnten Jahrhundert Landschaften manchmal eher auf- als abgezeichnet wurden, so spricht ihr Kolorit von dem Verhältnis, das Hoerschelmann, als Sammler, zu der versessenen Farbigkeit der ausgetuschten Kinderbücher hat. Der Zauber dieser Blätter ist vielleicht der: Auf ihnen finden Lokal und Phantasie sich in »freier Liebe« zusammen, ohne sich standesamtlich von der Komposition vermählen zu lassen. Und weniger als bei irgendwem ist es bei Hoerschelmann gleichgültig, was er malt. Natürlich wird kein Ort auf der Erde besser der anarchischen Konvention, die diese Blätter schuf, entgegenkommen, als Paris. Jeder der da gewesen ist, wo dieser Mann malte, ist auf seinen Blättern zu Hause. Und, um nun einen großen Namen zu nennen: wenn von Utrillos Bildern überall ein unsichtbares Schild herunterhängt: »Diese Straße ist zu vermieten«, so sind wir in den möblierten Straßen der Stadt, die hier zu sehen sind, selber der Zimmerherr.
Nebenan gibt es Otto A. Hirth, der aus dem Spielbarock herkommt. In Hoerschelmanns Sachen lebt Kinderernst; Hirth hat die Geste des barocken Menschen, der sich das Kinderantlitz als Maske vorhielt, um desto schwermütiger seine unergründlichen Spiele zu spielen. Das siebzehnte Jahrhundert hat unter seinen genialen Einfällen den gehabt, mit einem Schlage dadurch sein Gewand um die ganze Erde zu werfen, daß es die Landkarte allegorisch verwendete. Damals entstanden die cartes du tendre – die Landkarten des Liebesreiches –, die Generalstabskarten des Schlaraffenlandes, die Regiones Animae Hominum. Dergleichen finden wir bei Hirth wieder. Wie groß sein echter allegorischer Eigensinn ist, erkennt man aber erst, wenn man die Bergzüge, die Flüsse, Vesten und Flecken sich näher ansieht, wo denn »Fleiß«,

»Habsucht«, »Tapferkeit« genau das gleiche Städtchen, die Berge des Stolzes nicht sehr verschieden vom Gebirge der Dummheit sind. Auf anderen Blättern verbindet sich mit der Atlantenmanie dieses merkwürdigen Mannes das Labyrinthmotiv, das wir alle aus unserer Kinderzeit kennen. Aber wie herrlich sind nicht die dürftigen Winkelzüge vom Rande unserer Rechen- und Zeichenhefte hier aufgegangen, zu Brücken- und Bogen-, Berg- und Höhlen-, Dom- und Mauer-Labyrinthen geworden. Unabsehbare Landschaften reihen sich so aneinander, sind auch bisweilen zusammensetzbar, nämlich als Tapetenmuster gedacht und erinnern dann an die Myrioramen, die man vor hundert Jahren den Kindern schenkte: Blätter mit Landschaftsstücken, die man beliebig auswechseln und zusammenfügen konnte. Einleuchtend hängen neben diesen Bogen Phantasiearchitekturen, wie Meister aus der Schule Piranesis sie für die Wiener Oper vor zweihundertfünfzig Jahren entworfen haben. Vielleicht erkennen wir sie eines Tages auf der heutigen Bühne wieder.

Gemeinsam ist den beiden Bilderreihen, die wir beschrieben haben, dies eine: es zeigen sich auf ihnen keine Menschen. Genius loci und genius saeculi haben die Erde unter sich aufgeteilt. Dies ist der unterirdische Gang, der von Hoerschelmanns Bildern zu Hirths Phantasien führt. Vergessen wir aber darüber nicht, wie bequem sich's durch eine Tür von einem dieser Säle in den andern spazieren läßt.

James Ensor wird 70 Jahre

Von allen Malern, die heute am Leben sind, hat Ensor wahrscheinlich das auffallendste Werk. Nicht im Sinne des Kolorits – seine Farben sind oft gedämpft – sondern im Sinn des Gemalten. Jedes Kind sieht: In diesen Bildern geht etwas um. Dennoch hat selbst dies Werk nicht das Geschwätz der Snobisten entmutigt. »Durch Beurteilung und Bewunderung seiner Sujets oder seiner Gedanken tut man ihm unrecht. Und Alle, die diese unfruchtbare Diskussion fortsetzen, verlängern dies Unrecht.« Wir wollen nicht scheuen, es ihn zur Feier seines siebzigsten Geburtstags erleiden zu lassen. Heute an diesen Sujets vorüberzugehen, wäre gesuchter denn je, weil sie ganz unabhängig von Ensors Werk, geschweige

denn vom Jubiläum seines Schöpfers, zur Debatte stehen. Sie teilen die Beharrlichkeit, mit der sie fortdauernd wiederkehren, mit denen, die in den Leistungen der Psychopathen, Primitiven und Kinder die Analyse herausfordern. Wer sich die Fülle seiner Fratzen und Masken, die Stereotypie seiner Kringel und Ornamente, die in Wolken- und Menschenmassen sich wiederfinden, die provozierend literarischen Unterschriften vergegenwärtigt, stößt unbedingt auf einen zwangshaften Einschlag in Ensors Schaffen. Mehr noch als seine einzelnen Bilder verlangen diese Motive gebieterisch, enträtselt zu werden; ein Verlangen, das am Ende wohl auch den Snobisten zu Ohren gekommen sein muß. Daraufhin tauchten dann die beliebten Erklärungen auf, die auf eine Unterschlagung der Rätselfrage hinauskommen. Die Masken, das seien eben die Figuren der belgischen Landsleute, die er in Brügge beim Karneval beobachtet habe, die Unheimlichkeit seiner »Schlittschuhläufer«, seiner »Schlacht der Güldensporne« sei in Wahrheit biderbe Komik, das »In Betrachtung von Chinaarbeiten versunkene Skelett« ein Vorwand, die Reflexe von Licht auf Knochen und Porzellan zu studieren. Alledem gegenüber wird immer mit Nachdruck auf die grundlegende Betrachtung verwiesen werden müssen, die Wilhelm Fraenger im Anschluß an die Radierung »Die Kathedrale« von Ensors Schaffen gegeben hat, und die mit Tschudis Analyse des Manetschen Fliederstraußes, Grimmes ikonographischer Enträtselung der Sixtinischen Madonna zu den vorbildlichen Detailstudien der neuesten Kunstwissenschaft gehört. Fraenger nimmt es da mit den Hauptmotiven des Meisters auf: mit der Masse, mit der Maske und mit dem Raum. Es gelingt ihm, Ensors Motive durch Zeugnisse Georg Heyms, Strindbergs, Kubins zu beleuchten und aus der »Kathedrale« ein verwandeltes Selbstportrait des Malers herauszulesen. Gewissermaßen das Architekturskelett eines Ensor, der sich und allem Lebenden entfremdet, in die Mitte einer von panischem Entsetzen fixierten Masse von Larven und Soldaten gebannt ist, um so als Urweltmaske unter jüngeren Masken, als gotischer Saurier mit der unabsehbaren Gipfelung des Horn-Turms, den Raum in leises Schwanken zu versetzen und seine Wesen ins Nirwana einzuwiegen. Aber vielleicht kann man den Angriff gegens l'art pour l'art noch weiter vortragen und dem Ästhetizismus der in Valeurs und Tonalitäten sich auskennt, eine fast politische

Ensordeutung entgegenstellen. Da die artistische Wertung von Ensors Sachen immer vom Lichte wird ausgehen müssen, ist für einen, der sich von der Gesamterscheinung dieses Werkes Rechenschaft geben will, vielleicht die Hauptfrage, wie dieses Licht mit den Erfahrungen zusammenhängt, deren Niederschlag seine Bilder sind. Man hat darauf verwiesen, daß Ensor an der Küste in Ostende lebt, daß die atmosphärischen Nuancen der Meerluft in seinen Bildern sich spiegeln. Gewiß. Da aber Bilder doch nicht Spiegel sind, warum spiegeln sie sich in ihnen? Die Meerluft löst nicht nur das Licht in eine unendliche Tonskala auf, sie löst, oder vielmehr zersetzt auch den Stein, sie frißt und sie zehrt am Festen. Und indem wir uns das Bild so gelöster, zersetzter Blöcke vor Augen stellen, wie die, in denen die »Kathedrale« weniger ragt als rieselt, geraten wir auf eine sonderbare Seite der Zersetzung: daß sie nämlich das Massenhafte, daß sie die verborgene Unzähligkeit der Dinge hervorkehrt. Der angefressene Stein, zersetztes Fleisch zeigen die Vielheit ihres körnigen oder zelligen Aufbaus. »Masse« scheint ganz und gar nichts Rundes, Eindeutiges zu sein. Es scheint eine Dialektik der Masse und sie selber zwiefach zu geben, je nachdem, ob sie sich formiert oder ob sie entdeckt wird. Die aufgedeckte, die entdeckte Masse ist immer das Gewimmel des Schlangenknäuels, den wir mit Ekel unter einem aufgehobenen Stein entdecken. Nun ist der Friede so ein Stein gewesen, und der Krieg hat ihn gewendet und aufgehoben, daß unter ihm das scheußliche Gewimmel der Schlange »Inflation« zum Vorschein kam. Ganz wenige nur wußten schon vordem, wie es unter diesem Stein aussah, zu dem die Masse gebetet hat. Einer von diesen war Ensor. Ihm war er transparent geworden, er sah die ungezählten Windungen derer, die am Höllentor Schlange stehen. Nicht das Gesicht, das Gekröse der herrschenden Klasse.

Pariser Tagebuch

30. Dezember 1929. Kaum hat man die Stadt betreten, so ist man beschenkt. Vergeblich der Vorsatz, nichts über sie niederzuschreiben. Man baut sich den vergangenen Tag auf wie Kinder am Weihnachtsmorgen sich den Gabentisch wieder aufbauen. Auch das ist ja eine Art zu danken. Im übrigen halte ich mich an meine

Veranstaltungen, eines Tages mehr zu unternehmen als das. Für diesmal aber verbieten mir eben sie, verbietet die Besonnenheit, die ich für jene Arbeit mir bewahren muß, der Stadt mich willenlos zu überlassen. Zum ersten Mal entweiche ich ihr, entziehe mich dem Stelldichein, zu dem der alte Kuppler Einsamkeit mich einlädt und richte es ein, daß ich an manchen Tagen vor Parisern die Stadt nicht sehe. Freilich – wie leicht ist es nicht, hinwegzusehen über diese Stadt! So leicht wie über Gesundheit und Glück. Unfaßlich, wie wenig sie insistiert. Es gibt wohl keine, in der sich weniger übersehen läßt, in der weniger übersehen wird, als in Berlin. Darin erscheint der organisatorische und technische Geist, der es im Guten und Schlechten beherrscht. Dagegen Paris. Wie sehr die Straße selber hier gewohntes, ja ausgewohntes Interieur ist, wieviel man tagtäglich, selbst in den vertrautesten Teilen, nicht sieht, wie vom rechten auf den linken Bürgersteig hinüberzuwechseln nirgends entscheidender ist – man muß Paris lange bewohnt haben, um das zu wissen. Woher diese Unscheinbarkeit, die an den Bedürfnissen und Fähigkeiten des Geringsten sich ausrichtet? Vielleicht aus einer uns sehr fremden Durchdringung konservativer und städtischer Denkungsart. Nicht nur der Aragon, der jenes Buch schrieb, ist ein »Paysan de Paris«, erst recht sind es der concierge, der marchand de quatre saisons, selbst der flic. Sie alle Leute, die ihr quartier bebauen, stetig und friedliebend wie die Bauern. Sicher war die Baugeschichte der Stadt nicht weniger bewegt, nicht weniger voll von Gewalttat als andere. Wie aber die Natur an Burgen Wunden mit Grün heilt, so hat angesiedeltes, strotzendes Bürgertum die Zerrissenheit der Großstadt befriedet. Wenn manche abgelegenen Plätze so innig den Raum umfangen, als hätte eine Konvention von Häusern sie gestiftet, so hat der Sinn für Friedlichkeit und Dauer, der sie schuf, Jahrhunderte hindurch sich auf ihre Anwohner übertragen. Und all dies klang in der Begrüßung mit, mit der der alte Kassenvorstand meiner Wechselstube mich heut nach langem Fernsein empfing: »Vous avez été un moment absent« – ein Ruck, mit dem er meine Abwesenheit zusammenschnürte, wie einen Sack, in dem er die Ersparnisse dreier Jahre mir aushändigte.

6. Januar 1930. In den ersten Januartagen sah ich: Aragon, Desnos, Green, Fargue. Fargue tauchte im Bateau Ivre auf. Es gibt

da drinnen Kommandobrücken, Bullaugen, Schallrohre, viel Messing, viel Weißlackiertes. Die neueste Mode: daß die boîtes de nuit von Damen der Aristokratie gehalten werden. So gehört diese einer Prinzessin d'Erlanger. Da der Ginfizz außerdem 20 Fr. kostet, so kann die Aristokratie nebenbei noch Geschäfte machen und dies mit um so besserem Gewissen, als sich an ihren Mixturen zum großen Teil Schriftsteller inspirieren, der Betrieb die geistigen Güter der Nation mithin mehrt. Dort also begegnete mir, lange nach Mitternacht, glutheiß, gewissermaßen aus dem Kesselraum auftauchend, Léon-Paul Fargue. Als er da plötzlich vor mir auftauchte, blieb mir nur Zeit, D[ausse], welcher neben mir saß, zuzuflüstern: »Der größte lebende Lyriker Frankreichs.« Abgesehen davon aber, daß Fargue in der Tat ein großer Lyriker ist, an diesem Abend lernten wir ihn als einen der bestrikkendsten Erzähler kennen. Er hatte kaum erfahren, daß ich mich mit Marcel Proust viel beschäftigt habe, als er seine ganze Ehre dareinlegte, das kolorierteste und zerrissenste Bild seines ehemaligen Freundes vor uns aufzurufen. Da war aber nicht nur die Physiognomie des Mannes, die erstaunlich in Fargues Stimme auflebte; nicht nur das laute exaltierte Lachen des jungen Proust, des Salonlöwen, der, am ganzen Körper geschüttelt, die weißbehandschuhten Hände vor den weitaufgerissenen Mund preßt, während sein viereckiges Monokel am breiten, schwarzen Band vor ihm hertanzt; nicht nur der kranke Proust, der in einem Zimmer, das sich vom Möbelspeicher eines Auktionshauses kaum unterschied, im tagelang ungemachten Bett, vielmehr in einer Höhle aus Manuskripten, beschriebenen und unbeschriebenen Blättern, Schreibunterlagen, Büchern, hauste, die sich zu Bergen türmten, in den Ritzen zwischen Bett und Wand sich verfingen, auf dem Nachttisch gestapelt lagen, – nicht nur diesen Proust rief er auf; er skizzierte die zwanzigjährige Geschichte dieser Freundschaft, die Ausbrüche rührender Zärtlichkeit, die Anwandlungen irrsinnigen Mißtrauens, dies »Vous m'avez trahi« à propos de tout et rien, nicht zu vergessen die denkwürdige Darstellung, die er von dem Diner und freilich auch von seiner eigenen Regie des Diners gab, zu dem er Marcel Proust und James Joyce, die sich dabei zum ersten und letzten Mal sahen, zu sich gebeten hatte. »Das Gespräch in Gang zu halten«, sagt Fargue, »hieß für mich eine Zentnerlast stemmen. Dabei hatte ich schon vorsorglich zwei

schöne Frauen gebeten, um den Zusammenstoß etwas zu mildern. Aber das hinderte nicht, daß Joyce beim Fortgehen sich hoch und teuer verschwor, nie wieder den Fuß in ein Zimmer zu setzen, wo er dieser Figur zu begegnen Gefahr laufen könne.« Und Fargue ahmt das Entsetzen nach, das den Iren durchzitterte, als Proust von irgendeiner kaiserlichen oder prinzlichen Hoheit mit aufgerissenen leuchtenden Augen beteuerte: »C'était ma première altesse.« – Dieser frühe Proust vom Ende der neunziger Jahre stand am Beginn eines Weges, dessen Verlauf er selbst noch nicht absehen konnte. Damals suchte er die Identität im Menschen. Sie erschien ihm als das eigentlich Vergottende. So begann der größte Zerstörer der Idee der Persönlichkeit, den die neuere Literatur kennt. – »Fargue«, schreibt Léon Pierre-Quint im November 1929, »ist von denen, die schreiben wie sie sprechen, er spricht fortwährend Werke, die ungeschrieben – vielleicht aus Faulheit, vielleicht auch aus Verachtung für das Schreiben – bleiben. Anders als in Geistesblitzen, in Wortspielen, die einander ebenso zwangwie endlos ablösen, könnte er gar nicht reden. Paris, seine gottverlorenen kleinen Cafés, seine Bars, die Straßen und das Nachtleben, das kein Ende nimmt, liebt er kindlich. Er muß eine glänzende Gesundheit und eine höchst widerstandsfähige Natur haben. Tagsüber arbeitet er als Industrieller und nachts ist er unterwegs. Elegante Frauen, Amerikanerinnen, gehen mit ihm aus. Dieser Mann von annähernd fünfzig Jahren führt nachts, als könne es gar nicht anders sein, die Existenz eines Gigolos und zwingt alle, die er trifft, in den Bann seiner Rede.« Genau so habe ich ihn kennengelernt und so, unter einem kleinen Feuerwerk von Erinnerungen und Maximen, blieben wir zusammen, bis man uns um 3 Uhr heraussetzte.

9. Januar. Jouhandeau. Der Raum, in welchem er mich empfing, ist die vollendetste Durchdringung von Atelier und Mönchszelle. Eine ungebrochene Fensterreihe zieht sich über zwei Wände. Außerdem Oberlicht. Dichte grüne Vorhänge überall. Zwei Tische, deren jeden man mit gleichem Recht als Arbeitstisch ansehen könnte. Vor ihnen Stühle wie verloren im Raum. Fünf Uhr abends; das Licht kommt von einer kleinen Krone und einer hohen Stehlampe. Gespräch über die Magie der Arbeitsbedingungen. Jouhandeau redet von den inspirierenden Kräften des Lichts, das von

rechts kommt. Sodann viel Autobiographisches. Mit dreizehn, vierzehn Jahren bekommen zwei liebliche Schwestern, die in der Karmeliter-Nonnenschule seiner Vaterstadt leben, entscheidenden Einfluß auf ihn. Von da an umfaßt ihn der Katholizismus, der ihm vorher nicht anders denn als Gegenstand von Erziehung und Unterricht nahegekommen war. Daß er ihm mehr geworden ist, sagte mir beim ersten Blick in den Raum ein Kruzifix aus Porzellan überm Bett. Ich gestehe ihm aber, wie ich nach Kenntnis seines ersten Buches ganz im unklaren blieb, ob er den Katholizismus als Bekenner oder nur als Forschungsreisender – »explorateur« – darstelle. Dieser Ausdruck gefiel ihm sehr. Wie er mir so gegenüber saß, mit leiser Stimme eindringlich sprechend und lebhaft, eine sehr vornehme, etwas gebrechliche Erscheinung, lernte ich das Bedauern kennen, erst jetzt, da so viel seinen Welten gefährliche Kräfte in mir erwacht sind, ihm näherzukommen. Er fuhr fort von seinem Leben zu sprechen, besonders aber sprach er von der Nacht – es war die, die der Beisetzung Déroulèdes folgte – da er seine ganze Arbeit verbrannte, eine unendliche Menge von Notizen und Spekulationen, die ihm zuletzt als ein Hemmnis auf dem Wege zum wahren Leben erschienen waren; erst seitdem begann seine Produktion das Lyrisch-Spekulative zu verlieren. Erst seitdem formte sich die Welt dieser Personen, die eigentlich, wie Jouhandeau mir erzählt, alle der einen Straße seiner Heimatstadt entstammen, in der er wohnte. Es ist ihm wichtig, die Welt dieser Personen zu kennzeichnen: ein Kosmos, dessen Gesetz sich nur vom Mittelpunkt her erschließt. Dieser Mittelpunkt ist Godeau, ein heiliger Antonius redivivus, dem seine Teufel, Huren und Bestien aus der spekulativen Theologie kommen. – Weiter: »Was mich am Katholizismus am meisten fesselt, das sind die Häresien.« Jedes Individuum ist für ihn ein Häretiker. Und das Passionierende sind ihm die unabsehbaren individuellen Verzerrungen des Katholizismus. Oft stehen seine Personen, deren er eine große Zahl kennt die in seinen Büchern noch niemals auftraten, schon lange vor ihm, ehe sie ihm so greifbar werden, daß er sie darstellen kann; oft vergeht lange Zeit, ehe eine kleine Geste oder Wendung an ihnen ihm ihre besondere, eigenste Häresie kundgibt. Ich spreche zu ihm von der großartigen und abstrusen Verspieltheit seiner Menschen, deren Zerstreuung nicht mit den Gegenständen des täglichen Gebrauches,

Messern oder Gabeln, Zündhölzern oder Bleistiften, sondern mit Dogmen, Beschwörungsformeln und Illuminationen hantiert. Mein Ausdruck »jouets menaçants« gefällt ihm sehr. Ermeline, Noëmie Bodeau kommen vor. Und Mademoiselle Zéline, deren Geschichte ich allegorisch im Bilde des Lasters darstellen möchte, das diese Frau nicht verführt, nein, im Nacken packt und die Betäubte auf dem Wege der Tugend voranstößt. Selbstverständlich, daß ich ihm meine Gedanken über die großartige erleuchtende Schilderung des Wahnsinns im »Marié du village« sage. Ein Kritiker hat den Verfasser mit Blake verglichen. Ich glaube, wie richtig das ist, erkennt man, wenn man an die Grausamkeit denkt, mit der Jouhandeau seine Figuren der religiösen Erfahrung aussetzt, eine Preisgegebenheit, die in den jähen Kurven seiner Sätze zum Ausdruck kommt. »Vos personnages sont tout le temps à l'abri de rien.« – Das Ende unseres Gespräches markierte die Stelle, die er mir in der schönen Luxusausgabe seines »Monsieur Godeau intime« aufschlug. Er bezeichnet sie selbst als den Angelpunkt des Buches, und es ist darin von dem Aufenthalt Gottes in der Hölle und von dem Kampfe mit ihr die Rede.

11. Januar. Frühstück mit Quint. Er plant ein Buch über Gide. Betonte, wie sehr die letzten Bücher von Gide das Publikum dekonzertiert hätten, wie gering – abgesehen von der »École des femmes« – ihr buchhändlerischer Erfolg gewesen sei. Das französische Publikum habe keinen Geschmack an der Debatte über sexuelle Fragen und stehe noch immer den retroussés des »Sourie« und der »Vie parisienne« näher als dem Phänomen Wilde. Von mir aus ist da zu sagen, daß die bemerklichste Schwäche in Gides Erörterung der Homosexualität sein Versuch ist, sie absolut als reines Naturphänomen zu statuieren, anstatt, wie Proust, fürs Studium dieser Neigung zum Ausgangspunkt die Soziologie zu nehmen. Aber auch dies hängt mit jener Konstitution des Mannes zusammen, die mir mehr und mehr ihre Formel im Kontrast seiner verspäteten Pubertät, seines gequälten und gespaltenen Naturells auf der einen Seite und der reinen, strengen und zeichnerischen Linie seiner Schriften auf der anderen zu haben scheint.

16. Januar. Théatre des Champs Élysées. Giraudoux' »Amphitryon 38«, das einzige Stück, das Einen zur Zeit in Paris zum

Theaterbesuche bewegen kann, da der begabte Pitoëff seine Bühne mit einer Aufführung der »Verbrecher« belegt hat. 38, das heißt, die achtunddreißigste Bearbeitung dieses Stoffes. Man braucht dieses Wort nur ein wenig zu wenden und es enthält das Wesentliche der Sache. In der Tat, Giraudoux hat die Sage als einen unerhört kostbaren Stoff betrachtet, der in so vielen Händen nichts von seinem Wert verloren, durch einen Anflug von Altersglanz ihn gesteigert, und nun dem Dichter die modische Aufgabe gestellt hat, durch einen neuen eleganten Zuschnitt ihn auf unerwartete Weise zur Geltung zu bringen. Man vergleicht das Stück mit dem »Orpheus« von Cocteau, doch auch einer Neubearbeitung des antiken Gegenstandes, und bemerkt, wie Cocteau den Mythos nach den neuesten architektonischen Grundsätzen umkonstruiert, Giraudoux aber ihn modisch zu erneuern versteht. Man hat Lust, die Proportion aufzustellen: Cocteau: Corbusier = Giraudoux: Lanvin.
Wirklich hat das große Modenhaus Lanvin die Kostüme gestellt, und die Darstellerin der Alkmene, Valentine Tessier, spielt eine Rolle, in der die Rüschen, Schärpen, Volants und Fichus ihrer Roben mindestens ebenso begabte und lebendige Partner sind wie Merkur, Sosias, Zeus und Amphitryon. Nimmt man hinzu, daß die Moral, die so virtuos und verführerisch dem Beschauer sich insinuiert, die Sache ehelicher Treue gegen alle olympischen Raffinements der Erotik führt, so hat man die modische und konservative, mit einem Wort die eminent französische Tendenz des Ganzen erfaßt. Nachdenklich geht man durch eine dieser milden Winternächte nach Hause und ist den Kräften etwas näher, die es bewirkt haben, daß diese Stadt jahrhundertelang die umfassendste wirtschaftliche und geistige Organisation der Mode gewidmet hat, nimmt auch von Giraudoux die Gewißheit mit, daß sie nicht nur die Frauen, sondern die Musen kleidet.

18. Januar. Berl. Diese primitive Methode, die noch immer die beste ist: bevor man einen Unbekannten besucht, eine halbe Stunde in seinen Schriften lesen. Es war nicht umsonst. In »Mort de la Pensée Bourgeoise« stieß ich auf diese Stelle, die ihr Licht nicht nur auf Berl voraus, sondern auf mein Gespräch mit Quint, über Lautréamont, zurückwarf. Diese Stelle über Sadismus: »Was lehrt denn das Werk von Sade anderes, als zu erkennen, wie sehr

ein wahrhaft revolutionärer Geist sich der Idee der Liebe entfremdet. Soweit seine Schriften nicht Verdrängungen darstellen, wie sie bei einem Gefangenen natürlich sind, soweit sie nicht aus der Absicht Anstoß zu erregen, hervorgingen – und an die glaube ich nicht bei Sade, denn das wäre bei einem Häftling der Bastille ein ziemlich albernes Vorhaben gewesen – soweit dergleichen nicht im Spiele ist, entspringen seine Werke einer bis in die äußersten logischen Konsequenzen entfalteten revolutionären Verneinung. Was wäre denn auch ein Protest gegen die Machthaber nutze, wenn man einmal die Naturbedingtheit des menschlichen Lebens mit allem was sie Empörendes mit sich bringt akzeptiert hat? Als wäre die ›normale Liebe‹ nicht das anstößigste aller Vorurteile! Als wäre die Zeugung etwas anderes als die nichtswürdigste Manier, den Grundplan des Universums zu unterschreiben! Als wären die Naturgesetze, denen Liebe sich unterwirft, nicht tyrannischer und hassenswerter als die sozialen. Der metaphysische Sinn des Sadismus besteht in der Hoffnung, die Revolte des Menschen werde eine so gewaltige Intensität gewinnen, daß sie für die Natur den Zwang bedeute, ihre Gesetze zu wandeln, daß angesichts der Entschlossenheit aller Frauen, die Unbill der Schwangerschaft, die Gefahren und Schmerzen der Entbindung nicht mehr länger zu dulden, die Natur sich genötigt sehe, auf andere Wege zur Erhaltung der Menschheit auf der Erde zu verfallen. Die Kraft, die zu der Familie oder zum Staate ›nein‹ sagt, muß ›nein‹ auch zu Gott sagen und genau so wie die Anordnungen des Beamten und des Priesters muß das alte Gesetz der Genesis übertreten werden: ›Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen; in Schmerzen sollst du gebären‹, das Gesetz, das nicht hervorgerufen zu haben, das erduldet zu haben, Adam und Evas Verbrechen ausmacht.« – Und nun im Zimmer, das der Verfasser bewohnt: niedrige Sitze, von einem Schreibtischstuhl abgesehen. An der Schmalseite rechts ein Aquarium, das man beleuchten kann. Über dem Aquarium ein Gemälde von Picabia. Alle Wände grün bespannt, mit Goldleisten eingefaßt. Die Regale mit grünem Leder bezogen: Courier, Sainte-Beuve, Balzac, Staël, Tausend und eine Nacht, Goethe, Heine, Agrippa d'Aubigné und Meilhac und Halévy. Nicht schwer zu merken, daß er zu den Menschen gehört, die nur auf ihr Lieblingsthema gebracht sein wollen und dann, ohne viel Unterbrechung zu dulden, was sie zu sagen ha-

ben, memorieren. Jetzt handelt es sich in der Fortführung seines polemischen Werks für ihn vor allem darum, die Pseudoreligiosität des Bürgertums aus den letzten Schlupfwinkeln zu vertreiben. Als solche sieht er aber weder den Katholizismus mit seinen Hierarchien und Sakramenten noch den Staat an, sondern den Individualismus, den Glauben an die Unvergleichlichkeit, an die Unsterblichkeit des Einzelnen, die Überzeugung, das eigene Innere sei der Schauplatz einer einmaligen, nie wiederkehrenden tragischen Handlung. Die modischste Form dieser Überzeugung erblickt er im Kultus des Unbewußten. Daß er in dem fanatischen Kampf, den er diesem Kultus ansagt, – das heißt dem Surrealismus, welcher ihn zelebriert – Freud auf seiner Seite hat, das wüßte ich, auch wenn er es mir nicht versichert hätte. Und mit einem Blick auf das »Grand Jeu«, die Zeitschrift einiger dissidenter Glieder der Gruppe, die ich gerade erstanden hatte: »Seminaristen sind das, weiter nichts.« Nun einige merkwürdige Andeutungen über den Lebensstil dieser jungen Leute; den refus, wie Berl sagt. Wir können übersetzen: die Sabotage. Ein Interview zu versagen, eine Mitarbeit abzulehnen, ein Foto zu verweigern, gelten ihnen für ebensoviel Beweise ihres Talents. Berl setzt das auf sehr geistvolle Art mit dem eingewurzelten Hang zur Askese, der dem Pariser eignet, in Verbindung. Andererseits spukt hier noch die Vorstellung vom verkannten Genie, die wir bei uns so gründlich zu beseitigen im Begriff stehen. Der raté hat hier noch eine Gloriole und der Snobismus steht im Begriffe, sie ihm neu zu vergolden. So jene Finanziers, die einen Klub zum Ankauf von Gemälden gründen und sich verpflichten, sie nicht vor Ablauf von zehn Jahren wieder auf den Markt zu bringen. Hauptgrundsatz: Für kein Gemälde dürfen mehr als 500 Frank bezahlt werden. Wer teurer ist, der ist schon reüssiert; wer reüssiert ist, taugt nichts. Ich höre ihm zu, ich widerspreche ihm nicht. So ganz unverständlich aber ist mir weder die Haltung jener jungen Leute noch dieser alten Snobisten. Wie viele Prozeduren gibt es nicht, als Künstler zu reüssieren und wie wenige darunter haben mit Kunst das geringste zu tun!

21. Januar. M. Albert. D. morgens bei mir im Hotel, bittet mich, den Abend mir freizuhalten. Wird mich um sieben abholen, mich bei M. Albert einführen. Wird, wie er sagt, M. Albert in dessen

Etablissement aufsuchen. Schildert das als äußerst bemerkenswert. Nun ist dieses Etablissement – eine Badeanstalt im Quartier Saint-Lazare – bemerkenswert in der Tat. Aber alles andere als pittoresk. Die ernstlichen, wahren, das ist die sozial gefährdenden Laster, gebärden sich bescheiden, vermeiden, selbstverständlich, jeden Anschein von Betrieb, können geradezu etwas Rührendes annehmen. M. Alberts Freund Proust dürfte darum gewußt haben. Die Atmosphäre dieser Badeanstalt daher schwer darzustellen. Etwa: Wand an Wand zur Familie aber in ihrem Rücken wie alle echten Laster. Wirklich ist das Auffallende, und zwar den ganzen Abend über, die lautere, familiäre Vertraulichkeit dieser Jungen, zu der ihre erstaunliche franchise in keinem Gegensatz steht. Die jedenfalls, die ich da sah, haben noch in der ausgefallensten, preziösesten Art sich zu geben eine Naivität, eine jungenhafte Aufsässigkeit, Verspieltheit und Trotz, die mir verstohlen meine Internatszeit vergegenwärtigen. – Zuerst der Hof, den man zu überqueren hat: eine Landschaft aus Pflastersteinen und Frieden. Wenige Fenster, die hier hinaussehen, erleuchtet. Aber Licht hinter den Milchglasscheiben von Alberts Büro und in einer Mansarde links, die zinnenhaft in den Himmel ragt. Wir kamen zu dritt; Hessel und ich mußten es sich gefallen lassen, von D. als Proust-Übersetzer vorgestellt zu werden. Es bestätigte sich erstaunlich, was Hessel mir mehrere Tage vorher von ihm gesagt hatte: dies Meergotthafte, mit allem sich Mischende, gegen alles Verfließende. Übrigens haben das Porzellanpuppen in Figurengruppen am deutlichsten; Porzellan ist die kupplerischste Materie an Liebespaaren; D. stelle ich mir als einen kupplerischen Porzellanflußgott vor. Unter den Statisten ergab sich M[aurice] S[achs] als einer Hauptrolle vorbehalten. Er trug durch seine Lebhaftigkeit und die offenbar bereits mehrfach erprobte Treffsicherheit seiner Anekdoten vor allem dazu bei, mir gewisse Episoden, gewisse Informationen im folgenden verdächtig zu machen. Und wenn er, kaum mit mir und Hessel ins Auto verstaut, etwas wie ein Verzeichnis oder einen Musterkatalog von Alberts Hauptgeschichten entwickelte, so glaubte ich mit einigem Unbehagen die Spuren einer auch hierher schon vorgeschobenen Tournée des grands-ducs zu entdecken. Hinter den Milchglasscheiben der Empfangsraum, durch Stores gegen alle anstoßenden und anstößigen Gemächer abgedichtet. Und M. Albert hinter dem Ladentisch oder der

Kasse, kurz ein Arrangement aus Seiflappen, Parfums, pochettes surprise, Badekarten und nuttigen Puppen. Sehr höflich, sehr diskret in der Begrüßung und auf das angenehmste nebenher durch Rückstände der Tagesarbeit beschäftigt. Proust hat ihn, wenn ich mich recht erinnere, 1912 kennengelernt. Damals wird er nicht älter als zwanzig Jahre gewesen sein. Und wie er heute aussieht, davon gibt es einen Begriff, wenn man sagt, man sieht es ihm an, daß er damals, als er Leibdiener beim Fürsten von Radziwill, wie früher bei dem Prinzen Orloff gewesen ist, sehr schön gewesen sein muß. Die vollständige Durchdringung von höchster Unterwürfigkeit und äußerster Dezision, die den Lakaien auszeichnet – als mache es der Herrenkaste keinen Spaß, Wesen zu befehligen, die sie nicht zu Befehlshabern drillte – ist in seinen Zügen gewissermaßen in Gärung übergegangen, so daß er auf Augenblicke einem Turnlehrer ähnlich sieht. Das Programm des Abends war groß geplant. Jedenfalls gedachte man nach dem Diner die neue Freundschaft in M. Alberts zweitem Etablissement, dem Bal des Trois Colonnes, zu bekräftigen. Über den Ort des Diners schien man sich, vielleicht nur anstandshalber, kurze Zeit im unklaren zu befinden. Dann war man sich schnell über dies Lokal in der rue de Vaugirard einig, an dem Hessel und ich einmal vor drei Jahren vorübergegangen waren, ohne einen Blick hinein zu riskieren. Heute gab es da einige erstaunlich schöne Jungen. Darunter ein, vermutlich echter, indischer Prinz, der M. S. so lebhaft interessierte, daß er seinen Vorsatz, M. Albert zu besonders weitgehenden Konfidenzen zu bewegen, nicht ausführen konnte. Auch weiß ich nicht, ob sie für mich größeres Interesse gehabt hätten als einige, sehr nebensächliche, fast unwillkürliche Bemerkungen, die nebenher in unser Gespräch einflossen. Denn an der Frage, was sich ergeben würde, wenn einer die Passionen Prousts – unter denen gewisse einer berühmten Szene mit Mademoiselle Vinteuil sehr nahekommen – der Interpretation von seinen Werken dienstbar machte, bin ich kaum interessiert. Umgekehrt aber scheint mir das Werk eines Proust den Hinweis auf allgemeine, wenn auch sehr verborgene Charaktere des Sadismus zu enthalten. Und dabei gehe ich von Prousts Unersättlichkeit in der Analyse der kleinsten Vorfälle aus. Auch von seiner Neugier, die dem sehr nahe steht. Daß die Neugier in Gestalt der wiederholten, immer denselben Sachverhalt erbohrenden Frage ein Instrument in der

Hand des Sadisten zu werden vermag – das gleiche Instrument, das Kinder unschuldig handhaben –, wissen wir aus Erfahrung. Prousts Verhältnis zum Dasein hat etwas von dieser sadistischen Neugier. Es gibt Stellen, an denen er das Leben mit seinen Fragen gewissermaßen zum äußersten bringt, andere, an denen er sich vor einem Tatbestand des Herzens aufstellt wie ein sadistischer Lehrer vor dem eingeschüchterten Kind, um es mit zweideutigen Gebärden, einem Ziepen und Kneifen, das zwischen Liebkosung und Quälerei liegt, zur Preisgabe eines geargwöhnten, vielleicht nicht einmal wirklichen Geheimnisses zu zwingen. In diesem Einen jedenfalls konvergieren die beiden großen Leidenschaften des Mannes, die Neugier und der Sadismus: bei keinem Befunde sich irgend beruhigen zu können, in jedem Geheimnis eingeschachtelt ein kleineres, in ihm ein noch winzigeres und so weiter bis ins Unendliche zu wittern, wobei mit abnehmender Größe die Bedeutung des Aufgespürten sich steigert. – Das ging mir durch den Kopf, während M. Albert mir den Entwicklungsgang ihrer Bekanntschaft skizzierte. Man weiß, daß Proust ihm einige Zeit, nachdem sie einander kennengelernt hatten, eine Maison de Rendezvous einrichtete. Diese Gründung war für den Dichter pied-à-terre und Laboratorium zugleich. Hier unterrichtete er sich, wohl auch durch Augenschein, über alle Spezialitäten der Homosexualität, hier wurden die Beobachtungen gemacht, die er später in der Schilderung des gefesselten Charlus verwertete, hierhin stiftete Proust die Möbel einer verstorbenen Tante, um ihr unziemliches Ende als Ameublement eines Bordells in »A l'ombre des jeunes filles en fleurs« zu beklagen. – Es wurde spät, ich hatte alle Mühe, M. Alberts schwach artikulierende Stimme aus dem Lärm eines Grammophons herauszufiltern, das eine elegische Schönheit, die, weil sie ein Loch im Hosenboden hatte, nicht tanzen konnte, und durch die erfolgreiche Rivalität des indischen Prinzen gekränkt wurde, andauernd mit neuen Platten versorgte. Wir waren zu müde, M. Albert Gelegenheit zu einer Revanche chez lui – das heißt in den Trois Colonnes – zu geben. D. brachte uns im Auto nach Hause.

26. Januar. Félix Bertaux. Seinem meridionalen Aussehen zum Trotz ist er Lothringer. Hat aber vermutlich französisches Blut. Aus der Zeit, da er ein junger Lehrer in Poitiers war, diese

hübsche Geschichte: Die Action française veranstaltete – es war vor dem Krieg – dort einen Verbandsabend. Bertaux war mit einigen dissidenten Freunden erschienen. Nach dem Werbevortrag des Referenten fordert der Versammlungsleiter die Andersdenkenden zur öffentlichen Stellungnahme auf. Groß ist Bertauxs Erstaunen, als niemand sich meldet. Kurz entschlossen springt er von seinem Platz am äußersten Ende des Saales auf, durchstürmt den Raum bis zum Podium mit Riesenschritten und behauptet dreiviertel Stunden lang die Tribüne. Seine Rede ruft in diesem Publikum von Mitläufern der Action française einen völligen Umschwung hervor. »Il a renversé la salle« wie man sagt. Und das Nachspiel am folgenden Tage, in seiner Klasse. Er ist im Begriff, etwas an die Tafel zu schreiben und läßt dabei ein Stück Kreide fallen. Zehn Jungen stürzen aus den Bänken, um es ihm aufzuheben. Bertaux stutzt, will genauer zusehen und läßt, und jetzt nur scheinbar aus Versehen, wieder etwas hinfallen. Diesmal zwanzig Jungen, die aufspringen. So stürmische Sympathien hatte ihm seine Rede vom Abend vorher erobert. Er könnte die glänzendste politische Karriere machen, Präfekt, Abgeordneter werden. Er zieht es aber vor, in seinen Mußestunden an einem französisch-deutschen Lexikon zu arbeiten, das ihn schon seit fünfzehn Jahren beschäftigt, und von dem man sich sehr viel verspricht. Unser Gespräch drehte sich vor allem um Proust. Proust und Gide – im Jahre 1919 habe ihre Rangfolge einen Augenblick fraglich erscheinen können. Für Bertaux sei sie es aber auch damals nicht gewesen. Die kanonischen Einwände und Reserven: daß er, Proust nämlich, die substance humaine nicht bereichert, den concept de l'humanité nicht erhöht und geläutert habe. Bertaux zitiert den Vergleich, mit dem Gide Prousts Verfahren dem Alltag gegenüber kennzeichnet: Ein Stück Käse unter dem Mikroskop; man sagt sich »Eh bien, c'est ça ce que nous mangeons tous les jours?!« – Ich: Gewiß, er hat den Menschen nicht gesteigert, sondern nur analysiert. Seine moralische Größe aber liegt in einem ganz anderen Felde. Er hat mit einer Leidenschaft, die kein Dichter vor ihm gekannt hat, die Treue zu den Dingen, die unser Leben gekreuzt haben, zu seiner Sache gemacht. Treue zu einem Nachmittag, einem Baum, einem Sonnenflecken auf der Tapete, Treue zu Roben, Möbeln, zu Parfums oder Landschaften. (Ich hätte bemerken sollen, daß die Entdeckung des letzten Bandes –

daß die Wege nach Guermantes und Méséglise sich verschlingen – allegorisch die höchste Moral, die Proust zu vergeben hat, einschließt.) Ich gebe zu, daß Proust, im Grunde, peut-être se range du côté de la mort. »Jenseits des Lustprinzips«, das geniale Alterswerk Freuds, ist wahrscheinlich der grundlegende Proust-Kommentar. Mein Partner will dies alles einräumen, bleibt aber überaus spröde, se range du côté de la santé. Ich begnüge mich mit dem Hinweis, wenn Proust eine Gesundheit, in seinen Werken, gesucht und geliebt hat, so ist es jedenfalls nicht die tüchtige des Mannes, sondern die schutzlose und zarte des Kindes.

4. Februar. Adrienne Monnier. Kurz nach drei öffne ich die Tür »Aux amis des livres« 7, rue de l'Odéon. Ich fühle einen gewissen Unterschied von andern Buchhandlungen. Gewiß dürfte dies kein Antiquariat sein. Adrienne Monnier scheint sich nur mit neuen Büchern zu beschäftigen. Aber es sieht doch weniger bunt, weniger bewegt oder zerfahren aus als in andern Läden. Ein warmer und blasser Elfenbeinton liegt über den breiten Tischen. Vielleicht kommt er von den transparenten Schutzumschlägen, die viele Bücher – alle modernen Erstausgaben, alle Luxusdrucke – hier tragen. Ich gehe auf die Frau zu, die mir zunächst ist, auf diejenige zugleich, von der es die größte Enttäuschung der flüchtigen, oberflächlichen Erwartung, hier die Bekanntschaft eines hübschen jungen Mädchens zu machen, wäre, wenn dies Adrienne Monnier sein sollte. Eine breite, blondhaarige Frau mit sehr klaren blaugrauen Augen, die ganz in einen derben grauen Wollstoff von nonnenhaftem Zuschnitt gekleidet ist. Vorn ist das Kleid mit Knöpfen in eingelegter Arbeit besetzt, altväterischer Besatz. Sie ist es. Sogleich fühle ich, einem der Menschen gegenüber zu sein, denen man nie respektvoll genug begegnen kann, und die, ohne dem Anschein nach auf solchen Respekt im geringsten zu rechnen, ihn dennoch keinen Augenblick abweisen oder bagatellisieren werden. Merkwürdig ist, daß diese Frau den Weg von Rilke, der doch solange in Paris gelebt hat, nur zweimal, wie sie sagt, gekreuzt hat. Ich könnte mir denken, daß er einem Wesen von solcher rustikalen Reinheit, daß er solch einem kosmischen Klostergeschöpf die tiefste Neigung hätte entgegenbringen müssen. Sie spricht im übrigen sehr schön von ihm und sagt: »Er scheint allen, die ihn etwas gekannt haben, dies Gefühl hinterlassen zu haben: mit

allem was sie tun, innig verbunden zu sein.« Und schon zu seinen Lebzeiten habe er ihnen dies Gefühl ganz wortlos, durch sein bloßes Dasein geben können. Wir sitzen an ihrem schmalen, mit Büchern bedeckten Büro ganz im Vordergrunde des Ladens. Natürlich ist I.M.S. unser erster Gesprächsgegenstand; dann aber sind es die klugen und die törichten Jungfrauen. Sie spricht von den verschiedenen Gestalten der vierge sage – der von Straßburg, die ihr das Stück, das ich gelesen habe, eingegeben hat, der von Notre Dame de Paris, »qui est si désabusée, si bourgeoise, si parisienne – ça vous rappelle ces épouses qui ont appris à se faire à leur mari et qui ont cette façon de dire: Mais oui, mon ami; qui pensent un peu plus loin.« »Und jetzt«, habe Paulhan ihr gesagt, als er die »vierge sage« kennengelernt hatte, »werden Sie uns eine ›vierge folle‹ schreiben.« Aber nein! Die vierge sage, das ist immer, trotzdem die sieben beisammen stehen, Eine – die vierge folle aber, das sind viele, das wäre die ganze Bande. Im übrigen: ihre »servante en colère«, das sei ja schon eine vierge folle gewesen. Und nun ein Wort, das allein, hätte ich auch nichts von ihren Sachen gelesen, mir einen Einblick in das Wesen ihrer Welt gegeben hätte. Sie redet von der Unberührtheit der klugen, und wie in dieser Unberührtheit doch ein Schein, ein Schimmer von Hypokrisie nicht verkannt werden könne. Die klugen und die törichten Jungfrauen – gewiß, was sie da sage sei nicht im Sinn der Kirche – aber sie seien doch nur um ein Geringstes verschieden, seien einander unendlich nahe. Dabei machten ihre Hände eine so einschmeichelnde und so bezwingende Schaukelbewegung, daß ich ein Portal in der Phantasie sah, wo alle vierzehn Jungfrauen auf runden, beweglichen steinernen Sockeln ruhten, und ein beständiges Schaukeln aller gegeneinander den Sinn ihrer Worte auf das vollendetste darstellte. Ganz von selbst kamen wir auf diese Weise dazu, von coincidentia oppositorum zu sprechen, ohne daß dies Wort gerade gefallen wäre. Ich will auf Gide hinaus, von dem ich weiß, daß sie ihm nahegestanden hat oder steht, daß hier in diesen Räumen die berühmte Auktion sich abspielte, wo Gide, um zwischen sich und jenen Freunden, die seinem »Corydon« die Gefolgschaft versagten, die Trennung feierlich zu besiegeln, die Widmungsexemplare dieser Freunde aus seiner Bücherei versteigern ließ. »Nein, unter keinen Umständen –«, Gide will sie hier doch nicht genannt wissen. Gide hat zwar dies: die Bejahung und

die Verneinung, aber hintereinander und in der Zeit, nicht in der großen Einheit, der großen Ruhe, in der sie sich am ersten noch bei Mystikern findet. Nun nennt sie, und das betrifft mich wirklich, Breton. Sie zeichnet Breton: eine spannungsreiche, explosive Natur, in deren Nähe das Leben unmöglich, »quelqu'un d'inviable, comme nous disons«. Aber wie außerordentlich ihr sein erstes surrealistisches Manifest erscheine, und wie herrliche Dinge sich selbst noch im zweiten fänden. Ich gestehe ihr, daß mir vor allem die okkultistische Wendung im zweiten auffiel und in wie unangenehmem Sinne. Auch sie will von der Verklärung der Kartenlegerinnen – in Bretons »Lettre aux voyantes« – nichts wissen. Sie erinnert noch die Zeit, wo Breton mit Apollinaire bei ihr in der boutique erschienen ist. Wie er in Ergebenheit gegen Apollinaire verging, seinen kleinsten Winken gehorsam war. »Breton, faites cela, cherchez ceci.« Viele Kunden erscheinen. Ich will diese Situation an der Tischkante nicht forcieren, fürchte auch, in ihrem Betriebe sie aufzuhalten. Dann aber fesselte mich wieder, wie sie sich meiner alten Idiosynkrasie gegenüber, die so heftig gegen Photos von Bildwerken reagiert, derer annahm. Zunächst scheint sie von meinem Satze frappiert, wieviel leichter ein Bild, vor allem aber eine Plastik, und nun gar Architekturen, im Photo sich »genießen« ließen als in der Wirklichkeit. Doch als ich weiter ging und solche Art und Weise mit Kunst sich zu befassen kümmerlich und entnervend nenne, wurde sie eigensinnig. »Die großen Schöpfungen«, sagt sie, »kann man nicht als Werke Einzelner ansehen. Es sind kollektive Gebilde, so mächtig, daß sie zu genießen geradezu an die Bedingung, sie zu verkleinern geknüpft ist. Im Grunde sind die mechanischen Reproduktionsmethoden eine Verkleinerungstechnik. Sie verhelfen den Menschen zu jenem Grade von Herrschaft über die Werke, ohne die sie nicht zum Genuß kommen.« Und somit tauschte ich ein Photo der vierge sage von Straßburg, welches sie am Anfang der Begegnung mir versprochen hatte, gegen eine Theorie der Reproduktionen ein, die mir vielleicht noch wertvoller ist.

7. Februar. »Mélo« von Bernstein im Gymnase. Die Architektur dieses Theaters begegnet heut nur noch in der Fassade alter Badeortkasinos. Wenn sie nun gar, wie zu Beginn und Ende, im Stile der Pariser Großen Oper beleuchtet ist – so nämlich, daß alle

vorkragenden Bänder und Balken zu Rampen werden, von denen aus Scheinwerfer Säulen-Primadonnen ins rechte Licht setzen, während in Nischen über ihnen sich die Finsternis des nächtlichen Himmels wölbt – so ist die äußere Szene der Fassade der inneren auf der Bühne weit überlegen.

10. Februar. Adrienne Monnier zum zweiten Male. Inzwischen war mir die Topographie der rue de l'Odéon deutlicher geworden. Ich hatte in ihrem verschollenen Gedichtband »Visages« die schönen Verse auf ihre Freundin Sylvia Beach gelesen, die ihr gegenüber die kleine boutique hat, in der der englische Joyce die bewegte Geschichte seines ersten Erscheinens erfuhr. »Déjà«, hat sie da gedichtet – »Déjà midi nous voit, l'une en face de l'autre / Debout devant nos seuils, au niveau de la rue / Doux fleuve de soleil qui porte sur ses bords / Nos Libraires.« Sie betritt den Laden gegen halb vier, genau eine Minute nach mir, in einen grauen Flauschmantel eingehüllt, kosakisch und großmütterlich, schüchtern und sehr bestimmt. Und wir sitzen noch kaum an derselben Stelle wie neulich zusammen, so winkt sie jemandem durchs Schaufenster. Er tritt ein. Es ist Fargue. Und da es ein himmlischer Tag über Paris ist, etwas kalt mit Sonne, und wir alle voll von der Schönheit da draußen sind, ich auch erzähle, wie ich um Saint-Sulpice herumschlenderte, läßt Fargue fallen, da möchte er wohnen. Und nun erhoben sich beide zu einem wundervollen Duett um die Priester von Saint-Sulpice, einem Duett, in dem ihre alte Freundschaft den vollsten Klang gab. Fargue: »Ces grands corbeaux civilisés.« Monnier: »Jedesmal, wenn ich über den Platz gehe, der so schön ist, aber über den es im Winter so schneidend weht, und die Priester kommen aus der Kirche heraus, ist mir, der Sturm müsse sich in ihre Soutanen verfangen und sie hoch in die Luft hinauftragen.« Man muß es gesehen haben, dies schwarze Kommen und Gehen, Innehalten und Wallen dort im quartier, und wie dies Priesterschweigen mit der blanken Stille der vielen librairien zusammenkommt, um den Schlüssel zu diesem unvergleichlichen Viertel und vor allem dem Platz, der sein Herz ist, zu haben. Dann nehmen die beiden ihre freundschaftlichen Streitigkeiten wieder auf, die alt sein müssen. Fargues Trägheit muß herhalten; daß er nichts schreibt. »Que voulez-vous, j'ai pitié de ce que je fais. Ces pauvres mots, je les vois, à peine écrits,

qu'ils s'en vont, traînant, boitant, vers le Père-Lachaise.« Unser späteres Gespräch ist beherrscht von der Joyce-Übersetzung, die sie verlegt hat und von der sie die Umstände mitteilt, die sie zu so einem seltenen Gelingen führten. – Einiges über Proust: Sie spricht von dem Widerwillen, den seine Transfiguration der oberen Zehntausend in ihr erweckt habe, von dem rebellischen Protest, der sie verhindert habe, Proust zu lieben, und dann mit Fanatismus, fast mit Haß, von Albertine, die in so absurdem Maße ce garçon du Ritz – Albert – sei und dessen vierschrötigen Körper, dessen männischen Gang sie jederzeit bei Albertine durchfühle. Proust zu lieben, auch nur lieben zu wollen, habe sie dessen moralische Person gehindert. Was sie sagt, macht mir nicht schwer, ihr von den Schwierigkeiten zu sprechen, denen Proust in Deutschland begegnet, wie sehr sie eindringende Studien über den Dichter verlangten, um überwunden zu werden, wie wenig es solche Studien bei uns und im Grunde auch in Frankreich gebe. Ihr Staunen über diesen Satz ist mir Anlaß genug, ihr mein Bild einer Proust-Interpretation in wenigen Zügen zu zeichnen. Nicht die psychologische Seite, nicht die analytische Tendenz, sondern die metaphysische seiner Dichtungen ist, so erkläre ich ihr, noch immer unentdeckt geblieben. Die hundert Tore, die den Eintritt in seine Welt eröffnen, sind unerschlossen: die Idee des Alterns, die Verwandtschaft der Menschen mit Pflanzen, sein Bild des neunzehnten Jahrhunderts, sein Gefühl für Moder, Rückstand und dergleichen. Und wie ich mich immer mehr von dem Gedanken durchdringe, man müsse, um Proust zu verstehen, überhaupt davon ausgehen, sein Gegenstand sei die Kehrseite, le revers – moins du monde que de la vie même.

Am gleichen Nachmittag später Gespräch mit Audisio, dem ich über sein »Heliotrop« vieles zu sagen weiß, was ihn freut. Er erzählt sodann die Umstände, unter denen er an diesem Buche geschrieben hat, und das führt uns auf die Arbeit im südlichen Klima. Wir sind uns über die Absurdität der Meinung, die südliche Sonne sei eine Feindin geistiger Konzentration, völlig einig. Audisio verrät seinen Plan, eine »Défense du soleil« zu schreiben. Wir treten in eine Betrachtung der verschiedenen Arten mystischer Kontemplation ein, die unter nördlichem Mitternachts-, südlichem Mittagshimmel erwachsen. Jean Paul auf der einen Seite, auf der

anderen orientalische Mystik. Die romantische Haltung des Nordländers, der der Unendlichkeit im Weben seiner Traumwelt sich anzugleichen versucht, und die Strenge des Südländers, der, eher trotzig, mit der Unendlichkeit der Mittagsbläue in Konkurrenz tritt, um etwas gleichermaßen Dauerndes zu schaffen. Ich muß bei diesem Gespräch an die Zeit denken, da ich in Capri mitten im Juli die ersten vierzig Seiten des Trauerspielbuches schrieb – nichts als Feder, Tinte, Papier, ein Stuhl, ein Tisch und die Mittagshitze. Dieser Wettbewerb mit der unendlichen Dauer, deren Bild der Mittagshimmel des Südens so zwingend heraufruft wie der Nachthimmel das eines unendlichen Raums, macht den verschlossenen, konstruktiven Charakter der südlichen Mystik, wie er zum Beispiel in den Sufischen Tempelbauten zu architektonischem Ausdruck kommt.

11. Februar. Frühstück mit Quint. Ich hätte weniger unmittelbar das Gespräch auf den neuesten Stand des Surrealismus geführt, wenn ich mir gegenwärtig gehalten hätte, daß Kra – bei dem Quint Verlagsdirektor ist – das zweite surrealistische Manifest herausbringt. Die Teile, die die Auseinandersetzung mit früheren Angehörigen des Kreises betreffen, hält Quint für die schwächsten. Im übrigen hätte ich seine Bestätigung, daß die ursprüngliche Bewegung nun ihr Ende erreicht habe, kaum mehr nötig gehabt. Aber es ist der richtige Augenblick, einige Tatsachen rückblickend sicherzustellen. Und da ist das erste, von allem das rühmlichste: der Surrealismus hat mit einer Gewalttätigkeit, die für Frankreich, für die Gesundheit seiner Intellektuellen zeugt, auf jene Vermischung von Dichtung und Journalismus reagiert, die in Deutschland zur Formel des Literaturbetriebs zu werden begonnen hat. Er hat dem Gedanken der poésie pure, der im Akademischen zu versickern drohte, demagogischen, beinahe politischen Nachdruck verliehen. Er hat die große Tradition der esoterischen Dichtung wiedergefunden, die dem l'art pour l'art in Wahrheit so fernsteht und für die Dichten eine geheime heilsame Praxis ist, ein Rezeptschreiben. Er hat die innige Wechselbeziehung von Dilettantentum und Korruption, die die Basis des Journalismus bildet, durchschaut. Er hat mit anarchistischer Leidenschaft den Begriff des Niveaus, des anständigen Durchschnitts in der Literatur unmöglich gemacht. Und von hier ist er weiter gegangen, die

Sabotage in immer breitere Gebiete des öffentlichen und privaten Lebens vorantragend, bis endlich die politische Richtigkeit dieser Haltung, ihre scheidende, mehr: ihre ausscheidende Gewalt offenkundig und wirksam wurden. Aber wir waren uns weiter auch darin einig, daß eine der großen Schranken der Bewegung die Faulheit der Führer gewesen ist. Wenn man Breton begegnet und ihn fragt, was er macht, so antwortet er: »Rien. Que voulez-vous que l'on fasse.« Es ist einige Affektation darin, aber auch viel Wahres. Und vor allem gibt sich Breton keine Rechenschaft davon, daß Fleiß außer der bürgerlich-philiströsen auch eine magische Seite hat.

Vorher Abschiedsgang die Champs-Elysées herunter. Die ebene Fläche der Tage ist wie ein Spiegel, der jetzt, da ich an ihre Ränder stoße, in allen Farben des Prismas aufleuchtet. Mit der Kälte zugleich ist der Frühling gekommen, und während man mit klopfenden Pulsen und geröteten Backen die Champs-Elysées wie einen schneeigen Berghang heruntergeschritten kommt, hält man mit einem Male vor dem Rasenstückchen hinter dem Théâtre Marigny inne, in welchem der Frühling wittert. Hinterm Théâtre Marigny wird etwas sehr Stattliches aufgebaut; ein hoher, grüner Zaun umgibt die Baustelle, hinter ihm ragen Gerüste auf. Da sah ich diesen Zauber: einen Baum, der innerhalb der umzäunten Stelle wurzelt und seine kahlen Äste seitlich ein wenig über den Zaun hinausstreckte. Diesen Ästen nun schmiegte der derbe Zaun sich mit durchbrochener Spitzenarbeit so innig an wie einem kleinen Mädchen die Halskrause. Mitten in der massiven Bautischlerei war diese Silhouette wie von der sicheren Hand einer Zuschneiderin gezeichnet. Die Sonne kam blendend von rechts, und wie die Spitze des Eiffelturms, meines lieben Sinnbilds der Rechthaberei, sich in dem Glanz beinahe auflöste, war sie das Bild der Versöhnung und Reinigung, die der Frühling heraufführt. Im Schein der Sonne schmolzen die Mietspaläste, die von weitem die Durchblicke in der rue La Boétie, der avenue Montaigne abgeschlossen, und wurden zu mächtigen Pasten Goldbraun, die der Demiurg auf die Palette Paris gedrückt hat. Und wie ich im Gehen meine Gedanken so kaleidoskopisch durcheinanderfallen fühlte – mit jedem Schritt eine neue Konstellation; alte Elemente verschwinden, unbekannte kommen herangestolpert; viele Figuren, wenn

aber eine haftet, heißt sie »ein Satz« – da bildete unter Tausenden sich auch diese, auf die ich viele Jahre gewartet habe – der Satz, der das ganze Wunder, das die Madeleine (die echte, nicht jene proustische) mir vom ersten Augenblick an gewesen war, ganz umschloß: Die Madeleine ist im Winter ein großer Ofen, der mit seinen Schatten die rue Royale heizt.

ABEND MIT MONSIEUR ALBERT

Dienstag, 21. Januar. Dausse morgens bei mir im Hôtel, bittet mich, den Abend mir frei zu halten. Wird mich um sieben abholen, mich bei M. Albert einführen. Wird, wie er sagt, M. Albert in dessen Etablissement aufsuchen. Décrit ça comme énormément pittoresque. Ich meinerseits benachrichtige H[essel]. Aus verschiedenen Gründen. Nicht unbegründete Befürchtung, daß mir der Abend finanziell über den Kopf wachsen könne. Um sieben kommt H. kurz vor Dausse; ich habe nichts Eiligeres zu tun als H. zu bitten, mich in meiner Strategie addition bezüglich zu unterstützen.
Nun ist dieses Etablissement Rue St. Lazare in der Tat pittoresque. (Die ernstlichen, wahren, d. i. sozial gefährdenden, Laster gebärden sich bescheiden, vermeiden, selbstverständlich, jeden Anschein von Betrieb, können dergestalt geradezu etwas Rührendes annehmen. Proust dürfte darum gewußt haben.) Jedenfalls ist es so bei M. Albert. Die Atmosphäre dieser Badeanstalt schwer darzustellen. Etwa: Wand an Wand aber im Rücken der Familie wie alle wirklichen Laster. Das Auffallendste, und zwar den ganzen Abend über: die erstaunliche franchise dieser Jungen. Die jedenfalls, die ich da sah, haben noch in der ausgefallensten preziösesten Art sich zu geben eine Naïvität, eine jungenhafte Aufsässigkeit, Verspieltheit und Trotz, die mich sehr an Haubinda erinnern, mir verstohlen sehr Verflossenes vergegenwärtigen.
Also zuerst der Hof, den man zu überqueren hat: eine Landschaft aus Pflastersteinen und Frieden. Wenige Fenster, die hier hinaussehn, erleuchtet. Aber Licht hinter den Milchglasscheiben zu Alberts Büro und in einer Mansarde links, die zinnenhaft in den Himmel ragt. Présentation. Wir sind nicht allein, wir werden selbstverständlich, verdrießlicherweise als Proustübersetzer vor-

gestellt. Es bestätigte sich erstaunlich, was H. mir mehrere Tage später von Dausse sagte: dies Meergotthafte mit allem sich Mischende, gegen alles Verfließende (übrigens haben das Porzellanpuppen in Figurengruppen am deutlichsten; Porzellan ist die kupplerischste Materie an Liebespaaren; Dausse stelle ich mir als einen kupplerischen Porzellanflußgott vor), demgemäß er es für nötig befunden hatte am Morgen mir zu erzählen, er stünde in diesen Kreisen im Rufe homosexuell zu sein, und sogar mich beiläufig aufzufordern, abweichende persönliche Geschmacksrichtungen nicht laut werden zu lassen. Unter den Statisten ergab sich M. Maurice Sachs als einer Hauptrolle vorbehalten. Dieser Mann trug durch seine Lebhaftigkeit und die offenbar bereits mehrfach erprobte Treffsicherheit seiner Anekdoten vor allem dazu bei, mir gewisse Episoden, gewisse Informationen im folgenden verdächtig zu machen. Und wenn er kaum mit H. und mir ins Auto verstaut etwas wie ein Verzeichnis oder einen Musterkatalog von Alberts Hauptgeschichten entwickelte, so glaubte ich mit einigem Unbehagen die Spuren einer auch hierher schon vorgeschobenen tournée des grands-ducs zu entdecken. Hinter den Milchglasscheiben der Empfangsraum, durch Stores gegen alle anstoßenden Gemächer und anstößigen Vorfälle abgedichtet. Und M. Albert hinter dem Ladentisch oder der Kasse, kurz, ein arrangement aus Seiflappen, Parfüms, pochettes surprise, Badekarten und nuttigen Puppen. Sehr höflich, sehr diskret in der Begrüßung, aber gar nicht pompier und außerdem aufs angenehmste nebenher durch Rückstände der Tagesarbeit beschäftigt. Proust hat ihn, wenn ich recht erinnere, 1912 kennen gelernt. Damals wird er nicht älter als 20 Jahre gewesen sein. Und wie er heute aussieht, davon gibt es einen Begriff, wenn man sagt, man sieht es ihm an, daß er damals, als er Leibdiener beim Fürsten von Radziwill wie früher bei dem Prinzen Orloff gewesen ist, unglaublich schön gewesen sein muß. Die vollständige Durchdringung von höchster Unterwürfigkeit und äußerster Dezision, die den Lakaien auszeichnet (als mache es der Herrenkaste keinen Spaß, Wesen zu befehligen, die nicht wie Befehlshaber aussehn) – eine Durchdringung, die Proust wird zu denken gegeben haben –, ist in seinen Zügen gewissermaßen in Gärung übergegangen, so daß etwas Durchgedrücktes, ein leerer Energieüberschuß ihn auf Augenblicke einem Turnlehrer ähnlich macht.

Das Programm des Abends war groß geplant. Jedenfalls gedachte man nach dem Dîner die neue Freundschaft in M. Alberts zweitem Etablissement, dem Bal des Trois Colonnes, zu bekräftigen. Über den Ort des Dîners schien man sich vielleicht nur anstandshalber kurze Zeit im unklaren zu befinden. Dann war man sich schnell über dies Lokal »Oustiti« einig, an dem, wenn ich nicht irre, H. und ich einmal vor drei Jahren vorüber gegangen waren, ohne einen Blick hinein zu riskieren. Heute, nach etwas besserer Kenntnis, zumal des Patrons, kann ich sagen, daß es alle Chancen hat, in denkbar engster Beziehung zur brigade mondaine der Suréte Générale zu stehen. Wäre das nicht der Fall, so dürfte man sagen, daß der Patron polizeiwidrig aussieht. In diesem Lokal gab es einige erstaunlich schöne Jungen. Darunter ein höchstwahrscheinlich echter indischer Prinz, der Maurice Sachs so lebhaft interessierte, daß er seinen Vorsatz M. Albert zu besonders weitgehenden Confidencen zu bewegen, nicht ausführen konnte. Ich glaube auch nicht, daß diese Confidencen jemals die Schranken überschritten hätten, die M. Alberts Versicherung seine Beziehungen zu Proust seien keine körperlichen gewesen, errichtet. Ich weiß auch nicht, ob sie jenseits dieser Grenze ein größeres Interesse angenommen hätten, als einige sehr nebensächliche beinah unwillkürliche Bemerkungen für mich besaßen, die er machte.

Proust hat bekanntlich M. Albert eine Weile nachdem sie sich kennengelernt hatten, ein Maison de Rendezvous eingerichtet. Diese Gründung war für ihn Pied-à-terre und Laboratorium zugleich. Hier unterrichtete er sich, häufig wahrscheinlich durch Augenschein, über alle Spezialitäten der Homosexualität, hier wurden die Beobachtungen gemacht, die er später in der Schilderung des gefesselten Charlus verwertete, hierhin stiftete Proust die Möbel einer verstorbenen Tante, deren unziemliches Ende als Ameublement eines Bordells er in »A l'ombre des jeunes filles en fleurs« beklagt. Hier, wo seine bürgerliche Person selbstverständlich unbekannt blieb, hat man ihm den Beinamen l'homme aux rats gegeben. Nämlich: Proust hielt die jungen Leute, deren Bekanntschaft er bei M. Albert machte, dazu an, Ratten, die ihm in einem Käfig präsentiert wurden, mit langen Nadeln auf verschiedene überaus scheußliche Art zu quälen. Neben diese unerzogensten Betätigungen seines Sadismus stellte M. Albert, ohne

auf diesen sonderbaren Kontrast abzuzielen, diese rührende: Wie Proust eines Vormittags in seiner geschlossenen Kutsche an einer Schlächterei vorbeikommt, einem Metzgerjungen, der ihm gefiel, beim Zerhauen des Fleisches zusah und darüber stundenlang seinen Wagen am Fleck halten ließ.

Ich habe nicht viel Interesse an der Frage, was dabei herauskäme, wenn man diese Passion Prousts (und andre, die gewissen Szenen mit Mademoiselle Vinteuil atemraubend nahkommen) einer Interpretation seines Werks dienstbar machte. Umgekehrt aber scheint mir das Werk eines Proust ein Hinweis auf allgemeine, wenn auch sehr verborgene Charaktere des Sadismus zu sein. Und dabei gehe ich von Prousts Unersättlichkeit in der Analyse der kleinsten Vorfälle aus. Auch von seiner Neugier, die dem sehr nahe steht. Daß die Neugier in Gestalt der wiederholten immer denselben Sachverhalt erbohrenden Frage ein furchtbares Instrument in der Hand des Sadisten werden kann (das gleiche Instrument, das Kinder unschuldig handhaben), wissen wir aus Erfahrung. Prousts Verhältnis zum Dasein hat etwas von dieser sadistischen Neugier. Es gibt Stellen, an denen er das Leben mit seinen Fragen gewissermaßen zum Äußersten bringt, andre, an denen er sich vor einem Tatbestand des Herzens aufstellt, wie ein sadistischer Lehrer vor dem eingeschüchterten Kind, um es mit zweideutigen Gebärden, einem Ziepen und Kneifen, das zwischen Liebkosung und Quälerei liegt, zur Preisgabe eines geargwöhnten vielleicht nicht einmal wirklichen Geheimnisses zu zwingen. In diesem Einen jedenfalls koinzidieren die beiden großen Passionen des Mannes, die Neugier und der Sadismus: bei keinem Befunde sich irgend beruhigen zu können, in jedem Geheimnis eingeschachtelt ein kleineres, in ihm ein noch winzigeres usw. bis ins Unendliche zu finden, wobei mit abnehmender Größe die Bedeutung des Aufgespürten sich steigert.

Das ging mir nicht gerade während M. Albert uns unterhielt durch den Kopf, sondern später. Denn an diesem Abend hatte ich alle Mühe seine schwach artikulierende Stimme aus dem Lärm eines Grammophons herauszufiltern, das die elegische Schönheit, die, weil sie ein Loch im Hosenboden hatte, nicht tanzen konnte, und durch die erfolgreiche Rivalität des indischen Prinzen gekränkt wurde, andauernd mit neuen Platten versorgte. Die addition blieb dann selbstverständlich trotz listiger Manöver an H.

und mir hängen. Wir hatten keine Lust M. Albert Gelegenheit zu einer Revanche chez lui – das heißt in den Trois Colonnes – zu geben und vielleicht auch keine unbedingte Sicherheit, es würde dort nicht eine neue Zeche zu begleichen geben. Dausse brachte uns im Auto nach Hause.

Russische Debatte auf Deutsch

Die Bourgeoisie, hat der große spanische Staatsphilosoph Donoso Cortés gesagt, ist die ewig diskutierende Klasse. Dieser verächtlichen und tiefgründigen Bezeichnung liegt die abschätzige Meinung vom Diskutieren zugrunde, die ja auch heute die verbreitete ist. Es gehört sogar zur Signatur der Nachkriegszeit, wie sehr ihr der Geschmack an Debatten vergangen ist. Der Verfall der Beredsamkeit, die Gleichgültigkeit gegen jede Privatmeinung, die verminderte politische Toleranz, der erwachende Sinn für Autoritäten sind die Hauptursachen dieser Entwicklung, die heilsam ist, die man fördern soll, deren Umschlag sich aber doch bereits absehen läßt. Und zwar wäre das kein modisches Umschlagen, indem ein Überwundenes von neuem aufkäme, vielmehr ein Umschwung im Wesen der Diskussion, die ja durchaus nicht jene planlose, uferlose Sache zu sein braucht, als die wir sie verachten gelernt haben. Um etwas anderes zu werden, muß sie allerdings den verlogenen Grundsatz aufgeben, sie sei eine Veranstaltung, kraft deren Gegner einander zu überzeugen – oder gar miteinander sich zu verständigen – suchten. Auf der anderen Seite muß sie genau so den demagogischen Zug aufgeben, wie ihn – im besten Fall – die Reichstagsreden haben, wenn sie zum Fenster hinaus und nicht in den Schlafsaal hinein gehalten werden. Wie aber eine nützliche Debatte aussehen könnte, das hat man selten genug zu erfahren Gelegenheit und darum verdient eine Diskussion festgehalten zu werden, die sich in Berlin bei einer der letzten Versammlungen des »Vereins der Freunde des neuen Rußland« ergab.
Der Vortragende, Prof. O. Brick aus Moskau, erklärte von vornherein, eine polemische Ansprache halten zu wollen. Seine Gegner allerdings – das verbog die Achse seiner Ausführungen ein wenig –, sucht er in Moskau, nicht hier. Wer sind sie? Nun, zunächst einmal alle russischen Dichter, deren Namen das deutsche

Publikum je hat nennen hören, angefangen von I. Babel aus der Budjonnyschen Reiterarmee bis zu Panferow, der die Genossenschaft der Habenichtse auf seinem Dorfe entstehen sah. Die Argumente? Ja, ehe wir die mitzuteilen wagen, müssen wir sie bereits in Schutz nehmen, so grotesk werden sie einem Europäer erscheinen. Es wird also gut sein zu wissen, daß Brick ein Veteran der Revolution ist, daß er als Student die Bewegung von 1905 mitmachte, später unter den ersten war, die sich zum integralen Bolschewismus bekannten, daß seine Leidenschaft und sein Denken dem Neuen gelten, und daß sein Programm weit entfernt ist, das maßgebende für die Dichter in Rußland zu sein. Wen aber – hier oder bei ihm zu Hause – die Naivität seiner Argumente chockieren sollte, der möge sich erinnern, daß nicht alle, vor allem nicht die wichtigsten Kunstdebatten, angefangen von der platonischen, die dem Staat den Dichter verbietet, mit ästhetischen Begriffen geführt worden sind. Und bestimmt kann man das von einem Kampf nicht erwarten, der sich gegen die Existenz der Kunst selbst richtet. Freilich würde Brick dies letzte wohl nicht glatt einräumen. Er hat davon nicht gesprochen und nur gefordert, daß Kunst sich restlos in den Dienst der Propaganda stelle. Wie fern er aber dabei der uns vertrauten Debatte über das Recht der Tendenz steht, beweisen am besten seine Beispiele. Da ist Panferow mit seiner »Genossenschaft der Habenichtse«, bestimmt ein schöner Roman; immerhin der Form nach ein Roman wie andere, die Menschen darin sind realistisch abgeschildert; vorsichtiger: geschildert wie wir sie zu sehen gewohnt sind. »Aber«, fragt Brick, »was soll uns das? Was soll uns der arme Bauer, der ein tüchtiger Kommunist ist, aber freilich ein Trinker? Oder was soll uns der reiche Bauer, der ein Ausbeuter ist, aber freilich ein gutes Herz hat? Ist ein Bauer, der trinkt, ein Kommunist? Ist das gute Herz eines Ausbeuters etwas Gutes?« Oder – und hier wird der bilderstürmende Ingrimm seiner Betrachtung noch deutlicher – Babel hat Budjonnys Reiterarmee geschildert. »Aber«, hat Budjonny gesagt, als er das Buch zu lesen bekam, »in Wirklichkeit war das alles ganz anders. Meine Leute hatten mit denen, die Babel darstellt, gar nichts zu tun.« »Und«, fährt Brick fort, »was für einen Sinn hat es, eine historische Wirklichkeit, die wir alle erlebten und die kontrollierbar ist, auf ›interessante‹ Art zu verwandeln?« Wenn aber Brick hier für historische Treue eintritt, so greift er

doch an anderen Stellen erbittert die an, die Objektivität sich zum Grundsatz in ihrer Epik machen. Sachliche Objektivität und poetischen Individualismus erklärt er für Komplemente, für verschiedene Seiten ein und derselben literarischen Haltung, der bürgerlichen. Wie erklärt sich der Widerspruch? Einfach. Was ihn für minutiösen Realismus hier, dort gegen objektive Haltung einnimmt, ist in beiden Fällen das gleiche: der Grundsatz vom Primat des revolutionären Stoffes.
Die ganze Diskussion kreiste um diesen Grundsatz. Und spannend war sie, wenn es ihr auch nicht gelang, ganz in die Perspektiven Bricks zu dringen, für welchen revolutionärer Stoff wohl minder dem Gewesenen, und sei es den zehn Tagen, die die Welt erschütterten, entstammt, als stets der jeweils aktuellen Losung. Couragiert trat Wieland Herzfelde, der Leiter des Malik-Verlages, für die Rechte des Buches gegen die Drucksorten, des objektiven Romans gegen die taktisch visierte Propaganda-Erzählung auf. Und als er gerade für das Gros der Leser sehr substantielle Bücher verlangte, in die sie sich hineinlesen, über deren Helden sie sich vergessen können, da nur von solchen die Massen bewegt werden – »Romane von Mark und Knochen« hat Hugh Walpole sie in einem vortrefflichen Aufsatz einmal genannt – da hätte ein Leiter des russischen Staatsverlages ihm wohl beistimmen müssen. Aber was soll man Brick erwidern, wenn er zum Beispiel auf das Vielen geläufige »Zement« von Gladkow verweist, um den Widersinn aufzuzeigen, der darin liegt, daß das Regime die Familie für belanglos erklärt, seine Erzähler aber ihre Geschichten aus dem Leben der Sowjet-Union in die alte Form des Familienromanes kleiden? Schade, daß er sich nicht weiter vorwagen wollte und es einem Diskussionsredner überließ, das Programm einer Propagandaliteratur deutlicher auszusprechen. Der ging mit Recht von der Frage, was wahre Wirkung sei, aus, um sich durchaus von bloß suggestiver oder demagogischer Wirkung auf Massen unbefriedigt zu erklären und der Propagandaliteratur Wert nur als didaktischer zuzusprechen. »Wir sind bereit«, so sagte er, »die Individualität des Dichters, den Ewigkeitsanspruch der Werke, die Objektivität der Schilderung preiszugeben. Nicht aber, um eine primitive Suggestiv- und Schlagwörterliteratur dafür einzutauschen, sondern um für ein autoritäres Schrifttum den Weg freizumachen. Wir wollen beim Lesen

die genießende Haltung durch eine lernende, übende ersetzt wissen, nicht aber durch hirnlose Reaktionen.« Soweit gut. Man hatte die extreme Position des Redners von verschiedenen Seiten in Frage gestellt, nicht aber seine »Plattform«, wie man in Moskau sagt. Kaum einer im Saale, vielleicht nicht einmal der Referent, wußte, wer das war, der nun zum Schluß aufstand, um leidenschaftlich, weitausholend, überzeugt, nicht nur den Redner, sondern seine »Plattform« zu vernichten. Dennoch ist Bela Illesz – so hieß er – in Deutschland kein Unbekannter. Wir haben von ihm einige Bücher in Übersetzung. Für Rußland aber ist er mehr als Autor. Lange hat er im Kultusdepartement als Zensor eine Rolle gespielt und als Anwalt des Staates, als Vertreter einer offiziösen und orthodoxen Richtung – so wenigstens suchte er's darzustellen – ergriff er das Wort: »Wer seid ihr? Eine sture, winzige Minderheit, ein nichtssagendes Grüppchen. Ihr wollt hier Lärm machen? Ihr erinnert euch nicht der Verfügung des Z.K. (Zentral-Komitees) eben die Klassiker – Puschkin, Dostojewsky, Tolstoi – zu studieren, die ihr hier angreift? Ihr sagt: Nicht dies sind die Vorfahren der proletarischen Literatur. Unsere Vorfahren, sagt ihr, sind unbekannt, aber darum sind sie nicht weniger groß. Der Begriff einer russischen Literatur selber, sagt ihr, sei reaktionär. Die Autoren des internationalen Proletariats seien unsere Ahnen? Von wem aber sollen unsere jungen Autoren lernen? Was sollen unsere Arbeitermassen lesen, wenn sie die Zeitung beiseite gelegt haben? Wie wollt ihr den Einzelnen für die Sache gewinnen und festhalten, wenn ihr ihm die Möglichkeit nehmt, am Helden sich zu begeistern, ihm nachzueifern? Ihr macht gegen den Roman eure Vorbehalte. Seine Objektivität stört euch, sagt ihr. Ist vielleicht – hier wirft der Redner das Lasso seiner Argumentation zum entscheidenden Fang aus – die objektive Wirklichkeit des Sowjetstaates etwas, was man verbergen muß, was der Propaganda schädlich sein könnte? Ist nicht die objektive Schilderung unseres Lebens das allerbeste Propagandamittel?«
Diese Rede, eine Disputationskunst in nuce, mag vielen, die sie hörten, bemerkenswert vorgekommen sein. Und vielleicht hat ihr Schluß manche an den berühmten Anfang der Hexenprozesse erinnert. »Glaubst du, daß es Hexen gibt?« wendet der Großinquisitor sich an die Delinquentin. Wenn sie erwidert »ja«, fährt er fort: »Woher hast du denn dieses Wissen?« Auf »nein« aber heißt

es: »Dann bist du ein Ketzer, denn die heilige Kirche lehrt, daß es Hexen gibt.« Man hätte aber sehr unrecht, sein Urteil sich auf Grund von Analogien zu bilden, und wenn es die stimmigsten wären. Die russische Revolution hat mit einem Umstand zu rechnen, der für Europa zu den Ausnahmen zählt: daß nämlich, was gedacht wird, Folgen hat. Und zwar Folgen ebensosehr kraft des enormen Apparates der in Rußland der Verbreitung von Ideen zu Diensten steht, wie hierzulande der Verbreitung von Seidenstrümpfen oder Zigaretten, wie kraft der Unberührtheit der Massen, die die Revolution zum ersten Male mit Ideen durchdringt. Und darum muß sie, was gedacht wird, kontrollieren. Sie muß die Ideen ins Kreuzverhör nehmen, denn die Gerichtsverhandlung ist und bleibt das Schema eines Vorganges, in welchem Worte in die Waagschale fallen. Freilich, ein Arm muß sein, der die Waage hält. Den Arm der Justitia durch den der Revolution ersetzt zu sehen, war das Lehrreiche dieses Abends.

Surrealistische Zeitschriften

Der erste Jahrgang einer neuen Zeitschrift »Bifur« liegt vor. »Bifur« ist neben den »Annales«, die gleichfalls in Paris, den »Variétés«, die in Brüssel erscheinen, die wichtigste unter jenen Zeitschriften surrealistischer Richtung, die durch den internationalen Mitarbeiterkreis, die wohltemperierte Mischung der Beiträge und nicht zuletzt den musterhaftesten Bilderteil sich einem breiteren Publikum empfehlen. »Bifur« im besonderen ist aus einer eigentlichen Sezession, vielmehr einer Reihe von Sezessionen hervorgegangen, in denen eine Gruppe von Autoren: Desnos, Baron, Vitrac, Leiris und andere unter Führung von Ribemont-Dessaignes, dem Herausgeber von »Bifur«, von dem surrealistischen Kern um Breton und Aragon sich abgespalten hat. Während diese letzteren gerade jetzt in einer neuen Zeitschrift »Le Surréalisme au service de la révolution« die politischen Fluchtlinien der Bewegung nachziehen, die sich sämtlich im Kommunismus schneiden, die polemische Bereitschaft ihrer Gruppe aufs höchste steigern, die Reinigungskrisen immer unerbittlicher austragen und daher im ganzen ein Blatt für Fachleute – freilich in dem entscheidenden Fach revolutionärer Haltung – geworden sind,

stellt der Kreis um »Bifur« dem Publikum neue Tendenzen minder aggressiver Natur dar. Auswärtige Mitarbeiter, die »Bifur« zu gewinnen gewußt hat, unterstreichen das, indem sie der parisisch-moskowitischen Note der orthodoxen Surrealisten eine international-urbane gegenüberstellen. Sie bringen Briefe aus Estland, Syrien, Amerika, Finnland, den Antillen, verfügen über Mitarbeiter wie Döblin, Benn, Kafka unter den Deutschen, Joyce, O'Neill, Hemingway unter den Angelsachsen, Schklovski, Pilnjak, Iwanow unter den Russen, Huidobro, Serna, Chirico, Bontempelli unter den Spaniern und Italienern. Unter den einheimischen Mitarbeitern befinden sich einige der namhaftesten Autoren Frankreichs: Malraux, Cendrars, Drieu La Rochelle, Salmon, Giraudoux, Supervielle, Berl. Der Bilderteil bringt Photos von Man Ray, Stone, Germaine Krull, Eli Lotar usw. Besonders hingewiesen sei auf die schöne, in Nr. 2 reproduzierte Bleistiftzeichnung, die Nathan Altman, der erste Künstler, dem Lenin saß, im Kreml von ihm gemacht hat.

Alte und neue Graphologie

Die wissenschaftliche Graphologie ist heute gute dreißig Jahre alt. Sie kann, mit gewissen Vorbehalten, durchaus als eine deutsche Schöpfung und 1897, da die Deutsche Graphologische Gesellschaft in München gegründet wurde, als ihr Geburtsjahr bezeichnet werden. Auffallend genug, daß die akademische Wissenschaft dieser Technik, die nun schon drei Jahrzehnte lang Beweise von der Exaktheit ihrer Prinzipien gegeben hat, immer noch abwartend gegenüber steht. An keiner deutschen Universität gibt es bis heute einen Lehrstuhl für Handschriftendeutung. Da verdient es festgehalten zu werden, daß nunmehr eine der freien Hochschulen – die Lessing-Hochschule in Berlin – dazu geschritten ist, ein Zentralinstitut für wissenschaftliche Graphologie (unter der Leitung von Anja Mendelssohn) sich anzugliedern. Offenbar hat man diese Tatsache auch im Ausland als einen Markstein in der Geschichte der Graphologie erkannt. Jedenfalls hat der älteste noch lebende Vertreter dieser Wissenschaft, J. Crépieux-Jamin, sich aus Rouen auf den Weg gemacht, um der Eröffnung des Instituts beizuwohnen. Man lernte einen alten, etwas weltfremden Herrn in ihm

kennen, der einem auf den ersten Blick ganz gut als Mediziner erscheinen konnte. Und zwar eher als ein bedeutender Praktiker, denn als bahnbrechender Gelehrter. Damit wäre denn in der Tat auch die Stellung Crépieux-Jamins und seiner Schüler in der Graphologie umschrieben. Er übernahm das Erbe seines Lehrers Michon, der 1872 sein »Geheimnis der Handschrift« veröffentlicht hatte, in dem der Begriff Graphologie zum erstenmal auftauchte. Was beide, Lehrer und Schüler, gemein haben, ist der scharfe Blick für Handschriften und eine große Dosis gesunden Menschenverstand im Verein mit kombinierendem Scharfsinn. All das hat sich vorteilhaft in ihren Analysen niedergeschlagen, die freilich den Anforderungen des praktischen Lebens eher als denen einer wissenschaftlichen Charakterologie entsprechen. Deren Forderungen sind zuerst von Ludwig Klages in seinen grundlegenden Werken »Prinzipien der Charakterologie« und »Handschrift und Charakter« erhoben worden. Klages wendet sich gegen die sogenannte »Zeichenlehre« der französischen Schule, die Charaktereigenschaften an ganz bestimmte Schriftzeichen bindet, die sie als Schablone ihrer Deutung zugrunde legt. Demgegenüber deutet Klages die Handschrift grundsätzlich als Geste, als Ausdrucksbewegung. Bei ihm ist nirgends von bestimmten Zeichen die Rede, sondern nur von allgemeinen Merkmalen der Schrift, die nicht auf irgend eine bestimmte Form gewisser Buchstaben beschränkt sind. Eine besondere Rolle spielt dabei die Analyse des sogenannten »Formenniveaus« – eine Betrachtungsweise, in deren Zusammenhang alle Charakteristika einer Schrift grundsätzlich doppeldeutig – positiv oder negativ – auswertbar sind, wobei erst die Niveauhöhe der Schrift darüber Aufschluß erteilt, welche von den beiden Deutungen jeweils stattfinden müsse. Die Geschichte der neuesten deutschen Graphologie wird im wesentlichen durch die Auseinandersetzung mit den Theorien von Klages bestimmt. Sie hat an zwei Punkten eingesetzt. Robert Saudek kritisierte die mangelnde Exaktheit der schreibphysiologischen Befunde bei Klages sowie seine willkürliche Beschränkung auf den deutschen Duktus. Er strebt eine differenzierte Graphologie der verschiedenen nationalen Handschriften auf der Grundlage exakter messender Feststellungen über die Schriftbewegung an. Während bei Saudek die charakterologischen Probleme zurücktreten, stehen sie für eine zweite Richtung, die sich grade jetzt mit Klages auseinander-

zusetzen sucht, im Mittelpunkt. Von ihr wird die Definition der Handschrift als Ausdrucksbewegung beanstandet. Max Pulver und Anja Mendelssohn, die ihre führenden Vertreter sind, suchen den Weg zu einer »ideographischen« Schriftdeutung freizumachen, d. h. einer Graphologie, welche die Schrift auf die unbewußt zeichnerischen Elemente, die unbewußten Bildphantasien hin deutet, die sie enthält. Wenn im Hintergrunde der Graphologie von Klages die Lebensphilosophie der Georgeschen Schule, im Hintergrunde der Saudekschen die der Wundtschen Psychophysik steht, so ist in den Bemühungen Pulvers der Einfluß der Freudschen Lehre vom Unbewußtsein nicht zu verkennen.

Für arme Sammler

Es versteht sich, daß zu den vielen Dingen, die einem Sammler ein Buch merkwürdig, einzig zu machen vermögen, mitunter auch sein Erstehungspreis zählen kann, mag er nun durch seine Höhe eine gerechtfertigte Kraftanstrengung des glücklichen Besitzers darstellen oder durch seine Geringfügigkeit einen Triumph seiner Findigkeit – in beiden Fällen wird er ihm die Freude an seiner Erwerbung steigern. Grundsätzlich gibt es natürlich – um hier nur von dem zweiten Fall zu reden – kein Buch, so wertvoll es sei, das man nicht billig oder sogar »geschenkt« an sich bringen könnte. In der Praxis sieht aber die Sache doch anders aus. Da bei uns in Deutschland zumindest die private Hand immer schwächer wird, die Anzahl der in den offiziellen großen Antiquariatshandel gelangenden Bücher daher immerfort wächst, so geben allerdings die Preise infolge des Überangebots in etwas nach, auf der andern Seite aber werden doch die Bücher, die sich der sachgemäßen antiquarischen Behandlung entziehen und die man einem Ahnungslosen für nichts abnehmen kann, immer seltener. Da nun an dieser Stelle vom billigen Buch die Rede sein soll, so scheint es uns zweckdienlicher als einige Anekdoten von Ausnahmefällen, sagenhaftem Finderglück an den Pariser Quais oder gar – das wäre schon eher das Erlebnis eines bibliophilen Münchhausen – an den Berliner Bücherwagen zum besten zu geben, die Aufmerksamkeit des Bücherfreundes auf einige Möglichkeiten zu lenken,

die ihn beim besten Willen nicht viel kosten können, auf Bezirke, in denen die Preisbildung noch nicht begonnen hat.
Ehe wir aber den Neuling in dieses bibliophile Schlaraffenland einlassen, mag er sich durch den Reisberg folgender Überlegung hindurchfressen: Die bis vor kurzem in ununterbrochener Beschleunigung wachsende Bücherproduktion hat es mit sich gebracht, daß zwischen die alten Bücher, die das Antiquariat, und die neuen, die das Sortiment in den Handel bringt, eine unscheinbare Zwischenklasse sich einschob, deren niemand sich annimmt und die schutzlos auf den Sammler wartet, der ihnen ein Asyl gibt: das sind die *veralteten*. Der Antiquariatshandel bildet noch Preise für solche veralteten und verschollenen Werke, wenn sie der Jugendproduktion sehr namhafter Schriftsteller angehören. Für Hofmannsthals »Gestern« oder Rilkes »Tägliches Leben« muß der Sammler allerlei aufwenden. Sobald er sich aber den Erstlingswerken von Autoren zuwendet, die nicht gerade europäischen Rang haben, sieht er sich mit einem Schlage Broschüren und Bändchen gegenüber, für die man ihm nicht viel mehr abverlangt, als der Papierwert beträgt. Es versteht sich von selbst, daß solche Werke – es sollen sogleich einige genannt sein – für die literarische Signatur ihres Zeitalters oft ebensoviel, ja mehr besagen als die tastenden Versuche von Dichtern, die sich sehr bald in eine höhere Region erhoben. Kurz, der Vorschlag, den wir zu machen haben, wäre, einmal den Blick auf die Erstlingswerke der nicht durchaus prominenten Schriftsteller, mehr noch auf die bisweilen so überaus interessanten Büchlein jener Verschollenen zu lenken, die es über zwei oder drei Bände nie herausgebracht haben: Leute, die keine gesammelten Werke hinterlassen, in den Literaturgeschichten nie mehr als ein paar Zentimeter eingenommen und dennoch über ihre Epoche Bemerkenswerteres zu sagen haben als viele der Arrivierten.
Und nun in bunter Folge ein paar Namen derart veralteter Schriftchen oder verschollener Schreiber aus der jüngsten Zeit: An die Spitze stellen wir Donald Wedekind, den Bruder des Dramatikers, Verfasser des Romans »Ultra montes« im Verlage von Costenoble in Jena, gegenwärtig dem führenden Verlag für Werke über die Technik der Holzbearbeitung. Donald Wedekind veröffentlichte außerdem einige Bändchen erotischer Literatur. Wie es scheint, hat bisher nur Ferdinand Hardekopf von ihm

Notiz genommen und der behauptet mit seinen frühen Werken, dem wundervollen Dialog »Der Abend«, den bezaubernden »Lesestücken« sich ebenfalls mit vielem Anstand in unserer Reihe. Weiterhin bleibt man in der besten Gesellschaft, wenn man sich den Frühwerken eines Salomo Friedlaender zuwendet, von denen hier nur zwei so disparate Büchlein wie »Rosa, Die schöne Schutzmannsfrau« und »Logik für Arbeiter« genannt sein mögen. Jahre um Jahre hat es gedauert, bis der deutsche Buchhandel mit dem Verramschen des Frühwerks von Friedlaenders großem Freunde Paul Scheerbart »Ja .. was .. möchten wir nicht Alles!« zu Rande gekommen ist. Später wird Scheerbarts Weg von den ersten Fußtapfen eines anderen gekreuzt, der uns gerade recht ist, diesen entlegenen Sammelgebieten einen neuen Aspekt abzugewinnen: es sind die breiten Fußtapfen Ernst Rowohlts, dessen verlegerisches Erstlingswerk, Paris und Leipzig, die »Kater-Poesie« von Scheerbart gewesen ist. Denn auch das wäre ein sammlerisch und soziologisch ungemein interessantes Unternehmen, die Erstlingswerke großer Verlage zusammenzubringen, von denen bisher eigentlich nur die der »Insel« einen hohen Preis haben. Selbst das sehr prunkvolle und interessante Erstlingswerk Diederichs, Maeterlincks »Schatz der Armen«, Florenz und Leipzig, hat man hin und wieder schon für ein paar Mark bekommen können. Während ein solches Werk schon äußerlich mit einigem Anspruch auftritt, sieht man den ersten Produkten Jakob Hegners (die freilich in Gemeinschaft mit einem anderen Verlage auftraten) noch nicht an, daß ihr Hersteller später mit dem verlegerischen Renommee auch das des Druckers verbinden sollte. Um aber auf die Dichter zurückzukommen: wer weiß heute noch etwas von Philipp Keller, dessen »Gemischte Gefühle« eines der lesbarsten Bücher vom Jahre 1913 geblieben sind; wer erinnert sich der Doktordissertation von Franz Blei über den Philosophen Avenarius, die dem Verfasser eine Erwähnung durch Lenin eintrug; wer kennt noch Döblins »Ermordung einer Butterblume«, Polgars »Quell des Übels«, Eisenlohrs »Kriminal-Sonette« – Bücher, die ebensoviele Nachschlüssel zu der Rumpelkammer zeitgenössischer Literatur sind, in der man die schönsten, lehrreichsten Nächte verbringen kann.

All das findet man auf Bücherwagen, in den Ramschabteilungen der Warenhäuser, wo die Bücher zu 45 oder 95 Pf. gestapelt lie-

gen, in den Papierhandlungen der Provinzstädte und, wer weiß, wenn man ein bißchen nachguckt, vielleicht sogar in seiner eigenen Bibliothek.

Eine Zeitgenossin von Fridtjof Nansen

Anne Macy [Sullivan] ist gestorben. Sie war die Lehrerin von Helen Keller. Die Arbeit ihres Lebens war, einem Menschen, der blind und taubstumm geboren war, die Welt seiner Mitmenschen zu erschließen. Sie muß zu den Pädagogen vom Stamm eines Pestalozzi gehört haben, deren Ingenium sich an der äußersten Bedürftigkeit und Verlassenheit menschlicher Geschöpfe entzündet.

Ähnliches begegnet bei Religionsstiftern. Und wird die Welt, in die Helen Keller durch ihre Lehrerin eingeführt worden ist – die Welt ihrer Lehrerin – nicht bald in weiter Ferne, religiös verklärt vor uns schweben? Mag es auch in Wirklichkeit die des hausbackenen bürgerlichen Humanismus von der Wende des vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Vielleicht erinnert noch mancher die schmalen, violett eingebundenen Bücher, in denen Helen Keller sich auf die Welt, der sie an der Hand ihrer Lehrerin auf endloser Wanderung entgegen gegangen war, ihren Vers gemacht hat.

Dieser Vers war kein sehr tiefer und kein sehr klangvoller. Aber welches Gewicht hatten nicht Worte wie »Glück« und »Glaube«, »Ziel« und »Zukunft« bei einer Reisenden, die von so weit herkam! Und in welchem Lichte muß die Epoche, in der solche Expedition »durch Nacht und Eis« unternommen und durchgeführt worden ist, vor unseren Augen stehen, die für Millionen das nahen sehen, wovor eine Einzige zu retten 1887 noch das Ziel eines Lebens werden konnte.

Peintures chinoises à la Bibliothèque Nationale

Une collection de peintures chinoises appartenant à M. J. P. Dubosc a été exposée au mois d'octobre dernier à la Bibliothèque Nationale, dont l'intérêt mérite d'être signalé. Le public a pu voir là des chefs-d'œuvre qu'il rencontre rarement sur son chemin et les

connaisseurs, de leur côté, ont profité de cette occasion pour discerner un regroupement de valeurs qui s'opère actuellement dans ce domaine. Il convient de rappeler ici l'exposition faite en 1936 à Oslo par le Dr O. Sirén qui déjà attira l'attention sur la peinture chinoise du XVIe, XVIIe et XVIIIe siècle.

Le renom des peintures qui appartiennent aux époques que nous venons d'indiquer est solidement établi en Chine et au Japon; mais chez nous, en raison d'un certain parti pris et d'une certaine ignorance, on a surtout prôné la peinture chinoise de l'époque Song (Xe, XIe-XIIe siècles), accordant bien aussi un regard à l'époque Yuan (XIIIe-XIVe) considérée d'ailleurs comme le prolongement de l'époque antérieure. Cette admiration assez confuse pour les »Song-Yuan« se transformait soudain en mépris lorsque l'on prononçait les noms des dynasties Ming et Ts'ing.

Or, il faut d'abord le noter, l'authenticité de beaucoup de peintures prétendues Song ou Yuan est très sujette à caution. M. Arthur Waley, le Dr Sirén, dans leurs ouvrages, ont suffisamment indiqué combien sont rares les tableaux qui peuvent avec certitude être attribués à l'époque dite »classique« de la peinture chinoise. Il apparaît donc que l'on s'est pâmé surtout devant des copies. Mais sans préjuger de la grandeur véritable de la peinture chinoise des époques Song et Yuan, l'exposition de la Bibliothèque nationale nous a permis tout au moins de reviser le jugement qui avait été porté avec beaucoup de désinvolture sur les peintres chinois des dynasties Ming et Ts'ing. A vrai dire, il n'était même pas question de nommer un seul de ces peintres. On n'en prenait pas la peine. La condamnation portait en bloc sur la »peinture Ming«, la »peinture Ts'ing« – que l'on plaçait sous le signe de la décadence.

M. Georges Salles, à qui nous sommes reconnaissants de nous avoir présenté la collection de M. Dubosc, insiste cependant sur la permanence de l'ancienne maîtrise chez les peintres plus récents. Il s'agit là, dit-il, d'un »art dont le métier est désormais fixé, – facettes mallarméennes taillées à même le vieil alexandrin«.

Sous un autre aspect, qui se rattache de plus près à la personne du collectionneur même, cette exposition nous a intéressé. M. Dubosc, qui a séjourné près de dix ans en Chine, est devenu un éminent connaisseur d'art chinois en vertu d'une formation esthétique qui, elle, est essentiellement occidentale. Sa préface, discrètement, fait

comprendre de quel prix lui a été notamment l'enseignement de Paul Valéry. On apprend dès lors sans surprise que son intérêt se soit porté sur l'état de lettré qui, en Chine, est inséparable de celui de peintre.

C'est un fait capital et assez étrange aux yeux des Européens: le lien qui nous est révélé entre la pensée d'un Valéry, qui parle d'un Léonard de Vinci en disant »qu'il a la peinture pour philosophie« et cette vue synthétique de l'Univers qui caractérise ces peintres-philosophes de la Chine. »Peintre et grand lettré«, »calligraphe, poète et peintre«, telles sont les désignations courantes des maîtres de la peinture. Les tableaux eux-mêmes en prouvent le bien-fondé.

Un grand nombre de ces peintures portent des légendes importantes. Sans parler de celles qui ont été ajoutées plus tard par des collectionneurs, les plus intéressantes sont celles qui proviennent de la main des artistes eux-mêmes. Multiples sont les sujets de ces calligraphies qui font, en quelque sorte, partie du tableau. On y trouve des commentaires ou des références à d'illustres maîtres. On trouve, plus souvent encore, de simples notations personnelles. En voici qui seraient aussi bien détachées d'un journal intime que d'un recueil de poésies lyriques.

Sur les arbres la neige demeure encore glacée ...
Tout un jour je ne me lasse pas de ce spectacle.
Ts'ien Kiang

Dans un pavillon au cœur des eaux où nul n'atteint
J'ai fini de lire les chants de »Pin«
Ceux du septième mois.
Lieou Wang-Ngan

»Ces peintres sont des lettrés«, dit M. Dubosc. Il ajoute: »Leur peinture est cependant à l'opposé de toute littérature.«

L'antinomie qu'il indique en ces termes pourrait bien constituer le seuil qui donne accès d'une manière authentique à cette peinture – antinomie qui trouve sa »résolution« dans un élément intermédiaire, lequel, bien loin de constituer un juste milieu entre littérature et peinture, embrasse intimement ce en quoi elles paraissent les plus irréductiblement s'opposer, c'est-à-dire la pensée et l'image. Nous voulons parler de la calligraphie chinoise.

»La calligraphie chinoise en tant qu'art«, dit le savant Lin Yutang, »implique ... le culte et l'appréciation de la beauté abstraite de la ligne et de la composition dans des caractères assemblés de telle manière qu'ils donnent l'impression d'un équilibre instable ... Dans cette recherche de tous les types théoriquement possibles du rythme et des formes de structures qui apparaissent au cours de l'histoire de la calligraphie chinoise, on découvre que pratiquement toutes les formes organiques et tous les mouvements des êtres vivants qui sont dans la nature ont été incorporés et assimilés... L'artiste... s'empare des minces échasses de la cigogne, des formes bondissantes du lévrier, des pattes massives du tigre, de la crinière du lion, de la lourde démarche de l'éléphant et les tisse en un réseau d'une beauté magique.«

La calligraphie chinoise – ces »jeux de l'encre«, pour emprunter le mot par lequel M. Dubosc désigne les tableaux eux-mêmes – se présente donc comme une chose éminemment mouvante. Bien que les signes aient un lien et une forme fixés sur le papier, la multitude des »ressemblances« qu'ils renferment leur donne le branle. Ces ressemblances virtuelles qui se trouvent exprimées sous chaque coup de pinceau forment un miroir où se réfléchit la pensée dans cette atmosphère de ressemblance ou de résonance.

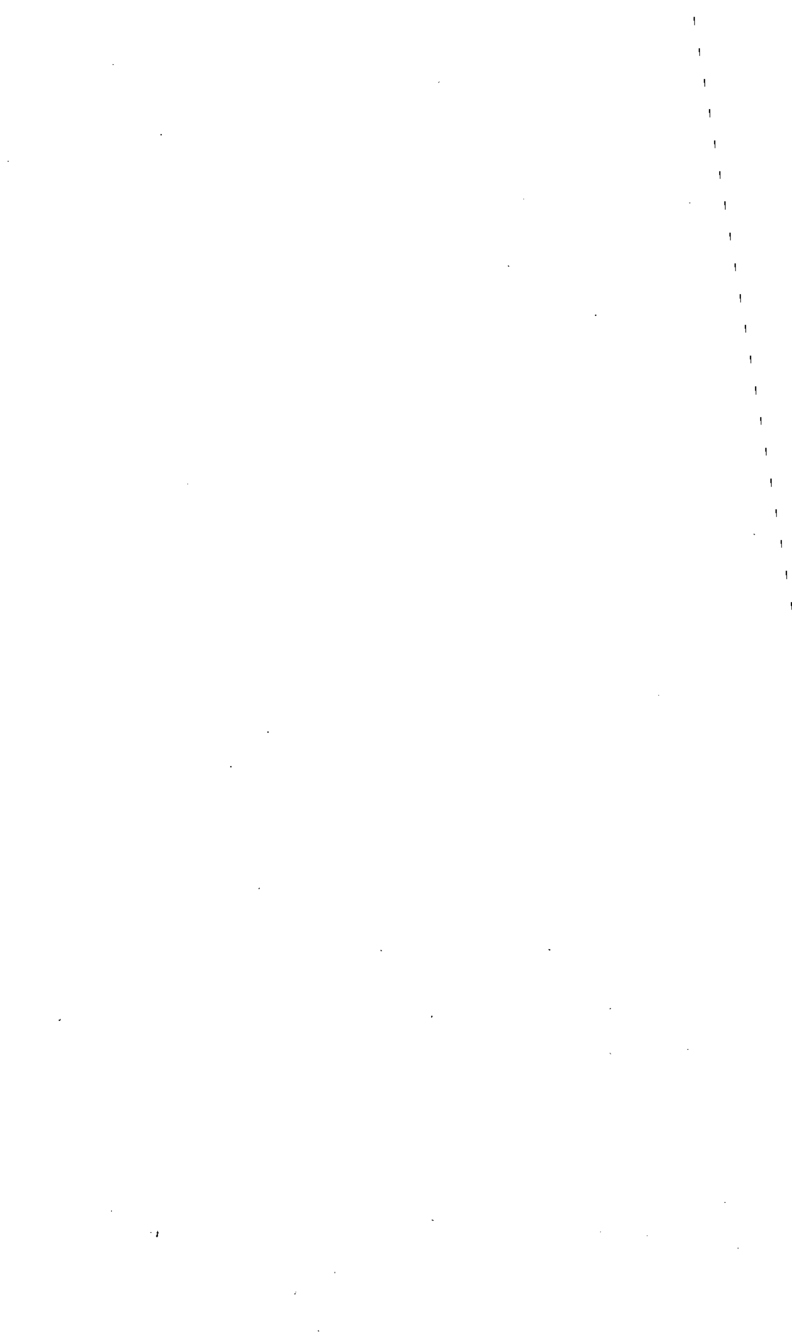
De fait, ces ressemblances ne s'excluent pas entre elles; elles s'enchevêtrent et constituent un ensemble que sollicite la pensée comme la brise une voile de gaze. Le nom »hsie-yi«, peinture d'idée – que les Chinois réservent à cette notation, est significatif à cet égard.

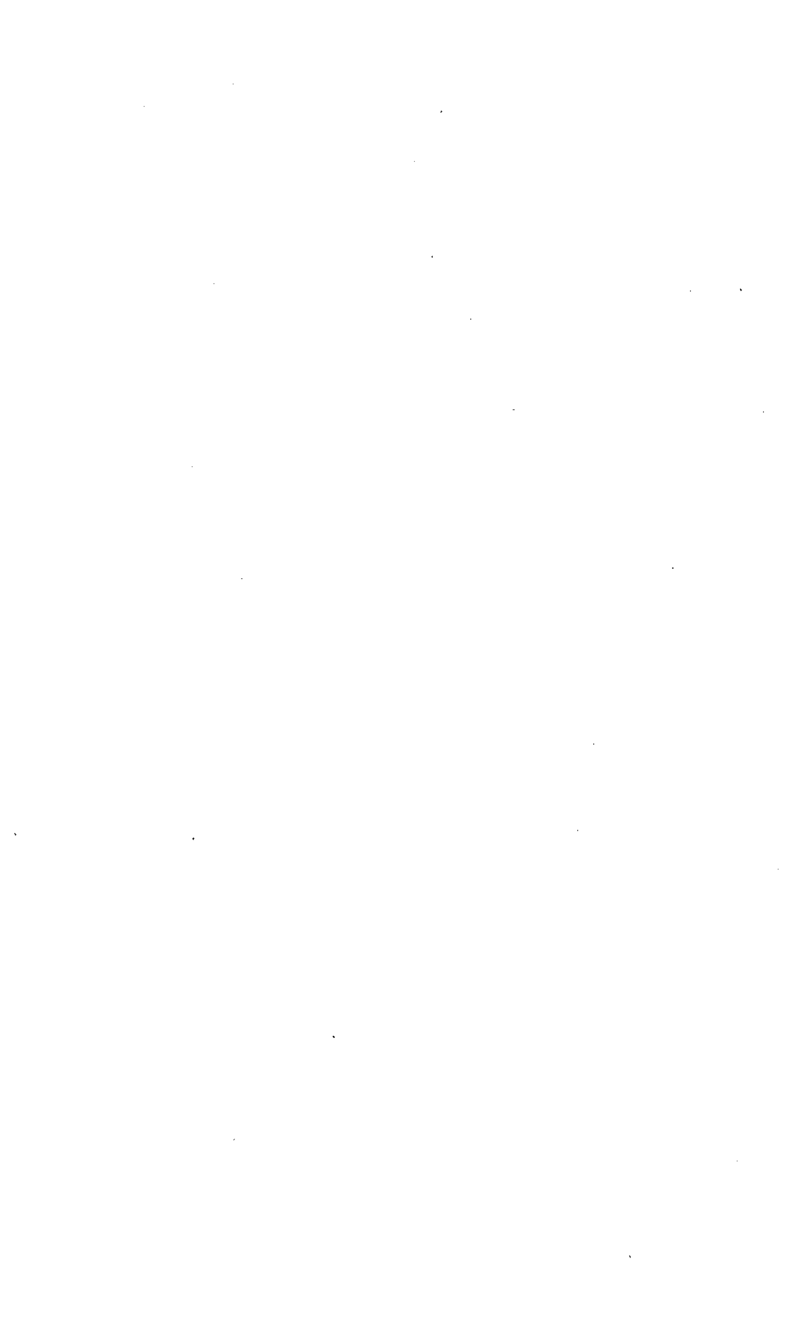
Il est de l'essence de l'image de contenir quelque chose d'éternel. Cette éternité s'exprime par la fixité et la stabilité du trait, mais elle peut aussi s'exprimer, de façon plus subtile, grâce à une intégration dans l'image même de ce qui est fluide et changeant. C'est à cette intégration que la calligraphie emprunte tout son sens. Elle part à la recherche de l'image-pensée. »En Chine« – dit M. Salles – »l'art de peindre est avant tout l'art de penser.« Et penser, pour le peintre chinois, veut dire penser par ressemblance. Comme, d'autre part, la ressemblance ne nous apparaît que comme dans un éclair, comme rien n'est plus fuyant que l'aspect d'une ressemblance, le caractère fuyant et empreint de changement de ces peintures se confond avec leur pénétration du réel. Ce qu'elles fixent n'a jamais que la fixité des nuages. Et c'est

là leur véritable et énigmatique substance, faite de changement, comme la vie.

Pourquoi les peintres de paysages atteignent-ils une si grande vieillesse? se demande un peintre philosophe. »C'est que la brume et les nuages leur offrent une nourriture.«

La collection de M. Dubosc suscite ces réflexions. Elle évoque bien d'autres pensées encore. Elle servira prodigieusement la connaissance de l'Est. Elle mérite de durer. Le Musée du Louvre, en l'acquérant, vient de consacrer ce mérite.







Walter Benjamin
Gesammelte Schriften

IV · 2

Herausgegeben von
Tillman Rexroth

Suhrkamp

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek
Benjamin, Walter:
Gesammelte Schriften / Walter Benjamin.
Unter Mitw. von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem
hrsg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. –
[Ausg. in Schriftenreihe »Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft«]. –
Frankfurt am Main : Suhrkamp.
ISBN 3-518-09832-2
NE: Tiedemann, Rolf [Hrsg.]; Benjamin, Walter: [Sammlung]

[Ausg. in Schriftenreihe »Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft«]
4. [Kleine Prosa, Baudelaire-Übertragungen] /
hrsg. von Tillman Rexroth.
2. – (1991)
(Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft ; 934)
ISBN 3-518-28534-3
NE: Rexroth, Tillman [Hrsg.]; GT

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 934
Erste Auflage 1991

Druck: Wagner GmbH, Nördlingen
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

1 2 3 4 5 6 – 96 95 94 93 92 91

Inhaltsübersicht

Vierter Band. Erster Teil

Vierter Band. Zweiter Teil



Illustrierte Aufsätze

Die Illustrationen finden sich im Abbildungsteil nach Seite 624

Aussicht ins Kinderbuch[1]

Grüne Schimmer schon im Abendrot.
C. F. Heinle

In einer Geschichte von Andersen kommt ein Bilderbuch vor, das »für das halbe Königreich« erkauft war. Darin war alles lebendig. »Die Vögel sangen und die Menschen gingen aus dem Buche heraus und sprachen.« Wenn aber die Prinzessin das Blatt umwandte, »sprangen sie gleich wieder hinein, damit keine Unordnung entstehe«. Niedlich und unscharf, wie so vieles, was er geschrieben hat, geht auch diese kleine Erdichtung haargenau an dem vorbei, worauf es hier ankommt. Nicht die Dinge treten dem bildernden Kind aus den Seiten heraus – im Schauen dringt es selber als Gewölk, das mit dem Farbenglanz der Bilderwelt sich sättigt, in sie ein. Es macht vor seinem ausgemalten Buche die Kunst der taoistischen Vollendeten wahr: es meistert die Trugwand der Fläche und zwischen farbigen Geweben, bunten Verschlägen betritt es eine Bühne, wo das Märchen lebt. Hoa, das chinesische »tuschen«, ist soviel wie kua, »anhängen«: man hängt fünf Farben an die Dinge. Farben »anlegen« sagt das Deutsche. In solch farbenbehängte, undichte Welt, wo bei jedem Schritt sich alles verschiebt, wird das Kind als Mitspieler aufgenommen. Drapiert mit allen Farben, welche es beim Lesen und Betrachten aufgreift, steht es in einer Maskerade mitten inne und tut mit. Beim Lesen – denn es haben auch die Worte zu diesem Maskenball sich eingefunden, sind mit von der Partie und wirbeln, tönende Schneeflocken, durcheinander. »Prinz ist ein Wort mit einem umgebundenen Stern«, sagte ein Junge von sieben Jahren. Kinder, wenn sie Geschichten sich ausdenken, sind Regisseure, die sich vom »Sinn« nicht zensieren lassen. Man kann darauf sehr leicht die Probe machen. Gibt man vier oder fünf bestimmte Worte an und läßt sie schnell zu einem kurzen Satz zusammenfügen, so wird die erstaunlichste Prosa zum Vorschein kommen: nicht Aussicht, sondern Wegweiser ins Kinderbuch. Da werfen sich mit einem Schlag die Worte ins Kostüm und sind im Handumdrehen in Gefechte, in Liebesszenen oder Balgereien verwickelt. So schreiben, so aber lesen auch die Kinder ihre Texte. Und es gibt seltene,

1 [s. Abbildungen 1–4]

passionierende ABC-Bücher, welche in Bildern ein verwandtes Spiel treiben. Da findet man z. B. auf der Tafel A ein Stilleben aufgetürmt, das sehr rätselhaft wirkt, bis man dahinter kommt, daß hier Aal, ABC-Buch, Adler, Apfel, Affe, Amboß, Ampel, Anker, Armbrust, Arznei, Ast, Aster, Axt sich versammelt haben. Solche Bilder kennen Kinder wie ihre Tasche, sie haben sie genau so durchwühlt und das Innerste zu äußerst gekehrt, ohne das kleinste Fetzchen oder Fädchen zu vergessen. Und wenn im kolorierten Kupferstich die Phantasie des Kindes träumerisch in sich selber versinkt, führt der schwarz-weiße Holzschnitt, die nüchterne prosaische Abbildung, es aus sich heraus. Mit der zwingenden Aufforderung zur Beschreibung, die in dergleichen Bildern liegt, rufen sie im Kinde das Wort wach. Wie es aber diese Bilder mit Worten beschreibt, so »beschreibt« es sie in der Tat. Es bekritzelt sie. Anders als jede farbige ist ihre Fläche gleichsam nur andeutend bestellt und einer gewissen Verdichtung fähig. So dichtet denn das Kind in sie hinein. Es lernt an ihnen zugleich mit der Sprache die Schrift: Hieroglyphik. In deren Zeichen gibt man heute noch den ersten Fibelworten das Linienbild der Dinge, welche sie bedeuten, mit: Ei, Hut. Der echte Wert solch schlichter graphischer Kinderbücher liegt also weit ab von der stumpfen Drastik, um derentwillen die rationalistische Pädagogik sie empfahl. – »Wie das Kind ein Plätzlein sich merkt«, mit Auge und Finger seine Bilderlandschaft durchquert, sagt dieser musterhafte Kinderreim aus einem alten Anschauungsbuch:

»Vor dem Städtlein sitzt ein Zwerglein,
Hinterm Zwerglein steht ein Berglein,
Aus dem Berglein fließt ein Bächlein,
Auf dem Bächlein schwimmt ein Dächlein,
Unterm Dächlein steckt ein Stüblein,
In dem Stüblein sitzt ein Büblein,
Hinterm Büblein steht ein Bänklein,
Auf dem Bänklein ruht ein Schränklein,
In dem Schränklein steht ein Kästlein,
In dem Kästlein liegt ein Nestlein,
Vor dem Nestlein sitzt ein Kätzlein,
Merken will ich mir das Plätzlein.«

J. P. Wich: Steckenpferd und Puppe, Nördlingen 1843

Weniger systematisch, launenhafter und wilder geht im Vexierbild das Kind dem »Dieb«, dem »faulen Schüler« oder dem »versteckten Lehrer« nach. Auch diese Bilder, welche den Zeichnungen mit Widersprüchen und Unmöglichkeiten, die heut als Tests zu Ehren kommen, verwandt erscheinen, sind ja nur Maskerade, übermütige Stegreifposse, in welcher Menschen sich auf den Kopf stellen, Beine und Arme zwischen Äste stecken und ein Hausdach als Mantel umnehmen. Bis in den ernsteren Raum der Buchstabier- und Lesebücher tollt dieser Karneval hinein. Renner in Nürnberg ließ in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Folge von vierundzwanzig Blättern erscheinen, die die Buchstaben selber vermummt – wenn man so sagen darf – vorführten. F tritt in der Verkleidung eines Franziskaners, K als Kanzlist, T als Träger auf. Das Spiel hat soviel Gefallen erweckt, daß man bis auf den heutigen Tag diesen alten Motiven in allerlei Abwandlungen begegnen kann. Der Rebus endlich läutet den Aschermittwoch dieses Wort- und Letternfaschings ein. Er ist die Demaskierung: aus dem glänzenden Aufzug blickt der Sinnspruch, die hagere Vernunft, den Kindern entgegen. Dieser Rebus (kurioserweise früher aus rêver anstatt aus res erklärt) hat die allervornehmste Abkunft, stammt geradenwegs aus der Hieroglyphik der Renaissance und einer ihrer kostbarsten Drucke, die »Hypnerotomachia Poliphili«, ist gewissermaßen seine Adelsurkunde. In Deutschland ist er vielleicht nie so ungemein wie in Frankreich verbreitet gewesen, wo gegen 1840 reizende Oblatenserien Mode gewesen sind, die den Text in Bilderschrift trugen. Immerhin hatten auch deutsche Kinder sehr reizende »pädagogische« Rebusbücher. Spätestens aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts stammen die »Sittensprüche des Buchs Jesus Sirach für Kinder und junge Leute aus allen Ständen mit Bildern welche die vornehmsten Wörter ausdrucken«. Der Text ist zierlich in Kupfer gestochen und alle Substantiva, die das irgend zulassen, sind durch schön ausgemalte sachliche oder allegorische Bildchen bedeutet. Noch 1842 gab Teubner eine »Kleine Bibel für Kinder« mit 460 derartigen Illustrationen heraus. Und wie dem Denken und der Phantasie war ehemals selbst der tätigen Hand im Kinderbuch ein weites Feld bereitet. Da gibt es die bekannten Ziehbilderbücher (die am schnellsten entartet sind und überhaupt als Gattung wie auch in den Exemplaren das kürzeste Leben scheinen gehabt zu haben).

Ein reizendes Stück ist das »Livre jou-jou« gewesen, das – in den vierziger Jahren vermutlich – in Paris bei Janet erschienen ist. Es ist der Roman eines persischen Prinzen. Alle Wechselfälle seiner Geschichte sind in Bildern festgehalten, auf deren jedem sich ein freudiges und rettendes Ereignis mit einem Zauberschlage einstellt, wenn man den Streifen am Rande bewegt. Ähnlich sind Bücher eingerichtet, bei denen die auf den Bildern dargestellten Türen, Vorhänge usw. aufklappbar sind und Bildchen dahinter erscheinen lassen. Und endlich werden – so wie die Anziehpuppe ihren Roman gefunden hat (»Isabellens Verwandlungen oder das Mädchen in sechs Gestalten. Ein unterhaltendes Buch für Mädchen mit sieben kolorierten beweglichen Kupfern«, Wien) – ins Buch auch jene schönen Spielbogen gewandert sein, in denen beigegebene kleine Pappfiguren durch heimliche Ritzen befestigt und auf die mannigfachste Weise angeordnet werden konnten. So ließ nach den verschiedenen Situationen einer Erzählung die Landschaft oder Stube sich ausgestalten. Den wenigen aber, denen als Kindern – oder als Sammlern gar – das Glück geworden ist, auf ein Zauber- oder Vexierbuch zu stoßen, wird all dies andere dagegen verblaßt sein. Diese geistvoll eingerichteten Bände zeigten, je nach der Stellung der in ihr blätternden Hand, wechselnde Blattfolgen. Dem Eingeweihten, der es handhabt, zeigt ein solches Werk zehnmal das gleiche Bild auf immer neuen Seiten, bis sich die Hand verschiebt, und nun, als habe unter ihren Griffen sich das Buch verwandelt, ganz andere Bilder, ebensooft erscheinen. Ein solcher Band (wie er als Quarto aus dem achtzehnten Jahrhundert dem Schreiber vorliegt) scheint, je nachdem, bald nichts als eine Blumenvase, dann immer wieder eine Teufelsfratze, dann Papageien, dann nur weiße oder schwarze Blätter, Windmühle, Hofnarr, Pierrot usw. zu enthalten. Ein anderes zeigte, ja nachdem man darin blätterte, Serien von Spielzeug, Näschereien für das artige Kind, dann wieder, wenn man das Orakelbuch auf andere Weise durchging, eine Reihe von Strafwerkzeugen und von Schreckgesichtern für das böse.

Die hohe Blüte des Kinderbuchs in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging nicht sowohl aus der konkreten (und der heutigen in manchem überlegenen) pädagogischen Einsicht, denn als Moment des bürgerlichen Lebens jener Tage aus ihm selber hervor. Mit einem Worte: aus dem Biedermeier. Es saßen in den

kleinsten Städten Verleger, deren landläufigste Erzeugnisse so anmutig waren, wie die bescheidenen Gebrauchsmöbel von damals, in deren Schubladen sie hundert Jahre lang geschlafen haben. Daher gibt es nicht nur Berliner, Leipziger, Nürnberger, Wiener Kinderbücher; im Geist des Sammlers haben vielmehr Namen wie Meißen, Grimma, Gotha, Pirna, Plauen, Magdeburg, Neuhaldensleben als Verlagsort weit verheißungsvolleren Klang. In fast allen haben Illustratoren gearbeitet, nur sind sie meistens namenlos geblieben. Von Zeit zu Zeit aber wird einer unter ihnen entdeckt und erhält seinen Biographen. So ist es Johann Peter Lyser, dem Maler, Musiker und Journalisten ergangen. Das Fabelbuch von A. L. Grimm (Grimma 1827) mit Lysers Bildern, das »Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände« (Leipzig 1834), Text und Bilder von Lyser, und »Linas Mährchenbuch« (Grimma o. J.), Text von A. L. Grimm, Bilder von Lyser, enthalten seine schönsten Arbeiten für Kinder. Das Kolorit dieser Lithographien verblaßt dem brennenden des Biedermeier gegenüber und stimmt um so besser zu den hageren, oft verhärmten Gesellen, der schattenhaften Landschaft, der Märchenstimmung, die nicht frei ist von einem ironisch-satanischen Einschlag. Die handwerkliche Kunst in diesen Büchern hatte dem kleinbürgerlichen Alltag sich völlig verbunden, sie wurde nicht genossen, sondern gebraucht wie Kochrezepte oder wie Sprichwörter. Von dem, was die Romantik Überschwänglichstes sich je erträumte, stellt sie die volkstümliche, ja die kindliche Variante dar. Jean Paul ist darum ihr Schutzpatron. Die mitteldeutsche Feenwelt seiner Geschichten hat in jenen Bildchen sich niedergeschlagen. Deren selbstgenügsam prangender Farbenwelt ist keine Dichtung näher als die seine verwandt. Denn sein Ingenium ruht, so gut wie das der Farbe, in Phantasie, nicht in der Schöpferkraft. Im Farbensehen läßt die Phantasieanschauung im Gegensatz zur schöpferischen Einbildung sich als Urphänomen gewahren. Aller Form nämlich, allem Umriß, den der Mensch wahrnimmt, entspricht er selbst in dem Vermögen, ihn hervorzubringen. Der Körper selbst im Tanz, die Hand im Zeichnen bildet ihn nach und eignet ihn sich an. Dieses Vermögen aber hat an der Welt der Farbe seine Grenze; der Menschenkörper kann die Farbe nicht erzeugen. Er entspricht ihr nicht schöpferisch, sondern empfangend: im farbig schimmernden Auge. (Auch ist ja, anthropolo-

gisch gesprochen, das Sehen die Wasserscheide der Sinne, weil es Form und Farbe zugleich auffaßt. Und so gehören ihm zu rechter Hand die Vermögen aktiver Korrespondenzen an: Formsehen und Bewegung, Gehör und Stimme, zur Linken aber die passiven: Farbsehen gehört zu den Sinnesbereichen von Riechen und Schmekken. Die Sprache selber faßt in »[aus-]sehen«, »riechen«, »schmekken«, die vom Objekt [intransitiv] wie [transitiv] vom menschlichen Subjekte gelten, diese Gruppe zur Einheit zusammen.) Kurz: reine Farbe ist das Medium der Phantasie, die Wolkenheimat des verspielten Kindes, nicht der strenge Kanon des bauenden Künstlers. Hiermit hängt ihre »sinnlich-sittliche« Wirkung zusammen, die Goethe ganz im Sinne der Romantik erfaßte. »Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit grenzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann ... Das Verhältnis des Lichts zur durchsichtigen Farbe ist, wenn man sich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verschwimmen ineinander und Wiederentstehen und Verschwinden ist wie das Odemholen in großen Pausen von Ewigkeit zu Ewigkeit, vom höchsten Licht bis in die einsame und ewige Stille in den allertiefsten Tönen. Die undurchsichtigen Farben stehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, sich mit dem Himmel zu messen und doch mit der Schwachheit von der einen Seite, dem Weißen, und dem Bösen, dem Schwarzen, von der andern zu tun haben. Diese sind aber gerade fähig ... so anmutige Variationen und so natürliche Effekte hervorzubringen, daß ... die durchsichtigen am Ende nur wie Geister ihr Spiel darüber haben und nur dienen, um sie zu heben.« Mit diesen Worten wird die »Zugabe« der »Farbenlehre« dem Fühlen dieser braven Koloristen und damit auch dem Geist der Kinderspiele selber gerecht. Man denke an die vielen, welche alle auf die reine Anschauung in der Phantasie gehen: Seifenblasen, Teespiele, die feuchte Farbigkeit der Laterna magica, das Tuschen, die Abziehbilder. In ihnen allen schwebt geflügelt über den Dingen die Farbe. Denn nicht am farbigen Ding oder an bloßer toter Farbe hängt ihr Zauber, sondern am farbigen Schein, am farbigen Glanz, am farbigen Strahl. Am Ende ihres Panoramas mündet die Aussicht in das Kinderbuch auf einen biedermeierlich beblümten Felsen. Gelehnt an eine himmelblaue Göttin, lagert dort der Dichter mit den melodischen Hän-

den. Was ihm die Muse eingibt, zeichnet ein Flügelkind neben ihm auf. Verstreut umher liegen Harfe und Laute. Zwerge im Schoß des Berges blasen und geigen. Am Himmel aber geht die Sonne unter. So hat Lyser einmal die Landschaft gemalt, in deren buntem Feuer Blick und Wangen der Kinder über Büchern widerstrahlen.

Bücher von Geisteskranken[1]

Aus meiner Sammlung

Oft steht, unscheinbar, eine Verlegenheit am Ursprunge des Gelingens.

Als ich vor zehn Jahren begann, meine Bücher, immer gewissenhafter, zu ordnen, da stieß ich sehr bald auf Bände, die zu entfernen ich mich nicht entschließen konnte und die ich doch an dem Orte, wo ich sie fand, nicht länger dulden mochte.

Hermann von Gilms Gedichte gehören zu den Kuriositäten der deutschen Literatur, aber ich verstehe, daß ich zur Zeit, da mir Hölderlin aufging, so etwas nicht in die Abteilung »Deutsche Lyrik« einordnen wollte. Emil Szittyas Erstlingsschrift »Ecce-homo-Ulk« möchte ich heute ebensowenig missen wie manche andere verräterische Erstlingsschrift bekannterer Verfasser. Aber ich habe sie solange von Abteilung zu Abteilung gehetzt, bis sie schließlich nicht weit von Gilms Gedichten einen Unterschlupf fanden. Und Blühers »Aristie des Jesus von Nazareth« wollte ich meiner religionsphilosophischen Bücherei denn doch nicht einverleiben. Aber ihr Beitrag zur Pathologie antisemitischer Ressentiments schien mir zu wertvoll, um sie abzustoßen.

So fanden sich im Laufe der Jahre sehr ungleiche Brüder. Eine »Pathologische Bibliothek« kam zusammen, lange bevor mir der Gedanke erwuchs, zu einer Sammlung von Schriften Geisteskranker sie auszubauen, ja lange bevor ich wußte, daß es Bücher von Geisteskranken überhaupt gibt.

Da fielen mir im Jahre 1918 in einem kleinen Berner Antiquariat Schrebers berühmte »Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken« aus dem Verlag Oswald Mutze, Leipzig, in die Hände. Hatte ich von diesem Buch schon damals gehört? Oder lernte ich erst einige Wochen später die Abhandlung kennen, die Freud im dritten

1 [s. Abbildungen 5–8]

Bande seiner »Kleinen Schriften zur Neurosenlehre«, Leipzig 1913, über dieses Buch veröffentlicht hat? Gleichviel. Ich war sofort aufs höchste gefesselt.
Was zunächst den Verlag des Heftes angeht, so hatte er als Sammelpunkt der possierlichsten spiritistischen Literaturprodukte einen Namen. Man versteht, daß ein solches Unternehmen am ersten sich zur Drucklegung eines theologischen Systemes entschließen konnte, in dem »Gott ohne Gefahr nur den Leichen sich nähern kann«, fernerhin dem Verfasser »unzweifelhaft feststeht, daß Gott der Begriff der Eisenbahnen bekannt ist« und eine Lehre von der Sprache Gottes, der sogenannten »Grundsprache, einem etwas altertümlichen aber immerhin kraftvollen Deutsch« entwickelt wird. Wenn in dieser Sprache Gott »rücksichtlich dessen, der ist und sein wird« genannt wird oder die ehemaligen Korpsbrüder des Patienten »die unter der Cassiopeia hängenden«, so sind doch mindestens ebenso merkwürdig und prägnanter die sprachlichen Wendungen, die dieser Paranoiker in gewissen Stadien der Krankheit findet, um banale Tatbestände zu fassen, die ihm im Laufe seiner Erkrankung unerklärlich geworden sind. Die Vorstellung eines Weltuntergangs, in der Paranoia nichts Seltenes, beherrscht diesen Kranken so, daß das Dasein anderer Menschen ihm nur als Trug und Spielerei erklärlich ist, und er, um sich mit ihnen abzufinden, von »flüchtig hingemachten Männern«, »Wunderpuppen«, »hingewunderten« Leuten usw. spricht. Auch sonst enthält das Buch eine Anzahl außerordentlicher Prägungen. Den Brüllzwang, dem der Kranke unterliegt, das »Brüllwunder« nennt er geringschätzig »ein psychisches Räuspern«. Auch der von Freud gelegentlich behandelte »Gegensinn der Urworte« ragt in dieses großartige Dokument hinein, »Saft« heißt Gift, »Gift« heißt Speise, »Lohn« heißt Strafe usw.
Das ganze Werk ist ursprünglich vom Verfasser seiner Frau als Leitfaden durch die religiöse Vorstellungswelt, die ihm in seiner Krankheit sich bildete, zugedacht gewesen. Nicht ohne konkreten Anlaß. Der Senatspräsident Schreber ist nämlich nach ungefähr zehnjähriger Internierung auf Grund der wiederholten höchst scharfsinnigen Eingaben, die er später als Anhang seinem Werke beigegeben hat, wieder für geschäftsfähig erklärt und seiner Familie zurückgegeben worden. Welche Stationen diese Krankheit bis zu der merkwürdig strengen und glücklichen Abkapselung

der Wahnwelt durchlief, das gehört natürlich ebensowenig hierher wie eine psychiatrische Charakteristik dieses oder der folgenden Fälle.
Soviel ist klar, daß das Weltgebäude des königlich bayerischen Regierungs- und Kreismedizinalrats Carl Friedrich Anton Schmidt, Doktor der Philosophie, Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, kaum ein Gebilde der Paranoia noch sonst einer Psychose sein wird. Die Psychiatrie ist längst über die Zeit hinaus, da man jedes Symptom zur Benennung einer besonderen Art von Irrsinn mißbrauchte, andernfalls könnte man hier von »Gruppierungswahn« sprechen. Der gelehrte, wahrscheinlich im bürgerlichen Sinne durchaus zurechnungsfähige, vielleicht höchst angesehene Verfasser von »Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen«, Würzburg 1842, verrät im Texte dieses Werkes nichts von seiner überwertigen Idee. Allenfalls könnte einen der unverhältnismäßig große Raum stutzig machen, den er in der Abteilung »Anthropologie und Medizin« mit Mustern psychiatrischer Gutachten ausfüllt. Sie stammen offenbar von ihm selber. Wir müssen uns diesen Mann als den Wundarzt redivivus oder eigentlich contemporaneus des Büchnerschen Arztes aus dem »Woyzeck« denken. Ein Blick auf die Tafeln zeigt dann freilich den manischen Charakter dieses Weltbilds.
Wenn auch die Welt des Wahnes, wie die des Wissens, ihre vier Fakultäten hätte, so wären die Werke von Schreber und von Schmidt je ein Kompendium ihrer Theologie und ihrer Weltweisheit. Wir wenden uns nun zur Jurisprudenz. Da greifen wir denn etwa zum »Ganz-Erden-Universal-Staat«. Der opferfreudige Verfasser, der hier eine Regenten-Fibel zum besonderen Gebrauche des »Englischen Königs, London« verfaßt und in innigster Liebe verschiedenen Heiligkeiten, nicht zuletzt »H. P. Blavatsky der Großen und der Ganzen Theosophischen Gesellschaft« gewidmet hat, mußte sein Werk vermutlich auf eigene Kosten erscheinen lassen. Ein kleiner Gummistempel »Ganz-Erden-Universalstaats-Ausgabe BRNO 2-BRÜNN 2 Postfach 13« und auf dem Deckel die aufgeleimte Etikette eines Kommissionsverlages sind alles, was wir von diesem Werke bibliographisch erfahren. Der Druckvermerk trägt die Jahreszahl 1924.
Einer näheren Charakteristik bedarf es nicht. Wenn je eine Narr-

heit harmlos war, dann die des slawischen Verfassers, die vom Geist russischer Mönchsvagabunden durchweht ist.
Endlich – ein Dokument der schwersten Psychose: das medizinische Werk, mit dem wir für heute schließen. »Carl Gehrmann, pract. Arzt in Berlin: Körper, Gehirn, Seele, Gott.« Vier Teile in drei Bänden, Berlin 1893. Aus dem vierten Bande, der die Krankengeschichten enthält:
Fall 1. Das geknickte Rohr wird wieder aufgerichtet.
Fall 7. Miterregung der Nubes vom Aër – die Ähre wird zur Binse – die Verkleinerung als Ausgangspunkt der Vervollkommnung zur Heidelbeere – Erregung der Centren »Pneuma« und »Gottesmutter« – Vergißmeinnicht – der Wasserspiegel des Tages des Herrn – die Fissur »Religio – Sehnsucht« betrifft die heimliche Liebe in bezug auf den Kampf.
Fall 13. Rückwirkung des Fußschweißes auf das Sexualsystem und den Atmungsapparat – die Heilung bedeutet die harmonische Entfaltung des Centri »Strümpfe« – der Springbrunnen der Sacramente.
Fall 30. Das Crucifix hinter dem grünen schleierhaften Fenstervorhang – *Pneuma und Gottesmutter* – das abstracte Fenster beherrscht die Voluntas – die Narbe als Symbol der Frömmigkeit heilt das C. tactile.
Fall 32. Das Mühlrad im Luftballon der Kirche *(die Johannisbeere).*
Fall 40. Das Liegen im Waldbache des Segens ist dem Schlafen im Bett der Kirche homolog – die blaue vom Licht umflossene Felsenspitze.
Die theologische Medizin, die mit 258 derartigen Fällen illustriert wird, dreht sich im Wesentlichen um die weibliche Regel und ist auf der Voraussetzung aufgebaut, daß allen Organen, Nerven, Gefäßen, Konstellationen im Körper bestimmte Gehirnregionen entsprechen, auf deren phantastische Namen die Überschrift der »Fälle« bezug nimmt. Eines der zahllosen Schemata, die der Kranke seinem Buche beigegeben hat, bilden wir ab.
Das Dasein von dergleichen Werken hat etwas Bestürzendes. Solange wir gewohnt sind, den Bereich der Schrift, trotz allem, als einen höheren, geborgeneren zu betrachten, ist das Auftreten des Wahnsinns, der hier mit leiseren Sohlen sich einschleicht als irgend sonst, um so erschreckender. Wie ist er dahin gelangt? Wie hat er

die Paßkontrolle dieses hunderttorigen Theben, der Stadt der Bücher, umgangen? Die Druckgeschichte von solchen Werken muß oft so bizarr wie ihr Inhalt gewesen sein. Heute, könnte man denken, liegt es anders. Das Interesse an den Erscheinungen des Wahnsinns ist so allgemein wie es immer war, aber es ist dazu fruchtbarer und legitimer geworden. Schriften von Irren, sollte man vermuten, bekämen heute unschwer einen ordnungsmäßigen Paß. Und doch weiß ich seit Monaten um ein Manuskript, das an menschlichem und literarischem Gehalt dem Buche von Schreber mindestens gleichkommt, an Faßlichkeit es weit übertrifft, und dem dennoch einen angesehenen Verlag zu gewinnen so schwierig wie je scheint. Wenn dieser allzu kurze Hinweis ein Interesse dafür erregen könnte, wenn diese allzu kurzen Auszüge den Leser veranlassen könnten, Plakaten, Flugblättern von Irren, erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, wäre der doppelte Zweck dieser Zeilen erfüllt.

ABC-Bücher vor hundert Jahren[1]

Kein Königspalast und kein Cottage eines Milliardärs hat ein Tausendstel der schmückenden Liebe erfahren, die im Laufe der Kulturgeschichte den Buchstaben zugewandt worden ist. Einmal aus Freude am Schönen und um sie zu ehren. Aber auch in listiger Absicht. Die Buchstaben sind ja die Säulen eines Tores, über dem ganz gut geschrieben stehen könnte, was Dante über den Pforten der Hölle las, und da sollte ihre rauhe Urgestalt die vielen Kleinen, die alljährlich durch dieses Tor müssen, nicht abschrecken. Jeden einzelnen dieser Pilaster behing man also mit Girlanden und Arabesken. Doch man kam erst sehr spät darauf, daß man dem Kinde die Sache nicht leichter machte, wenn man die Gerüste der Lettern mit maßlosen Zierformen überspannte, um sie anziehender zu gestalten.

Daneben begannen die Buchstaben schon früh einen Hof von Gegenständen um sich zu bilden. Die Älteren unter uns haben noch den Hut dienstfertig beim *h* hängen, die Maus harmlos am *m* knabbern sehen und das *r* als den dornigsten Teil der Rose kennen gelernt. Mit der bewegenden Hingabe an fremde Völker, an Kinder, an Deklassierte, die durch die europäische Aufklärung ging,

1 [s. Abbildungen 9–13]

mit dem Strahlen des Humanismus, von dem die Klassik eigentlich nur die Sonnenfinsternis ist, fiel dann mit einem Mal ganz anderes Licht in die Lesebücher. Die kleinen illustrierenden Gegenstände, die bis dahin verlegen um den herrschaftlichen Buchstaben herumgelungert hatten, oder gar in Kassetten, eng wie die Fensterchen in bürgerlichen Hausfassaden des 18. Jahrhunderts, gepreßt worden waren, gaben plötzlich revolutionäre Losungen aus. Die Ammen, Apotheker, Artilleristen, Adler und Affen, die Kinder, Kellner, Katzen, Kegeljungen, Köchinnen, Karpfen, die Uhrmacher, Ungarn, Ulanen erkannten ihre Solidarität. Sie beriefen große Konvente ein, Abordnungen aller A's, B's, C's usw. erschienen, und es ging auf ihren Versammlungen tumultuarisch zu. Wenn Rousseau sagt, daß alle Souveränität vom Volk stammt, so bekunden diese Tafeln es laut und entschieden: »Der Geist der Buchstaben stammt aus den Sachen. Uns, unser So-und-Nicht-anders-Sein, haben wir in diesen Buchstaben ausgeprägt. Nicht wir sind ihre Vasallen, sondern sie sind nur unser lautgewordener gemeinsamer Wille.«

Dienstmädchenromane des vorigen Jahrhunderts[1]

Dienstmädchenromane? Seit wann werden denn Werke der schönen Literatur nach dem Kreise ihrer Verbraucher klassifiziert? Allerdings – leider werden sie es nicht, oder allzu selten. Und wieviel mehr Erleuchtung hätte man sich doch davon zu versprechen als von ausgeleierten ästhetischen Rezensionen. Aber schwer ist solche Gruppierung. Zumal weil man in die Produktionsverhältnisse so selten hineinsieht. Früher waren sie übersichtlicher als in unseren Tagen. Und darum sollte man mit der Kolportage den Anfang machen, wenn einmal die Literaturgeschichte, statt sich nur immer für die Aussicht auf Gipfeln zu interessieren, die geologische Struktur des Buchgebirges erforschen sollte.

Vor der Entwicklung des Inseratenwesens war der Buchhandel, wenn er seine Erzeugnisse bis in die unteren Schichten vertreiben wollte, auf Kolporteure angewiesen. Man möchte sich gern den vollkommenen Bücherreisenden jener Zeit und jener Schichten vorstellen, den Mann, der es verstand, Geister- und Ritterge-

1 [s. Abbildungen 14–17]

schichten in die Dienstbotenkammern der Städte und die Bauernstuben der Dörfer zu bringen. Er mußte selber ein wenig in die Geschichten hineinpassen, die er absetzte. Nicht als Held natürlich, nicht als junger verstoßener Prinz oder fahrender Ritter, wohl aber als der zweideutige Greis – Warner oder Verführer? – der in vielen dieser Geschichten auftritt und auf dem nebenstehenden Bilde[2] gerade im Begriff steht, sich vor dem Kreuzeszeichen zu verflüchtigen.

Es ist kein Wunder, daß man diese ganze Literatur so lange verachtet hat, als es den Aberglauben an die absolute »Kunst« gab. Der Begriff des Dokuments aber, den wir heute an die Werke der Primitiven, der Kranken und der Kinder heranbringen, hat auch diese Schriften in neue, wesentliche Zusammenhänge gerückt. Man erkannte den Wert typischer Stoffe, fand Interesse daran, die begrenzte Zahl wirklich lebendiger, immer zugkräftiger und erneuerungsfähiger zu studieren und sah, daß in ihrer Variation sich ebenso entschieden wie in der Formensprache der künstlerische Wille verschiedener Generationen und Klassen verkörpert. Das Archiv solcher ewigen Stoffe ist der Traum, wie Freud ihn uns kennen gelehrt hat.

Sind nun solche Werke, die sich ohne Umschweife an den Stoffhunger des Publikums wenden, an sich schon höchst interessant, so steigert sich das noch, wo durch Illustrationen der gleiche Geist graphisch und farbig zum Ausdruck kommt. Schon das Prinzip solcher Illustrationen bezeugt die enge Bindung des Lesers an seinen Stoff. Er will aufs Haar genau wissen, wohin sie gehören. Wenn wir nur mehr solcher Bilder hätten! Aber wo sie nicht gerade – wie manche unter den nebenstehenden[3] – durch den Stempel einer Leihbibliothek geschützt waren, sind sie den vorgezeichneten Weg – aus dem Buch an die Wand, von der Wand in den Müll – gegangen.

Es verbinden sich viele Fragen mit diesen Büchern, von den äußeren, nach Verfasserschaft, Einflüssen etc. zu schweigen, zum Beispiel, warum in den Erzählungen, die doch zur Blütezeit des Bürgertums verfaßt wurden, die moralische Autorität immer an die Gestalt eines Herrn oder einer Dame von Stand gebunden ist? Vielleicht weil die dienenden Klassen sich damals noch solidarisch

2 [s. Abbildung 17]
3 [s. Abbildungen 14 und 16]

mit dem Bürgertum fühlten, seine verschwiegensten romantischen Ideale teilten.
Viele dieser Romane tragen über jedem ihrer blutrünstigen Kapitel ein Motto in Versen. Da stößt man auf Goethe und Schiller, ja auf Schlegel und Immermann, daneben aber auf Dichterfürsten wie Waldau, Parucker, Tschabuschnigg oder den schlichten B., von welchem die Zeilen stammen:

»Einsam irrt sie und verlassen
Durch die weite Stadt,
Jeden Augenblick zu fürchten
Sie die Feinde hat.«

Noch tasten wir uns unbeholfen an diese unbeholfenen Werke heran. Es kommt uns seltsam vor, Bücher ernst nehmen zu sollen, die nie Bestandteil einer »Bibliothek« waren. Vergessen wir nicht, daß das Buch ursprünglich ein Gebrauchsgegenstand, ja ein Lebensmittel gewesen ist. Diese hier sind verschlungen worden. Studieren wir an ihnen die Nahrungsmittelchemie der Romane!

Worüber sich unsere Grosseltern den Kopf zerbrachen[1]

Das Bilderrätsel ist nicht ganz so alt wie die dunklen vornehmen Rätselfragen der Völker, von denen die der Sphinx die berühmteste ist. Vielleicht mußte die Ehrfurcht des Menschen vor dem Wort schon ein wenig geschwunden sein, ehe er es wagen konnte, den scheinbar so festen Zusammenhang von Laut und Bedeutung zu lockern und sie zum Spiele miteinander einzuladen. Das haben sie sodann »Nach Feierabend« im »Daheim«, im Schoße des »Familienfreundes«, in der »Rätselecke« des »Bazar« anmutig getrieben. Aber so gut wir die Faszination der Kreuzworträtsel, des »Golf mit Worten« und ähnlichen Denksports verstehen, der ihnen heute in der Gunst der Modejournale gefolgt ist, so kurios und entlegen scheint uns dieser vergangene. Wenn wir noch begreifen, wie unsere Großeltern daran Spaß hatten – wie sie diesem ausgemergelten Corps de ballet der Geräte und Lettern sein Geheimnis abzugewinnen wußten, das bleibt uns dunkel. Doch nur solange wir von unserer Merkwelt, der das Kreuzworträtsel so

1 [s. Abbildungen 18–22]

gut entspricht, von den normierten Architekturen, den Schemata der Statistik, der eindeutigen Sprache unserer Lichtreklame und unserer Verkehrszeichen ausgehen.
Die Aktualitäten einer anderen Zeit schlugen sich an anderen Zeichen nieder. Man denke nur an den Stil der politischen Karikatur in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, der wir heute nichts ähnliches an die Seite zu setzen haben. Und eben damals blühte das Bilderrätsel, das sich über die Autorität der Rechtschreibung genau so hinwegsetzte wie ein Cham oder Daumier über die Autoritäten des Ministeriums. Der eigentliche Patron dieser Rebus aber war der geniale Illustrator Grandville, dessen zeichnerische Demagogie nicht nur Himmel und Erde, sondern Möbel, Kleider und Instrumente gegen den Herrn der Schöpfung mobil machte und noch den Buchstaben die Gliedmaßen und den Übermut lieh, mit denen sie hier den Leser mystifizieren.

Russische Spielsachen[1]

Ursprünglich geht das Spielzeug aller Völker aus der Heimindustrie hervor. Der primitive Formenschatz des niederen Volkes, der Bauern und Handwerker bildet gerade für die Entwicklung des Kinderspielzeugs bis in die Gegenwart hinein die gesicherte Grundlage. Daran ist auch nichts Wunderbares. Der Geist, aus welchem die Erzeugnisse hervorgehen, der ganze Herstellungsprozeß und nicht nur sein Ergebnis ist ja dem Kind im Spielzeug gegenwärtig, und es versteht natürlich einen primitiv erzeugten Gegenstand viel besser als einen, der aus einem komplizierten Industrieverfahren herstammt. Hierin liegt nebenbei gesagt denn auch der berechtigte Kern in dem modernen Streben, »primitives« Kinderspielzeug herzustellen. Wenn dabei nur nicht unsere Kunstgewerbler gar zu oft vergäßen, daß primitiv auf Kinder nicht die konstruktiven, schematischen Formen wirken, sondern vielmehr der ganze Aufbau seiner Puppe oder seines Hündchens, soweit es nämlich sich vorstellen kann, wie sie gemacht sind. Das will es gerade wissen, das stellt ihm erst zu seinen Sachen die lebendige Beziehung her. Weil es beim Spielzeug nun einmal darauf ankommt, so darf man sagen, daß von allen Euro-

1 [s. Abbildungen 23–33]

päern vielleicht allein die Deutschen und die Russen das eigentliche Genie des Spielzeugs haben.
Allbekannt, nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt – die deutsche Spielzeugindustrie ist die internationalste – sind die winzigen Puppen- und Tierreiche, die Bauernstübchen in einer Streichholzschachtel, die Archen Noahs und die Schäfereien, wie sie in thüringischen, erzgebirgischen Dörfern, auch in der Gegend von Nürnberg gemacht werden. Russisches Spielzeug aber ist im allgemeinen unbekannt. Seine Erzeugung ist nur wenig industrialisiert, und außerhalb der russischen Grenzen ist wenig mehr von ihr verbreitet als die stereotype Figur der »Baba«, des kegelförmigen Stückchen Holz, das, über und über bemalt, eine Bauersfrau darstellt.
In Wahrheit ist russisches Spielzeug das reichste, mannigfaltigste von allen. Die 150 Millionen Menschen, die das Land bewohnen, verteilen sich auf Hunderte von Völkerschaften, und alle diese Völker haben wiederum eine mehr oder minder primitive, mehr oder minder entwickelte Kunstübung. So gibt es Spielzeug in Hunderten verschiedener Formensprachen, in den allerverschiedensten Materialien. Holz, Ton, Knochen, Stoff, Papier, Papiermaché treten allein oder in Kombinationen auf. Holz ist das wichtigste unter diesen Materialien. Fast überall in diesem Lande der großen Wälder hat man in seiner Behandlung – im Schnitzen, Färben und Lackieren – eine unvergleichliche Meisterschaft. Von den einfachen Hampelmännern aus weißem und weichem Weidenholz, von den naturwahr geschnitzelten Kühen, Schweinen, Schafen bis zu den kunstvoll mit leuchtenden Farben bemalten, lackierten Schatullen, auf denen der Bauer in seiner Troika, Landleute, die um einen Samowar versammelt sind, Schnitterinnen oder Holzfäller bei der Arbeit dargestellt sind, und weiter bis zu großen Monstregruppen, plastischen Wiedergaben alter Sagen und Legenden, füllen hölzernes Spielzeug, hölzerne Spielereien in den vornehmsten Straßen von Moskau, Leningrad, Kiew, Charkow, Odessa Laden an Laden. Die größte Sammlung davon besitzt das Moskauer Spielzeugmuseum. Drei Schränke des Museums stehen voll mit tönernem Spielzeug aus dem nördlichen Rußland. Der bäuerliche, robuste Ausdruck dieser Puppen aus dem Gouvernement Wjatka steht einigermaßen im Kontrast zu ihrer höchst gebrechlichen Beschaffenheit. Aber sie haben die weite

Abbildungen





Die Fabeln des Äsopus. Zweite Auflage, Wien, bey Heinr. Friedr. Müller, Kunsthändler am Kohlmarkt Nr. 1218.
(Sammlung Benjamin)

Abbildung 1



Sittensprüche des Buchs Jesus Sirach, Nürnberg.
(Sammlung Benjamin)

Abbildung 2



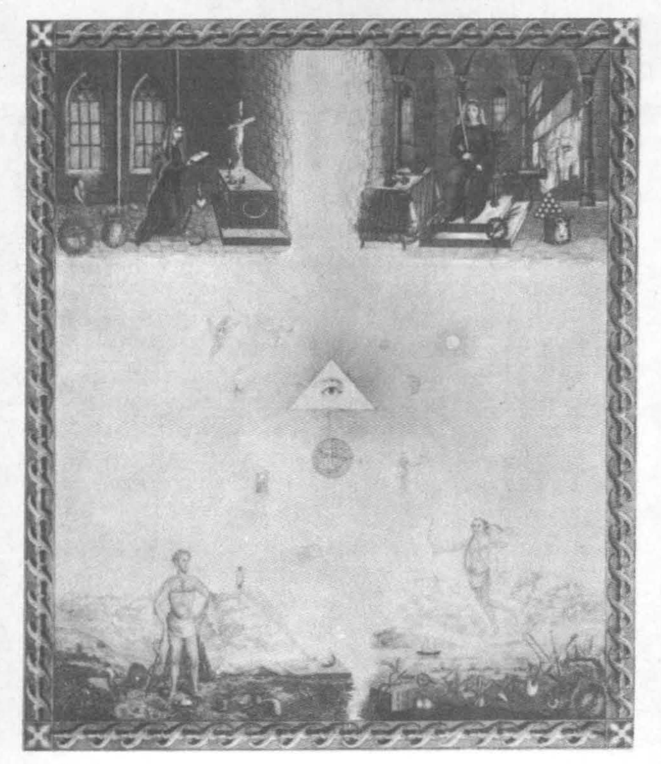
Das Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände von J. Lyser. Mit acht Kupfern, Leipzig 1834, Wigand'sche Verlags-Expedition. (Sammlung Benjamin)

Abbildung 3



Der rote Wunderschirm. Eine neue Erzählung für Kinder. Neuruppin, Druck und Verlag von Gustav Kühn. (Sammlung Benjamin)

Abbildung 4



Titelbild aus C. F. Schmidt: »Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen«.

Das Auge im Mittelpunkt der Vignette ist Sinnbild Gottes, dessen belebender Blick die vier Hauptgebiete menschlichen Tuns, Religion, Jurisprudenz, Medizin und Kunst, umfaßt, die in den Ecken des Bildes in Gestalt einer betenden Jungfrau, einer Richterin, Äskulaps und des schwebenden Apoll mit den Symbolen ihrer Tätigkeit dargestellt sind. Die Figuren um den Zentralpunkt deuten die Stufenleiter individuellen Seins — Mensch, Engel, Seraph — auf der einen, die höhere materielle Welt in Gestalt von Sternen, Mond und Sonne auf der anderen Seite an. Unter dem Auge steht die Sonne des Seins, die die Erdkugel (mit den Symbolen der Zeit und der Vergänglichkeit) bescheint. Auf die sehr komplizierten Einzelheiten der jeweilen zu einer Trias sich zusammenschließenden Symbole können wir hier nicht eingehen.

Abbildung 5

Haus



Zurichtung

Gestaltung

- Grundtheile: Grundmauern, Umfassungsmauern, Verbindungsmauern
- Verbindungstheile: Fußböden, Decken, Treppen
- Schlußtheile: Giebel, Dach, Schlöte

Zugänge

- Hauptöffnungen: Thore, Thüren, Fenster
- Nebenöffnungen: Kellerlöcher, Bodenlöcher, Oberlichter
- Lichte Räume: Vorplatz, Gänge, Hof

Einrichtung

Hauptpuncte des häuslichen Bedürfnisses

- Wohnorte: Zimmer, Saal, Kabinet
- Bereitungs- u. Verwahrungs-Orte in erster Reihe: Küche, Keller, Boden
- Feuerungsplätze: Oefen, Heerde, Kamine

Nebenpuncte des häuslichen Bedürfnisses

- Nebenorte des Aufenthaltes u. allgemeiner Aufbewahrung: Altane, Mezane, Kammer
- Specielle Bereitungs- u. Aufbewahrungs-Orte in zweiter Reihe: Waschhaus, Holzlager, Remisen
- Für Unterbringung von Thieren, Abfällen u. dgl.: Stallung, Dungstätten, Abtritte u. dgl., Reservoirs

Hauptbaumaterial

- Stein
- Holz
- Eisen

Hülfsbau material

- Ziegel oder Schiefer
- Mörtel und Farbe
- Glas

Bauhaltpuncte

- Gewölbe und Tragbogen
- Tragsteine und Tragbalken
- Säulen und Pfeiler.

Tafel des »Hauses« nach Schmidt: »Leben und Wissenschaft in ihren Elementen und Gesetzen«

Abbildung 6

Deshalb können *gegenwärtig* die Lohnverhältnisse *gutherzig*, *liebevoll*, *vernünftig* und *zweckmäßig-segensreich* nur auf diese Art geregelt werden

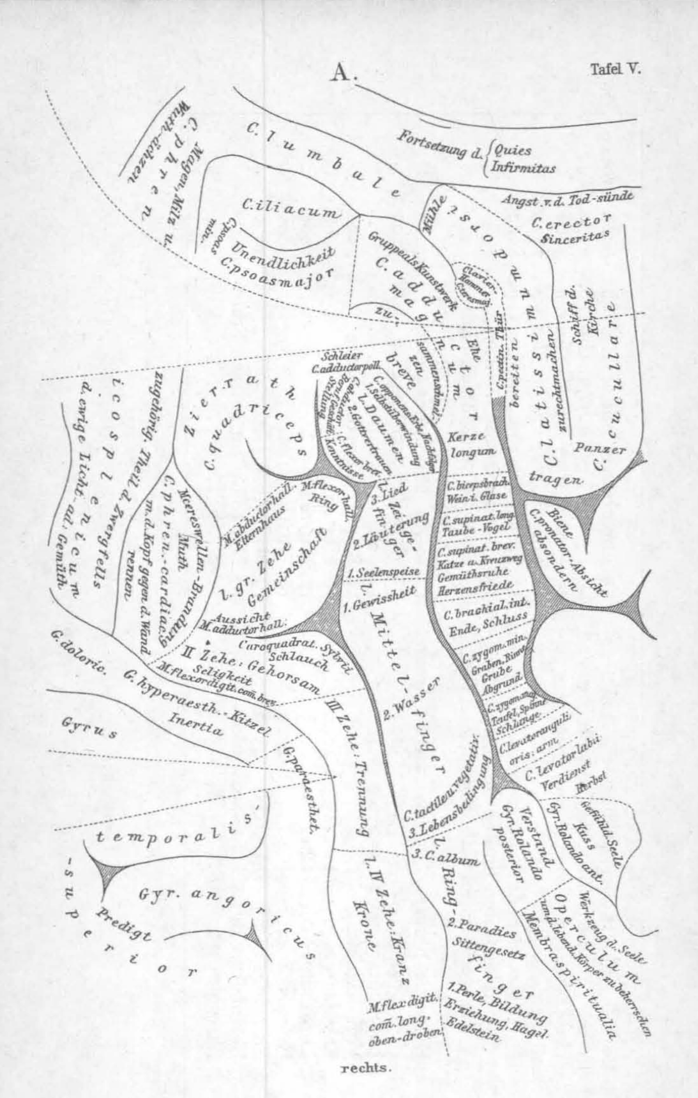
(selbstverständlich unter noch bedeutend vorteilhafteren und besseren Approvisationsverhältnissen als vor dem Kriege!)

und zwar:

1.	Dienende Bürger	1000	Kronen
2.	Hoffnungs-Bürger	1500	„
3.	Ehrenbürger mit 4 höheren Volksschulklassen	2000	„
4.	Ehrenbürger mit Matura .	3000	„
5.	Ehrenbürger mit 2facher Universitätsbildung . . .	4000	„
6.	Ehrenbürger mit 3f. Univ. b.	4500	„
7.	Ehrenbürger mit 4f. Univ. b.	5000	„
8.	Ehrenbürger mit 5f. Univ. b.	5500	„
9.	Ehrenbürger mit 6f. Univ. b.	6000	Kronen
10.	Ehrenbürger mit 7f. Univ. b.	6500	„
11.	Ehrenbürger mit 8f. Univ. b.	7000	„
12.	Ehrenbürger mit 9f. Univ. b.	7500	„
13.	Ehrenbürger m. 10f. Univ. b.	8000	„
14.	Hervorragende Künstler, Komponisten, Maler, Dichter, Erfinder usw. (Ehrenbürger!) sollen jährlich mit einem *Ehrenhonorar* . . . . . belohnt werden.	9000	„
15.	Könige ausnahmsweise . .	10000	„
16.	Herren	6000	„
17.	HErren	5000	„
18.	HERRen	4000	„
19.	HERREN (Asketen) . . .	3000	„
20.	HEILIGE im aktiven Stand	2000	„
21.	KAISER	—	„

Gehaltsklassen des »Ganz-Erden-Universal-Staats«.

Abbildung 7



Schema einer Gehirnregion nach Gehrmann: »Körper, Gehirn, Seele, Gott«.

Abbildung 8



Das XY-Blatt ist das Kreuz aller ABC-Bücher. Daß die Holzschneider – Xylographen –, die man hier sieht, den schrulligen Gedanken gehabt haben, nur Männer mit X und Y (Xerxes, Xenophon, Young, Ypsilanti) in Holz zu schneiden, kommt unserem ABC-Künstler (es ist der berühmte Geißler) gerade recht.

Abbildung 9



Orbis pictus. Neuhaldensleben. Ohne Jahr. Eines der schönsten Kinderbücher aus dem Biedermeier. Es hat keinen Text. Der Künstler hat sich begnügt, jeder Tafel ein Blatt folgen zu lassen, auf dem alphabetisch geordnet die dargestellten Gegenstände verzeichnet sind. Sie fangen alle mit dem gleichen Buchstaben an. Hier ist es P und es sind dreiundzwanzig. Wer findet sie?

Abbildung 10



Das ist der Deckel zur »Reise nach Glücksland«, einem französischen Kinderbuch, das gegen 1840 in Paris erschien. Zu jeder Seite gehört eine ganzseitige feine Lithographie. Die Kinder, die die Reise machen, langweilen sich bald im Glücksland, wo es nur Spielzeug und Näschereien gibt. Voll Sehnsucht nach der Schule entfliehen sie diesem Paradies.

Abbildung 11

Q. Querangal.



Tiens! tiens! comme maman.

Just like mamma!!

R. Ramorino.



U, u dada au petit trot

Get up, get up, Cockhorse,
trot away.

Ein romantisches ABC-Buch aus Frankreich. Ohne Ort und Jahr. Auf jeder Seite ein Kind, dessen Vorname mit dem Buchstaben beginnt, der jeweils im Alphabet an der Reihe ist. Man hat aber schon zur Zeit des romantischen ABC-Buches lange durch Frankreich reisen können, ohne auf eine Querangal oder auf einen Ramorino zu stoßen.

Abbildungen 12 und 13



Ich schwöre es, wie dieser sollen Alle fallen!

Lady Lucie Guilford,

die

Fürstin der Rache,

genannt:

die Hyäne von Paris.

Seitenstück zu der Antonetta Czerna.

Von

O. G. Derwicz.

Dresden,

Verlag von J. Breyer.

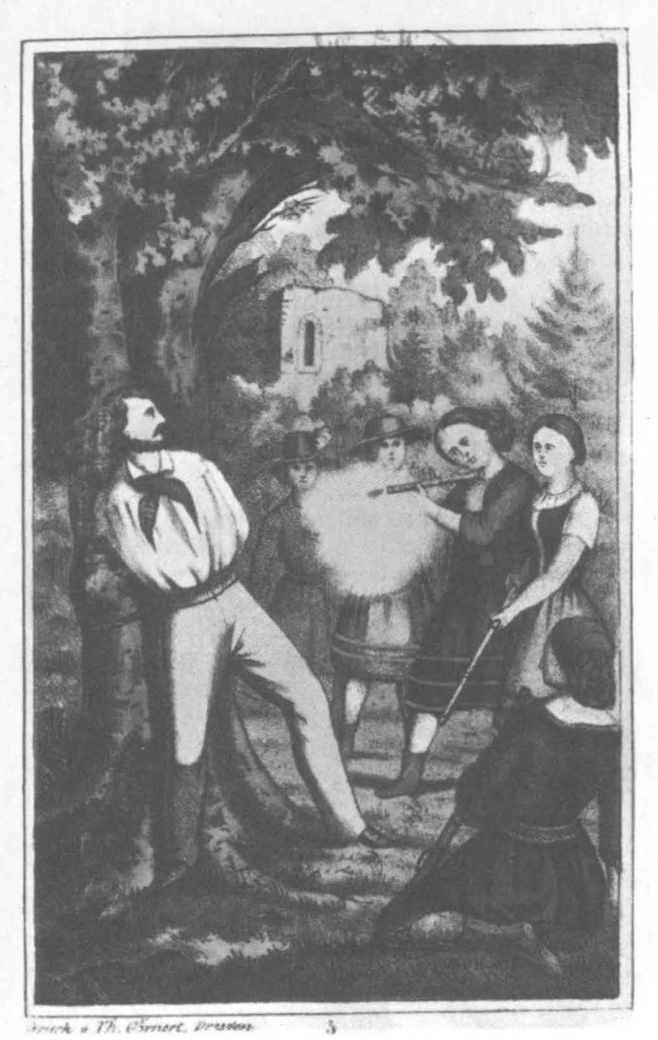
Zu »Ich schwöre es, wie dieser sollen Alle fallen!«
Die abgebildete Schönheit ist Sammlerin von präparierten Männerköpfen, die sie in einem Seitenkabinett ihrer Behausung auf Regalen verwahrt.

Abbildung 14



Zu »Zurück, Verwegener!«
Das ist der berüchtigte »schwarze Ritter«, der gerade die Burg York erobert hat und Anstalten macht, die schöne Rebekka in seine Gewalt zu bringen. Die beiden Figuren tanzen gewissermaßen einen Ländler des Entsetzens.

Abbildung 15



Zu »Fluch über Euch«

Aus »Antonetta Czerna, die Fürstin der Wildnis oder Der Rachegang eines beleidigten Frauenherzens«, Erzählung aus der neuesten Zeit von O. G. Derwicz, Pirna ohne Jahr. Diese Damen haben sich adrett gekleidet mit ihren kleinen Flinten zur Erschießung des jungen Mannes wie zu einem Gartenfest eingefunden.

Abbildung 16



Zu »Schwöre«

Das Buch, aus dem dieses Bild herstammt, heißt: »Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldnen Schlüssel oder Die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezaubernden Jünglings. Ritter- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter.«

Abbildung 17

Ein sehr beliebter Rebus, der in den verschiedensten Formen wiederkehrte:

Ss S ſ s ſſ ß S ſ s ß ſſ S ſ s ſſ S ſ s ſſ ß

»Es kann doch nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond.«

Abbildung 18

Ein Normal-Rebus als Beweis dafür, wie man sich über die Autorität der Rechtschreibung hinwegsetzte:



»Frauenschönheit, das Echo im Wald
Und Regenbogen vergehen bald.«

Abbildung 19

Ein klassischer Rebus:



»In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still, auf gerettetem Boot, treibt in den Hafen der Greis.«

Abbildung 20

Ein »überspannter« Rebus:



»Ein Gelehrter am Arm eines überspannten Frauenzimmers.«

Abildung 21

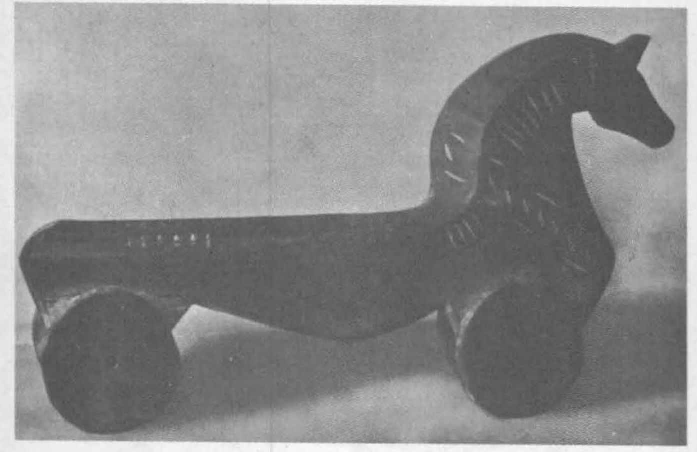
Ein Rebus, auf dem die Seine in Polen fließt:



»Wer macht seine sämtlichen Reisen im Bett? – Die Flüsse!«

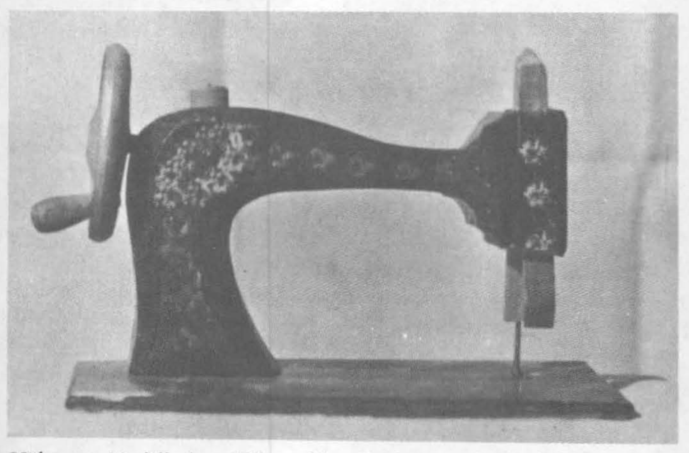
Abbildung 22

Bilder aus alten Jahrgängen des »Bazar« und des »Deutschen Hausschatz«. (Preußische Staatsbibliothek, Berlin)



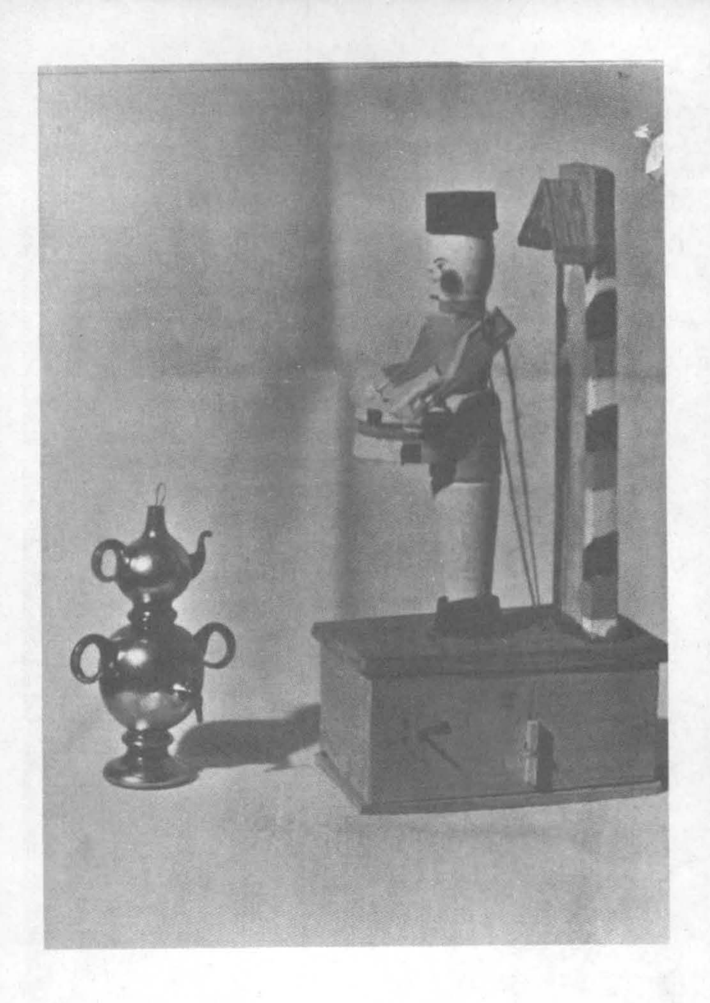
Altes Holzpferdchen aus dem Gouvernement Wladimir.

Abbildung 23



Hölzernes Modell einer Nähmaschine. Dreht man die Kurbel, so geht der Nagel auf und nieder und erzeugt im Auffallen ein klapperndes Geräusch, das dem Kinde den Rhythmus der Nähmaschine vorstellt. Bauernarbeit.

Abbildung 24



Links: Samowar (gelb, rot und grün) als Behang für den Weihnachtsbaum. Rechts: Trommler – gibt ein knatterndes Geräusch von sich und bewegt die Arme, wenn man die Kurbel rechts unten dreht.

Abbildung 25



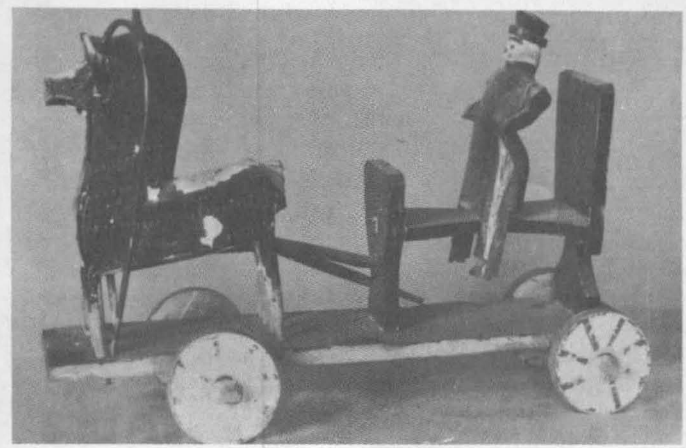
Puppe aus Stroh. Höhe: 6 Zoll. Tambosk. Wird sommers im Feld bei der Erntearbeit verfertigt und später, getrocknet, als Puppe bewahrt. Erinnerung an einen uralten Erntefetisch.

Abbildung 26



Nußknacker. Nachahmung einer Majolikafigur in Holz. Entstanden zwischen 1860 und 1880 im Gouvernement Moskau.

Abbildung 27



Droschke mit zwei Pferden bespannt. Holzschnitzerei aus dem Gouvernement Wladimir. Ca. 1860/1870.

Abbildung 28



Interessant ist der Vergleich dieser beiden Wjatka-Puppen. Das Pferd, das auf dem einen Modell noch sichtbar ist, ist auf dem nebenstehenden schon mit dem Manne verschmolzen. Volkstümliches Spielzeug strebt nach vereinfachten Formen.

Abbildung 29



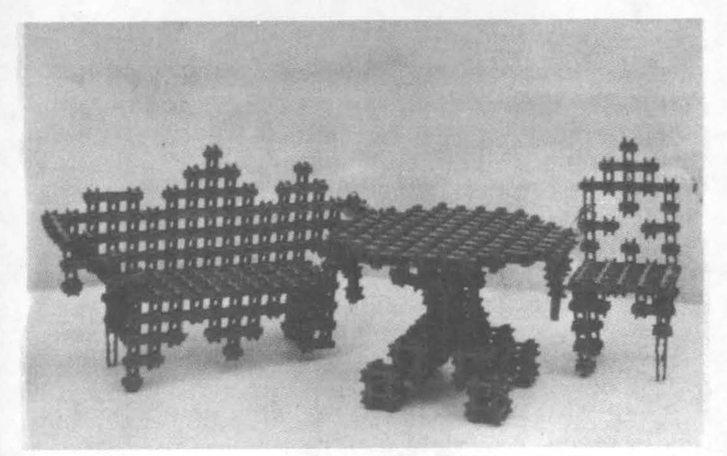
Bonne mit zwei Kindern. Sehr alter Spielzeugtyp.

Abbildung 30



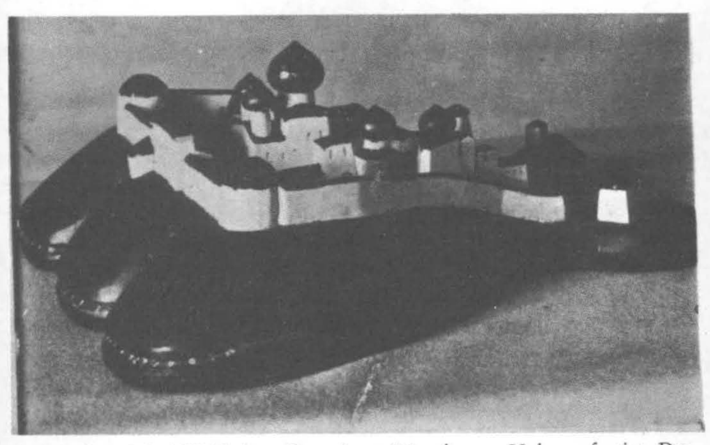
Bacchus auf einem Ziegenbock. Im Kasten eine Musik.

Abbildung 31



Möbelgarnitur für die Puppenstube. Arbeit sibirischer Sträflinge aus dem 19. Jahrhundert. Das Zusammenfügen der winzigen Holzteilchen erfordert unsägliche Geduld.

Abbildung 32



Die Erde auf drei Walfischen. Von einem Künstler aus Holz verfertigt. Das Motiv entstammt einer russischen Sage.

Abbildung 33



1830

Ein Weihnachtsbaum zwischen zwei Weihnachtspyramiden. Diese haben noch das Vorrecht behalten, die Lichter zu tragen. – Zum Fenster sieht ein armes Kind herein.

Abbildung 34



Das ist ein Wiener Bild aus dem Jahre 1834. Wie man sieht, ist der Tisch, in dessen Mitte der Baum steht, leer. Alle Weihnachtsgaben sind an den Tannenzweigen befestigt.

Abildung 35

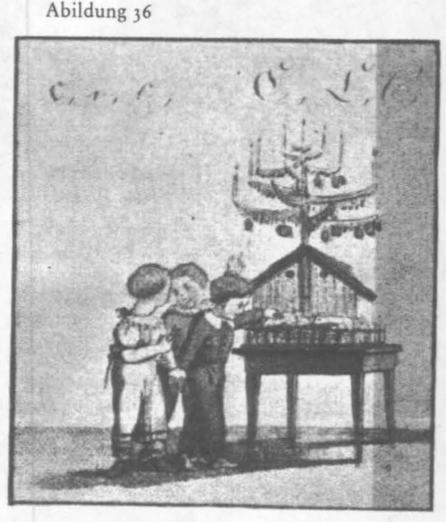


1838
In diesem seltsamen Bilde haben Weihnachtsbaum und Lichterpyramide sich vereinigt.

Abildung 36

So ein kleiner zierlicher Weihnachtsbaum wurde von draußen mit brennenden Kerzen ins Zimmer getragen und war das Zeichen, daß die Bescherung anging.

Abbildung 37



Reise heil überstanden. Und es ist gut, daß sie im Moskauer Museum ein sicheres Asyl bezogen haben. Denn wer weiß, wie bald auch dieses Stück Volkskunst dem Siegeszug der Technik, welcher Rußland heute durchquert, noch standhalten kann. Schon soll die Nachfrage nach diesen Dingen zumindest in den Städten verstummen. Aber dort oben in ihrer Heimat leben sie sicher noch, werden im Bauernhause selber nach wie vor am Feierabend geknetet, mit leuchtenden Farben gestreift und gebrannt.

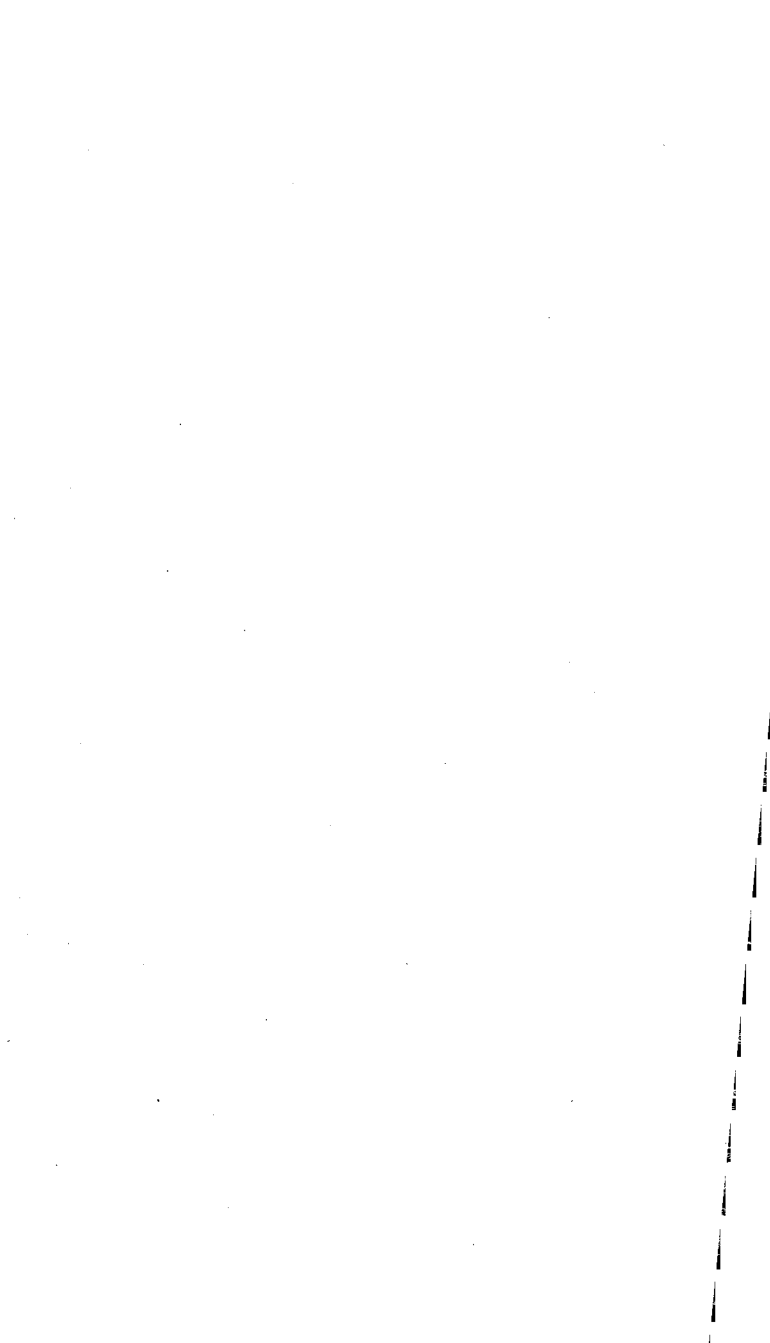
Die Weihnachtspyramide[1]
Die Vorgängerin des Weihnachtsbaumes

Die älteste Anordnung der Weihnachtskerzen kam aus den Kirchenbräuchen: vom Altar. Das war die Lichterpyramide; ein stabiles und steiles Holzgestellchen, an dem die Kerzen sich in verschiedenen Schichten staffelten. Diesen Pyramiden, so zierlich sie auch waren, fehlte freilich der Duft von Harz und Tannennadeln.

Der Sieg des Weihnachtsbaums entschied sich langsam. Wie, das zeigen unsre Bilder, die alten Kinderbüchern entnommen sind.

Schließlich war es ein kleiner Zwischenfall, der für die Dauer die Pyramide durch den Weihnachtsbaum verdrängte. Er trug sich 1827 auf dem Berliner Weihnachtsmarkte zu. Damals wurden Tannen- und Fichtenbäume auf den Straßen nur sehr vereinzelt ausgeboten, Pyramiden dagegen fünfmal mehr als Weihnachtsbäume. Arbeiter nämlich, die im Winter jenes Jahres keine Beschäftigung gefunden hatten, waren auf die Idee verfallen, Weihnachtspyramiden zu basteln und verkauften sie vorm Fest an allen Ecken. Dadurch entstand ein solcher Überfluß, daß mehr als tausend Pyramiden aller Größen unverkäuflich blieben, trotzdem man sie für einen Silbergroschen ausschrie. Als keine Aussicht zu verkaufen mehr vorhanden war, schleppten die Leute ihre eigne Ware nach der Königsbrücke und schleuderten sie kopfüber auf die Eisdecke der Spree, von wo am Weihnachtsmorgen dann die armen Leute sie als Brennstoff holten. Von dieser »Krise« hat sich der Pyramidenmarkt nie mehr erholt.

1 [s. Abbildungen 34–37]



Hörmodelle

Hörmodelle

Die Grundabsicht dieser Modelle ist eine didaktische. Gegenstand der Unterweisung sind typische dem Alltagsleben entnommene Situationen. Die Methode der Unterweisung besteht in der Konfrontation von Beispiel und Gegenbeispiel.
Der Sprecher tritt in jedem Hörmodell dreimal auf: zu Beginn macht er die Hörer mit dem Gegenstand bekannt, der behandelt wird, im Anschluß daran stellt er dem Publikum die beiden Partner vor, die im ersten Teil des Hörmodells auftreten. Dieser erste Teil bringt das Gegenbeispiel: *so* soll man es nicht machen. Der Sprecher kommt nach Abschluß des ersten Teiles wieder. Er deutet an, welche Fehler gemacht worden sind. Im Anschluß daran stellt er den Hörern eine neue Figur vor, die im zweiten Teil auftreten und zeigen wird, wie man der gleichen Situation gerecht wird. Am Schluß vergleicht der Sprecher die falsche Methode mit der richtigen und formuliert die Moral.
Kein Hörmodell hat demnach mehr als vier tragende Stimmen: 1. die des Sprechers, 2. die der im ersten und zweiten Teil identischen Modellfigur, 3. die ihres ungeschickten Partners im ersten Teil, 4. die ihres geschickten Partners im zweiten Teil.
Der Frankfurter Rundfunk führte in den Jahren 1931/1932 drei Hörmodelle auf:
1. »Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«
2. »Der Junge sagt einem kein wahres Wort.«
3. »Kannst du mir bis Donnerstag aushelfen?«
Das erste Hörmodell zeigte einen ungeschickten und einen gewandten Angestellten in Verhandlung mit ihrem Chef. Das zweite zeigt einen zehnjährigen Jungen, der eine kleine Lüge gesagt hat. Im ersten Teil verhört ihn der Vater und treibt ihn immer weiter in die Unwahrheit hinein. Im zweiten Teil zeigt die Mutter, wie man ihm seine Unart einsichtig macht ohne seinen Trotz zu provozieren. Das dritte Hörmodell konfrontierte das ungeschickte Vorgehen eines Mannes, der seinen Freund um Geld bittet und eine abschlägige Antwort erhält, mit dem gewandteren Vorgehen eines anderen in gleicher Lage.

Walter Benjamin und Wolf Zucker

»Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«

DER SPRECHER Meine Damen und Herren, wir bitten um Ihre Aufmerksamkeit für einen Ihrer Kollegen, Herrn Max Frisch. Sie alle, die Sie in einem Büro, einem Geschäft, einem Betrieb arbeiten, kennen ihn. Er ist der Mann, der immer Erfolg hat, der es versteht, sich durchzusetzen, ohne viel Streit mit den Kollegen seinen Platz zu behaupten. Wir haben Herrn Frisch gebeten, uns seine Geheimnisse zu verraten, uns zu erklären, wie er es fertig bringt, mit allen gut zu stehen, in dieser Zeit sein Auskommen zu finden, seine Nerven zu schonen, ein angenehmer Kollege zu bleiben. Wollen Sie erfahren, wie er es macht, so hören Sie zu! Es spricht einer von Ihnen, einer, der alle Ihre Sorgen und Schwierigkeiten miterlebt, und der es doch oft versteht, besser damit fertig zu werden, als Sie. Glauben Sie bitte nicht, daß Herr Frisch eine Ausnahme, ein Liebling des Glückes ist! Herr Frisch will nicht beneidet werden, er will Ihnen sagen, wie er es macht, Glück zu haben.

DER ZWEIFLER Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche: Sie glauben also, daß ein einzelner, schwacher Mensch die Kraft hat, sein Leben so einzurichten, daß es schön ist? Glauben Sie wirklich?

DER SPRECHER Bis zu einem hohen Grade, jawohl.

DER ZWEIFLER Aber wenn er kein Geld hat? Wenn er seit Jahren mit einem kleinen Gehalt auskommen muß, und das reicht nicht hin und nicht her? Was macht er dann?

DER SPRECHER Vielleicht fordert er Gehaltserhöhung von seinem Chef?

DER ZWEIFLER *Lacht höhnisch:* Na, da kennen Sie die Chefs schlecht. Gehaltserhöhung in der heutigen Zeit? Wollen Sie uns Märchen erzählen?

DER SPRECHER Nein durchaus nicht. Herr Frisch will Ihnen ganz praktisch zeigen, wie es gemacht wird, wie man es machen muß.

DER ZWEIFLER Ihr Herr Frisch kann uns viel erzählen. Ich stehe doch seit Jahren im Geschäftsleben und weiß, wie das heute vor sich geht, wenn einer Gehaltserhöhung haben will. Er kann

froh sein, wenn er sein altes Gehalt behält und nicht abgebaut wird.

DER SPRECHER Dann ist er ungeschickt, will mir scheinen.

DER ZWEIFLER Da kann jemand noch so geschickt sein. Kommen Sie einmal in mein Büro, ich werde Ihnen zeigen, wie sich das abspielt.

DER SPRECHER Gut, da bin ich sehr einverstanden. Vielleicht kommen wir darauf, woran es liegt, daß die Meisten kein Glück haben.

DER ZWEIFLER Hier darf ich Ihnen Herrn Zauderer vorstellen. Herr Zauderer ist in der Situation, die wir zeigen wollen. Seit mehreren Jahren hat er nun schon ein Gehalt von 250 Mark. Er braucht zum Leben unbedingt 50 Mark mehr. Ich wette mit Ihnen, daß, wenn er jetzt zum Chef hineingeht, er nichts erreichen wird.

DER SPRECHER Das ist möglich, aber vielleicht hat er selber schuld.

DER ZWEIFLER Ach was, Schuld! Der Chef will nicht, und damit basta.

DER SPRECHER Hören Sie zu, vielleicht kommen wir auf die Fehler!

Es klopft leise.

CHEF *brummig:* Herein!

Es klopft noch einmal.

CHEF *brummig:* Herein doch! Wie oft soll ich noch brüllen.

ZAUDERER *hastig und ängstlich:* Ach entschuldigen Sie, Herr Direktor, ich wollte nicht stören, – wenn Sie einen Augenblick Zeit haben.

CHEF Sehr gut, daß Sie von allein kommen. Ich muß mit Ihnen reden. So geht das nicht weiter. Hier habe ich den ganzen Tisch voll Reklamationen, hier aus Leipzig, aus Erlangen, hier aus Elburg und hier sogar aus Magdeburg, von unserem besten Kunden. So geht das nicht weiter. Reklamationen und Beschwerden, den ganzen Tag geht das so. Dem einen schicken Sie zuviel, dem andern zu wenig, der Magdeburger bekommt die Lieferungen in Rechnung gestellt, die vor drei Monaten bezahlt sind. Also wie denken Sie sich das, Herr Zauderer?

ZAUDERER *immer verwirrter:* Ja, ich weiß nicht, ich habe morgens ja schon ein paar Sachen in der Post gesehen. Aber ich kann mir gar nicht erklären, woran das liegt.

CHEF Also nehmen Sie es mir nicht übel. Das ist der Höhepunkt: Wozu sind Sie denn hier, wenn nichts klappt?

ZAUDERER Ja, ich weiß nicht, Herr Direktor, der neue Buchhalter macht Fehler über Fehler. Sie wissen doch, ich sitze ganze Nächte lang hier und arbeite die Belege durch. Sie können mir doch nicht Nachlässigkeit vorwerfen.

CHEF *ärgerlich aber nicht ungeduldig:* Also, lieber Herr Zauderer, ich will Ihnen mal was sagen. Setzen Sie sich dahin. So. Ich weiß, Sie sind ein vernünftiger Mensch, und ich weiß auch, daß Sie mich nicht betrügen. Deshalb halte ich Sie doch auch schon so lange in unserm Betriebe. Aber nun versetzen Sie sich mal in meine Lage: Ich habe den ganzen Tag, so oft die Post kommt, nichts als Ärger. Und was können Sie mir antworten: ich bin nicht schuld, der Buchhalter macht Fehler, Sie wissen nicht, was gespielt wird. Und damit soll ich mich zufrieden geben? Sagen Sie selbst.

ZAUDERER Ja, da kann ich nichts antworten. Ich tue doch alles, um es besser zu machen. Mehr kann man doch nicht tun!

CHEF Das weiß ich nicht. Das ist Ihre Sache. Meinetwegen brauchen Sie nur zwei Stunden am Tage hier zu sein. Aber die Sache muß klappen. Das müssen Sie doch einsehen!

ZAUDERER Jawohl. – Aber, – aber – *er zögert* – ich wollte ...

CHEF *etwas erstaunt:* Ja, was ist denn noch dazu zu sagen?

ZAUDERER Dazu nichts, Herr Direktor. Aber ...

CHEF Ja, das ist mir aber das Wichtigste. Alles andere ist mir egal.

ZAUDERER Ich wollte, ... ich wollte um Gehaltserhöhung bitten!

CHEF Was, das auch noch! Aber da hört denn doch verschiedenes auf. Ich muß Ihnen seit Wochen Vorwürfe machen und Sie fordern Gehaltserhöhung?

ZAUDERER Ja, Herr Direktor, ich wollte ja nicht stören, aber ich komme mit meinem Gehalt nicht aus. Ich wollte um Zulage bitten.

CHEF Es ist mir unbegreiflich, wie Sie sich das vorgestellt haben. Gehaltserhöhung? Jetzt? In dieser Zeit? Und gerade Sie! Unverständlich!

ZAUDERER Herr Direktor, ich dachte ... jetzt ... ich wollte ja nur fragen, ob vielleicht, verstehen Sie doch bitte, daß ich mit diesem Gehalt nicht reichen kann.

CHEF Lieber Herr Zauderer, ich will Ihnen mal was sagen: Ge-

haltserhöhung kommt überhaupt nicht in Frage. Erstens ist jetzt wirklich keine Zeit dazu, zweitens bin ich mit Ihren Leistungen in letzter Zeit durchaus nicht zufrieden und drittens möchte ich Ihnen sagen, daß ich nur mit besonderer Rücksicht auf Sie von einem Abbau abgesehen habe.

ZAUDERER *etwas beleidigt:* Ja, dann kann ich wohl gehen. Ich hatte ja gehofft, daß Sie, Herr Direktor, mich mehr verstehen würden. Wenn Ihnen nicht genügt, wieviel ich arbeite, so muß ich wohl die Stellung in Ihrem Hause aufgeben.

CHEF *besänftigend:* Reden Sie doch keinen Unsinn, Herr Zauderer. Ich sagte ja, daß ich persönlich nichts gegen Sie habe. Seien Sie doch nicht töricht, warum wollen Sie hier bei mir nicht bleiben. Woanders finden Sie jetzt bestimmt kein Unterkommen.

ZAUDERER *weinerlich:* Ja, Herr Direktor, verzeihen Sie bitte, aber seit ich hier bin, werde ich ungerecht behandelt. Herr Meier, der mit mir zusammen in die Firma eintrat, verdient heute schon 70 Mark mehr als ich.

CHEF Na und. Die Gehaltszumessung ist doch wohl meine Sache. Lieber Freund. Ich rate Ihnen gut, machen Sie Ihre Arbeiten richtig und so zuverlässig wie Herr Meier, dann werden Sie sich nicht ungerecht behandelt fühlen.

ZAUDERER Ja, ich tue doch ...

CHEF *sofort:* Ich denke doch, daß wir damit die Unterhaltung abbrechen können. Guten Morgen!

ZAUDERER *ängstlich:* Guten Morgen.

Eine Tür wird zugeschlagen.

DER ZWEIFLER *Lacht höhnisch:* Nun, habe ich es nicht gesagt? So geht das zu, wenn heute einer Gehaltserhöhung verlangt. Genügt Ihnen diese Szene, Herr?

DER SPRECHER Nein. Das, was wir eben gehört haben, war geradezu ein Schulbeispiel für alle Fehler, die ein Angestellter im Gespräch mit seinem Chef begehen kann.

DER ZWEIFLER Wieso Fehler? Der Chef wollte nicht, und damit war die Sache erledigt.

DER SPRECHER Nein. Vier Minuten hat das Gespräch. Wissen Sie, wieviel Fehler Herr Zauderer gemacht hat? Mindestens sieben!

DER ZWEIFLER Wieso?

DER SPRECHER Erstens ist es das Dümmste, mit einer Bitte im Augenblick zu kommen, wo der Chef nicht ohne Grund ärger-

lich ist. Zweitens: Wenn man merkt, daß der Chef schlechter Stimmung ist, kann man nicht darauf bestehen, über das Gehaltsthema weiter zu verhandeln. Drittens: Wenn man mit seinem Chef spricht, kann man nicht dauernd schüchtern, ängstlich, unterwürfig sein. Man braucht nie unhöflich oder anmaßend zu sein, aber man muß seine Würde behalten, man muß genau und bestimmt ausdrücken, was man will. Viertens: Herr Zauderer antwortete auf die Vorwürfe seines Chefs damit, daß er einem Kollegen die Schuld zuschob. Das ist unfair und macht den schlechtesten Eindruck. Fünftens: Herr Zauderer spricht bei der Frage der Gehaltserhöhung dauernd nur von seinen Bedürfnissen. Den Chef interessiert sein Geschäft und nicht das Privatleben des Angestellten. Sechstens: Ein sehr dummer Schachzug: Herr Zauderer droht, als er die Sache verloren sieht, damit, daß er kündigen will. Der Chef weiß natürlich, daß Herr Zauderer ernsthaft gar nicht daran denken kann, fortzugehen. Es ist also höchst ungeschickt von Herrn Zauderer, erst den Beleidigten spielen zu wollen. Das zieht niemals. Und schließlich siebentens: Das Wort Ungerechtigkeit ist immer falsch am Platz. Ein Chef läßt sich nicht dreinreden, welchem Angestellten er mehr Gehalt gibt, und welchem weniger. Das ist seine Sache. Es ist indiskret von Herrn Zauderer, mit dem Chef über Gehälter anderer Angestellten zu sprechen. Ja, das wäre das, was ich zu der Szene, die Sie mir gezeigt haben, zu sagen hätte.

DER ZWEIFLER *etwas unsicher:* Gut, ich gebe zu, daß Herr Zauderer sich nicht sehr geschickt benommen hat. Aber wie soll man es denn besser machen?

DER SPRECHER Vielleicht kann uns das Herr Frisch zeigen. Er ist ja der Mann, der alles durchsetzt, was er will. Er wird alle Fehler zu vermeiden suchen, und darüber hinaus vielleicht noch besondere Trümpfe ausspielen, Trümpfe, die jeder Angestellte in der Hand hat. Gehen wir zu ihm in sein Büro. Dies ist Herr Frisch? Guten Tag, Herr Frisch.

FRISCH Guten Tag.

SPRECHER Wollen Sie uns jetzt zeigen, Herr Frisch, wie Sie es durchsetzen, Gehaltserhöhung zu bekommen?

FRISCH Ich will es versuchen. Man weiß ja nicht, ob es gelingt, aber man kann es versuchen.

DER ZWEIFLER Da bin ich neugierig. Wieviel verdienen Sie, Herr Frisch?

FRISCH 350 Mark, davon gehen etwa 40 Mark für Steuer und Versicherungen ab.

DER ZWEIFLER Und Sie glauben, da mehr durchsetzen zu können? Was sind Sie?

FRISCH Leiter der Buchhaltung in einem Geschäft für Strickereiwaren en gros.

ZWEIFLER So, und welches Gehalt wollen Sie haben?

FRISCH 450 Mark, sodaß ich also wirklich etwa 400 ausgezahlt bekomme.

DER ZWEIFLER Das sind also 30 % Zulage!

FRISCH Jawohl. Man kann es versuchen. Schweigen Sie jetzt, ich gehe zum Chef hinein.

Es klopft.

CHEF Herein.

FRISCH Guten Morgen, Herr Direktor.

CHEF 'n Morgen, was gibt es Gutes, lieber Frisch?

FRISCH Darf ich einen Augenblick stören?

CHEF Was gibt es denn, hoffentlich nichts Unangenehmes? Haben Sie wieder Unregelmäßigkeiten entdeckt?

FRISCH – Darf ich mich setzen? Danke sehr. – Nein, die neuen Verbuchungen bewähren sich ausgezeichnet. Jeder Abruf vom Lager bekommt jetzt seine eigene Buchung, die vom Verwalter gezeichnet sein muß. Erst, wenn ich die Kopie habe, bekommt die Expedition den Ausgangsschein.

CHEF So, so. Und Sie glauben, daß wir so nicht wieder Betrügern in die Hände fallen können.

FRISCH Ganz ausgeschlossen. Da müßte schon die ganze Buchhaltung aus Schwindlern bestehen.

CHEF *wohlwollend:* Na, das brauchen wir ja nicht anzunehmen. Gott sei Dank.

FRISCH Meine ich auch.

CHEF Und bringt die neue Buchungsmethode nicht große Verzögerungen mit sich? Sie wissen, gerade jetzt müssen wir so schnell liefern, wie es nur irgend geht.

FRISCH Ganz im Gegenteil, Herr Direktor. Ich habe gerade jetzt mit der Expedition gesprochen. Es geht jetzt schneller als früher. Es gibt doch durch meine Methode gar kein Rückfragen mehr.

CHEF Na, hoffentlich, jedenfalls war es sehr vernünftig von Ihnen, sich da mal um die Expedition zu kümmern.

FRISCH Ja, das werde ich auch weiter tun.

CHEF Schön, ist das alles, was Sie mir sagen wollten?

FRISCH Nein, wenn Sie erlauben, ich habe noch eine Privatangelegenheit.

CHEF Was? Muß das jetzt sein? Sie sehen doch, ich habe den ganzen Tisch voll Post liegen, ich bin noch gar nicht zum Lesen gekommen.

FRISCH Ach, das tut mir leid. Aber ich will Sie nicht lange aufhalten. Nachher kommen doch die Herren vom neuen Werk in Zwickau, da ist dann sowieso keine Zeit. Wir werden sehr eingehend mit den Herren verhandeln müssen. Ich habe mir den Abend dafür freigehalten.

CHEF Ja, ja, sehr wichtig. Mir liegt sehr viel an dem Abschluß. Wir müssen das durchsetzen.

FRISCH Sie können sich auf mich verlassen, Herr Direktor.

CHEF Schön, also was gibt es bei Ihnen?

FRISCH Ja, – ich möchte um Gehaltserhöhung bitten.

CHEF Na, erlauben Sie mal, jetzt kommen Sie damit? Das finde ich ja sehr merkwürdig.

FRISCH Das tut mir leid, daß Sie das überrascht. Aber ich glaube, daß meine Arbeitskraft mehr wert ist, als Sie bisher dafür bezahlten.

CHEF Ich verstehe Sie gar nicht, Sie wissen doch selbst, daß wir dauernd abbauen, daß wir mit 25 % mehr Personal arbeiten, als wir uns eigentlich leisten könnten, und da kommen Sie mit Gehaltserhöhungswünschen.

FRISCH Herr Direktor, wir können doch bitte in vollkommener Ruhe darüber sprechen. Ich möchte Ihnen sagen, warum ich mehr Geld brauche und warum ich glaube, daß die Firma mir mehr zahlen kann. Und wenn Sie anderer Ansicht sind, so bitte ich Sie, mir das zu erklären.

CHEF Ach was, Gründe. Wieviel Geld ich meinen Angestellten zahle, ist doch meine Sache. Sie wissen, daß ich durchaus für die Wünsche meiner Leute ein Ohr habe, aber so dürfen Sie mir nicht kommen.

FRISCH Wieso, Herr Direktor? Sie haben doch immer zu mir Vertrauen gehabt, wir haben doch die ganzen letzten Verhandlun-

gen gemeinsam besprochen. Ich bitte doch nur, auch zu Ihnen das Vertrauen haben zu können, daß ich mit Ihnen über meine Dinge spreche. Nicht wahr?

CHEF Na ja, schön. Also los. Ich mach Ihnen ja keinen Vorwurf. Ich möchte auch gern mehr Geld verdienen. Das will jeder.

FRISCH Jawohl, ich auch. Erstens brauche ich mehr, als ich jetzt habe...

CHEF Wieviel verdienen Sie?

FRISCH 350 brutto.

CHEF Na, das ist doch ein ganz schönes Stück Geld!

FRISCH Ich glaube nicht, daß es genug ist, um so auftreten zu können, wie es ein Chefbuchhalter unserer Firma müßte.

CHEF Wieso? Wer kümmert sich darum, wie Sie auftreten?

FRISCH Sagen Sie das nicht. Wenn die Herren aus Zwickau heute kommen, die sehen sich jeden von uns sehr genau an. Die merken ganz genau: das ist ein Angestellter, auf den die Firma viel gibt, der genug verdient, um nicht jeden Pfennig sich überlegen zu müssen, der sich gut anzieht, ausreichend ißt – Sie verstehen mich schon.

CHEF Wenn man Sie so reden hört, glaubt man, ich habe einen Modesalon und Sie sind mein Mannequin.

FRISCH *lächelnd:* Herr Direktor, Sie haben nicht ganz unrecht. Jeder Ihrer Angestellten ist für die Firma eine Art Mannequin, aus dem man seine Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit, Zuverlässigkeit und Sicherheit der ganzen Firma ziehen kann. Glauben Sie mir, jeder gut angezogene, gepflegte Angestellte ist ein Stück Reklame für den ganzen Betrieb. Also – lassen wir die Gehaltserhöhung, die Sie mir bewilligen wollen, über allgemeine Werbungskosten verbuchen, nicht wahr?

CHEF Halt! Halt! Soweit sind wir noch nicht, lieber Frisch! Alles schön und gut, was Sie sagen, aber was soll ich tun, der Geschäftsgang erlaubt im gegenwärtigen Augenblick wirklich keinerlei neue Belastungen! Sie müssen das als Buchhaltungschef doch selbst am besten beurteilen können.

FRISCH Gewiß, Herr Direktor, ich kenne unsere augenblickliche Lage am allerbesten; aber ich möchte Sie da doch noch auf etwas anderes aufmerksam machen. Sehen Sie, im vorigen Jahr hatten wir doch 50jähriges Geschäftsjubiläum und jeder von uns Angestellten bekam neben der Sondergratifikation die von

Ihnen verfaßte Jubiläumsschrift geschenkt. Ich habe das Heft sehr aufmerksam durchgelesen.

CHEF Was hat das mit Ihrer Gehaltserhöhung zu tun?

FRISCH Gleich, gleich. Sie schreiben darin sehr interessant, wie Ihr verehrter Herr Vater nach dem Durcheinander, das den Gründerjahren folgte, sein neues Geschäft mutig auf eine ganz solide Basis stellte, wie er kein Opfer scheute, um nur erstklassige Erzeugnisse herauszubringen, wie er große Summen in neue Maschineneinrichtungen investierte, weil er das Vertrauen hatte, sie würden ihm das alles zurückbringen, wie er seine Angestellten höher bezahlte, als die Konkurrenz, weil er sie an seine Firma binden wollte. Nicht wahr, Herr Direktor, Sie verstehen, was ich meine?

CHEF *wohlwollend:* Na, na, Sie haben die kleine Schrift aber sehr genau gelesen. Aber heute sind doch andere Zeiten, lieber Freund. Gott, wie war das damals einfach!

FRISCH *stark:* Ja, vielleicht sind andere Zeiten, aber unsere Firma ist, denk ich, dieselbe geblieben. Sie haben doch den Betrieb in demselben Sinne weitergeführt, wie Ihr verehrter Herr Vater. Und glauben Sie nicht, daß es in dieser so schweren Zeit noch viel wichtiger ist, ganz zuverlässige Hilfe zu gewinnen, denen man die Firma anvertrauen kann. Ich glaube, heute ist es noch nötiger als damals.

CHEF *etwas gerührt:* Naja, naja, Sie haben schon recht, lieber Freund. Also sagen Sie es kurz, was wollen Sie haben?

FRISCH *nach einer kleinen Pause:* 500.

CHEF Wie bitte?

FRISCH *bestimmt:* 500 Mark!

CHEF Ich höre immer 500 Mark!

FRISCH Ja, so sagte ich auch.

CHEF Na, das schlagen Sie sich mal aus dem Kopf, lieber Freund. Schließlich bin ich doch kein Millionär.

FRISCH Hm. Ich bin ja auch kein Millionär, wenn ich 500 Mark verdiene. Und ich glaube, Herr Direktor, ohne anmaßend sein zu wollen, daß Sie allwöchentlich jetzt durch meine Kraft mehr in Ihrem Betrieb ersparen, als ich pro Monat Zulage haben will.

CHEF Oho, das ist noch sehr die Frage.

FRISCH Nein, wirklich! Wenn Sie den Posten Verluste durch Dieb-

stahl usw. im vorigen Abschluß durchrechnen, so werden Sie sehen, daß ich recht habe.

CHEF Ich will mit Ihnen nicht streiten. Aber bedenken Sie doch bitte den jetzigen Geschäftsgang. Wir haben nicht 60% vom Umsatz des vorigen Jahres.

FRISCH Ja, ja, wir müssen uns dranhalten, und ich werde das Meinige dazu tun, den Umsatz wieder zu erhöhen.

CHEF Das erwarte ich auch von Ihnen. Also lassen Sie uns vernünftig reden. Sind Sie mit 400 Mark zufrieden?

FRISCH Nein. Das sind 50 Mark mehr, als ich bisher verdiente. Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Direktor, ich erwartete mehr.

CHEF Also gut. Ich erkenne Ihre Verdienste um den Betrieb an. Sie sollen mich nicht für kleinlich halten. Wollen wir uns auf 450 einigen.

FRISCH *nach einer Pause:* Gut, beim jetzigen Geschäftsgang. 450 Mark. Ich werde alle meine Arbeit daran setzen, daß Sie diesen Grund nicht mehr vorzubringen brauchen, wenn ich das nächstemal um Gehaltserhöhung bitte.

CHEF *lachend:* Mir soll es recht sein. Wenn unser Umsatz steigt, sollen Sie nicht der Letzte sein, der daran Nutzen hat. – Aber wissen Sie, eigentlich sind Sie doch ein komischer Kerl, wenn ich so mit Ihnen rede, kommt es mir manchmal vor, als seien Sie der Chef und ich Ihr Angestellter. Sehr merkwürdig ist das.

FRISCH *ernsthaft:* Ja, vielleicht darf ich das so erklären: Ich fühle mich in Ihrem Betriebe auch nicht als Angestellter, der acht Stunden lang seine Pflicht tut, und dann nachhause geht. Wenn Sie erlauben, ich fühl mich manchmal wirklich als Chef, jedenfalls was die Sorgen angeht.

CHEF Das freut mich aufrichtig. Sie wissen ja, ich kann auch nur mit selbständigen, verantwortungsbewußten Menschen zusammenarbeiten.

FRISCH *ganz leicht ironisch:* Nun, vielleicht drückt sich das auch einmal später im Gehalt aus.

CHEF *lachend:* Fangen Sie schon gleich damit an? Nun ist es aber genug. Ich glaube, für heute können Sie ganz zufrieden sein.

FRISCH Ich bin es auch – für heute. Und ich danke Ihnen sehr.

CHEF Schon gut – aber vor allem kümmern Sie sich recht fleißig um die Zwickauer Angelegenheit.

FRISCH Das wird gemacht. Guten Morgen.
CHEF Guten Morgen. *Für sich.* Ein gerissener Kerl, dieser Frisch.
Eine Tür klappt zu.
DER SPRECHER Nun, hab ich es nicht gesagt? Herr Frisch hat genau das erreicht, was er wollte. Sein Gehalt ist um 100 Mark erhöht. Hat er es nicht wirklich vernünftig angefangen?
DER ZWEIFLER Hm. Das kann ich nicht leugnen. Ihr Herr Frisch ist ja geradezu ein Genie an Raffiniertheit.
DER SPRECHER Jawohl. Und ich glaube, der Chef hat sich dasselbe gedacht. Er dachte: wenn der Frisch hier so ausgezeichnet mich einzufangen versteht, dann wird er noch besser mit unsern Geschäftspartnern verhandeln können. Solch einen Mann brauch ich, diese Kraft kann ich mir nicht entgehen lassen.
DER ZWEIFLER Ja, das will ich ja zugeben. Aber doch ist Ihr Herr Frisch nur ein Einzelfall.
DER SPRECHER Natürlich ist er ein Einzelfall. Jeder Mensch ist ein Einzelfall. Aber doch gibt es für alle immer wieder gleiche Situationen, in denen bestimmte Regeln gelten.
DER ZWEIFLER Schön. Herr Frisch hat geschickt operiert, er hat genau die Fehler vermieden, die vorhin Herr Zauderer gemacht hat. Aber genügt denn das zum Erfolg, keine Fehler zu machen?
DER SPRECHER Nein, Sie haben völlig recht. Das finde ich nicht. Etwas anderes muß hinzukommen.
DER ZWEIFLER Und das wäre?
DER SPRECHER Die Grundeinstellung, Geisteshaltung!
DER ZWEIFLER Was heißt das?
DER SPRECHER Nun, ich meine die innerliche Haltung, die Herr Frisch dem Geschäft, dem Chef, dem ganzen Leben entgegenbringt. Er ist klar, bestimmt, mutig, er weiß, was er will, deshalb kann er in jedem Augenblick ruhig und zugleich höflich bleiben, er versteht es, ohne sich etwas von seiner Würde zu vergeben, sich auf die Geistesverfassung seiner Gegner einzustellen.
DER ZWEIFLER Na ja, das ist eine sehr glückliche Naturanlage. Aber wenn ihm das alles nichts geholfen hätte und sich der Chef aus irgendeinem Grunde nicht hätte überreden lassen?
DER SPRECHER Gerade damit rechnet Herr Frisch immer. Auch im Mißerfolg bleibt er immer gelassen. Er läßt sich nicht entmutigen. Herr Frisch betrachtet seine Kämpfe als eine Art Sport, als

ein Spiel. Er kämpft kameradschaftlich mit den Schwierigkeiten des Lebens. Er behält einen klaren Kopf auch im Verlust. Und glauben Sie mir bitte das eine: die Leute, die auf anständige Weise verlieren können, sind die Leute des Erfolges, die sich nicht nach jedem Mißerfolg hinwerfen und flennen. Sondern die wagemutig bleiben, denen die Mißgeschicke, die jedes Leben mit sich bringt, nicht soviel anhaben können, daß sie nicht zu einem neuen Kampfe bereit wären. Wer fällt am ersten durch ein Examen? Der, der immer furchtsam ist, immer jammert. Wer in die Prüfung mit gelassener Ruhe geht, der hat sie schon zur Hälfte bestanden. Solche Menschen werden heute gebraucht und das ist, glaub ich, das Geheimnis des Erfolges.

Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben

Personenverzeichnis

Der Sprecher
Die Stimme der Aufklärung
Die Stimme der Romantik
Die Stimme des 19. Jahrhunderts

Der Verleger Johann Friedrich Unger
Der Schriftsteller Karl Philipp Moritz
Der Schauspieler Iffland
Erster Literat (*identisch mit der* Stimme der Aufklärung)
Zweiter Literat (*identisch mit der* Stimme der Romantik)
Pastor Grunelius
Buchhändler Heinzmann

Kellner, Auktionator, Ausrufer, Regisseur, zwei Schauspieler

Ansprache des Regisseurs

Meine Damen und Herren. Üblicherweise ist es Sache des Sprechers, einleitende Bemerkungen von der Art zu machen, wie ich sie Ihnen nun geben will. Sie werden aber bald erkennen, daß unser Sprecher diesmal in eine so seltsame Art von Geistergesprächen verflochten ist, daß wir ihn von der profanen Aufgabe einer bloßen Ankündigung entbinden müssen. Auch werden Sie aus seinen Gesprächen bald herausgehört haben, daß er für einen Ansager vielleicht nicht die nötige Ruhe und Objektivität hat. Es ist ein etwas gereizter enthusitorischer Ton, den Sie an ihm wahrnehmen werden. Die Aufklärung, mit der er es zuerst zu tun hat, scheint es ihm nicht recht zu machen. Die Romantik, die ihn bei seinem zweiten Lautwerden unterbrechen wird, hat erst recht keinen Kredit bei ihm, und das 19. Jahrhundert, auf das er am Schluß stößt, muß sich vor seinen kritischen Ausstellungen in den Schutz Goethes flüchten.

Im übrigen aber werden Sie die Gesellschaft dieser etwas unerfreulichen Person nicht allzu lange zu tragen haben. Er wird nur an den Schwellen unseres Spiels erscheinen. Will sagen: am Anfang, am Ende und in der Mitte da, wo wir während seines Disputs mit der Stimme der Romantik den Weg aus einem Berliner Kaffeelokal, in das wir zuerst geführt werden, in das Gewölbe des Leipziger Buchhändlers Breitkopf zurücklegen, wo sich um die Messezeit einige Leute versammeln, denen wir zuhören. Es schadet nichts, wenn Sie sich diese Reise zwischen Berlin und Leipzig zugleich als eine Reise durch ein Lustrum – das sind fünf Jahre – denken. Jedenfalls bleiben wir an beiden Orten in dem Jahrzehnt zwischen 1790 und 1800. Uns wird der Berliner Buchhändler Johann Friedrich Unger führen, wie er denn einem nicht geringen Teil der damaligen Schriftsteller Führer war. Wir finden an seiner Seite zwei namenlose typische Gestalten, zwei Literaten, deren erster die Stimme der Aufklärung, deren zweiter die der Romantik übernommen hat. Historische Gestalten wie Unger sind auch der Schriftsteller Karl Philipp Moritz und der Schauspieler und Dramatiker Iffland, Gestalten, die immerhin hinlänglich im Schatten größrer stehen, um ohne Rangverletzung in dieses kleine Literaturspiel einbezogen zu werden. Endlich nennen wir aus dem ersten Bilde den Pastor Grunelius, den wir erfunden, und aus dem zweiten den Berner Buchhändler Heinzmann.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Sie machen es zu lange, mein Herr. Stimmen sind nicht gewohnt zu antichambrieren.

DER REGISSEUR Und ich bin nicht dazu da, mich mit Stimmen zu unterhalten. Das ist Sache des Sprechers.

DER SPRECHER Des Sprechers. Wie Sie sagen. Der wiederum nicht gewohnt ist, irgendwelche Umstände mit Stimmen zu machen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Die Aufklärung kennt keine Empfindlichkeiten.

DER SPRECHER Dann darf ich also ganz geradezu sein? Ich habe gehört, Sie wollten für heut Ihr Hauptquartier in einer Tabagie aufschlagen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Bei Zimmermann in der Königstraße.

DER SPRECHER Ihre Feinde – und Sie wissen, Sie haben noch heute

welche – werden behaupten, aus einer Berliner Tabagie seien Sie auch entsprungen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Die Feinde der Aufklärung können dann nur unwissend sein. Entsprungen bin ich aus der Bastille, als sie im Jahre 89 gestürmt wurde.

DER SPRECHER Und was haben Sie den Leuten gebracht?

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Recht und Billigkeit.

DER SPRECHER Billigkeit? Sie meinen das ja wohl übertragen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Was meinen Sie?

DER SPRECHER Daß die Bücher Ihrer Freunde teuer genug sind. Schillers »Geschichte des Dreißigjährigen Krieges« kostet, wie ich aus einem Kataloge von Göschen sehe, achtzehn Mark. Für den Benvenuto Cellini verlangt man vierundzwanzig Mark von den Leuten. Und die Ausgabe der Goethe'schen Werke, die 1790 erschienen ist, steht mit siebenundfünfzig Mark in den Katalogen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Ich beklage das. Aber das beweist nicht nur, daß die Lektüre der Klassiker schwer zu erschwingen war, sondern zugleich, wieviel man für sie zu opfern bereit war. Eine Klassiker-Ausgabe war ein Erwerb fürs Leben. Ja, eine Stiftung für die Söhne und Enkel.

DER SPRECHER Sie stand im Schrank, aber wurde sie auch gelesen? Am Ende seines Lebens sagte Goethe, der es doch wissen muß: Das große Publikum hat so wenig Urteil als Geschmack. Es zeigt ein gleiches Interesse für das Gemeine wie für das Erhabene.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Ich habe es nicht nur mit dem großen Publikum und nicht nur mit dem Geschmack, ich habe es ebenso sehr mit dem Volk und dem elementaren Wissen zu tun. Mit dem Not- und Hilfsbüchlein für die Bauersleute, von dem im Jahre 1788, als es erschienen ist, dreißigtausend Exemplare abgesetzt wurden. Mit den Volksbüchern Pestalozzis. Mit Eberhard von Rochows Kinderfreund, kurz mit den Kinder- und Bauernbüchern. Auch davon will ich mit meinen Freunden reden.

DER SPRECHER Also Sie begeben sich in die Tabagie, um Ihre Freunde zu treffen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Auch meine Gegner. Es wird da ein Pastor sein, der mir wenig wohl will.

DER SPRECHER Aber also auch Ihre Freunde, und wer wären denn die?

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Der Berliner Buchhändler Johann Friedrich Unger, der Verleger des Wilhelm Meister und der neuen Schriften von Goethe, der Jungfrau von Orleans und von Schlegels Alarcos, nicht zu vergessen die Götterlehre von Karl Philipp Moritz, dem ich auch dort begegnen werde.

DER SPRECHER Und in welcher Gestalt, wenn ich fragen darf?

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG In einer von hunderten. Meine Stimme ist die Stimme des großen Philosophen Immanuel Kant oder des kleinen Scribenten Merckel, die Stimme des jüdischen Arztes Marcus Herz oder des platten und lärmenden Nicolai. Gleich werden Sie sie von neuem hören, dann ist es die Stimme irgendeines Magisters.

Man hört den folgenden Gesang präludieren.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG Ssst, sagen Sie nichts mehr, hören Sie!

Man hört einen (eventuell mehrstimmigen) Gesang:

Vom Himmel hoch da komm ich her.
Ich bring euch gute neue Mär.
Der guten Mär bring ich soviel,
Davon ich singen und sagen will:

Euch ist ein Kindlein heut geborn,
Von einer Jungfrau auserkorn,
Ein Kindelein so zart und fein.
Das soll euer Freud und Wonne sein.

Es ist der Herr Christ unser Gott.
Der will euch führn aus aller Not.
Er will euer Heiland selber sein,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch alle Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit,
Daß ihr mit uns im Himmelreich,
Sollt leben nun und ewigleich.

Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen eingen Sohn.
Des freuen sich der Engel Schar
Und singen uns solchs neues Jahr.

PASTOR GRUNELIUS Ja, meine Lieben, diese Kinder brauchen sich nur hören zu lassen und mit einemmal tragen sie Weihnachtsstimmung selbst in ein so weltliches Lokal, wie ich es heute – Sie wissen es: ausnahmsweise – betreten habe ... Nun, Sie können ja Ihre Augen gar nicht vom Fenster abwenden, Herr Konrektor.

ERSTER LITERAT *leise:* Ich glaube, Herr Pastor, wir lassen ihn ruhig mal. Es macht fast den Eindruck, als wenn er allein sein wollte ... *lauter:* Also hier kann ich es Ihnen ja sagen. Ich weiß, warum der Konrektor da am Fenster stehen bleibt.

PASTOR GRUNELIUS Ich verstehe Ihren Ton nicht, was wollen Sie sagen?

ERSTER LITERAT Daß es über diese Kurrendeschüler verschiedene Meinungen gibt, das werden Sie ja wissen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich da neulich in Campes »Braunschweigischem Journal« einen Schulrat über diese Kurrendejungen sich habe auslassen sehen. Der Mann dringt da auf Abschaffung und ich bin ganz überzeugt, daß er recht hat. Der armselige Nutzen, behauptet er, den Kinder von diesem unentgeltlichen Unterricht haben, kommt gar nicht gegen die Sittenverderbnis und die Verwilderung auf, die bei diesem Herumziehen auf den Höfen und auf den Straßen nun einmal nicht zu vermeiden ist. Die Stiftungen, schlägt er vor, die dafür gemacht werden, sollten einfach für arme Knaben zu Bekleidung und freiem Unterricht verwendet werden. Ohnehin ist an fast gar keinen ordentlichen Unterricht der Kurrendejungen zu denken, indem sie die Zeit, die sie in der Schule zubringen sollten, auf der Straße verplärren.

PASTOR GRUNELIUS Das sind Dinge, Verehrtester, über die wir uns doch nicht verständigen werden. Außerdem sage ich Ihnen ganz offen, daß mir höchst unklar ist, was das mit Herrn Moritz zu tun haben soll.

ERSTER LITERAT Aber Sie kennen doch sicher den »Anton Reiser«!

PASTOR GRUNELIUS Den Roman von Herrn Moritz? Offen gestanden, nein. Das soll ein recht tristes Buch sein.

ERSTER LITERAT Trist, allerdings. Indem es nämlich die Jugendgeschichte unseres lieben Moritz enthält.

PASTOR GRUNELIUS Wie denn, dieser Reiser ist er? Dann kann ich mir allerdings manches zusammenreimen.

ERSTER LITERAT Und vor allem würden Sie verstehen, warum er da steht. Er ist nämlich selber einer von diesen Kurrendejungen gewesen. Als wir das letztemal in Kamekes Garten zusammensaßen, hat er mir diese endlosen Stunden geschildert, wo sie in Schnee und Regen dicht aneinander gedrängt auf der Straße standen, bis ein Bote die Nachricht brachte, daß in irgend einem Hause sollte gesungen werden. Wie sie dann alle sich in die Stube drängten, da aufeinander gepfercht eine Arie oder Motette sangen und von Glück sagen konnten, wenn einer oder der andere sie zum Schluß mit einem Glas Wein oder Kaffee und Kuchen bewirtete.

Man hört Gepolter von fallenden Stühlen, mißvergnügte Rufe: Aber erlauben Sie mal, Impertinenz, Mais Monsieur.

PASTOR GRUNELIUS Herr Magister scheinen heute nicht besonders fest auf den Beinen.

ERSTER LITERAT Oder er dürfte wieder mal einen gehoben haben.

ZWEITER LITERAT Behalten Sie Ihre Insinuationen für sich, Herr Kollege. Der Aufstieg zu unserem hiesigen Spree-Olymp ist vergletschert, wie doch auch Ihnen wohl schon aufgefallen sein dürfte.

MORITZ Wenn Sie damit meinen, daß die Stufen zu Kranzler ein wenig glatt sind, so haben Sie recht. Aber Ihre Sprache ist reichlich blumig.

ZWEITER LITERAT Meine Sprache ist nichts im Vergleich zu dem Blütenflor, den ich bei mir trage.

PASTOR GRUNELIUS *leise:* Blühendes kann ich außer seiner Nase nicht viel an ihm finden.

ZWEITER LITERAT Also raten Sie mal, meine Herren, wieviel Bücher ich bei mir habe.

ERSTER LITERAT Ihre gesammelten Gedichte, wie ich vermute, ohne welche ich Sie noch niemals getroffen habe.

PASTOR GRUNELIUS Das würde noch nicht mal eins machen.

ZWEITER LITERAT Achtunddreißig Bücher, meine Verehrtesten.

PASTOR GRUNELIUS Sie sind ja nicht ernst zu nehmen.

ZWEITER LITERAT Wetten? Um eine Bouteille Champagner.

ERSTER LITERAT Machen Sie keine Flausen.
ZWEITER LITERAT Also bitte, überzeugen Sie sich.
Von sämtlichen Beteiligten wird ein mehrfach abgestuftes Ah ah ah *usw. vernehmbar. Das folgende Register ist beliebig und abwechselnd unter die verschiedenen Sprechenden aufzuteilen:* Almanach der deutschen Musen, Almanach für edle Seelen, Kalender der Musen und Grazien, Kurfürstlich braunschweigisch-lüneburger genealogischer Kalender, Almanach für Liebhaber der Gesundheit, Kirchen- und Ketzer-Almanach, Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Almanach für Kinder und junge Leute, Almanach zur Beförderung des häuslichen Glücks.
PASTOR GRUNELIUS Almanach zur Beförderung des häuslichen Glücks. Ja, das hat uns gefehlt. Da neun Zehntel des häuslichen Elends nur von eben dieser verdammten Almanachleserei kommt, über der jedes Frauenzimmer sich einbildet, eine Chloe oder gar eine Aspasia zu sein.
MORITZ Ja, da haben Sie eine verteufelte Kollektion beisammen. Und ein armer Schulmann wie ich fragt sich, wie er gegen soviel Schöngeisterei noch soll aufkommen können. – Was ich diesen Kalendern so ganz besonders verdenke, das ist, daß sie mit ihren Reimen, Anekdoten, Liedern, Touren und Tänzen, Aufsätzchen und Notizen, Landkärtchen, Kupferchen und Kostümchen uns nun auch das gebildete Publikum von den seriösen Werken abbringen.
PASTOR GRUNELIUS So ist es, Herr Konrektor. Alles Bruchstück, Schatten und Kostprobe. Ich sehe den Tag kommen, wo sie uns auch die heilige Schrift noch verniedlichen und dem alten Testament die Erzväter in bunten Bilderchen beigeben.
MORITZ Wir sitzen nun einmal zwischen zwei Stühlen: Das bessere Publikum hängt sich an Tändeleien, galante Verschen, larmoyante Romane und die einfachen Leute – soweit die lesen – sind in den Krallen des Kolporteurs, der ihnen die Räuber- und Gespenstergeschichten bogenweise ins Haus liefert. Da haben Sie es besser, Herr Pastor: Himmel und Hölle haben jedem Stand etwas zu sagen.
PASTOR GRUNELIUS Wenn Sie glauben, daß meine Predigten mit den neumodischen Rittergeschichten es aufnehmen könnten, da irren Sie. Ein Abraham a Santa Clara müßte man sein, um die Leute bei der Sache zu halten. Und von Messe zu Messe wird's schlimmer.

ZWEITER LITERAT Einen Augenblick, meine Herren. Das muß doch Unger sein, der da hinten sitzt. Der hat auf alle Fälle den letzten Meßkatalog mit, da werden wir ja gleich sehen. – Einen Moment, verehrtester Unger.

UNGER Sie sind's, mein Lieber. Offen gestanden, wenn ich das gewußt hätte, hätte ich meinen Kaffee wo anders getrunken. Sie haben ja recht, wenn Sie mich erinnern. Aber fragen Sie alle meine Autoren, fragen Sie Moritz, ich kann nichts setzen lassen, bevor ich wegen der neuen Lettern mit meinem Pariser Kollegen Didot im Reinen bin.

ZWEITER LITERAT Aber ich bitte Sie, ich werde Sie doch nicht drängen. Darum handelt sich's gar nicht. Legen Sie Ihre Berliner Monatsschrift einen Augenblick hin, greifen Sie in den Busen, zücken Sie den neuen Meßkatalog. – Sie sehen, meine Herren, wir haben ihn schon.

PASTOR GRUNELIUS Meine Herren, einen Augenblick Ruhe! Hören Sie zu! Die Schamröte wird Ihnen hochsteigen. Haben Sie schon mal von dem Verlage Widtmann in Prag gehört? Ich nämlich auch nicht. Zu Unrecht, meine Herren, zu Unrecht. Diesem Haus werden wir in Bälde das Meisterwerk folgenden Titels verdanken: »Das jüdische Großmütterchen oder Der schreckbare Geist der Frau im schwarzen Gewande«. Aber Herr Widtmann hat Konkurrenten in Prag. Was sagen Sie etwa zum »Nachtwächter oder Dem Nachtlager der Geister bei Saaz in Böheim. Eine fürchterliche Sage aus den Zeiten des grauen Zauberalters«. – Oder hören Sie das: nein, Sie werden es nicht für möglich halten, verehrter Herr Konrektor. Treten Sie ran, sehn Sie hinein: »Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldenen Schlüssel oder Die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezaubernden Jünglings. Ritter- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter als Seitenstück zu Ritter Edulf von Quarzfeld«.

ERSTER LITERAT Offenbar würde Herr Waldner, der das verfaßt hat, die Konkurrenz von unserm braven Vulpius nicht zu fürchten brauchen.

ZWEITER LITERAT Und mit welcher Scharteke erscheint denn der wieder? Fehlen wird er ja bestimmt nicht.

PASTOR GRUNELIUS Aber natürlich. Da haben wir's: »Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann«. Übrigens dieser Vulpius ...

MORITZ Erzählen Sie mir bloß nicht, das sei der zukünftige Schwager des Herrn von Goethe. Erstens sind wir noch nicht so weit. Zweitens halte ich das Verfassen von Räubergeschichten für ein ganz honettes Metier. Ja, Herr Pastor, Sie werden mir widersprechen. Aber ich muß Ihnen sagen, das sind alles ganz harmlose Sachen im Vergleich zu den nichtswürdigen Scharteken dieses Herrn Spieß zum Beispiel, der seine Jammerprodukte mit allen möglichen schöngeistigen oder rührenden Enveloppen versieht.

UNGER Ja, unser Spieß ist erbaulich: an dem ist einer Ihrer Kollegen verloren gegangen, Herr Pastor. Manchmal sollte man wirklich eher glauben, man hat es mit einem Erbauungsbuch von anno 1650 zu tun. Aber zuletzt ist dann doch nur eine von seinen weinerlichen Domestikengeschichten dahinter. Gelesen habe ich natürlich keine. Mir hat schon der Titel von seiner letzten genügt... Ja, wie hieß das Zeug bloß?

ZWEITER LITERAT »Die Ungerechtigkeit der Menschen«, wenn ich nicht irre. »Die Ungerechtigkeit der Menschen oder Die Reisen durch die Höhlen des Jammers und die Gemächer des Elends«. In der Tat eine Sudelei.

MORITZ Ich darf noch einmal darauf zurückkommen, meine Herren. Das Verwerfliche scheint mir die Heuchelei, mit der solche Scribenten ihrem bequemen Erwerb das Gesicht geben, als hätten sie nur im Sinn, die Aufklärung des menschlichen Geschlechts, Bürgersinn und Anständigkeit zu befördern. Natürlich dringt mir das Zeug auch schon in die Schulen. Hier, bitte! Es ist noch keine drei Stunden her, da hab ich im griechischen Unterricht einen Bengel mit diesem Schmöker unter der Bank erwischt.

UNGER Nein, wirklich, Herr Konrektor. Zeigen Sie mal! Ich hab diesen Spieß noch nie aufgeschlagen. – »Biographien« – nein, hören Sie mal: »Biographien der Wahnsinnigen«.

PASTOR GRUNELIUS Wenn ich Ihnen nun sage, daß der Mann davon schon vier Bände verfaßt hat, und ich glaube, die Sache hat noch immer kein Ende.

UNGER Nein, Herr Pastor, geben Sie her! Ich wenigstens will bei dem Streit des Herrn Moritz mit seinem Primaner den Tertius gaudens machen und mir wirklich mal was von dem Mann angucken.

ZWEITER LITERAT Lesen Sie laut, Herr Unger! Unsere Gesellschaft ist ja viel zu illuster. In der hat noch keiner von Spieß was zu sehen bekommen.

UNGER Wie Sie wünschen, meine Herren, wie Sie wünschen. Aber ich denke, wir halten uns an die Vorrede.

PASTOR GRUNELIUS Sagen wir, an ein Stückchen daraus. Es dürfte genügen.

UNGER »Kann ich Dank erwarten«, schreibt dieser Spieß, also: »Kann ich Dank erwarten, wenn ich den Irrenden vor dem nahen Abgrund warne, ist's Pflicht, daß ich den erhitzten Wanderer hindere, an der kühlen Quelle durch jähen Trunk seinen Tod zu finden, so habe ich diese erfüllt, und kann jenen hoffen, wenn ich Sie bitte, den Inhalt dieses kleinen Büchleins wohl zu beherzigen. Wahnsinn ist schrecklich, aber noch schrecklicher ist's, daß man so leicht ein Opfer desselben werden kann. Überspannte, heftige Leidenschaft, betrogene Hoffnung, verlorne Aussicht, oft auch nur eingebildete Gefahr, kann uns das kostbarste Geschenk des Schöpfers, unsern Verstand, rauben, und welcher unter den Sterblichen darf sich rühmen, daß er nicht einst im ähnlichen Falle, folglich in gleicher Gefahr war? Wenn ich Ihnen die Biographien dieser Unglücklichen erzähle, so will ich nicht allein Ihr Mitleid wecken, sondern Ihnen vorzüglich beweisen, daß jeder derselben der Urheber seines Unglücks war, daß es folglich in unsrer Macht steht, ähnliches Unglück zu verhindern. Freilich kann ich dem reißenden Strome nicht mehr widerstehen, wenn ich mich kühn in seine Tiefe wage, aber Dank und Lohn verdient doch derjenige, der mich durch Beispiele von seiner Tiefe überzeugt, und, ehe ich das Ufer überschreite, vor der nahen Gefahr warnt. Wie herrlich, wie erhaben würde ich mich belohnt dünken, wenn meine Erzählungen das leichtgläubige Mädchen, den unvorsichtigen Jüngling an der Ausführung eines kühnen Plans hinderten, der ihnen einst den Verstand rauben könnte.«

MORITZ In der Tat, perfide genug. Da kann man sich ja kaum wundern, wenn dergleichen in die besten Häuser gerät.

ERSTER LITERAT Ja, Herr Konrektor, da haben Sie eben den großen Mißstand unsres ganzen heutigen Bildungswesens. Da klären wir den Menschen über seine natürliche Tugend und seine ursprüngliche Bestimmung auf, und dann kommen uns diese

Schwärmer, Pietisten, Genieanbeter, Stürmer und Dränger und machen nur wieder neuen Nebel und neue Gärung aus allem.

PASTOR GRUNELIUS Sehen Sie, mein Lieber. Das sollte Ihnen eben zu denken geben. Ich meine, Sie und Ihre Kollegen, Sie sollten sich doch mal fragen, warum Ihr Apostel, der J. J. Rousseau, der Prediger der Natur und der Tugend, ein Mann voller Unnatur und Untugenden gewesen ist. Und kurz und gut: einem positiven Theologen kann Ihre ganze Aufklärung nicht viel anders vorkommen als einem Manne, dem man am hellichten Tage eine Kerze vor der Nase entzünden will.

ZWEITER LITERAT Nein, Herr Pastor, so wollen wir doch nicht argumentieren. Das ist nicht der rechte Ton. Ich glaube, der Herr Konrektor würde sowas eine argumentatio ad hominem nennen, und die ist eines akademischen Bürgers nicht würdig. Sie kommen mir mit Rousseau, ich könnte Ihnen mit Lavater kommen, der es sehr schön verstanden hat, positive Religion mit einem Krimskrams von Mystik, Genialität, Enthusiasmus zu verbinden, der ihm mit der Zeit, wie Sie wissen, alle ernsthaften Leser verscheucht hat.

MORITZ Das Allerschlimmste ist aber, daß solche Leute dann glauben, zur Kindererziehung einen Beruf zu haben. Ich bin da jetzt grade auf das »Sittenbüchlein für Kinder des Landvolks« geraten. Ja, da glaube ich freilich – gewiß, man soll sowas nicht sagen – aber ich glaube denn doch, in meiner »Kinderlogik« hab ich das besser gemacht.

KELLNER Verzeihen der gnädige Herr vielmals, aber wenn der Herr mal bei Seit rücken würde, weil ich die Lichter in der Devanture entzünden möchte – und dann nichts für ungut, Herr Kommerzialrat, aber da ist nun ein Herr, der wartet schon zwanzig Minuten drauf, daß die »Nachrichten« frei werden. Und ob Sie nicht so charmant wären, sie ihm gegen die Cotta'sche Zeitung zu tauschen.

UNGER Mit Plaisier, mein Freund, mit Plaisier. – Ich kann mich nur wundern, Herr Konrektor, wie das mit den Inseraten jetzt überhand nimmt. Werden Sie's für möglich halten? Vor einer Woche finde ich im Journal eine Vermählungsanzeige.

MORITZ Ich weiß nicht, ob Sie die »Leipziger Zeitung« sehen, aber ich hab mir erzählen lassen, die brächte ganze Blätter heraus, da stehen nichts als Anzeigen von Particuliers. Aber in England

war das vor fünfzehn Jahren in den Gazetten schon ganz gebräuchlich. Es hat mich gewundert, als ich herüberkam.

ERSTER LITERAT Ich glaube, meine Herren, alles, was die Gazetten enger an das bürgerliche Leben, an den Alltag bindet, ist von Vorteil. Gazetten sollen meiner Meinung nach nicht nur für die Herren Staats- und Kameralräte, auch nicht nur für Professoren und Scribenten geschrieben werden. Gazetten gehören in die Hand des Erstenbesten.

PASTOR GRUNELIUS Sie werden doch, mein Verehrtester, die Zeitungen nicht am Ende in der Hand des ungebildeten Publikums wissen wollen. Sehen Sie, ich will ja nicht sagen, daß ich über alles auf dem Laufenden bin, was die Herren hier miteinander verhandeln, aber eines können Sie mir schon glauben: Ich als Pastor kann besser als irgend wer die entsetzliche Leseseuche, der unser Publikum – und je ungebildeter, desto hoffnungsloser – anheim gefallen ist, überblicken. Heute liest man selbst da, wo man vor zwanzig Jahren noch an kein Buch dachte. Und wenn der Bürger oder der Handwerker sich doch in meiner Jugend mal was vornahm, da war es eine der ehrlichen, altbewährten Scharteken, eine Hauschronik, ein altes Kräuterbuch, eine Postille. Heute aber? Die Bürgerstochter, die in die Küche gehört, liest schon jetzt im Hausflur ihren Schiller und Goethe, und das verbildete Landmädchen vertauscht die Spindel mit Kotzebues Schauspielen. Mein lieber Bruder, der Oberhofprediger Reinhard, hat vollkommen recht, wenn er sagt, der Mangel an häuslichem Glück, über den man jetzt soviel klagen hört, komme von der entsetzlichen Lesesucht.

ZWEITER LITERAT Soviel ist richtig, daß ich neulich im »Deutschen Museum« gelesen habe, die Musketiere in den großen Städten ließen sich aus den Leihbibliotheken Bücher auf die Hauptwache holen.

UNGER Die Leihbibliotheken. Ja, da haben Sie das Wort ausgesprochen. Die sind unser ganzes Elend.

PASTOR GRUNELIUS Verzeihen Sie, ich will ja nicht unterbrechen, aber wenn Sie von Musketieren sprechen, die Bücher kann ich Ihnen schon nennen, die sie sich auf die Hauptwache kommen lassen. Ich hatte da neulich Gelegenheit, in einen Ballen einen Blick zu werfen, den sie dem Oberkonsistorium zur Begutachtung zugeschickt hatten. Ich nenne Ihnen die Titel, meine Her-

ren, nichts als die Titel: »Auguste oder Die Geständnisse einer Braut vor ihrer Trauung«, »Gustiens Geschichte oder So muß es kommen, um Jungfer zu bleiben«, »Hannchens Hin- und Herzüge«. Und so etwas gibt dann als Verlagsort Stambul und Avignon an, um dem Zensor eine Nase zu drehen.

ERSTER LITERAT Ich will solche Bücher gewiß nicht in Schutz nehmen, aber soll ich Ihnen sagen, wem wir sie danken? Zu einem großen Teil zu danken haben? Jener Zensur, mein Verehrtester, die uns Ihr elendes Edikt vom 9. Juli 1788 verschafft hat. Die Zensur ist es doch, welche das Publikum der anständigen und förderlichen Schriften beraubt und seine Neugier und Leselust den abgefeimtesten Spekulanten zuwendet. Sie wissen so gut wie ich, daß unsere Berlinische Monatsschrift nur der Zensur wegen nach Jena übersiedeln mußte. Daß sie Kants »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« untersagt, daß sie dem Herrn von Humboldt verboten haben, zwei ganz unschuldige Zeilen zur Feier der Hochzeit der Gräfin Lottum auf ein Strumpfband drucken zu lassen, daß sie...

UNGER Herr Magister, Sie sehen doch, wie Sie unsern guten Herrn Pastor aufregen. Lassen wir doch diese Quisquilien. Seien wir froh, daß sie uns nicht, wie in Österreich, alle Schriften über die französischen Zustände, ja sogar über die physische Geographie von Frankreich, verboten haben, daß wir im Gegensatz zu den Wienern wenigstens Mendelssohn, Jacobi, Bürger, Sterne lesen dürfen, die Ilias nicht zu vergessen.

MORITZ Sie wollen nicht sagen, daß die Ilias in Österreich verboten wäre!

UNGER Die Ilias ist in Österreich verboten gewesen, wie heut noch in Bayern die Aeneis verboten ist. – Aber davon wollte ich gar nicht reden. Nur, wozu kein anständig denkender Mensch schweigen kann, das ist die Antwort, die sie dem Berliner Buchhandel auf seine Eingabe vom vorigen Jahre erteilt haben: »Man werde über diesen Punkt keine Einwendungen annehmen des Inhalts, daß der Buchhandel darunter leiden würde. Denn dem Übel muß gesteuert werden, und wenn auch der Buchhandel drüber zugrunde ginge.«

MORITZ Was wollen Sie, die Zensoren wollen auch leben. Ich sage Ihnen, ein leichtes Brot ist das nicht. Für den Bogen bekommt so ein armer Schlucker zwei Groschen. Ich habe mir aber erzäh-

len lassen, für Poesie sei es mehr. Wahrscheinlich, weil gereimte Bosheiten sich schwerer entdecken lassen.

UNGER Sehen Sie, das alles ist nicht der rechte Weg. Sie sprachen vorhin en passant so von Ihrer »Kinderlogik«. Das ist ein Buch, das für Bildung und Aufklärung zehnmal mehr tut als hundert Zensoren zustande bringen, und wären es selbst die wohlmeinendsten und besten, was ich durchaus nicht von allen behaupten möchte. Ja, wenn Sie mir davon eine Fortsetzung schreiben könnten, die käme mir wie gerufen. Ganz davon abgesehen, daß das der beste Weg wäre, um unsere jüngeren Leser mit meinen neuen Lettern bekannt zu machen.

ERSTER LITERAT Endlich, Herr Konrektor! Nämlich immer wollt ich Ihnen schon sagen, daß ich mit meinem kleinen Zirkel – alles Kinder aus den respektabelsten Häusern – Ihr Buch studiere. Und wollen Sie wissen, was ich am höchsten estimiere: das ist die unvergleichliche Stelle, wo Sie die Kinder mit den Göttern bekanntmachen. Ich hab sie auswendig lernen lassen:
»Die wirkliche Welt existiert zwar auch in der Idee des Menschen, aber die Ideenwelt unterscheidet sich dadurch, daß sie außer der Idee des Menschen gar nicht da ist. – In diese Ideenwelt gehören nun alle Erzählungen von Hexen und Gespenstern; alle Feenmärchen; auch gehört die ganze Mythologie oder Götterlehre dahin, durch welche die Welt schon seit den ältesten Zeiten mit unzähligen neuen Wesen bevölkert worden ist, die außer der Einbildungskraft des Menschen nirgends waren. – Dahin gehörte: Apollo, Mars, Minerva, Jupiter, und alle Götter und Göttinnen im Olymp. –«

PASTOR GRUNELIUS *räuspert sich:* Ich denke, für mich wird es Zeit, meine Herren. Um sieben Uhr haben wir Sitzung im Konsistorium. Meine Reverenz allerseits.
Abschiedsgemurmel.

ERSTER LITERAT Er wird das doch nicht anzüglich genommen haben, der alte Grunelius.

UNGER Aber wo denken Sie hin. Der gutmütigste Mann von der Welt.

ZWEITER LITERAT Schön und wahr, was Sie da vom Olymp unsern Kleinen sagen. Aber es gibt doch noch eine andere Art, den Kindern allen Aberglauben und alle Mucken zu nehmen, und ich weiß einen, der noch ungenierter mit den alten Göttern und

Helden umspringt. Das ist der Doktor Kortum aus Mülheim. Und wenn es nach mir ginge und ich hätte einen Preis für Aufklärung auszusetzen, – der und kein anderer müßte ihn haben.

ERSTER LITERAT Aber das kann doch unmöglich Ihr Ernst sein, diese Jobsiade, die nur eine einzige Rüpelei ist, die wollen Sie den Aufklärern als Muster hinstellen?

ZWEITER LITERAT Weil sie hat, was Ihr alle nicht habt, nämlich Humor. Und ein Wissen ohne Humor bringt zuletzt doch wieder Obskurantentum, Dogmatismus und Despotie. Das ist an diesem Kortum eben das Gute, daß er auch vor der Aufklärung keinen Respekt hat. Daß er alles zusammenbündelt, Götter, Helden und Professoren, Pastoren und galante Frauenzimmer, Rittergutsbesitzer und Kandidaten. Genau wie sein Freund Hein: Sie wissen doch, der das erste Buch der »Jobsiade« schließt:

»Sintemal Freund Hein pflegt unter beiden
Nicht das mindeste zu unterscheiden,
Sondern er nimmt alles, weit und breit,
Mit der strengen Unparteilichkeit.

Und er pflegt immer schlau zu lauern
Sowohl auf den Kavalier als auf den Bauern,
Auf den Bettler und Großsultan,
Auf den Schneider und Tartarchan.

Und er geht mit der scharfen Sensen
Zu Lakaien und zu Exzellenzen,
Zu der gnädigen Frau und der Viehmagd
Ohne Distinktion auf die Jagd.

Es gilt bei ihm gar kein Verschonen,
Er achtet weder Knotenperücken noch Kronen,
Weder Doktorhut noch Hirschgeweih,
Zieraten der Köpfe mancherlei.

Er hat bei der Hand tausend und mehr Sachen,
Welche ein End mit uns können machen:
Bald gibt ein Eisen, bald die Pest,
Bald eine Weinbeere uns den Rest.

Bald ein Prozeß, bald eine blaue Bohne,
Bald eine böse Frau, bald eine Kanone,
Bald ein Strick, bald sonstige Gefahr,
Wofür uns alle der Himmel bewahr.

Der ungestalte Aesop und die schöne
Weltberühmte griechische Helene,
Der arme Job und König Salomon
Mußten endlich alle davon.

Keiner konnte seiner Faust entfliehen,
Nicht Nostradamus und Superintendent Ziehen.
Mit Doktor Faust und Träumer Schwedenburg
Ging er ohne Umstände durch.

Orpheus, den großen Musikanten,
Molière, den Komödianten,
Und den berühmten Maler Apell
Nahm Freund Hein sämtlich beim Fell.

Summa Summarum, weder vorn noch hinten
Ist in den Chroniken ein Exempel zu finden,
Daß Freund Hein etwa irgendwo leer
Bei jemand vorübergegangen wär.

Und was er übrigens noch nicht gefressen,
Wird er doch in der Folge nicht vergessen,
Sogar, leider! lieber Leser, auch dich,
Und was das schlimmste ist, sogar mich.«

Nun, was meinen Sie dazu?

MORITZ Vielleicht ist es eine Schrulle. Aber es berührt mich ganz sonderbar, wie der Mann hier am Schluß zu sich zurückkehrt, bei sich selber zu Hause ist. Das ist immer meine größte Sehnsucht gewesen. Ich weiß, meine Herren, Sie können das nicht verstehen. Aber ich will Ihnen eine kleine Jugenderinnerung erzählen, die mich bei trübem Himmel noch jetzt manchmal heimsucht. Zehn Jahre war ich damals alt. Wenn dann der Himmel umwölkt und der Horizont kleiner war, fühlte ich eine

Art von Bangigkeit, daß die ganze Welt wiederum mit eben einer solchen Decke umschlossen sei wie die Stube, worin ich wohnte. Und wenn ich dann mit meinen Gedanken über diese gewölbte Decke hinausging, kam mir diese Welt an sich viel zu klein vor und es dünkte mir, sie müsse wiederum in einer andern eingeschlossen sein und das immer so fort.

UNGER Ich glaube, ich verstehe ganz gut, was Sie sagen wollen. Was hilft die schönste Aufklärung, wenn sie den Menschen unstet und friedlos macht, anstatt ihn bei sich selber heimisch zu machen.

ZWEITER LITERAT Das hat der Kortum ja auch sonst recht gut besorgt und seinen hannöverschen Bauern Traktate über die Bienenzucht oder über die Vorzüge des neuen Lutherischen Gesangbuchs, über das Benehmen bei ansteckenden Krankheiten geschrieben.

MORITZ Das ist der richtige Weg und so soll es auch sein. Denn in dem ganzen Umfang eines mächtigen Königreichs kann einer doch nur in einer Stadt und in der ganzen Stadt doch nur in einem Haus und in dem ganzen Haus doch nur in einem Zimmer jedesmal wirklich wohnen. Aber der Ort täuscht den Menschen wie die Zeit. Er glaubt, Jahre zu leben, und lebt nur Augenblicke. Er glaubt, ein Land, eine Stadt zu bewohnen, und bewohnt nur den jedesmaligen Fleck, wo er steht oder liegt, das Zimmer, worin er arbeitet, das Gemach, worin er schläft.
Gongschlag.

DER SPRECHER »Worin er schläft.« – Ich, der Sprecher, nehme diesen Satz auf. Mit ihm schicke ich die kleine Gesellschaft schlafen, der Sie soeben zugehört haben. Und nun habe ich ein paar Worte von dem Deutschland zu sagen, aus dem ich Ihnen diese Stimmen heraufholte. Denn was auch der Konrektor Moritz vom Grauen Kloster meinen mag, es sind nicht nur berlinische, sondern deutsche Stimmen. Aber sie wußten es nicht, eben weil Deutschland schlief, und je tiefer die Schichten seiner Bewohner hinabreichten, umso tiefer ihr Schlaf. Der deutsche Mensch stand noch fast gänzlich unter dem Zeichen der Manufaktur, der Hausindustrie und der Agrarkultur: alles oder doch alles Notwendige wurde in der Sphäre des eigenen Wohnbezirkes erzeugt. Daher die Enge des Gesichtskreises, seelischer Abgeschlossenheit, geistiger Schwerbeweglichkeit, aber auch eine

warme Intimität und edle Selbstgenügsamkeit. Die Bevölkerung lebte zu drei Vierteln gänzlich auf dem Lande, aber auch die meisten Städte waren nicht viel mehr als große Dörfer, Ackerstädte, und Großstädte von der Art wie Paris, London oder Rom gab es überhaupt noch nicht. Ferner gab es keine Maschinen oder auch nur den Maschinen ähnliche Apparate, und das heißt keine exakte, reichliche und wohlfeile Gütererzeugung und keinen leichten, schnellen und ausgedehnten Verkehr. Der Unsicherheit des Transports, des Welthandels, der politischen Verhältnisse stand aber eine große Stetigkeit des kleinen Besitzes und Kleinhandels gegenüber, gegründet auf die Festigkeit des Absatzgebietes, den Mangel an Konkurrenz, die Einförmigkeit der Produktionsmittel und des Kundenkreises. Zum Spintisieren und Phantasieren wurde der damalige Mensch durch seine ganze Lebensform ebenso aufgefordert, wie er heute daran verhindert wird. Aus diesem Zustande erstand das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Während andere schwitzten und rannten, England sich mit Goldbarren und Pfeffersäcken abkeuchte, Amerika im Begriff stand, sich in den öden Riesentrust zu verwandeln, der es heute ist, Frankreich die politischen Grundlagen für den Sieg des Bürgertums auf dem europäischen Festland legte, schlief Deutschland einen ehrlichen gesunden erfrischenden Schlaf.

Die folgende Stimme der Romantik muß von dem Darsteller des zweiten Literaten gesprochen werden.

DIE STIMME DER ROMANTIK Aber was für Träume hatte es nicht in diesem Schlaf!

DER SPRECHER *nach einer Pause:* Diese Stimme kam mir bekannt vor.

STIMME DER ROMANTIK Ich will es meinen. Aber aus dem Qualm einer berlinischen Tabagie konnte die Stimme der Romantik zu Ihnen nur undeutlich dringen, und jetzt soll sie Ihnen bald klarer tönen.

DER SPRECHER Ich würde gern Ihren Namen haben.

STIMME DER ROMANTIK Ich kann mir denken, daß es Ihnen bequem wäre, sich an die Herren Bernhardi, Hülsen oder Steffens zu halten, von Novalis und Ludwig Tieck ganz zu schweigen. Aber die Stimme der Romantik hat keinen Namen.

DER SPRECHER Die Stimme der Romantik ...

STIMME DER ROMANTIK ... kommt aus dem Wunderhorn, auf dem Clemens Brentano blies, und aus der Impertinenz, welche Friedrich Schlegel seine tiefsten Erkenntnisse schenkte, aus dem Gedankenlabyrinth, das Novalis in seinen Taschenbüchern nachzeichnete, aus dem Gelächter, das aus Tiecks Komödien den Spießer aufschreckte, und aus der Finsternis, in der Bonaventura seine Nachtwachen hielt. Darum hat die Stimme der Romantik keinen Namen.

DER SPRECHER Mir scheint, sie will nur nicht mit dem Namen heraus, diese Stimme. Sie fürchtet, sich bloßzustellen, und hat allen Grund. Ich möchte ihr den Namen Jean Paul vorschlagen. Dieser Liebling der deutschen Leserwelt um 1800, der verstiegenste, tränenseligste, undiszipliniierteste, ziellosteste aller Schriftsteller, die je Romane geschrieben haben.

STIMME DER ROMANTIK Daß ein Dichter eine Pädagogik verfaßt, spricht nicht für Ziellosigkeit.

DER SPRECHER Sie reden von der »Levana«. Hören Sie, wie Jean Paul einen Jüngling schildert. Sie werden zugeben müssen, er hat nicht das Zeug zum Erzieher. Ein unverbesserlicher Phantast ist er, weiter nichts.

Der folgende Text wird bis zum Gongschlag vom Sprecher besonders platt und verständnislos vorgelesen. Nach dem Gongschlag übernimmt ihn ausdrucksvoll, zugleich mit schöner Monotonie die Stimme des zweiten Literaten.

»Er ergoß sich in Freuden- und Trauertränen miteinander, und die Zukunft und die Vergangenheit bewegten zugleich sein Herz. Die Sonne fiel immer schneller den Himmel herab, und er bestieg schneller den Berg, um ihr länger nachzusehen. Und hier sah er in das Dörfchen Maienthal hinab, das zwischen feuchten Schatten glimmte ... Da klang die vom Ewigen gestimmte Erde mit tausend Saiten, da bewegte ...

Gongschlag.

ZWEITER LITERAT ... dieselbe Harmonie den in Gold und Nacht zerstückten Strom und den sumsenden Blumenkelch und die bewohnte Luft und den durchwehten Busch, da standen der gerötete Osten und der gerötete Westen wie die zwei rosataftnen Flügeltüren eines Flügels aufgespannt, und ein hebendes Meer quoll aus dem geöffneten Himmel und aus der geöffneten Erde...«

HEINZMANN Das kann doch nicht stimmen, Herr Unger. Da drinnen wird doch laut gelesen.

UNGER Ich werde mich in Leipzig doch auskennen, lieber Heinzmann. Das ist das Gewölbe von Breitkopf. Sie sehen ja die Aushängetafeln mit den Titeln der Neuigkeiten.

HEINZMANN So früh am Morgen werden Sie aber Breitkopf nicht antreffen.

UNGER Kann sein, daß er selbst schon auf Kommissionen aus ist. Dann werden wir ihn eben erwarten. Wir sind ja nach der Stimme, die von drin kommt, nicht die Ersten.

ZWEITER LITERAT *liest:* »Zu seinen Füßen und an diesem Berge...«

UNGER Um Entschuldigung, wenn wir stören sollten.

ZWEITER LITERAT Herr Unger, keine Überraschung, Sie in Leipzig zu finden, aber ein großes Vergnügen.

UNGER Darf ich vorstellen? Ein Geschäftsfreund, Herr Heinzmann aus Bern. Herr Magister...

Man hört Kompliment, Vergnügen *etc. gemurmelt.*

UNGER Wir störten Sie, mein Verehrtester? Was hatten Sie denn da vor?

ZWEITER LITERAT Was ich des Morgens am liebsten lese, eine Abendandacht.

HEINZMANN Das sieht aber gar nicht nach einem Andachtsbuch aus.

ZWEITER LITERAT Es ist auch mehr als ein Andachtsbuch.

HEINZMANN Mehr?

ZWEITER LITERAT Der »Hesperus« von Jean Paul. Aber hören Sie selbst: »Zu seinen Füßen und an diesem Berge lagerte sich, wie ein bekränzter Riese, wie eine versetzte Frühlingsinsel, ein englischer Park. Dieser Berg gegen Süden und einer gegen Norden waren zu einer Wiege zusammengerückt, in der das stille Dörfchen ruhte, und über welche die Morgen- und die Abendsonne ihr goldenes Gespinst hindeckte. In fünf blitzenden Teichen schwankten fünf dunklere Abendhimmel, und jede aufhüpfende Welle malte sich im darüberschwebenden Sonnenfeuer zum Rubin. Zwei Bäche wateten in veränderlichen Entfernungen, von Rosen und Weiden verdunkelt, über den langen Wiesengrund, und ein wässerndes Feuerrad trieb, wie ein gehendes Herz, das vom Abend gerötete Wasser durch alle grünenden Blumengefäße. Überall nickten Blumen, diese Schmetterlinge

unter den Gewächsen – auf jedem bemoosten Bachstein, aus jedem mürben Stocke, um jedes Fenster wiegte sich eine Blume in ihrem Duft, und spanische Wicken überzogen mit blauen und roten Adern einen Garten ohne Zaun. Ein durchsichtiges Wäldchen von goldgrünen Birken stieg in hohem Gras drüben den nördlichen Berg hinan, auf dessen Kuppel fünf hohe Tannen als Ruinen einer gestürzten Waldung horsteten.«

Kleine Pause. Darauf von neuem der zweite Literat:

Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich's bequem gemacht haben.

UNGER Ja, Sie haben einen guten Winkel gefunden. Ich denke, wir können hier in aller Ruhe auf Breitkopf warten. Wenn's Ihnen recht ist, Herr Heinzmann.

HEINZMANN Schon. Aber gar nicht recht ist mir der Jean Paul.

IFFLAND Sie werden nichts gegen Jean Paul sagen wollen ... Kennen Sie das Motto des Hesperus? »Die Erde ist das Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes. Die dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt. Die Küste zur Schöpfung Gottes. Ein dunstvoller Hof um eine bessere Sonne. Der Zähler zu einem noch unsichtbaren Nenner. Wahrhaftig, sie ist fast gar nichts.«

HEINZMANN Sie können das auswendig?

IFFLAND Ich schäme mich dessen nicht.

HEINZMANN »Wahrhaftig, sie ist fast gar nichts.« Sehn Sie, diese Wendungen sind es, die mir Jean Paul verleiden. Wir haben so verstiegne Köpfe bei uns in der Schweiz grade genug. Ich brauche Ihnen von Lavater nicht zu sprechen.

ZWEITER LITERAT Einen Scharlatan in einem Atem mit einem Dichter zu nennen.

HEINZMANN Ich sagte Ihnen schon, ich spreche als Schweizer. Wir sind ein nüchternes Volk, wir sind aber auch eine alte Demokratie. Wir fühlen, wie die unzähligen kleinen Höfe euch Deutsche um eure Selbständigkeit betrogen haben. Grade bei Jean Paul fühlen wir das. Ein kümmerlicher Subalterngeist hat seinen Menschen alles Mark aus den Knochen gesogen. Dem schäbigsten Hofmann gegenüber kommen sie sich noch ehrlos vor.

IFFLAND Nein, ich will Ihnen hier nicht folgen. Denn ich weiß besser wie jeder andere, wie wenig der Verfasser Ursache hat, anders als Sie über Bürgertum und Adel zu denken. Ich habe sein Elend gekannt und ich bin stolz, daß es mein Freund Moritz

in Berlin war – mein Freund, ich müßte sagen mein Schulkamerad – der für Jean Pauls erstes Buch den Verleger fand.

ZWEITER LITERAT Schulkameraden sagten Sie?

IFFLAND Ja, und das werden Sie Moritz schwerlich je angemerkt haben, daß sein verzehrendster Wunsch während unserer gemeinsamen Schulzeit gewesen ist, ein großer Akteur zu werden. Ja, es gab eine Zeit, wo wir Konkurrenten waren.

Man hört Lärm. Stimmen etc.

IFFLAND Aber was ist denn hier nebenan für ein Lärm?

ZWEITER LITERAT Junge Leute vom Museumsverein, die, wie ich hörte, hier eine Probe abhalten.

HEINZMANN Es täte mir leid, wenn ich Ihnen beschwerlich fiele, aber wenn wir nicht die Messe benutzten, Herr Kommerzialrat, um uns über unsern Beruf auszusprechen, so weiß ich nicht, wann wir's tun sollten. Und da muß ich Ihnen denn sagen, wir haben überhaupt einen Überfluß an Romanen, an schönen Wissenschaften, an politischer Kannegießerei usw. Was tut uns not? Naturlehre und Geschichte, Geschichte und Erdbeschreibung, Reisebeschreibung. Nur dürfen die Werke der Naturlehre nicht metaphysisch und nicht kleinlich sein. Genug von Mineral- und Insektenbüchern. Was wir brauchen, das sind volkstümliche Schriften. Sie sollen Gedanken an den Schöpfer, die Ordnung und die Allmacht der Weltregierung erwecken, sie sollen uns das Große, Schöne und Erhabene zeigen, und je genauer sie's mit dem Alltag, den Handgriffen in der Wirtschaft und bei der Arbeit, mit Mathematik und Mechanik vereinigen, desto besser.

UNGER Ihr Ideal ist, wenn ich's recht verstehe, Defoe, der außer seinem Robinson und zweihundert andern Büchern noch die ersten Hagel- und Feuerversicherungen geschaffen hat und die ersten Sparbanken.

HEINZMANN Und wir sind stolz, so einen Robinson-Schreiber auch bei uns zu haben. Das ist der Pfarrer Wyss mit seinem schweizerischen Robinson. Aber von dem wollte ich gar nicht reden. Denn ich gestehe Ihnen offen, meine Herren, einen Hintergedanken hatte ich schon. Ich habe mein Ideal eines Autors in der Rocktasche und gern würde ich Sie daran teilnehmen lassen. Es ist das Buch eines armen und ungelehrten Mannes. Aber wie eine Reisebeschreibung von einem Handwerksburschen zehnmal mehr wert ist als eine gelehrte Abhandlung, so kommt erst

recht etwas ganz Besonderes heraus, wenn ein armer ungebildeter Mann heutzutage sich hinsetzt, um sein Leben zu schildern.

IFFLAND Sie machen uns aber gewaltig neugierig.

HEINZMANN Das war meine Absicht. Und nun bitte ich grade Sie, Herr Iffland, uns die folgende Seite zu lesen. Solche Prosa werden Sie selten gesprochen haben. Ausgenommen natürlich die Ihre, das will ich meinen.

UNGER Aber wollen Sie uns nicht sagen, von wem es ist? An dem Bogen läßt sich ja nichts erkennen.

HEINZMANN Bräker heißt der Verfasser. Das Buch ist bei Füßli herausgekommen und nennt sich »Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg«.

IFFLAND »Nicht daß lauter Lust beim Hirtenleben wäre! Potz Tausend, nein! Da gibt's Beschwerden genug. Für mich war's lang die empfindlichste, des morgens so früh mein warmes Bettlein zu verlassen, und bloß und barfuß ins kalte Feld zu marschieren, wenn's zumal einen baumstarken Reif hatte, oder ein dicker Nebel über die Berge herabhing. Wenn dann dieser gar so hoch ging, daß ich ihm mit meiner bergansteigenden Herde das Feld nicht abgewinnen und keine Sonn' erreichen konnte, verwünscht' ich ihn in Ägypten hinein, und eilte was ich eilen konnte, aus der Finsternis wieder in ein Tälchen hinab. Erhielt ich hingegen den Sieg, und gewann die Sonne und den hellen Himmel über mir, und das große Weltmeer von Nebeln und hie und da einen hervorragenden Berg, wie eine Insel, unter meine Füße, was das dann für ein Stolz und eine Lust war! Da verließ ich den ganzen Tag die Berge nicht, und mein Aug konnt' sich nie satt schauen, wie die Sonnenstrahlen auf diesem Ozean spielten, und Wogen von Dünsten in den seltsamsten Figuren sich drauf herumtaumelten, bis sie gegen Abend mich wieder zu übersteigen drohten. Dann wünscht ich mir Jakobs Leiter, aber umsonst, ich mußte fort. Ich ward traurig, und alles stimmte in meine Trauer ein. Einsame Vögel flatterten matt und mißmutig über mir her, und die großen Herbstfliegen sumsten mir so melancholisch um die Ohren, daß ich weinen mußte. Dann fror ich fast noch mehr als am frühen Morgen, und empfand Schmerzen an den Füßen, obgleich diese so hart als Sohlleder waren. Auch hatt' ich die meiste Zeit Wunden oder Beulen

an ein paar Gliedern, und wenn eine Blessur heil war, macht' ich mir richtig wieder eine andre, sprang entweder auf einen spitzen Stein auf, verlor einen Nagel oder ein Stück Haut an einem Zehen, oder hieb mir mit meinen Instrumenten eins in die Finger. Ans Verbinden war selten zu gedenken, und doch ging's meist bald vorüber. Die Geißen hiernächst machten mir, wie schon gesagt, anfangs großen Verdruß, wenn sie mir nicht gehorchen wollten, weil ich ihnen nicht recht zu befehlen verstund.«

Man hört Stimmenlärm, in dem die folgenden paar Worte untergehen, bis wieder vernehmbar wird:

IFFLAND Mein Gott, ist da drin denn die Hölle los? Also: »Wer will ein Biedermann sein und heißen, der hüt sich vor Tauben und Geißen«, schreibt unser armer Mann. »So gibt es freilich dieser und andrer Widerwärtigkeiten genug in dem Hirtenstand. Aber die bösen Tage werden reichlich von den guten ersetzt, wo es gewiß keinem König so wohl ist. Im Kohlwald war eine Buche grad über ...«

Man hört wieder, diesmal heftiger, Stimmenlärm.

IFFLAND Das ist ja ganz unerträglich. Einen Moment, gleich werden wir Ruhe haben. Das wäre ja noch schöner.

Man hört eine Tür knarren. – Darauf zwei fremde Stimmen:

PASTOR Es ist mir lieb, Sie bei so guter Laune zu finden. Ich habe denn wieder so dieses und jenes Anliegen an Sie.

OBERFÖRSTER An mich? Wie – Warum – Wie?

PASTOR Sie sollten es doch schon gewohnt sein, daß ich immer für jemanden bettle, wenn ich komme.

UNGER Aber mein bester Iffland, das ist doch ... das sind doch ...

IFFLAND Ja, ich traue ja meinen Ohren nicht.

UNGER »Die Jäger«.

IFFLAND Zweiter Aufzug, siebente Szene. Und wie die Guten sich Mühe geben.

UNGER Aber doch Amateure? Eine kleine Privatgesellschaft?

IFFLAND Sst. Hören Sie doch.

PASTOR Der arme alte Mann hat die kranke Frau, die vielen Kinder. Es ist denn doch ein schreckliches Schicksal – In seiner Jugend – Husar, fast zum Krüppel gehauen und keine Pension – auf seine alten Tage entlassen – er soll wie verzweifelnd herumgehen.

OBERFÖRSTER Armer Kerl.

PASTOR Wenn man ihn nur erst im Winter durchbrächte – Ich habe darum eine kleine Kollekte veranstaltet.

OBERFÖRSTER Gott lohn es Ihnen. Da will ich denn auch das Meinige dazu geben. – Wer bald gibt, gibt doppelt.

PASTOR Aber nein – soviel.

OBERFÖRSTER Der Winter ist hart.

PASTOR Das ist wirklich viel. Lieber weniger Geld und etwas Holz.

OBERFÖRSTER Das Holz gehört dem Fürsten – das Geld ist mein. – Heut werde ich ruhig schlafen gehen und, wills Gott, ebenso ruhig, wenn ich einmal für immer fort soll.

PASTOR Nun, davon sind wir, wills Gott, noch weit. Aber gewiß. Warum deshalb nicht daran denken. Wahrlich, man muß recht gut gelebt haben, und es muß eine edle Freude sein, die *der* Gedanke nicht unterbricht. Deshalb hat ja das Leben nicht mindern Wert.

OBERFÖRSTER Es verdrießt mich allemal in der Seele, wenn man sich so viel Müh gibt, Leben und Welt hart und schwarz zu malen.

PASTOR Das Leben des Menschen enthält viel Glückseligkeit. Man sollte uns nur früh lehren, sie nicht glänzend, auch nicht ununterbrochen zu denken. Im Zirkel einer guten Haushaltung ist tausendfache Freude, und gut getragene Widerwärtigkeit ist auch ein Glück. Hausvaterwürde ist die erste und edelste, die ich kenne. Ein Menschenfreund, ein guter Bürger, ein liebevoller Gatte und Vater, in der Mitte ...

Die Stimme bricht plötzlich ab.

HEINZMANN Man sah ja, es hielt ihn nicht. Er ist reingegangen.

UNGER Der Gute, jetzt wird er diesen braven Leipziger Kindern die Jäger einstudieren und bei der Festvorstellung auf der Redoute werden sie sagen können: Regie von Iffland.

ZWEITER LITERAT Ich weiß, Herr Unger, wie gut Sie mit Iffland stehen. Aber, ganz unter uns darf ich Sie doch fragen, läßt sich denn das ertragen? Kann man sich denn diese Tiraden der Humanität und der Menschenliebe immer noch anhören? Packt Sie nicht manchmal ein Ekel vor dieser Tugend, die nichts ist als instinktmäßige Gutherzigkeit ohne Inhalt? Manchmal ertappe ich mich bei einem Gefühl, wie ich's habe, wenn ich in den Jour-

nalen wieder einmal von irgend einem Raubmörder lese, wie gut er zu seinem Hunde oder zu seinem Pferde gewesen sei.

HEINZMANN In einem mögen Sie jedenfalls recht haben. Die Ostentation, die in diesen Stücken mit dem Wohltun getrieben wird, ist für jedes feinere Gefühl verletzend.

UNGER Das können Sie wohl gegen Kotzebue sagen. Daß Sie aber meinen Freund Iffland mit diesem Scribenten in einen Topf werfen, das ist nicht schön von Ihnen.

ZWEITER LITERAT Lassen wir Iffland. Und wenn Sie wollen, bin ich sogar Kotzebue Dank schuldig. Haben Sie seine widerwärtigen »Indianer in England« gesehen? Will man richtig verstehen, was Kant mit dem kategorischen Imperativ gemeint hat, mit jenem eisernen Soll, das alle Nebenumstände zu Boden schlägt, nicht bloß als Moralgesetz, sondern als innrer Halt jedes dichterischen Charakters, so muß man nur die Mollusken ansehn, mit denen unser gefeiertster Bühnendichter das deutsche Theater bevölkert hat.

UNGER Jedenfalls kann man sich manchmal fragen, für wen wir in Deutschland denn eigentlich arbeiten, wenn es heute noch möglich ist, einen Fetzen herauszubringen wie der Clas in Berlin ihn verkaufen läßt.

HEINZMANN Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Herr Unger.

UNGER Für zwölf Groschen verkaufen läßt. Sie haben das nicht gesehn? Ein Blatt, auf dem er Goethe und Schiller mit Kotzebue und Iffland vereinigt hat?

ZWEITER LITERAT Empörend. Da haben Sie recht. Aber die Sache hat doch noch eine andere Seite und die ist beinah noch trauriger. So etwas zeigt eben, daß ein Mann wie Kotzebue Goethe und Schiller bestenfalls als Konkurrenten, aber niemals als wirklichen, gefährlichen, unversöhnlichen Feind zu spüren bekommen hat.

UNGER Sie vergessen die Xenien.

ZWEITER LITERAT Die Xenien? Die Xenien? Sie wissen so gut wie ich, wie mißglückt sie waren. Und das ist noch gelinde gesagt.

HEINZMANN Ich kann Ihre Entrüstung nicht teilen. Sie müssen schließlich das Publikum nehmen wie's ist. Sie wissen, daß ich seit zwanzig Jahren keine Messe auslasse. Da spricht man eben allerhand Leute, und es kommt einem auch manches zu Ohren, was nicht an die große Glocke gehört. Wissen Sie, wieviele Sub-

scribenten Göschen auf die Goethe-Ausgabe bekam, die er von siebenundachtzig bis neunzig herausgab? Die Ziffern hab ich von ihm selber. – Sechshundert. Und was die Einzelausgaben angeht, so soll der Absatz noch viel schlechter geworden sein. Von der Iphigenie, von Egmont dreihundert. Vom Clavigo oder vom Götz gar nicht zu reden.

UNGER Mein Lieber, Sie können das doch unmöglich dem Publikum in die Schuhe schieben. Sie wissen, was wir unter dem Nachdruck zu leiden haben. Auf ein rechtmäßiges Exemplar kommen zehn, zwanzig unrechtmäßige.

HEINZMANN Dann will ich Ihnen etwas anderes erzählen. Auf der Herreise habe ich diesmal in Kreuznach Station gemacht. Da hat mein Freund Kehr im vorigen Jahr sich mit einer Leihbücherei etabliert: Schiller, Goethe, Lessing, Klopstock, Wieland, Gellert, Wagner, Kleist, Hölty, Matthisson usw. Ja, das alles will kein Mensch lesen. Es bleibt schon bei dem schönen Wort von Bürger, der Publikum und Pöblikum unterscheidet.

ZWEITER LITERAT Wir werden nicht eher reine Luft bekommen, bis wir die sture suffisante Herrschaft der Nicolai, Garve, Biester, Gedeke, und wie all dies Berliner Gelichter sich nennt, gebrochen und Schlegel und Novalis auf den Platz gestellt haben, auf den sie gehören.

HEINZMANN Sie belieben zu scherzen.

ZWEITER LITERAT Ohne Kampf gibt es keinen Erfolg. Wenn Schiller und Goethe nicht kämpfen wollen, dann müssen wir unsre Hoffnung auf eine jüngere Generation setzen.

HEINZMANN Von den strategischen Kunstgriffen dieser jungen Leute kann ich Ihnen jedenfalls eine Probe geben. Friedrich Schlegel hat in Erwägung gezogen, ob man dem Absatz des »Athenäum« nicht vielleicht durch Gratisverteilung von Pfefferkuchen als Beigabe aufhelfen könnte.

UNGER Eine sehr moderne Idee. Aber da ist Schiller doch machiavellistischer. Als die »Horen« aus Mangel an Absatz eingingen, schlug er Cotta vor, in ihre letzte Nummer einen staatsgefährlichen Artikel einzurücken, damit sie auf illustre Weise zu Grunde gingen.

HEINZMANN Ich kann nicht sagen, meine Herren, daß man auf den Ballen hier sehr bequem sitzt. Jedenfalls spüre ich meine Knochen noch vom Postwagen her. Und daß Breitkopf noch

vor Mittag herüberkommt, läßt sich auch kaum mehr annehmen. Wie wäre es mit einer kleinen Promenade zum Richterschen Kaffeehause.

Man hört eine Trommel, ein Horn oder dergleichen und dazu die Stimme eines Ausrufers: Allen ehrsamen Meßbesuchern, in Sonderheit den wohllöblichen Herren Buchhändlern, Verlegern, Antiquariis, auch Herrn Magistern, Pastoren sowie übrigen Standespersonen teilen wir mit, daß die große Versteigerung von raren Büchern im Auftrage der Herren Haude und Spener zu Berlin, königlichen und der Akademie der Wissenschaften Buchhändlern, soeben im Silbernen Bären begonnen hat.

UNGER Was mich betrifft, so nehme ich dann allerdings mein Frühstück im Silbernen Bären.

ZWEITER LITERAT Das wäre auch wohl die erste Bücherversteigerung, die Sie versäumten, Herr Kommerzialrat... Inkommodieren Sie sich nicht, Herr Heinzmann. Wir sehen uns wohl noch.

DER AUKTIONATOR Herrn Veit Ludwigs von Seckendorf kurfürstlich brandenburgischen geheimen Rats und Kanzlers der Universität zu Halle in Sachsen politische und moralische Diskurse über Marci Annaei Lucani Pharsalia auf eine sonderbar neue Manier ins Deutsche gebracht und dem Lateinischen auf jedes Blatt gegenübergesetzet nebst beigefügter Erklärung der dunklen und schweren Redensarten auch nötigem Register, Leipzig 1695...

STIMME EINES BIETERS Achtzehn Groschen.

UNGER So einen Titel könnte man denn doch heute nicht mehr zu drucken wagen. Bei uns will sich weder Verleger noch Autor auf dem Titel breitmachen.

Man hört das Geräusch des Zuschlags.

DER AUKTIONATOR Numero zwohundertelf. Fürstenspiegel, das ist Antimachiavellus oder Regentenkunst, Straßburg 1624.

STIMME EINES ANDEREN BIETERS Einen Taler.

UNGER Die lateinische Ausgabe von 1577 wird für rar gehalten, die deutsche aber ist es weit mehr und nur wenige kennen sie... Zwei Taler.

STIMME DES ANDEREN BIETERS Zwei Taler und zehn Groschen.

UNGER Drei Taler.

AUKTIONATOR Zum ersten, zum zweiten, zum dritten.

Man hört den Zuschlag.

DER AUKTIONATOR Zuschlag für?

UNGER Buchhändler Johann Friedrich Unger, Berlin.

DER AUKTIONATOR Numero zwohundertzwölf. Johann Wolfgang Goethens Schriften, Leipzig bei Georg Joachim Göschen 1787 bis 90. Wir haben von dieser hübschen Edition aber leider nur den siebenten Band hier.

UNGER Der siebente Band, Herr Magister, das ist doch ...
Gongschlag.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Faust! Die Weltlegende des deutschen Bürgertums, beginnend auf dem weltlichen Theater, endend im Proszenium des himmlischen, beginnend mit dem höllischen Teufel der Schwarzkunst, aufsteigend zu den irdischen Teufeln der Staatskunst, beginnend mit Erscheinungen, endend in Stimmen. Ein kleines Jahrmarktspuppenspiel tat sich auf, um das Leiden und die Demütigungen des deutschen Bürgertums, mit ihnen aber seine Geschichte und im Herzen dieser Geschichte das Bild der Antike, Helena und den Palast zu Sparta, aufzunehmen.

DER SPRECHER Ruhe! Wie können Sie sich erlauben, mir vorzugreifen?

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Ich bin das 19. Jahrhundert und habe noch ganz anderen Leuten vorgegriffen. Ich griff den Klassikern vor, ehe sie mit Schreiben zu Ende waren, und bin von dem Größten unter ihnen, nachdem er nur ein Viertel meiner Gestalt erblickt hatte, so begrüßt worden, daß ich wohl das Recht habe, mich hier vernehmen zu lassen.

DER SPRECHER Wie soll er Ihrer Meinung nach Sie begrüßt haben? Ich denke doch, daß von Goethe die Rede ist.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Ich sehe, Sie sind im Bilde. Von mir sagt Goethe: »Alles ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam. Im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr. Niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Men-

schen, die ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenngleich sie auch selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laßt uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.«

DER SPRECHER Sie haben keinen Grund, stolz auf solche Begrüßung zu sein.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Ich habe ihr Ehre gemacht. Ich habe eine mittlere Kultur allgemein verbreitet, wie Goethe es prophezeit hat.

DER SPRECHER Eine mittlere Kultur? Solange Ihr 19. Jahrhundert gedauert hat, haben die Deutschen ihr größtes Gedichtbuch nicht aufgeschlagen. Noch ist es nicht lange her, daß Cotta die letzten Exemplare des Westöstlichen Divan vom Lager verkauft hat.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Sie waren zu teuer. Ich habe Ausgaben auf den Markt gebracht, die unter die Leute kamen.

DER SPRECHER Unter die Leute, denen die Zeit fehlte, sie zu lesen.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Zugleich aber hat mein Jahrhundert dem Geist die Mittel gegeben, schneller sich zu verbreiten als durch Lektüre.

DER SPRECHER Mit andern Worten: es hat die Tyrannei der Minute begründet, deren Geißel wir auch hier spüren.

Man hört jetzt sehr deutlich das Ticken eines Sekundenzeigers.

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS Goethe selber hat diese Takte begrüßt und seinen Enkeln in ihnen sich einzurichten befohlen.

Das Folgende scharf, gleichsam nach dem Sekundenzeiger taktiert:

»Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag.
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!«

Zweierlei Volkstümlichkeit
Grundsätzliches zu einem Hörspiel

Das Hörspiel »Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben«, aus dem der Leser dieses Heftes Proben kennen lernt ([Rufer und Hörer, Jg. 2, 1932, Heft 6] S. 274), sucht einigen grundsätzlichen Überlegungen über diejenige Volkstümlichkeit Rechnung zu tragen, die der Rundfunk in seinen literarischen Querschnitten zu erstreben hat. Indem er umwälzend in so vieler Beziehung auftrat, ist er es oder sollte er es doch nirgends mehr als mit Rücksicht auf das sein, was man unter Volkstümlichkeit versteht. Der älteren Auffassung nach ist die populäre Darstellung – wie wertvoll sie auch immer sein mag – eine abgeleitete. Und das erklärt sich einfach genug; kannte man doch, vor dem Rundfunk, kaum Veröffentlichungsarten, die eigentlich volkstümlichen oder volksbildnerischen Zwecken entsprachen. Es gab das Buch, es gab den Vortrag, es gab die Zeitschrift: das alles aber waren Verkehrsformen, die sich in nichts von denen unterschieden, in welchen die wissenschaftliche Forschung Fachkreisen ihren Fortschritt vermittelte. Die volksmäßige Darstellung vollzog sich demnach in den Formen der wissenschaftlichen und mußte daher der methodischen Ursprünglichkeit entbehren. Sie sah sich darauf beschränkt, den Inhalt bestimmter Wissensgebiete in mehr oder minder ansprechende Form zu kleiden, vielleicht auch Anknüpfungspunkte in der Erfahrung, im gesunden Menschenverstand zu suchen: immer aber kam, was sie gab, aus zweiter Hand. Die Popularisierung war eine untergeordnete Technik und ihre öffentliche Einschätzung bezeugte das.

Der Rundfunk – und das ist eine seiner bemerkenswertesten Folgeerscheinungen – hat diese Sachlage tiefgreifend gewandelt. Kraft der technischen Möglichkeit, die er eröffnete, an unbegrenzte Massen sich zu gleicher Zeit zu wenden, wuchs die Popularisierung über den Charakter einer wohlmeinenden menschenfreundlichen Absicht hinaus und wurde zu einer Aufgabe mit eigenen Form-Artgesetzen, die sich nicht minder deutlich von der älteren Übung abhebt als die moderne Werbetechnik von den Versuchen des vorigen Jahrhunderts. Für die Erfahrung besagt das nun folgendes: Die Popularisierung alten Stils ging von einem bewährten und gesicherten Bestand der Wissenschaft aus, welchen sie so, wie

die Wissenschaften selber ihn entwickelt hatten, aber unter Weglassung schwierigerer Gedankengänge, vortrug. Das Wesentliche dieser Art von Popularisierung war das Auslassen; ihr Grundriß blieb gewissermaßen stets das Lehrbuch mit seinen großgedruckten Hauptteilen und kleingedruckten Exkursen. Die sehr viel breitere, aber auch sehr viel intensivere Volkstümlichkeit jedoch, die der Rundfunk sich zur Aufgabe setzt, kann sich mit diesem Verfahren nicht begnügen. Sie verlangt eine gänzliche Umgestaltung und Umgruppierung des Stoffes aus dem Gesichtspunkt der Popularität heraus. Es genügt also nicht, mit irgendeinem zeitfälligen Anlaß das Interesse gewissermaßen zu ködern, um sodann dem gespannt Aufhorchenden doch wieder nur das zu bieten, was er im ersten besten Bildungslehrgang hören kann. Vielmehr kommt alles darauf an, ihm die Gewißheit mitzuteilen, daß sein eigenes Interesse einen sachlichen Wert für den Stoff selber besitzt, daß sein Fragen, auch wenn es vor dem Mikrophon nicht laut wird, neue wissenschaftliche Befunde erfragt. Damit ist das äußerliche Verhältnis zwischen Wissenschaft und Volkstümlichkeit, das früher vorherrschte, durch ein Verfahren ersetzt, an dem die Wissenschaft selber unmöglich vorübergehen kann. Denn hier handelt es sich um eine Popularität, die nicht allein das Wissen mit der Richtung auf die Öffentlichkeit, sondern zugleich die Öffentlichkeit mit der Richtung auf das Wissen in Bewegung setzt. Mit einem Wort: das wirklich volkstümliche Interesse ist immer aktiv, es verwandelt den Wissensstoff und wirkt in die Wissenschaft selber ein.

Je mehr Lebendigkeit die Form, in welcher solche Bildungsarbeit vor sich geht, beansprucht, desto unabdinglicher ist der Anspruch, daß sie wirklich lebendiges *Wissen,* nicht nur eine abstrakte, unnachprüfbare, allgemeine Lebendigkeit entfaltet. Daher gilt das Gesagte ganz besonders für das Hörspiel, soweit es lehrhaften Charakter hat. Was nun das literarische im besonderen betrifft, so ist ihm mit kunstgewerblich aus Lesefrüchten und Werk- oder Briefstellen aufgezäumten sogenannten Gesprächen ebensowenig gedient, wie mit der zweifelhaften Kühnheit, Goethe oder Kleist vor dem Mikrophon die Sprache des Verfassers der Niederschrift zu leihen. Und weil das eine so fragwürdig ist wie das andere, gibt es nur einen Ausweg: es mit den wissenschaftlichen Fragen unmittelbar aufzunehmen. Eben dies ist es, was in meinem Versuch be-

absichtigt ist. Es treten da nicht die deutschen Geisteshelden selbst auf, noch hat man es für richtig gehalten, eine möglichst große Anzahl von Werken in Probestücken zu Gehör zu bringen. Um in die Tiefe zu gelangen, ist man vielmehr absichtlich von der Oberfläche ausgegangen. Man hat versucht, den Hörern darzustellen, was in der Tat so tausendfältig und beliebig da war, daß es die Typisierung erlaubt: nicht die Literatur, sondern das Literatur*gespräch* jener Tage. Dieses Gespräch aber, wie es in Kaffeehäusern und auf der Messe, auf Versteigerungen und Spaziergängen in unabsehbarer Abwandlungsart Dichterschulen und Zeitungen, Zensur und Buchhandel, Jugendbildung und Leihbüchereien, Aufklärung und Obskurantismus beleuchtete, hat nun gleichzeitig engste Beziehung zu den Fragestellungen der fortgeschrittenen Literaturwissenschaft, die immer mehr die Bedingungen zu erforschen sucht, welche dem dichterischen Schaffen durch die Zeitverhältnisse gegeben waren. Die Aussprache über Bücherpreise, Zeitungsaufsätze, Schmähschriften, Neuerscheinungen – an sich die oberflächlichste, die sich denken läßt – wieder zusammenzufügen, ist eines der wenigst oberflächlichen Anliegen der Wissenschaft selbst, wie denn solche nachträgliche Neuschöpfung auch erhebliche Anforderungen an die quellenmäßige Erforschung der Tatsachen stellt. Kurz: das fragliche Hörspiel bemüht sich um engste Fühlung mit den Forschungen, die in der jüngsten Zeit zur sogenannten Soziologie des Publikums unternommen wurden. Es sähe seine beste Bestätigung darin, daß es den Fachmann nicht weniger als den Laien zu fesseln vermöchte, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Und damit scheint auch der Begriff einer neuen Volkstümlichkeit seine einfachste Bestimmung erfahren zu haben.

Radau um Kasperl
Hörspiel

Personen

Kasperl
Herr Maulschmidt, *Sprecher am Rundfunk*
Der Speisewirt
Der Karussellmann
Der Budenbesitzer
Der Schießbudenmann
Der Löwenwärter
Puschi, *Kasperls Frau*

Außerdem
Herr Mittmann und Herr Gericke vom Rundfunk
Stationsvorsteher
Lipsuslapsus, *ein Geist*
Der erste und der zweite Schütze
Kinder und Tiere

Man hört Pfeifen und Tuten von Schiffssirenen.
KASPERL Das ist aber mal ein nebliger Morgen.
Von neuem eine Sirene.
KASPERL Die Ohren möchten die einem zerreißen mit ihrem Getute. Haben eben auch kein leichtes Leben, die Schiffe, bei so einem Nebel. Daß meine Frau, die Puschi, grad heut mich hat auf den Markt schicken müssen. Einen Flunder will sie haben, einen Flunder 8 Zentimeter lang. Daß ich es nur nit vergeß. Und fetter sollt' er sein als das letzte Mal. 8 Zentimeter, oh weh, und mein Zentimetermaß hab ich daheim vergessen – wär ich nur erst auf dem Markt. Der Markt, wo ist denn der überhaupt? Autsch, da wär ich beinah ins Wasser marschiert, bei dem Nebel. Nichts kann man sehen bei dem Nebel. – Wenn man aber nichts sehn kann, woher seh ich denn da den Nebel? Mir scheint, auch den Nebel kann man vor lauter Nebel nicht

sehn. – Seh ich den Nebel nun oder seh ich ihn nicht! – Wenn ich ihn nicht seh, dann müßt ich doch anderes sehn. – Und wenn ich ihn seh, dann seh ich eben, dann kanns nicht neblig sein.

HERR MAULSCHMIDT Au, zum Donnerwetter noch mal! Können Sie denn nicht die Augen aufmachen? Müssen Sie denn die Leute umrennen?

KASPERL Wie kann ich die Leut denn umrennen? Ich kann sie doch gar nicht finden, bei diesem Nebel.

HERR MAULSCHMIDT Das möcht Ihnen so passen, mich vor den Bauch stoßen und dann noch grob werden.

KASPERL Warum kaufen Sie nicht ein Nebelhorn, wie die andern Herren?

Man hört wieder eine Sirene.

HERR MAULSCHMIDT Bei Ihnen ists wohl nicht richtig?

KASPERL Sperrens die Ohren doch auf! Hörens nicht, wie der Herr da getutet hat? Dem kann sowas nicht passieren.

HERR MAULSCHMIDT Sie sind ja nicht recht gescheit. Das war doch ein Dampfer.

KASPERL Von mir aus könntens auch im Wasser liegen, Herr Nachbar.

HERR MAULSCHMIDT Wer sind Sie denn überhaupt? Sie impertinenter Geselle!

KASPERL Bitt schön, wem hab ich die Ehre, mich vorzustellen?

HERR MAULSCHMIDT Maulschmidt.

KASPERL Wer sind Sie?

HERR MAULSCHMIDT Maulschmidt.

KASPERL Das nimmt mich aber wunder, Herr Nachbar. Seit wann werden denn Mäuler geschmiedet? Ich dachte, sie werden höchstens gestopft.

HERR MAULSCHMIDT Sie Rüpel, Sie! Ich bin nicht Maulschmidt, ich heiße so.

KASPERL Ja, Herr Nachbar, ich hab Sie doch halt gefragt, wer Sie sind.

HERR MAULSCHMIDT Was Sie sind, meinen Sie?

KASPERL Was Sie sind, wer Sie sind, das kann man mir jetzt eh schon den Buckel lang rutschen.

HERR MAULSCHMIDT Unterstehen Sie sich nicht! Ich bin nämlich eine Respektsperson.

KASPERL Für eine Speckperson scheinens mir ziemlich mager.

HERR MAULSCHMIDT Ich gedenke nicht, meine Zeit länger mit Ihnen zu verlieren. Marsch! Ihren Namen her und dann auf die Wache! Also, sage mir Freundchen, wo stammst du her?

KASPERL Ich stamme aus meinem Vaterland.

HERR MAULSCHMIDT So, wie schreibt sich denn der Herr des Landes?

KASPERL Der schreibt sich mit Tinte auf Papier.

HERR MAULSCHMIDT Nein, meine Geduld ist um. Wollen Sie mir Ihren Namen jetzt sagen oder nicht?

KASPERL Wenns nicht so neblig wär, wüßtet Ihr ihn schon längst, Herr Nachbar.

HERR MAULSCHMIDT Was soll das heißen? Tragen Sie Ihren Namen vorn aufgemalt?

KASPERL Das nicht, aber ich habe einen bunten Rock.

HERR MAULSCHMIDT So sind Sie also Soldat?

KASPERL Das grade nicht. – Aber wissen Sie was, Herr Nachbar, ich werde Ihnen meinen Namen zu raten geben.

HERR MAULSCHMIDT Wie soll ich denn Ihren Namen raten? Das sind ja Possen.

KASPERL Wartens, Herr Nachbar. Also mit Nachnamen, da schreib ich mich Sperl. Und mein Vorname der fängt sich mit einem K an.

HERR MAULSCHMIDT Ihr Vorname kann mir gestohlen werden. Also jetzt marsch auf die Wache, Herr Sperl!

KASPERL Dann führens Ihren Herrn Sperl nur ab. Der bin ich aber nicht.

HERR MAULSCHMIDT Zum Teufel, Sie habens mir doch eben gesagt.

KASPERL Meinen Vornamen den brauchen Sie eben doch.

HERR MAULSCHMIDT Da soll der Teufel draus klug werden.
Das folgende in allmählicher Steigerung vorgebracht. Zum Schluß als Freudenruf der Entdeckung.
K Sperl -- Kas-perl -- KASPERL!!!

KASPERL Jawohl, Herr Nachbar, ich wäre nämlich der Kasperl.

HERR MAULSCHMIDT Aber so ein Glück, Kasperl. Das ist ja ein Freudentag. So lange hab ich dich schon gesucht.

KASPERL Gesucht hättet Ihr mich, Herr Nachbar? Warum denn?

HERR MAULSCHMIDT Kasperl, ich muß dir ein freudiges Geheimnis offenbaren: Ich bin nämlich der Sprecher des Rundfunks.

KASPERL Ei was, sieh da, sieh da, ei was!

HERR MAULSCHMIDT Und seit langem ist es eine meiner höchsten Obliegenheiten, dich, Kasperl, den erfahrenen, berühmten Freund der Kinder vor das Mikrophon zu bringen.

KASPERL Dös gibts fei net.

HERR MAULSCHMIDT Wie, Kasperl, höre ich recht? Die hohe feierliche Ehre, im Rundfunk zu sprechen, wolltest du ausschlagen?

KASPERL Freilich!

HERR MAULSCHMIDT Aber warum denn?

KASPERL Ja wissens, Herr Nachbar, wenns das wissen wollen, das könnt ich Ihnen schon sagen.

HERR MAULSCHMIDT So sprich, o Kasperl!

KASPERL Ich hab Sie doch recht verstanden, Herr Nachbar? Daß Sie vom Rundfunk sind.

HERR MAULSCHMIDT Gewiß doch.

KASPERL Ja wissens, wenn die Funken da so rund rum springen und ich möcht einen fangen, da brennt ich gleich lichterloh.

HERR MAULSCHMIDT Kasperl, du weißt ja nicht, was der Rundfunk ist. Folge mir auf dem Fuße und ich zweifle nicht, bald wirst du anderen Sinnes werden!

KASPERL Ich werd mirs halt unterwegs überlegen.

Straßenlärm.

KASPERL *nach einer Weile:* Sehns, Herr Nachbar, das eiserne Gitter? Indem, daß wir daran entlang spazieren, will ichs mir an den Stäben abzählen.

Man hört ihn nun immer an den Stäben anschlagen.

KASPERL Sprechen werd ich – nicht sprechen werd ich – sprechen – nicht sprechen – sprechen – nicht sprechen – sprechen – nicht sprechen – sprechen – nicht sprechen – sprechen.

HERR MAULSCHMIDT Blick um dich, Kasperl, angelangt wären wir!

KASPERL Was? Dieser garstige Kasten?

HERR MAULSCHMIDT Das Rundfunk-Palais.

KASPERL Da sind ja mehr Fenster als was man zählen kann. Da werden die eingesperrt, wo Rundfunk hören müssen?

HERR MAULSCHMIDT Folge mir, Kasperl, und ich will dir alles erklären.

Pause.

KASPERL *leise:* Ganz angst und bang wird mir vor lauter Stille.

HERR MAULSCHMIDT Pst, pst, hier darf man nicht sprechen.

KASPERL Ich denk, zum Sprechen habns mich kommen lassen.

HERR MAULSCHMIDT Hier herein, Kasperl!
KASPERL Hier ists lustig. Was habns denn da für kleine Käfige? Haltens da Mäuse drin?
HERR MAULSCHMIDT Das sind doch die Mikrophone, Kasperl. In so ein Mikrophon sollst du jetzt gleich hereinsprechen.
KASPERL Was passiert dann?
HERR MAULSCHMIDT Dann hört man dich auf der ganzen Welt.
KASPERL Auch in Putzingen. *Bei Seite:* Da wohnt der Seppl, dem wollt ich schon lang meine Meinung sagen.
HERR MAULSCHMIDT Natürlich, gleich werden wir einschalten.
KASPERL Wenn ichs mir überleg, möcht ich erst mal zuhören.
HERR MAULSCHMIDT Gewiß, Kasperl, mit Vergnügen. Dresden, Posen, Brünn, Mailand, Brüssel, Kassel, Linz, London, Wien, Riga, Breslau – was du nur willst. Dreh nur hier an der Scheibe, dann hörst dus!
Um Gotteswillen, Kasperl, nicht so! *Man hört eine Minute lang Fading-Geräusche.*
KASPERL Mir scheint, das ist alles eins. Geschossen wird überall. *Nochmals Fading-Geräusche.*
Das ist ein Krachen, da komm ich nicht gegen auf.
HERR MAULSCHMIDT Herr Mittmann, Herr Gericke, kommen Sie schnell mal rein! Schalten Sie ein. Kasperl spricht.
KASPERL Das hört jetzt der Seppl in Putzingen.
HERR MAULSCHMIDT Ich denk schon. – Alles fertig, Herr Mittmann?
Stimmen: Ruhe, es spricht jetzt Kasperl.
KASPERL Wenns nur nicht gar so weit wär nach Putzingen. Da möcht ich mir noch die Kehle anfeuchten, daß der Seppl mich gut versteht.
HERR MAULSCHMIDT Wenns weiter nichts ist, gleich hol ich dir aus der Kantine ein Helles.
KASPERL So, das wär fein. Das scheint mir der richtige Augenblick. *Räuspert sich.* Du miserabliges Mistviech, du! Elende Kreatur! Hörst mich? Wer hat dir das angeschafft, daß du den Flurschütz hast rufen müssen? Grad, wie ich auf dem Pflaumbaum gesessen bin. Dös wer ich dir heimzahln. Du Sakramentskerl, du elendiglicher! Komm du mir nochmal vor die Finger! Dir hab ich eine Watschn zurecht gelegt, da besinnst dich –
Telefonläuten. Fräulein: Hier Fernamt. *Stimme:* Jawohl. Ich

verbinde. *Neue Stimme:* Polizeipräsidium Putzingen. Dort Rundfunk?

HERR MAULSCHMIDT Um Himmelswillen! Ausschalten! Unterbrechen! Der Malefizkerl, der Kasperl, der Halunke. Ein Hundeleben, kaum hat man den Rücken gekehrt... Herr Mittmann! Herr Gericke! Haltet ihn! Haltet ihn! Tot oder lebendig, ich muß ihn haben, den Kasperl.

Türenschlagen, Scheppern von Scherben. Neues Telefonläuten. Dazwischen Autohupen. Rufe: Da vorn! Um die Ecke!

HERR MAULSCHMIDT Fort ist er. Aber wir kriegen ihn noch. Das wär ja gelacht.

Pause.

KASPERL Uff! Uff! Da kann einer außer Atem kommen. Nun, Gottseidank, hier habe ich einen ruhigen, abgelegenen Platz gewonnen. Hier kann ich verschnaufen. Verschnaufen? Gut gesagt, Kasperl. Eigentlich wär es nun höchste Eisenbahn, daß ich nach Haus komme. Ein wahres Wunder, daß ich den Fisch immer noch bei mir trage. Und die Puschi, die wird schon Hunger haben. Nein, wirklich, höchste Eisenbahn. *Er wiederholt in sinnierendem Ton:* Eisenbahn, Eisenbahn, was ich sage, da scheint sie ja gerade zu sein. Das ist doch der Bahnhof. Teufel. Teufel. Halb drei. Aber da muß doch der Zug nach Tuntenbühl bald abgehn. Da wolln wir doch einmal gucken, wer heut alles nach Tuntenbühl reist.

Man hört den Schall und das Getrappel von Schritten.

Was ist das nur für ein Trappeln. Da hat wohl wer Angst, den Zug zu versäumen. Was sehe ich, das ist ja ein ganzer Haufen? Und da vorn einer, der kommt mir bekannt vor. Wenn das nur am Ende der Herr Maulschmidt nicht ist.

HERR MAULSCHMIDT Hallo! Hallo! Da ist er, da läuft er. Das könnt ihm so passen, nach München und dann auf und davon. *Andere Stimmen:* Aber diesmal kriegen wir ihn. Den wollen wir mal hoppnehmen. Jetzt heißts die Beine in die Hand genommen.

KASPERL Mir scheint, jetzt wirds brenzlig. Wer doch auf solchem Bahnhof sich auskennte! Der könnt sicher irgendwo unterschlupfen. Ich versuchs mal mit der Gepäckabgabe.

HERR MAULSCHMIDT Und einer muß unterm Gepäck nachsehen, ob er sich da nicht verkrochen hat.

KASPERL O weh! Mit dem Gepäck das ist scheinbar nichts. Wie wärs mit dem Wartesaal?

HERR MAULSCHMIDT Und Sie, Herr Gericke, in den Wartesaal! Und daß Sie mir ja unter allen Tischen nachsehn!

KASPERL Im Wartesaal scheints also auch nicht geheuer. Das beste wär, ich stell mich hier hinter den Pfeiler.

MAULSCHMIDT Und Sie, Herr Mittmann, daß Sie mir ja hinter allen Pfeilern nachsehn!

KASPERL Ich pfeif aus dem letzten Loch.

Man hört den Pfiff einer Lokomotive.

KASPERL Mir scheint, hier gibts für mich nichts zu pfeifen. Wie wärs, wenn wirs mit dem Klopfen versuchten? Vielleicht kann diese Glastür mir helfen?

Er klopft.

KASPERL Keine Antwort.

Er klopft stärker, alles bleibt stumm. Man hört die Tür knarren.

KASPERL Nett sind die Leute in so einem Bahnhof. Sperren die Türen erst gar nicht zu.

Pause.

Ei, was liegt denn für eine Mütze da auf dem Tisch? Eine hübsche rote Mütze mit Schirm. So eine hat doch der Xaverl, der wo in Hutzelsheim Stationsvorstand ist. – Kasperl, die Mütze, die steht dir nicht übel. Nur die Spiegel, die müßtens hier sauberer halten. Und das hübsche Stäbchen da auf dem Tisch, das wollen wir nur gleich mitnehmen. Kasperl, hat der Herr Lehrer schon immer gesagt, du brauchst das Stöckchen nötiger als jeder andere.

Man hört jetzt wieder die Stimmen der Verfolger: Fort ist Kasperl. Verschwunden. Sicher im Zug. Aber diesmal soll er uns nicht entwischen.

Bahnhofsgeräusche.

DER STATIONSVORSTEHER Meine Mütz, meine Mütz! Hat keiner meine Mütze gesehen? Aber nur Geduld, sie wird sich doch finden. Gott sei Dank, daß ich noch zehn Minuten Zeit hab, bis ich mein Abfahrtssignal geben muß.

KASPERL Alles einsteigen!

MAULSCHMIDT Was, wir fahren schon los? Haben Sie den Kasperl gefunden, Herr Gericke?

GERICKE Grad will ich gehn, im Speisewagen nachschaun. Wenn er da nicht ist, müssen wir schnell wieder aussteigen.

KASPERL Abfahren!

Man hört den Pfiff der Lokomotive und das Geräusch der anziehenden Maschine.

KASPERL So, die Luft wäre rein. Wollen wir mal sehn, daß wir uns ein bißchen erholen. Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang, Herr Kasperl? – Ganz einverstanden. – Das ist nett. Ich wußte ja, immer bin ich mit mir selbst einverstanden. So jemand find't man nicht alle Tage, der immer mit allem einverstanden ist. Da will ich die Gelegenheit wahrnehmen und mich noch ein bißchen mit mir selbst unterhalten: Schönes Wetter, Kasperl, nicht wahr? –

Die Antworten immer vom gleichen Sprecher, aber in Baß.

»Schönes Wetter.«

»Hätt ich gar nicht gedenkt, nach so einem nebligen Morgen. Oder du?«

»Da wär ich gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß heut noch so schön wird.«

»Siehst du, das hab ich mir gleich gedacht, daß du dir das nicht gedacht hast.«

»Und ich hab mir gleich gedacht, daß du das gleich denkst, daß ich das gar nicht gedacht hätt.«

»Was, du willst mich wohl frotzeln?«

»Was unterstehst du dich? Aber ich will dir nur eines sagen, ich habs schon lang satt, immer mit mir einer Meinung zu sein.«

»Du kriegst eine Watschn. Eins, zwei, drei.«

Man hört einen Knall, dieselbe Stimme, die unmittelbar vorher gesprochen hat, schreit:

Au! – Mir scheint, die Watschn, die hab ich mir selbst gegeben. Das tut nicht gut, wenn man Streit mit sich selbst hat. Sei gescheit, Kasperl, hör lieber zu, was sie dort für Musik machen.

Jahrmarktslärm. Aus dem Lärmen der Drehorgeln, den Stimmen der Ausrufer, dem Klingeln der Karussells löst sich die Stimme des chinesischen Speisewirts heraus, dessen Anpreisung als kunstreiches Rezitativ mit einer diskreten Musikbegleitung, Flöten oder Kastagnetten, vorzutragen ist.

DER CHINESISCHE SPEISEWIRT Ich bin ein chinesischer Speisewirt. Ich komme aus China. Von Jugend auf habe ich nichts rechtes

vor mich gebracht. Nun habe ich auf den Jahrmärkten ein Wein- und Speisehaus aufgemacht. Weder Verlust noch Gewinn hat man hier im Auge, sondern einzig die Bequemlichkeit der Kunden. Alle Sorten von Speisen sind hier vorrätig. Hört zu, ich zähle sie Euch alle auf: in Wasser gekochtes Huhn, in Öl gebackne Fleischklöße, hart und knusprig, mit viel Zucker bestreut, geräucherten Schinken, Seegurken, Schwalbennester, große Stücke Hammelfleisch mit fünferlei schönen Gewürzen; nachdem ich mit diesen Speisen fertig bin, komme ich zu den Reisspeisen. Will man Reis- oder Weizenmehl, wer von Mehl bereitete Speisen will, kann auch die fertig haben. Außerdem gibt es auch trocknen Reis, nach dem Essen schenke ich eine Tasse Tee ein. – Herrn Gäste, ob Ihr Geld habt oder keines, Ihr könnt ruhig näher treten. Nur ein Kleidungsstück braucht Ihr mir zum Pfande zurückzulassen, dann kreide ich Euch die Zeche an.

KASPERL Ei, das hab ich mir ja schon lange gewünscht, endlich mal chinesisch zu essen. Die Chinesen, die essen doch faule Eier und Regenwürmer. Herr Koch, bitte schön, meine Mütze; dafür möcht ich eine Portion großes chinesisches Hochzeitsessen.

DER SPEISEWIRT Ihre Mütze kann ich nicht nehmen, mein lieber Herr. Solche Mützen, wie Sie haben, trägt man weder in Europa noch China. Und soviel ich auf der Welt schon herumgekommen bin, Mützen mit Schellen habe ich noch nirgends gesehn.

KASPERL Darum keine Feindschaft, Herr Nachbar, für ein schönes chinesisches Essen können Sie auch meine Jacke haben.

DER SPEISEWIRT Ja, aber sehn Sie denn nicht mein Schild hängen, geflickte Sachen nehmen wir nicht.

KASPERL Nun, dann kriegt Ihr was, was Ihr bestimmt nehmt.

DER SPEISEWIRT Was wäre denn das, mein Herr?

Man hört einen Knall.

KASPERL Eine Watschn.

DER SPEISEWIRT *bricht in ein langes kunstvolles Gejammer aus, etwa:* aueiaueiaueiauei.

KASPERL Das ist eine hübsche Sprache, chinesisch.

Man hört die Glocke des Karussells.

Bitt schön, ich wollt mal fragen, was eine Fahrt kostet.

DER KARUSSELLMANN Eine Fahrt kostet fünf Pfennig.

KASPERL Und da muß man danach dann raus?

DER KARUSSELLMANN Ja natürlich, dann muß man raus.
KASPERL Aber wenn ich mich in ein Schiff setz...
DER KARUSSELLMANN ... mußt du auch raus.
KASPERL Aber auf einen Elefanten, da kann ich doch droben bleiben?
DER KARUSSELLMANN Da mußt du für zwei Fahrten bezahlen.
KASPERL Aber dann mag ich noch längst nicht raus.
DER KARUSSELLMANN Also, wie lang willst du denn fahren?
KASPERL Ich dacht so ein Stündchen.
Man hört zwischendurch hin und wieder die Karussellmusik und das Läuten.
DER KARUSSELLMANN Dann mußt du halt neun Billetts nehmen.
KASPERL Und was könnt das kosten, Herr Nachbar?
DER KARUSSELLMANN Neun mal fünf tät das kosten, scheint mir.
KASPERL *zögernd, ratlos:* Ja so, Herr Nachbar, ja so.
DER KARUSSELLMANN Nun, woran fehlts denn?
KASPERL Ich möcht mirs halt aufschreiben.
DER KARUSSELLMANN Bitte schön, bitte sehr.
KASPERL Was tät ich denn da am besten zuerst schreiben, Herr Nachbar?
DER KARUSSELLMANN *ungeduldig:* Fünf mal neun ist fünfundvierzig. Stimmts?
KASPERL *langsam:* Fünfundvierzig, das schreib ich mal auf, da fang ich mit einem V an.
DER KARUSSELLMANN Schreibens doch ganz einfach 4 und 5.
KASPERL Ja, die 4, das hab ich doch mal gewußt, wie man 4 schreibt.
DER KARUSSELLMANN Bitte schön, ich schreibs Ihnen vor: Einen Strich von oben nach unten, noch einen von links nach rechts und zum Schluß noch einen von oben nach unten, macht 4.
KASPERL Macht drei.
DER KARUSSELLMANN Macht vier.
KASPERL Macht drei.
Der Wortwechsel beschleunigt sich. Kasperl zählt auf: ein Strich und noch ein Strich und noch einer – macht vier. – Macht drei. *usw.*
DER KARUSSELLMANN Wenn ichs Ihnen doch sage, daß das eine Vier ist. Habens denn nichts in der Schule gelernt.
KASPERL Dös könnt Ihnen so passen, die Leut frotzeln. Erst habens

gesagt einen Strich, dann sagens noch einen Strich und dann sagens zuletzt nochmal einen. Das macht drei. Und das werdens gleich sehen, wie das drei macht.
Man hört den Knall von drei Backpfeifen.
Eine Watschn und noch eine Watschn und noch eine Watschn. Dös macht drei Watschn. Dem hätten wir das Rechnen mal ausgetrieben.
Der Wortwechsel geht in eine Keilerei über. Nach einer Pause:
KASPERL Aber das Karussell freut mich gar nicht mehr. Hören wir lieber, was es hier nebenan gibt.
Durch den Jahrmarktslärm die Stimme eines Budenbesitzers:
DER BUDENBESITZER Eingetreten, meine Verehrtesten! Nähergetreten, meine Damen und Herren! Was sagt Ihnen der Anblick dieses Zeltes, verehrte Anwesende? Ahnen Sie etwas beim Anblicke dieser meiner schlichten Hütte? Und doch, meine Damen und Herren, dürfen Sie sie nicht verwechseln mit den niederträchtigen Schwindelbuden, die hier rings herum vor Ihnen sich auftun. Denn dies, meine Damen und Herrn, dieses schlichte Zelt ist die irdische Niederlassung des Geistes Lipsuslapsus, des Unsichtbaren, Allwissenden, großen Zaubermagiers, welcher sich, meine Damen und Herrn, eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen wird, Ihre werte und angenehme Zukunft Ihnen vorherzusagen. Fragen Sie ihn um Rat, meine Herrschaften, Lipsuslapsus entdeckt verlorene Gegenstände, gibt Ihnen fremde Sprachen im Schlaf, deutet Ihnen Träume, löst Ihnen Schulaufgaben.
KASPERL Schon so lange wollt ich ein braveres Leben führen, vielleicht, daß dieser unsichtbare Geist mir dazu verhilft.
DER BUDENBESITZER Bravo, junger Mann! Seien Sie sicher, daß er Ihnen dazu verhelfen wird. Links herein, bitte schön, links herein! Bitte, die zwanzig Pfennig für meine schlichte Hütte nicht zu vergessen.
Pause.
KASPERL *leise:* Etwas feucht ists hier drin. Sieht mir eigentlich mehr nach einem Gewölbe aus. Mir wird ganz sonderbar zu Mute. Aber ich glaube, ich muß mich vernehmen lassen.
Das folgende Echospiel muß durchaus feierlich und getragen herauskommen, insbesondere müssen die Antworten sich als Widerhall aus der Ferne kennzeichnen.

KASPERL Erlaube mir, Lipsuslapsus, daß ich dich über mein späteres Leben befrage.
LIPSUSLAPSUS *das Echo:* Frage!
KASPERL Welchen Weg soll ich betreten, um späterhin nicht über mich zu weinen?
LIPSUSLAPSUS Einen!
KASPERL Wie soll ichs anfangen, meine Fähigkeiten zu prüfen?
LIPSUSLAPSUS Prüfen!
KASPERL Soll ich nicht vielleicht die Weltweisheit studieren? Denn was ist der Mensch ohne Philosophie?
LIPSUSLAPSUS Vieh!
KASPERL Doch man hungert dabei. Kann man leben von seinem Genie?
LIPSUSLAPSUS Nie!
KASPERL Ist es also nötig, daß ich mir einen einträglichen Beruf suche?
LIPSUSLAPSUS Suche!
KASPERL Die Rechtswissenschaft ist eine mühselige Straße, die will ich andere wandern lassen.
LIPSUSLAPSUS Andern lassen!
KASPERL Nun, so werd ich Doktor.
LIPSUSLAPSUS Tor!
KASPERL Scheint dir denn die Medizin nicht sehr erfreulich?
LIPSUSLAPSUS Freilich!
KASPERL Und wichtig für das Leben?
LIPSUSLAPSUS Eben!
KASPERL Was fehlt denn zu eines Arztes Glück?
LIPSUSLAPSUS Glück!
KASPERL Nun, dann werde ich Staatsmann werden. Will dir das auch nicht gefallen?
LIPSUSLAPSUS Fallen!
KASPERL Ja, Lipsuslapsus, da hast du wohl recht. Da mag es Fallen geben, in die schon mancher Klügere fiel.
LIPSUSLAPSUS Viel!
KASPERL So nehm ich mir eine reiche Witwe.
LIPSUSLAPSUS Weh!
KASPERL Dann hab ich doch Geld, was hindert mich, daß ich mich freue?
LIPSUSLAPSUS Reue!

KASPERL Was soll ich denn also tun, um mir Geld ohne Reue zu erwerben?

LIPSUSLAPSUS Erben!

KASPERL *man merkt am Ton der Stimme und an Geräuschen, daß er wieder im Freien ist:* Aus diesem Geist ist nicht klug zu werden. Das war nicht das richtige. Außerdem hab ich da so einen Verdacht, ich glaube, dem Budenmenschen, dem werd ich seinen Geist jetzt mal ausbleuen.

Man hört jetzt wieder die Stimmen der Verfolger.

ERSTE STIMME Grade sah ich ihn durchflitzen, Herr Maulschmidt.

ZWEITE STIMME Diesmal werden wir den Halunken schon kriegen.

Andere Stimmen: Links herum, Herr Mittmann! Und Sie verlegen ihm rechts den Weg! Schnell Herr Gericke! Sehn Sie, da läuft er ja! *Man hört Schüsse.*

STIMME DES SCHIESSBUDENBESITZERS Hier meine Herren, hierher, aufgepaßt, meine Herrschaften! Einmalige Gelegenheit wird Ihnen hiermit geboten, in meinem Amusement die Welt mit einem Schuß wieder in Ordnung zu bringen. Beachten Sie bitte mein Tableau, mein Tableau garantiert Original Puppen- und Wunderwerke: Hier dieser Vater, Sie brauchen ihn nur ins Schwarze zu treffen, setzt sofort mit dem Fuß die kleine Wiege in Bewegung, in der sein Jüngstes liegt. Und wenn Sie dahinten rechts den Geiger ins Schwarze treffen, so fängt er an, die Fiedel zu spielen, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht. Haben Sie den Mohren gesehen, der da vor der verschlossenen Pforte wartet? Treffen Sie ihn in die kleine Zehe und meine Herren, Sie erleben es, daß die Pforte vor Ihren staunenden Augen aufspringt, und Sie sehen das Innere des Sultanpalastes in seiner Pracht und in seiner Herrlichkeit. Wenn Sie aber ein edles Werk tun und einen Gefangenen aus seinem Kerker befreien wollen, meine Herren, so brauchen Sie nur sein Kerkerfenster zu treffen, und im Nu wird er sich hinaus und ins Freie schwingen. Dieses, meine Herren, ist das achte Weltwunder, Doktor Knallböllers internationale berühmte Schießbude.

Die Rede wird hier unterbrochen von neuerlichem Stimmengepolter der Verfolger wie oben. – Dazwischen, wie auch schon während der Rede des Schießbudenbesitzers, hört man ab und zu Schüsse fallen.

DER ERSTE SCHÜTZE Au, du, Gustav, ich nehm mir den Bären aufs Korn. Der tanzt, wenn man ihn trifft.

DER ZWEITE SCHÜTZE I wo, Mensch, nicht doch, der da hinten ist knorke. So einer ist mir noch in keiner Bude vorgekommen.

DER ERSTE SCHÜTZE Und wie natürlich der aussieht. Da möchte man doch direkt drauf schwören, daß er nicht gemalt ist.

DER ZWEITE SCHÜTZE Ich kann bloß den schwarzen Fleck nicht finden, wo man drauf schießen muß.

DER ERSTE SCHÜTZE Mensch, Gustav, was meinst du, was kann denn der, wenn man ihn trifft?

DER ZWEITE SCHÜTZE Das wollen wir doch gleich mal feststellen.

Man hört das Knacken des Hahns.

KASPERL Gnade, meine Herren, Gnade. Bitte schießen Sie nicht, meine Herren. Gnade für Kasperl.

DER ERSTE SCHÜTZE Ich denk, der Affe laust mir. Die Puppe kann sprechen.

KASPERL Meine Herren, ganz ergebenst gestatte ich mir, darauf hinzuweisen, ich bin nämlich keine Puppe. Infolge bedrängter Umstände bin ich leider genötigt gewesen, hier als Puppe unterzutreten.

DER SCHIESSBUDENBESITZER *sehr laut:* Ruhe! Hier wird nicht gequatscht! Was unterstehen Sie sich, Unordnung in meinen Betrieb zu bringen. Wer sind Sie denn überhaupt?

KASPERL *beiseite:* Die Luft ist rein. Die Bande ist abgezogen.

Stimmen der Verfolger: Nicht zu finden. Wir sind wieder mal die Lackierten.

KASPERL Bitte sehr, Herr Schießereidirektor, ich wollte hier nur mal meine Kunst zeigen. Hier ist ein Groschen. Geben Sie mir mal ein Gewehr.

DER SCHIESSBUDENBESITZER Bitte sehr, bitte schön.

KASPERL Haben Sie hier nichts mit Musik?

DER SCHIESSBUDENBESITZER Aber natürlich. Wir haben hier ein kleines Rundfunkorchester. Wenn Sie den Kapellmeister treffen, hören Sie die Ouvertüre zu der Oper »Plimplamplasko oder Der verzauberte Affenprinz«.

Man hört einen Schuß, darauf eine lustige Spieluhrmusik, die schließlich wieder im Jahrmarktslärm untergeht.

KASPERL Das wär alles ganz schön und gut, wenn ich nur nicht beim Lipsuslapsus meinen Flunder vergessen hätte. – Da ist

guter Rat teuer. Der Markt ist schon lange aus, wo kann ich jetzt einen Fisch herkriegen? Ohne Fisch darf ich der Puschi nimmer nach Hause kommen. – Da kommt mir eine Idee. Wie wärs Kasperl, du wolltst dir doch längst schon den zoologischen Garten anschaun? Nur nicht gezaudert! Ein Satz, da sind wir über der Mauer.

Klatscht in die Hände.

Nun keine Zeit verloren, da unten am Teich da werden wir unsern Fisch schnell fangen.

STIMMEN DER KINDER Heda, Kasperl, hallo, hallo, Kasperl, hörst du uns nicht? Komm doch her!

DAS ERSTE KIND Kasperl, was machst du denn hier?

KASPERL Ach, guten Tag. Tag, Hans. Ja weißt du, ich ... eigentlich wollte ich ... nämlich ... Weißt du was, ich bin grade hier, wieder mal ein bißchen Tiersprache zu studieren.

DAS ERSTE KIND Was? Du lernst hier Sprache?

KASPERL Nein, weißt du ... eigentlich, ich kann nämlich schon alle. Nur bei den Meerschweinchen, da fehlen mir noch ein paar Worte. Darum bin ich eigentlich hierher gekommen.

DAS ERSTE KIND Au, Kasperl, wenn du die Tiersprache kennst, da mußt du aber gleich mitkommen. Da mußt du uns gleich erzählen, was die Tiere überall sagen.

STIMMEN DER KINDER Mitkommen! Mitkommen! Erst zu den Affen! Nein, zum Rhinozeros! Quatsch! Mensch! Bei den Raubvögeln soll er anfangen!

EIN KLEINES MÄDCHEN Kasperl, sei lieb, komm mit zu den Antilopen!

KASPERL Kinder, Kinder, nur immer sachte. Eins nach dem andern. Wie wär es denn, wenn wir hier bei den Füchsen und Wölfen anfangen?

STIMMEN DER KINDER Ja, fein, einverstanden! Machen wir!

Man hört Wölfe heulen und Füchse bellen. Nach einer Pause:

STIMMEN DER KINDER Nun, Kasperl, was reden die? Sag doch was, Kasperl!

KASPERL Also die reden ... Ja, da werdet ihr euch ja wundern. Die unterhalten sich nämlich davon, was sich jeder, wenn er mal tot ist, am liebsten für seinen Pelz wünscht.

STIMMEN DER KINDER Das verstehn wir nicht, Kasperl. Was soll das heißen?

KASPERL Also, seht mal. Da ist zum Beispiel der kleine Fuchs mit dem zerrissenen schäbigen Fell, der sagt: am liebsten möchte er später, wenn er mal tot ist, auf dem Tornister eines Soldaten sitzen und mit dem in den Krieg ziehen.

STIMMEN DER KINDER Und der Wolf da, was sagt denn der?

KASPERL Der Wolf, der möchte am liebsten als Fußmatte in ein Försterhaus mitten im Wald kommen.

STIMMEN DER KINDER Und der süße kleine Blaufuchs? Was sagt der?

KASPERL Der hat sich sein Lebtag gewünscht, die Menschen einmal aus der Nähe kennenzulernen. Und nun möchte er später ein Muff werden, in den ein kleines Mädchen die Hände steckt.

STIMMEN DER KINDER Weiter, Kasperl! Hierher, Kasperl! Zu den Affen! Was sagen die?

Man hört das Grunzen und Schreien der Affen.

KASPERL Ihr müßt aber still sein! Die Affensprache ist schwer. Ich kann sie sonst gar nicht verstehen.

DAS ERSTE KIND Ach, die Affen, die haben glaub ich gar keine Sprache.

STIMMEN DER ANDERN KINDER Ruhe!

KASPERL Ja, das ist eine merkwürdige Geschichte. Ihr seht doch den großen Pavian, der auf dem Baume zu oberst sitzt. Der hält den jüngern Affen grad eine Rede, in der ermahnt er sie streng, daß sie sich ja immer affig benehmen, wenn sie Menschen in ihrer Nähe haben. Und sagt, je dümmer ihr euch anstellt, desto besser.

DAS ERSTE KIND Warum denn?

KASPERL Ja, das fragen die Affen ihn auch eben. Und wißt ihr, was er da antwortet? Damit die Menschen nicht wissen, wie klug wir sind und nicht merken, daß wir auch eine Sprache haben, denn sonst würden sie uns zwingen, zu arbeiten.

DAS ERSTE KIND Und was sagen sie noch?

KASPERL Ja, jetzt unterhalten sie sich über die Vorteile und die Nachteile der Gefangenschaft. Und die meisten sind ganz zufrieden damit, weil sie Nahrung haben und Spielgefährten und einen warmen Käfig, in dem sie vor Regen und Kälte geschützt sind.

Man hört ein paar schrille Schreie von einem Affen.

DAS ERSTE KIND Und der kleine Affe? Was sagte der eben?

KASPERL Der ist mit den andern nicht einverstanden. Das wäre, sagt er, ganz schön und gut, aber nichts kann ihn darüber trösten, daß er hier in dem Käfig immer nur Affen und wieder Affen um sich sieht und höchstens mal Menschen und daß er alle Affen und alle Menschen gern für den Anblick eines einzigen Papageis oder einer Giraffe oder sogar des kleinsten Schmetterlings geben würde.

Man hört wieder Grunzen.

KASPERL Habt ihr den Orang-Utan da drin grunzen hören? Der sagt, das sei überhaupt eine Ungerechtigkeit, warum denn die Schmetterlinge im Zoo keinen Käfig haben.

DAS ERSTE KIND *flüsternd:* Wißt ihr was, ich glaube der schwindelt. – Kasperl, was reden denn da die Elefanten?

KASPERL Ach, die sind unzufrieden, weil der Sperling heut noch nicht da war, der ihnen jeden Morgen die Neuigkeiten von den andern Tieren erzählt.

DAS ERSTE KIND Frag ihn mal, Kasperl, wie's seinem Baby geht.

Kasperl brummt etwas; dann:

KASPERL Er sagt, es hat heut früh schon zehn Flaschen getrunken.

DIE KINDER Hat ja gar kein Baby. Is ja nich wahr.

DAS ERSTE KIND Kasperl, was schreien denn da die Löwen?

KASPERL Die rechnen sich grade aus, der wievielte heute ist.

DAS ERSTE KIND Frag sie doch mal, ob sie nicht Bonbons haben wollen!

Kasperl stößt ein paar kleine Schreie aus; dann:

KASPERL Furchtbar gern, sagen sie.

DIE KINDER Die fressen keine Bonbons. Is ja Schwindel.

Immer lauter: Alles Schwindel! Schäm dich, Kasperl! Pfui, Kasperl! Mach, daß du weiterkommst! *Pfiffe und Schreie.*

DER WÄRTER Die Kinder, die sind heut wieder mal ganz außer Rand und Band. Eine Plage mit diesen Jören. – Ach, das Leben ist schwer. – So stoß ich nun meinen Karren mit Fleisch vor mich her, aber seit mein großer Löwe Moholy vorige Woche gestorben ist, freut mich die ganze Fütterung nicht mehr. Wie fehlt mir doch sein tiefes freundliches Brüllen, wenn ich mich mit der Vespermahlzeit seinem Käfige näherte. Wie fehlt mir das Funkeln aus seinen wilden Augen und der Anblick des wirbelnden Sands, den sein Schweif vom Boden des Käfigs peitschte. Aber welch ein Trost ists in all dem Kummer, daß die gütige

Direktion meiner untertänigen Bitte Gehör schenkte und unsern braven Moholy hat ausstopfen lassen. So bleibt mir wenigstens der Anblick des leeren Käfigs erspart und sehe ich nur ein Stückchen von seiner Tatze im Hintergrunde des Käfigs – denn man hat ihn ganz hinten hinterm Verschlag verborgen, damit ihn die Sonne nicht ausbleicht, – sehe ich nur dieses Stückchen Tatze, so wird mir schon wohler. Aber was stehe ich hier und schwatze, nur weiter, meine Runde ist noch nicht halb vollendet.

Die Stimmen der Verfolger: Laßt den ganzen Zoo absperren! Hier im Zoo muß der Kasperl sein! Polizei anrufen! Diesmal kriegen wir ihn bestimmt. Heda, Kinder, wo ist der Kasperl?

KASPERL Dieser entsetzliche Maulschmidt. Da ist er mit seiner Bande schon wieder. Schnell sind die Kerls zurückgekommen. Keine ruhige Minute hab ich gehabt, seit ich mich mit dem Rundfunk einließ. Hätt ichs nur bleiben lassen. Jetzt ist guter Rat teuer. Halt! Was seh ich? Der Löwenkäfig. Sagte mir Puschi nicht gestern erst, daß sie da einen ausgestopften Löwen drin haben? Ausgestopft oder lebendig, immer noch besser, als die Schwefelbande auf meinen Fersen. Mut gefaßt, Kasperl, hinein und die Türe hinter dir zugeschlagen!

Das folgende aus einem Innenraum:

KASPERL Füttern und Necken verboten. – Ich glaub, den könnt ich füttern soviel ich wollte, wenn einer mal ins Gras gebissen hat, schmeckt ihm nichts mehr.

Die Stimmen der Verfolger wie oben.

KASPERL Da rückt er schon an, der Herr Maulschmidt. Aber diesmal will ichs ihm zeigen.

Das folgende nicht mehr im Innenraum.

KASPERL Jawohl, meine Herren, bitte ergebenst, näherzutreten. Nehme hier gern Besuch entgegen. Eintritt frei, meine Herren! Und mein Freund wird sich freuen, Sie zu begrüßen. Gestatten Sie, daß ich hintergehe und ihm Bescheid sage.

Nun wieder aus dem Innenraum: wildes Löwengebrüll.

HERR MAULSCHMIDT Gott bewahre uns, der Löwe.

KASPERL *aus dem Innenraum:* Ja, mein Freund ist ganz einverstanden, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Tür öffne, er wird herauskommen und Ihnen den Weg zeigen.

Sowie Kasperl ausgesprochen hat, läßt er langsam zunehmendes Löwengebrüll ertönen.

Die Stimmen der Verfolger: Um Himmelswillen, er läßt den Löwen heraus! Rette sich wer kann! Zu Hilfe! Zu Hilfe! *Die Stimmen verlieren sich.*

KASPERL *schlägt eine teuflische Lache an.*
Für heute, meine Herren, hätten wir uns, denk ich, zum letzten Male gesehn.
Pause.

KASPERL Hallo, Taxi!
Straßenlärm.
Chauffeur! Firlefanzgasse 1–12, aber schnell!

STIMME DES CHAUFFEURS Muß ein Irrtum sein, lieber Herr, da gibts doch nur zwei Häuser.

KASPERL Aber bei meinem, da zählen die Fenster mit, los!
Straßenlärm, nach einiger Zeit der Knall einer Explosion.
Pause.
Glockenläuten.

KASPERL Hab ich aber geschlafen. Das ist doch das Glockenspiel von Sankt Katharin. Sechs Uhr abends und ich lieg noch im Bett?

FRAU PUSCHI Nicht so laut sprechen, Kasperl, du mußt dich schonen. Gehts dir schon besser?

KASPERL Kreuzfidel bin ich wieder.

FRAU PUSCHI Ach, lieber Kasperl, wenn ich denk, wie sie dich mir gebracht haben. Das Bein verbunden, auf einer Bahre.

KASPERL Davon mag ich nichts hören. Das ist schon vorüber. Das tut gar nimmer weh. Sag mir lieber, was all die Pakete da zu bedeuten haben.

FRAU PUSCHI Die haben dir die Kinder gebracht, die heute mit dir im Zoo waren.

KASPERL Zeig doch her, Puschi!
Während der folgenden Aufzählung hört man das Rascheln von Papieren. Der Inhalt der Pakete wird abwechselnd von Kasperl und von Puschi ausgerufen.

KASPERL UND PUSCHI Eine Schachtel Schokoladenzigarren. – Ein Revolver aus Marzipan. – Eine Puppe aus Krokant. – Eine Standuhr aus Schokolade. – Einen Krampus aus Backpflaumen. – Eine bunte Schüssel. – Eine Biskuitvase. – Ein Pfefferkuchenhaus. – Einen Säbel aus Kandiszucker.

KASPERL Soll ich erst den Revolver essen oder den Säbel?

FRAU PUSCHI Den Revolver will ich.
KASPERL Du kriegst den Krampus.
FRAU PUSCHI Nein, die Standuhr. Die will ich als Suppe essen.
KASPERL Angefangen wird mit der Vase, die ist die Vorspeise.
FRAU PUSCHI So geht das nicht, Kasperl. Ich bin die Hausfrau, ich muß das Menü machen.
KASPERL Du hast recht, und ich muß einen Plan machen.
FRAU PUSCHI Was für einen Plan mußt du denn machen?
KASPERL Wegen dem Herrn Maulschmidt.
FRAU PUSCHI Was brauchst du denn einen Plan für den?
KASPERL Daß ich mir überleg, wenn ich den wieder treffe, wie ich dem hübsch nach der Reihe die Knochen zerbrech.
FRAU PUSCHI Aber, Kasperl!
KASPERL Anfangen könnt man vielleicht mit dem Schlüsselbein. Ich denk mir das nett, mit dem Schlüsselbein anfangen. Dann könnt ich mir denken, daß schon das Schienbein drankäme. Jetzt wenn ich nur wüßt, das rechte oder das linke. Beide möcht ich ihm nicht zerbrechen. Das wär gemein. – Nachher möchten sich aber die Rippen beleidigt fühlen, wenns ganz bleiben. Da müßt man fein zählen, daß man nicht die falsche Rippe zerbrecht. Wieviel Rippen mag der Herr Maulschmidt haben? Was meinst, Puschi, wo der nämlich so lang ist, hat er wenigstens zwanzig.
FRAU PUSCHI Aber, Kasperl, das gibts ja gar nicht. Jeder Mensch hat nur zwölf Rippen.
KASPERL Rippen hin, Rippen her. – Aber sag mal, Puschi, wie war das mit dem David und mit dem Goliath?
FRAU PUSCHI Das hast doch in der Schul gelernt, Kasperl.
KASPERL Ich mein halt nur, der wo umfiel. War das der David?
FRAU PUSCHI Das war der Goliath.
KASPERL Alsdann ist mein Plan schon fertig. – Du mußt dir nur einen Karren borgen.
FRAU PUSCHI Wozu brauch ich denn einen Karren?
KASPERL Du wirst gleich hören. – Der Herr Maulschmidt, wenn ich ihm alle Rippen gebrochen hab, dann kann er doch nicht mehr gehn.
FRAU PUSCHI Wahrscheinlich kann er das nicht.
KASPERL Alsdann! Dann fahren wir ihn eben im Karren. Und nun werd ich dir sagen wohin. Wir fahren ihn auf den Markt.

Da wo das Denkmal von dem Herrn Kules steht, der wo den Löwen erschlagen hat. Da lehnen wir den Herrn Maulschmidt gegen, und wenn sich die Leut versammelt haben, dann gehst du mit dem Teller herum, und ich sing die ganze Geschichte, so wie sie gewesen ist. Paß mal auf, das Lied hab ich eben gemacht. *Rezitativ in der Art einer Moritat:*

Weil die Puschi ihm befohlen
Einen Fisch ihr zu besorgen
Macht sich Kasperl auf die Sohlen
Das war ein finsterer Nebelmorgen.

Es klopft.

FRAU PUSCHI Wer ist denn das?

HERR MAULSCHMIDT Ich komme nur, dem Kasperl ein Kuvert abzugeben.

KASPERL Teufel! Das ist doch schon wieder dieser Herr Maulschmidt.

HERR MAULSCHMIDT Guten Tag, Kasperl. Freut mich zu sehn, daß es schon wieder gut geht. Freut mich auch, dir dies überbringen zu dürfen.

KASPERL Ein Kuvert?

FRAU PUSCHI Ein Kuvert?

HERR MAULSCHMIDT Und was erst darin ist.

FRAU PUSCHI Tausend Mark!?

HERR MAULSCHMIDT Honorar vom Rundfunk.

KASPERL Vom Rundfunk?! Der mich fast in den Tod gehetzt hätte?

HERR MAULSCHMIDT Dafür hat er nun auch sein Ziel erreicht.

KASPERL Was soll das bedeuten?

HERR MAULSCHMIDT Das bedeutet, Kasperl, daß du im Rundfunk gesprochen hast, wenn du es auch nicht weißt.

KASPERL Das muß wohl im Schlafe gewesen sein.

HERR MAULSCHMIDT Nicht im Schlafe, aber im Bett.

FRAU PUSCHI Im Bett?

HERR MAULSCHMIDT Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Wir vom Rundfunk sind noch schlauer als du. Während du in der Stadt deine Schandtaten verübt hast, haben wir heimlich hier in deinem Zimmer unter dem Bett ein Mikrophon aufgebaut, und

nun haben wir alles, was du gesagt hast, auf Platten und hier habe ich dir gleich eine mitgebracht. Hört nur zu:
Es kommt nun gewissermaßen auf der Platte, aber in der Tonfärbung etwas entstellt, der obige Text:
Platte: ... Der wo den Löwen erschlagen hat. Da lehnen wir den Herrn Maulschmidt gegen, und wenn sich die Leut versammelt haben, dann gehst du mit dem Teller herum, und ich sing die ganze Geschichte, so wie sie gewesen ist. Paß mal auf, das Lied hab ich eben gemacht.

Weil die Puschi ihm befohlen
Einen Fisch ihr zu besorgen
Macht sich Kasperl auf die Sohlen
Das war ein finsterer Nebelmorgen.

KASPERL Jetzt hab ich zum ersten Mal gehört, wie der Rundfunk ist.
FRAU PUSCHI Und ich zum ersten Mal gesehen, wie ein Tausender ausschaut.
KASPERL UND FRAU PUSCHI Und wir danken auch schön, Herr Maulschmidt.
Glockenspiel wie oben.
HERR MAULSCHMIDT Habe die Ehre! Auf Wiedersehn allerseits! Nämlich ich muß mich sputen, wir haben jetzt eine Übertragung aus Pumpernickel. Das ist mal ein lustiger Tag gewesen.

Lichtenberg
Ein Querschnitt

Personen-Verzeichnis

Ein Sprecher

I. Mondwesen:

Labu, *Präsident des Mondkomitees für Erdforschung*
Quikko, *Vorsteher des Maschinenparks*
Sofanti
Peka
Stimmen der Mondwesen kommen nachhallend, etwa wie aus einem Kellerraum.

II. Menschen:

Georg Christoph Lichtenberg
Der Hofmarschall des englischen Königs
Der Schauspieler David Garrick
Maria Dorothea Stechardt, *Lichtenbergs Freundin*
Eberhard, *Diener bei Justizrat Pütter*
Justizrat Pütter
Ein Ausrufer
Ein Silhouettenverkäufer
1., 2., 3. Bürger von Göttingen
Ein Pastor

SPRECHER Ich, als Sprecher, sehe mich in der angenehmen Lage, einen Standpunkt über allen Parteien – ich wollte sagen Planeten – einzunehmen. Da die folgenden Ereignisse zwischen Erde und Mond, oder vielmehr bald auf dieser bald auf jenem spielen, verstoße ich gegen die Gesetze interplanetarer Gesittung, wenn ich als Sprecher mich auf den Standpunkt der Erde oder des Mondes stellen wollte. Um korrekt zu bleiben, teile ich also mit, daß die Erde dem Mond, der alles von ihr weiß, genauso rätselhaft scheint wie der Mond der Erde, die nichts von ihm weiß. Daß aber der Mond alles von der Erde und die

Erde nichts vom Monde weiß, das mögen Sie aus dem einen, einzigen Umstande entnehmen, daß es auf dem Mond ein Komitee für Erdforschung gibt. Den Verhandlungen dieses Komitees werden Sie ohne Schwierigkeit folgen können. Nur um Ihnen den Überblick zu erleichtern, seien mir die folgenden Hinweise gestattet. Die Verhandlungen des Mondkomitees sind von großer Kürze; die Redezeit auf dem Mond ist die beschränkteste. Die Mondbewohner ernähren sich nämlich von keinem anderen Stoffe als dem Schweigen ihrer Mitbürger, das sie infolgedessen nur sehr ungern unterbrochen sehen. Erwähnenswert ist ferner, daß ein Erdjahr nur wenige Mondminuten beträgt. Wir haben es hier mit der Erscheinung der Zeitzerrung zu tun, die Ihnen ohne Zweifel geläufig ist. Daß auf dem Mond von jeher photographiert wurde, brauche ich kaum zu erwähnen. Der Maschinenpark der Gesellschaft für Erdforschung beschränkt sich auf drei Apparate, deren Bedienung einfacher ist, als die einer Kaffeemühle. Wir haben da erstens ein Spectrophon, durch welches alles gehört und gesehen wird, was auf der Erde vorgeht; ein Parlamonium, mit dessen Hilfe die für die durch Sphärenmusik verwöhnten Mondbewohner oft lästige Menschenrede in Musik übersetzt werden kann, und drittens ein Oneiroskop, mit welchem die Träume der Irdischen beobachtet werden können. Das ist wegen des Interesses für die Psychoanalyse, das auf dem Mond herrscht, von Bedeutung. Sie werden nunmehr einer Sitzung des Mondkomitees beiwohnen. *Gong.*

LABU Ich eröffne die 214. Sitzung des Mondkomitees für Erdforschung. Ich begrüße die vollzählig erschienenen Kommissionen, die Herren Sofanti, Quikko und Peka. Wir nähern uns dem Abschluß unserer Arbeiten. Nachdem die Erde in allen wesentlichen Teilen klargestellt wurde, haben wir uns entschlossen, dem vielfachen Wunsche von Mondlaien folgend, noch einige kurze Experimente, den Menschen betreffend, anzuschließen. Dabei ist sich die Kommission von vornherein darüber klar gewesen, daß die Materie verhältnismäßig unergiebig ist. Die Stichproben der letzten Jahrtausende haben hierorts noch keinen Fall ergeben, in dem aus einem Menschen etwas geworden wäre. Indem wir dies als gesicherte Tatsache der Wissenschaft

zugrunde legen, handelt es sich in unseren Sitzungen von nun an lediglich um den Beweis der Annahme, daß dieses die Folge der unglücklichen Verfassung der Menschen ist. Was eigentlich an diesem Unglück schuld ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Es liegt eine Wortmeldung von Herrn Peka vor.

PEKA Ich wünsche das Wort zur Geschäftsordnung.

LABU Zur Geschäftsordnung.

PEKA Ich schlage vor, ehe wir in die weitere Verhandlung der Tagesordnung eintreten, von vorliegender Mondkarte Kenntnis zu nehmen, welche soeben auf Grund der Forschungen der Professoren Tobias Mayer und Georg Christoph Lichtenberg in Göttingen herausgegeben wurde.

QUIKKO Ich bin der Ansicht, daß das Mondkomitee für Erdforschung sich von dieser Mondkarte nichts zu versprechen hat. Ich stelle fest, daß nicht einmal der große Krater C.Y. 2802, auf welchem wir unsere Tagungen abhalten, auf der Karte verzeichnet ist.

LABU Die Mondkarte wird ohne Debatte dem Archiv überwiesen.

SOFANTI Bitte, wer ist Tobias Mayer?

LABU Dem Erdarchiv zufolge ist Tobias Mayer ein vor mehreren Jahren verstorbener Professor der Astronomie in Göttingen. Herr Lichtenberg hat dessen Arbeiten abgeschlossen.

SOFANTI Ich beantrage, dem Herrn Lichtenberg sein Interesse für Mondforschung zu verdanken, indem wir ihn zum Gegenstand unseres Forschungskomitees machen, dessen abschließende Sitzungen dem Menschen gelten, wie der Herr Präsident soeben sehr richtig bemerkte.

LABU Erhebt sich Widerspruch? Es erhebt sich kein Widerspruch, das Komitee nimmt den Vorschlag an.

QUIKKO Ich bin in der glücklichen Lage, ein Photo von Lichtenberg vorlegen zu können.

ALLE Bitte lassen Sie sehen.

PEKA Da sind ja 20 Personen drauf.

QUIKKO Dieses ist der Herr Pastor Lichtenberg aus Oberamstädt bei Darmstadt, im Kreise seiner werten Gattin und seiner 18 Kinder. Das kleinste ist der erwähnte Mondforscher.

SOFANTI Jetzt soll er aber schon über 30 sein.

LABU Meine Herren, die Zeit für die Verhandlung des Komitees

ist abgelaufen. Ich stelle Herrn Quikko anheim, das Spectrophon auf Göttingen einzustellen.

QUIKKO Spectrophon auf Göttingen.

Man hört eine Reihe von Schnurr- und Klingelsignalen.

QUIKKO In Göttingen ist er nicht.

LABU Dann müssen Sie eben suchen, aber lautlos. Jetzt haben wir Schweigestunde. *Pause.*

QUIKKO *flüsternd:* London, er ist in London, im Drurylane Theater. Man gibt Hamlet, der große Schauspieler Garrick spielt Hamlet.

GARRICK Ruh, ruh, verstörter Geist! – Nun, liebe Herrn,
Empfehl' ich euch mit aller Liebe mich,
Und was ein armer Mann, wie Hamlet ist,
Vermag, euch Lieb' und Freundschaft zu bezeugen,
So Gott will, soll nicht fehlen. Laßt uns gehn.
Und, bitt' ich, stets die Finger auf den Mund.
Die Zeit ist aus den Fugen: Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam!
Nun kommt, laßt uns zusammen gehn.
Eine Beifallssalve; dann Musik.

DER HOFMARSCHALL In der Pause, Herr Professor, wird es hier etwas lärmend. Zudem haben Seine Majestät mir ans Herz gelegt, Herrn Garrick den Vorzug der Bekanntschaft mit einem der größten Gelehrten von Europa zu machen.

LICHTENBERG Ihre Höflichkeit, Herr Hofmarschall, geht zu weit. Seine Majestät weiß sehr wohl, daß er mir einen langgehegten Wunsch erfüllt, wenn er es mir ermöglicht, Garricks Bekanntschaft zu machen. Sein Spiel, soviel sehe ich, ist über alle Begriffe.

HOFMARSCHALL Seine Umgangsformen, das werden Sie sehen, geben seiner Schauspielkunst nichts nach. Er ist am goldenen Hofe von St. James ebenso zuhause, wie am papierenen des Hamlet.

LICHTENBERG Wollen Sie mich in seine Loge weisen.

HOFMARSCHALL Wir werden gleich davorstehen. – Melden Sie uns Herrn Garrick.

LICHTENBERG Man sagte mir, die Akustik sei schlecht, aber ich verstand jedes Wort.

HOFMARSCHALL Die Akustik ist wirklich schlecht. Wenn aber Garrick spielt, geht kein Ton verloren. Es ist Totenstille und das Publikum sitzt, als sei es auf die Wand gemalt.

LOGENSCHLIESSER Herr Garrick läßt bitten.

GARRICK Ich bin glücklich, Sie begrüßen zu können. Der König hat mich Ihr Kommen schon wissen lassen.

LICHTENBERG Zu sehr stehe ich unter dem Eindruck Ihres Spiels, um Sie begrüßen zu können, wie ich es wünschte.

GARRICK Die Ehre, Sie vor mir zu sehen, ist mehr als alle Begrüßung.

LICHTENBERG Einige meiner Freunde warnten mich, Sie zu sehen. Sie fürchteten, ich möchte nach meiner Heimkehr für keine deutsche Bühne mehr Sinn haben.

GARRICK Was Sie sagen, nehme ich nicht für Ernst; oder glauben Sie, daß der Ruf eines Iffland oder Eckhof uns nicht erreicht hat?

LICHTENBERG Nur haben sie leider selten Gelegenheit, einen Lear oder Hamlet zu spielen. Bei Ihnen ist Shakespeare nicht berühmt, sondern heilig. Sein Name verwächst mit den ehrwürdigen Ideen, man singt aus ihm und von ihm, und daher lernt ihn ein großer Teil der englischen Jugend eher kennen, als das ABC und das Einmaleins.

GARRICK Shakespeare ist unsere »Hohe Schule«, wenn ich auch das nicht vergessen darf, was ich von meinen Freunden Sterne und Fielding lernte.

LICHTENBERG Ich glaube mit dem, was Ihr Verhalten vor dem Geist mich lehrte, könnte ich viele Bogen füllen.

HOFMARSCHALL Sie werden dann eine Anekdote nicht vergessen, die man mir letzthin von Herrn Garrick sagte. Vor ein paar Wochen sah man auf der Galerie einen Besucher, der glaubte, daß der Geist im 1. Akt ein echter wäre. Sein Nachbar sagte ihm, es sei ein Schauspieler. »Aber«, sagte der erste drauf, »wenn das so ist, warum ist denn der Mann im schwarzen Kleid selber davor erschrocken?« Der Mann im schwarzen Kleid, das war Garrick.

LICHTENBERG Ja, sehen Sie, das schwarze Kleid! Davon wollte ich reden. Ich habe Sie deswegen öfter tadeln hören, aber doch niemals zwischen den Akten oder beim Nachhauseweg oder hinterdrein beim Abendessen, sondern immer nur nach ver-

loschenem Eindruck, im kalten Gespräch. Und dieser Tadel hat mir nie recht eingeleuchtet.

GARRICK Ja, ich gestehe Ihnen, daß ich Gründe habe, mich so zu kleiden. Mir kommt es vor, als ob die alten Kostüme auf der Bühne sehr leicht zu einer Maskerade würden. Sie sind zwar schön, wenn sie gefallen, aber selten kann die Beirrung, die dadurch ins Spiel kommt, durch den Genuß an ihrer Schönheit aufgewogen werden.

LICHTENBERG Es geht Ihnen mit den Schauspielern in alter Tracht wie mir mit den deutschen Büchern in lateinischen Lettern. Für mich sind sie immer eine Art von Übersetzung.

GARRICK Lassen Sie mich nur von meinem Gefecht mit Laertes im letzten Akt sprechen. Meine Vorgänger trugen da einen Helm. Ich trage den Hut. Warum? Den Fall eines Hutes während eines Kampfes fühle ich völlig, den von einem Helm weit weniger. Ich weiß nicht, wie fest ein Helm sitzen muß und kann; aber ich fühle jede Verrückung von einem Hut. Ich denke, Sie verstehen mich.

LICHTENBERG Ausgezeichnet. Es ist nicht Sache eines Schauspielers, den Antiquar im Publikum zu wecken.

GARRICK Bei einem alten Spanier habe ich einmal gelesen, daß das Theater wie eine Landkarte sei. Valladolid nur einen Fingerbreit von Toledo. Kaum hat man einen Menschen gesehen, der 16 Jahre ist, so steht er schon wieder mit 60 auf der Bühne. Das eben ist das wahre Theater, dem man nicht mit Pedanterie das Handwerk erschweren soll. *Gongschlag.*
Sie verzeihen, mein Auftritt kommt.

QUIKKO Die Herrn vom Komitee werden mir's nicht als Eigenmächtigkeit auslegen, daß sich abgeschaltet habe. Aber ich glaube, unser Material ist komplett. Meiner Überzeugung nach können wir unsere Verhandlungen ohne weiteres abschließen. Das Unglück des Professor Lichtenberg kann uns kein Rätsel mehr sein. Sie haben ihn in der glänzendsten Gesellschaft und in dem Augenblick seines Daseins gesehen, da sich die Welt ihm zu eröffnen schien. Er ist am englischen Königshofe ein ausgezeichneter Gast gewesen; er hat den Vorzug gehabt, mit dem großen Schauspieler Garrick über die Geheimnisse seiner Kunst reden zu dürfen; er hat die großen Observatorien Englands

besucht und den reichen Adel auf seinen Schlössern und in den Seebädern kennen gelernt; die Königin hat ihm ihre Privatgalerie und Lord Calmshome seinen Weinkeller eröffnet. Und nun soll er zurück nach Göttingen in die beschränkte Mietswohnung, die sein Verleger ihm als Entlohnung seiner Schreibarbeit zugewiesen hat. Er soll wieder, wie vordem, sein Fenster beziehen, das ihm nun den Logenplatz im Theater ersetzen soll. Er muß sich mit den Studenten abquälen, die von vornehmen Engländern ihm in Kost und Pension gegeben werden. Er, der Berechnungen über Mondfinsternisse und Planetenkonjunktionen anstellt, soll zugleich Rechnung vom Taschengeld der jungen Lords und Müßiggänger ablegen, welche bei ihm in Pension sind. Sehen Sie nicht, daß die Trübsal dieses Daseins mit seinen Universitätsintrigen, seinem Professorenklatsch, der Mißgunst und der Enge vor der Zeit ihn wird verbittern und zum Menschenfeind machen müssen. Sein Unglück? Brauchen Sie es wirklich erst zu suchen? Es heißt Göttingen und es liegt im Königreich Hannover.

LABU Ich glaube im Namen der gesamten Mondbürgerschaft und insbesondere unseres Forschungskomitees für Erdkunde zu sprechen, wenn ich die interessanten Ausführungen unseres Kollegen und technischen Direktors freundlichst verdanke. Wir haben es hier mit sehr lichtvollen Bemerkungen zu tun, deren besondere Schönheit darin besteht, daß sie sich im Rahmen unserer kurzen Redezeit halten. Dem Vorschlage, unsere Forschungen an dieser Stelle schon abzubrechen aber, möchte ich widersprechen. Denn warum sollte nicht der Professor, wenn schon in der Enge seiner kleinen Universitätsstadt befangen, auf den Flügeln des Traumes sich hoch über sie erheben?

SOFANTI Es hat sich beim Versuch, das Spectrophon nunmehr auf Göttingen einzustellen, ergeben, daß augenblicklich daselbst Nacht ist. Wir können gar nichts ermitteln.

LABU Das scheint mir eine willkommene Gelegenheit, die Richtigkeit meiner Vermutung zu erweisen und das Oneiroskop in Betrieb zu setzen. Geben Sie dementsprechende Weisung an die Zentrale.

Man hört eine Reihe von Schnurr- und Klingelsignalen.

LABU Dürfte ich Sie bitten, Herr Quikko, sich an das Oneiroskop zu bemühen und uns zu sagen, was Sie dort wahrnehmen.

QUIKKO Ich sehe den Herrn Professor Georg Christoph Lichtenberg, wie er im Traum sich selbst sieht. Da schwebt er weit über der Erde, einem verklärten Alten gegenüber, dessen Ansehen ihn mit etwas viel Höherem als bloßem Respekt erfüllt. Wenn er seine Augen gegen ihn aufschlägt, durchdringt ihn ein unwiderstehliches Gefühl von Andacht und Vertrauen, und er ist eben im Begriff, sich vor ihm niederzuwerfen, als dieser ihn anredet: »Du liebst die Untersuchungen der Natur«, sagt er, »hier sollst du etwas sehen, das dir nützlich sein kann.« Und nun überreicht er ihm eine bläulichgrüne und hier und da ins Graue spielende Kugel, die er zwischen dem Zeigefinger und Daumen hält. Ihr Durchmesser beträgt nicht mehr als einige Zentimeter. »Nimm dieses Mineral«, fährt der Alte fort, »prüfe es und sage mir, was du gefunden hast.« Lichtenberg legt sich um und sieht einen schönen Saal mit Werkzeugen aller Art. Beschreiben kann ich sie Euch aber nicht. Nun besieht und befühlt er die Kugel; er schüttelt und er behorcht sie; er führt sie an seine Zunge; er probiert sie gegen den Stahl, das Glas, den Magneten, bestimmt auch ihr spezifisches Gewicht. All diese Proben aber zeigen ihm, daß sie nur wenig wert ist. Er erinnert sich, daß er in seiner Kindheit von der gleichen Kugel, oder doch nicht sehr verschiedenen, drei für einen Kreuzer auf der Frankfurter Messe gekauft hat. Er findet etwas Tonerde, ungefähr ebensoviel Kalkerde, besonders viel Kieselerde, endlich noch Eisen und etwas Kochsalz. Er nimmt es bei der Untersuchung sehr genau, denn als er nun alles zusammenzählt, was er gefunden hat, macht es genau hundert. Nun aber tritt der Alte vor ihn hin, wirft einen Blick auf das Papier und liest es mit einem sanften Lächeln, das kaum zu bemerken ist.

Das Folgende muß so gelesen werden, daß in der Stimme des Quikko die beiden Sprechenden – Gott und Lichtenberg – sich deutlich voneinander abheben.

»Weißt du wohl, Sterblicher, was das war, was du da geprüft hast?«

»Nein, Unsterblicher, ich weiß es nicht.«

»So wisse, es war in verkleinertem Maßstabe nichts geringeres als die ganze Erde.«

»Die Erde? – ewiger großer Gott! Und das Weltmeer mit allen seinen Bewohnern, wo sind denn die?«

»Dort hängen sie in deiner Serviette, du hast sie weggewischt.«
»Ach, und das Luftmeer und alle die Herrlichkeit des festen Landes!«
»Das Luftmeer, das wird dort in der Tasse mit destilliertem Wasser sitzen geblieben sein. Und mit deiner Herrlichkeit des festen Landes? Wie kannst du so fragen? Das ist Staub; da an deinem Rockärmel hängt welcher.«
»Aber ich fand ja nicht eine Spur von Silber und Gold, das den Erdkreis lenkt!«
»Schlimm genug. Ich sehe, ich muß dir helfen. Wisse: mit deinem Feuerstahl hast du die ganze Schweiz und Savoyen und den schönsten Teil von Sizilien heruntergehauen und von Afrika einen ganzen Strich von mehr als tausend Quadratmeilen völlig ruiniert und umgewendet. Und dort, auf jener Glasscheibe – soeben sind sie heruntergeflogen – lagen die Kordilleren; und was dir vorhin beim Glasschneiden ins Auge sprang, war der Chimborasso.«
Zu meinem Bedauern muß ich Ihnen melden, daß hier das Bild unscharf wird. Der Traum scheint seinem Ende entgegenzugehen. In Göttingen dürfte der Morgen dämmern.
Man hört eine Reihe von Schnurr- und Klingelsignalen.

SOFANTI Endlich das physikalische Kabinett des Professors.

DOROTHEA *öffnet eine Tür:* Oh, aber hier ist eine muffige Luft. Und die Laden sind noch geschlossen.
Man hört, wie Laden aufgestoßen werden.
Ah, schöne Luft, ein schöner Morgen! Aber ein Staub. Er hat sich's hier gemütlich eingerichtet, während ich auf acht Tage zuhause war. Und sogar das Staubtuch will sich verstecken.
Kleine Pause. Nun aber munter! *Sie singt:*

Steht auf, ihr lieben Kinderlein!
Der Morgenstern mit hellem Schein
Läßt sich sehn frei gleich wie ein Held
Und leuchtet in die ganze Welt.

Sei willkommen, lieber Tag!
Vor dir die Nacht nicht bleiben mag.
Leucht uns in unsre Herzen fein
Mit deinem himmelischen Schein.

Man hört das Klirren von zersplitterndem Glas. Um Himmelswillen! *Noch einmal, entsetzter:* Um Himmelswillen!!

LICHTENBERG *Man hört, wie er die Tür öffnet.* Was ist geschehen? Nicht möglich! Die Elektrisiermaschine!

DOROTHEA *Man hört sie weinen.*

LICHTENBERG Ja, das ist die gerechte Strafe, wenn ich den Langschläfer mache. Denn wie pflegte mein hochverehrter Lehrer Tobias Mayer immer zu sagen: das Leben besteht aus den Morgenstunden. Und darum habe ich mir zur Regel gemacht, daß mich die aufgehende Sonne nie im Bett finden soll, solange ich gesund bin.

DOROTHEA *Man hört sie weinen.*

LICHTENBERG Ja, da werden wir nun wohl nach Braunschweig schreiben müssen und uns für zwei Louisdor einen neuen Zylinder verschreiben, und die nächsten Wochen müssen wir eben sehen, wie wir ohne künstliche Blitze auskommen. – Ja, aber was ist denn da zu weinen, du weinst doch nicht um den Schaden? – Ich weiß, du weinst um deinen Spielzeugkasten. Aber was kann denn dem geschehen, da wünschte ich dir wirklich ganz anderes Spielzeug. Da hättest du damals mit mir in London dir das Museum von dem Herrn Cox anschauen sollen. In dem hätte man am liebsten nur so auf den Zehenspitzen durch all die Zauberapparate sich bewegen mögen. Schlangen hättst du drin gefunden, die an den Bäumen hochklettern; Schmetterlinge, die ihre mit Diamanten besetzten Flügel bewegen; Tulpen, die sich öffnen und schließen; Wasserfälle, die durch gewundene Glasröhren, die sich schnell um ihre Achse drehen, hervorgebracht werden; goldene Elefanten mit goldenen Palästen auf ihrem Rücken; Schwäne, die auf Spiegeln fortschwimmen; Krokodile, die goldene Kugeln fressen.

DOROTHEA Fährst du einmal nach London mit mir?

LICHTENBERG London! Mir wird's ganz beklommen hier, wenn ich an London denke und daran denke, womit diese Laffen, der Armstale und der Smeeth und der Boothwell, die bei mir in den Kollegien sitzen und im Haus mir mit Besuchen meine Zeit stehlen, – womit die verdient haben, daß sie in London leben! Und doch ist's und bleibt's die Nation, die die größten, aktivsten Leute hervorgebracht hat. Nicht die großen Ausschreiber und Buchgelehrten, sondern die Standhaftesten, die Großmütig-

sten und Kühnsten, die Geschicktesten. Der Mensch wird nirgends so gewürdigt wie in England, und alles wird da mit Leib und Seele genossen, wovon man unter unseren Soldatenregierungen nur träumt. Träumt! Da fällt mir ein, daß ich dir einen Traum erzählten wollte, den ich heute hatte. Aber du mußt ihn für dich behalten. Es würde meinem Renommee nicht dienlich sein, wenn man erführe, daß ein Naturforscher etwas träumt. Ich glaube, Zweifel, die ich mir am Tag nicht einmal selbst gestehe, brechen sich manchmal in Träumen Bahn. Und dann am Morgen, in der Erinnerung sehe ich sie gar nicht ungern. Zweifeln ist menschenwürdig. Kurz und gut, ich träumte im freien Weltraum, weit von unserer Erde ab, in der Nähe des Mondes – – –

DOROTHEA Da kommt Eberhard mit einem Brief.

LICHTENBERG Es ist auch höchste Zeit, daß er zurückkommt, denn ein Gewitter scheint sich vorzubereiten. *Es klopft.*

LICHTENBERG Herein!

EBERHARD Guten Morgen, Herr Professor. Herr Justizrat schickt mich, Herr Justizrat hat für Herrn Professor einen Brief aus Gotha bekommen.

LICHTENBERG Ich danke. Meine Reverenz dem Herrn Justizrat.

EBERHARD Guten Morgen.

LICHTENBERG Laß ihn nur liegen; ich habe gar keine Lust, ihn zu öffnen.

DOROTHEA Warum willst du ihn nicht öffnen?

LICHTENBERG Ich habe eine Apprehension.

DOROTHEA Was hast du?

LICHTENBERG Ein unangenehmes Vorgefühl habe ich.

DOROTHEA Ja wieso denn?

LICHTENBERG Es ist wieder einmal mein Aberglaube. Aus jeder Sache ziehe ich eine Vorbedeutung und mache hundert Dinge an einem Tag zum Orakel. Ich brauche es dir nicht zu beschreiben. Jedes Kriechen eines Insekts dient mir zu Antworten auf Fragen über mein Schicksal. Ist das nicht sonderbar von einem Professor der Physik? *Pause.* Vielleicht sonderbar, vielleicht aber auch gar nicht. Ich weiß ja auch, daß sich die Erde dreht, und doch schäme ich mich nicht zu glauben, sie stehe still.

DOROTHEA Aber was kann in dem Brief denn drin stehen?

LICHTENBERG Das weiß ich nicht, aber als ich vorhin das Glas scheppern hörte, da war mir's gleich wie eine schlechte Nachricht.

DOROTHEA Du mußt mir erlauben, daß ich ihn öffne.

LICHTENBERG Das kann mir nichts nutzen, du kannst die Schrift der Herren nicht lesen.

DOROTHEA Herren? Von was denn für Herren?

LICHTENBERG Es werden wohl die Herren von der Lebensversicherung sein.

DOROTHEA Was ist denn das, eine Lebensversicherung?

LICHTENBERG Eine Gesellschaft; die hätte dir was gezahlt, wenn ich sterbe.

DOROTHEA Daß du so redest, mag ich nicht hören.

LICHTENBERG *Man hört, wie er einen Brief aufreißt.* Meine Vorgefühle sind zuverlässig. Diesmal wenigstens waren sie's. Die Herren schreiben: »Sehr verehrter, in Sonderheit hochzuschätzender Herr Professor! In Beantwortung Ihres Schreibens vom 24. ds. Mts. müssen wir Ihnen leider die Mitteilung machen, daß wir auf Grund der Gutachten unseres Vertrauensarztes, dem wir die von Ihnen eingereichten Certifikate und Dokumente vorgelegt haben, nicht in der Lage sind, eine Lebensversicherung mit Ihnen abzuschließen.« Das wird meinen Grillen nun wieder Nahrung geben.

DOROTHEA Was hat denn der Brief zu sagen?

LICHTENBERG Viel schlimmer als der Brief sind ja die Gedanken, auf die er mich bringt. Hypochondrisch, wenn du weißt, was das ist.

DOROTHEA Woher soll ich das wissen?

LICHTENBERG Hypochondrie, das ist die Angst vor dem Blindwerden, die Angst vorm Wahnsinn, die Angst vor dem Sterben, Angst vor Träumen und Angst vorm Aufwachen. Und wenn man erst einmal erwacht ist, die erste Krähe beobachten, ob sie rechts oder links vom Turm vorbeischießt.

DOROTHEA So habe ich mir diesen Morgen nicht vorgestellt.

LICHTENBERG Es ist ein ganz schöner Morgen, schwül freilich. Und wenn ich so ins Grüne sehe, kann ich mir die Schrullen der Nacht schon nicht mehr zurechtreimen. Stelle dir vor: gestern im Halbschlaf kam mir ein Mann plötzlich wie eine Einmaleinstafel vor, und später wachte ich von meiner eigenen Stimme

auf: »Er muß so vortrefflich kühlen«, hörte ich mich sagen und hatte dabei an den Satz des Widerspruchs gedacht, den ich eßbar vor mir gesehen hatte.

DOROTHEA Willst du das Fenster nicht schließen; es kommt ein Wind auf.

LICHTENBERG Und ein kräftiger. Gleich werden wir ein Gewitter haben. Und jedenfalls brauchen wir unserm Zylinder nicht länger nachzutrauern, denn in ein paar Minuten werden wir die schönsten Blitze zum Gebrauch in unser Kabinett gesandt bekommen.

DOROTHEA Ist der Blitzableiter denn fertig?

LICHTENBERG Ja, seit gestern Mittag ist in diesem Haus der erste deutsche Blitzableiter zu sehen, und nun wird der liebe Gott ihn gleich in Betrieb setzen.
Donnerrollen.

QUIKKO Wir haben jetzt in Göttingen ein Gewitter, was uns leider in die Notwendigkeit versetzt abzuschalten.

SOFANTI Vielleicht darf ich die Pause benutzen, um die Beobachtungen zu melden, die ich zu unserem Verhandlungsgegenstand gemacht habe.

LABU Herr Sofanti hat das Wort.

SOFANTI Leider bin ich nicht in der Lage, den Ausführungen unseres lieben Herrn Quikko bezüglich des deutschen Philosophen Lichtenberg mich anzuschließen. Denn jeder, der diesem Gespräch mit seiner Freundin aufmerksam folgte, wird doch zugeben müssen, daß es nicht die äußeren Umstände sind, die diesem Mann sein Leben verderben, sondern sein Temperament. Ja, meine Herren, ich stehe nicht an, den armen Professor als krank zu bezeichnen. Bitte vergegenwärtigen Sie sich: ein Professor der physikalischen Wissenschaft, ein Mann, der gewohnt ist, die Erscheinungen der Welt nach Ursache und Wirkung zu verbinden, und der sein Lebensglück und seine Ruhe auf Insekten und Krähen, Träume und Ahnungen baut. Dieser Mann könnte in London oder Paris, in Konstantinopel oder Lissabon sein, das lebendigste Leben und die vornehmste Hofhaltung wären für ihn verloren, er säße nur immer über sich selbst gebeugt und traurig, wie eine Nachteule da. Ein solcher Mann kann's gewiß zu nichts bringen. Brauchen wir einen Beweis da-

für? Meine Herren, ich liefere die Beweisstücke zu Händen der Akademie ein. Photographien des Göttinger Taschenkalenders, die wir einem findigen Operateur auf dem Neptun zu verdanken haben. Wollen Sie sich die Beiträge aus der Feder dieses Herrn Lichtenberg durchsehen. Sind das Gegenstände, die würdig eines Gelehrten sind? Beobachtungen über die Zubereitung des Eises in Indien und über englische Moden, über Vornamen und über Proben seltsamen Appetits, über den Nutzen der Stockschläge bei den verschiedenen Völkern, über Glocken und über die Gelehrigkeit der Tiere, über Fastnachtsgebräuche und über Küchenzettel, Hochzeits – – –

LABU Es widerstrebt mir, unser verehrtes Mitglied, den Herrn Sofanti darauf aufmerksam zu machen, daß nicht nur er im Begriff steht, in der verständlichen Erregung, die seine Ausführungen begleitet, seine Redezeit zu überschreiten, sondern auch, daß in Anbetracht der bekannten Erscheinung der Zeitzerrung, welche zwischen Erde und Mond statthat, wir den Kontakt mit unserem Beobachtungsobjekt, mit Herrn Lichtenberg, auf ein Jahr verloren haben. Wir werden versuchen, das Spectrophon alsbald wieder auf Göttingen einzustellen.

Man hört eine Reihe von Schnurr- und Klingelsignalen.

QUIKKO Der Herr Professor befindet sich nicht im Laboratorium, sondern im Arbeitszimmer seiner Wohnung im Hause seines Verlegers Dieterich. Aus der Kartei unseres Archivs haben wir feststellen können, daß Herr Dieterich den Professor Lichtenberg umsonst bei sich wohnen läßt, damit dieser ihm umsonst seinen Göttinger Taschenkalender schreibt. Auch jetzt sitzt Herr Lichtenberg am Schreibtisch. Wir geben eine Präzisionseinstellung und folgen seiner Hand, die den Federkiel hält. Die Kerze steht rechts vom Schreiber, die Beleuchtungsverhältnisse sind recht günstig. –

»Mein allerliebster Freund,

Das heiße ich fürwahr deutsche Freundschaft, liebster Mann. Haben Sie tausend Dank für Ihr Andenken an mich. Ich habe Ihnen nicht gleich geantwortet, und der Himmel weiß, wie es bei mir gestanden hat! Sie sind, und müssen der erste sein, dem ich es gestehe. Ich habe vorigen Sommer, bald nach Ihrem letzten Brief, den größten Verlust erlitten, den ich in meinem Leben erlitten habe. Was ich Ihnen sage, darf kein

Mensch erfahren. Ich lernte im Jahre 1777 ein Mädchen kennen, eine Bürgerstochter aus hiesiger Stadt. Sie war damals etwas über 13 Jahre alt. Ein solches Muster von Schönheit und Sanftmut hatte ich in meinem Leben noch nicht gesehen, ob ich gleich viel gesehen habe. Das erste Mal, da ich sie sah, befand sie sich in einer Gesellschaft von 5 bis 6 andern, die, wie die Kinder hier tun, auf dem Wall den Vorbeigehenden Blumen verkaufen. Sie bot mir einen Strauß an, den ich kaufte. Ich hatte drei Engländer bei mir, die bei mir aßen und wohnten. »Was für ein entzückendes Geschöpf ist das«, sagte der eine. Ich hatte das ebenfalls bemerkt, und da ich wußte, was für ein Sodom unser Nest ist, so dachte ich ernstlich, dieses vortreffliche Geschöpf von einem solchen Handel abzuziehen. Ich sprach sie endlich allein, und bat sie mich im Hause zu besuchen. Sie ginge keinem Burschen auf die Stube, sagte sie. Wie sie aber hörte, daß ich ein Professor wäre, kam sie an einem Nachmittag mit ihrer Mutter zu mir. Mit einem Wort, sie gab den Blumenhandel auf und war den ganzen Tag bei mir. Hier fand ich, daß in dem vortrefflichen Leib eine Seele wohnte, gerade so, wie ich sie längst gesucht, aber nie gefunden hatte. Ich unterrichtete sie im Schreiben und Rechnen und in anderen Kenntnissen, die, ohne einen Blaustrumpf aus ihr zu machen, ihren Verstand immer mehr entwickelten. Mein physikalischer Apparat, der mich über 1500 Taler kostete, reizte sie anfangs durch seinen Glanz, und endlich wurde der Gebrauch davon ihre einzige Unterhaltung. Nun war unsere Bekanntschaft aufs höchste gestiegen. Sie ging spät weg und kam mit dem Tage wieder, und den ganzen Tag über war ihre Sorge, meine Sachen, von der Halsbinde an bis zur Luftpumpe, in Ordnung zu halten. Und das mit einer so himmlischen Sanftmut, deren Möglichkeit ich mir vorher nicht gedacht hatte. Die Folge war, was Sie schon mutmaßen werden, sie blieb von Ostern 1780 an ganz bei mir. Ihre Neigung zu dieser Lebensart war so unbändig, daß sie nicht einmal die Treppe hinunterkam, außer wenn sie in die Kirche ging. Sie war nicht wegzubringen. Wir waren beständig beisammen. Wenn sie in der Kirche war, so war es mir, als hätte ich meine Augen und alle meine Sinne weggeschickt. Indessen konnte ich diesen Engel, der eine solche Verbindung eingegangen war, nicht ohne die größte Rührung ansehen. Daß sie mir alles aufgeopfert hatte,

war mir unerträglich. Ich nahm sie also mit an den Tisch, wenn Freunde bei mir speisten, und gab ihr durchaus die Kleidung, die ihre Lage erforderte, und liebte sie mit jedem Tage mehr. Meine ernstliche Absicht war, mich mit ihr auch vor der Welt zu verbinden. Oh du großer Gott! Und dieses himmlische Mädchen ist mir am 4. August 1782 abends mit Sonnenuntergang gestorben. Ich hatte die besten Ärzte. Alles in der Welt ist getan worden. Bedenken Sie, liebster Mann, und erlauben Sie mir, daß ich hier schließe. Es ist mir unmöglich fortzufahren.

G. C. Lichtenberg.«

LABU Leider, meine Herren, haben wir uns von neuem davon überzeugen müssen, welche beklagenswerten Trübungen durch die an und für sich interessante Erscheinung des Todes, welche bei uns, wie Sie wissen, unbekannt ist, auf den Planeten hervorgerufen werden. Ich glaube in Ihrem Sinn zu handeln, wenn wir der Seele des verstorbenen kleinen Blumenmädchens eine Musik auf ihren Weg im Weltraum mitgeben.

Folgt eine ganz kurze Musik.

LABU Zu meinem Bedauern muß ich feststellen, daß sich das Spectrophon inzwischen so weit verschoben hat, daß wir alle Mühe haben werden, Herrn Lichtenberg wieder ins Blickfeld zu kriegen.

Man hört eine Reihe von Schnurr- und Klingelsignalen.

QUIKKO In der Tat, es hat eine Verschiebung um ein Millionstel Milligrad stattgefunden. Wir haben nicht mehr Göttingen. Meinen Meßinstrumenten nach muß es Einbeck sein, das nicht weit davon ab liegt. – Ruhe!

LICHTENBERG Herr Professor, ich glaube – – –

QUIKKO Ruhe! Hören Sie Lichtenbergs Stimme. Sie kommt aus Einbeck.

LICHTENBERG Herr Professor, wir wollen uns in die Wirtschaft zurückziehen; der Lärm droht hier zu störend zu werden.

PÜTTER Da kommt schon der ganze Haufe, der hinter dem Ausrufer herzieht.

AUSRUFER Der Bürgerschaft der Stadt Einbeck auf Veranlassung des löblichen Magistrats dieser Stadt hiermit kund und zu wissen, daß der verruchte, nichtswürdige und gelehrte Mordgeselle Heinrich Julius Rütgerodt heute, am 30. Juni, nachmittags um

3 Uhr, vor unserer Stadt auf der Hufe vom Leben zum Tode befördert werden soll. Selbiger Heinrich Julius Rütgerodt war ein angesehener Bürger unserer Stadt Einbeck, der außer seiner Nahrung noch 1500 Taler Einkünfte hatte; brachte aber doch seine Mutter um, weil sie ihm, wie er sagte, zuviel aufgegessen. Er erfand hierzu eine Maschine, die nach dem Urteile hervorragender Professoren und Universitätsmechaniker dem menschlichen Verstand größte Ehre macht. Eine gewisse Anzahl Bretter hatte er in einer Scheune so aneinandergesetzt, daß sie sämtlich, wenn das Brett, worauf seine Mutter treten sollte, in Bewegung gesetzt wurde, über ihrem Kopf zusammenstürzten. Er erreichte auch seinen Zweck, ohne einen Nagel oder sonstige Verwundung nötig zu haben. Seine Frau schlug er tot, weil sie ihm an einem Morgen den Kaffee nicht recht gekocht. Eine andere Ursache wußte er im Verhör nicht anzugeben. Seine Magd erschlug er im Keller, weil er ihr kleines Kind nicht länger ernähren wollte. Alle Professoren und Justizpersonen jedoch sind sich einig, daß er bei seinem Hang zur größten Unmenschlichkeit dennoch Stunden gehabt haben müsse, wo sein Gewissen ihn folterte. Denn er hat nie das Tageslicht ertragen, sondern den ganzen Tag bei zugemachtem Fensterladen gesessen. Übrigens ist ihm bescheinigt worden, daß er bei gesunden Sinnen, vollem Verstande, ja der klügsten Leute einer gewesen sei. Dieses Scheusal in Menschengestalt wird nunmehr öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden, wobei vor versammeltem Volke nochmals seine Vergehen ihm werden vorgehalten und sein Geständnis wird vernommen werden.

PÜTTER Vorwürfe mache ich mir ja doch, lieber Herr Lichtenberg, daß ich Sie zu einem Ausflug veranlaßt habe, auf dem Ihre Ohren mit so pöbelhaftem Geschrei belästigt werden.

LICHTENBERG Ich hätte den Wirt veranlaßt, die Fenster zu schließen, wenn ich nicht selbst ein gewisses Interesse für dergleichen Kriminalfälle bei mir verspüren würde, Herr Justizrat.

PÜTTER Sie mögen sagen, was Sie wollen, so weiß ich doch, daß nur Freundschaft zu mir Sie zu einem so zweifelhaften Abenteuer bewogen hat, wie diese Hinrichtung, wie Hinrichtungen es einmal sind.

LICHTENBERG Beiwohnen werden wir ihr ja doch wohl nicht. Was meine Person betrifft, müßte ich jedenfalls – – –

PÜTTER Wo denken Sie hin? Es handelt sich ja, wie gesagt, für mich nur darum, unverzüglich nachdem der Delinquent gerichtet wurde meine Hand auf die Akten zu legen.

LICHTENBERG Ich will nicht annehmen, daß Sie an einem Pitaval unseres Königreichs Hannover arbeiten.

PÜTTER Ich kann es Ihnen nicht abstreiten, lieber Professor.

LICHTENBERG Nun, dann erlauben Sie mir vielleicht, Ihnen ein kleines Stück zu erzählen, das ich vor Jahren in einem Londoner Marionettentheater gesehen habe.

Man hört laute Stimmen von draußen.

PÜTTER Sie erlauben nur, daß ich das Fenster schließe. Der Lärm beginnt denn doch riesig zu werden.

LICHTENBERG Also, das war ein Puppenspieler, welcher sein Zelt in der Nähe von Covent Garden im Freien errichtet hatte. Für ein paar Pence konnte man stundenlang dasitzen. Unter den Stücken seines Repertoirs aber ist mir eins unvergeßlich geblieben. Es war, wie gesagt, ein Puppentheater. Aber wenn für gewöhnlich in einem solchen die Puppen Menschen vorstellen, so stellten sie in diesem Stücke wirklich nur was sie waren: Marionetten, vor. Von solchen Marionetten sah man 5, 6, 7 vor einem Vorhang hängen: einen Kaufmann, einen Soldaten, einen Geistlichen, eine Hausfrau, einen Richter. Sie schaukelten im Winde hin und her, und unterhielten sich. Worüber wohl? Sie werden es nicht raten, über die Willensfreiheit. Es war ein friedliches Gespräch, denn eigentlich gab es nur eine Meinung unter allen: Vernunft, Natur und Religion vereinten ihr Gewicht zugunsten eines freien Willens. Nur eine Puppe, die etwas abseits hing – ich glaube, ich vergaß sie vorhin aufzuzählen – war nicht so entschieden. Ich glaube, diese Puppe war ein Philosoph, vielleicht auch ein Professor der Physik. Die anderen aber maßen seiner Meinung kein Gewicht bei. Da kam mit einem Mal eine breite Hand aus Pappe von oben. – Doch das sollte eine Menschenhand bedeuten. – Die holte eine Puppe nach der anderen fort. Es war ganz klar. Der Marionettenspieler nahm seine Puppen aus dem Magazin. Wenn eine nach der anderen nun so in die Höhe schwebte, fragten die übrigen, warum sie ginge. Und jede wußte irgend einen Vorwand. Nur die Hand des Puppenspielers wurde nicht erwähnt. Und schließlich blieb allein der Philosoph oder Physikprofessor auf der leeren Bühne.

PÜTTER Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, lieber Herr Kollege.

LICHTENBERG Ich will nichts sagen, höchstens etwas fragen. Ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an den es sich stößt.

EIN HAUSIERER Verzeihen die Herren, wenn ich störe. Werfen die Herren einen Blick auf meine Kollektion. Die bestassortierte Silhouettensammlung, welche Sie finden können. Das Stück einen Silbergroschen. Der König von Hannover, der König von Preußen, die Herren Danton und Robespierre, von denen man soviel spricht, und Herr von Goethe, Weimarischer Ministerialrat, der Verfasser des »Werther«, Herr Bürger aus dem benachbarten Göttingen, der große Weltreisende Herr Forster, die Herren Iffland und Kopf, die Zierde des Berliner Theaters, Demoiselle Schröder aus Weimar, – ich kann sie Ihnen nicht alle aufzählen. Kein Interesse! *Pause.* So werden die Herren doch gewiß ein kleines Andenken an den heutigen Tag nicht verschmähen. Ich präsentiere Ihnen die trefflich geschnittene Silhouette des hiesigen Unmenschen. Wollen Sie die Rückseite bitte beachten, mit einem Text von Herrn Lavater.

PÜTTER *liest:* Ein unaufhörlicher Mörder, stiller, in sich grabender Bosheit voll, ein Frauenmörder, ein Muttermörder, ein Geizhals wie kein Moralist sich je einen dachte, kein Schauspieler vorstellte, kein Poet dichtete. Er weidete sich am Schatten der Nacht, machte sich durch Verschließen seiner Fensterladen den Mittag zur Mitternacht, verriegelte sein Haus, lichtscheu, menschenscheu grub er in die Erde, in tiefe Kellermauern, in Dielen und Felder seine erstohlenen Schätze. Mit dem Blute der Unschuld bespritzt, tanzte er lachend am Hochzeitstage der Frau, die er nachher am Grabe, das sie sich selbst auf sein Geheiß in seiner Gegenwart unwissend bereitete, totschlug. Alles dieses ist auf dem Bild zu lesen: seine Augen sehen nichts an, sein Lachen gleicht dem offenen Grabe, seine entsetzlichen Zähne sind die Pforte der Hölle.

PÜTTER Einen Silbergroschen ist mir das Blättchen wert.

LICHTENBERG Und mir sogar zwei, denn es hat eine kleine Geschichte.

PÜTTER Was wollen Sie damit sagen?

LICHTENBERG Ich habe nichts dagegen, Sie in eine kleine Ge-

schichte einzuweihen. Ich habe mir einen Scherz erlaubt, aber die Sache müßte unter uns bleiben.

PÜTTER Verschwiegenheit gehört zu meinem Beruf.

LICHTENBERG Ich weiß. Dennoch würde ich nicht wagen, Sie einzuweihen, wüßte ich nicht, daß wir über die Physiognomik von Lavater, die jetzt überall Schule macht, die gleichen Meinungen haben.

PÜTTER Was mich überhaupt bei Herrn Lavater wundert, ist, daß er, der so sehr aufmerksam auf die Zeichen gewesen ist, aus denen sich der Charakter erraten läßt, nicht hat merken können, daß man Leuten, die so schreiben wie er, überhaupt nicht glaubt. Wir aber sollten jedenfalls wissen, daß die Art, wie ein Zeugnis abgelegt wird, manchmal wichtiger sein kann, als das Zeugnis selbst.

LICHTENBERG Also hören Sie zu. Umstände, die ich hier nicht berühren möchte, haben es mir ermöglicht, die Silhouette des Unmenschen, dem sie nun draußen den Garaus machen, an Lavater senden zu lassen. Und zwar so, daß er weder wußte, wen sie darstellte, noch auch, daß ich sie an ihn schicken ließ. Und nun hören Sie seine Antwort; ich trage sie nämlich bei mir. So ein Blättchen ist mehr wert als ein Königreich.

PÜTTER Lassen Sie hören.

LICHTENBERG Dies Profil stammt sicher von einem außerordentlichen Mann, der groß sein würde, wenn er etwas mehr eigentlich denkenden Scharfsinn und mehr innige Liebe hätte. Ob ich mich irre, wenn ich in ihm Anlage und Hang zur Stiftung oder Verbreitung einer religiösen Sekte zu entdecken glaube, steht dahin. Mehr kann ich nicht sagen. Das ist schon zuviel.

PÜTTER Das kann man ja wohl behaupten. Es ist ein glückliches Experiment, das Sie da mit den Physiognomikern angestellt haben.

LICHTENBERG Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet, so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Taten getan haben, die den Galgen verdienen.

PÜTTER Aber vielleicht sollten wir hier, in der Nähe des Galgenbergs, vom Galgen nicht sprechen.

LICHTENBERG Ich bin froh, daß der Lärm sich verzogen hat. Mich schauert's noch, wenn ich an den Morgen zurückdenke, da ich zum ersten und letzten Mal einen sah, den der Galgen erwar-

tete. Das war vor den Assisen in London. Der arme Kerl stand vor den Geschworenen, und während sie das Todesurteil sprachen, las der Lord Major von London, der dabei saß, die Zeitung.

PÜTTER Ich glaube, es wird Zeit zum Aufbruch. Der Mond schaut schon durch das Fenster.

LICHTENBERG Der abnehmende, und trüb noch dazu. Nichts ist mir so verhaßt, wie der Anblick des Mondes, wenn er einmal ---

QUIKKO Meine Herren, Sie hören die Ausfälle, die Herr Lichtenberg gegen uns zu machen im Begriff steht. Es ist unter unserer Würde, dem weiter zu folgen. Ich schalte ab.

LABU Ohne die impulsive Handlungsweise unseres hochverehrten Kollegen Quikko billigen zu wollen, erteile ich nunmehr das Wort zu seinen Beobachtungen Herrn Peka.

PEKA Meine hochverehrten Herren, es wird Ihnen allen aufgefallen sein, daß die Bilder des Spectrophons, vielleicht infolge der durch Gewitter gereinigten Erdatmosphäre, diesmal klarer waren als je. Wir alle konnten den Herrn Lichtenberg mit Muße in Augenschein nehmen, und ich glaube in Ihrer aller Namen zu sprechen, wenn ich sage: wir haben uns überzeugt, daß die Lösung unseres Problems näher liegt, als wir dachten. Herr Lichtenberg macht eine unglückliche Figur. Nicht seiner äußeren Umstände wegen, die ihn in Göttingen festhalten, noch seiner inneren Veranlagung wegen, die ihn zum Hypochonder machte, als ganz einfach wegen seiner Erscheinung. Sie müssen es ja gemerkt haben: er trägt einen Buckel. Ja, meine Herren, daß ein Buckliger auf die Physiognomik nicht gut zu sprechen ist, das können Sie sich ja wohl leicht erklären. Dem Mann bleibt schwerlich etwas anderes übrig, als sich über alles eine eigene Meinung zu machen, da er sich der öffentlichen jedenfalls in einem sehr wichtigen Punkte nicht anschließen kann, ich meine in puncto Buckel. Wir können uns auch unmöglich wundern, wenn wir ihn Böses über Lavater, über die Enthusiasten und Genies zum besten geben hören. Denn wer durch seinen Körperbau so die Kritik herausfordert wie er, dem bleibt nichts übrig, denn als Kritiker selbst eine Abwehrstellung zu beziehen.

LABU Wir danken Herrn Peka für seine klaren und pünktlichen

Ausführungen. Ob er aber damit das Rechte getroffen hat und ob so ein Buckliger gar keines Enthusiasmus, keines Aufschwungs fähig ist, darüber wollen wir doch einmal die Probe machen.

SOFANTI Soeben meldet uns Venus eine Erscheinung, von der ich raten würde, Notiz zu nehmen. Der 50jährige Lichtenberg, der Feind der Schwärmer, der sein Leben lang der gesunden Vernunft die Treue gehalten hat, ist im Begriff, sie mit der Muse zu hintergehen. Er dichtet vor sich hin, um nicht zu sagen, er deklamiert.

LABU Dies dürfte eine willkommene Gelegenheit sein, unser Parlamonium in Betrieb zu setzen. Wir werden uns den Anfang dieses Gedichtes anhören, um es dann in Musik zu übersetzen.

SOFANTI Ich bitte um Ruhe.

Gongschlag.

LICHTENBERG *getragen, abweichend von seinem üblichen Tonfall:* Wie, wenn einmal die Sonne nicht wiederkäme, dachte ich oft, wenn ich in einer dunkeln Nacht erwachte und freute mich, wenn ich endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Überlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wiedererneuerter Gesundheit, erweckten in mir alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daß ich mich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stünde mein Verhängnis in meiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte ich alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht erheuchelst und die dir dieses unbeschreibliche Wohlbehagen gewährt, ist gewiß das Werk eben jenes Geists und sagt dir laut, daß du jetzt wenigstens richtig denkst. Oh störe nicht, sprach ich dann zu mir selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld. Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurückwürfe? Was erwartest du anderes von der Musik der Sphären, wenn nicht diese Betrachtungen? Was ist das Ineinanderklingen der Planeten anderes als der Ausdruck dieser Gewißheit, die den Geist anfänglich mit einem Sturm von Entzücken, dann jedoch allmählich mehr und mehr – – –

Die Rezitation ist schon vorher von Musik übertönt worden und geht an dieser Stelle in eine hymnische Melodie – etwa

eine Haydnsche oder Händelsche – über. Nach einer Weile wird diese Musik in einen Trauermarsch übergeleitet.

1. BÜRGER Ganz stattlich ist das Geleit.
2. BÜRGER Pst, hier im Trauerzug können Sie doch nicht sprechen. Warten Sie doch, bis wir da sind.
1. BÜRGER *etwas leiser:* Ganz stattlich ist das Geleit, wollte ich sagen. Wenn ich zurückdenke, wie sie den Bürger hier beigesetzt haben. Drei Mann folgten seinem Sarg: Professor Althof – – –
2. BÜRGER Pst, Sie werden uns noch Unannehmlichkeiten zuziehen.
1. BÜRGER Jetzt ist die Spitze des Zuges schon angekommen. Die Musik wird gleich aufhören und dann wird's ernst. Dann kommen die Reden.
3. BÜRGER Er soll ja an die Seelenwanderung geglaubt haben. Ich hab's vom Mechanikus Poppe selber gehört, der hat ihm doch seine Instrumente gebaut.
2. BÜRGER Sehen Sie doch nur, da wo ich hinzeige, kennen Sie es denn nicht?
1. BÜRGER Nicht möglich, Sie haben recht, sein Fenster. Da hat er also vom Kabinett aus seine Grabstelle sehen können. Das nenne ich mir seine sieben Sachen zur Hand haben.
3. BÜRGER An diesem Fenster soll er ja gestanden haben und dem Begräbnis Bürgers durch das Perspektiv gefolgt sein. Als er aber den Leichenwagen mit einer Art von Anlauf durch das Kirchhofstor rollen sah, da hat sein Diener, der im Nebenzimmer war, ein Schluchzen hören können. Das Abnehmen vom Wagen konnte er nicht mehr mitansehen. Er zog die Laden vor und schloß das Fenster.
2. BÜRGER Mit dem Tode hat er sein Leben lang kokettiert. Sieben Jahre ist's her, aber ich erinnere mich noch als wenn's gestern gewesen wäre: »Die Engelchen haben sich's seit einiger Zeit nicht undeutlich merken lassen, daß sie große Neigung haben, mich ehestens in einem tragbaren Häuschen nach dem Kirchhofe schleppen zu lassen.« Ja, das hat er mir schon vor sieben Jahren geschrieben.
3. BÜRGER Man erzählt sich ja, er sei ein Anhänger der Seelenwanderung gewesen.
2. BÜRGER Wenn er sich auf die Seelenwanderung begibt, könnte

er wohl auf den Mond gelangen. Ein Liebhaber großer Reisen war er ja immer.

1. BÜRGER Daß er Professor der Physik gewesen ist, wird niemand mir weismachen. »Was ist Materie«, soll er gesagt haben, »so etwas gibt's vielleicht in der Natur gar nicht. Man tötet die Materie und sagt hernach, daß sie tot sei.«

3. BÜRGER Man muß nicht glauben, was von ihm erzählt wird; er kam ja längst nicht mehr unter die Leute. – Da vorn ist eine Bewegung. Jetzt haben sie den Sarg in die Tiefe gelassen.

1. BÜRGER Ein Ärgernis ist es doch, daß die Herren Dozenten es nicht einmal der Mühe wert gefunden haben, für heute ihre Kollegien abzusagen.

2. BÜRGER Es ist doch ein ganz schönes Totengeleit. Wenn Sie sich an Bürgers Begräbnis erinnern, wo – – –

VERSCHIEDENE STIMMEN Pst, pst, pst. Ein insolentes Benehmen, eine despektierliche Gesellschaft.

DER PASTOR Hoch zu verehrende Trauerversammlung, insbesondere hochlöbliche Vertreter der Universität sowie ehrenwerte Bürger der Stadt!

LABU Ich eröffne die letzte Sitzung des Mondkomitees für Erdforschung. Eine beklagenswerte Fügung hat es bewirkt, daß der Gegenstand unserer Beobachtungen, der Göttinger Professor Lichtenberg, verstarb, ehe wir unsere Arbeit abzuschließen vermochten. Wenn ich aber die Trauerfeier, deren erste Klänge Sie noch erreichten, abschaltete, so glaube ich das um so eher tun zu dürfen, als unser Komitee jeden Anlaß hat, eine gesonderte Trauerfeier für Herrn Lichtenberg vorzunehmen. Denn, meine Herren, was wäre unsere wissenschaftliche Ehre, wenn wir nicht einräumen wollten, daß wir an dem Verblichenen etwas gut zu machen haben.

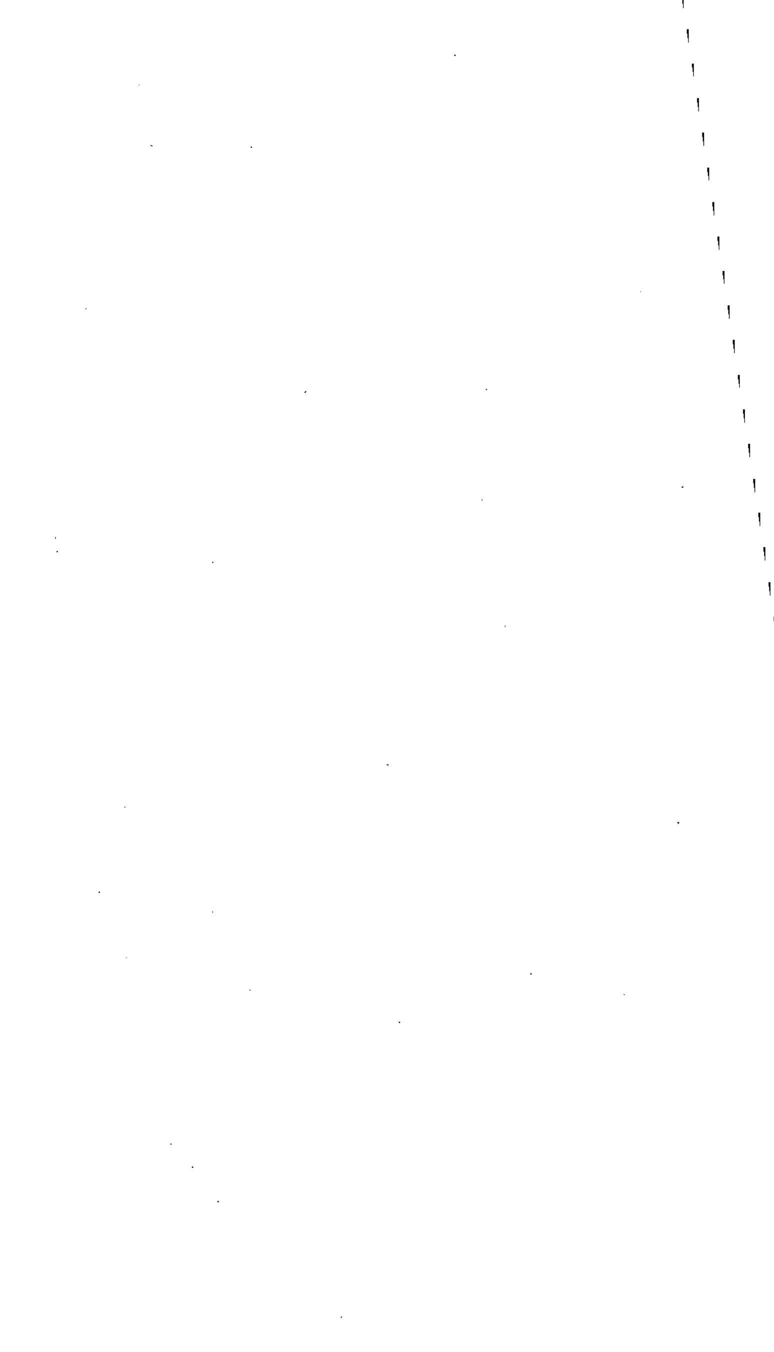
Gemurmel der Komiteemitglieder.

Daß der Mensch nicht glücklich ist, das, meine Herren, hat sich freilich bestätigt. Aber wir haben vorschnelle Schlüsse daraus gezogen. Wir schlossen daraus, daß er zu nichts kommt. Nun scheint der Professor Lichtenberg das ja zu bestätigen, denn Sie werden sämtlich Einsicht in das umfangreiche Verzeichnis von Werken des Verblichenen genommen haben, die er schreiben wollte und nie geschrieben hat. »Die Insel Cebu« und »Kunkel«

und »Der Parakletor« und »Der doppelte Prinz« und wie sie alle heißen mögen. Aber, meine Herren, vielleicht hat er nur darum keine Bücher geschrieben, weil er um ihr Schicksal wußte. Denn gegen eins, meinte er, das durchgelesen wird, werden tausende nur durchgeblättert. Andere tausend, die liegen stille, andere werden auf Mauslöcher gepreßt, nach Ratten geworfen. Auf anderen, sagt er, wird gestanden, gesessen, getrommelt, Pfefferkuchen gebacken. Mit anderen werden Pfeifen angezündet, hinter dem Fenster damit gestanden. Lichtenberg hielt von Büchern wenig, aber desto mehr vom Denken. Dank unserer Photographiemethoden sind wir schon heute im Besitz der Texte, die er in seine Tagebücher eintrug, und die ja einmal wohl auf Erden zu einigem Renommee gelangen werden. Und diese Bücher, meine Herren, stecken, wie Sie gewiß schon selbst ermittelt haben, von sonderbaren, innigen und klugen Einsichten voll, zu denen ihn vielleicht die ungetrübte Heiterkeit, die wir als Mondbewohner haben, nie hätte gelangen lassen. Ich wage also, sehr verehrte Herren, den Grundsatz unserer Forschungen in Zweifel zu ziehen, daß die Menschen, weil sie niemals glücklich sind, es zu nichts bringen. Vielleicht ist es ihr Unglück, das sie vorwärtsbringt, manche von ihnen so weit wie Herrn Professor Lichtenberg, der nicht nur seiner Mondkarte wegen aller Ehren wert ist, welche wir zu vergeben haben. Drum schlage ich vor, den Krater Nr. C. Y. 2802, auf dem wir unsere Sitzungen abhalten, in die Gesellschaft jener zu erheben, die wir hier auf dem Mond den Erdgeistern gewidmet haben, die es wert erschienen. Die Krater, die am Rand des Wolkenmeeres, die auf den Höhen der Mondgebirge die erhabenen Namen des Thales, des Helvetius, des Humboldt, des Condorcet, des Fourier tragen, mögen in ihren Kreis den Krater Lichtenberg aufnehmen, welcher klar, lauter und friedlich in jenem Zauberlichte liegt, das uns das Jahrtausend erleuchtet und dem Licht vergleichbar ist, das aus den Schriften dieses irdischen Lichtenbergs zu strahlen anfängt. Wir schließen die Forschungen des Komitees und schalten die Sphärenmusik ein.

Musik.

Geschichten und Novellistisches



Der Tod des Vaters
Novelle

Während der Fahrt vermied er, den Sinn jener Depesche sich klar zu machen: »Komme sofort Wendung zum Schlimmeren.« Am Abend hatte er den Rivieraort bei widrigem Wetter verlassen. Die Erinnerungen umgaben ihn wie Morgenlicht, das auf einen verspäteten Kneipanten eindringt: süß und beschämend. Indigniert vernahm er die Geräusche der Stadt, in deren Mittag er einfuhr. Gekränktsein schien ihm die einzige Antwort auf die Belästigungen seiner Heimat. Zwitschernd aber fühlte er die Wollust verspielter Stunden bei einer verheirateten Frau.
Da stand sein Bruder. Und wie ein elektrischer Schlag seine Hüfte niederfuhr, haßte er diesen Schwarzgekleideten. Der begrüßte ihn hastig mit schwermütigem Blick. Ein Auto stand bereit. Die Fahrt ratterte. Otto stammelte eine Frage, doch entrückte ihn die Erinnerung eines Kusses.
Auf der Haustreppe stand plötzlich das Dienstmädchen, und er brach zusammen, als sie seinen schweren Koffer ihm abnahm. Noch hatte er seine Mutter nicht gesehen, aber der Vater lebte. Da saß er am Fenster, aufgedunsen im Lehnstuhl... Otto ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. »Gibst du mir keinen Kuß mehr, Otto?« fragte leise der Vater. Der Sohn warf sich auf ihn, lief hinaus – auf dem Balkon stand er und brüllte in die Straße. Müde wurde er beim Weinen und erinnerte sich träumend seiner Einschulung, der Kaufmannsjahre, der Überfahrt nach Amerika.
»Herr Martin.« Er war still und schämte sich jetzt, daß sein Vater noch lebte. Wie er noch einmal aufschluchzte, legte das Mädchen ihm die Hand auf die Schulter. Mechanisch sah er: einen gesunden, blonden Menschen, Widerlegung des Kranken, den er berührt hatte. Er fühlte sich zu Hause.
Im belebtesten Viertel der Stadt lag die Bibliothek, die Otto in den beiden Wochen seines Aufenthaltes benutzte. Jeden Vormittag arbeitete er drei Stunden an einer Schrift, die ihm den Doktor der Nationalökonomie verschaffen sollte. Nachmittags fuhr er ebendorthin, um die illustrierten Kunstblätter zu studieren. Die Kunst liebte er und wendete ihr viel Zeit zu. In diesen Räumen war er nicht einsam. Er stand auf gutem Fuße mit dem würdigen Beamten, der Bücher auslieh und entgegennahm. Wenn er vom Buch

aufblickte, stirnrunzelnd und gedankenlos, begegnete er nicht selten einem bekannten Kopfe aus der Primanerzeit.
Die Einsamkeit dieser Tage, die niemals müßig war, tat ihm wohl, nachdem die letzten Wochen an der Riviera jeden Nerv in den Dienst einer sinnlichen Frau gestellt hatten. Abends im Bette suchte er Einzelheiten ihres Leibes, oder es gefiel ihm, in schönen Wellen seine müde Sinnlichkeit zu ihr zu senden. Er dachte an sie selten. Saß er in der Elektrischen einer Frau gegenüber, so spannte er nur vielsagend, mit leerem Ausdruck die Brauen, eine Geste, mit der er sich unnahbare Einsamkeit für süße Trägheit erbat.
Gleichmäßig war die Betriebsamkeit des Hauses um den Sterbenden bemüht; sie kümmerte ihn gar nicht. Doch eines Morgens weckte man ihn zeitiger als sonst und führte ihn vor die Leiche seines Vaters. Es war hell im Zimmer. Vor dem Bette lag die Mutter zusammengebrochen. Der Sohn aber fühlte solche Kraft, daß er sie unter den Arm griff und mit fester Stimme sagte: »Steh auf, Mutter.« An diesem Tage ging er in die Bibliothek, wie stets. Sein Blick, wenn er die Frauen streifte, war noch leerer und fester als sonst. Er drückte die Mappe, in der zwei Bogen seiner Arbeit lagen, an sich, als er den Perron der Elektrischen bestieg.
Immerhin arbeitete er seit diesem Tage unsicherer. Mängel fielen ihm auf, Grundprobleme, über die er bisher gleichmäßig hinweg gesehen, begannen ihn zu beschäftigen. Bei seinen Bücher-Bestellungen verlor er plötzlich Maß und Ziel. Stöße von Zeitschriften umgaben ihn, in denen er mit alberner Peinlichkeit die unwichtigsten Daten aufsuchte. Unterbrach er die Lektüre, so verließ ihn nie das Gefühl eines Menschen, dem die Kleider zu weit sind. Als er die Schollen in die Gruft seines Vaters warf, dämmerte ihm der Zusammenhang zwischen der Totenrede, der endlosen Reihe der Bekannten und der eigenen Gedankenlosigkeit. »Dies alles war schon oft so. Wie typisch das ist.« Und als er vom Grabe unter die trauernde Menge ging, war sein Seelenschmerz wie eine Sache geworden, die man mit sich herumträgt und sein Gesicht erschien breiter vor Gleichgültigkeit. Ihn reizten die leisen Gespräche, die Mutter und Bruder führten, als man zu dreien am Tisch saß. Das blonde Mädchen brachte die Suppe. Unbekümmert erhob Otto den Kopf und blickte ihr in die braunen, ratlosen Augen.

So verschönte sich Otto noch oft die kleinliche Angst dieser Trauertage. Einmal küßte er das Mädchen – abends – im Flur. Die Mutter empfing stets innige Worte, wenn sie mit ihm allein war; meist aber beriet sie Geschäftliches mit dem älteren Bruder.
Als er eines Mittags von der Bibliothek zurückkam, fiel es ihm ein zu reisen. Denn was hatte er hier noch zu suchen? Es galt zu studieren.
Er fand sich allein zu Hause, und so ging er in das Arbeitszimmer seines Vaters, wie er gewohnt war. Hier auf dem Divan hatte der Verstorbene die letzten Stunden gelitten. Die Rolläden waren herunter gelassen, weil es heiß war, und durch die Ritzen schien der Himmel. Das Mädchen kam und stellte Anemonen auf den Schreibtisch. Otto stand an den Divan gelehnt, und als sie vorbeiging, zog er sie lautlos an sich. Da sie sich an ihn drängte, lagen sie zusammen. Nach einer Zeit küßte sie ihn und stand auf, ohne daß er sie hielt.
Er reiste zwei Tage später. Früh verließ er die Wohnung. Neben ihm ging das Mädchen mit dem Koffer und Otto erzählte von der Universitätsstadt und vom Studium. Doch zum Abschied gab er ihr nur die Hand, denn der Bahnhof war belebt. – »Was würde mein Vater sagen?« dachte er während er sich zurücklehnte und gähnte den letzten Schlaf aus dem Körper.

Palais D...y

Wenn in den Jahren achtzehnhundertfünfundsiebzig bis fünfundachtzig der Baron X. im Café de Paris auffiel, und wenn man den Fremden von Distinktion nach dem Comte de Caylus, dem Marschall Fécamts und dem Herrenreiter Raymond Grivier auch auf ihn, den Baron, achten ließ, dann war das nicht seiner Eleganz, seiner Abkunft, seiner sportlichen Leistungen wegen, sondern ganz einfach Anerkennung, ja, Bewunderung der Treue, die er dem Etablissement durch so viele Jahre gehalten hatte. Eine Treue, welche er später einem ganz andern, höchst ungewöhnlichen gegenüber so ergreifend bewahren sollte. Doch davon handelt eben diese Geschichte.
Sie setzt, genau genommen, mit der Erbschaft ein, die dem Baron, dem sie durch dreißig Jahre immer hatte zufallen sollen und zu-

fallen müssen, nun endlich, im September achtzehnhundertvierundachtzig, wirklich zufiel. Der Erbe war damals nicht weit entfernt von seinem fünfzigsten Geburtstag und längst kein Viveur mehr. War er es jemals gewesen? Es kam vor, daß die Frage auftauchte. Wenn dann der eine behaupten konnte, in der Chronique scandaleuse von Paris nicht ein einziges Mal auf den Namen des Barons gestoßen zu sein, und selbst im Munde der gewissenlosesten Klubleute und der ruhmredigsten Kokotten nie eine Anspielung auf ihn vernommen zu haben, konnte man es dem andern nicht abstreiten: der Baron in seinen Pepitahosen, mit der bauschigen Lavallièrekrawatte war mehr als eine mondäne Erscheinung; es gab in seinem Antlitz einige Falten, die einen Frauenkenner verrieten, der für seine Weisheit bezahlt hat. So war der Baron bis hierhin ein Rätsel geblieben, und diese große, längst erhoffte Erbschaft in seinen Händen zu sehen, weckte in seinen Freunden neben einem neidlosen Wohlwollen die diskreteste, maliciöseste Neugier. Was keine Plauderstunde am Kamin, keine Burgunderflasche vermocht hatte – den Schleier über diesem Leben zu lüften –, das glaubten sie von dem plötzlichen Reichtum erwarten zu dürfen.
Nach zwei, drei Monaten aber war man sich einig: gründlicher hätte die Enttäuschung gar nicht ausfallen können. Nichts – nicht ein Schatten hatte in Kleidung, Laune, Zeiteinteilung, ja selbst Budget und Logis des Barons sich geändert. Noch immer war er der vornehme Nichtstuer, dem seine Zeit so randvoll erfüllt schien wie dem kleinsten Kanzlisten, noch immer nahm ihn, wenn er aus dem Klub kam, die Garçonnière der Avenue Victor Hugo auf, und nie waren Freunde, die ihn des Abends nach Hause begleiten wollten, unter Vorwänden verabschiedet worden. Ja, es kam vor, daß bis fünf Uhr morgens und länger in seinem Empfangszimmer an der Stelle des herrlichen Chippendaleschrankes, der ehemals dort gestanden hatte, der Hausherr vor einem grünen Tische die Bank hielt. Der Baron pflegte glücklich zu spielen – das wußte man von den seltenen Malen, da er früher am Spieltisch erschienen war. Nun aber konnten selbst die eingesessensten Spieler sich nicht entsinnen, Glücksserien, wie sie der Winter achtzehnhundertvierundachtzig brachte, erlebt zu haben. Das ganze Frühjahr über hielten sie an, und so blieb es noch, als der Sommer mit seinen Schattenbächen über die Boulevards strömte. Wie kam es,

daß der Baron im September ein armer Mann war? Arm nicht; aber genau so schwebend, undefinierbar zwischen arm und reich wie vordem und nur um die Erwartung einer großen Erbschaft ärmer. Genug, daß er begann sich einzuschränken, den Klub nur noch zu einer Tasse Tee oder einer Schachpartie aufzusuchen. Eine Frage zu tun, erkühnte sich niemand. Was hätte auch an einem Dasein fraglich scheinen sollen, das in seinem schmalen, mondänen Rahmen vor aller Augen dahinlief, vom morgendlichen Ausritt, der Florettstunde und dem Lunch bis zum Glockenschlag dreiviertel sechs, da er das Café de Paris verließ, um zwei Stunden später in Gesellschaft bei Delaborde zu dinieren. In der Zwischenzeit berührte er keine Karte. Und doch brachten diese beiden Stunden des Tages ihn um sein ganzes Vermögen.
Wie aber das geschah, hat man in Paris erst Jahre später erfahren, als der Baron wer weiß wohin – was würde der Name eines abgelegenen litauischen Rittergutes hier sagen? – sich zurückgezogen hatte, und eines regnerischen Morgens einer seiner Freunde mitten im gedankenlosesten Schlendern, betroffen, er wußte selbst im ersten Augenblicke nicht: von einem Anblick oder von einem Einfall, zusammenschrak. In Wahrheit aber von beiden. Denn das Monstrum, welches da vor ihm auf den Schultern dreier Transportarbeiter die Freitreppe des Palais D . . . y herunterschwankte, war jenes kostbare Chippendalemöbel, das eines Tages dem glückbringenden Spieltisch gewichen war. Der Schrank war herrlich und mit keinem andern zu verwechseln. Aber der Freund erkannte ihn nicht nur daran. So wankend und in den breiten Schultern erschüttert war damals beim Abschied der mächtige Rücken seines Besitzers zum letzten Male vor den Winkenden auf dem Bahnsteige aufgetaucht und verschwunden. Hastig drängte der Fremde an den Trägern vorüber die niedrigen Stufen hinauf, trat durchs offene Portal und blieb beinahe schwindelnd in der gewaltigen kahlen Vorhalle stehen. Ihm gegenüber hob sich in Spiralen eine Treppe zum ersten Stock und ihre massive Rampe war nichts als ein einziges, unabgesetztes marmornes Relief: Faune, Nymphen; Nymphen, Satyrn; Satyrn, Faune. Der Neuling faßte sich wieder und durchforschte die Hallen, die Zimmerfluchten. Überall gähnten ihm leere Wände entgegen. Keine Spur von Bewohnern bis auf ein gleichfalls verlassenes doch üppig bedachtes, von Fellen und Kissen, Jadegöttern und Weihrauch-

gefäßen, Prunkvasen und Gobelins erfülltes Boudoir. Eine leichte Staubschicht lag über allem. Diese Schwelle hatte nichts Einladendes, und der Fremde wollte die Suche von neuem aufnehmen, als hinter ihm ein schönes, noch junges Mädchen, der Kleidung nach eine Zofe, sich anschickte, den Raum zu betreten. Und sie, die einzige Vertraute dessen, was hier vorgegangen, erzählte:
Es sei nun ein Jahr, daß der Baron für einen unerdenklich hohen Zins diesen Palast von seinem Besitzer, einem montenegrinischen Herzog, gemietet. Noch am Tag des Vertragsabschlusses habe sie ihren Dienst antreten müssen, der zwei Wochen lang in der Aufsicht über die Handwerksleute und im Empfang der Lieferanten bestanden habe. Dann folgten neue Instruktionen, spärliche aber unnachsichtliche Vorschriften, deren größter Teil der Pflege der Blumen galt, die im Zimmer, vor dem die beiden jetzt standen, noch etwas von ihrem Geruche gelassen hatten. Bezug auf anderes hatte nur eine, die letzte Weisung, und gerade sie schien dem Mädchen gebunden an eine märchenhafte Entlohnung, die ihr jetzt erst versprochen wurde. »Tagaus, tagein, keine Minute vor, keine nach sechs, erschien nun«, fuhr sie fort, »der Baron an der Freitreppe, um langsam zum Portale hinaufzusteigen. Nie kam er ohne einen großen Strauß.« In welcher Reihenfolge aber die Orchideen, Lilien, Azaleen, Chrysanthemen sich einstellten und in welcher Beziehung zur Jahreszeit, das sei undurchschaubar gewesen. Er schellte. Die Tür ging auf. Die Zofe, eben die, von der wir das alles wissen, öffnete, um die Blumen und die Frage entgegenzunehmen, die das Stichwort ihres verschwiegensten Dienstes war:
»Ist die gnädige Frau zu Hause?«
»Bedaure«, erwiderte ihm die Zofe, »die gnädige Frau hat vor kurzem das Haus verlassen.«
Nachdenklich trat der Liebende dann den Rückweg an, um am nächsten Tage von neuem seine Aufwartung im verlassenen Palais zu machen.
So wurde bekannt, wie der Reichtum, der so oft dem gemeinen Zweck dient, fremde Liebesgluten zu schüren, für dieses eine Mal die seines Besitzers zu den letzten Flammen entfachte.

Myslowitz – Braunschweig – Marseille
Die Geschichte eines Haschisch-Rausches

Diese Geschichte ist nicht von mir. Ob der Maler Eduard Scherlinger, den ich an jenem Abend, als er sie erzählte, zum ersten und letzten Male sah, ein großer Erzähler war oder nicht, darüber will ich mich nicht auslassen, weil sich in diesem Zeitalter der Plagiate immer einige Hörer finden, die einem grade dann eine Geschichte zuschreiben werden, wenn man erklärt, sie sei nur getreu wiedergegeben. Ich vernahm sie aber an einem der wenigen klassischen Orte, die Berlin fürs Erzählen und Zuhören hat, eines Abends, bei Lutter & Wegener. Es saß sich gut um den runden Tisch in unsrer kleinen Gesellschaft, die Gespräche aber waren schon längst zerflattert und lebten nur kümmerlich und gedämpft in Gruppen von Zweien oder Dreien, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Da ließ in irgendeinem Zusammenhang, den ich niemals erfahren habe, mein Freund, der Philosoph Ernst Bloch, den Satz fallen, es gäbe niemanden, der nicht schon einmal im Leben ums Haar ein Millionär geworden wäre. Man lachte. Man hielt den Satz für eines seiner Paradoxa. Aber dann ging es sonderbar. Je länger, je lieber begannen wir mit dieser Behauptung uns zu beschäftigen, sie zu debattieren, um schließlich einen nach dem anderen nachdenklich werden und an den Punkt gelangen zu sehen, da er in seinem Leben die Millionen am nächsten gestreift hatte. Aus den mehreren sonderbaren Geschichten, die dabei zum Vorschein kamen, stammt also die von dem verschollenen Scherlinger, und ich gebe sie möglichst mit seinen eigenen Worten wieder.

Als ich nach dem Tode meines Vaters, begann er, ein nicht ganz kleines Vermögen in die Hände bekommen hatte, überstürzte ich meine Abreise nach Frankreich. Vor allem war ich glücklich, noch vor Ende der Zwanziger Marseille, die Heimatstadt Monticellis, dem ich alles in meiner Kunst zu verdanken habe, kennenzulernen; von anderm, wofür Marseille mir damals stand, zu schweigen. Mein Vermögen hatte ich bei der kleinen Privatbank stehen lassen, die meinen Vater jahrzehntelang zufriedenstellend beraten hatte, und mit deren Juniorchef ich zudem, wenn nicht befreundet, so doch vorzüglich bekannt war. Auch sagte er mir aufs bestimmteste zu, die lange Zeit meiner Abwesenheit über mein Depot ganz besonders im Auge zu halten und, falls eine günstige

Konvertierungsmöglichkeit sich einstellen sollte, mich umgehend zu benachrichtigen. »Du müßtest uns nur« – so schloß er – »ein Kennwort hierlassen.« Ich blickte ihn verständnislos an. »Wir können nämlich«, erklärte er, »Orders auf telegrafischem Wege nur ausführen, wenn wir uns dabei gegen Mißbrauch schützen. Nimm an, wir drahten dir, und das Telegramm kommt in unrechte Hände. Wir schützen uns gegen die Folgen, indem wir einen geheimen Namen mit dir vereinbaren, den du, anstatt deines eigenen, unter deine telegrafischen Orders setzt.« Ich begriff und war einen Augenblick lang perplex. Es ist eben doch nicht so einfach, auf einmal in einen fremden Namen wie in ein Kostüm hineinzuschlüpfen. Tausende und aber Tausende liegen bereit; der Gedanke, wie gleichgültig welcher, lähmt die Wahl, und dann lähmt sie noch mehr ein Gefühl – es ist aber ganz versteckt und wird kaum Gedanke –: wie unberechenbar die Wahl und wie folgenschwer. Wie ein Schachspieler, der sich festgerannt hat und am liebsten alles beim alten ließe, schließlich, unter Zugzwang, doch einen Stein rückt, sagte ich: »Braunschweiger.« Ich kannte niemanden dieses Namens, übrigens nicht einmal die Stadt, von der er sich herschreibt.

Um die Mittagszeit eines drückenden Julitags kam ich nach vierwöchiger Pariser Rast auf der Gare Saint Louis in Marseille an. Freunde hatten mir das Hotel Regina, unweit des Hafens, genannt; ich ließ mir grade Zeit, dort unterzukommen, die Nachttischlampe und die Wasserhähne auf ihre Gebrauchsfertigkeit zu prüfen und machte mich auf den Weg. Er mußte, weil es mein erster in dieser Stadt war, meiner alten Reiseregel sich fügen; die war, im Gegensatz zu dem Durchschnitt der Passanten, die, kaum angekommen, unbeholfen im Zentrum der fremden Stadt sich herumdrücken, zuerst die Außenbezirke, das Weichbild zu erkunden. Bald erkannte ich, wie sehr grade hier sich dieser Grundsatz bewährte. Nie hatte die erste Stunde mir mehr gegeben als diese zwischen den Binnenhäfen und Docks, den Speichern, den Quartieren der Armut, den zerstreuten Asylen des Elends. Weichbilder sind ja der Ausnahmezustand der Stadt, das Terrain, auf dem ununterbrochen die große Entscheidungsschlacht zwischen Stadt und Land tobt. Sie ist nirgends erbitterter als zwischen Marseille und der provençalischen Landschaft. Es ist der Nahkampf von Telegrafenstangen gegen Agaven, Stacheldraht gegen

stachlige Palmen, Nebelschwaden stinkender Korridore gegen feuchtes Platanendunkel brütender Plätze, kurzatmiger Freitreppen gegen die mächtigen Hügel. Die lange Rue de Lyon ist der Pulvergang, den Marseille in die Landschaft grub, um sie in Saint-Lazare, Saint-Antoine, Arenc, Septèmes auffliegen und mit Granatsplittern aller Völker- und Firmensprachen überschütten zu lassen: Alimentation Moderne, Rue de Jamaïque, Comptoir de la Limite, Savon Abat-Jour, Minoterie de la Campagne, Bar du Gaz, Bar Facultatif. Und über all dem der Staub, der hier aus Meersalz, Kalk und Glimmer sich zusammenballt. Dann ging es an den äußersten Kais, die nur von den größten Überseedampfern benutzt werden, unter den stechenden Strahlen der allmählich sinkenden Sonne, zwischen den aufgemauerten Fundamenten der Altstadt linker und nackten Hügeln oder Steinbrüchen rechter Hand, dem ragenden Pont Transbordeur zu, der den alten Hafen, das quadratische Viereck, das die Phönizier hier wie einen großen Platz dem Meere vorbehielten, abschließt. Hatte ich auch in den volkreichsten Vorstädten meinen Weg bisher allein verfolgt, so fühlte ich mich von hier ab gebieterisch in den Zug feiernder Matrosen, heimkehrender Hafenarbeiter, promenierender Hausfrauen eingereiht, der sich, mit Kindern gespickt, an den Cafés und Basaren entlangbewegte, um allmählich in Nebenstraßen sich zu verlieren und nur in einigen Schiffern oder Flaneuren, wie ich einer war, die große Hauptader, die Geschäfts-, Börsen- und Fremdenstraße, La Cannebière, zu erreichen. Quer durch alle Basare zieht hier von einem Ende des Hafens zum andern der Gebirgszug der »Andenken« sich entlang. Seismische Kräfte haben dies Massiv von Glasfluß, Muschelkalk, Emaille aufgetürmt, in dem die Tintenfässer, Dampfer, Anker, Quecksilbersäulen und Sirenen ineinanderstecken. Mir aber schien der Druck von tausend Atmosphären, unter dem all diese Bilderwelt sich drängt und bäumt und staffelt, die gleiche Kraft, die sich in harten Schifferhänden nach langer Fahrt an Frauenschenkeln und Frauenbrüsten erprobt, und die Wollust, die auf den Muschelkästen ein rotes oder blaues Sammetherz aus der Steinwelt heraustreibt, um es mit Nadeln oder Broschen spicken zu lassen, die gleiche, die am Zahltag die Gassen erschüttert. Unter solchen Gedanken hatte ich längst die Cannebière hinter mir gelassen; ohne viel zu sehen, war ich unter den Bäumen der Allée de Meilhan, an den Fenster-

gattern des Cours Puget entlanggestrichen, bis mich zuletzt der Zufall, der noch immer meiner ersten Schritte in einer Stadt sich annahm, in die Passage de Lorette, die Totenkammer der Stadt, den schmalen Hof führte, wo im schläfrigen Beisein einiger Männer und Frauen die ganze Welt zu einem einzigen Sonntagnachmittag zusammenzuschrumpfen scheint. Etwas von der Trauer kam über mich, die ich im Licht von Monticellis Bildern noch heute liebe. Ich glaube, in solchen Stunden teilt sich dem Fremden, der sie erlebt, etwas mit, das sonst nur die Alteingesessenen verspüren. Denn die Kindheit ist der Quellenfinder der Trübsal, und um die Trauer so ruhmreich strahlender Städte zu kennen, muß man in ihnen Kind gewesen sein.
Es gäbe, sagte Scherlinger lächelnd, einen schönen romantischen Aufputz, beschriebe ich jetzt, wie ich in irgendeiner verrufenen Hafenkneipe der Stadt durch einen Araber, der Heizer auf einem Frachtschiff oder auch Lastträger hätte sein können, an das Haschisch gekommen wäre. Aber ich kann diesen Aufputz nicht brauchen, denn ich war diesen Arabern vielleicht ähnlicher als den Fremden, die ihr Weg in dergleichen Kneipen führt. In dem einen Stück wenigstens, daß auch ich auf meinen Reisen den Haschisch mit hatte. Ich glaube nicht, daß es dann oben auf meinem Zimmer der subalterne Wunsch war, meiner Traurigkeit zu entgehen, der mich gegen sieben Uhr abends veranlaßte, den Haschisch zu mir zu nehmen. Viel eher war es der Versuch, ganz mich unter die magische Hand zu ducken, mit der die Stadt mich leise am Genick genommen hatte. Ich ging, wie gesagt, an das Gift nicht als Neuling heran, aber mochten es nun meine beinahe alltäglichen heimatlichen Depressionen sein oder kümmerliche Gesellschaft, ungeeignete Örtlichkeiten, niemals hatte ich mich bisher in jene Gemeinschaft Wissender aufgenommen gefühlt, deren Zeugnisse von Baudelaires »Künstlichen Paradiesen« bis zu dem »Steppenwolf« von Hesse mir sämtlich vertraut waren. Ich legte mich auf das Bett, las und rauchte. Mir gegenüber, im Fenster, tief unter mir, hatte ich eine der schwarzen, schmalen Straßen des Hafenviertels, die wie die Schnittspur eines Messers im Körper der Stadt sind. So genoß ich die unbedingte Gewißheit, in dieser Stadt von Hunderttausenden, in der kein einziger mich kannte, ungestört, ganz in meiner Träumerei geborgen zu bleiben. Aber die Wirkung ließ auf sich warten. Eine Dreiviertelstunde war schon

verstrichen, und ich begann mißtrauisch gegen die Qualität der Droge zu werden. Oder hatte ich sie zu lange bei mir bewahrt? Plötzlich ein starkes Pochen an meiner Tür. Nichts war mir unerklärlicher. Ich erschrak tödlich, machte aber keineswegs Miene zu öffnen, sondern erkundigte mich, was es denn gebe, ohne meine Lage im mindesten zu verändern. Der Hausdiener: »Ein Herr will Sie sprechen.« – »Lassen Sie ihn heraufkommen«, sagte ich; nach seinem Namen zu fragen, fehlte mir Geistesgegenwart oder Mut. Ich blieb mit Herzklopfen gegen den Pfosten des Bettes gelehnt und starrte in den geöffneten Türspalt, bis eine Uniform in ihm auftauchte. »Der Herr« war ein Depeschenbote gewesen.
»Vorschlagen 1000 Royal Dutch Freitag ersten Kurs anzukaufen drahtet Einverständnis.«
Ich sah nach der Uhr, es war acht. Ein dringendes Telegramm konnte am nächsten Tag in aller Frühe im Berliner Büro meiner Bank eintreffen. Den Briefträger entließ ich mit einem Trinkgeld. Unruhe und Mißvergnügen begannen in mir zu wechseln. Unruhe, grade jetzt mit einem Geschäft, einem Gang belastet zu werden; Mißvergnügen über das dauernde Ausbleiben jeder Wirkung. Das Klügste schien mir, mich sogleich auf den Weg zur Hauptpost zu machen, die, wie ich wußte, für Telegramme bis Mitternacht offen war. Daß ich zuzusagen hatte, das war mir bei der Verläßlichkeit, mit der mein Vertrauensmann mich beriet, außer Zweifel. Etwas besorgt dagegen machte mich der Gedanke, ich könnte, wenn nun wider Erwarten dennoch der Haschisch auf mich zu wirken beginne, das vereinbarte Paßwort vergessen. Es war also besser, keine Zeit zu verlieren.
Während ich die Treppe hinunterging, entsann ich mich des letzten Males, da ich Haschisch genommen hatte – das war mehrere Monate her –, und wie ich den verzehrenden Hunger, der mich dann spät auf meinem Zimmer überfallen hatte, nicht hatte stillen können. Eine Tafel Schokolade zu kaufen schien mir auf alle Fälle geraten. Von weitem winkte eine Auslage mit Bonbonnieren, spiegelnden Stanniolpapieren und schönen hochgetürmten Bäckereien. Ich betrat den Laden und stutzte. Niemand war zu sehen. Aber das fiel mir weniger auf als die ganz sonderbaren Sessel, bei deren Anblick ich wohl oder übel erkennen mußte, daß man in Marseille die Schokolade auf hohen Thronsesseln trinkt, die am meisten Operationsstühlen ähnlich sehen. Da kam vom

andern Ende der Straße im weißen Kittel der Besitzer herbeigelaufen, und ich hatte grade noch Zeit, laut lachend seinem Anerbieten, mich zu rasieren oder mir das Haar zu schneiden, mich zu entziehen. Nun erst erkannte ich, daß der Haschisch schon lange begonnen hatte, sein Werk zu tun, und wenn nicht die Verwandlung von Puderbüchsen in Bonbonnieren, Nickel-Etuis in Tafeln Schokolade, Perücken in Baumkuchen mich dessen belehrt hätte, so wäre mein eignes Gelächter mir Warnung genug gewesen. Denn mit solchem Gelächter oder mit stillerem, innigerem aber desto beseligterem Lachen beginnt der Rausch. Und nun erkannte ich ihn auch an der unendlichen Zärtlichkeit des Windes, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite die Fransen der Markisen bewegte.
Alsbald kamen die Zeit- und Raumansprüche zur Geltung, die der Haschischesser macht. Die sind ja bekanntlich absolut königlich. Versailles ist dem, der Haschisch gegessen hat, nicht zu groß, und die Ewigkeit dauert ihm nicht zu lange. Und auf dem Hintergrund dieser riesigen Dimensionen des inneren Erlebens, der absoluten Dauer und der unermeßlichen Raumwelt, verweilt mit jenem seligen Lächeln ein wundervoller Humor desto lieber bei der grenzenlosen Fragwürdigkeit alles Seienden. Dazu fühlte ich eine Leichtigkeit und Bestimmtheit im Schritt, die den steinigen, unregulierten Erdboden des großen Platzes, den ich querte, mir zum Boden einer Landstraße machte, über die ich, rüstiger Wanderer, bei Nacht dahinzog. Am Ende dieses großen Platzes aber erhob sich ein häßlicher symmetrischer Hallenbau, im Giebelfeld eine erleuchtete Uhr: die Post. Daß sie häßlich ist, sage ich jetzt; damals hätte ich es nicht gelten lassen. Nicht nur, weil wir, wenn wir Haschisch gegessen haben, nichts vom Häßlichen wissen, sondern vor allem, weil sie ein tiefes Gefühl des Dankes in mir erweckte, diese dunkle, wartende, auf mich wartende Post, die in allen ihren Kammern und Gehäusen bereit war, das unschätzbare Einverständnis aufzunehmen und weiterzugeben, das mich zu einem reichen Mann machen sollte. Ich konnte meinen Blick nicht vor ihr abwenden, ja, ich fühlte, wieviel mir entgangen wäre, hätte ich mich ihr zu sehr genähert und so das Ganze und vor allem den leuchtenden Uhrmond aus dem Auge verloren. Da schoben grade am rechten Ort sich die Tische und Stühle einer kleinen und nun wohl wirklich verrufenen Bar in die Dunkelheit.

Immer noch weit genug entfernt vom Apachenviertel, aber doch saßen da keine Bürger, höchstens neben dem eigentlichen Hafenproletariat ein paar Budikerfamilien aus der Nachbarschaft. In dieser kleinen Bar nahm ich Platz. Es war nach jener Richtung die äußerste, die mir ohne Gefahr noch zugänglich war, und die ich hier im Rausch mit derselben Sicherheit ermessen hatte, mit der man, tief ermüdet, ein Glas mit Wasser so genau randvoll, und daß kein Tropfen überfließt, zu füllen versteht, wie man mit frischen Sinnen es niemals zustande bringt. Kaum aber fühlte er mich ruhen, begann der Haschisch seinen Zauber mit einer primitiven Schärfe spielen zu lassen, mit der ich ihn weder vor- noch nachdem erlebt habe. Er ließ mich nämlich zum Physiognomiker werden. Ich, der ich sonst nicht imstande bin, entferntere Bekannte wiederzuerkennen, Gesichtszüge im Gedächtnis zu halten, verbiß mich hier förmlich in die Gesichter, welche ich um mich hatte, und die ich gemeinhin aus einem doppelten Grund gemieden hätte: weder hätte ich gewünscht, ihre Blicke auf mich zu ziehen, noch hätte ich ihre Brutalität ertragen. Ich begriff nun auf einmal, wie einem Maler – ist es nicht Leonardo geschehn und vielen andern? – die Häßlichkeit als das wahre Reservoir der Schönheit, besser als ihr Schatzbehälter, als das zerrissene Gebirge mit dem ganzen inwendigen Gold des Schönen erscheinen konnte, das aus Falten, Blicken, Zügen herausblitzte. Besonders erinnere ich mich aber eines grenzenlos tierischen, gemeinen Männergesichts, aus dem mich plötzlich die »Falte des Verzichts« erschütternd traf. Männergesichter vor allem waren es, die es mir angetan hatten. Es fing nun auch das lang ausgehaltene Spiel an, daß in jedem neuen Antlitz vor mir ein Bekannter auftauchte; oft wußte ich seinen Namen, oft wieder nicht; die Täuschung schwand, wie im Traum Täuschungen schwinden, nämlich nicht beschämt und kompromittiert, sondern friedlich und freundlich wie ein Wesen, das seine Schuldigkeit getan hat. Mein Nachbar aber, ein Kleinbürger seiner Haltung nach, wechselte immerfort Form, Ausdruck, Fülle seines Gesichts. Der Schnitt seiner Haare, eine schwarzumrandete Brille machten ihn bald streng, bald gemütlich. Ich sagte mir wohl, daß er nicht so schnell wechseln könnte, aber das tat nichts. Und er hatte schon viele Leben hinter sich, als er plötzlich ein Gymnasiast in einer kleinen östlichen Stadt war. Er hatte ein hübsches, kultiviertes Arbeitszimmer. Ich

fragte mich: Wo hat dieser junge Mann soviel Kultur her? Was wird sein Vater sein? Tuchhändler oder Getreidevertreter? Plötzlich wußte ich, das ist Myslowitz. Ich blickte auf. Und da sah ich wirklich ganz am Ende des Platzes, nein, so weit, ganz am Ende der Stadt, das Gymnasium von Myslowitz stehn, und die Schuluhr – war sie denn stehn geblieben, sie rückte nicht vorwärts – war kurz nach elf. Der Unterricht mußte schon wieder begonnen haben. Ich versank ganz in dieses Bild, fand keinen Grund mehr. Die Menschen, die mich noch eben – oder war das vor zwei Stunden gewesen? – ganz in ihren Bann gezogen hatten, waren wie weggewischt. »Von Jahrhundert zu Jahrhundert werden die Dinge fremder«, ging es mir durch den Kopf. Ich zögerte sehr, dem Wein zuzusprechen. Es war eine halbe Flasche Cassis, ein trockner Wein, den ich bestellt hatte. Ein Stück Eis schwamm im Glas. Ich weiß nicht, wie lange ich den Bildern nachhing, die es bewohnten. Als ich aber von neuem auf den Platz blickte, sah ich, daß er die Neigung hatte, mit jedem, der ihn betrat, sich zu verändern, gleichsam als bilde er ihm eine Figur, die, wohlverstanden, nichts mit dem zu tun hatte, wie der ihn sah, sondern eher mit dem Blick, den die großen Porträtisten des siebzehnten Jahrhunderts, je nach dem Charakter der Standesperson, die sie vor eine Säulengalerie oder vor ein Fenster stellen, aus dieser Galerie, diesem Fenster herausheben.
Plötzlich schrak ich ruckartig aus der tiefsten Versunkenheit auf. Es war ganz hell in mir, und ich wußte nur eins: Das Telegramm. Es mußte sofort expediert werden. Um vollends wach zu bleiben, bestellte ich einen schwarzen Kaffee. Dann begann es eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis der Kellner mit der Tasse erschien. Gierig griff ich nach ihr, der Duft stieg mir in die Nase, wenige Finger breit von der Lippe aber hielt meine Hand plötzlich – zu meinem eignen Erstaunen oder vor Erstaunen, wer könnte es wissen? – inne. Mit einem Mal durchschaute ich die instinktive Hast meines Arms, gab ich mir Rechenschaft vom betörenden Dufte des Kaffees, jetzt erst fiel mir ein, was dieses Getränk für jeden Haschischesser zum Höhepunkt seines Genusses macht: daß es nämlich wie nichts andres die Wirkung des Giftes steigert. Darum wollte ich einhalten, und ich hielt ein. Die Tasse berührte den Mund nicht. Aber auch nicht die Tischplatte. So schwebend blieb sie vor mir im Leeren, von meinem Arm gehalten, der fühllos zu werden

anfing und sie wie ein Emblem, einen heiligen Stein oder Knochen, starr und erstorben umfaßte. Mein Blick fiel auf die Falten, die meine weiße Strandhose warf, ich erkannte sie, Falten des Burnus; mein Blick fiel auf meine Hand, ich erkannte sie, eine braune, äthiopische, und während meine Lippen streng geschlossen aneinander haften blieben, dem Trank und dem Worte sich gleichermaßen verweigernd, stieg aus dem Innern zu ihnen ein Lächeln auf, ein hochmütiges, afrikanisches, sardanapalisches Lächeln, das Lächeln des Mannes, der im Begriff steht, Weltlauf und Schicksale zu durchschauen, und für den es in den Dingen und in den Namen kein Geheimnis mehr gibt. Braun und schweigend sah ich mich dasitzen. *Braunschweiger.* Das Sesam dieses Namens, der in seinem Innern alle Reichtümer bergen sollte, hatte sich aufgetan. Unendlich mitleidig lächelnd mußte ich nun zum erstenmal an die Braunschweiger denken, die kümmerlich in ihrem mitteldeutschen Städtchen dahinleben, ohne von den magischen Kräften etwas zu wissen, welche mit ihrem Namen in sie gelegt sind. An dieser Stelle fielen mir wie ein Chor feierlich und bestätigend mit ihren Mitternachtsschlägen alle Kirchtürme von Marseille ein.
Es wurde dunkel, man schloß die Bar. Ich strich am Kai-Ufer entlang und las einen nach dem andern die Namen der Boote, die dort festgemacht waren. Dabei überkam mich eine unbegreifliche Fröhlichkeit, und ich lächelte der Reihe nach allen Mädchennamen von Frankreich ins Gesicht. Marguerite, Louise, Renée, Yvonne, Lucile – mir schien die Liebe, die diesen Booten mit ihren Namen versprochen war, wunderbar, schön und rührend. Neben dem letzten stand eine Steinbank: »Bank« sagte ich vor mich hin und mißbilligte, daß nicht auch sie auf schwarzem Grunde mit goldenen Lettern firmierte. Das war der letzte deutliche Gedanke, den ich in dieser Nacht faßte. Den nächsten gaben mir, als ich in der heißen Mittagssonne auf einer Bank am Wasser erwachte, die Mittagsblätter:
»Sensationelle Hausse in Royal Dutch.«
Nie habe ich mich, schloß der Erzähler, so klingend, klar und festlich nach einem Rausche gefühlt.

Die Fahrt der Mascotte

Das ist eine von den Geschichten, wie man sie auf See zu hören bekommt, für die der Schiffsrumpf der richtige Resonanzboden ist und das Stampfen der Maschine die beste Begleitung und bei denen man nicht weiter fragen soll, wo sie herkommen.
Es war, erzählte mein Freund der Bordfunker, nach Kriegsende, als sich einige Reeder darauf besannen, Segler, Salpeterschiffe, die in Chile von der Katastrophe überrascht worden waren, wieder in die Heimat zurückzuführen. Die Rechtslage war einfach; die Schiffe waren deutsches Eigentum geblieben und nun handelte sich's nur darum, die nötige Bemannung bereitzustellen, um sie in Valparaiso oder Antofagasta zu übernehmen. Seeleute gab es genug, die in den Häfen auf Heuer warteten. Aber es war bei der Sache ein kleiner Haken. Denn wie wollte man die Mannschaften an Ort und Stelle befördern? Soviel war klar, sie konnten nur als Passagiere an Bord gehen und ihren Dienst erst am Bestimmungsorte antreten. Auf der anderen Seite war ebenso klar, daß es sich da um Leute handelte, denen gegenüber kaum mit den Befugnissen auszukommen war, die dem Kapitän über Fahrgäste zustehen, und gewiß nicht in jenen Zeiten, da die Stimmung des Kieler Aufstands den Matrosen noch in den Knochen steckte.
Niemand wußte das besser als die Hamburger, und so auch der Kommandostab des Viermasters »Mascotte«, der aus einer Elite entschlossener, seebefahrener Offiziere bestand. Sie sahen in dieser Reise ein Abenteuer, bei dem es um ihre Haut gehen konnte. Und da der kluge Mann vorbaut, verließen sie sich nicht auf ihre Kurage. Vielmehr sahen sie sich bei der Heuer jeden einzelnen ihrer Leute sehr genau an. Wenn es aber unter den Angemusterten einen langen Kerl gab, dessen Papiere nicht ganz in Ordnung waren und dessen körperliche Beschaffenheit ebenfalls manches zu wünschen ließ, so wäre es doch übereilt gewesen, das auf ihre Nachlässigkeit zu schieben. Warum, wird sich zeigen.
Man war noch keine fünfzig Meilen über Cuxhaven hinaus, als sich Dinge bemerkbar machten, die für die Überfahrt Böses in Aussicht stellten. Auf Deck und in Kabinen, ja selbst auf Treppen tagten von früh bis spät die verschiedensten Vereinigungen und Zirkel, und vor Helgoland waren bereits drei Spielklubs in Betrieb, ein ständiger Boxring und eine Liebhaberbühne, deren Be-

such für heikle Leute nicht zu empfehlen war. In der Offiziersmesse, deren Wände über Nacht mit drastischen Zeichnungen geschmückt worden waren, tanzten die Herren nachmittags Jimmy miteinander, und im Laderaum hatte eine Bordbörse sich etabliert, deren Mitglieder beim Scheine von Taschenlampen Geschäfte in Dollarnoten, Feldstechern, Nacktphotos, Messern und Pässen untereinander abwickelten. Kurz, das Schiff war eine schwimmende Magic City und man hätte meinen sollen, alle Herrlichkeiten des Hafenlebens ließen auch ohne Weiber sich aus der Erde – oder vielmehr den Balken – stampfen.

Der Kapitän, eine von jenen Seemannstypen, die wenig Schulwissen mit viel Lebensklugheit verbinden, blieb unter so ungemütlichen Umständen Herr seiner Nerven, und er verlor sie auch dann nicht, als eines nachmittags – es mochte auf der Höhe von Dover sein – am Heck die Frieda, ein gutgewachsenes, aber schlechtbeleumundetes Mädchen aus Sankt Pauli, eine Zigarette im Munde, auftauchte. Zweifellos gab es Leute an Bord, die wußten, wo sie bisher gesteckt hatte, und dieselben waren sich auch über die Maßregeln klar, die zu ergreifen gewesen wären, falls von oben Anstalten gemacht worden wären, den überzähligen Passagier zu entfernen.

Der Nachtbetrieb wurde von nun ab noch sehenswerter. Man hätte aber nicht 1919 schreiben müssen, wenn nicht zu allen übrigen Divertissements das politische sich hinzugesellt hätte. Stimmen ließen sich hören, die diese Expedition zum Anfang eines neuen Lebens in einer neuen Welt gemacht wissen wollten; andere sahen den lang ersehnten Augenblick näher gekommen, wo die Rechnung mit den Herrschenden sollte beglichen werden. Unverkennbar – es wehte ein schärferer Wind. Man hatte auch bald heraus, wo er herkam: es war da ein gewisser Schwinning, ein langer Kerl von schlaffer Haltung, der sein rotes Haar gescheitelt trug, und von dem man nur wußte, daß er als Steward verschiedene Linien befahren hatte, auch über die Berufsgeheimnisse der finnischen Spritschmuggler gut Bescheid wußte.

Anfänglich hatte er sich zurückgehalten, nun aber begegnete man ihm auf Schritt und Tritt. Wer ihm zuhörte, mußte einräumen, es mit einem gewiegten Agitator zu tun zu haben. Und wer hörte ihm nicht zu, wenn er in der »Bar« den einen oder anderen in ein lautes, zänkisches Gespräch verwickelte, in dem seine Stimme die

Schallplatte übertönte, oder wenn er im »Ring« ungefragt genaue Informationen über die Parteizugehörigkeit der Kämpfer erteilte. So arbeitete er, während die Masse sich ihren Zerstreuungen überließ, unermüdlich an ihrer Politisierung, und endlich lohnte eine nächtliche Plenarversammlung seine Mühe, indem sie ihn zum Vorsitzenden eines Matrosenrates ernannte.

Mit dem Eintritt in den Kanal von Panama kamen die Wahlen in Schwung. Und zu wählen gab es nicht wenig: eine Menagekommission, eine Kontrollkolonne, ein Bordsekretariat, ein politisches Tribunal – kurz ein großartiger Apparat wurde auf die Beine gestellt, ohne daß es zu den geringsten Zusammenstößen mit dem Schiffskommando gekommen wäre. Desto häufiger allerdings ergaben sich innerhalb der revolutionären Leitung Mißhelligkeiten, und sie waren umso verdrießlicher, als, genauer besehen, eigentlich jeder zu dieser Leitung gehörte. Wer keinen Posten hatte, durfte ihn doch von der nächsten Kommissionssitzung erwarten, und so verlief kein Tag, ohne daß Schwierigkeiten zu klären, Abstimmungen nachzuprüfen, Resolutionen zu fassen gewesen wären. Als endlich das Aktionskomitee den Plan zu einem Handstreich in allen Einzelheiten festgelegt hatte – am übernächsten Abend Punkt elf Uhr war das Kommando zu überwältigen und westlich auf die Galapagos Kurs zu halten – hatte die »Mascotte« ohne es zu wissen Callao bereits im Rücken. Später erwiesen sich die Peilungen als gefälscht. Später, genauer gesagt am nächsten Morgen, als achtundvierzig Stunden vor der geplanten, sorgfältig vorbereiteten Meuterei der Viermaster, als wenn nichts geschehen wäre, die Mole von Antofagasta anlief.

Soweit mein Freund. Die zweite Wache ging zu Ende. Wir traten ins Kartenhaus, wo in den tiefen Steintassen der Kakao auf uns wartete. – Ich schwieg und war dabei, mir einen Vers auf das Gehörte zu machen. Der Funker aber, im Begriff seinen ersten Schluck zu tun, hielt plötzlich ein und sah mich über den Rand seiner Tasse an. »Lassen Sie's gut sein!« sagte er. »Wir waren damals auch nicht im Bilde. Wie ich aber drei Monate später in Hamburg im Verwaltungsgebäude auf Schwinning stoße, der – eine dicke Virginia zwischen den Lippen – gerade aus dem Chefkontor kommt – – – da habe ich die Fahrt der ›Mascotte‹ genau begriffen.«

Das Taschentuch

Warum es mit der Kunst, Geschichten zu erzählen, zu Ende geht – diese Frage war mir schon oft gekommen, wenn ich mit anderen Eingeladenen einen Abend lang um einen Tisch gesessen und mich gelangweilt hatte. An diesem Nachmittage aber, als ich auf dem Promenadendeck der »Bellver« neben der Steuermannskabine stand, und mit meinem vorzüglichen Feldstecher alle Aspekte des unvergleichlichen Bilds mir zusammensuchte, das Barcelona von der Höhe des Schiffes her bietet, glaubte ich die Antwort auf sie gefunden zu haben. Die Sonne sank über der Stadt und schien sie zu schmelzen. Alles Leben hatte sich in die lichtgrauen Übergänge zwischen dem Laub der Bäume, dem Zement der Bauten und dem Fels der entfernten Berge zurückgezogen. Die »Bellver« ist ein schönes, geräumiges Motorschiff, dem man eine größere Bestimmung zuschreiben möchte als die Versorgung des kleinen Inselverkehrs nach den Balearen. Und wirklich schien mir ihr Bild zu schrumpfen, als ich sie am nächsten Tage an der Mole von Ibiza die Rückfahrt erwarten sah, denn ich hatte mir eingebildet, von dort nehme sie ihren Kurs auf die Kanarischen Inseln. So stand ich und dachte an den Kapitän O... zurück, von dem ich vor ein paar Stunden Abschied genommen hatte, den ersten und vielleicht letzten Erzähler, auf den ich in meinem Leben gestoßen bin. Denn wie gesagt, mit der Kunst des Erzählens geht es zu Ende. Und wenn ich mich der vielen Stunden erinnerte, die Kapitän O... auf dem Achterdeck hin und her spaziert war, hin und wieder müßig ins Weite blickend, dann wußte ich auch: wer sich nie langweilt, kann nicht erzählen. Die Langeweile aber hat in unserem Tun keine Stelle mehr. Die Tätigkeiten, welche sich geheim und innig mit ihr verbunden haben, sterben aus. Und auch darum geht es mit der Gabe, Geschichten zu erzählen, zu Ende: es wird nicht mehr gewoben und gesponnen, gebastelt und geschabt, während man ihnen lauscht. Kurz: Arbeit, Ordnung und Unterordnung muß sein, wo Geschichten gedeihen sollen.

Erzählen ist ja nicht nur eine Kunst, es ist vielmehr noch eine Würde, wenn nicht, wie im Orient, ein Amt. Es mündet in eine Weisheit, wie umgekehrt Weisheit oft als Erzählung sich beweist. Der Erzähler ist also immer auch einer, der Rat weiß. Und um den zu bekommen, muß man selber ihm erzählen. Wir aber wis-

sen von unseren Sorgen nur zu stöhnen, zu jammern, nicht zu erzählen. Und zum dritten dachte ich an die Pfeife des Kapitäns: die Pfeife, die er ausklopfte, wenn er begann und ausklopfte, wenn er schwieg, dazwischen aber, wenn es dazu kam, ruhig ausgehen ließ. Sie hatte ein Bernsteinmundstück, ihr Kopf aber war aus Horn und mit schweren Silberbeschlägen versehen. Von seinem Großvater stammte sie, und ich glaube, sie war der Talisman des Erzählers. Denn auch darum gibt es nichts mehr Rechtes zu hören, weil die Dinge nicht mehr auf die richtige Weise dauern. Wer einmal einen Ledergürtel so lange trug, bis er ihm zu Stücken zerfallen ist, wird immer finden: irgendwann hat im Laufe der Zeit eine Geschichte sich an ihn angesetzt. Die Pfeife des Kapitäns mußte deren schon viele kennen.
So träumte ich, als tief unten am Quai ein untersetzter Mann mit dem massivsten Gesicht, das je unter einer Kapitänsmütze steckte, auftauchte: Kapitän O..., mit dessen Frachtschiff ich am Morgen eingelaufen war. Wer einsamen Aufbruch aus fremden Städten gewöhnt ist, der weiß oder wird ermessen, was das Auftauchen eines bekannten Gesichts, auch wenn es keins von den vertrautesten ist, in solchen Augenblicken bedeutet, wenn die bevorstehende Abfahrt alle Bedenklichkeiten eines längeren Gesprächs aus dem Weg räumt, gleichzeitig aber auch ihm irgendeinen Hut, eine Hand, ein Taschentuch zur Verfügung stellt, in die der obdachlose Blick sich nisten kann, ehe er auf die Meeresfläche hinausschweift. Und nun stand da der Kapitän, als hätte ich ihn mit meinen Gedanken herbeigerufen. Mit fünfzehn Jahren war er von zu Hause fortgekommen, drei Jahre lang auf einem Schulschiff im Pazifik und im Atlantik herumgekreuzt und später auf einem Amerika-Dampfer des Lloyd angekommen, den er aber – aus welchem Grunde war unbekannt – bald verlassen hatte. Mehr hatte ich nicht in Erfahrung bringen können. Über seinem Leben schien ein Schatten zu liegen, auch sprach er nicht gerne davon. Und damit schien ihm freilich zu fehlen, was am Erzähler das Wunderbarste ist: daß er nämlich sein Leben erzählen kann, diesen Docht sich in der sanften Flamme des Erzählens verzehren läßt. Wie dem nun sei, sein Leben schien arm zu sein verglichen mit dem des Schiffs, das er in allen Spanten und in allen Sparren zu Leben zu bringen wußte. So stand es, als ich diesen Morgen von Bord gegangen war, vor mir. Um Baujahr und Tarife, Fracht-

raum und Tonnage wußte ich ebenso gut Bescheid wie um die Gehälter der Schiffsjungen und die Sorgen der Offiziere. Ja, als der Frachtverkehr noch bei den Seglern lag, wo der Kapitän selbst in den Häfen die Frachten abschloß! Damals galt noch das alte Scherzwort: »Ausscheiden aus der Seefahrt und auf einen Dampfer gehen.« Heute aber ... und dann folgten meist einige Sätze, aus denen zu entnehmen war, wie eingreifend auch hier die Wirtschaftsnot die Dinge gewandelt hatte.
Bei solcher Gelegenheit ließ Kapitän O... bisweilen auch über Politik ein Wort fallen. Nie aber sah ich ihn mit einer Zeitung. Unvergeßlich ist mir seine Antwort geblieben, als ich eines Tages das Gespräch darauf brachte. »Aus den Zeitungen«, sagte er, »kann man gar nichts erfahren; die Leute wollen einem ja alles erklären.« Und in der Tat: ist es nicht schon die halbe Kunst der Berichterstattung, sie von Erklärungen freizuhalten? Und sind darin die Alten nicht vorbildlich, die das Geschehen sozusagen trocken legten, indem sie alle psychologische Begründung und alle Meinung daraus abfließen ließen? Seine eigenen Geschichten jedenfalls, das mußte man zugeben, hielten sich von überflüssigen Erklärungen frei, ohne, wie mir schien, darum zu verlieren. Es sind merkwürdigere dabei gewesen, aber keine, die jene Eigenart so sehr bestätigt, wie die folgende, auf die nun diesen Nachmittag an der Mole von Barcelona noch der überraschendste Reflex fallen sollte.
»Es war«, so hatte auf der Höhe von Cadix der Kapitän mir erzählt, »vor vielen Jahren auf einer meiner ersten Amerikafahrten, die ich als jüngster Offizier mitmachte. Wir waren den siebenten Tag unterwegs und mußten am nächsten Mittag in Bremerhaven einlaufen. Ich machte zur gewöhnlichen Zeit meinen Rundgang über das Promenadendeck, wechselte hin und wieder ein paar Worte mit den Passagieren. Da stutzte ich; der sechste Liegestuhl in der Reihe stand leer. Ein Gefühl der Beklemmung kam in mir auf, und doch, glaube ich, bin ich noch weit beklommener an den Vortagen an ihm vorbeigeschritten, wenn ich mit einem stummen Gruß mich an die junge Frau wandte, die darin, ihre Hände im Nacken gefaltet, regungslos vor sich hin zu blicken pflegte. Sie war sehr schön, aber ebenso auffallend wie ihre Schönheit war ihre Zurückhaltung. Die ging so weit, daß man nur selten Gelegenheit hatte, ihre Stimme zu hören – die wunderbarste Stimme, deren ich mich entsinnen kann – spröde und rauchig,

dunkel und metallisch. Einmal, als ich ihr ein Taschentuch aufhob – ich weiß noch heute, wie das Zeichen mich frappierte: ein dreigeteiltes Wappen mit drei Sternen in jedem Feld – habe ich sie das ›Danke‹ sagen hören mit einem Ausdruck, als hätte ich ihr das Leben gerettet. Diesmal also beendete ich meine Runde und war gerade im Begriff, mich nach dem Schiffsarzt umzusehen, um zu hören, ob die Dame am Ende krank sei, als plötzlich ein Wirbel weißer Fetzen mich umgab. Ich blickte auf und sah, wie die Vermißte übers Gestänge des Sonnendecks gelehnt abwesend einem Schwarm von Zetteln und Papieren nachblickte, mit denen Wind und Wellen ihr Spiel trieben. Am nächsten Mittag – ich hatte meinen Posten auf dem Deck und beaufsichtigte die Landungsmanöver – kreuzte mein Blick von neuem im Vorübergehen die Fremde. Das Schiff war im Begriffe beizulegen, und langsam schob sich der Kiel näher an den Quai heran, an dem wir das Heck vertäut hatten. Deutlich erkannte man die Gestalten der Wartenden; fieberhaft musterte sie die Fremde. Das Niederlassen der Ankertrossen hatte meine Aufmerksamkeit mit Beschlag belegt, als mit einem Male ein vielstimmiger Schrei sich erhob. Ich wandte mich um, und augenblicklich sah ich, daß die Fremde verschwunden war; an der Bewegung der Menge war abzulesen, daß sie sich hinab gestürzt hatte. Jeder Rettungsversuch war aussichtslos. Hätte man die Maschine selbst augenblicklich abstoppen können – der Schiffsrumpf war vom Quai nicht mehr als drei Meter entfernt und seine Bewegung war unaufhaltsam. Wer dazwischen geriet, war verloren. Da ereignete sich das Unwahrscheinliche: Es fand sich einer, der den ungeheuerlichen Versuch unternahm. Man sah ihn, jeden Muskel angespannt, die Augenbrauen in eins gezogen, als wenn er zielen wollte, von der Reling springen, und während – zum Entsetzen aller Beiwohnenden – der Dampfer seiner ganzen Länge nach steuerbords beilegte, kam an Backbord, das so verlassen war, daß man ihn anfangs nicht einmal bemerkte, der Retter, in seinem Arm das Mädchen, in die Höhe. Er hatte in der Tat gezielt und sie – genau, nach seiner ganzen Schwere, auf die andere stürzend, sie mit sich in die Tiefe reißend, unterm Kiel des Schiffes wieder in die Höhe tauchend – an die Oberfläche getragen. ›Als ich sie so hielt‹, sagte er später zu mir, ›hat sie ‚Danke' geflüstert, als hätte ich ihr ein Taschentuch aufgehoben.‹«

Noch hatte ich die Stimme im Ohr, mit welcher der Erzähler diese letzten Worte gesprochen hatte. Wollte ich ihm noch einmal die Hand geben, so war keine Zeit zu verlieren. Eben schickte ich mich an, die Treppen zu ihm hinunter zu eilen, da merkte ich, wie die Speicher, Baracken und Kräne langsam zurückwichen. Wir waren in Fahrt. Den Feldstecher vor Augen, ließ ich Barcelona zum letzten Male an mir vorüberziehen. Dann senkte ich ihn langsam bis zum Quai. Da stand in der Menge der Kapitän; er mußte mich soeben bemerkt haben. Grüßend erhob er die Hand, ich schwenkte die meine. Als ich das Glas von neuem an die Augen setzte, hatte er ein Taschentuch entfaltet und winkte. Deutlich gewahrte ich in einer Ecke das Zeichen: Ein dreigeteiltes Wappen mit drei Sternen in jedem Feld.

Der Reiseabend

Die Wirtschaft auf der Insel ist archaisch. Sie mähen nicht sondern schneiden das Getreide mit Sicheln. In manchen Gegenden raufen die Frauen es mit der Hand aus, und dann bleibt keine Stoppel. Ist es abgeerntet, so bringt man es auf die Tenne, wo ein Pferd, gezügelt und angetrieben vom Bauern, der in der Mitte des Platzes steht, mit seinen Hufen das Korn aus den Ähren drischt. Vor sechzig Jahren hat man hier noch kein Brot gekannt; das Hauptnahrungsmittel war Mais. Und noch heute bewässert man die Felder nach alter Weise mit Schöpfrädern, die von Maultieren betrieben werden. Kühe gibt es auf der Insel nur ein paar Stück. Manche behaupten wegen der Futtermittel; Don Rosello aber, der Deputierte und Weinhändler, der hier den Fortschritt vertritt: wegen der Rückständigkeit der Bewohner. Die Zeit liegt ja noch nicht lange zurück, wo einer, wenn er auf Ibiza ankam, vom ersten besten erfahren konnte: Jetzt haben wir so und soviel Fremde auf der Insel. Aus dieser Zeit stammt folgende Geschichte, die man an Don Rosellos Tisch erzählte:
Ein Fremder, der nach mehrmonatlicher Anwesenheit auf der Insel sich Freundschaft und Vertrauen erworben hatte, sieht den letzten Tag seines Aufenthalts gekommen. Es trifft sich, daß es ein glühend heißer ist und, einmal mit seinen Reisevorbereitungen am Ende, beschließt er, sich der Sorge um seine Sachen möglichst bald

zu entledigen, um noch zwei Abendstunden im kühlen Schatten auf der Terrasse eines ibizenkischen Weinhändlers zu genießen. Auf dem Schiff verspricht man ihm, sein Gepäck, einschließlich seiner Jacke, in Verwahrung zu nehmen, und merklich entlastet begibt sich der Fremde zum Wirt der tienda, dem er auch in Hemdärmeln recht willkommen ist. Mühelos kommt er mit den ersten copitas eines landläufigen Alicante zurande. Aber je weiter ihm so im Trinken die Zeit vorrückt, desto schwerer scheint ihm der Abschied zu werden, zumal ein so sang- und klangloser. Fragen stoßen ihm auf, nach der Geschichte der schönen Galgos, der Nachkommen der Pharaonenhunde, die herrenlos die Insel durchstreifen, nach den alten Entführungs- und Werbebräuchen, von denen er niemals genaueres erfahren konnte, nach der Herkunft jener seltsamen Namen, mit denen die Fischer die Berge bezeichnen und die ganz verschieden sind von den Namen, die sie im Munde der Bauern haben. Zur rechten Zeit erinnert er sich, von dem Besitzer dieser kleinen tienda gelegentlich als von einer Autorität in allen Fragen der heimischen Chronik reden gehört zu haben. Er möchte in letzter Stunde doch noch dies und jenes unter Dach und Fach bringen, vielleicht auch über die Einsamkeit der hereinbrechenden Nacht hinwegkommen. Er bestellt eine Flasche vom besten, und während der Wirt sie vor seinen Augen entkorkt, hat sich ein Gespräch zwischen ihnen schon angesponnen. Nun hat der Fremde in den vergangenen Wochen die fanatische Gastfreundschaft der Inselbewohner hinreichend kennen gelernt, um zu wissen, daß man die Ehre, ihnen etwas vorzusetzen, von langer Hand stipulieren muß. So ist es nun sein erstes, den Wirt einzuladen, sein Gast zu sein, und in diesem Punkt bleibt er auch bei der zweiten und dritten Flasche fest, um so mehr als er unterdessen auf gute Art die eine oder andere dieser Auskünfte in der Gestalt von Stichworten sich in sein Taschenbuch notieren kann. Und wie er so beim Schein der Kerze darin blättert, stößt er – er ist ein wenig Zeichner – auf Skizzen, die aus den Tagen nach der Ankunft stammen. Da ist der Blinde mit der rohen Keule von einer Ziege oder einem Hammel, der immer unter Führung eines Knaben durch die Straßen zieht; auf einem anderen Blatte die lebendigen Profile der Mauern, die mit keinem Richtmaß in Berührung kamen; und dann die Kacheltreppe mit den rätselhaften Ziffern, auf die er gleich zu Anfang auf der Suche

nach einer Wohnung gestoßen ist. Mit Interesse hat der Wirt ihm über die Schulter gesehen. Natürlich kennt er die Geschichte von der Hammelkeule: er selbst hat im Municipio sich dafür verwandt, dem Blinden die Erlaubnis zu erteilen, eine kümmerliche Lotterie sich einzurichten und Lose auszugeben, deren einziger Gewinn diese Keule ist. Und die rätselhaft bezifferten Kacheln hat er selbst noch in einer Straße gesehen, in der sie die Hausnummern darstellten. Mehr: er weiß auch, was die weißen Kreuze am Fuß mancher Häuser zu sagen haben, die dem Fremden so großes Kopfzerbrechen bereiteten. Sie sind eine Art von Ruhaltären. Überall, wo sie auftauchen, ist einer der Punkte, an denen die Prozessionen plötzlich in ihrem Wandel durch die Straßen innehalten. Und nun erinnert sich der Fremde mit einmal dunkel, ähnliches in westfälischen Dörfern gesehen zu haben. Inzwischen ist es kühl geworden; der Wirt läßt es sich nicht nehmen, dem Gast eine von seinen eigenen Jacken umzugeben, und die letzte Flasche wird angebrochen. Um aber auf die Notizen des Fremden zurückzukommen – wo gibt es in den italienischen Novellen Stendhals ein Motiv, das diesem ibizenkischen vergleichbar wäre: Das mannbare Mädchen, am Feiertag von Bewerbern umgeben, der Vater aber seiner Tochter streng die Frist für das Gespräch mit den Freiern festsetzend; eine Stunde, anderthalb im Höchstfalle, und mögen es auch dreißig Burschen sein oder mehr – sodaß ein jeder, was er sagen will, in wenige Minuten zu drängen hat. – Noch wartet die gute Hälfte der Flasche, da dröhnt eine Sirene in ihr Gelage. Es ist die Ciudad de Mahon, die zehn Minuten entfernt, klar zur Abfahrt, im Hafen liegt und das Gepäck des Fremden schon an Bord hat. Über den Dächern steht im dunklen Himmel ihr Toplicht. Daß zu Komplimenten nicht mehr viel Zeit bleibt, sieht auch der Wirt ein, und so händigt er ohne viel Widerstreben getreu der getroffenen Abrede dem Fremden die Rechnung ein. Der aber schrickt, noch ehe er einen Blick auf sie geworfen, zusammen. Sein Geld ist fort. Blitzschnell streift er mit einem Blick den Wirt. Dessen biederes Gesicht drückt Bestürzung aus. Unmöglich, daß er das Couvert mit den Scheinen hat. Mit den zuvorkommendsten Wendungen bittet der, dem Zwischenfall keine Bedeutung beizumessen. Ohnehin sei es ihm unlieb gewesen, in seinem eigenen Hause der Gast des Herrn sein zu müssen. Und was das Geld angehe, das werde sich ganz bestimmt im

Jackett an Bord finden. Dem Fremden ist das nur ein halber Trost. Die Scheine sind nicht klein, die er vermißt, und es sind auch nicht wenige. An Bord gehen seine schlimmsten Erwartungen in Erfüllung. Die Jacke ist leer, und er weiß nun, was er von der gerühmten Ehrlichkeit der Bevölkerung zu halten hat. Vor die Alternative gestellt, den Wirt oder den Steward zu verdächtigen, entscheidet er sich während der schlaflosen Nacht in seiner Kabine für letzteres. Aber er irrte. Der Wirt war es, der das Geld hatte. Zu Haus kaum angekommen, erhielt er davon den Beweis in Gestalt des folgenden Telegramms: »Geld im Jackett, das Sie bei mir umnahmen. Anweisung folgt.«

»Was das Telegramm betrifft«, sagte Don Rosello, der mit nachgiebigem Lächeln zugehört hatte, »wird es bestimmt das erste gewesen sein, das er jemals absandte.« – »Nun, und was macht das?« – »Ich weiß schon«, gab er zurück, »worauf Sie hinaus wollen. Auf die Unberührtheit der Einheimischen. Auf das goldene Zeitalter. Rousseau'sche Gemeinplätze. Vor sieben Jahren hat man das Gefängnis aufgelassen, das sich in einem maurischen Castell befand, und es wurde in der Tat nicht mehr gebraucht. Wissen Sie aber warum? Ich will es Ihnen mit den Worten des alten Wärters sagen, den wir damals entlassen mußten: ›Unsere Leute – die sind jetzt soviel in der weiten Welt herum gekommen. Da haben sie gelernt zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.‹ Der Weltverkehr befördert die Sittlichkeit. Das ist das Ganze.«

Die Kaktushecke

Der erste Fremde, der zu uns nach Ibiza kam, war ein Ire O'Brien. Das ist jetzt ungefähr zwanzig Jahre her, und der Mann war damals schon in den Vierzigern. Er war, bevor er sich bei uns zur Ruhe setzte, viel herumgekommen, hatte in seiner Jugend lange als Farmer in Ostafrika gelebt, war ein großer Jäger und Lassowerfer, vor allem aber ein Sonderling, wie ich keinen gekannt habe. Von den gebildeten Kreisen, Geistlichen, Magistratsbeamten, hielt er sich fern, selbst mit den Eingeborenen stand er nur in losem Verkehr. Dennoch lebt sein Gedächtnis bei den Fischern heute noch, und zwar vor allem wegen seiner Meisterschaft im Knotenbinden. Im übrigen schien seine Menschenscheu nur halb

die Folge seines Naturells zu sein; widrige Erfahrungen mit Nahestehenden mochten das Weitere dazu getan haben.
Ich konnte damals nicht viel mehr ermitteln, als daß ein Freund, dem er sein einzig wertvolles Besitztum anvertraut hatte, damit verschwunden war. Das war eine Sammlung von Negermasken, welche er bei den Eingeborenen selber in seinen afrikanischen Jahren erworben hatte. Im übrigen hat sie dem, der sie sich angeeignet hatte, kein Glück gebracht. Bei einem Schiffsbrand war er umgekommen und mit ihm die Sammlung von Masken, die ihn an Bord begleitet hatte.
O'Brien saß auf seiner Finca hoch über der Bucht, hatte er aber Arbeit vor, so führte ihn sein Weg immer wieder ans Meer. Da befaßte er sich mit Fischerei, ließ die aus canas geflochtenen Reusen hundert Meter und tiefer hinab, wo die Langusten auf dem felsigen Meeresboden spazieren, oder fuhr an stillen Nachmittagen hinaus, um Netze zu legen, die in zwölf Stunden wieder eingeholt sein wollten. Daneben aber war der Fang von Landtieren seine Freude geblieben, und in England besaß er zu Amateuren und Wissenschaftlern genügend Beziehungen, um selten ganz ohne Aufträge, sei es auf Vogelbälge, seltene Käferarten, Geckos oder Schmetterlinge zu sein. Am meisten aber beschäftigten ihn die Eidechsen. Man erinnert sich noch der Terrarien, die damals, zuerst in England, in der Kakteen-Ecke der Boudoirs oder der Wintergärten sich ansiedelten. Eidechsen begannen ein Modeartikel zu werden, und unsere Balearen wurden bald bei den Tierhändlern ebenso bekannt, wie sie es bei den Führern römischer Legionen einst ihrer Schleuderer wegen gewesen sind. Denn »balea« heißt die Schleuder.
O'Brien, ich sagte es schon, war ein Sonderling. Ich glaube, vom Eidechsenfang und Kochen bis zum Schlafen und Denken tat er nichts auf die Art, wie andere es machen. Was Speisen anging, so hielt er von Vitaminen, Kalorien und dergleichen wenig. Alles Essen, so pflegte er zu sagen, sei Heilung oder sei Vergiftung, und ein Mittleres gäbe es nicht. Der Essende also müsse sich immer als eine Art von Rekonvaleszenten ansehen, wenn er sich nämlich richtig ernähren wolle. Und nun konnte man von ihm eine ganze Liste von Speisen hören, deren die einen dem Sanguiniker, die anderen dem Choleriker, andere wieder dem Phlegmatischen und endlich wieder andere dem Melancholischen entsprächen, ihnen

heilsam seien, indem sie die ergänzenden, die mildernden Substanzen ihnen einverleibten.

Ganz ähnlich stand es mit dem Schlaf; er hatte da eine eigene Theorie der Träume und behauptete, bei den Pangwe, einem Negerstamme im Innern, das unfehlbare Mittel kennengelernt zu haben, Alpträume, quälende Gesichte, die im Schlafe wiederkehren, sich fernzuhalten. Man brauche nur am Abend, ehe man schlafen gehe, das Schreckensbild – wie es die Pangwe unter Zeremonien tun – sich zu beschwören, so bleibe man des Nachts vor ihm bewahrt. Er nannte das die Traumimpfung.

Das Denken endlich – wie er es mit dem Denken hielt, das sollte ich eines Nachmittags erfahren, als wir in einem Boot auf dem Wasser lagen, um Netze, die am Vortag ausgeworfen waren, einzuziehen. Der Fang war elend. Wir hatten das beinahe leere Netz fast eingebracht, als ein paar Maschen sich an einem Riff verfingen und trotz aller Sorgfalt bei der Bergung rissen.

Ich rollte meine Regenhaut zusammen, schob sie in meinen Nachen und streckte mich aus. Das Wetter war bewölkt, die Luft still. Bald fielen ein paar Tropfen, und das Licht, das alle Dinge hier vom Himmel her so sehr beansprucht, verzog sich, um sie der Erde zurückzugeben.

Als ich mich aufrichtete, fiel mein Blick auf ihn. Er hielt sein Netz noch in den Händen, aber die ruhten; der Mann war wie abwesend. Befremdet faßte ich ihn näher ins Auge; sein Gesicht war ausdruckslos und ohne Alter; um den geschlossenen Mund spielte ein Lächeln. Ich griff nach meinem Ruderpaar; ein paar Schläge führten uns übers stille Wasser.

O'Brien sah auf.

»Jetzt hält es wieder«, sagte er und prüfte, kräftig zerrend, den neuen Netzknoten. »Es ist aber auch ein doppelter Fläme.«

Verständnislos sah ich ihn an.

»Ein doppelter Fläme«, wiederholte er. »Sehen Sie, er kann Ihnen auch beim Angeln nützen.«

Und damit nahm er ein Stück Schnur, schlug eines ihrer Enden ein und schlang es drei-, viermal um sich selber, bis es zur Achse einer Spirale wurde, deren Windungen mit einem Ruck sich zum Knoten zusammenzogen.

»Eigentlich«, fuhr er fort, »ist er nur eine Abart des doppelten Galeerenknotens und auf alle Fälle, geschleift oder ungeschleift,

dem Zimmermann vorzuziehen.« All dies begleitete er mit geschwinden Windungen und Schleifen. Mir schwindelte.
»Wer diesen Knoten«, schloß er, »auf Anhieb bindet, der hat es ziemlich weit gebracht und kann sich zur Ruhe setzen. Ganz wörtlich meine ich das: zur Ruhe setzen, denn das Knoten ist eine Yogakunst; vielleicht das wunderbarste aller Entspannungsmittel. Man lernt es nur durch Üben und Wiederüben – nicht erst am Wasser, sondern zu Hause, in aller Gemütsruhe, im Winter, bei Regen. Und am besten, wenn man Kummer und Sorgen hat. Sie glauben nicht, wie oft ich darüber eine Lösung für Fragen, die mich bedrückten, gefunden habe.«
Schließlich versprach er, mich in diesem Fache zu unterrichten und in alle seine Geheimnisse vom Kreuz- und Weber- bis zum Puffer- und Herkulesknoten mich einzuführen.
Aber es wurde nichts draus; denn bald darauf sah man ihn immer seltener am Wasser. Erst blieb er drei, vier Tage fern, dann ganze Wochen. Was er trieb, wußte niemand. Man munkelte von einer geheimnisvollen Beschäftigung. Unzweifelhaft hatte er irgendeine neue Liebhaberei entdeckt.
Es vergingen einige Monate, bis wir wieder einmal im Boot beieinander lagen. Diesmal war der Fang reichlicher, und als wir zuletzt eine große Meerforelle an seiner Angel fanden, machte O'Brien mir den Vorschlag, am nächsten Abend zu einem kleinen Essen zu ihm zu kommen.
Nach Tisch sagte O'Brien, indem er eine Tür öffnete: »Meine Sammlung, von der Sie gewiß schon gehört haben.«
Gehört hatte ich von der Sammlung von Negermasken wohl, aber eigentlich nur dies, daß sie zugrundegegangen war.
Doch da hingen sie nun, zwanzig bis dreißig Stück, im leeren Zimmer, an geweißten Wänden. Es waren Masken von groteskem Ausdruck, die vor allem eine bis ins Komische getriebene Strenge, eine ganz unerbittliche Ablehnung alles Ungemäßen verrieten. Die aufgeworfenen Oberlippen, die gewölbten Riefen, zu denen Lidspalte und Brauen geworden waren, schienen etwas wie grenzenlosen Widerwillen gegen den Nahenden, ja gegen das Nahende schlechthin, zum Ausdruck zu bringen, während die gestaffelten Kuppen des Stirnschmucks und die Verstrebungen der geflochtenen Haarsträhnen wie Mäler hervortraten, die die Rechte einer fremden Macht über diese Züge bekundeten. Auf welche dieser

Masken man auch blickte, nirgends schien ihr Mund irgend dazu bestimmt, Laute entfahren zu lassen; die wulstig aufgeworfenen oder festgeschlossenen Lippen waren Schranken vor oder nach dem Leben wie die Lippen der Embryonen oder die der Toten.
O'Brien war zurückgeblieben.
»Diese hier«, sagte er plötzlich hinter mir und wie zu sich selber, »habe ich zuerst wiedergefunden.«
Als ich mich umwandte, stand er vor einem langgezogenen, glatten, ebenholzschwarzen Kopf, der ein Lächeln zeigte. Es war ein Lächeln so von Anbeginn herauf, daß es im Grunde wie ein Wiederkäuen des Lächelns hinter den geschlossenen Lippen schien. Im übrigen lag dieser Mund ganz tief, wie denn das ganze Antlitz nichts als Ausgeburt der ungeheuren gewölbten Stirn war, die in unaufhaltsamem Bogen herniederfloß, durchbrochen nur von den erhabenen runden Augenringen, die wie aus einer Taucherglocke hervortraten.
»Diese habe ich zuerst wiedergefunden. Und ich könnte Ihnen auch sagen, wie.«
Ich sah ihn nur an. Mit dem Rücken lehnte er sich gegen das niedrige Fenster, und dann begann er:
»Wenn Sie hinaussehen, haben Sie vor sich die Kaktushecke. Es ist die größte in der ganzen Gegend. Bemerken Sie den Stamm, wie er bis hoch hinauf verholzt ist. Daran erkennen Sie das Alter; mindestens hundertfünfzig Jahre. Es war eine Nacht wie heute, nur daß der Mond schien. Vollmond. Ich weiß nicht, ob Sie sich je Rechenschaft von der Wirkung des Mondes in dieser Gegend gegeben haben, in der sein Licht nicht auf den Schauplatz unseres Tagesdaseins zu fallen scheint, sondern auf eine Gegen- oder Neben-Erde. Den Abend hatte ich vor meinen Seekarten zugebracht. Sie müssen wissen, es ist mein Steckenpferd, die Karten des britischen Marineamts zu verbessern, und zugleich ein billig erworbener Ruhm, denn wo ich eine neue Stelle mit meinen Reusen besetze, nehme ich Lotungen vor. Also ich hatte einige Hügelchen auf dem Meeresgrunde umschrieben und drüber nachgedacht, wie hübsch es wäre, wenn man mich dort in der Tiefe verewigte, indem man ihrer einem meinen Namen gäbe. Und dann war ich zu Bett gegangen. Sie werden vorhin gesehen haben, daß ich Vorhänge vor den Fenstern habe; die fehlten mir damals noch, und der Mond rückte, während ich schlaflos lag, gegen mein Bett vor.

Ich hatte wieder zu meinem Lieblingsspiel gegriffen, dem Knotenschlingen. Ich glaube, ich habe Ihnen schon einmal davon gesprochen. Das geht so vor sich, daß ich im Geiste einen komplizierten Knoten schürze, darauf ihn gleichsam bei mir selbst beiseite lege und einen zweiten, wieder in Gedanken, zustandebringe. Dann kommt der erste wieder an die Reihe. Nur daß ich ihn diesmal nicht zu schürzen, sondern zu lösen habe. Natürlich kommt es dabei darauf an, die Form der Knoten ganz präzise im Gedächtnis zu behalten, vor allem darf sich der erste mit dem zweiten nicht vermengen. Diese Übungen, in denen ich es wirklich zu einigem Können gebracht habe, stelle ich an, wenn ich Gedanken im Kopf habe und keine Lösung, oder Müdigkeit in den Gliedern und keinen Schlaf finde. Bei beiden kommt es auf ein und dasselbe hinaus: die Entspannung.

Diesmal aber half mir meine bewährte Meisterschaft nichts, denn je näher ich der Lösung kam, desto näher rückte auch der blendende Mondschein gegen mein Bett vor. Da nahm ich meine Zuflucht zu einem andern Mittel. Ich ließ die Sprüche, Rätsel, Lieder und Diktons, die ich allmählich auf der Insel gelernt habe, Revue passieren. Das ging schon besser. Ich fühlte meinen inneren Krampf sich legen, da fiel mein Blick auf die Kaktushecke. Ein altes Spottverschen kam mir in das Gedächtnis: ›Buenas tardes chlumbas figas.‹ Der Bauernjunge sagt ›Guten Abend‹ zu der Kaktusfeige, zückt sein Messer und zieht ihr, wie es heißt, vom Wirbel bis zum Hintern einen Scheitel.

Aber die Zeit der Kaktusfeigen war längst vorüber. Die Hecke stand kahl; ihre Blätter stießen bald schräg ins Leere, bald standen sie gestaffelt, dicke Schalen, die vergebens auf Regen warten.

›Kein Zaun, sondern Zaungäste‹, ging es mir durch den Kopf.

Denn in der Zwischenzeit schien eine Verwandlung mit dieser Hecke vor sich gegangen. Es war, als wenn die draußen in der Helle, die nun mein ganzes Bett umgab, herstarrten; als hinge da eine Schar mit angehaltenem Atem an meinen Blicken. Ein Getümmel erhobener Schilde, Kolben und Streitäxte. Und beim Einschlafen erkannte ich plötzlich das Mittel, mit dem die Gestalten da draußen mich in Schach hielten. Es waren Masken, die sich mir entgegenreckten!

So war der Schlummer über mich gekommen. Am nächsten Morgen aber ließ es mir keine Ruhe. Ich nahm ein Messer, und dann

schloß ich mich acht Tage mit dem Block ein, aus dem die Maske, die hier hängt, entstand. Die anderen entstanden eine nach der andern, und ohne daß ich noch jemals einen Blick an die Kaktushecke verloren hätte. Ich will nicht sagen, daß sie alle meinen früheren ähnlich sehen; aber schwören möchte ich, daß kein Kenner diese Masken von denen unterscheiden könnte, die vor Jahren einmal ihre Stelle einnahmen.«

So erzählte O'Brien. Wir plauderten noch ein Weilchen, dann ging ich.

Einige Wochen später hörte ich, O'Brien habe sich wieder mit einer geheimnisvollen Arbeit eingeschlossen und sei für jedermann unzugänglich. Ich habe ihn niemals wiedergesehen, denn bald danach starb er.

Schon lange hatte ich nicht mehr an ihn gedacht, als ich zu meiner Überraschung eines Tages bei einem Pariser Kunsthändler in der Rue La Boétie in einem Glaskasten drei Negermasken entdeckte.

»Darf ich Sie«, wandte ich mich an den Chef des Hauses, »zu dieser unerhört schönen Erwerbung aufrichtig beglückwünschen?«

»Ich sehe mit Vergnügen«, war die Antwort, »daß Sie Qualität zu würdigen wissen! Ich sehe, daß Sie Kenner sind! Die Masken, die Sie hier mit Recht bewundern, sind nichts als eine kleine Probe der großen Kollektion, deren Ausstellung wir augenblicklich vorbereiten!«

»Und ich könnte mir denken, mein Herr, daß diese Masken unsere jungen Künstler zu interessanten eigenen Versuchen inspirieren würden.«

»Das hoffe ich sogar! – Wenn Sie sich übrigens näher dafür interessieren, lasse ich Ihnen aus meinem Büro die Gutachten unserer ersten Kenner aus dem Haag und aus London kommen. Sie werden finden, daß es sich um jahrhundertalte Objekte handelt. Bei zweien möchte ich sogar von Jahrtausenden reden.«

»Diese Gutachten zu lesen, würde mich in der Tat besonders interessieren! Dürfte ich Sie nun fragen, von wem diese Sammlung stammt?«

»Sie stammt aus dem Nachlaß eines Iren. O'Brien. Sie werden seinen Namen nie gehört haben. Er lebte und starb auf den Balearen.«

Geschichten aus der Einsamkeit

Die Mauer

Ich lebte seit ein paar Monaten in einem spanischen Felsennest. Oft hatte ich den Vorsatz gefaßt, einmal in die Umgebung hinauszustreifen, die von einem Kranz ernster Grate und dunkler Pinienwaldungen eingefaßt war. Dazwischen lagen versteckte Dörfer; die meisten waren nach Heiligen genannt, die recht wohl diese paradiesische Gegend besiedeln konnten. Es war aber Sommer; die Hitze ließ mich meinen Vorsatz von Tag zu Tag hinausschieben und selbst die beliebte Promenade zum Windmühlenhügel, den ich von meinem Fenster aus sah, hatte ich mir schließlich aufsparen wollen. So blieb es bei dem gewohnten Schlendern durch die engen, schattigen Gassen, in deren Netzwerk man niemals den gleichen Knotenpunkt auf die gleiche Art findet. Eines Nachmittags stieß ich bei meinen Irrgängen auf einen Kramladen, in dem Ansichtskarten zu haben waren. Jedenfalls hatte er einige im Fenster, in ihrer Zahl das Photo von einer Stadtmauer, wie sie viele Orte in diesem Winkel erhalten haben. Ich hatte aber eine ähnliche nie gesehen. Der Photograph hatte ihren ganzen Zauber erfaßt, und sie schwang sich durch ihre Landschaft wie eine Stimme, wie ein Hymnus durch die Jahrhunderte ihrer Dauer. Ich versprach mir, diese Karte nicht eher zu kaufen, bis ich die Mauer, die auf ihr abgebildet war, selbst gesehen hätte. Niemandem sprach ich von meinem Vorsatz, und das konnte ich umso eher unterlassen, als die Karte mit ihrer Unterschrift »S. Vinez« mich leitete. Zwar wußte ich von einem Heiligen Vinez nichts. Aber wußte ich mehr von einem heiligen Fabiano, einem heiligen Romano oder Symphorio, nach denen andere Flecken der Umgebung genannt waren? Wenn auch mein Reisehandbuch den Namen nicht angab, so wollte das erst recht nichts besagen. Bauern bewohnten die Gegend, und Schiffer machten ihre Markierung nach ihr: beide aber hatten für die gleichen Orte verschiedene Namen. So zog ich ältere Landkarten zu Rate und als auch das mich nicht weiterbrachte, verschaffte ich mir eine Navigationskarte. Bald faszinierte mich diese Forschung, und es wäre gegen meine Ehre gegangen, in so vorgerücktem Stadium der Sache noch Hilfe oder Rat bei Dritten zu suchen. Ich hatte wieder einmal eine Stunde über meinen Karten verbracht, als ein einheimischer Bekannter

mich zu einem Abendspaziergang einlud. Er wollte mich vor die Stadt auf den Hügel führen, von dem über Pinienwipfeln die längst stillgelegten Windmühlen mich so oft gegrüßt hatten. Als wir oben angelangt waren, begann es dunkel zu werden, und wir machten Rast, um den Mond abzuwarten, bei dessen erstem Strahl wir uns auf den Heimweg machten. Wir traten aus einem Pinienwäldchen. Da lag im Mondlicht, nahe und unverkennbar, die Mauer, deren Bild mich seit Tagen begleitet hatte, und in ihrem Schutze die Stadt, in die wir heimkehrten. Ich sprach kein Wort, trennte mich aber von meinem Freund bald. – Am nächsten Nachmittag stieß ich unversehens auf meinen Kramladen. Die Ansichtskarte hing noch im Fenster. Über der Tür aber las ich auf einem Schild, das mir vorher entgangen war, mit roten Lettern »Sebastiano Vinez«. Einen Zuckerhut und ein Brot hatte der Maler dazugegeben.

Die Pfeife

Ein Spaziergang führte mich in Begleitung eines Ehepaares, dem ich befreundet war, in der Nähe des Hauses vorüber, das ich auf der Insel bewohnte. Ich bekam Lust, mir meine Pfeife anzuzünden. Als ich sie beim gewohnten Griff nicht fand, schien die Gelegenheit mir günstig, aus meinem Zimmer, wo sie auf dem Tisch liegen mußte, sie mitzunehmen. Mit einem kurzen Wort bat ich den Freund, mit seiner Frau voranzugehen, während ich die Vermißte hole. Ich machte kehrt; noch aber hatte ich mich kaum zehn Schritt entfernt, da fühlte ich, bei einer Nachschau, die Pfeife in meiner Tasche. So kam es, daß die anderen, ehe noch eine volle Minute vergangen war, mich, Rauchwolken aus der Pfeife stoßend, wieder bei sich sahen. »Da lag sie wirklich auf dem Tisch«, erklärte ich, einer unverständlichen Laune folgend. Im Blick des Mannes tauchte etwas auf, das dem eines Erwachten ähnelte, welcher nach tiefem Schlaf noch nicht heraushat, wo er nun eigentlich ist. Wir gingen weiter, und das Gespräch nahm seinen Lauf. Etwas später lenkte ich es auf das Intermezzo zurück. »Wie kam es, fragte ich, daß Sie nichts merkten? Was ich behauptete, war doch unmöglich.« – »Das schon, antwortete der Mann nach kurzer Pause. Ich wollte auch etwas sagen. Aber dann dachte ich mir: es wird schon stimmen. Warum sollte er mich belügen?«

Das Licht

Mit der Geliebten war ich zum ersten Mal und in einem fremden Dorfe allein. Ich wartete vor meinem Nachtquartier, das nicht das ihre war. Wir wollten noch einen Abendspaziergang machen. Wartend ging ich die Dorfstraße auf und ab. Da sah ich in der Ferne, zwischen Bäumen, ein Licht. »Dies Licht, so dachte ich bei mir, sagt denen, die es allabendlich vor Augen haben, nichts. Es mag zu einem Leuchtturm oder Bauernhof gehören. Mir aber, dem hier Fremden, sagt es viel.« Und damit machte ich kehrt, um von neuem die Dorfstraße abzuschreiten. So hielt ich es eine Zeitlang, und immer, wenn ich nach einer Weile umkehrte, lockte das Licht zwischen den Bäumen meinen Blick an. Dann aber geschah es, daß es mir halt gebot. Das war kurz ehe die Geliebte mich wiederfand. Ich hatte mich von neuem umgewendet, und ich erkannte: Das Licht, das ich zu ebner Erde gesichtet hatte, war das des Monds gewesen, der langsam über die fernen Wipfel heraufgerückt war.

Vier Geschichten

Die Warnung

Bei einem Ausflugsort unweit von Tsingtau gab es eine Felsenpartie, die sich durch ihre romantische Lage und die steilen Wände auszeichnete, mit denen sie zur Tiefe hinabstürzte. Diese Felsenpartie war das Ziel vieler Liebhaber in ihrer glücklichen Zeit, und nachdem sie die Landschaft am Arm ihres Mädchens bewundert hatten, kehrten sie in Begleitung desselben in eine nahegelegene Restauration ein. Diese Restauration ging sehr gut. Sie gehörte Herrn Ming.

Da kam eines Tages ein Liebhaber, der verlassen worden war, auf den Gedanken, seinem Leben ebendort ein Ende zu machen, wo er es am vollsten genossen hatte, und unweit der Restauration stürzte er sich von dem Felsen in die Tiefe. Dieser erfinderische Liebhaber fand Nachahmer, und nicht lange dauerte es, so war diese Felspartie ebenso berüchtigt als Schädelstätte wie als Aussichtspunkt berühmt. Unter diesem neuen Ruf aber litt das

Etablissement von Herrn Ming; kein Kavalier konnte es wagen, seine Dame an einen Ort zu führen, wo er jederzeit gewärtig sein mußte, eine Ambulanz auftauchen zu sehen. Herrn Mings Geschäfte gingen schlechter und schlechter, und es blieb ihm nichts übrig, als nachzudenken.

Er schloß sich einen Tag in sein Zimmer ein. Als er wieder hervorkam, begab er sich in das nahegelegene Elektrizitätswerk. Nach wenigen Tagen zog sich am äußern Rande der romantischen Felspartie ein Draht entlang. Auf einer Tafel, die an ihm hing, las man: »Achtung! Hochspannung! Lebensgefahr!« Seitdem mieden die Selbstmordkandidaten diese Gegend, und Herrn Mings Geschäfte blühten wie ehemals.

Die Unterschrift

Potemkin litt an schweren, mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrenden Depressionen, während deren sich niemand ihm nähern durfte und der Zugang zu seinem Zimmer aufs strengste verboten war. Am Hofe wurde dieses Leiden nicht erwähnt, insbesondere wußte man, daß jede Anspielung darauf die Ungnade der Kaiserin Katharina nach sich zog. Eine dieser Depressionen des Kanzlers dauerte außergewöhnlich lange. Ernste Mißstände waren die Folge; in den Registraturen häuften sich Akten, deren Erledigung, die ohne Unterschrift Potemkins unmöglich war, von der Zarin gefordert wurde. Die hohen Beamten wußten sich keinen Rat.

In dieser Zeit geriet durch einen Zufall der unbedeutende kleine Kanzlist Schuwalkin in die Vorzimmer des Kanzlerpalais, wo die Staatsräte wie gewöhnlich jammernd und klagend beisammen standen. »Was gibt es, Exzellenzen? Womit kann ich den Exzellenzen dienen?«, bemerkte der eilfertige Schuwalkin. Man erklärte ihm den Fall und bedauerte, von seinen Diensten keinen Gebrauch machen zu können. »Wenn es weiter nichts ist, meine Herren«, antwortete Schuwalkin, »überlassen Sie mir die Akten. Ich bitte darum.« Die Staatsräte, die nichts zu verlieren hatten, ließen sich dazu bewegen, und Schuwalkin schlug, das Aktenbündel unterm Arm, durch Galerien und Korridore den Weg zum Schlafzimmer Potemkins ein. Ohne anzuklopfen, ja ohne Halt zu machen, drückte er die Türklinke nieder. Das Zimmer war nicht ver-

schlossen. Im Halbdunkel saß Potemkin auf seinem Bett, Nägel kauend, in einem verschlissenen Schlafrock. Schuwalkin trat zum Schreibtisch, tauchte die Feder ein und ohne ein Wort zu verlieren schob er sie Potemkin in die Hand, den erstbesten Akt auf sein Knie. Mit einem abwesenden Blick auf den Eindringling, wie im Schlaf, vollzog Potemkin die Unterschrift; dann eine zweite; weiter die sämtlichen. Als die letzte geborgen war, verließ Schuwalkin ohne Umstände, wie er gekommen war, sein Dossier unterm Arm, das Gemach.
Triumphierend die Akten schwenkend trat Schuwalkin in das Vorzimmer. Ihm entgegen stürzten die Staatsräte, rissen die Papiere aus seinen Händen. Atemlos beugten sie sich darüber. Niemand sagte ein Wort; die Gruppe erstarrte. Wieder näherte sich der Kanzlist, wieder erkundigte er sich eilfertig nach dem Grund der Bestürzung der Herren. Da fiel auch sein Blick auf die Unterschrift. Ein Akt wie der andere war unterfertigt: Schuwalkin, Schuwalkin, Schuwalkin ...

Der Wunsch

In einem chassidischen Dorf saßen eines Abends zu Sabbat-Ausgang in einer ärmlichen Wirtschaft die Juden. Ansässige waren es, bis auf einen, den keiner kannte, einen ganz ärmlichen, zerlumpten, der im Hintergrunde im Schatten des Ofens kauerte. Hin und her waren die Gespräche gegangen. Da brachte einer auf, was sich wohl jeder zu wünschen dächte, wenn er einen Wunsch frei hätte. Der eine wollte Geld, der andere einen Schwiegersohn, der dritte eine neue Hobelbank, und so ging es die Runde herum.
Als jeder zu Worte gekommen war, blieb noch der Bettler in der Ofenecke. Widerwillig und zögernd gab er den Fragern nach: »Ich wollte, ich wäre ein großmächtiger König und herrschte in einem weiten Lande und läge nachts und schliefe in meinem Palast und von der Grenze bräche der Feind herein und ehe es dämmerte wären die Berittenen bis vor mein Schloß gedrungen und keinen Widerstand gäbe es, und aus dem Schlaf geschreckt, nicht Zeit mich auch nur zu bekleiden, und im Hemd, hätte ich meine Flucht antreten müssen und sei durch Berg und Tal und über Wald und Hügel und ohne Ruhe Tag und Nacht gejagt, bis ich hier auf der

Bank in eurer Ecke gerettet angekommen wäre. Das wünsche ich mir.«
Verständnislos sahen die andern einander an. – »Und was hättest du von all dem?« fragte einer. – »Ein Hemd«, war die Antwort.

Der Dank

Beppo Aquistapace war in einer New Yorker Bank angestellt. Der bescheidene Mann lebte nur seiner Arbeit. In vierjähriger Dienstzeit war er höchstens drei Mal ausgeblieben und niemals ohne triftige Entschuldigung. Es mußte daher auffallen, als er eines Tages unangekündigt fehlte. Als auch am nächsten Tag weder der Mann noch seine Entschuldigung eintraf, ließ Herr McCormik, der Personalchef, in Aquistapaces Büro ein paar fragende Worte fallen. Aber niemand konnte ihm Auskunft geben. Der Vermißte unterhielt wenig Beziehung zu seinen Kollegen; er verkehrte mit Italienern, die wie er aus kleinen Verhältnissen stammten. Eben auf diesen Umstand berief er sich in einem Schreiben, das nach einer Woche Herrn McCormik über seinen Verbleib Auskunft gab.
Dieses Schreiben kam aus dem Untersuchungsgefängnis. Aquistapace wandte sich darin mit ebenso gesetzten wie dringlichen Worten an seinen Chef. Eine bedauerliche Begebenheit in seinem Stammlokal, an der er vollkommen unbeteiligt gewesen sei, habe zu seiner Verhaftung geführt. Noch heute könne er den Anlaß nicht angeben, der zu einer Messerstecherei unter seinen Landsleuten geführt habe. Leider habe sie ein Opfer gefordert. Nun wisse er niemanden als Herrn McCormik als Bürgen seines guten Rufs namhaft zu machen. – Dieser hatte nicht allein an der pflichttreuen Arbeit des Verhafteten ein gewisses Interesse, sondern auch Beziehungen, die es ihm leicht machten, an der zuständigen Stelle ein Wort für ihn einzulegen. Aquistapace war nur zehn Tage in Haft gewesen, als er seinen Dienst in der Bank wieder aufnahm.
Nach Büroschluß ließ er sich bei McCormik melden. Befangen stand er vor seinem Chef. »Herr McCormik«, begann er, »ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll. Ihnen, nur Ihnen, verdanke ich meine Entlassung. Glauben Sie mir, nichts ginge mir über die Freude, mich Ihnen erkenntlich zu zeigen. Leider bin ich ein armer Mann. Und«, setzte er mit bescheidenem Lächeln hinzu,

»daß ich in der Bank keine Schätze verdiene, wissen Sie ja am besten. Aber Herr McCormik«, schloß er mit fester Stimme, »das Eine darf ich Ihnen versichern: wenn jemals für Sie eine Lage einträte, die durch Beseitigung eines Dritten gewinnen könnte, so erinnern Sie sich an mich. Auf mich können Sie rechnen.«

Auf die Minute

Nach monatelanger Bewerbung hatte ich von der Sendeleitung von D... den Auftrag bekommen, die Hörerschaft zwanzig Minuten lang mit einem Bericht aus meinem Spezialgebiet, der Bücherkunde, zu unterhalten. Für den Fall, daß meine Plauderei Anklang fände, stellte man mir eine regelmäßige Wiederholung solcher Berichte in Aussicht. Der Abteilungsleiter war liebenswürdig genug, mich darauf hinzuweisen, daß ausschlaggebend neben dem Aufbau solcher Betrachtungen die Art und Weise des Vortrags sei. »Anfänger«, sagte er, »begehen den Irrtum zu glauben, sie hätten einen Vortrag vor einem mehr oder weniger großen Publikum zu halten, das nur eben, zufällig, unsichtbar sei. Nichts ist verkehrter. Der Radiohörer ist fast immer ein einzelner, und angenommen selbst, Sie erreichen einige Tausende, so erreichen Sie immer nur tausende Einzelner. Sie müssen sich also verhalten, als wenn Sie zu einem einzelnen sprächen – oder auch zu vielen einzelnen, wenn Sie wollen; keinesfalls aber zu vielen Versammelten. Das ist das eine. Und nun noch ein Zweites: Halten Sie sich genau an die Zeit. Wenn Sie es nicht tun, so müssen wir es an Ihrer Stelle, und zwar indem wir rücksichtslos ausschalten. Jede Verspätung, sogar die kleinste, hat, wie wir aus Erfahrung wissen, die Neigung, sich im Programmverlauf zu vervielfachen. Greifen wir da nicht im Augenblick ein, so gerät uns unser Programm aus den Fugen. – Also vergessen Sie nicht: zwanglose Vortragsart! Und auf die Minute schließen!«
Mit diesen Anweisungen nahm ich es sehr genau; auch hing von der Aufnahme meines ersten Vortrages viel für mich ab. Das Manuskript, mit dem ich mich zur angesetzten Stunde auf dem Sender einfand, hatte ich mir zu Hause laut vorgetragen und nach der Uhr kontrolliert. Der Ansager empfing mich zuvorkommend, und ich durfte es als besonderes Zeichen des Vertrauens

auffassen, daß er darauf verzichtete, mein Debut aus einer anstoßenden Koje zu überwachen. Zwischen Ansage und Abmeldung war ich mein eigener Herr. Zum ersten Male stand ich in einem modernen Senderaum, wo alles der vollendeten Bequemlichkeit des Sprechenden, der zwanglosen Entfaltung seiner Fähigkeiten dient. Er kann an ein Stehpult treten oder sich in einem der geräumigen Sessel niederlassen, er hat die Wahl zwischen den verschiedensten Lichtquellen, er kann sogar auf und ab gehen und das Mikrophon dabei mit sich führen. Endlich hält eine Standuhr, deren Zifferblatt nicht Stunden, sondern nur Minuten markiert, ihm gegenwärtig, wieviel der Augenblick in dieser abgedichteten Kammer gilt. Mit dem Zeigerstand vierzig mußte ich fertig sein.

Ich hatte gut die Hälfte meines Manuskripts abgelesen, als ich den Blick wieder der Standuhr zuwandte, auf welcher der Sekundenzeiger die gleiche Kreisbahn, die dem Minutenweiser vorgezeichnet ist, mit sechzigfacher Geschwindigkeit zurücklegt. War mir zu Hause ein Regiefehler unterlaufen? Hatte ich mich jetzt im Tempo vergriffen? Klar war das eine, daß zwei Drittel meiner Redezeit verstrichen waren. Während ich Wort für Wort mit verbindlichem Tonfall weiter ablas, suchte ich im stillen fieberhaft einen Ausweg. Nur ein kühner Entschluß konnte helfen, ganze Abschnitte mußten geopfert, die zum Schluß leitenden Betrachtungen dafür improvisiert werden. Aus meinem Text mich herauszureißen, war nicht gefahrlos. Aber mir blieb keine Wahl. Ich nahm alle Kräfte zusammen, überschlug, während ich eine lange Periode ausspann, mehrere Manuskriptseiten und ging schließlich glücklich, wie ein Flieger auf seinem Flugfeld, im Gedankenkreis des Schlußabschnittes nieder. Aufatmend sammelte ich gleich darauf meine Papiere, und im Hochgefühl der Parforceleistung, die ich vollbracht hatte, trat ich vom Stehpult weg, um gelassen meinen Mantel überzuziehen.

Nun hätte eigentlich der Ansager eintreten sollen. Aber er ließ auf sich warten, und ich wandte mich nach der Tür um. Dabei fiel mein Blick noch einmal auf die Standuhr. Ihr Minutenzeiger wies sechsunddreißig! – noch volle vier Minuten bis vierzig! Was ich vorhin im Fluge erfaßt hatte, mußte der Stand des *Sekundenzeigers* gewesen sein! Nun begriff ich das Ausbleiben des Ansagers. Im gleichen Augenblick aber umfing mich die Stille, die

noch eben wohltuend gewesen war, wie ein Netz. In dieser, der Technik und dem durch sie herrschenden Menschen bestimmten Kammer, überkam mich ein neuer Schauer, der doch dem ältesten, den wir kennen, verwandt war. Ich lieh mir selbst mein Ohr, dem nun auf einmal nichts als das eigene Schweigen entgegentönte. Das aber erkannte ich als das des Todes, der mich eben jetzt in tausend Ohren und in tausend Stuben zugleich hinraffte.

Eine unbeschreibliche Angst überkam mich und gleich darauf eine wilde Entschlossenheit. Retten, was noch zu retten ist, sagte ich zu mir selbst, riß aus der Manteltasche das Manuskript, nahm unter den übergangenen Blättern das erste beste und begann mit einer Stimme, die mein Herzklopfen mir zu übertönen schien, fortzulesen. Einfälle durfte ich nicht mehr von mir verlangen. Und da das Stück Text, das ich erwischt hatte, kurz war, so dehnte ich die Silben, ließ die Vokale ausschwingen, rollte das r und schob gedankenvolle Satzpausen ein. Noch einmal erreichte ich so das Ende – diesmal das richtige. Der Ansager kam und entließ mich, verbindlich, wie er mich vorhin empfangen hatte. Meine Unruhe aber hielt an. Als ich darum am nächsten Tag einen Freund traf, von dem ich wußte, daß er mich gehört hatte, fragte ich beiläufig nach seinem Eindruck. »Es war sehr nett«, sagte er. »Nur hapert es eben immer mit den Empfängern. Meiner hat wieder eine Minute vollkommen ausgesetzt.«

Gespräch über dem Corso
Nachklänge vom Nizzaer Karneval

Es war Faschingsdienstag in Nizza. Im stillen hatte ich dem Karneval schon den Rücken gekehrt und war zum Hafen geschlendert, um bei dem Anblick der altgewohnten Geschäfte, die den Abgang und Einlauf der Schiffe begleiten, von den Eindrücken der Vortage auszuruhen. Verträumt sah ich den Schauerleuten zu, die den »Napoleon Bonaparte« aus Ajaccio löschten. Da ließ ein Schlag auf die Schulter mich auffahren.

»Was für ein Glück, Doktor, Sie hier zu treffen! Ja, denn ich wollte Sie unter allen Umständen auftreiben. Und als ich im Hotel nachfragte, waren Sie schon verschwunden.«

Es war mein alter Freund Fritjof, der seit Jahren in Nizza ansässig ist und sich bei meinem seltenen Auftauchen in der Stadt meiner annimmt, wie er auch sonst Fremde, wenn sie ihm angenehm sind, durch die Altstadt und in die Umgebung führt.
»Man erwartet Sie nämlich«, erklärte er, nachdem wir einander begrüßt hatten.
»Wo denn?« fragte ich etwas mißtrauisch. »Wer?«
»Im Café M. – Sie wissen, im Casino Municipal, von wo man den besten Blick auf den Corso hat.«
An einem Blick auf den Corso lag mir, wie gesagt, wenig. Dagegen machte die Schilderung, die Fritjof mir von einem dänischen Freunde gab, dem er meine Bekanntschaft versprochen hatte und dessentwegen er mir nachspürte, mich neugierig.
»Er ist Bildhauer«, sagte er, »eine alte Reisebekanntschaft. Ich habe ihn 1924 auf Capri, 1926 auf Rhodos, 1927 auf Hiddensee und zuletzt auf Formentera getroffen. Er gehört der merkwürdigen Menschenart an, die den größten Teil ihres Lebens auf Inseln zubringt und auf dem Festland nie recht zu Hause ist.«
»Bei einem Bildhauer scheint mir diese Lebensweise doppelt verwunderlich«, meinte ich.
»Bildhauer –«, sagte mein Freund, »so nannte ich ihn. Aber bestimmt kein gewöhnlicher. Ich glaube nicht, daß er je einen Auftrag entgegengenommen hat. Seine Mittel erlauben ihm eine sehr unabhängige Lebensweise. Gesehen habe ich von seinen Sachen übrigens nichts. Aber es war von ihnen die Rede, überall, wo ich ihn getroffen habe. Und vor allem bei den Einheimischen. Es ging das Gerücht, daß er in abgelegenen Berggegenden, unter freiem Himmel, seine Sachen unmittelbar in den Fels haue.«
»Ein Naturkünstler sozusagen?«
»Auf Rhodos nannte man ihn den ›Hexenmeister‹. So schlimm mag es nicht sein. Aber ein Sonderling ist er bestimmt. Übrigens wird es am besten sein, wenn Sie so tun, als ob Sie seinen Beruf gar nicht kennen. Er spricht nämlich nur sehr ungern von ihm. Ich kann mich in den zehn Jahren, seit ich ihn kenne, nur eines einzigen Gesprächs entsinnen, in dem diese Dinge gestreift wurden. Ich habe damals nur wenig begriffen, aber jedenfalls so viel, daß alles bei ihm ins Riesenhafte gehen muß. Welchen Vers man sich darauf machen soll, weiß ich nicht. Aber es scheint fast so, als ob ihn Felsbildungen inspirieren. Ungefähr so, wie sie in alten

Zeiten zu der Phantasie der Bergbauern oder der Fischer gesprochen haben, die Götter, Menschen oder Dämonen in ihnen zu sehen glaubten.«

Wir hatten die Place Masséna überschritten, die heute, am Tage des letzten Umzugs, von allem profanen Wagenverkehr gereinigt dalag und der, aus den Seitenstraßen, die Karren sich zu bewegten.

Im ersten Stock des Cafés winkte von einem Tisch aus uns der Däne entgegen – ein kleiner, hagerer, aber nicht unschöner Mensch, dessen gelocktes Haar einen rötlichen Anflug hatte, die Vorstellung wurde von Fritjof wohl mit Absicht recht lässig gehandhabt, und bald saßen wir in den bequemen Sesseln vor unseren Whiskygläsern.

Ein Zeitungsverkäufer mit einer spitzen Clownmütze machte die Runde durch das Café.

»Jeder Karneval hat seine Parole«, erklärte Fritjof. »Le cirque et la foire heißt die diesjährige: Jahrmarkt und Zirkus.«

»Nicht ungeschickt«, meinte ich, »die Belustigungen des Karnevals an die volkstümlichsten anzulehnen.«

»Nicht ungeschickt«, wiederholte der Däne, »und doch vielleicht unschicklich. Jahrmarkt und Zirkus – gewiß Veranstaltungen, die der karnevalistischen Laune entgegenkommen. Aber tun sie es nicht zu sehr? Der Karneval ist ein Ausnahmezustand. Abkömmling der antiken Saturnalien, an denen das Unterste sich zu oberst kehrt und die Sklaven sich von ihren Herren bedienen ließen. Ein Ausnahmezustand hebt sich doch scharf eben nur gegen einen ordentlichen ab. Der Jahrmarkt ist aber bestimmt kein solcher. Mir wäre eine andere Parole glücklicher vorgekommen.«

»Wo wollen Sie sie hernehmen?« sagte Fritjof. »Sie stoßen auf das Außerordentliche, wohin Sie sich wenden. Es ist unsere tägliche Kost geworden. Von unseren gesellschaftlichen Zuständen, von den wirtschaftlichen will ich nicht reden. Nein, halten Sie sich nur an das Nächstliegende. Nehmen Sie den Unhold da unten mit seinem meterlangen Bleistift hinter dem Ohr. Er soll den ›Chronisten des Jahrmarkts‹ darstellen. Aber ähnelt er nicht vor allem der Reklamepuppe einer Bleistiftfabrik? Hat es nicht bei vielen dieser Riesengeschöpfe den Anschein, als hätten sie ihren Platz im Lichthof eines Warenhauses geräumt, um sich der Karnevalsprozession anzuschließen? Sehen Sie doch nur die Gruppe

von Karren, die da von links heranrückt! Sie müssen zugeben, daß sie eine Streitmacht im Werbefeldzug einer Schuhfirma darstellen würde.«
»Was sie übrigens vorstellen soll«, warf ich ein, »ist mir unklar.«
Es näherte sich eine Reihe von Handkarren, deren jeder eine überlebensgroße Figur beförderte; eine wie die andere lag auf dem Rücken und hielt ein Bein senkrecht in die Höhe gestreckt. Dieses Bein war ihr einziges, und es trug einen unförmig breiten, unförmig platten Fuß. Ob er nackt war oder beschuht, ließ sich aus der Entfernung nicht recht erkennen.
»Was sie vorstellen sollen«, antwortete mir der Däne, »wüßte ich auch nicht, wenn ich nicht zufällig voriges Jahr in Zürich ihre Bekanntschaft gemacht hätte. Ich habe da auf der Bibliothek studiert und die berühmte Sammlung von Einblattdrucken kennengelernt, die einer ihrer Schätze ist. Von daher kenne ich diese Fabelwesen. Denn Fabelwesen sind es: man nannte sie Skiopoden, zu deutsch: Schattenfüßler. Man wußte, daß sie sich in der Wüste aufhalten und sich gegen die dort herrschende Sonnenglut mit ihrem einzigen breiten Riesenfuß beschatten. Man wird sie, im Mittelalter, auch auf Jahrmärkten gezeigt oder besser: den Wißbegierigen versprochen haben, die sich vor dem Zelt der Mißgeburten und Naturwunder sammelten.«
Langsam zogen unten die Karren vorbei; größere, von Gespannen gezogene, folgten ihnen. Da war der »Wagen der Lotterie«, der sich auf sechs Glücksrädern voranbewegte; der »Wagen des Fischbändigers«, der seine bewimpelte Peitsche über kleinen Walen und riesigen Goldfischen aus Papiermaché tanzen ließ; der »Wagen der Zeit«, der, gezogen von einem dürren Klepper und von Chronos gelenkt, die Sommer- und Winter-, die mittel- und westeuropäische Zeit in Gestalt üppiger, sinnreich gekleideter Damen vorüberführte.
»Heute«, sagte Fritjof zu dem Dänen gewendet, »sind diese Wagen nur fahrbare Estraden. Aber Sie hätten sie vorgestern sehen sollen, als sie sich in Basteien verwandelt hatten. Hinter den ungeheuren Puppen verschanzt, führte die Bemannung ihre Schlacht gegen das Publikum – gegen die bloßen ›Zuschauer‹, die bei dieser Gelegenheit Zielscheibe allen Grolls werden, den im Laufe der Tage und Jahre die ewig Beiseitestehenden in denen

wecken, die sich selbst einsetzen – sei es auch nur als Karnevalsfiguranten.«
»Mit dem Wagen«, sagte der Däne nachdenklich, »hat es überhaupt etwas auf sich. Es ist die Vorstellung der Ferne, glaube ich, die ihm seine Macht gibt, den Zauber, den jeder erstbeste Charlatan so gut zu verwerten versteht, wenn er, um sein Haarwuchsmittel oder sein Lebenselixier zu verkaufen, seinen Stand auf einem Wagen errichtet. Der Wagen ist eben etwas, das von weither kommt. Was von weither kommt, daran muß etwas sein.«
Ich mußte bei diesen Worten an ein merkwürdiges kleines Buch denken, das mir vor kurzem bei einem Münchener Antiquar unter einem Stoß vieler anderer das Fuhrwesen angehender und einer ehemaligen Marstallverwaltung entstammender Bücher, in die Hände gefallen war. Es hieß »Der Wagen und seine Wandlungen im Laufe der Zeiten«. Um einiger kurioser Stiche willen und seines einschmeichelnden Formats wegen hatte ich es gekauft und mich seither selten von ihm getrennt. Ich trug es auch jetzt bei mir, und da ich des Schauens müde geworden war, lehnte ich mich in meinen Sessel zurück und begann darinnen zu blättern.
Alle Arten von Wagen und Fuhrwerken waren da abgebildet, und in einem Anhang sogar der Schiffskarren – der carrus navalis, von dem viele die Herkunft des umstrittenen Worts »Karneval« ableiten. Sicher ist das ernster zu nehmen als die hausbackene Mönchsetymologie, die in dem Wort eine Anspielung auf die Fastenzeit fand, und es las »carne vale!« Fleisch, leb wohl! Später, als man näher an die Dinge heranging, besann man sich auf den alten Brauch, die Kähne, ehe man sie nach den Winterstürmen wieder zu Wasser ließ, in feierlichen Umzügen neu zu weihen, und so geriet man auf den lateinischen Schiffskarren.
Fritjof, der mit dem Dänen am Fenster lehnte, rief hin und wieder ein paar Worte zu mir herüber: Namen der Masken, die drunten vorüberkamen und die er aus dem Programm des Umzuges ablas. Manche von den Phantasiegestalten, die ich mir so gemächlich vor meinem Glase erschuf, konnten es mit den draußen Vorüberwankenden aller Wahrscheinlichkeit nach ruhig aufnehmen – ganz davon abgesehen, daß sie nicht – wie jene – durch eine auf ihren Rücken genähte Nummer entstellt wurden. So überließ ich es meiner Laune, was sie sich zu dem »gebändigten Tierbändiger«, zu den »boxenden Känguruhs«, zu dem »Maroni-

verkäufer« oder zu der »Dame von Maxim« ausdenken mochte, bis eine schmetternde Blechmusik mich auffahren ließ.
Sie verkündete das Nahen des Prunkwagens, der den Prinzen Karneval trug.
Um der Parole des Jahres entgegenzukommen, hatte man die gewaltige Puppe mit einer Dompteursuniform ausgestattet. Gegen ihren Rücken stemmte ein Löwe die Vorderpranken. Aber das hinderte sie auf keine Weise, mit allen zweiunddreißig Zähnen zu lächeln. Es war das vertraute Lächeln des alten Nußknackers. Ich aber fühlte mich plötzlich versucht, es weiter bis zu dem knochenknackenden Menschenfresser meiner Kinderbücher zurückzuverfolgen, der auch übers ganze Gebiß hin grinste, wenn es ihm schmeckte.
»Ist sein übertriebenes Grinsen nicht abstoßend?« wandte sich Fritjof an mich und deutete auf die Puppe hinaus, deren einfältiges Haupt bis in meinen Sessel herüberwinkte.
»Das Übertriebene«, antwortete ich, »scheint mir die Seele der Karnevalsfiguren zu sein.«
»Das Übertriebene«, warf hier der Däne ein, »stößt uns manchmal nur darum ab, weil wir nicht Kraft genug haben, es aufzufassen. Eigentlich müßte ich sagen: Unschuld genug.«
Mir fiel ein, was mein Bekannter mir Sonderbares über das Schaffen des Dänen mitgeteilt hatte. Es war also nicht ohne die Hoffnung, dessen Widerspruch zu erwecken, wenn ich so unbefangen wie möglich sagte: »Übertreibung ist nötig; nur sie wird den Dummen glaubhaft erscheinen und den Unaufmerksamen auffallen.«
»Nein«, widersprach mir der Däne – und ich sah, daß er Feuer gefangen hatte –, »so einfach liegt die Sache denn doch nicht. Oder sollte ich nicht vielmehr sagen, daß sie einfacher liegt? Nämlich in der Natur der Dinge, wenn auch nicht der alltäglichen. Wie es eine Farbenwelt jenseits des uns sichtbaren Spektrums gibt, so gibt es eine Welt von Geschöpfen jenseits der uns geläufigen Naturen. Jede Volksüberlieferung kennt sie.«
Er war bei diesen Worten herangetreten und ließ sich, ohne im Sprechen einzuhalten, neben mir nieder.
»Denken Sie an Riesen und Zwerge. Wenn Körperliches irgendwo sinnbildlich für Geistiges einstehen kann, so nirgends bedeutungsvoller als in diesen Geschöpfen der Volksdichtung. Es gibt

zwei Sphären vollkommener Unschuld, und sie liegen an den beiden Grenzen, an denen unsere, die menschliche Normalstatur, möchte ich sagen, in das Riesenhafte oder in das Winzige übergeht. Alles Menschliche ist ja mit Schuld behaftet. Aber die Riesenkreaturen sind unschuldig – und die Unflätigkeit eines Gargantua und Pantagruel – die übrigens zu der Dynastie der Karnevalsprinzen gehören – ist nur ein überschwänglicher Beweis dafür.«

»Und dem würde«, sagte ich, »dann die Unschuld des Kleinen entsprechen? Ich muß bei dem, was Sie sagen, an die ›Neue Melusine‹ von Goethe denken – jene Prinzessin im Kästchen, deren Verborgenheit ebenso wie ihr zauberhafter Gesang und ihre verschwindend kleine Natur mir von jeher das Reich der Unschuld auf das Vollkommenste zu verkörpern pflegten. Der kindlichen Unschuld, will ich sagen, die ja wohl eine andere ist als die Unschuld des Riesenreiches.«

»Sehen Sie doch«, unterbrach uns Fritjof vom Fenster her, »diese unwahrscheinliche Gruppe!«

Es war in der Tat ein merkwürdiger Wagen, der in der beginnenden Dämmerung an den Tribünen vorüberzog. Vor einer Wand oder einem Paravant, die einige Gemälde trugen, standen Maler mit Palette und Pinsel, und sie waren, wie es schien, im Begriff, die letzte Hand an ihr Werk zu legen. Ihnen auf den Leib aber rückte, den Schlauch in Bereitschaft haltend, eine Reihe von Feuerwehrleuten, die die Meisterwerke und ihre Schöpfer unter Wasser zu setzen drohten.

»Ich kann mir dabei nichts denken«, gestand ich ein.

»Es ist der ›Car des pompiers‹«, sagte Fritjof. »›Pompier‹ nennt man einen breitspurigen akademischen Maler. Außerdem aber heißt das Wort auch ›Feuerwehrmann‹. Ein Wortspiel auf einem Wagen. Schade, daß es vereinzelt ist.«

Jetzt begannen, ehe es noch dunkel geworden war, die Fassaden um die Place Masséna aufzuflammen. Das Gitterwerk, das sie mit allerlei ausgesägten, aneinander gezimmerten Sinnbildern des Jahrmarkts und des Zirkus umgeben hatte, war plötzlich von einem Feuer vielfarbiger Lampen verschlungen. An der Stelle, wo vorher ein Löwe gestanden hatte, glühte jetzt ein Verhau gelber Lichter, in dessen Silhouette zwei rötliche Lämpchen das Züngeln des Raubtiers andeuteten; und das hölzerne Mädchen,

das vordem eine Schießbude zu betreuen schien, hatte sich in ein gleißendes Astartebildnis verwandelt.
Merkwürdiger aber als das Spiel der Lichter an der Fassade war, was sie dem Platze selber zu sagen hatten. Sie verhalfen ihm erst zu seiner wahren Bestimmung. Mit einem Male kam es zum Vorschein, daß er jener großen und vornehmen Reihe europäischer Saalplätze angehört, deren Anfänge in Italien liegen und dank deren die italienischen Feste mit ihren Corsi und Prozessionen – den Karneval nicht zu vergessen – maßgebend für Europa geworden sind. Diese Plätze waren bestimmt, nicht allein an den Werktagen die Märkte und Volksversammlungen zu beherbergen, sondern an Feiertagen den Saal, den festlich erleuchteten Saal unterm nächtlichen Himmel zu stellen, der dem kostbar getäfelten und gedeckten im Palast des Herzogs nicht nachstehen sollte. Ein solcher Platz war es, auf den wir nun, schweigsam geworden, hinuntersahen.
Es war nach einer langen Pause, daß der Däne sich an mich wandte.
»Sie sprachen vorhin von der Welt der Zarten und Winzigen, die Goethe in der ›Neuen Melusine‹ gestaltet hat. Und Sie meinten, das sei – im Gegensatze zur Welt der Riesen – die Welt, in der die kindliche Unschuld zu Hause ist. Wissen Sie, daß ich da meinen Zweifel habe? Die kindliche Unschuld, meine ich, wäre keine menschliche, wenn sie nicht in beiden Reichen zu Hause wäre – bei den Riesen so gut wie bei den Zwergen. Denken Sie doch nicht nur an das Zarte und Rührende, das Kinder haben, wenn sie Gärtchen im Sande bauen oder mit einem Kaninchen spielen. Denken Sie auch an die andere Seite – das Ungeschlachte, Unmenschliche, das in Ihren berühmtesten Kinderbüchern den Ton angibt und ›Max und Moritz‹ oder den ›Struwwelpeter‹ nicht nur so beliebt, sondern auch so nützlich gemacht hat. Denn es präsentiert sich in ihnen in seiner Unschuld. Ich möchte es das Menschenfresserische nennen, das Sie auch dem Prinzen Karneval von den Lippen ablesen können. Das Wunderbare an Kindern ist, daß sie ohne alle Umstände zwischen den beiden Grenzbereichen des Menschlichen wechseln können und dabei im einen oder anderen verweilen, ohne den mindesten Kompromiß mit der Gegenwelt nötig zu haben. Diese Kompromißlosigkeit ist es wohl, die uns später abhanden kommt. Wir können uns zum Winzigen

wohl herunterbeugen, aber nicht mehr ganz in ihm aufgehen, und am Ungeheuren können wir unseren Spaß haben, aber nicht ohne eine leise Befangenheit. Kinder, die vielleicht scheu vor Erwachsenen sind, bewegen sich unter den Riesen da unten wie unter ihresgleichen. Für uns Erwachsene aber sollte, wenigstens einmal im Jahr, der Karneval die Gelegenheit sein, uns ein wenig riesenmäßig aufzuführen – ungebundener und anständiger zugleich, als wir es so tagein, tagaus halten.«
Eine Rakete stieg in den Himmel; ein Kanonenschuß fiel: das Signal zur Verbrennung des siebenundfünfzigsten Karnevalsprinzen, von dessen Scheiterhaufen der letzte Funke erloschen sein muß, ehe Aschermittwoch beginnt.

Die glückliche Hand
Eine Unterhaltung über das Spiel

»Man muß eben eine glückliche Hand haben«, sagte der Däne. »Ich könnte Ihnen eine Geschichte erzählen ...«
»Keine Geschichte!« warf der Wirt dazwischen. »Ihre eigne Meinung möchte ich wissen: glauben Sie, daß beim Spiel alles Zufall ist, oder mischt sich da noch etwas anderes ein?«
Wir waren zu viert. Mein alter Freund Fritjof, der Romancier; dann der dänische Bildhauer, dessen Bekanntschaft er mir in Nizza verschafft hatte[1]; der kluge und weitgereiste Wirt des Hotels, auf dessen Terrasse wir unsern Nachmittagstee tranken – und ich. Wie das Gespräch auf das Spiel gekommen war, weiß ich nicht mehr. Ich hatte selber kaum daran teilgenommen, sondern der Frühjahrssonne und dem Behagen mich überlassen, hier in dem abgelegnen Saint-Paul meinen nizzaer Freunden begegnet zu sein.
Mit jedem Tag begriff ich es besser, daß Fritjof sich diesen Winkel gewählt hatte, um die Arbeit an seinem Roman wiederaufzunehmen, der in Nizza nicht recht von der Stelle gekommen war. Jedenfalls hatte ich das daraus geschlossen, daß er mir dort vor Wochen auf eine Frage danach mit unbestimmbarem Lächeln geantwortet hatte: »Ich habe meinen Füllfederhalter verloren.« Bald darauf war ich abgereist und meine Freude, Fritjof und

1 Siehe F[rankfurter] Z[eitung, Jg. 79,] Nr. 153[/154. – Gespräch über dem Corso.]

seinen dänischen Kameraden nun hier wiederzusehen, war desto größer. Freilich war sie von Überraschung nicht frei. Hatte Fritjof, der arme Schlucker, es doch einmal dahin gebracht, in einem komfortablen Hotel sich einzuquartieren?
Nun saßen wir in der kleinen Weltabgeschiedenheit und ließen, während wir plauderten, unsere Blicke auf den Flaggensignalen ruhen, die von einer Wäscheleine über dem Stadttor oder von gestaffelten Bäumen im Tal wehten.
»Wenn Sie meine Meinung hören wollen«, sagte der Däne, »so kommt es überhaupt auf die Dinge nicht an, von denen wir bisher gesprochen haben. Weder auf das Spielkapital, noch auf die sogenannten Systeme, noch auf das Temperament des Spielers. Eher schon auf die Temperamentlosigkeit.«
»Da weiß ich wirklich nicht, was Sie meinen.«
»Wenn Sie selber mitgemacht hätten, was ich vorigen Monat in San Remo erlebte, würden Sie mich sofort verstehen.«
»Nun?« meinte ich neugierig.
»Ich war«, erzählte der Däne, »spät am Abend ins Kasino gekommen und an einen Tisch getreten, an dem das Baccara eben begonnen hatte. Ein Platz war noch leer. Er war reserviert; und die Blicke, die gelegentlich auf ihn fielen, verrieten, daß da jemand erwartet wurde. Ich wollte mich nach dem Gaste erkundigen, der soviel Spannung zu wecken schien, da fiel in meiner Nähe sein Name und im gleichen Augenblick kam, vom Saaldiener auf der einen, von ihrem Sekretär auf der anderen Seite gestützt, die Marchesina Dalpozzo auf den Tisch zu. Der Weg vom Wagen bis zu ihrem Sessel schien die alte Dame mitgenommen zu haben. Kaum angelangt, sank sie in sich zusammen. Nach einer Weile, als sich der Schlitten ihr näherte und die Reihe, die Bank zu halten an sie kam, öffnete sie ohne Hast ihre Handtasche und holte eine kleine Meute von Porzellan-, Glas- und Jade-Hündchen daraus hervor, ihre Maskotten, die sie um ihren Platz verteilte. Auch dazu nahm sie sich alle Zeit, und dann versenkte sie die Hand nochmals in die Tiefe der Tasche, um ein Bündel Tausendlirenoten aus ihr hervorzuholen. Die Mühe, sie zu zählen, überließ sie dem Croupier. Sie gab die Karten aus; aber kaum hatte sie die letzte sich zugeteilt, als sie wieder in sich zusammensank. Die Bitte um eine weitere, mit der ihr Partner sein Spiel zu verbessern suchte, hörte sie bereits nicht mehr. Denn sie schlief. Nun sah

man, wie ihr Sekretär sich um sie verdient machte, und respektvoll, mit leiser Hand, an der man die Übung fühlte, sie weckte. Bedächtig deckte die Marchesina einen nach dem andern ihre points auf. ›Neuf à la banque‹, sagte der Croupier; sie hatte gewonnen. Doch das schien sie nur einzuschläfern. Und so viel Tausendlirescheine sie an dieser Bank noch gewann, so verging doch kaum ein einziges Mal, ohne daß der Sekretär sie zu ihrem Glücke ermuntern mußte.«

»Den Seinigen gibt's der Herr im Schlaf«, sagte ich.

»Oder sollte man hier nicht sagen: der Satan?« meinte lächelnd der Wirt.

»Wissen Sie«, sagte Fritjof statt aller Antwort, »daß ich mir manchmal die Frage vorgelegt habe, warum das Spiel eigentlich etwas Verfemtes ist? Natürlich braucht man nichts Rätselhaftes dabei zu finden. Selbstmorde, Unterschlagungen und was sonst, die aufs Spiel zurückgehen, gibt es genug. Aber, wie gesagt, ist das Alles?«

»Es liegt im Spiel etwas Widernatürliches«, sagte der Däne.

»Mir scheint es«, meinte ich, »nur allzu natürlich. Natürlich, wie die nimmermüde, die nie zu erschöpfende Hoffnung auf unser Glück.«

»Da geben Sie mir«, antwortete der Däne, »das Stichwort. ›Glaube, Liebe – Hoffnung.‹ Und nun sehen Sie, was hier aus ihr geworden ist!«

»Sie meinen, ihr Gegenstand sei ihrer unwürdig. ›Schnöder Mammon!‹ oder dergleichen – wenn ich Sie recht verstehe.«

»Er versteht mich aber nicht richtig«, sagte der Däne, nun plötzlich von mir sich ab und zu Fritjof hinüberwendend. »Haben Sie«, fuhr er fort und sah ihn durchdringend an, »sich schon einmal, in der Untergrundbahn oder auf einer Bank in den Anlagen, in unmittelbarster Nachbarschaft einer Frau befunden, die Ihnen reizvoll schien? Aber wirklich in der unmittelbarsten?«

»Ich will Ihnen etwas sagen«, erwiderte Fritjof, »sitzt sie Ihnen wirklich sehr nah, so werden Sie sich kaum über sie klar werden. Warum? weil es in so großer Nähe beinahe unmöglich ist, sie zu betrachten. Mir würde das jedenfalls unverschämt vorkommen.«

»Dann werden Sie mich desto besser verstehen, wenn ich jetzt zu unserer Frage zurückkehre. Wir haben von der Hoffnung gesprochen. Und die Hoffnung vergleiche ich einer jungen und schönen

Fremden, die aus allzu großer Nähe ins Auge zu fassen oder gar mit den Blicken anzusprechen etwas Schamloses hat.«
»Wie?« fragte ich; denn ich war im Begriff, den Zusammenhang zu verlieren.
»Ich sprach von der zeitlichen Nähe«, sagte der Däne. »Ich behaupte, es macht einen großen Unterschied, ob ich einen Wunsch für eine ferne Zukunft oder für den Augenblick hege. ›Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle‹ heißt es bei Goethe. Je früher im Leben man einen Wunsch tut, desto größere Aussicht hat er, erfüllt zu werden... Aber ich bin abgekommen.«
»Vermutlich wollten Sie sagen«, meinte Fritjof, »daß einer, der im Spiel setzt, auch einen Wunsch tut.«
»Ja, aber einen, den der nächste Augenblick ihm erfüllen muß. Und das ist das Verworfne daran.«
»Ein sonderbarer Zusammenhang«, sagte der Wirt, »in den Sie das Spiel hineinstellen. Und das Gegenstück zu der Elfenbeinkugel, die in ihr Fach rollt, wäre die Sternschnuppe, die in die Ferne stürzt und darum einen Wunsch freigibt.«
»Ja – den rechten Wunsch, der in die Ferne gerichtet ist«, sagte der Däne.
Nach diesen Worten war eine Pause entstanden. Mir aber hatten sie neues Licht auf die alte Wendung geworfen ›Unglück im Spiel, Glück in der Liebe‹. Als wolle er in meine Träumerei eingreifen, hörte ich Fritjof nachdenklich sagen:
»Soviel ist sicher, daß es beim Spiel größere Reize als den Gewinn gibt. Sucht nicht mancher darin ein Handgemenge mit seinem Schicksal? Oder eine Gelegenheit, mit ihm zu buhlen. Glauben Sie mir: auf dem grünen Tuch werden viele Rechnungen ins Reine gebracht, in die kein Fremder je einen Blick getan hat.«
»Es muß doch wirklich eine große Versuchung sein, auf sein Einverständnis mit dem Schicksal die Probe zu machen.«
»Die kann sehr zweideutig ausfallen«, sagte der Wirt. »Ich erinnere mich einer Szene, die ich in Montevideo beobachtet habe. Als ich noch jung war, lebte ich lange drüben. Da ist die größte Spielbank von Uruguay; die Leute fahren acht Stunden von Buenos Aires, um dort ihr Weekend beim Spiel zu verbringen. Eines Abends war ich dort im Kasino, um zuzusehen. Geld hatte ich vorsichtshalber nicht mitgenommen. Vor mir standen zwei

junge Leute, die eifrig spielten. Sie machten kleine Einsätze, aber zahlreiche. Doch sie hatten kein Glück. Und bald hatte der eine alles verloren. Der andere besaß noch ein paar Jetons, die er aber nicht mehr dran wagen wollte. Also brachen sie ihr Spiel ab; aber sie blieben stehen, um das der anderen zu beobachten. So hatten sie, wie Verlierende oft, lange schweigsam und mit Bescheidung gestanden, als der eine, der schon nichts mehr besaß, plötzlich wieder lebendig wurde. Er flüsterte seinem Freunde zu: ›Vierunddreißig!‹ Der begnügte sich, die Achseln zu zucken. Aber die Vierunddreißig kam in der Tat. Der Wahrsager, dessen Kummer natürlich groß war, versuchte es noch einmal. ›Sieben oder achtundzwanzig!‹ murmelte er dem Nachbar zu, der ungerührt lächelte. Und die Sieben kam wirklich heraus. Nun begann der erste sich aufzuregen. Beinahe flehentlich flüsterte er ›Zweiundzwanzig‹. Er wiederholte es dreimal. Umsonst: als die Zweiundzwanzig herauskam, war ihr Feld unbesetzt. Eine Szene zwischen den Freunden schien unausbleiblich. Aber gerade als der Wundermann, zitternd vor Aufregung, sich von neuem dem Nachbarn zuwenden wollte, händigte der, um dem gemeinsamen Glück nun nicht länger im Wege zu stehen, seine Barschaft dem Freunde aus. Dieser besetzte die Vier. Es kam fünfzehn. Er besetzte die Siebenundzwanzig. Null kam. Und die beiden letzten Jetons setzte und verlor er auf einmal. Niedergeschlagen und versöhnt machten die beiden sich aus dem Staube.«
»Merkwürdig!« sagte Fritjof. »Man sollte meinen, die Jetons in der Hand zu halten, hätte ihn plötzlich um seine Sehergabe gebracht.«
»Sie können ebensogut sagen«, erklärte der Däne, »seine Sehergabe hat ihn um den Gewinn gebracht.«
»Das ist ein windiges Paradox«, warf ich ein.
»Keineswegs«, war die Antwort. »Wenn es überhaupt so etwas wie einen glücklichen Spieler, also einen telepathischen Mechanismus beim Spielenden gibt, so sitzt der im Unbewußten. Das unbewußte Wissen ist es, das, wenn er erfolgreich spielt, sich in Bewegungen umsetzt. Setzt es sich dagegen in das Bewußtsein um, so geht es für die Innervation verloren. Unser Mann wird zwar das Richtige ›denken‹, aber er wird falsch ›handeln‹. Er wird dastehen wie so viele Verlierer, die sich die Haare raufen und rufen: ›Ich hab's gewußt!‹«

»Ein glücklicher Spieler operiert also Ihrer Meinung nach instinktiv? Wie ein Mensch im Augenblick der Gefahr?«

»Das Spiel«, bestätigte der Däne, »ist wirklich eine künstlich erzeugte Gefahr. Und Spielen eine gewissermaßen blasphemische Probe auf unsere Geistesgegenwart. Denn in der Gefahr verständigt der Körper sich mit den Dingen in der Tat über den Kopf hinweg. Wenn wir gerettet aufatmen erst legen wir uns zurecht, was wir eigentlich gemacht haben. Handelnd sind wir unserm Wissen vorausgewesen. Und das Spiel ist eine verrufene Sache, weil es, was unser Organismus Feinstes und Präzisestes leistet, auf gewissenlose Art provoziert.«

Eine Pause entstand. ›Man muß eben eine glückliche Hand haben . . .‹ ging es mir durch den Kopf. Hatte der Däne uns nicht vorhin etwas davon erzählen wollen? Das brachte ich ihm nun in Erinnerung.

»Ach – die Geschichte«, sagte er lächelnd. »Dafür ist es eigentlich ein bißchen spät. – Übrigens kennen wir ihren Helden. Und wir haben ihn alle gern. Ich will nur verraten, daß er Schriftsteller ist. Das spielt nämlich eine Rolle, obwohl – aber da bin ich schon im Begriff, mir die Pointe zugrunde zu richten. – Mit einem Wort, der Mann war entschlossen, an der Riviera sein Glück zu versuchen. Er hatte keine Ahnung vom Spiel, versuchte es mit dem und jenem System und verlor mit jedem. Dann gab er seine Systeme auf und behielt nur das Verlieren bei. Seine Geldmittel waren recht bald erschöpft, seine Nerven waren es noch viel eher, und nun verlor er eines Tages auch noch seinen Füllfederhalter. Schriftsteller sind, wie Sie wissen, manchmal komisch und unser Freund gehört zu den komischsten. Er muß eine ganz bestimmte Schreibtischbeleuchtung und ein ganz bestimmtes Papier und ein ganz bestimmtes Format seiner Bogen haben, sonst kann er nicht arbeiten. Danach können Sie sich leicht vorstellen, was ein verlorner Füllfederhalter für ihn bedeutete. Nachdem wir den ganzen Tag umsonst auf der Suche nach einem neuen vertrödelt hatten, gingen wir abends auf einen Sprung ins Kasino. Ich spiele nie und begnügte mich, das Spiel unseres Freundes zu verfolgen. Bald verfolgte nicht allein ich es, sondern vielen Kasinogästen begann dieser Mann aufzufallen, der ununterbrochen gewann. Nach einer kleinen Stunde gingen wir fort, um unsere Barschaft, für diese Nacht wenigstens, in Sicherheit zu bringen. Aber auch

der folgende Tag konnte ihr nichts anhaben. Denn so hoffnungslos der Vormittag in den Schreibwarenläden verlaufen war, so ertragreich gestaltete sich der Abend. Vom Roman war natürlich nicht mehr die Rede, seit der Füllfederhalter verschwunden war. Unser Freund, sonst ein fleißiger Mann, sah das Manuskript nicht mehr an, ja vermied selbst den kleinsten Brief. Erinnerte ich ihn an irgend eine besonders dringliche Korrespondenz, so machte er Ausflüchte. Er wurde sparsam mit seinem Händedruck; er vermied es, selbst das leichteste Paketchen zu tragen. Gerade noch, daß er beim Lesen die Buchseiten umschlug. Es war als wenn seine Hand in einer Binde geruht hätte, die erst am Abend von ihr genommen wurde – im Kasino, wo wir nie lange blieben. Wir hatten eine hübsche Summe beiseite gelegt, als eines Tages der Portier des Hotels uns den Füllfederhalter brachte. Er war im Palmengarten gefunden worden. Unser Freund gab dem Überbringer ein schönes Trinkgeld, und am gleichen Tag reiste er ab, um nun endlich seinen Roman zu schreiben.«
»Hübsch«, sagte der Wirt, »aber was beweist das?«
Mir war es gleich, was die Geschichte bewies oder nicht bewies und ich freute mich, meinen alten Freund Fritjof, dem das Leben nur selten gelächelt hatte, so stillvergnügt auf dem Stadtwalle von Saint-Paul seinen Nachmittagstee trinken zu sehen.

Rastelli erzählt ...

Diese Geschichte habe ich von Rastelli gehört, dem unvergleichlichen, unvergessenen Jongleur, der sie eines Abends in seiner Garderobe erzählte.
Es war einmal, begann er, in alten Zeiten ein großer Jongleur. Sein Ruhm hatte sich mit den Karawanen und mit den Kauffahrteischiffen weit über den Erdball verbreitet, und eines Tages erfuhr auch Mohammed Ali Bei, der damals über die Türken herrschte, von ihm. Er entsandte seine Boten nach den vier Windrichtungen mit dem Auftrag, den Meister nach Konstantinopel zu laden, damit er in eigener und kaiserlicher Person sich von dessen Kunstfertigkeit überzeugen könne. Mohammed Ali Bei soll ein herrischer, ja gelegentlich grausamer Fürst gewesen

sein, und von ihm erzählte man sich, auf seinen Wink sei ein Sänger, der sein Gehör gesucht, aber nicht seinen Beifall gefunden habe, in den tiefsten Kerker geworfen worden. Doch war auch seine Freigebigkeit bekannt, und ein Künstler, der ihm Genüge tat, konnte auf hohe Belohnung rechnen.

Nach einigen Monaten traf der Meister in der Stadt Konstantinopel ein. Er kam aber nicht allein, wenn er auch wenig Aufhebens von seinem Begleiter machte. Und doch hätte er am Hof des Sultans besondere Ehre mit ihm einlegen können. Jedermann weiß, daß die Despoten des Morgenlandes eine Schwäche für Zwerge hatten. Der Begleiter des Meisters aber war eben ein Zwerg, oder genauer, ein Zwergenknabe. Und zwar ein so ausnehmend zartes, ein so zierliches und geschwindes Geschöpfchen, daß es am Hof des Sultans bestimmt nicht seinesgleichen gefunden hätte. Der Meister hielt diesen Zwerg versteckt, und dafür hatte er seinen guten Grund. Er arbeitete nämlich ein wenig anders als seine Fachgenossen. Diese sind bekanntlich in die chinesische Schule gegangen und haben dort den Umgang mit Stäben und Tellern, mit Schwertern und Feuerbränden erlernt. Unser Meister aber suchte nicht seine Ehre in der Anzahl und Vielfalt der Requisiten, sondern er hielt es mit einem einzigen, welches noch dazu das einfachste war und nur durch seine ungewöhnliche Größe auffiel. Es war ein Ball. Dieser Ball hatte ihm seinen Weltruhm gebracht, und in der Tat gab es nichts, was den Wundern gleichkam, die er an diesem Ball verrichtete. Denen, die dem Spiel des Meisters gefolgt waren, kam vor, als habe er es mit einem lebendigen, bald gefügigen und bald spröden, bald zärtlichen und bald spöttischen, bald zuvorkommenden und bald säumigen Gesellen, niemals aber mit einer toten Sache zu tun. Die beiden schienen aneinander gewöhnt und im Guten wie auch im Bösen ohne einander gar nicht auskommen zu können. Um das Geheimnis des Balls wußte niemand. Der Zwerg, das gelenkige Elfenkind, saß darinnen. In vieljähriger Übung hatte er sich in jeden Impuls und in jede Bewegung seines Herrn zu fügen gewußt, und nun spielte er auf den Sprungfedern, die im Innern des Balls saßen, so geläufig wie auf den Saiten einer Gitarre. Um jedem Verdacht aus dem Wege zu gehen, ließen beide sich niemals nebeneinander blicken, und Herr und Gehilfe wohnten auf ihren Reisen niemals unter demselben Dache.

Der vom Sultan anbefohlene Tag war gekommen. Eine von Vorhängen eingefaßte Estrade war im Saal des Halbmondes aufgeschlagen, den die Würdenträger des Herrschers füllten. Der Meister verneigte sich gegen den Thronsitz und führte eine Flöte an seine Lippen. Nach einigen präludierenden Läufen ging er in ein Stakkato über, in dessen Takt sich der große Ball in Sprüngen aus den Soffitten näherte. Plötzlich hatte er auf der Schulter seines Besitzers Platz genommen, um so bald nicht mehr von ihm zu weichen. Er umspielte, er umschmeichelte seinen Herrn. Der aber hatte die Flöte nun fortgetan, und als ob er von seinem Besucher nichts wisse, mit einem langsamen Tanz begonnen, den zu verfolgen ein Vergnügen gewesen wäre, wenn nicht der Ball aller Augen gefesselt hätte. Wie die Erde sich um die Sonne dreht und dabei gleichzeitig um sich selbst, so drehte sich der Ball um den Tanzenden und vergaß doch auch seinen eigenen Tanz nicht. Vom Scheitel bis zur Sohle war keine Stelle, über die der Ball nicht hinwegspielte, und jede wurde im Vorbeifliehen sein eigener Spielplatz. Niemand wäre eingefallen, nach der Musik dieses stummen Reigens zu fragen. Denn sie spielten einander selber auf: der Meister dem Ball und der Ball dem Meister, wie es dem kleinen, versteckten Helfer nun schon durch Jahre geläufig war.
So blieb es die längste Zeit, bis auf einmal bei einem Wirbel des Tänzers der Ball, gleichsam fortgeschleudert, der Rampe entgegenrollte, an sie stieß und vor ihr hüpfen blieb, während der Meister sich sammelte. Denn nun ging es auf das Finale zu. Wieder griff der Meister zu seiner Flöte. Erst war es, als wolle er seinen Ball, dessen Sprünge schwächer und schwächer geworden waren, leise und immer leiser begleiten. Dann aber riß die Flöte die Führung an sich. Der Atem des Bläsers wurde voller, und als hauche er mit der neuen und kräftigen Weise seinem Ball neues Leben ein, gerieten dessen Sprünge allmählich höher, während der Meister den Arm zu erheben begann, um, nachdem er ihn gelassen in Schulterhöhe gebracht hatte, den kleinen Finger, immer im Musizieren, auszustrecken, auf den der Ball, einem letzten langen Triller gehorchend, mit einem einzigen Satze sich niederließ.
Ein Flüstern der Bewunderung ging durch die Reihen, und der Sultan selbst lud zum Beifall ein. Der Meister aber gab von seiner Kunst eine letzte Probe, indem er den schweren, mit Dukaten

gefüllten Beutel, den man auf hohes Geheiß ihm zuwarf, im Fluge auffing.
Wenig später trat er aus dem Palast, um an einem entlegenen Ausgang seinen treuen Zwerg zu erwarten. Da drängte sich zwischen den Wachen hindurch ein Bote vor ihn. »Ich habe Euch überall gesucht, Herr«, sprach er ihn an. »Aber Ihr hattet vorzeitig Euer Quartier verlassen, und in den Palast verwehrte man mir den Eintritt.« Mit diesen Worten brachte er einen Brief zum Vorschein, der die Handschrift des Zwerges trug. »Lieber Meister, Ihr müßt mir nicht zürnen«, hieß es darinnen. »Heute könnt Ihr Euch nicht vor dem Sultan zeigen. Ich bin krank und kann das Bett nicht verlassen.« – – –
Sie sehen, setzte Rastelli nach einer Pause hinzu, daß unser Stand nicht von gestern ist und daß auch wir unsere Geschichte haben – oder wenigstens unsere Geschichten.

»Dem Staub, dem beweglichen, eingezeichnet«
Novelle

Da saß er. Immer saß er um diese Zeit da. Aber nicht so. Der Unbewegliche, der weithin gradeaus zu starren pflegte, blickte heut vor sich hin. Und dennoch schien es keinen Unterschied zu machen, denn auch hier sah er nicht. Aber der Mahagonistock mit dem silbernen Knauf lag nicht wie gewöhnlich neben ihm an die Kante der Bank gelehnt. Er hielt ihn, er führte ihn. Über den Sand glitt er hin: O und ich dachte an eine Frucht, L und ich machte Halt, I und ich schämte mich wie bei etwas Verbotenem. Denn ich sah, er schrieb seine Sache nicht wie einer der gelesen sein will, sondern eins ins andere schlangen sich diese Zeichen, und so, als wollten sie einander sich einverleiben, folgten nun auch beinah an Ort und Stelle der vorigen MPIA, und das erste begann unter vielen Zügen schon zu verschwinden, als die letzten entstanden. Ich trat hinzu. Auch das machte ihn nicht aufblicken – soll ich sagen: erwachen? – so gewohnt war er meiner. »Rechnest du wieder?« fragte ich und ließ mir nichts anmerken. Denn ich wußte, daß seine Muße ganz und gar den phantastischen Budgets von weiten Reisen galt, Reisen, die sich bis Samarkand oder Island erstreckten, und die er nie unternahm. War er überhaupt je außer Lan-

des gekommen – bis auf diese geheime Reise natürlich, die er gemacht hatte, um dem Gedächtnis einer wilden und, wie man immer wieder versicherte, unwürdigen und schmählichen Jugendliebe sich zu entziehen, Olimpiens, deren Namen er soeben abwesend vor sich hingezeichnet hatte.

»Ich denke an meine Straße. Oder an dich, wenn du willst. Denn das ist dasselbe. Die Straße wo ein Wort von dir so lebendig wurde wie keines das ich seither oder früher hörte. Es ist, was du mir in Travemünde einmal gesagt hattest: daß jedes Reiseabenteuer, damit man es auch wirklich erzählen könne, zuletzt um eine Frau, zumindest einen Frauennamen sich spulen müsse. Denn das sei nun einmal der Halt, dessen der rote Faden des Erlebten bedürfe, um von einer Hand in die andre gelangen zu können. Du hattest recht, aber als ich jene heiße Straße hinanstieg, konnte ich noch nicht ahnen, auf wie seltsame Weise, und warum seit ein paar Sekunden, meine eigenen Schritte auf der verlassenen hallenden Gasse mir wie mit einer Stimme zu rufen schienen. Die Häuser ringsum hatten wenig mit denen gemein, die dieses süditalische Städtchen berühmt gemacht haben. Nicht alt genug um verwittert und nicht neu genug um einladend zu sein, war es eine Versammlung der Launen aus der Vorhölle der Architektur. Geschlossene Fensterläden unterstrichen die Verstocktheit der grauen Fassaden und die Glorie des Südens schien sich ganz in die Schatten verzogen zu haben, die unter Erdbebenstützen und Bogen der Seitengassen sich häuften. Jeder Schritt, den ich tat, entführte mich weiter von allem, um dessentwegen ich gekommen war, Pinakothek und Dom blieben hinter mir, aber ich hätte kaum Kraft gefunden, die Richtung zu wechseln, auch wenn mir nicht zu neuen Träumereien Stoff aus dem Anblick roter hölzerner Arme, einer Art von Kandelaberstöcken gekommen wäre, die, wie mir jetzt erst auffiel, in regelmäßigen Abständen beiderseits aus den Mauern herauswuchsen. Stoff zu Träumereien, sage ich, gerade darum, weil ich mir gar keinen Vers darauf machte und nicht einmal zu erklären suchte, wie Reste so archaischer Beleuchtungsarten in der armen, doch immerhin kanalisierten, elektrifizierten Bergstadt mochten überdauert haben. Darum schien es mir auch ganz in der Ordnung, ein paar Schritt weiter auf Umschlagtücher, Vorhänge, Schals oder Läufer zu stoßen, die man gerade jetzt hier in der Gegend schien gewaschen zu haben.

Ein paar zerknüllte Lampions vor getrübten Scheiben vollendeten an diesen Häusern das Bild armseliger, verlumpter Wirtschaftsführung. Jetzt hätte ich gern einen gefragt, wie hier die Stadt auf einem andern Rückweg zu gewinnen sei. Denn ich hatte die Straße satt und nicht zum wenigsten, weil sie so menschenleer war. Eben darum mußte ich meine Absicht aufgeben, und fast schon gedemütigt wie durch ein Joch zurückgehen wie ich gekommen war. Entschlossen, für die verlorene Zeit mich schadlos zu halten, auch um für das, was mir wie eine Niederlage schien, zu büßen, leistete ich aufs Mittagessen und, was bittrer war, auf die Mittagsruhe, Verzicht und stand nach kurzem Gange über steile Stiegen auf dem Domplatz.

War es eben noch beklemmende Menschenleere, die mich umgeben hatte, so hier befreiende Einsamkeit. Und damit sprang im Nu meine Stimmung um. Nichts wäre mir jetzt unwillkommener gewesen, als angesprochen, auch nur beachtet zu werden. Mit einem Schlage war ich meinem Reiseschicksal, dem einsamen Abenteuer, zurückgegeben, und wieder stand der Augenblick vor mir, da ich oberhalb der Marina Grande, unweit Ravello, zuerst und schmerzzerrissen seiner inne geworden war. Ein Gebirge auch diesmal, das mich umgab; statt der steinernen Schroffen aber, mit denen Ravello zum Meere abfällt, war es hier die marmorne Flanke des Doms und über ihren schneeigen Hang schienen zahllose steinerne Heilige zu uns Menschen herabzupilgern. Wie ich mit den Blicken dem Zuge folgte, sah ich, daß die Fundamente des Bauwerks einen Spalt tief zu Tage lagen: ein Gang war ausgeschachtet, der mit mehreren Stufen in rechtem Winkel unter der Erde auf eine bronzene Tür stieß, die nur lose im Schloß lag. Weshalb ich durch diese unterirdische Nebenpforte mich einschlich, das weiß ich nicht; vielleicht war es nur die Angst, die uns oft befällt, wenn wir irgend eine der tausendfach wiedergegebenen, beschriebenen Stätten selber betreten, und der ich auf dem Umwege zu entgehen suchte. Wenn ich aber geglaubt hatte, nun in das Dunkel einer Krypta zu treten, war ich für meinen Snobismus gestraft genug. Nicht nur, daß dieser Raum die weißgetünchte von oberen Fenstern grell erhellte Sakristei war; er war noch dazu von einer Reisegesellschaft erfüllt, der der Küster im Begriff stand zum hundertsten oder tausendsten Mal eine von jenen Geschichten zum Besten zu geben, in deren Worten das

Echo der Kupfermünzen erklingt, die er hundert und tausend Mal für sie einstrich. Da stand er, breitspurig und beleibt, neben dem Postament, auf das die Aufmerksamkeit seiner Hörer sich konzentrierte. Ein allem Anschein nach altertümliches, doch ungemein wohlerhaltenes Kapitäl frühgotischen Stils war mit eisernen Klammern darauf befestigt. In den Händen hielt der Sprecher ein Taschentuch; man hätte meinen können, der Hitze wegen und wirklich rann ihm der Schweiß von der Stirn. Aber weit entfernt sich zu trocknen, wischte er nur ab und zu geistesabwesend an dem Steinklotz herum, wie ein Dienstmädchen, das in peinlicher Unterhaltung mit seiner Herrschaft begriffen ist, zwischendurch aus alter Gewohnheit mit dem Staubtuch über Regal und Konsole gleitet. Die selbstquälerische Verfassung, die jeder, der einsam reist, schon erfahren hat, bekam wieder Oberhand und ich ließ die Erklärungen, mit denen er im Zuge war, an mein Ohr schlagen.

›Man hat hier – das war der Inhalt, wenn auch durchaus nicht der Wortlaut seiner schleppenden Mitteilungen – noch vor zwei Jahren unter den Einwohnern einen Mann gehabt, der durch die lächerlichste Ausgeburt von Blasphemie und Liebestollheit die Stadt eine Zeitlang in aller Munde gebracht hatte, um für den Rest des Lebens seinen Fehltritt zu sühnen, und auch dann noch zu büßen, als selbst der Betroffene, Gott, ihm vielleicht schon vergeben hatte. Das war ein Steinmetz. Nachdem er zehn Jahre lang an der Instandsetzung des Domes mitgewirkt hatte, rückte er durch seine Fähigkeiten zum Leiter des gesamten Restaurationswerks auf. Er war ein Mann in den besten Jahren, eine herrische Natur ohne Familie und Anhang, als er in die Netze der schönsten und schamlosesten Kokotte geriet, die sich je in der Lebewelt des benachbarten Seebades hatte sehen lassen. Die zarte und verstockte Natur dieses Mannes mochte Eindruck auf die Frau gemacht haben, jedenfalls weiß man nicht, daß sie außer ihm jemandem in der Gegend ihre Gunst geschenkt hätte. Damals ahnte keiner, um welchen Preis. Es wäre auch nie zu Tage gekommen, wäre nicht unerwartet die Oberbauinspektion aus Rom gekommen, um das berühmte Renovierungswerk in Augenschein zu nehmen. In ihrem Stabe war ein junger vorwitziger aber kenntnisreicher Archäolog, der das Studium der trecentistischen Kapitäle zu seiner Spezialität gemacht hatte. Er war im besten Begriff, das

geplante Monumentalwerk um eine Abhandlung über ‚Ein Kapitäl der Kanzel im Dome zu V...' zu bereichern und hatte dem Leiter der Opera del Duomo seinen Besuch angesagt. Der lebte damals, mehr als zehn Jahre nach seinen besten Nächten, in tiefer Zurückgezogenheit und die Zeiten des Glänzens und Trotzens waren längst für ihn abgelaufen. Was aber der junge Gelehrte von dieser Begegnung nach Haus trug, war alles andere als stilgeschichtliche Belehrung, eine Mitwisserschaft vielmehr, die nicht bei ihm blieb und schließlich Folgendes den Behörden zu Ohren brachte: Die Liebe, die die Kokotte zu ihrem Verehrer getragen hatte, war ihr kein Hindernis, vielleicht eher ein Stachel gewesen, einen satanischen Kaufpreis für ihre Gunst zu verlangen. Sie wollte ihren Nom de Guerre, den Gewerbenamen, den solche Frauen nach altem Herkommen tragen, im Dom, dem Allerheiligsten zunächst, in Stein gemeißelt erblicken. Der Liebhaber widerstand; aber seine Kraft hatte Grenzen und eines Tages begann er im Beisein der Hure selbst die Arbeit an jenem frühgotischen Kapitäl, das einem älteren und verwitterten solange untergeschoben blieb bis es als corpus delicti auf dem Tisch seiner geistlichen Richter stand. Darüber aber waren weitere Jahre ins Land gegangen, und als alle Formalitäten erfüllt, alle Akten zur Stelle waren, zeigte sich, daß es zu spät war. Ein gebrochener, halb schwachsinniger Greis stand vor seinem Werke und niemand glaubte an Verstellung beim Anblick dieses ehemals Achtung gebietenden Hauptes, das mit gefurchter Stirn über das Schlingwerk der Arabesken sich beugte und vergeblich versuchte, aus ihm den Namen zu lesen, den er vor ungezählten Jahren darinnen verborgen hatte.‹

Überrascht bemerkte ich, wie ich, warum weiß ich selber nicht, näher trat; ehe ich aber noch meine Hand nach dem Steine ausstrecken konnte, fühlte ich die des Küsters auf meiner Schulter. Wohlwollend und verwundert versuchte er hinter die Gründe meines Interesses zu kommen. Ich aber in meiner Unsicherheit und Ermüdung stotterte das Sinnloseste, was sich nur sagen ließ: ›Sammler‹. Damit trollte ich mich nach Hause.

Wenn der Schlaf, wie manche behaupten, nicht nur ein physisches Bedürfnis des Organismus, sondern ein Zwang ist, der vom Unbewußten auf das Bewußtsein wirkt, damit es vom Schauplatz abtrete und den Trieben und Bildern Platz mache, dann hatte die Ermattung, die mich überfiel, vielleicht mehr zu sagen als sonst in

einer süditalienischen Bergstadt um Mittag. Wie dem nun sei, ich träumte, ich weiß, ich träumte den Namen. Aber nicht wie er im Steine unentdeckt vor mir gestanden hatte, sondern er war in ein anderes Reich entführt, erhöht, entzaubert und verdeutlicht zugleich, und in der mannigfachen Verschlingung von Gräsern, Laub und Blumen fächelten und bebten zu mir die Lettern herüber, die damals mein Herz am schmerzlichsten schlagen ließen. Als ich erwachte, war es nach acht. Zeit Abendbrot zu essen und die Frage aufzuwerfen, wie der Rest des Tags zu verbringen sei. Ihn früh zu beschließen, verbot mir mein stundenlanger Nachmittagsschlaf, und ihn in Abenteuern anzulegen, fehlten mir Geld und Stimmung. Nach ein paar hundert unschlüssigen Schritten trat ich auf einen Freiplatz, das Campo, hinaus. Es dunkelte. Kinder spielten noch um den Brunnen. Dieser Platz, der für alle Gefährte verboten, nie mehr Versammlungen nur noch Märkte sah, hatte seinen lebendigen Sinn als der große steinerne Bade- und Spielplatz der Kinder. Darum war er auch ein beliebter Standort für Wagen mit Zuckerzeug, Affennüssen oder Melonen, von denen zwei oder drei auf dem Platze herumstanden und allmählich ihre Fackeln entzündeten. Ein Blinken stach aus dem Umkreis des letzten, der Müßiggänger und Kinder um sich geschart hatte. Beim Näherkommen erkannte ich Blechinstrumente. Ich bin ein aufmerksamer Schlenderer. Welcher Wille oder welcher verborgene Wunsch hatten mir verboten, das zu bemerken, was doch dem Unaufmerksamsten nicht entgehen konnte? In dieser Straße, an deren Mündung ich nun, ohne es vermutet zu haben, mich von neuem befand, ging etwas vor sich. Die Seidenläufer, die aus den Fenstern hingen, waren doch keine Wäsche, die man zum Trocknen ausspannt, und warum sollte hier und sonst nirgends im Land sich die alte Beleuchtung erhalten haben? Die Musik setzte sich in Bewegung. Sie drang in die Straße ein, die sich eilig mit Menschen füllte. Und nun zeigte sich, daß der Reichtum, wo er die Armen streift, ihnen nur schwerer macht, sich des Ihren zu freuen: heftig stritten das Kerzenlicht und die Fackelbrände gegen die gelben Kreise der Bogenlampen, die sich über Pflaster und Hauswand legten. Ich schloß mich an, ganz zuletzt. Alle Vorbereitungen waren getroffen, den Zug vor einer Kirche aufzufangen. Lampions und Glühbirnen standen hier am engsten zusammen, und von dem feiernden Haufen dahinter löste sich das ununter-

brochene Gerinnsel der Frommen, um in den Falten des Vorhangs sich zu verlieren, der das geöffnete Portal verbarg.
In einiger Entfernung dieses rot und grün beglühten Zentrums hatte ich Halt gemacht. Die Menge, die die Straße nun dicht erfüllte, war nicht farblose Masse. Es war die scharfbestimmte, einander eng verbundene Einwohnerschaft des Quartiers, und weil es ein kleinbürgerliches war, sah man niemanden aus den höheren Ständen, geschweige denn Fremde. Wie ich an der Mauer stand, hätte ich nach Kleidung und Aussehen von Rechts wegen auffallen müssen. Aber seltsam – in dieser Menge streifte mich kein Blick. Bemerkte mich keiner oder schien der ganz an diese sengende und singende Gasse Verlorene, der ich mehr und mehr wurde, ihnen allen hierherzugehören? Bei diesem Gedanken erfaßte mich Stolz; eine große Beglückung kam über mich. Ich ging nicht in die Kirche und wollte, zufrieden, den profanen Teil des Festes genossen zu haben, mit den ersten Gesättigten und lange vor den übermüdeten Kindern den Nachhausweg antreten, als mein Blick auf eine der marmornen Tafeln fiel, mit denen die armen Städte dieser Gegend die Straßenschilder der übrigen Erde beschämen. Fackellicht übergoß sie, sie schien zu lohen. Scharf und glühend aber schlugen aus ihrer Mitte die Lettern und sie bildeten von neuem den Namen, der aus Stein in Blume, aus Blume in Feuer verwandelt, immer heißer und verzehrender nach mir griff. Unwiderruflich zur Heimkehr entschlossen, brach ich auf und war froh, eine kleine Gasse zu finden, die ein erhebliches Stück abzukürzen versprach. Das Leben war überall schon im Abklingen, und die vor kurzem noch so belebte Hauptstraße, in der mein Hotel liegen mußte, kam mir nicht nur stiller, sondern auch schmaler vor. Während ich noch den Gesetzen nachhing, die dergestalt lautliche und optische Bilder miteinander verknüpfen, schlug eine ferne kräftige Musik an mein Ohr und mit den ersten Klängen traf mich wie ein Blitz die Erleuchtung: Also hier kommt das Große. Darum waren so wenig Leute, Bürgersleute, in jener Straße. Hier ist das große Abendkonzert zu V..., an dem sich jeden Sonnabend die Bewohner versammeln. Eine neue geweitete Stadt, ja eine reichere und bewegtere Stadtgeschichte, stand mit einem Male vor meinen Augen. Ich verdoppelte meine Schritte, bog um eine Ecke und hielt, lahm vor Erstaunen, noch einmal vor jener Straße, die wie mit einem Lasso mich an sich gerissen hatte,

dem, nun schon in völliger Dunkelheit, die Musikbande als verspätetem einsamen Hörer ihren letzten verschollensten Schlager darbrachte.«

Hier brach mein Freund ab. Seine Geschichte schien ihm plötzlich entschwunden. Und nur die Lippen, die noch eben gesprochen hatten, winkten ihr lange ein Lächeln nach. Ich aber sah nachdenklich auf die Zeichen, die verwischt im Staube zu unsern Füßen standen. Und der unvergängliche Vers zog majestätisch durch die Wölbung dieser Geschichte wie durch ein Tor.



Miszellen



⟨Zuschrift an Florens Christian Rang⟩

Lieber Christian. Die von Dir gedachte Form der Zuschrift will ich im Sinne des Dir gewidmeten Schreibens, nicht des Zusatzes zu Deiner Schrift verstehen. Denn jenen Eindruck der Vorlesung und der wenigen Korrekturbogen mir zum Anlaß eigener Ausführungen zu nehmen, würde ich leichtsinnig nennen. Auch würden Glossen, so notwendig Du sie fordern mußt, die eigentümliche Schönheit Deiner Schrift leicht verletzen. Gewiß ist diese Schönheit nicht das Wesentliche. Aber keine Materie, deren der Philosoph sich verantwortlich annimmt, kann sie verleugnen. Unter einer Analyse, welche dieses betont, anderes übergeht, würde sie zurücktreten. Und doch beruht die Hoffnung einer Wirkung auf dieser endlich erhobenen Weise einer Rede, welche ausklingen sollte. Du weißt, daß ich jene Hoffnung nicht teile. Aber was hier geschrieben, daß es hier gedruckt steht, straft manches von dem Zweifel, mit dem ich nicht allein gestanden habe, Lügen. Anderes wird sich behaupten. Behaupten aber auch diese Schrift, vor welcher die brutale Gedankenlosigkeit öffentlicher Argumentationen sich bloßstellt. Wen sie lähmten, der sieht sich nun erlöst aus der Alternative, von Leisetretern durch eine splendide Widerlegung der Clarté-Bewegung sich einfangen zu lassen oder in pazifistischen Konventen seine besten Denkgewißheiten zu verleugnen. Ohne Hinterhalt und ohne Bonhommie wird er auch mit dem Ausländer reden können. Denn diese Schrift achtet die geistigen Grenzen unter den Völkern im gleichen Maße, als sie ihre Sperrung verächtlich macht. Zu alledem bedurfte es nichts Geringeres als die Lebensarbeit, die hinter diesen Zeilen steht. Denn sie erhärten, daß die Wahrheit, auch im Politischen, zwar eindeutig ist, aber nicht einfach. Ich habe mich gefreut, Machiavell, Milton, Voltaire, Görres von Dir genannt zu finden. Wohl nicht in demselben Sinne, in dem sie mir hier erscheinen: als Schutzpatrone einer gleich den ihrigen klassischen Streitschrift. Als Wahrzeichen eines Bereiches, in dem der ungebildete Parteimann unzuständig ist, wirst auch Du sie zu nehmen verstatten. Schwerlich wird ihn das stutzig machen, weniger noch die Berufung auf das Gewissen. Denn er wird um den ethischen Grundsatz, mit dem er sie pariert, nicht verlegen sein. Es ist ja das gemeinschaftliche Anliegen der Gewissenlosigkeit und der Ideenarmut, die sitt-

liche Vielheit der Ideen unter der undurchsichtigen Allgemeinheit des Prinzips zu ersticken. Vielleicht siehst Du es gern, wenn ich an meinem Teil hervorhebe, daß aus Prinzipien nichts in diesen Deinen Überlegungen sich herschreibt, die wir philosophisch gerade darum nennen, weil sie nicht aus Grundsätzen und Begriffen deduziert, sondern aus dem Ineinanderwirken von Ideen geboren sind. Aus Ideen von der Gerechtigkeit, vom Recht, von der Politik, von der Feindschaft, von der Lüge. Unter den Lügen ist es keine mehr als das verstockte Schweigen. Dagegen hast Du aufgewendet, was Strenge und Sanftmut vermögen. Zu all den Wünschen, in denen Du es unternimmst, füge ich den einen, bescheidenen: daß es Dir keinen Kummer bringen möge.
Berlin, 23. November 1923. Dein Walter Benjamin.

Sammlung von Frankfurter Kinderreimen

Die Frage nach der kulturellen Einwirkung des kindlichen Lebens und Schaffens auf die Volks- und Sprachgemeinschaft, in der es sich abspielt, ist ein bislang durchaus unerforschtes Kapitel der Kulturgeschichte und zwar eines der aktuellsten. Unter diesem Titel wird man der umfassenden Sammlung von Frankfurter Kinderversen und Kinderjargon, aus der hier einiges mitgeteilt werden soll, den höchsten Wert zusprechen müssen. Ihr Schöpfer ist der hiesige Rektor Wehrhan, übrigens selbst nicht Frankfurter Kind, sondern aus Lippe gebürtig. Im Jahre 1908 legte er den Grundstock zu dem großen Archiv, das im Laufe der Zeit dank nicht nur eigener unermüdlicher Arbeit, sondern einem wohlorganisierten Helfersystem zu weit über tausend Stücken und Stückchen angewachsen ist. Hier findet man alles, was an Versen, Redewendungen, Scherzen, Rätseln vom ersten Säuglingsalter bis zur Schwelle der Pubertät das Leben des Frankfurter Kindes begleitet, gleichviel, ob das Redeweisen des Kindes selbst oder, anfänglich, stereotype Wendungen in der Sprache der Eltern sind.
Was in der Wehrhanschen Sammlung zu finden, das ist allerdings zum Teil uraltes Gut, in den wenigsten Fällen von Kindern schlechtweg geschaffen. Und der verständige Benutzer dieser Zeugnisse wird ihren Schwerpunkt nicht im »Originalen« finden. Gerade hier vielmehr wird er verfolgen können, wie das Kind

»modelt«, wie es »bastelt«, wie es – im Geistigen so gut wie im Sinnlichen – nie die geprägte Form als solche annimmt, und wie der ganze Reichtum seiner geistigen Welt in der schmalen Bahn der Variante sich ausschwingt. So variiert kommen die ältesten Versstückchen und -sätzchen von Kindern dem Erwachsenen zurück und nicht sowohl ihr Kern als das unabsehbare reizvolle Spiel des Verwandelns ist deren Werk. Gegen hundert Mappen umfassen, nach Schlagworten geordnet, das Material. Da gibt es »die ersten Scherze«, »Kuchenbacken«, »Kniereitereime«, »Zubettgehen und Aufstehen«, »das dumme und ungeschickte Kind«, »das furchtsame Kind«, »das Wetter«, »Tiernamen«, »Pflanzen«, »Wochentage«, »Zeppelin«, »Weltkrieg«, »Spitznamen«, »Judenreime«, »Necken und Ärgern«, »Schnellsprechreime«, »Gassenhauer« in Versen, um nur einiges weniges zu nennen. Dabei bleibt noch ganz außer acht die große Sammlung der Spielreime und ein imponierender Kodex von Hickelspielen, umfassend die zahlreichen Schemata, welche im Laufe der Jahre mit Kreide auf Frankfurter Pflaster gemalt von spielenden Kindern auf einem Bein abgehüpft wurden.

Einige Reime aus dem Weltkrieg mit ihrer vernichtenden satirischen Kraft:

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie Hosen an,
Mit roten Litzen dran,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie einen Rock an,
Mit blanken Knöpfen dran,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie Stiefel an,
Mit langen Schaften dran,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie einen Helm auf,
Mit Kaiser Wilhelm drauf,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie ein Schießgewehr,
Dann schießt sie hin und her,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Dann kommt sie in den Schützengraben,
Da bekommt sie Kohleraben,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da kommt sie ins Lazarett,
Da kommt sie ins Himmelbett,
Trara, Zingdra,
Meine Mutter wird Soldat.

Steh ich in finstrer Mitternacht
So einsam auf der Läusejagd,
So denk ich an mein stilles Heim,
Das an mich denkt im Mondenschein.

Mariechen,
Du dummes Viehchen,
Ich roppe dir ein Beinchen aus.
Da mußt du hinken
Auf deinem Schinken,
Dann kommst du ins städtische Krankenhaus,
Dann wirst du operiert,
Mit Schmierseif eingeschmiert.
Dann kommt der deutsche Männerchor
Und singet dir ein Liedchen vor.

Einige Abzählreime:

Auf einem Gummi-Gummi-Berg,
Da wohnt ein Gummi-Gummi-Zwerg,
Hat eine Gummi-Gummi-Frau.
Die Gummi-Gummi-Frau,
Hat ein Gummi-Gummi-Kind.
Das Gummi-Gummi-Kind
Hat einen Gummi-Gummi-Ball.
Den Gummi-Gummi-Ball
Warf es in die Luft.
Der Gummi-Gummi-Ball
Ging kaputt.
Und du bist ein Jud.

10, 20, 30
Mädchen, du bist fleißig,
40, 50, 60,
Mädchen, du bist klecksig,
70, 80, 90,
Mädchen, du bist einzig.

Einige konstruktivistische Kunststücke:

Vergangenen Handschuh verlor ich meinen Herbst.
Ich ging drei Tage finden, ehe ich ihn suchte.
Ich kam an einen Guck, da lochte ich hinein.
Da saßen drei Stühle auf einem Herrn.
Jetzt nahm ich meinen guten Tag ab und sagte:
»Hut, meine Herren«.

Schönen Vater von meinem Gruß. Hier wäre die
Sohle zum Bestiefeln. Ums Angst braucht er kein
Geld zu haben. Wenn er rein käme, ging er vorbei.

Ein alter Klosterscherz im Kindermunde:

Liebe Gemeinde zu Schweinsberg!
Steht auf oder bleibt sitzen.

Wir lesen im Buche der Heugabel,
Sechs Zinken und 35 Gamaschenknöpfe,
Wo da steht geschrieben:
In frühester Jugend verübte ich meine tollste Kühnheit.
Mit eiskaltem Wasser brannte ich den Kindern die Augen aus.
Und mit einem stumpfen Reibeisen schnitt ich ihnen die Finger ab.
Nach vollendeter Tat verhaftete mich der Besenstiel.
Dieser brachte mich auf das Oberlandesgericht Einbruch.
Hier bekam ich 14 Tage Haft, danach frei.
Nun empfanget den Segen des Herrn!
Der Hutmacher behüte euch,
Der Schirmmacher beschirme euch,
Der Dachdecker lasse sein Dach leuchten über euch.
Wir singen das Lied Nr. 300:
Großer Klotz, wir hobeln dich!
Halleluja!

Hoffentlich brauchen alle die, welche an der Erforschung des kindlichen Schaffens interessiert sind, auf eine vollständige Publikation der Wehrhanschen Sammlung nicht mehr lange zu warten.

Walter Benjamin und Bernhard Reich

Revue oder Theater

Ein Brief des Lord A... an den Lord B... Abfassungszeit: das Jahr der Erstaufführung von Shakespeares Hamlet.

Lieber Freund!
Ich habe neulich das Theaterstück »Hamlet« von William Shakespeare, das hier von den vornehmen Kreisen sehr beachtet wird, angesehen und nahm mir vor, Dir einiges darüber mitzuteilen. Den Inhalt brauche ich Dir nicht zu erzählen, denn wir haben vor Jahren zusammen auch ein Stück »Hamlet« gesehen, aber es war nicht von Shakespeare. An dieses erinnerte ich mich neulich in vielen Szenen. Die jungen Dichter von heute machen es sich sehr gerne bequem. Sie haben keinen Ehrgeiz nach neuen Stoffen und

plündern, was ihnen unter die Finger kommt. William Shakespeare, der diesen neuen »Hamlet« zusammenstellte, ist besonders berüchtigt. In seiner Jugend war er ein Wilddieb und jetzt bestiehlt er seine Kollegen in solchem Grade, daß, wie Du Dich erinnerst, ein Pamphlet gegen ihn herauskam, in dem er klipp und klar eine Krähe genannt wurde. Diese Dichter halten nichts von Originalität, aber die Nachwelt wird ihnen das ankreiden, denn nur ein Originaldichter kann die Unsterblichkeit erringen. (Bemerkungen des Theaterdirektors X, in dessen Besitz sich dieser Brief befindet: Diese Ansicht kann ich nicht teilen. Das Publikum will nur immer dasselbe haben, und das Theater lebt von den Varianten. Die exemplarischen Typen sichern die entscheidenden Wendungen der theatralischen Epochen. Ein guter Film hält sich durch die überraschende Abwandlung; je strenger die Schablone, desto besser. Und für die Revue übernehmen wir die New Yorker Schlager nach Berlin und Paris.) Diese Jungen halten auch nichts von der Form, die uns die griechischen Stücke vorgemacht haben, wie sie bei der Wiedergeburt durch die schwarze Magie jetzt überall billig zu haben sind. In Spanien, wo auch so lässig gedichtet wird, läßt man sich das nicht länger gefallen. Don Alonso Lopez Pinciano sagt, das Theater sei wie eine Landkarte; Valladolid nur einen Finger breit von Toledo; kaum habe man einen Menschen gesehen, der sechzehn Jahre ist, so stehe er schon wieder mit sechzig auf der Bühne. (Lope de Vega bemerkt allerdings: Ich mache in 24 Stunden meine Stücke fertig. Ich kann mich nur nach dem Geschmack des Publikums richten, der, wie überall, von den Frauen regiert wird.) Eigentlich sind das alles ja keine Stücke, sondern nur zwei oder drei handlungführende Hauptszenen; um diese sind dann eine Reihe von Einlageszenen gruppiert, in denen sich der Pomp des Theaters, soweit wir hier solchen erwarten können, entfaltet. Im übrigen treibt in ihnen der Schauspieler sein Wesen, und der Dichter ist abgesetzt. (Wenn man »Hamlet« vor 300 Jahren für eine Revue gehalten hat, so kann man unsere Revue nach 300 Jahren als Trauerspiele ansehen.) Urteile Du selbst! Hamlet ist aufgefordert zur Rache. Jeder erwartet nun von ihm eine Tat, die diesem Verlangen entspricht. Aber William Shakespeare? Zuerst unterhält sich der alte Schwätzer Polonius mit einem Diener, der noch alberner ist als er selbst, und beide machen nur Clownspäße. In der nächsten Szene parodieren unsere beiden

besten Komiker das Zeremoniell des englischen Hofes. Dann kommt die übliche Staatsaktion mit Gesandten, die lange Papierrollen tragen als Briefe. Nun hält eine angeblich komische Abhandlung über den Wahnsinn das Stück auf. Mit Hamlets Auftritt geht es auch nicht weiter. Hamlet spielt auf mehrere Arten Wahnsinn, und Shakespeare kramt dazu Gemeinplätze aus Montaigne aus. Und dann kommen die Schauspieler. Einer von ihnen hält eine pathetische Rede, die gar keine Beziehung zum Stücke hat. Aber die Parodie, die auf einen unserer besten Heldendarsteller der alten Schule gemünzt ist, hat gefallen. Wie auch das endlich beklatscht und vorbei war, kriegt Hamlet endlich einen Zipfel von Handlung zu fassen und besinnt sich darauf, seinen Vater zu rächen. Ich muß zwar vorurteillos gestehen, daß die Varietät dieser Auftritte, wo jeder Schauspieler isoliert seine Wirkung tut, dieses ununterbrochene Heranrollen von neuen Szenen, in denen immer etwas vorkommt, mich auf angenehme Art zerstreut hat, – ich nannte es eine Revue der Leidenschaften. Aber diese Wirkungen werden unzweifelhaft mit den Schauspielern erlöschen, denen sie zugedacht sind. (Das sind sehr befremdliche Ansichten. Ich habe beim »Hamlet« die größte Mühe gehabt, den Schauspielern die tiefe Psychologie ihrer Rollen begreiflich zu machen, und wir haben uns darüber gestritten, ob Hamlet wirklich verliebt, Ophelia eine Jungfrau, Polonius ein Narr oder ein Weiser war, denn jede Szene gibt eine andere Auskunft. Aber vielleicht hat Lord A... recht, und man hat in dem zweiten Akt vier Hauptszenen für einen Schauspieler, zuerst muß er einen Wahnsinnigen, dann einen Tiefsinnigen spielen, er deklamiert eine Rede, er ist leidenschaftlich. Der Verwandlungskünstler wird hier das Vorbild des Schauspielers.)
Der fette Burbage spielte den Hamlet. Natürlich hatte er wieder eine Glanznummer eingelegt: »Sein oder Nichtsein«. Shakespeare hat sich nicht angestrengt. Er wiederholt nur sein Schema. Man erinnert sich sofort an Macbeths Arie »Wär's abgetan, wenn es getan«, und an Othellos »Gefiel' es Gott«, das damals Furore machte und auf der Straße von den Leierkastenmännern wiederholt vorgetragen wurde. Das Beste an diesem Stück ist die Szene auf dem Kirchhof, wenn Hamlet mit dem Schädel des Spaßmachers in der Hand über die Vergänglichkeit des Lebens spricht. Der Auftritt lohnt den Abend.

Das nächste Mal lade ich einige Freunde allein zu dieser Einlage in meine Loge. Übrigens gehen die Vornehmen, wie man mir sagt, nur zu dieser Szene. Das ist ein Vorteil dieser lockeren Form, daß man kommt und geht, wann man will, ohne den Zusammenhang zu verlieren. Im übrigen gibt es in diesem Stück, wie überhaupt bei uns in England, viel Bewegung auf der Bühne. Fortwährend tritt von vorne, von oben oder von unten jemand auf. Das ist sehr anstrengend zu verfolgen, weil ohne Pausen gespielt wird, man hat nicht Zeit, seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen indessen nachzukommen. Das Theater steht noch sehr tief. Das Publikum ist schlecht und ungebildet, und die Stücke sind auch danach, üble Phantasien, wie in Six-pence-Romanen. Es ist an der Zeit, daß sich die Bühne wandelt und, wenn sie schon den Griechen nicht nacheifern will, von den Italienern lernt, wie man an einem würdigen Sujet, am Orpheus z. B. die Künste des Theaters zeigt, indem man Massen der schönsten Frauen paradieren läßt, Luftakte ausführt, Feuerwerke abbrennt, kurz, die Maschinerie zum vielbewunderten Akteur macht. Die dürftigen Geldmittel sind schuld, daß man sich keinen Prunk und keine schönen Bilder erlaubt. Im Grunde ist es langweilig, nur die Einzelleistungen der Schauspieler zu bewundern. (Dies Spiel ohne Pausen ist eine gute Idee. Es muß überall was los sein. Wenn der Plüschvorhang fällt, darf das Publikum sich nicht selbst überlassen bleiben. Es wird gelähmt, sowie es keine Beschäftigung findet. Das Büfett allein kann es nicht schaffen. Kinoreklame auf dem Vorhang ist viel zu wenig. Im Foyer muß es weitergehen. Die Phantasie, die an den Darbietungen der Bühne ermüdet, muß die Gelegenheit haben, sich bei den Promenadenkonzerten des Foyer günstig zu beeinflussen und im Tanz mit geeigneten Partnern zu kräftigen. Die Phantasie, die sich allen Anstrengungen gewachsen zeigt, darf während des Zwischenaktes nicht dem gefährlichen Zustand des Müßigganges überlassen bleiben. Sie muß die Gelegenheit haben, sich an neuen Darbietungen – Jongleure, Illusionisten, Feuerfresser, in geheimen Kabinetts, bei separatem Entree – anzuregen und womöglich ihre Form zu verbessern. Die Aufmerksamkeit des Publikums muß massiert werden, damit sie für den nächsten Akt frisch bleibt. Das Publikum muß sich während der Aufführung auf den Zwischenakt und während des Zwischenaktes auf die Aufführung freuen.)

Brief des Matrosen A ... an den Matrosen B ... Abfassungszeit dieses Briefes ist gleichfalls das Jahr der Erstaufführung des »Hamlet«.

Mein teurer Freund!
Ich gehe jeden Abend ins Theater! Gestern war ich in einem, wo es Anschläge mit der Inschrift gab: Achtung! Du wirst Dein Leben vergessen! Zum ersten Male: »Hamlet, Prinz von Dänemark«. 20 Bilder! Viele spielten wenigstens in Dänemark und nicht, wie die meisten anderen Stücke, in Italien oder Rom. Ich bin schon mit den ersten Szenen zufrieden, wenn die Schauspieler exotische Trachten anhaben. Mir hat Schorsch von Samarkand und Teheran erzählt. Erst neulich war eine Frau bei uns zu Hause wegen Hexerei angeklagt. Ich weiß nicht, ob sie verbrannt worden ist. Aber ich glaube an Hexen und böse Geister. Gestern sprach ein Geist unter der Erde. Es war schauerlicher als vorher, wo man ihn sah. Die Schauspieler jagten vor Angst von einer Stelle zur anderen, wenn sie ihn hörten; was dabei langes gesprochen wurde, habe ich nicht immer verstanden, denn sie sprachen sehr schnell, als ob ihnen der Teufel auf den Fersen wäre, in zwei Stunden war das ganze Stück aus. Von den richtigen Menschen war am schönsten ein Schauspieler, der besser und wilder sprach als seine Kollegen. Er sagte ein Stück aus der griechischen Geschichte. Alle applaudierten, auch die auf der Bühne. Dann wurde eine Bühne auf der Bühne geschwind aufgebaut, und die Schauspieler von vorher machten lange ein stummes Theater. Der Minister wurde von dem Prinzen selbst umgebracht. Danach kam ein Aufstand gegen den Hof. Wenn der Verfasser selber die Meuterei der Matrosen vor sechs Monaten mitgemacht hätte, wäre es besser herausgekommen. Er kennt mehr das Hofleben. Dann wurde Hamlet nach England eskortiert. Eine Prinzessin wurde wahnsinnig, aber man merkte, daß sie von einem jungen Mann gespielt wurde, trotzdem machte er es sehr natürlich, ich habe achtgegeben. Sodann gab es ein Gefecht zwischen dem Prinzen und seinem Feind. Sie waren brave Fechter und machten es so natürlich, daß wir im Parterre auf den Ausgang gewettet haben. Die Prinzessin von vorher wurde begraben, ein Grab wurde ausgeschaufelt, so daß ordentlich Totenschädel und Knochen herumflogen. Zuletzt, bevor die Musik kam, gab es ein allgemeines Gemetzel; die Köni-

gin wurde vergiftet, der Prinz erstach seinen Feind, der Feind erstach den Prinzen. Aber der König wurde erstochen, dann wurde ihm der giftige Wein in die Gurgel gegossen, und dann wurde er noch erwürgt. Es ging gut aus. Es kam ein ausländischer Prinz mit Musik, der Hamlet begraben ließ. An dem ganzen Stück fehlen die Clownspäße, der Minister macht oft dergleichen Späße, aber nicht ordentlich genug. Ich wünschte, der Totengräber hätte mit den Totenschädeln Ball gespielt. Ja, das Theater läßt nach. Ich habe denselben Schauspieler in »Zwei Gentlemen aus Verona« gesehen, da führte er einen Hund an der Leine, hatte ein Stöckchen in der Hand und sprach zu seinen weiten Schuhen, die waren sein Vater und seine Mutter. Übrigens ist es erfreulich, daß es keine Pausen gibt. Man kommt jeden Augenblick in eine andere Gegend, wie es in unserem aufgeregten Zeitalter, da wir mit der Welt soviel Verbindungen bekommen haben, sich gehört. Ich hoffe, bald ein Stück aus Frankreich oder aus dem Mohrenlande zu sehen, das ist auch eine hübsche Gegend. Auf der Bühne ist es sehr belebt, ist einer fortgegangen, so kommt von einer anderen Seite plötzlich ein neuer. Es gibt keinen Aufenthalt. Und man fühlt, wie nahe eigentlich Dänemark an England ist und wie eines auf das andere wirkt. Das Publikum ist sehr lärmend, die Vornehmen kommen zu spät, daher verstehen sie nichts und schwätzen den ganzen Abend. (Es scheint, daß das Shakespearische Theater, die Ansprüche, die ein Matrose Alt-Englands an das Leben zu stellen gewohnt war, einigermaßen befriedigen konnte. Es ist unzweifelhaft, daß ein Aufenthalt in fremden Zonen anregender ist als die exotischen Trachten der Schauspieler, ebenso unzweifelhaft ist es, daß das Theater dieses Defizit durch die Kürze des Zeitraumes, in dem man diese verschiedenen Gegenden sehen konnte, ausglich. Dieses ewige Hineinrollen von neuen Szenen, dieses Zerschneiden von Szenenreihen durch andere vermittelten den Eindruck eines ungewöhnlich bewegten Lebenslaufes. Die Einrichtung dieser Bühne, Nebeneinanderstellen von Szenen, kräftigte eine philosophische Betrachtungsweise, indem auf die Ereignisse in Alexandria prompt die Entscheidungen in Rom reagierten und sich so die Welt als eine Anzahl wechselseitig aufeinander wirkender Kraftfelder plastisch und überschaubar darstellte. Es scheint, daß das gegenwärtige Theater den Ansprüchen eines Zeitalters nicht gewachsen ist, in dem noch die

Zeit, aber nicht mehr die Distanz eine Rolle spielt, die Gefahr, aber nicht mehr Geld auf der Straße zu finden ist. Das Theater ist ein Theater der vergangenen Epochen geblieben, es entspricht in der Planheit der Kleinstaaterei, in den Problemen der Seelenzergliederung dem Müßiggang, der aller Laster Anfang ist, in seinem Theaterbau, der Kammerspieldiele, der Beschränktheit seiner Insassen, in seinen dünnen und sich langsam realisierenden Beziehungen einer Zeit, in der die Postkutsche das modernste der Verkehrsmittel war. Es rechnet mit dem Spießer und nicht mit dem Bourgeois, es ist unbrauchbar geworden, als der Einzug der Massen in die großen Städte begann. Die Revue kommt dem Abwechslungsbedürfnis des Großbourgeois entgegen, mehr in der Zahl als in der Art und Einrichtung ihrer Darbietungen. Sie wird bald den Vorrat ihrer Einfälle erschöpfen; seitdem sie den Frauenkörper bis zur absoluten Nacktheit entkleidet, hat sie keine andere Variation mehr zur Verfügung als die Quantität, es werden bald mehr Girls als Theaterbesucher sein. Zwischen der Revue und den Phantasiekräften der Bewohner der großen Städte steht wehrend der Kordon der Bildungstrabanten, unter ihnen der Dichter, den Blick auf die Unsterblichkeit des Pantheon gerichtet. Die Revue hat es nicht nötig, im scheuen Bogen um das von dem Dichter besetzte Gebiet herumzugehen, sie mag ganz frech eindringen! Die feierliche Kontinuität der Akte, die uns nichts erspart, aber nur kleine Territorien bestreicht, können wir uns nicht leisten. Die einzelnen Szenen müssen reizend, überraschend und appetitlich beisammenstehen. Heiteres neben Ernstem! Die Virtuosität der Schauspieler neben Theateringenieuren! Sie wird das Wembley der Theaterkunst sein.)

Phantasiesätze,

von einem elfjährigen Mädchen
nach gegebenen Worten gebildet.

Freiheit – Garten – verblichen – Begrüßung – wahnsinnig – Nadelöhr
Da die Freiheit nicht so schnell errungen wird, wie die Blätter im Garten verblichen sind, so ist ihre Begrüßung desto stürmischer,

und selbst die wahnsinnigen Leute, die ein Nadelöhr für größer als einen Affen halten, tun mit.

Tischtuch – Himmel – Kopfkissen – Erdteil – Ewigkeit
Der Tisch vor ihm war mit einem Tischtuch bedeckt und unter freiem Himmel. Er lag auf dem Kopfkissen in dem weltentfernten Erdteil und schlief, als wollte er in Ewigkeit nicht mehr wachwerden.

Lippen – biegsam – Würfel – Seil – Zitrone
Ihre Lippen waren so rosig wie die biegsamen Rosen, wenn man sie angesteckt hat beim Spiel mit den Würfeln oder beim Seilziehen, aber ihr Blick war bitter wie die Schale der Zitrone.

Ecke – Betonung – Charakter – Schublade – flach
An der Ecke – er sagte es mit Betonung – sah ich einen Charakter, der wie eine Schublade flach war.

Rohr – Grenze – Beute – belebt – mager
Das Rohr an der Grenze war ein Ort für Räuber. Hierher brachten sie ihre Beute, da der Weg nicht belebt war. Beim Mondlicht erschienen die Gestalten mager.

Brezel – Feder – Pause – Klage – Firlefanz
Die Zeit schwingt sich wie eine Brezel durch die Natur. Die Feder malt die Landschaft, und entsteht eine Pause, so wird sie mit Regen ausgefüllt. Man hört keine Klage, denn es gibt keinen Firlefanz.

Mitgeteilt von Walter Benjamin

Zwei Gedichte

Von Gertrud Kolmar

Von der Verfasserin ist bisher nur ein Band »Gedichte« – Berlin 1917 bei Egon Fleischel – erschienen. Weniger um auf jene ersten frühen Versuche hinzuweisen, als um das Ohr des Lesers Tönen zu gewinnen, wie sie in der deutschen Frauendichtung seit Annette

von Droste nicht mehr vernommen worden sind, veröffentliche ich die folgenden Verse.

Walter Benjamin

DAS GROSSE FEUERWERK

Das große Feuerwerk ist nun verpufft,
Und, tausend losgespritzte Fünkchen, hängen
Noch kleine Sterne in des Dunkels Fängen.

Die Nacht ist lang.

Ich lehn' am Baum und sinn' am Himmel hin,
Und sehe wieder dünnen Sprühgoldregen
Dem Teich enttanzen, sich vertropfend legen.

Weiß ist mein Hut, mein Kleid ist leicht: mich friert.
Bleich blühten Chrysanthemen ob den Wellen,
Zerrieselten in sieben ros'ge Quellen.

Ich such' die Bank und warte, hart geduckt.
Es duckte sich die Schlange, pfiff im Sprunge
Und zischte rasend auf mit glüher Zunge.

Ich wärme meine starren Hände nicht.
Aus Schwarz und Schimmer stieg ein Palmenfächer,
Der zückte Silberspeere auf die Dächer.

Mein Auge schläfert, aber unterm Lid
Kreist noch das Sonnenrad mit leisem Singen,
Und grüne Ringe geh'n aus roten Ringen.

Das große Feuerwerk ist längst verpufft.
Zwölf Schläge tut es irgendwo im Weiten –
Ich geh' wohl heim, weil so die Füße schreiten.

Du kommst nicht mehr.

APFEL

O Herz! O Frucht! O Zeit! O Wille!
Wie lieblich seid ihr hergereift!
Wie hat euch Hand der Sommerstille

Mit sonngemaltem Glanz gestreift,
Wie scheint ihr sanft mit gelber Schale
Und flimmert heiß mit blühndem Rot
Und geht geschmückt zum ew'gen Mahle,
Da selbst ihr Speise seid und tot.

Das aber ist, wofür ihr glühtet.
Ihr Hauch und Strahl euch angeschmiegt
Und tief den kleinen Kern behütet,
Der braun und blinkend in euch liegt.
Die Wange, klar von Regenzähren
Hobt lächelnd ihr dem Lichte nach
Und lauschtet froh der Säfte Gären,
Das süß und singend in euch sprach.

Wohl allem, was nicht siech gefallen
Schon vor *des Pflückens Griff und Schnitt,*
Was nicht verdorrt aus Feuerkrallen,
Verfault aus schleim'ger Feuchte glitt,
Was, wenn es Erntehand verschmähte,
Zu jener Scholle wirft ein Wind,
Die selber säte, selber mähte
Und immer Mutter war und Kind.

Antoine Wiertz

Gedanken und Gesichte eines Geköpften

Wenn das 19. Jahrhundert erst baedekerfähig und seine Ruinen mondscheinreif sein werden, dann wird zu den obligaten Besuchsstätten der Hochzeitsreisenden das Museum Antoine Wiertz in Brüssel gehören. Wiertz lebte von 1806 bis 1865. Sein Schaffen geht die große Malerei nichts an. Desto mehr aber den Kenner der Kulturkuriosa und den Physiognomen seines Jahrhunderts. Einige Titel aus seinem Œuvre-Katalog werden einen Begriff von seiner Spezialität geben: »Der Selbstmord«, »Die übereilte Beerdigung«, »Hunger, Irrsinn und Verbrechen«, »Das verbrannte Kind«. Wiertz hat selbst, freilich nicht namentlich, den Katalog dieses Museums verfaßt. Diesem Katalog – man hat ihn 1870 aus seinem Nachlaß herausgegeben – entnehmen wir den folgenden

Text. Es ist, wenn man so sagen will, die »Beschriftung« seines großen Triptychons »Gedanken und Gesichte eines Geköpften«. Nicht nur die Tendenz, sondern auch die großartige Einkleidung und die kompositorische Kraft seines Berichts scheinen uns seine Förderung aus der Verborgenheit zu rechtfertigen.

Walter Benjamin

Triptychon: Erste Minute, zweite Minute, dritte Minute

Noch ganz kürzlich sind einige Köpfe unterm Schafott gefallen. Bei dieser Gelegenheit kam dem Künstler der Gedanke, Nachforschungen über die Frage anzustellen: Ob der Kopf nach seiner Trennung vom Rumpfe noch einige Sekunden fähig bleibt, zu denken?
Hier der Bericht über die Untersuchung, die angestellt wurde. In Begleitung von Herrn... und von Herrn D., der sachverständiger Magnetopath ist, wurde ich zum Schafott zugelassen; dort ersuchte ich Herrn D., mittels der neuen Verfahren, die ihm zweckdienlich erschienen, mich mit dem abgeschnittenen Kopf in Rapport zu setzen. Herr D. ging darauf ein. Er traf einige Vorbereitungen und dann warteten wir, nicht ohne Erregung, auf den Fall eines menschlichen Kopfes.
Kaum war der unabwendbare Augenblick gekommen, da sauste die fürchterliche Schneide herab, erschütterte im Fall das ganze Gerüst und ließ den Kopf des Gerichteten durch den schrecklichen roten Sack rollen.
In dem Augenblick sträubten sich uns die Haare, aber es blieb uns keine Zeit mehr, uns zu entfernen. Herr D. nahm mich bei der Hand (ich stand unter seinem magnetischen Einfluß), führte mich vor den zuckenden Kopf und fragte: »Was fühlen Sie? Was sehen Sie?« Die Erregung hinderte mich, ihm auf der Stelle zu antworten. Aber gleich darauf schrie ich in äußerstem Schrecken: »Entsetzlich! Der Kopf denkt!« Jetzt wollte ich mich dem, was ich durchmachen mußte, entziehen, aber es war als banne ein schwerer Albdruck mich fest. Der Kopf des Hingerichteten sah, dachte und litt. Und ich sah, was er sah, verstand, was er dachte und fühlte, was er litt. Wie lange hat das gedauert? Drei Minuten, wie man mir sagte. Der Hingerichtete hat glauben müssen: Dreihundert Jahre.

Was der auf die Art Umgebrachte leidet, kann keine menschliche Sprache ausdrücken. Hier will ich mich darauf beschränken, die Antworten wiederzugeben, die ich auf alle Fragen gab, so lange ich mich mit dem abgetrennten Kopfe gewissermaßen identisch fühlte.

Erste Minute: Auf dem Schafott

Hier diese Antworten: Ein unfaßbarer Lärm braust in seinem Kopfe. – Das Geräusch des Fallbeils, das herunterkommt. – Der Delinquent glaubt, der Blitz, nicht das Fallbeil hat in ihn eingeschlagen. – Erstaunlich, hier unterm Schafott liegt der Kopf und glaubt sich doch noch darüber, glaubt immer noch, Teil des Körpers zu sein und wartet immer noch auf den Schlag, der ihn abtrennen soll.
Grauenvolles Ersticken. – Atmen unmöglich. – Das kommt von einer unmenschlichen, übernatürlichen Hand, wie ein Berg auf Kopf und Hals niederwuchtend. – Woher diese grauenhafte unmenschliche Hand? Der Dulder erkennt sie eben: Purpur und Hermelin streifen ihre Finger.
O, grauenhaftere Leiden stehen ihm noch bevor.

Zweite Minute: Unterm Schafott

Der Druck ist zum Schnitt geworden. Nun kommt dem Hingerichteten erst das Bewußtsein seiner Lage. – Mit den Augen mißt er den Raum, der seinen Kopf vom Körper trennt und sagt sich: mein Kopf ist also wirklich abgeschnitten.
Das rasende Delirium nimmt zu. Dem Hingerichteten scheint es, sein Kopf brenne und kreise um sich selber . . . Und mitten in diesem Fieberrasen bemächtigt sich ein unfaßlicher, wahnwitziger, unnennbarer Gedanke des sterbenden Hirns. Soll man es glauben? Der Mann, dem der Kopf abgeschnitten ist, hofft noch weiter. Alles Blut, das ihm geblieben ist, pulst schneller durch die Lebensadern, und klammert sich an die Hoffnung.
Nun kommt der Moment, da glaubt der Hingerichtete seine verkrampften, zitternden Hände nach dem sterbenden Kopf auszustrecken. Es ist der Instinkt, der uns treibt, die Hand gegen die klaffende Wunde zu drücken. Und es geschieht in der Absicht, der grausigen Absicht, den Kopf wieder auf den Rumpf zu setzen,

*um noch ein wenig Blut, um noch ein wenig Leben zu wahren ...
Die Augen des Gemarterten rollen in ihren blutigen Höhlen ...
der Körper wird steif wie Granit.*

*Das ist der Tod ...
Nein, noch nicht.*

Dritte Minute: In der Ewigkeit

*Noch nicht der Tod. Der Kopf denkt und leidet noch immer.
Leidet Feuer, das brennt, leidet den Dolch, der zerreißt, leidet das Gift, das verkrampft, leidet an den Gliedern, die man durchsägt, leidet in den Eingeweiden, die man herausreißt, leidet im Fleisch, das man hackt und zerstampft, leidet an den Gebeinen, die man langsam in kochendem Öl siedet. All dies gesammelte Leiden kann noch keinen Begriff von dem geben, was der Hingerichtete durchmacht.
Und hier macht ein Gedanke ihn vor Schrecken starr:
Ist er schon tot und soll er von nun ab immer so leiden? Vielleicht die ganze Ewigkeit lang? ...
Nun aber entschwindet ihm das menschliche Dasein, es scheint ihm langsam eins mit der Nacht zu werden, nur noch ein leiser Nebel, aber auch der zieht ab, wird schwach und verschwindet, alles ist schwarz ... Der Geköpfte ist tot.*

Unbekannte Anekdoten von Kant

Diese Anekdoten stammen aus Schriften, die als solche keinerlei Beziehung auf Kant haben, verschollenen Almanachen, Zeitschriften usw. Eine Ausnahme macht nur die sechste, welche dem Sammelband »Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen« (Deutsche Bibliothek in Berlin) entnommen ist, und auf den als Fundgrube nicht nur für den Kant-Leser, sondern vor allem für den Physiognomiker, nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Es liegt in manchen dieser Geschichten ein Hinweis auf die Haltung, kraft deren die Lehre Kants, noch ehe sie philosophisch völlig durchdrungen und angeeignet war, sofort als eine neue Lebensmacht empfunden wurde, der man sich nicht zu entziehen vermochte. Walter Benjamin

I. Unbekannte Anekdoten

Eine Geschichte, in der Kant sich kurz faßt

Sein Famulus, ein Theolog, der Philosophie mit Theologie nicht zu vereinbaren wußte, fragte Kant einst um Rat, was er wohl deshalb lesen müßte? –
Kant: Lesen Sie Reisebeschreibungen.
Famulus: In der Dogmatik kommen Sachen vor, die ich nicht begreife.
Kant: Lesen Sie Reisebeschreibungen.

Eine Geschichte, in der Kant es mit dem Gleichnis versucht

In einem Gespräch mit dem berühmten Königsberger Philosophen Kant kam auch die Rede auf das schöne Geschlecht.
»Ein Frauenzimmer«, sagte Kant, »muß sein wie eine Turmuhr, um alles pünktlich und auf die Minute zu tun, und doch auch nicht wie eine Turmuhr, nicht alle Geheimnisse laut verkündigen; sie muß sein wie eine Schnecke, häuslich, und doch auch nicht wie eine Schnecke, nicht alles ihrige an ihrem Leibe tragen.«

Ein Bericht, der zeigt, daß Kant der Ehe, wenn schon nichts sonst, so doch eine zierliche Redewendung abgewonnen hat

»Die Regel bleibt: man soll nicht freien, doch excipe solch würdig Paar.« Das ist der Schluß eines Hochzeitskarmens von Michael Richey, Hamburg, 1741. Kant zitierte ihn gern und wiederholt, wenn von einer als Seltenheit zu statuierenden Ausnahme die Rede war, gleichviel ob von Ehe oder Zölibat oder andern Dingen gesprochen wurde.

Eine Geschichte, in der Kant nicht galant ist

»Gelehrte Frauen«, bemerkte Kant, »brauchen ihre Bücher so wie ihre Uhr; sie tragen sie, damit man sieht, daß sie eine haben, ob sie zwar gewöhnlich still steht oder doch nicht nach der Sonne gestellt ist.«

Eine Geschichte, die zeigt, daß es zwei Sorten von Zitaten gibt: die, welche Anführungszeichen haben, und die, die sie erst bekommen

In einer Gesellschaft von Gelehrten kam auch das Gespräch auf die meisten deutschen Philosophen, wo denn, wie natürlich, auch besonders von Kant und seinen Schriften gesprochen wurde. »Aber mein Gott!« sagte der Geheime Rat Oelrichs, »wie kann man denn ein so großes Rühmen von Kants Schriften machen? Die kann man ja auf einer wüsten Insel schreiben, es sind nicht zehn Zitate darin.«

Eine Geschichte, ohne die niemand die »Kritik der Urteilskraft« versteht

Kant hatte in einem kühlen Sommer, in dem es wenig Insekten gab, eine Menge Schwalbennester am großen Mehlmagazin am Lizent wahrgenommen und einige Jungen auf dem Boden zerschmettert gefunden. Erstaunt über diesen Fall wiederholte er mit höchster Achtsamkeit seine Untersuchung und machte eine Entdeckung, wobei er anfangs seinen Augen nicht trauen wollte, daß die Schwalben selbst ihre Jungen aus den Nestern würfen. Voll Verwunderung über diesen verstandähnlichen Naturtrieb, der die Schwalben lehrte, beim Mangel hinlänglicher Nahrung für alle Jungen, einige aufzuopfern, um die übrigen erhalten zu können, sagte dann Kant: »Da stand mein Verstand stille, da war nichts dabei zu tun, als hinzufallen und anzubeten«; dies sagte er aber auf eine unbeschreibliche und noch viel weniger nachzuahmende Art. Die hohe Andacht, die auf seinem ehrwürdigen Gesichte glühte, der Ton der Stimme, das Falten seiner Hände, der Enthusiasmus, der diese Worte begleitete, alles war einzig.

Eine Geschichte mit ein paar neuen Worten

Als man in einer Gesellschaft über die Verschiedenheit der Volkscharaktere sprach, schilderte Kant die vorzüglichsten europäischen Nationen mit folgenden Worten:
»Die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich, freiheitsschwindelnd. Die Engländer sind beharrlich, wohltätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig. Die Spanier sind mäßig,

stolz, religiös, gravitätisch, unwissend, grausam und faul. Die Italiener sind frohsinnig, fest, affektvoll und meuchelmörderisch. Die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, phlegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und titelsüchtig.
Und daraus folgt«, setzte er sehr lakonisch hinzu, »daß Frankreich das Modenland, England das Launenland, Spanien das Ahnenland, Italien das Prachtland und Deutschland das Titelland ist.«

Eine Geschichte, in der Kant einigen Offizieren heimleuchtet

Kant hatte zwar nicht die Unart vieler Gelehrter, das Gespräch stets auf ihre Wissenschaft zu leiten; indessen sprach er doch gern von Dingen, die die Philosophie betrafen. Dies wußten einige Offiziere von der Garnison. Einst speiste er bei dem Gouverneur, dem Grafen Henkel. Da nahmen sich jene Herren vor, ihn mit seiner Wissenschaft aufzuziehen. Man leitete also das Gespräch darauf ein, aber so ungeschickt, daß der Philosoph sogleich die Absicht merkte. Unvermerkt spann nun er den Faden des Gesprächs und leitete es auf Pferde und Hunde, die Lieblingsunterhaltung jener Herren. Diese gerieten darüber in Streit und wurden hitzig. »Sie geraten in Feuer«, sagte Kant, »das nimmt mich Wunder; die Rede ist ja nicht von der Philosophie.«

Ein Syllogismus nicht von Kant, sondern nur über Kant

Simmel las einmal Logik und wollte seinen Hörern zeigen, daß aus zwei falschen Prämissen ein richtiger Schluß folgen kann:

Obersatz: Alle Indianer tragen Zöpfe.
Untersatz: Kant war ein Indianer.
Schluß: Also trug Kant einen Zopf.

II. Kant als Liebesratgeber

Zum Unterschied von »Frau Christine«, die jeden Sonnabend in der Ullsteinschen Abendzeitung die verzwicktesten erotischen Verwicklungen löst, die ihr von wehklagenden Abonnentinnen und desperaten Abonnenten vorgetragen werden, hatte Kant wohl nur einmal in seinem Leben Gelegenheit, den Liebesratgeber

einer unglücklich liebenden Frau zu spielen. Es war Maria von Herbert, die Schwester eines begabten Kant-Schülers, die ihm im August 1791 einen herzzerreißenden Brief schrieb. Die wilde Primitivität und die völlig wirre Orthographie dieses Briefes, dem damaligen Leser wohl nicht so ganz ungewohnt, macht auf den heutigen geradezu den kaum noch erträglichen Eindruck eines letzten, verzweifelten Todeskampfes.

Daraufhin nahm sich Kant vorerst bis Frühjahr 1792 Zeit zu einer Antwort; der unvorhergesehene Ansturm der Leidenschaften mag ihn nicht wenig alteriert haben. Und dann schrieb er ihr einen Brief, der sicherlich der erschütterndste Philosophenbrief aller Zeiten genannt werden darf: erschütternd durch die monumentale Klarheit von Inhalt und Form, noch mehr aber durch die völlige Naivität in der Betrachtung der Geschlechterbeziehung, durch eine kindliche Unwissenheit um die natürlichen Reaktionen der Erotik, die heute jeden Vierzehnjährigen lächeln machen könnte: als ob die Auslöschung der »Spuren jenes rechtmäßigen, auf Tugendbegriffe gegründeten Unwillens« im geliebten Mann eine nun einmal erloschene Liebe neu entfachen könnte! Da versteht Frau Christine ihre Sache besser. – Aber eben diese steinerne, undurchdringliche Wand, die wir hier aufgerichtet sehen zwischen einer Welt des Geistes und dem Immoralismus der Natur, scheint uns der erhabenste Kommentar zu der menschlichen Gestalt Kants zu sein.

Wir geben hier den Brief der Frau ganz, aus dem langen Antwortbrief Kants ein wesentliches Bruchstück.

Über diese Frau und ihre Liebesgeschichte schreibt Kant am 17. Januar 1793 an Ehrhard: »Sie ist an der Klippe gescheitert, der ich vielleicht mehr durch Glück als durch Verdienst entkam, an der romantischen Liebe. – Eine idealische Liebe zu realisieren, hat sie sich zuerst einem Menschen übergeben, der ihr Vertrauen mißbrauchte, und wiederum einer solchen Liebe zu Gefallen hat sie dies einem zweiten Liebhaber gestanden.« Am 11. Februar schickt Kant den Brief dieser Frau an Elisabeth Motherby und schließt das Begleitschreiben mit folgenden Worten: »Das Glück Ihrer Erziehung macht die Absicht entbehrlich, diese Lektüre, als ein Beispiel der Warnung vor solchen Verirrungen einer sublimierten Phantasie, anzupreisen, aber sie kann doch dazu dienen, um dieses Glück desto lebhafter zu empfinden.«

Im August des Jahres 1791 erhielt Kant folgenden Brief:

Großer Kant.
Zu dir rufe ich wie ein gläubiger zu seinen Gott um Hilf, um Trost, oder um Bescheid zum Tod, hinlänglich waren mir deine Gründe in deinen Werken vor das künftige seyn, daher meine Zuflucht zu dir, nur vor dieses leben fand ich nichts, gar nichts, was mir mein verlohrnes Gut ersezen könnt, den ich liebte einen gegenstand der in meiner Anschauung alles in sich faste, so das ich nur vor ihn lebte er war mir ein gegensaz vor das übrüge, dan alles andere schien mir ein Tand und alle Menschen waren vor mich wie auch wirklich wie ein gwasch ohne inhalt, nun diesen gegenstand hab ich durch eine langwirige Lug beleidigt, die ich ihn jezt entekte, doch war vür mein karakter nichts nachteihliges darin enthalten, dan ich habe kein laster in meinen leben zu verschweigen gehabt, doch die lug allein war ihn genug, und seine liebe verschwand, er ist ein Ehrlicher Mann, darum versagt er mir nicht Freindschaft und treu, aber dasjenige innige gefühl welches uns ungerufen zu einander fürte ist nicht mehr, o mein Herz springt in Tausend stük, wen ich nicht schon so viel von ihnen gelesen hätte, so häte ich mein leben gewis schon mit gewalt geändert, so aber haltet mich der schlus zurük den ich aus ihrer Tehorie ziehen muste, das ich nicht sterben soll, wegen meinen quelenden leben, sondern ich solt leben wegen meinen daseyn, nun sezen sie sich in meine lag und geben sie mir trost oder verdamung, metaphisik der Sitten hab ich gelesen samt den Kategorischen imperatif, hilft mir nichts, meine vernunft verlast mich wo ich sie am besten brauch eine antwort ich beschwöre dich, oder du kanst nach deinen aufgeseten imperatif selbst nicht handln.

Darauf antwortete Kant im Frühjahr 1792:

Ihr affectvoller Brief, aus einen Herzen entsprungen, das für Tugend und Rechtschaffenheit gemacht seyn muß, weil es für eine Lehre derselben so empfänglich ist, die nichts Einschmeichlendes bey sich führt, reißt mich dahin fort, wo sie mich hin verlangen, namlich mich in ihre Lage zu versetzen und so über das Mittel einer reinen moralischen und dadurch allein gründlichen Beruhigung für sie nachzudenken ...

Ich muß zuerst anrathen sich zu prüfen, ob die bittere Verweise, welche Sie sich wegen einer, übrigens zu keiner Bemäntelung irgend eines begangenen Lasters ersonnenen Lüge machen, Vorwürfe einer bloßen Unklugheit oder eine innere Anklage wegen der Unsittlichkeit, die in der Lüge an sich selbst steckt, seyn mögen. Ist das erstere, so verweisen sie sich nur die Offenherzigkeit der Entdeckung derselben, also reuet es Sie diesmal ihre Pflicht gethan zu haben; (denn das ist es ohne Zweifel, wenn man jemanden vorsetzlich, obgleich in einen ihm unschadlichen Irrthum gesetzt und eine Zeitlang erhalten hat, ihn wiederum daraus ziehen); und warum reuet Sie diese Eröfnung? Weil Ihnen dadurch der freylich wichtige Nachtheil entsprungen das Vertrauen ihres Freundes einzubüssen. Diese Reue enthält nun nichts Moralisches in ihrer Bewegursache, weil nicht das Bewustseyn der That, sondern ihrer Folgen die Ursache derselben ist. Ist der Verweis, der Sie kränkt aber ein solcher, der sich wirklich auf bloßer sittlicher Beurtheilung Ihres Verhaltens gründet, so wäre das ein schlechter moralischer Arzt, der ihnen riethe, weil das Geschehene doch nicht ungeschehen gemacht werden kan, diesen Verweis aus ihrem Gemüthe zu vertilgen und sich blos fortmehr einer pünctlichen Aufrichtigkeit von ganzer Seele zu befleißigen, denn das Gewissen muß durchaus alle Ubertretungen aufbehalten wie ein Richter, der die Acten wegen schon abgeurtheilter Vergehungen nicht cassirt, sondern im Archiv aufbehält, um bey sich eräugnender neuen Anklage wegen ähnlicher oder auch anderer Vergehungen das Urtheil der Gerechtigkeit gemäs allenfalls zu schärfen. Aber über jener Reue zu brüten und, nachdem man schon eine andere Denkungsart eingeschlagen ist, sich durch die fortdaurende Vorwürfe wegen vormaliger nicht mehr herzustellender für das Leben unnütze zu machen, würde (vorausgesetzt daß man seiner Besserung versichert ist) eine phantastische Meynung von verdienstlicher Selbstpeinigung seyn, die so wie manche vorgebliche Religionsmittel, die in der Gunstbewerbung bei höheren Mächten bestehen soll, ohne daß man eben nöthig habe ein besserer Mensch zu seyn, zur moralischen Zurechnung gar nicht gezählt werden müssen.

Wenn nun eine solche Umwandlung der Denkungsart Ihrem geliebten Freunde offenbar geworden, – wie denn Aufrichtigkeit ihre unverkennbare Sprache hat – so wird nur Zeit dazu er-

fordert, um die Spuhren jenes rechtmäßigen selbst auf Tugendbegriffe gegründeten Unwillens desselben nach und nach auszulöschen und den Kaltsinn in eine noch fester gegründete Neigung zu verändern. Gelingt aber das letztere nicht, so war die vorige Wärme der Zuneigung desselben auch mehr physisch als moralisch und würde nach der flüchtigen Natur derselben auch ohne das mit der Zeit von selbst geschwunden seyn; ein Unglück, dergleichen uns im Leben mancherley aufstoßt und wobey man sich mit Gelassenheit finden muß, da überhaupt der Werth des letzteren, so fern es in Dem besteht, was wir Gutes genießen können, von Menschen überhaupt viel zu hoch angeschlagen wird, sofern es aber nach dem geschätzt wird, was wir Gutes thun können, der höchsten Achtung und Sorgfalt es zu erhalten und fröhlich zu guten Zwecken zu gebrauchen würdig ist. – Hier finden sie nun, meine liebe Freundin, wie es in Predigten gehalten zu werden pflegt, Lehre, Strafe und Trost, bey deren ersterer ich etwas länger als bey letzterem ich sie zu verweilen bitte, weil wenn jene ihre Wirkung gethan haben, der letztere und verlohrne Zufriedenheit des Lebens sich sicherlich von selber finden wird.

Vom Weltbürger zum Grossbürger
Aus deutschen Schriften der Vergangenheit

Einleitende Bemerkungen zu dieser Nummer

Vom Weltbürger zum Großbürger begleiten Schriften großer deutscher Schriftsteller den Weg des deutschen Bürgertums. Charakteristische Stellen aus solchen Schriften sind hier lose zusammengestellt worden.
Da Anthologie zu deutsch heißt: Blütenlese, so ist diese Nummer *keine Anthologie*. Sie führt nicht auf eine Blumenwiese, sondern in einen Rüstsaal – in den geistigen Rüstsaal der kämpfenden bürgerlichen Klasse.
Mit der alten Art, alte Bücher zu lesen – nämlich um Bildungsstoff zu sammeln – ist es unwiderruflich vorbei. Daß es eine neue Art gibt sie aufzuschlagen, haben wir im folgenden zu beweisen versucht.
Die Erfahrung, von der wir hier Zeugnis ablegen, wird jeder

Leser mit seinen Lieblingsbüchern selbst gemacht haben: ohne daß das Ganze zerfiele, heben sich aus solchen Büchern Stellen heraus, deren unmittelbarer, persönlicher, politischer, sozialer Lebenswert sich von selbst einprägt. Wenn man näher zusieht, sind das weniger die schönen und erbaulichen als die *verwendbaren* Stellen, – die Stellen, die uns unsere Meinungen und Erfahrungen bestätigen, klären oder in Frage ziehen.
In der skizzenhaften Andeutung eines Kulturbildes des Bürgertums, zu der sich die folgenden Stellen zusammenschließen, wird der Leser wie in einem Vexierbild hinreichend dramatische und lebenswahre Züge der ihn umgebenden Gegenwart verborgen finden.

Walter Benjamin Willy Haas

Redaktionelle Einführung

I

Vor jeder Reichstags- oder Landtagswahl, überhaupt vor jeder politischen Wahl, pflegen die kämpfenden politischen Parteien Versprechungen und Programme zu publizieren. Sie versprechen, was nur ein Wählerherz sich erträumen kann. Sie versprechen das ungetrübte Glück ihrer Wähler und der Nachkommen bis ins hundertste und tausendste Geschlecht. – Wenn dann die Partei siegt, wird fast nichts davon gehalten. Das ist so, seit es überhaupt Wahlen gibt, wir wissen es bereits und sind nicht mehr übermäßig empört darob.
In der Weltgeschichte geht es nicht viel anders zu. Klassen, die zum Sieg vorstoßen, verkündigen jedesmal, daß sie die endgültig beste und vollkommenste Weltordnung einführen werden, die das Glück aller erdbewohnenden Menschen garantiert. Sie können das auch unbedingt schlüssig beweisen ... in der Theorie. Nur tritt es leider nachher nicht ein. Die siegreiche Klasse ist weder imstande, ihr eigenes Aktionsprogramm einzuhalten, noch auch, das versprochene allgemeine Glück zu realisieren. Es ist genau so wie bei den Wahlen. Denn auch die Weltgeschichte ist ein »plébiscite de tous les jours«, um ein Wort Renans anzuwenden.
Nur sind wir uns der weltgeschichtlichen »Wortbrüche« nicht so ohne weiteres bewußt. Warum nicht? Sehr einfach: die Erfahrung

eines Menschenlebens reicht dafür nicht aus; das Menschenleben ist zu kurz. Und was in die Geschichte eingeht, unterliegt der willkürlichen Interpretation von Menschen, sogenannten »Historikern«, die es nach Belieben und allgemeinen materiellen Interessen umlügen oder verfälschen. Deshalb ist es immer richtig, sich an die *Originaldokumente* zu halten. Die wichtigsten unter diesen sind die zur sogenannten »Literatur« kristallisierten, also in der Form von Dichtung, Philosophie, Weltbetrachtung auf uns überkommenen Versprechungen siegreicher junger Klassen, die eben daran gegangen sind, die Welt nach ihren geheimen materiellen Bedürfnissen und den, diesen entsprechenden manifesten »menschheitserlösenden« Idealen umzuformen ...

II

Man kann nicht unbedingt behaupten, daß jede Klasse, etwa z.B. der Feudalismus ein *formelles* weltgeschichtliches Programm aufgestellt hat: die halb geistlichen, halb weltlichen Imperialträume des Mittelalters, anknüpfend an die Civitas Dei des Hl. Augustinus, können nicht so ohne weiteres in Anspruch genommen werden.

Hingegen hat die *bürgerliche Klasse* ein ganz festumrissenes, positives weltgeschichtliches Menschheits-Programm entworfen und festgelegt. Es sind die politischen und wirtschaftlichen Thesen des englischen Parlamentarismus und Liberalismus, die philosophischen der französischen Revolution, und, diese alle zusammenfassend und in ein Reich des Geistes, des Ideals und der Dichtung versetzend, die Werke des großen deutschen Humanismus und Idealismus, der sich dann in die Romantik, den älteren Sozialismus, demokratische und radikalpublizistische Tendenzen etc. etc. aufspaltet. Alle diese Dokumente bilden zusammen gewissermaßen den Kodex der weltgeschichtlichen Programme unserer bürgerlichen Klasse. Mit diesen deutschen Literaturdokumenten haben wir es hier vor allem zu tun.

Die bürgerliche Gesellschaft hat nichts davon erfüllen können. Wir sind weit entfernt von jenem flachen Vulgärradikalismus, der die Schuld daran einfach auf die einzelnen Glieder und Berufsschichten des Bürgertums aufteilt und nun »den« Bürger als ganz besonders bösartig und idiotisch zugleich darstellt. Das ist ganz falsch. Das Débacle der bürgerlichen Ideale ist ein welt-

geschichtliches, unabwendbares Schicksal, sein Grund sind gewisse von allem Anfang an vorhandene innere Widersprüche, die aus dem Geist des Bürgertums heraus gar nicht zu vermeiden oder zu neutralisieren waren. Wir können das hier theoretisch nicht weiter ausführen.[1] Positiv bösartig und gefährlich ist das Bürgertum erst in der letzten Etappe, in der Periode des Débacles geworden, indem es eine bereits verlorene Partie mit allen Mitteln der Gewalt, der List und der Suggestion aufrechterhalten will. Aber auch das ist historisches Schicksal, denn ein »gutwilliges Aufgeben« einer verlorenen Partie gibt es in der Weltgeschichte nicht...

Das Bürgertum hat mit den radikalsten Versprechungen und mit der radikalsten Kritik menschlicher Mißstände begonnen, die es überhaupt in der Weltgeschichte gibt. Es hat begonnen mit der These des Kosmopolitismus, des »Reiches der Vernunft«, der unendlichen Erziehbarkeit des Menschengeschlechtes, des ewigen Friedens, des friedlichen Ausgleiches der widerstrebenden materiellen und immateriellen Mächte in einer ewig elastischen und automatisch wandelbaren Abstufung der sozialen Schichten durch den »freien Wettbewerb«, den es der starren Hierarchie der alten Ständeverfassung gegenüberstellte.

Was aus diesen Idealen und Versprechungen geworden ist, sehen wir heute. Dazwischen liegen mannigfache Übergangsstadien, neue Ansätze und Versuche, neue Welt- und Gesellschaftskritiken, neue politische und denkerische Thesen ... und die allmähliche Wendung: vom Weltbürger zum Großbourgeois.

III

Vom großartigen Aufstieg bis zum Beginn des Niederganges reichen die hier lose aneinandergebundenen Stücke aus großen Werken der Literatur. Zwei unserer ältesten Mitarbeiter, Walter Benjamin und unser Herausgeber Willy Haas, haben sie ausgewählt und kommentiert. An Vollständigkeit irgendwelcher Art, sei es geistesgeschichtlicher, sei es systematischer, war gar nicht zu denken. Die beiden Redaktoren haben also ganz bewußt

1 Nur ein einziges frei herausgegriffenes Exempel: Der bürgerliche Liberalismus hat propagiert »Freie Bahn dem Tüchtigen!« Aber er hat z. B. (wie schon der alte Saint-Simonismus einwendet) das *Erbrecht* bestehen lassen, das schon an sich diese These vollkommen aufhebt, indem es einem immerfort wachsenden Teil der Bevölkerung gar keinen Start mehr gewährt.

das Improvisatorische in Gruppierung und Anordnung noch betont.
Diese Lesestücke sollen nicht zur Unterhaltung genossen werden. Sie sind zur Instruktion, zur Belehrung bestimmt. Sie sollen zu weiterer, extensiver Lektüre der großen Originale anregen. Sie wollen etwas fördern, was zu fördern vielleicht das Wichtigste bei uns ist: das *historische Gedächtnis.*
»Unser Volk hat ein schlaffes Gedächtnis«, sagte Hofmannsthal in seiner Vorrede zu den »Deutschen Erzählern«, »was es besitzt, verliert es immer wieder«. Das ist mehr als ein bloßer Fehler. Wer die Erfahrungen der Jahrhunderte vergißt, bekommt niemals ein wahres historisches Selbstbewußtsein, das auf dem präsenten Bewußtsein historischer Erfahrungen, seinen Reflexen, seiner nie aussetzenden Kontrolle beruht. Es geht nicht an, in einer von Tag zu Tag älter werdenden Welt das ewige Kind zu spielen, das an jedem Morgen, den der Herrgott werden läßt, eine neue Welt anfangen will.
Deshalb möchten wir diese Nummer der »L[iterarischen] W[elt]« nicht nur als eine mehr oder weniger angenehme Abwechslung vom Gewohnten betrachtet wissen.

Die Schriftleitung der »L[iterarischen] W[elt]«

I. Der Bürger und sein Staat
Weltbürgertum und Kolonialreich

Nicht umsonst beruht das Bekenntnis zum Vaterlande von Jacob Grimm, welches diesen Abschnitt eröffnet, auf der Konfrontation der kalten und zerstörenden Extreme mit einer mittleren Zone, deren Schoße »die goldne Praxis« entsteigt. Denn es sind Extreme, mit denen das folgende Panorama vom Verhältnis des Bürgers zu seinem Staat es zu tun hat: auf der einen Seite das weltbürgerliche Ideal, auf der andern der Chauvinismus der Industriestaaten im Zeitalter des Hochkapitalismus. (Dabei soll nicht vergessen werden, daß noch die kältesten kosmopolitischen Aspirationen des Friderizianischen und Josephinischen Polizeistaates oder des Kantischen Vernunftstaates nicht so seelenlos und verheerend gewesen sind, wie der lügenhafte Enthusiasmus des aufgepeitschten

Nationalgefühls im Imperialismus.) Vor allem aber ist es wichtig, den Ort im Auge zu behalten, an dem Grimms Bekenntnis zum bürgerlichen überparteilichen Menschentum sich ausgesprochen findet. Es ist die Schrift »Über meine Entlassung«, in der er mannhaft den Protest besiegelt, mit dem er dem Verfassungsbruch des hannoveranischen Königs begegnete.

Es folgen Betrachtungen Herders aus seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« sowie aus den ihr vorangehenden kulturphilosophischen Schriften. Die Charakteristik des Nationalwahns und insbesondere die Bemerkung des »gelehrten Juristen« sind von so beschämender Aktualität geblieben, daß wir es vorzogen, statt durch naheliegende Parallelen zur Zeitgeschichte sie zu erläutern, dem ihnen gemäßen welthistorischen Prospekt sie einzuordnen, nämlich der weltbürgerlichen Kritik der Kolonialpolitik. – Aber, wird man erwidern, der bürgerliche Staat »braucht« Kolonien – und aus wirtschaftlichen Gründen. – Es ist nicht unsre Sache, diese Aussage zu entkräften, wohl aber eine Argumentation hier anzuschließen, die besagt: Der bürgerliche Staat braucht *Todesstrafen* – und aus wirtschaftlichen Gründen. Diese Argumentation dürfte niemals virtuoser gegeben worden sein als von Bismarck in seiner Rede vom 1. März 1870. Triftige Argumente innerhalb der bürgerlichen Ordnung ihr entgegenzusetzen, ist noch heute nach fünfzig Jahren nichts leichtes. Demgegenüber hatte freilich Helfrich Peter Sturz mit den Argumenten Linguets zur Verteidigung der Todesstrafe ein leichteres Spiel. Linguet argumentierte ja nicht mit wirtschaftlichen, sondern mit moralischen Gründen. Die konnten einen Denker und Stilisten wie Sturz nicht in Verlegenheit bringen.

Aber von welcher Art sind die, die sich dieser bürgerlichen Gewalt fügen? Auf diese Frage hält Börne eine ebenso scharfsinnige wie beschämende Antwort bereit.

Wie weit bei solcher Fügsamkeit und Lammsgeduld der Masse der Einzelne sich von der Norm entfernen müsse, um überhaupt erst sich als Mann zu finden, zu behaupten, lehrt die Betrachtung der deutschen Sonderlinge, Querköpfe, Einspänner, zumal wenn sie mit soviel Liebe und Verständnis erfolgt, wie der ausgezeichnete Immermann auf Ludwig Jahn sie verwandte. »Jahns Stärke ist altmärkischer derber Bauernverstand.« Das hätte wohl auch Bogumil Goltz sagen können, der in seiner Charakteristik der Deut-

schen die wahren (wenn auch ganz und gar nicht anerkannten) deutschen Nationaltugenden der Aufgeschlossenheit *für* das, der Aufmerksamkeit *auf* das Fremde mit dieser Eigenbrötelei geistvoll verbindet.
Wir haben die Strecke vom alten bürgerlichen Kosmopolitismus zum bürgerlichen Heute durch Stationen angedeutet. Mit der Stelle aus Burckhardts »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« dürfte der Anschluß an aktuellste Probleme der bürgerlichen Gegenwart hergestellt sein.

Jacob Grimm 1785–1863

Germanist, Rechtshistoriker, Schöpfer des »Deutschen Wörterbuchs«, mit seinem Bruder Wilhelm zusammen Herausgeber der »Kinder- und Hausmärchen«. 1837, als Göttinger Professor, nach dem Staatsstreich des Königs Ernst August von Hannover, gegen den die Beiden mit anderen Professoren protestiert hatten, aus dem Königreich vertrieben. »So sei von den beiden Brüdern als von Einem Mann die Rede, dem es gegeben war, ganz zu ahnen, was der Begriff ›eines Volkes Sprache‹ umfängt, und der in einer reichen, strengen und glückhaften Lebensarbeit das, was diese Intuition in sich faßte, in gebundenen Massen auseinanderzulegen vermochte – was dann nichts weniger war als das ganze tiefere Dasein des Volkes, sein Bleibendes, Geistleibliches, wie es ja zu Tage tritt vor allem in der Sprache selber und ihren Wandlungen; ... dann in den eng mit der Sprache verknüpften Rechtsfassungen, endlich in den Sprachgestaltungen, worin sich das Verhältnis des Volksgemütes zu den ewigen Mächten ausspricht: den Mythen, Sagen und Märchen.« (Hofmannsthal) Das vorliegende Stück stammt aus Jacob Grimms Schrift über seine Göttinger Entlassung.

Die innere Mitte

Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe gesehen, daß liebreiche Herzen in diesen Fesseln erstarrten. Wer nicht Eine von den paar Farben, welche die kurzsichtige Politik in Kurs bringt, aufsteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgestatteten Seelen der Menschen wie ein

schwarz und weiß geteiltes Schachbrett ansieht, den haßt sie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geschichte unserer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung sich irgend einer Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieser Gegensätze einen größeren oder kleineren Teil Wahrheit zu und halte für unmöglich, daß sie in voller Einigung aufgehn. Wer fühlte nicht in gewissen Punkten zusammen mit dem Liberalen, mit dem Servilen, mit dem Konstitutionellen und dem Legitimisten, Radikalen und Absoluten, sobald sie nur nicht unredlich oder Heuchler sind? Unsere Sprache besitzt zum Glück noch keine Ausdrücke, die das Ultrierte in allen diesen Begriffen wiedergäben; viel naturgemäßer scheint in einigen Ländern eine historische Bezeichnung der beiden Teile, wie durch Whigs und Torys, welche Namen darum keinem jener abstrakten genau entsprechen und doch ihr geistiges Element in sich fassen. In dem Grunde solcher Entgegensetzungen sehe ich oft wilde Pflanzen treiben, üppig in Stengel und Laub, ohne nährende Frucht. Unter den vielen wechselnden Verfassungen waren die glücklichsten die, welchen es gelang, das allgemeine Los irdischer Tugenden und Unvollkommenheiten dergestalt zu beherrschen, daß sie, was Zeiten und Völker am eigensten hob, sich gewähren ließen und schirmten. In seiner noch größeren Einfachheit und Abschließung hat das Altertum vollendetere Einrichtungen aufzuweisen, deren Erfolge in der Geschichte verzeichnet stehn, dem menschlichen Geschlecht zu unverrinnender Erquickung, nicht zu unbesonnener Nachahmung, die blindlings das Sichere der eigenen Gegenwart fahren läßt und nach einem verschwundenen Zustande ringt. Noch jetzt aber, bei vielen Völkern, haften Grundpfeiler von Treue und Anhänglichkeit an hergebrachte und angestammte Ordnung, unter deren Sonne und Schatten sie groß gezogen worden sind. Auf ihr zu beharren, ohne sich der Macht des Neuen zu entschlagen, die Verfallenes und Verwittertes nach eigenen Mitteln herzustellen hat, das scheint die Aufgabe, bleibe nun der alte Stil vorherrschend oder werde er überstiegen von dem Neubau. Den heilsamsten Anlaß zu solcher, wie soll man sagen, Fortentwicklung oder Verjüngung? führt die Mitte herbei, nicht das Ende, aber jene Mitte des Lebens, des Herzens, nicht die künstlich gemachte, die Lüge mit Lüge abwägt. Die innere Mitte ist warm, die Extreme sind erkaltet, um sie

webt schnell die luftigste Theorie, während jener Schoße die goldne Praxis entsteigt.

Johann Gottfried Herder 1744–1803

Der große rhapsodische Philosoph der Geistesgeschichte der Menschheit und der alten Volksdichtungen. Einwirkung auf den jungen Goethe in Straßburg um 70. Das erste dieser Stücke stammt aus den »Briefen zu Beförderung der Humanität«, das zweite und dritte aus den »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«.

Wahn

Leider ist bekannt, daß es fast nichts Ansteckenderes in der Welt als Wahn und Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammensein mit dem Wähnenden, durch Teilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn teilt sich mit, wie sich das Gähnen mitteilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie Eine Saite der anderen harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu benehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andere mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschengeschlecht aneinander; durch ihn haben wir wo nicht alles, so doch das Nützlichste und Meiste gelernt; und ein Wähnender, sagt man, ist deshalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich so gern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennet und hochhält; wie sollte das nicht Wahrheit sein? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche Lebensweise, alle befestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet, ist

ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Gereicht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar, dem Wahn nach, zum Nutzen aller Stände; haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstriert, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden; wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnes wird ein angenommener Wahn nur befestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Sekten, Stände und Menschen stoßen gegeneinander; eben destomehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt fest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerksfahne.
Schrecklich ists, wie fest der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter Jurist hat bemerkt, was an dem Wort Blut, Blutschande, Blutsfreunde, Blutgericht für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Wort Erb, Eigentum, Besitztum u. f. ists oft nicht anders ... Losungsworte, mit denen man keinen Begriff verband, Zeichen, die gar nichts sagten, haben, sobald es Parteien galt, im Wahnsinn Gemüter verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet, Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher Abadonnischer Namen, so daß man ein Wörterbuch des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen aus ihr ziehen, und dabei oft die schnellsten Abwechslungen, die gröbsten Gegensätze bemerken würde.

Kolonialwirtschaft

»Unser System des Handels!« Ob man sich etwas über das Verfeinte der allumfassenden Wissenschaft denke? Was warens für elende Spartaner, die ihre Heloten zum Ackerbau brauchten, und für barbarische Römer, die ihre Sklaven in die Erdgefängnisse einschlossen! In Europa ist die Sklaverei abgeschafft, weil berechnet ist, wieviel diese Sklaven mehr kosteten und weniger brächten als freie Leute; nur eins haben wir uns noch erlaubt, drei Weltteile als Sklaven zu brauchen, zu verhandeln, in Silbergruben und Zuckermühlen zu verbannen – aber das sind nicht Europäer, nicht Christen, und dafür bekommen wir Silber und Edelgesteine, Gewürze, Zucker und – heimliche Krankheit: also des Handelns

wegen und zur wechselseitigen Bruderhilfe und Gemeinschaft der Länder! ...

Eitel ist also der Ruhm so manches europäischen Pöbels, wenn er in dem, was Aufklärung, Kunst und Wissenschaft heißt, sich über alle drei Weltteile setzt, und wie jener Wahnsinnige die Schiffe im Hafen, alle Erfindungen Europas aus keiner Ursache für die Seinen hält, als weil er im Zusammenfluß dieser Erfindungen und Traditionen geboren worden. Armseliger, erfandest du etwas von diesen Künsten? Denkst du etwas bei allen deinen eingesogenen Traditionen? Daß du jene brauchen gelernt hast, ist die Arbeit einer Maschine; daß du den Saft der Wissenschaft in dich ziehest, ist das Verdienst des Schwammes, der nun eben auf dieser feuchten Stelle gewachsen ist. Wenn du dem Otahiten ein Kriegsschiff zulenkst und auf den Hebriden eine Kanone donnerst, so bist du wahrlich weder klüger noch geschickter als der Hebride und Otahite, der sein Boot künstlich lenkt und sich dasselbe mit eigener Hand erbaute.

Bismarck

Die Stelle stammt aus »Bismarcks Reden«, Deutsche Bibliothek in Berlin, S. 81–83.

Für die Todesstrafe

Ich finde ... eine Inkonsequenz der Herren darin, daß Sie der Obrigkeit das Recht der Tötung behufs der Repression versagen, behufs der Präventivmaßregeln aber gestatten wollen ... Sie wollen der Obrigkeit in der Verteidigung ihrer Rechte, Sie wollen der Obrigkeit im Schutze des Eigentums des einzelnen Bürgers, in der Hinderung eines Verbrechens das Recht zu töten nicht bestreiten, und doch handelt es sich da nicht um einen überführten, sondern erst um einen möglichen Verbrecher. Sie wollen zum Schutze des Eigentums – und hier handelt es sich um den Schutz des Lebens, denn es ist wesentlich nur von den Todesstrafen der wirklichen Mörder die Rede – zum Schutze des Eigentums wollen Sie die Tötung zulassen. Arbeiter, die in einem Aufstande ein Kontor oder einen Bäckerladen stürmen, auf die darf geschossen werden, ob es aber einen Schuldigen trifft, weiß man nicht einmal; ob es ein Mensch gewesen ist, der auch nur die Absicht gehabt, eventuell

zu morden, weiß man nicht. Also um das Eigentum eines Bäckers zu schützen, um ein Kontor zu schützen, darf der Staat töten, und um den friedlichen Bürger in stärkerer Weise gegen den Fall zu schützen, daß sich bei ihm der Raubmörder einschleicht und Familien halbdutzendweise umbringt, da wollen Sie dem Staate das Recht zu töten nehmen! ... Der Schutz des Menschenlebens gegen Verbrecher aber scheint weniger hoch zu stehen, natürlich nur deshalb, weil man sich diese Momente zum Vergleichen nicht nahegerückt hat. Sie müssen der Obrigkeit das Recht, zu töten, entweder ganz nehmen, oder Sie müssen es ihr auch im Falle der Repression und nicht bloß für Durchführung von Präventivmaßregeln lassen, und Sie müssen den Schutz des Eigentums wenigstens in der Theorie nicht höher stellen als den des Lebens. Es geschieht dies in einer Zeit, wo man im großen und ganzen in bezug auf Menschenleben nicht gerade weichlich ist. Wie viele Menschenleben werden bei uns für die öffentliche Bequemlichkeit, für die Förderung des Erwerbes heute aufs Spiel gesetzt; wie viele Todesfälle kommen auf das Explodieren von Dampfkesseln, wie viele kommen in Bergwerken, auf Eisenbahnen um, wie viele kommen um in Fabriken, wo giftige Dünste ihre Gesundheit zerstören? Und nichtsdestoweniger kommt man nicht auf den Gedanken, zur Schonung des Menschenlebens die Förderung der menschlichen Bequemlichkeit und Wohlfahrt, die in diesen Gewerben liegt, zu untersagen.

Kaum der Gedanke kommt bei uns zum Durchbruch, daß man den Leuten, die auf diese Weise mit täglicher Lebensgefahr kämpfen, daß man dem Eisenbahnführer, dem Lokomotivführer, dem Bergmann, Leuten, die der Gefahr eines plötzlichen Todes an jedem Tage, zu jeder Stunde ausgesetzt sind, daß man ihnen mit der Gesetzgebung insoweit zu Hilfe kommt, als man vermöchte. Warum wendet sich das Gefühl denn gerade der Schonung des Verbrechers zu, ohne daß Sie nach jener Richtung schon getan hätten, was Ihnen zu tun möglich ist?

Helfrich Peter Sturz 1736–1779

Kosmopolit, glänzender Essayist, Anekdotist, Reisebeschreiber; Diplomat und Hofmann. Das Stück – eine Polemik gegen Linguet – stammt aus der zweibändigen Auswahl seiner Schriften. (Leipzig 1779 und 1782)

Gegen die Todesstrafe

In dieser aufgeklärten freundlichen Zeit tritt doch zuweilen ein Biedermann auf, der dem andringenden Strom der Menschenliebe steuert; Linguet nimmt sich des Henkers, wie ehemals Wolkenkragenius des angefochtenen Teufels, an ...
»Was ist«, meint er, »am Leben einiger Schurken gelegen, da der Krieg doch ganze Völkerschaften wegfrißt?« Freilich ist's um nichts besser, auf die Autorität eines Manifests, oder nach dem Text der Halsgerichtsordnung zu morden; aber, wenn auch keine Heldentugend gezähmt werden kann, so gelingt es uns vielleicht, ein veraltetes Gesetz verdächtig zu machen. Da es nicht in unsrer Macht steht, die Pest zu vertilgen: soll darum auch kein Fieber geheilt werden? Die Erde ist mit Menschenopfern bedeckt, und darum eben verlohnt es sich der Mühe, auch nur einige unsrer Brüder zu retten ... Die Erfahrung aller Länder und Zeiten bestätigt, daß Verbrechen nicht durch gelinde Strafen vermehrt, und nicht durch strenge gemildert werden. Ist man darum in Marokko seines Eigentums sichrer, weil man die Räuber mit Säbelhieben zerstückt, oder in Algier, wo man sie vom Turm herabschleudert und mit eisernen Haken auffängt? Nirgends gibt es blutdürstigere Übeltäter als in Italien und Frankreich, wo man am meisten rädert und köpft; nirgends wird mehr auf der Landstraße geraubt als in England, wo kein Räuber dem Galgen entrinnt; und nirgends reist man unbeleidigter als in Dänemark und Holstein, wo man keine Diebe mehr hängt ...
»Aber eure Sklaven«, fährt Linguet fort, »sind doch zum langsamen Tode verurteilt; sie schmachten nicht lang im dumpfigen Kerker bei ekelhafter Kost, und so ein traurig Leben ist ein armselig Geschenk.«
Für gesunde Nahrung und reine Gefängnisse muß die Obrigkeit wachen; und Menschen darum zu schlachten, weil sie doch nicht lange mehr leben werden, gehört zur jurisprudence véterinaire, nach welcher es freilich vernünftiger ist, ein krankes Pferd lieber tot zu stechen. Heil also der scharfsinnigen Obrigkeit einer guten kleinen Stadt, die vor wenig Jahren einen Dieb, der zu kränklich zum Brandmarken schien, aus Mitleid aufgehängt hat! Noch abgeschmackter ist die Klage über die Kosten des Unterhalts und der Aufsicht der Sklaven. Aus Ökonomie ist es doch wohl nicht

zu töten erlaubt? Sonst mag es in Ländern, wo noch Leibeigenschaft herrscht, zuweilen haushälterisch sein, eine Bauernkopfjagd zu halten... Also wollten Sie alle Todesstrafen aufgehoben wissen?... Unser Recht, den Mörder zu töten, soll sich auf das Recht der Wiedervergeltung gründen. Barkhausen hat deutlich das Ungereimte dieser Meinung gezeigt. Wenn ihr den Totschläger wieder totschlagen wollt, so muß auch der Ehebrecher gerichtlich angehalten werden, seine Frau in das Bett des Beleidigten zu führen; eine Art der Genugtuung, die oft schlimmer sein möchte, als die Beleidigung selbst.

Ludwig Börne 1786–1837

Radikaler Publizist. Das Zitat ist einem Artikel »Ein Gulden und etwas mehr« (1818) entnommen.

Servilität

Als Voltaire sagte: Der erste König war ein glücklicher Soldat, *da wußte dieser Mann nicht, was er sprach. Der erste König war ein fieberkranker Bauer, der in seinem Irrsinne ausrief: »Ihr Leute seid meine Unterthanen und mir Gehorsam schuldig«, und da er gesundete und von dem Schmerzenslager sich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen seines Bettes niedergesunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unschuldigen Despoten; die Unterthänigkeit war schon so rasch im Gange, daß man der Zeiten sich nicht mehr erinnerte, da man frei gewesen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrschaft so entstanden sey, da ja vor unser Aller Augen diese Erscheinung sich erst gestern erneuert hat? Drei Menschen sagten zu Vierzigtausend:* Ihr sollt einen Gulden zahlen – *und sie thaten es. Sie thaten es? Nein, das ist noch nichts. Sie thaten es ungern, sie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und schweigt; so war es immer gewesen. Gehorsam wurde weit öfter gefunden als gesucht, und Knechtschaft war früher als Herrschaft.*

Karl Leberecht Immermann 1796–1840

Seine Romane »sind groß angelegt und von einem seltenen Reichtum des Geistes, Kraft, Zartheit, eindringendem Weltverstand, Übersicht, Lauterkeit; er suchte einen Übergang herzustel-

len: die Anfänge dessen, was unserer damals beginnenden Zeit den Stempel aufdrückte, des Fabrikwesens, des alles überwuchernden Geldwesens, stellte er hin und zeigte das deutsche Seelenhafte im Kampf damit.« (Hofmannsthal) »Er hat in seinen beiden Romanen alle Bewegungen und Richtungen der Zeit abgespiegelt, und zwar in den ›Epigonen‹ die ernsthaften und wichtigen, soweit sie sich fratzenhaft darstellten, im ›Münchhausen‹ aber die fratzenhaften und nichtigen, soweit sie sich ernsthaft gebärdeten.« (Hebbel) »Tulifäntchen«, romantisches Epos; »Merlin«, »mythisches« Drama. – Das vorliegende Stück entstammt seinen »Memorabilien«.

Deutsche Sonderlinge

Der deutsche Sonderlingsgeist nistet sich am liebsten unter den Gelehrten ein und zeigt sich meistens immer reformatorisch. Unsere Sonderlinge sind Apostel ihrer Launen und möchten alle Heiden zu ihnen bekehren. Weil nun aber das Leben an vielen Punkten ein gar harter und widerstehender Block ist, so werden die weichsten Stellen ausgesucht, an denen die Bearbeitung noch am ehesten gelingen mag. Diese sind Erziehung, Sprache, Schreibung, allenfalls Gebräuche. Basedow oder ein Basedowianer buk die Wissenschaften den Kindern in Semmelteig und ließ die Kenntnisse aufessen. Der Andere schrieb fon statt: von. Ein Dritter spricht und schreibt plötzlich, als sei die Sprache seine Magd, die sich alles von ihm gefallen lassen müsse. Ein Vierter findet Titulaturen lästig und fordert jedermann auf, ihn und jeden beim Namen zu nennen; das andere sei vom Übel.

Auch das Geschlecht der Sonderlinge ist im Absterben, wie das der komischen Figuren. Einer unserer größten war Jahn... Jahn war der reformatorische Sonderling par excellence; er wollte alles umkehren. Berlin lag ihm nicht an der rechten Stelle, an der Elbe sollte ein Preußenheim erstehen. Eine Volkstracht empfahl er an, worin jeder bei allen öffentlichen Gelegenheiten zu erscheinen habe, der Frack war ihm eine Todsünde, Volksfeste begehrte er mit dreiabendlichen Feuern, an Tagen, deren Gedächtnis erst durch die Gelehrten im Volke hätte wieder erschaffen werden müssen. Handarbeiten müsse jeder lernen, der Sinn für das Schöne sei zu wecken, nur solle nichts Nackt-Griechisches öffentlich aufgestellt

werden. Selbst den Mädchen legte er Leibesübungen auf, und sogar schießen sollten sie lernen, »um nicht kunstgerecht wehrlos zu sein, und beim Knall des Gewehres zusammenzufahren, wie Gänse beim Donner.« – Über den Staat müsse jeder unterrichtet sein. Niemand solle Staatsbürger werden, der nicht vorher ein Examen über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers bestanden habe. Die eigentlichen volkstümlichen Bücher müßten noch erst geschrieben werden, provisorisch mögen einige Stücke von Schiller dafür gelten. Insbesondere verlangt er nach einer Alruna, einem Faust und Eulenspiegel, nach einem Denkbuch für Deutsche, er verlangt das alles wie der Bauer, der in dem bekannten Liede bei dem Maler das Bild bestellt. Goethes Faust läßt er zwar Gerechtigkeit widerfahren, indessen genügt er ihm doch nicht, denn er will einen zweiten haben. »Für diesen zweiten«, sagt er, »wünsche ich eine Geistervereinigung: Knigges Alleschulen-mit-durchgemachthaben; Lichtenbergs Niefehlen; Richters Unerschöpflichkeit; Wielands Honigbereitungskunst; Meyerns hohen Volkssinn, und Kaisersbergs und Luthers lebendige Rede.« ...
Jahns Stärke ist altmärkischer derber Bauernverstand. Mit diesem Bauernverstande trifft er, soweit ein solcher reicht, nicht selten den Nagel auf den Kopf. Die Anschauung eines Nächsten, eines Details ist sehr klar; auch zwei nahe Punkte weiß er mit rascher Vergleichung und hausbacknem Witz in Einigung zu setzen; Sprichwörter sind nach Volksmanier seine Beweisstellen. Charakteristisch ist auch der Ortssinn, mit dem er in weiten Landgebieten sich so orientiert zeigt, wie ein tüchtiger Bauer in der Feldmark seines Dorfes. Das Streichen der Berge, die Wendung der Wälder, das Stromnetz, die Lage der Städte – alles dieses lebt vor ihm in handgreiflichen Bildern. Aber darüber hinaus geht es auch nicht bei ihm. Die schadhaften Verhältnisse sieht er sehr richtig ein. Aber will er sie besser gestalten, so läuft es immer auf eine Verbauerung hinaus ... Etwas ist für Jahn nie vorhanden gewesen: das Gefühl von der Kultur der Gegenwart und dem Kontakte, in dem die europäischen Völker stehen und immer stehen werden.

Bogumil Goltz 1801–1870

Hebbel nennt ihn einen »Urmenschen, aus einem Göttergeschlecht ohne Heuchelei«; aber Gottfried Keller spricht ironisch von seiner »ost- und westpreußischen, pommerschen und märkischen Bieder-

keit und Naturkultur, dieser patriotischen Gefühlseisenfresserei«. Das Fragment stammt aus seiner Schrift »Die Deutschen« (1860).

Nationale Politik

Die Deutschen sind ihrer Natur zufolge ein Lehr- und Lernvolk, eine auserwählte Kulturrasse; sie sind nicht nur dieses, sondern die auserwählten Kulturträger, Kulturpfleger, Schulmeister und Philosophen des Menschengeschlechts, also können sie keine Virtuosen der Tat, keine politischen Schablonenmenschen (politische Charaktere genannt), keine dramatischen Helden, keine fertig geprägten Dutzendexemplare des Nationalstolzes, des Nationaldünkels und der Nationalborniertheit, der Nationalgleichförmigkeit und der Nationalmechanik sein wie die Engländer und Franzosen.
Die Deutschen würden aufhören, eine große Nation im Sinne der Kulturgeschichte zu sein, wenn sie ihren Ehrgeiz darin suchten, eine große Nation im Sinne der Politik, der Diplomatie und der Kriegsgeschichte zu sein – non omnes possumus omnia.

Jacob Burckhardt 1818–1897
Der große schweizer Kulturphilosoph und Kunsthistoriker, Freund Nietzsches. Das Zitat entstammt den »Weltgeschichtlichen Betrachtungen«.

Liberalismus und Demokratie

Mit der Steigerung aller Geschäfte ins Große wird nun die Anschauung des Erwerbenden folgende: Einerseits sollte der Staat nur noch Hülle und Garant seiner Interessen und seiner Art Intelligenz sein, welche als selbstverständlicher nunmehriger Hauptzweck der Welt gelten; ja er wünscht, daß sich diese seine Art von Intelligenz vermöge der konstitutionellen Einrichtungen des Staatsruders bemächtige; anderseits hegt er ein tiefes Mißtrauen gegen die Praxis der konstitutionellen Freiheit, insofern selbige doch eher von negativen Kräften möchte ausgebeutet werden.
Denn daneben wirkt als allgemeiner Ausdruck teils der Ideen der französischen Revolution, teils der Reformpostulate neuerer Zeit die sogenannte Demokratie, *d. h. eine aus tausend verschiedenen*

Quellen zusammengeströmte, nach Schichten ihrer Bekenner höchst verschiedene Weltanschauung, welche aber in Einem konsequent ist: insofern ihr nämlich die Macht des Staates über den Einzelnen nie groß genug sein kann, so daß sie die Grenzen zwischen Staat und Gesellschaft verwischt, dem Staat alles das zumutet, was die Gesellschaft voraussichtlich nicht tun wird, aber Alles beständig diskutabel und beweglich erhalten will und zuletzt einzelnen Kasten ein spezielles Recht auf Arbeit und Subsistenz vindiziert.

II. Der Bürger läßt marschieren
Ewiger Frieden, ewiger Krieg

Die Kontroverse »Ewiger Krieg oder ewiger Friede« beherrscht schon die Frühzeit des Bürgertums und ist seitdem nicht mehr abgerissen.

Kant, der durchaus nicht schlechtweg als Pazifist anzusprechen ist – trotz seiner Schrift »Zum ewigen Frieden«, die wir als allgemein bekannt voraussetzen und daher hier nicht zitieren –, hat den Krieg als einen notwendigen zeitlichen Durchgangszustand zu der vernünftigen Forderung eines ewigen Friedens angesehen. Bei Hegel wird dieser Durchgangszustand selbst zur dialektischen Forderung. Der Krieg ist notwendig als notwendige »Negation« im »Individuum« Staat. Der Staat als Individuum erzeugt zwangsläufig den »Feind«.

Ernst Moritz Arndt, gewiß ein literarischer Vertreter der Wehrhaftigkeit, schaut dem Entsetzen des Krieges ohne Phrasen ins Gesicht: seine Schilderung der Zustände in Wilna nach dem Abzug der aus Rußland zurückweichenden napoleonischen Truppen schlägt als Reportage wie in ihren Schlußfolgerungen jede sentimentale Friedenspredigt des heutigen landläufigen bürgerlichen Pazifismus.

Diesem Stück stellen wir antithetisch zwei Stellen von Kürnberger aus dem Jahre 1870 und einen Brief von Schopenhauer aus dem Jahre 1849 gegenüber. Charakteristisch ist hier nicht in erster Linie die Propaganda für die Annexion Elsaß-Lothringens bei Kürnberger, oder die antirevolutionäre Gesinnung Schopenhauers; sondern was dahinter liegt und was daraus wird. Die historische Tatsache des Sieges von 1870 wird bei Kürnberger

zur ewig gültigen Rassentheorie, zur Lehre von der Höherwertigkeit der »germanischen« über die »keltische« Rasse. Die Tatsache, daß der Philosoph Schopenhauer Ruhe braucht und der Bürger Schopenhauer Ruhe will, wird zum »Konservativismus« und damit zur positiven Hilfeleistung an einen landfremden, stockreaktionären Militarismus gegen die eigenen deutschen Landsleute, zur tatkräftigen Förderung der Schlächtereien in den Frankfurter Gassen durch tschechische und kroatische Regimenter. Das Bürgertum schmiedete neue Kriegswaffen: Weltanschauungen, Rassentheorien, politische, humane und philosophische Metaphern – weit gefährlicher, weil viel verdeckter als das alte, sich selbst begrenzende und bescheidende Berufsheer.

Aber wie im Bürgertum alles kontrovers ist, widerspricht dem Wiener Ferdinand Kürnberger – er war es, obgleich er vielleicht nicht grade in Wien geboren war – sein Zeit-, Orts- und Berufsgenosse, der altwiener Feuilletonist Daniel Spitzer, durch seine köstliche Satire auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Österreich.

Am Ende dieses Kapitels stehen wieder die erhabenen Worte des alten Kant: indem er, mitten im Absolutismus, die Republik als die stärkste negative Abwehr jedes Angriffskrieges charakterisiert, ist er bis an die Grenze des für jene Zeit, der darunterliegende soziale Probleme noch nicht manifest waren, Erkennbaren vorgedrungen.

Immanuel Kant

Die Zitate stammen aus »Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht« (1784).

Die Natur hat ... die Unvertragsamkeit der Menschen, selbst der großen Gesellschaften und Staatskörper dieser Art Geschöpfe, wieder zu einem Mittel gebraucht, um in dem unvermeidlichen Antagonismus derselben einen Zustand der Ruhe und Sicherheit auszufinden; d. i. sie treibt durch die Kriege, durch die überspannte und niemals nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Not, die dadurch endlich ein jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber nach vielen Verwüstungen, Umkippungen und selbst durchgängiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte

zu dem, was ihnen die Vernunft auch ohne so viel traurige Erfahrung hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten; wo jeder, auch der kleinste, Staat seine Sicherheit und seine Rechte nicht von eigener Macht oder eigener rechtlichen Beurteilung, sondern allein von diesem großen Völkerbunde (Foedus Amphictyonum), von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens erwarten könnte. So schwärmerisch diese Idee auch zu sein scheint, und als eine solche von einem Abbé von St. Pierre oder Rousseau verlacht worden (vielleicht, weil sie solche in der Ausführung zu nahe glaubten): so ist es doch der unvermeidliche Ausgang der Not, worein sich Menschen einander versetzen, die die Staaten zu eben der Entschließung (so schwer es ihnen auch eingeht) zwingen muß, wozu der wilde Mensch eben so ungern gezwungen ward, nämlich: seine brutale Freiheit aufzugeben und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen.

Endlich wird selbst der Krieg allmählich nicht allein ein so künstliches, im Ausgange von beiden Seiten so unsicheres, sondern auch durch die Nachwehen, die der Staat in einer immer anwachsenden Schuldenlast fühlt, deren Tilgung unabsehlich wird, ein so bedenkliches Unternehmen, dabei der Einfluß, den jede Staatserschütterung in unserem durch seine Gewerbe so sehr verketteten Weltteil auf alle anderen Staaten tut, so merklich: daß sich diese, durch ihre eigene Gefahr gedrungen, obgleich ohne gesetzliches Ansehen, zu Schiedsrichtern anbieten und so alles von weitem zu einem künftigen großen Staatskörper anschicken, wovon die Vorwelt kein Beispiel aufzuzeigen hat. Obgleich dieser Staatskörper für jetzt nur noch sehr im rohen Entwurfe dasteht, so fängt sich dennoch gleichsam schon ein Gefühl in allen Gliedern, deren jedem an der Erhaltung des Ganzen gelegen ist, an zu regen; und dieses gibt Hoffnung, daß nach manchen Revolutionen der Umbildung endlich das, was die Natur zur höchsten Absicht hat, ein allgemeiner weltbürgerlicher Zustand, als der Schoß, worin alle ursprünglichen Anlagen der Menschengattung entwickelt werden, dereinst einmal zustande kommen werde.

Georg Wilh. Friedr. Hegel 1770–1831

Das Lesestück stammt aus: Werke, vollst. Ausg. Berlin 1833, Bd. 8 Phil. d. Rechts, III. Teil, S. 419–420.

Im Frieden dehnt sich das bürgerliche Leben mehr aus, alle Sphären hausen sich ein, und es ist auf die Länge ein Versumpfen der Menschen; ihre Partikularitäten werden immer fester und verknöchern. Aber zur Gesundheit gehört die Einheit des Körpers, und wenn die Teile in sich hart werden, so ist der Tod da. Ewiger Friede wird häufig als ein Ideal gefordert, worauf die Menschheit zugehen müsse. Kant hat so einen Fürstenbund vorgeschlagen, der die Streitigkeiten der Staaten schlichten sollte, und die heilige Allianz hatte die Absicht, ungefähr ein solches Institut zu seyn. Allein der Staat ist Individuum, und in der Individualität ist die Negation wesentlich enthalten. Wenn also auch eine Anzahl von Staaten sich zu einer Familie macht, so muß sich dieser Verein als Individualität einen Gegensatz kreieren und einen Feind erzeugen. Aus den Kriegen gehen die Völker nicht allein gestärkt hervor, sondern Nationen, die in sich unverträglich sind, gewinnen durch Kriege nach außen Ruhe im Inneren. Allerdings kommt durch den Krieg Unsicherheit ins Eigentum, aber diese reale Unsicherheit ist nichts als die Bewegung, die notwendig ist. Man hört so viel auf den Kanzeln von der Unsicherheit, Eitelkeit und Unstätigkeit zeitlicher Dinge sprechen, aber jeder denkt dabei, so gerührt er auch ist, ich werde doch das Meinige behalten. Kommt nun aber diese Unsicherheit in Form von Husaren mit blanken Säbeln wirklich zur Sprache, und ist es Ernst damit, dann wendet sich jene gerührte Erbaulichkeit, die alles vorhersagte, dazu, Flüche über die Eroberer auszusprechen. Trotzdem aber finden Kriege, wo sie in der Natur der Sache liegen, statt; die Saaten schießen wieder auf, und das Gerede verstummt vor den ernsten Wiederholungen der Geschichte.

Ernst Moritz Arndt 1769–1860

Patriotischer Freiheitsdichter und Publizist der Napoleonischen Epoche. Adlatus des Freiherrn vom Stein in Petersburg während des russischen Feldzuges. Kämpfer für die bürgerliche Verfassung, als »Jakobiner« verfolgt, 1821 von seiner Bonner Professur

suspendiert, erst 1840 wieder eingesetzt. 1848 Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.
Die Stelle stammt aus seinem Memoirenwerk »Erinnerungen aus dem äußeren Leben«.

1813 reist Arndt hinter dem zurückweichenden Heer Napoleons aus Rußland über Wilna nach Deutschland.

Ach! wir hatten durch unseren langsamen Zug über die öden Schneewüsten Zeit, über die Greuel nachzudenken, die dieser einzige Feldzug veranlaßt hatte. Was sahen wir? O könnte ein stolzer Eroberer weinen, wie er die Mütter von Hunderttausenden weinen macht! Den zweiten, dritten und vierten Tag unserer Reise begegneten uns immerfort einzelne Scharen Gefangene, die weiter rückwärts gegen den Osten geführt wurden. Welch ein Anblick! Zerrissene, erfrorene, bläuliche, unglückliche Pferdefleischfresser, schienen sie kaum noch Menschen. Vor unsern Augen starben ihrer in Dörfern und vor den Posthäusern. Kranke lagen auf Schlitten im Stroh übereinander; sowie einer starb, warf man ihn seitweges in den Schnee. An den Straßen lagen die Leichen wie anderes Aas unbedeckt und unbegraben, kein menschliches Auge hatte ihre letzte Not beweint. Wir sahen sie zum Teil mit blutigen Gliedern; denn auch Erschlagene hatte man als gräßliche Wegezeichen an Bäumen aufgerichtet. Sie und gestürzte Pferde bezeichneten den Weg nach Wilna; auch der des Weges Unkundigste hätte schwerlich irregehen können. Unsere Pferde schnoben und bäumten sich häufig, indem sie dazwischen, auch wohl darüber hinspringen mußten.

Als ich heimging zur Stadt, traf ich einen feinen Jüngling, den ich anredete und ihn etwas fragte. Es war ein Brabanter und Oberchirurg eines Lazaretts französischer Gefangener, die in einem geistlichen Stift einquartiert waren. Ich ging mit ihm bis in die Vorhallen des Elends, sah den ganzen Kirchhof des Klosters ringsum voll Leichen liegen und wandte mich zurück. Er erzählte, er habe von 2000 Lazarettisten täglich 50 bis 80 Tote. Dies wird ihm bald die Arbeit mindern. Als ich dem Stadttore näher kam, begegneten mir fünfzig, sechzig Schlitten, alle voll Leichen, die man aus den Spitälern und von den öffentlichen Plätzen weg-

räumte. Sie wurden gefahren, wie man dürres Zaunholz fährt, und waren vom Frost erstarrt und dürr wie Zaunholz und werden den Würmern und Fischen (denn viele wirft man in gehauene Waken des Flusses) schlechte Speise geben. Das war mir das Scheußlichste, daß, wie man auf Angern, wo Ameisen ihre Haufen haben, die Fußsteige ihrer wandernden Emsigkeit sieht, so in der Haut vieler Leiber die Läusestraßen abgetreten waren. Es war ein jammervoller Anblick, Menschenleiber, die einst mit Liebe und Freude bei ihrer Geburt begrüßt, die dann mit Liebe genährt und erzogen, und endlich in der Blüte ihres Lebens durch einen wilden Eroberer von ihren Eltern und Gefreundten weggerissen wurden, so viehisch, ohne alle Zucht, ja mit an der Erde hinschlackernden Köpfen und gen Himmel stehenden Beinen, ohne alle Verhüllung dessen, was Menschlichkeit und Schamhaftigkeit sonst verhüllen, fortschleifen zu sehen.

Diesen Abend sah ich in der Stadt noch das größte Scheusal. Ich war ausgegangen, das Menschengewimmel ankommender und durchziehender russischer Landwehr und auch die polnischen Bauern und Juden zu betrachten, siehe! da lockte mich Gesang zu sich, und ich kam unvermerkt zu dem Minsker Tore, über welchem ein feierlicher Gottesdienst gehalten ward. Diesem hörte ich einige Minuten zu und kam dann auf dem Rückwege unweit dem Tore durch eine Pforte auf einen Kirchhof. Ich sah zuerst nur die Kirche, dann die oberen Fenster oder vielmehr die Luken ohne Fenster eines rings um den Kirchhof laufenden Gebäudes, das einem Kloster oder Kollegium ähnlich sah. Wie ich näher hinzutrete, was erblicke ich? Leichen auf Leichen getürmt, an einigen Stellen so hoch, daß sie bis an die Fenster des zweiten Stockwerks ragten; es waren gewiß tausend Leichen, ein ganzes ausgestorbenes Spital; in dem ganzen weiten Gebäude kein Fenster, kein Mensch – nur ein Hund schnoberte an einer Tür. Zum Glück band starrer Frost den Dunst der Verwesung, der diese Jammerstätten sonst unnahbar gemacht haben würde. Ähnliche Leichenhaufen mögen auch in Frankreich und Deutschland blutige Schlachten geliefert haben, aber es gehörte polnische Wirtschaft und ein Jahr wie das Jahr 1812 dazu, sie in solcher Scheußlichkeit menschlichen Augen zu zeigen. Aber wie konnte ich mich wundern, daß diese Leichentürme hier aufeinander standen?

Stand nicht unser Schlitten unter einem Schuppen des Müllerschen Gasthauses in der Deutschen Straße auf einem in seiner vollen Montur unter Mist und Stroh niedergetretenen Franzosen? So groß war das Unglück der Zeit, so sorglos und unmenschlich hier der Schmutz.

Ferdinand Kürnberger 1821–1879

Glänzender Wiener Publizist von großdeutscher Achtundvierzigerhaltung. Bekämpfer des Wiener Finanzliberalismus. Die Sammlung seiner politischen Aufsätze (»Siegelringe«) zeugt von seiner enormen Sprachkraft und satirischen Begabung. »Kürnbergers ›Siegelringe‹ gelten als ein sibyllinisches Buch des Österreicher-, als ein Katechismus des Wienertums.« (Otto Erich Deutsch, der Herausgeber seiner gesammelten Werke)
Das erste Stück ist der Sammlung seiner politischen Zeitungsartikel »Siegelringe« entnommen und erschien zuerst im »Neuen Wiener Tagblatt« vom 3. September 1870. Derselben Sammlung entstammt das nachfolgende Fragment eines Artikels, der zuerst am 10. Oktober desselben Jahres in derselben Zeitung publiziert wurde. Es sind also zwei Kriegsartikel.

So trinkt, fromme deutsche Zecher! Nie war ein Trunk besser verdient. Jeden Weintropfen habt ihr mit Blutstropfen bezahlt. Die ganze Hautevolee dieser Erde zahlte nie ihren Champagner so nobel als du, tapferer Berliner Schneider, und du, handfester bayerischer Holzknecht!
Aber hört, Landsleute. Zu einem guten Trunk gehört ein guter Trinkspruch. Was soll euer Toast sein?
»Infam ist's geworden und Narrenwerk ist's geworden, von einem deutschen Verzicht auf Elsaß und Lothringen zu reden!«
Recht so! Das war ein gutes Wort. Eine offene Sprache aus einem ehrlichen deutschen Herzen heraus.
Haben uns doch die Zähne geklappert, als das perfide Judaswort umschlich: Deutschland will keine Eroberungen; es will sich nur verteidigen, als der angegriffene und beleidigte Teil.
So? Will keine Eroberungen? Gegen einen Feind, der immer Eroberungen will, will es keine Eroberungen? Mit anderen Worten: Du warst in der Geschichte von jeher nur da, armes deutsches Opferlamm, um geschoren zu werden; fällt aber die Schere dir

selbst zu, so schere beileibe nicht wieder, sondern sei großmütig in diesem Falle ...

Wie, so oft den Kelten die Neugierde anwandelt: wer von uns beiden der Stärkere, müßten wir ihm den Gefallen tun, Hobel und Hammer hinlegen und mit seinen Afrikanerhunden uns katzbalgen? Aber wir haben besseres zu tun als die Afrikanerhunde! Die Partie ist nicht gleich, denn der Deutsche ist ein höheres Wesen als der Kelte. Er ist der wirkliche *Pionier der Kultur, was das verlogene Gaskogner Schandmaul bloß sich anmaßt und was ihm ein paar Jahre lang ein paar alte Weiber geglaubt haben.*

Aber weiter! »Wer von uns beiden der Stärkere« entscheidet sich in einem Völkerkampfe nicht scheines- und ehrenhalber wie auf der Mensur, wo zwei Ritternarren, welche sich gegenseitig die Arme geritzt, sich gegenseitig als die zwei Stärkeren bekomplimentieren; sondern es entscheidet sich im grimmigen Ernste. Und wäre der Kelte der Stärkere, wißt ihr nicht, daß er mit beiden Händen die Rheingrenze packte? Ist's aber der Deutsche, wißt ihr nicht, daß er die Maasgrenze haben muß, um der Stärkere ganz einfach zu bleiben? *Eroberung! Nennt es Sicherung! Wären wir Narren genug, als die Stärkeren hinter unsere schwachen Grenzen zurückzugehen und das Ausfalltor der Vogesen hinter uns offen zu lassen: wißt ihr nicht, daß der Tanz demnächst wieder von neuem losginge? Vengeance pour Waterloo! krähte der gallische Hahn ein halb Jahrhundert lang; Vengeance pour Varsovie! hat er nach der polnischen Freiheit gekräht, aber die römische Freiheit hat er bombardiert und massakriert; Vengeance pour Sadowa! krähte er, als es ihn bei Gott und Welt nicht das mindeste anging, und bis zum Bersten würde er krähen: ... Vengeance pour Woerth! Vengeance pour Marslatour! Vengeance pour Gravelotte! Vengeance pour Sedan! denn diese cholerische Bestie hat immer ein Dutzend Vengeancen in Vorrat ...*

Der Romanismus gehört unter die Füße des Germanismus, wie der Dünger unter die Saat. Und wenn heute (1870) die römische Provinz Gallien zu den Füßen eines deutschen Königs liegt, so braucht dieser nichts als einen einzigen Vers unseres Nationaldichters zu sagen:

»Ihr seid an Eurem Platz, Lady Maria!«

Arthur Schopenhauer 1788–1860
Aus einem Brief an Julius Frauenstädt, datiert Frankfurt a./M., 2. März 1849.

Ist mit mir Alles beim Alten: der Atma (Schopenhauers Pudel) grüßt schönstens. Aber was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Thüre mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: »es sind nur einige Oesterreicher!« Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosige Stockböhmen stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen; besinnen sich aber bald, es gienge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock recognosziert der Offizir das Pack hinter der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Opernkucker, mit dem Sie einst den Ballon sahn; – –

ψυχων σοφων τουτ' εστι φροντιστηριον
(welch ein Denkasyl für weise Gemüther!)

Daniel Spitzer 1835–1893,
der »Wiener Spaziergänger«; Österreichischer Journalist und Satiriker. »Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt hätte. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse wenigstens als Folie unterliegen.« Damit hat er – unwissentlich – sich selbst charakterisiert. Er ist einer der Begründer des später degenerierenden Wiener Zeitungs-Feuilletons. – Das vorliegende Stück entstammt der ersten Sammlung seiner »Wiener Spaziergänge« und erschien zuerst am 22. November 1868, nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in der Habsburgermonarchie.

Die allgemeine Wehrpflicht ist ein schöner Gedanke: Jeder soll für die Steuern, die er bezahlt, auch mit seinem Blute einstehen, jeder Österreicher wird auf dem Exerzierplatze für den Tod für seine

Vaterländer eingeübt werden, und bei den Menage-Knödeln wird ein spartanisches Geschlecht heranwachsen, welchem die feindlichen Bleikugeln ein Spaß sein werden.
In einem Lehrbuche der Geographie kann man vielleicht in Zukunft die nachfolgende Schilderung zu lesen bekommen: Österreich ist ein von der Natur reich equipiertes Land, in welchem eine diensttaugliche Bevölkerung in Garnison liegt. Das Land hat nur eine natürliche Grenze gegen Osten: die Militärgrenze, seine anderen strategisch wichtigen Grenzen bilden gegen Westen das Café Daum, gegen Süden das Marine-Ministerium und gegen Norden das Schlachtfeld von Königgrätz. In Österreich finden sich vier Naturreiche: das Tierreich, das Pflanzenreich, das Mineralreich und das Militärreich; die drei ersteren werden für das letztgenannte ausgebeutet und liefern demselben Remonten, Sauerkraut und Kanonen. Die Bewohner haben eine hübsche Nationaltracht, die sich namentlich durch ihre malerischen Aufschläge auszeichnet, dieselbe zu schildern ist uns jedoch unmöglich, da wir nicht alle Jahre eine neue Auflage unseres Buches veranstalten können. Das Volk treibt die verschiedensten Berufsgeschäfte: Artillerie, Infanterie, Kavallerie usw. Der Haupterwerb desselben bildet die Löhnung; wenn das Exerzieren gut gerät, kommen auch dreitägige Gratislöhnungen vor. Für den Volksunterricht geschieht hier sehr viel, fast auf jedes Haus kommen zwei Korporale.
Es wird bei der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht niemanden überraschen, in der Zeitung die Notiz zu lesen: Der durch seine astronomischen Entdeckungen berühmte Gemeine X. hatte gestern beim Nachhausegehen das Unglück, einen neuen Planeten zu entdecken und so den Zapfenstreich zu versäumen. Der gelehrte Fachmann ist vorläufig mit einigen blauen Flecken davongekommen. Das militärische Wesen wird alle Kreise so durchdringen, daß vielleicht einer einen Todesfall im militärischen Stile, wie folgt, anzeigt: Ich melde gehorsamst, daß es dem Himmel gefallen hat, meine einzige Gattin abzuberufen. Ich danke für die gnädige Strafe.

Kant
Aus »Der Streit der Fakultäten« (1798)

Diejenige Verfassung eines Volkes allein ist an sich rechtlich und moralisch-gut, welche ihrer Natur nach so beschaffen ist, den Angriffskrieg nach Grundsätzen zu meiden, welche keine andere als die republikanische Verfassung, wenigstens der Idee nach, sein kann, mithin in die Bedingung einzutreten, wodurch der Krieg (der Quell aller Übel und Verderbnis der Sitten) abgehalten und so dem Menschengeschlechte bei aller seiner Gebrechlichkeit der Fortschritt zum Besseren negativ gesichert wird, im Fortschreiten wenigstens nicht gestört zu werden.

III. Der Bürger nennt die Dinge beim Namen
Aus der Vorzeit der Reportage

In der folgenden Rubrik findet der Leser Dokumente aus einer Epoche, da das Bürgertum noch stark genug war, die Dinge beim Namen zu nennen.
Die Kindheitserinnerungen des späteren Schauspielers und Theaterdichters J. Chr. Brandes zeigen den Zustand der faktischen Rechtlosigkeit des mittellosen Kleinbürgertums in der sogenannten Rokokokultur. Wie weit und wie wenig weit die Wohlfahrt im absolutistischen Staat jener Zeit reichte, wie fließend die Grenzen zwischen Verelendung und Fürsorge waren, veranschaulicht das kleine pädagogische Memorial vom Jahre 1782[2]. Hätte nicht der Umfang dieser Nummer den einzelnen Stücken Grenzen gezogen, so hätte der Leser an dieser Stelle vielleicht auch noch Auszüge aus den erschütternden Jugenderinnerungen gefunden, die der Konrektor am Grauen Kloster zu Berlin, Karl Philipp Moritz, unter dem Titel »Anton Reiser« herausgegeben hat, oder, in einer etwas gehobeneren sozialen Sphäre, die Erinnerungen Carl Friedrich Bahrdts an Schulpforta.
In den März und Vormärz führt ein Bauernbrief an die Berliner

2 Als Ergänzung und Anhang zur Schilderung der trostlosen Schulverhältnisse in den Dörfern veröffentlichen wir das Fragment eines Aufsatzes von Justus Möser etwa aus derselben Zeit, der mit dem guten Gewissen des echten Konservativen programmatisch das fordert, was jene Schulen praktisch leisteten: nämlich die Konservierung des Analphabetismus auf dem Lande.

aus dem Jahre 1848, den der Freiheitsdichter Robert Prutz mitteilt. Zusammen mit jenem Referat über die Dorfschulen und dem Aufsatz Mösers bilden sie eine Art Skizze zu einem Kulturbild des deutschen Dorfes zwischen 1750 und 1850.
Die Weberunruhen sind aus Gerhart Hauptmanns Drama bekannt. Die soziale Reportage, die Bettina von Arnim (Brentano) vor den Toren Berlins durch einen jungen Schweizer veranstaltete, und die sie in ihre Werke aufnahm, zeigen uns um dieselbe Zeit dieselben Merkmale einer grausamen sozialen Umschichtung: die Verelendung des Kleingewerbetreibenden durch die aufstrebende Industrie. Sie haben mit den frühesten proletarischen Sittenschilderungen – z. B. bei Dickens – den Blick für die Unschuld, ja für die Lieblichkeit alter menschlicher Zusammenhänge gemein, die nicht mehr der einzelne Proletarier, wohl aber der außenstehende Betrachter noch fühlte. Das unterscheidet diese Reportagen von den naturalistischen, der heutigen zu geschweigen.

Johann Christian Brandes 1735–1799

Einer ärmlichen, sinkenden, schließlich proletarisierten Kleinbürgerfamilie Stettins entstammend, schlug sich der Knabe und Jüngling als Landstreicher, Straßenhändler, Lakai durch und mußte die unermeßlichen Leiden aus einer skrupellosen sozialen und juristischen Willkür der oberen Klassen gegen die Niederen bis zur Neige auskosten. Seine Lebenserinnerungen gehören zu den erschütterndsten proletarischen Literaturdokumenten des XVIII. Jahrhunderts. Schließlich fand er Anschluß an eine Wanderbühne. Sein Leben – und damit auch seine Memoiren – illustrieren nun den überaus interessanten Übergang vom »unregelmäßigen« Stegreiftheater und der alten Haupt- und Staatsaktion zum »regelmäßigen« bürgerlichen Theater als Kunstinstitut, dessen Haupt-Initiator, Lessing, unserem Brandes seine Freundschaft schenkte. Dieser Aufstieg hob auch ihn schließlich in die Sphären des wohlgeachteten ruhigen Großbürgertums, und er starb als berühmter Theaterschriftsteller und Schauspieler. – Das Stück ist den Anfangskapiteln seiner »Lebensgeschichte« (Neuausgabe München 1923) entnommen.

Deutsche Dorfjustiz im XVIII. Jahrhundert

In Danzig wird der Knabe des Diebstahls beschuldigt, und, da sich seine Unschuld bald herausstellt, wird er für seine ausgestandene Angst durch reichliches Almosen entschädigt. Für dieses Geld kauft er sich ein paar Pfund schwarzen Brasilientabak; als Tabakhändler will er durch die Dörfer ziehen und sich auf diese Weise die Wanderung in die Heimatstadt erleichtern.

Eines Tages kam ich in ein ziemlich großes Dorf, wo ich mit Wahrscheinlichkeit einen ansehnlichen Absatz vermutete. Von dieser Hoffnung begeistert, betrat ich das Wirtshaus, kramte voll Vertrauen meine Ware aus, und bot sie den anwesenden Gästen feil. Ein betrunkner Bauer näherte sich mir und forderte für ein Dütchen; ich gab ihm nach Gutdünken. Eh' ich mich umsah, fuhr seine Faust gegen meine Ohren. »Infamer Gauner! Ist das für ein Dütchen Tabak? Glaubst du, daß ich gesoffen habe, Spitzbube?« Und so hauste er, schimpfend und fluchend, ununterbrochen mit meinen Ohren fort. Ich bat, was ich konnte, um Verzeihung und entschuldigte mich mit der Unwissenheit in diesem Handel; aber je mehr ich gute Worte gab, desto wütender wurde der Bauer. Weil er mich nun gar nicht aus den Händen lassen wollte, und keiner von den Anwesenden sich meiner annahm, so schrie ich endlich laut um Hilfe. Nun trat der Wirt, welcher soeben aus der Kirche kam, herein und erkundigte sich nach der Ursache dieses Lärmens. Kaum erfuhr er, daß ich mit Tabak handelte, welche Ware er gewöhnlich seinen Gästen selbst zu verkaufen pflegte, so trat er auf meines besoffenen Gegners Seite, und weil er diesen Schleichhandel für einen unverzeihlichen Eingriff in sein sich selbst zugeeignetes Monopolium hielt, so erklärte er ohne weitere Umstände meinen Tabak für Kontrebande, behauptete, daß ein so elender, zerlumpter Bettler, der nicht einen Groschen bares Geld im Vermögen haben könne, ohne allen Zweifel den Tabak in Danzig gestohlen haben müsse; und da die gegenwärtigen Bauern dieser Behauptung sämtlich beistimmten, so wurde mein ganzes Warenlager auf der Stelle konfisziert. Ich sperrte mich natürlicherweise gegen diese Gewalttätigkeit aus allen Kräften, und da meine Bitten und Vorstellungen nichts fruchteten, so drohte ich endlich, mich deshalb bei dem Richter des Ortes zu beklagen. »Wie? Was?« – rief der aufgebrachte Wirt aus – »du willst mich

verklagen, Gaudieb? Nun gut, so verklage mich doch; ich bin der Richter!« Hierauf ging das Gehämmere und Gedrösche auf mich armen, unberufenen Tabakhändler von neuem und so unbarmherzig los, daß ich kaum noch soviel Besinnungskraft übrig behielt, die Tür zu gewinnen, um mich diesem Platzregen von Prügeln und Rippenstößen durch die Flucht zu entziehen; hier aber kam ich aus dem Regen vollends in die Traufe; denn da ich über diese grausame Behandlung äußerst aufgebracht war und den Verlust meines Tabaks schlechterdings nicht verschmerzen konnte, so schrie ich vor dem Hause über Gewalt und Mord! Nun hetzte der erbitterte Wirt seine Hunde auf mich; ihr Bellen war eine Losung, um die ganze Dorfgemeinde von Hunden herbeizulocken, welche mich auf der Flucht, die ich nun natürlicherweise nehmen mußte, scharenweise verfolgten, und so grimmig auf mich einfielen, daß sie mich unfehlbar zerrissen haben würden, wenn ich nicht glücklicherweise in der höchsten Not noch eine Hecke erreicht und einen schnellen halsbrechenden Sprung darüber gemacht hätte.

Nun befand ich mich zwar einigermaßen in Sicherheit, aber meine Beine waren wenigstens um einige Lot leichter an Fleisch geworden, welches ich den ergrimmten Tieren zur Beute hatte zurücklassen müssen. Die Beine waren von der Dornhecke, über welche ich mich gerettet hatte, erbärmlich geschunden und Kopf, Rücken und Arme von dem betrunkenen Bauer und dem gerechten Dorfrichter so zerschlagen, daß ich mich kaum zu rühren vermochte; indes schleppte ich doch den so grausam mißhandelten Körper, um mich gänzlich in Sicherheit zu setzen, über Gräben und Hecken, so gut ich es vermochte, zum Dorfe hinaus. Hier lag ich nun ächzend und winselnd und sah mit Tränen auf meine armselige Existenz herab. Mein Tabak, zu dessen Ankauf ich meine ganze Barschaft verwendet hatte, war unwiederbringlich verloren, und außer einem alten, abgegriffenen Hut, einem zerlumpten, nun von den Hunden völlig zerfetzten Röckchen (die Weste war schon längst ums Brot verkauft) einem pechschwarzen zerrissenen Hemde und einem Paar Beinkleider, die ich, um sie nicht stückweise zu verlieren, mit einem Strick um den Leib befestigen mußte, hatte ich auf der weiten Gotteswelt kein Eigentum, als meine Wunden und eine Legion heißhungriger Bewohner meines Körpers.

Das nächste Stück entstammt den »Pädagogischen Unterhandlungen«, herausgegeben vom Dessauischen Erziehungsinstitut i. J. 1782, und ist in der vorliegenden Form aus der Einleitung zu Friedr. Eberhard von Rochows (1734–1805) »Geschichte meiner Schulen«, Schleswig, bey J. G. Röhß 1795, Neuausgabe der »Reclamschen Universalbibliothek« abgedruckt.

Eine deutsche Dorfschule im XVIII. Jahrhundert

Das Schulhaus schien von außen einem Stallgebäude nicht unähnlich. Es hatte einen schmutzigen Eingang, und inwendig einen engen Raum. Die Schulstube war die einzige im Hause; zwar geräumig genug: aber für das, was sie alles fassen sollte, doch immer zu klein. Als wir hereintraten, schlug uns ein widriger Dampf entgegen, der uns das Atmen eine Weile sehr beschwerlich machte. Das erste was wir erblickten, war ein Hühnerhahn, und weiterhin zwei Hühner und ein Hund. Am Kamin stand ein Bett, worauf ein Spinnrad, ein Brot und allerlei zerrissene Kleidungsstücke lagen. Zunächst am Bette stand eine Wiege; daneben saß die Hausfrau und besänftigte ihr schreiendes Kind. An der einen Wand war eine Schneiderwerkstätte aufgeschlagen, woran ein arbeitender Geselle saß. An der andern war ein großer Kasten, ein Speiseschrank, Kleidungsstücke und andere Sachen angebracht. Den übrigen Raum nahmen die Schulkinder an einem Tisch und auf mehreren Bänken ein. Es waren ihrer fünfzig, von verschiedenem Alter und Geschlecht, aber alle untereinander und dicht zusammengepfropft. Wir mußten stehen, weil zum Sitzen kein Platz war. Am Ende des Schultisches erblickten wir den Lehrer. Er war eben beschäftigt, die Lektion der Kinder, mit der Karbatsche in der Hand, zu überhören. Bei unsrer Ankunft hielt er inne. P. bat ihn, sich nicht stören zu lassen, sondern in seinem Unterricht ordentlich fortzufahren. Er tat es, und ließ seine größern Schüler etwas Auswendiggelerntes hersagen, wovon wir anfangs beinah nichts verstehen konnten: denn das saugende Kind schrie immerfort, und der Hahn, welcher sich bei unserm Eintritt in einen kleinen Alkoven zurückgezogen hatte, krähte von da aus so mächtig dazwischen, daß uns die Ohren gellten.

Justus Möser 1720–1794,

der Osnabrücker »Geheime Justizrath«, Lokalhistoriker und Volksschriftsteller von streng konservativer, patriarchalischer Haltung. Hauptwerk: »Patriotische Phantasien«. Ein Meister der kräftigen, gemütvollen, volkstümlichen Prosa, als solcher und wegen seiner politischen Haltung von Goethe hoch geschätzt. – Das Fragment stammt aus den »Patriotischen Phantasien«.

Über die Erziehung der Kinder auf dem Lande

Ich weiß nicht, was unserem Herrn Kantor in den Kopf kömmt. Alle Jungen und Mädchen sollen lesen und schreiben lernen; dabei predigt er ihnen einen Katechismus, der ist so dick wie mein Gesangbuch ...

Ich habe nun mein achtzigstes Jahr erreicht, und kann sagen, daß ich die Welt von hinten und von vorn gesehen habe. Allein unter allen, die mit mir aufgewachsen sind, war kein einziger, der schreiben lernte. Man sahe dies als eine Art von bürgerlicher Beschäftigung an, die blos in den Städten und von Leuten, die keinen Ackerbau und keine Viehzucht hätten, getrieben werden müßte. Das Lesen, wie mir mein Vater sagte, wäre erst in seiner Jugend unter den Landleuten Mode geworden; und dieser hätte es noch wohl von seinem Vater gehört, daß in seiner Kindheit das ganze Jahr hindurch nur drei Gesänge in der Kirche wären gesungen worden, welche ein jeder aus dem Kopfe gewußt hätte ...

In der That aber sehe ich doch eigentlich nicht, was das Schreiben einem Ackermann sonderlich nütze. Wenn er weiß, wieviel Glas Branntwein, oder wieviel Krüge Bier durch einen Strich an der Tafel bezeichnet werden, wenn er die große Erfindung des Kerbstocks, wovon unser Meier letzthin geschrieben hat, kennt, und wenn er endlich drei Kreuze zum Wahrzeichen malen kann, so hat er meines Ermessens Alles, was er von dieser Seite gebraucht ...

Was die Mädchen betrifft – o ich möchte keines heirathen, das lesen und schreiben kann!

Bauernbrief aus Westpreußen 1848

Der nächste Beitrag, ein anonymer Bauernbrief aus Westpreußen im Revolutionsjahr 1848 »an die Berliner«, wurde von seinem

Empfänger Robert Prutz, dem liberalen Publizisten und Dichter (1816–1872) in der »Constitutionellen Clubzeitung« Nr. 6 vom 9. Mai 1848 mitgeteilt.

Wir Bauern aus Westpreußen kündigen euch Berlinern an, daß, wenn ihr nun nicht bald Zucht und Ordnung in eurem verfluchten Nest herstellen und unsern allgeliebten König in seine Rechte wieder einsetzen werdet, wir Bauern zu Hülfe kommen werden, daß euch Schuften Hören und Sehen vergehen soll. Ihr Hunde habt die verrätherischen Pollaken befreit und gegen uns angehetzt, die nun sengen und morden, ihr habt unsere Söhne und Brüder, die Gardisten, verrathen und geschlachtet; das soll euch gedacht bleiben, besonders da ihr deshalb noch das Maul voll nehmt und zu feig seid, euren Pöbel zu bändigen. Ihr Hallunken habt den Staatsschatz geplündert und anderes Staatseigenthum, wozu wir unser Geld beigesteuert, muthwillig zerstört; das sollt ihr uns ersetzen. Vor eurer Ruchlosigkeit hat der Prinz von Preußen fliehen müssen und wenn ihr nicht dafür sorgt, daß der Prinz bis zum 24. Mai d. J. wieder in seinem Recht und im Lande ist, so sollt ihr die Westpreußen kennen lernen; denn eure Räuberhöhle soll an hundert Stellen zugleich brennen. Wir Bauern wollen euch nicht ernähren, damit eure Brut uns zu Grunde richtet. Denkt an den 24. Mai, wir werden euch das Nachaffen der Franzosen lehren.

Die nachfolgende Reportage über die furchtbaren Zustände in den damals neuen proletarischen Mietskasernen am Hamburger Tore des vormärzlichen Berlin, dem sogenannten Vogtland (1843), hat Bettina Brentano, die romantische Dichterin und demokratische Publizistin, die Freundin Goethes und Beethovens, die Schwester Clemens Brentanos und Gemahlin Achim von Arnims, zwar nicht selbst geschrieben, sondern von einem jungen Schweizer verfassen lassen, aber sie hat sie redigiert und ihrem Werke »Dies Buch gehört dem König«, »als Beilage zur Sokratie der Frau Rat« (Mutter Goethes), deren Phantasiegestalt die Hauptfigur des Buches ist, einverleibt. Der wirkliche Verfasser, ein schweizer Student, heißt Heinrich Grunholzer. Der Text ist entnommen dem 6. Band von Bettina Brentanos »Sämtlichen Werken«, Berlin 1921, S. 453-504.

Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande

Vor dem Hamburger Tore, im sogenannten Vogtland, hat sich eine förmliche Armenkolonie gebildet. Man lauert sonst jeder unschuldigen Verbindung auf. Das aber scheint gleichgültig zu sein, daß die Ärmsten in eine *große Gesellschaft zusammengedrängt werden, sich immer mehr abgrenzen gegen die übrige Bevölkerung und zu einem furchtbaren Gegengewichte anwachsen. Am leichtesten übersieht man einen Teil der Armengesellschaft in den sogenannten »Familienhäusern«. Sie sind in viele kleine Stuben abgeteilt, von welchen jede einer Familie zum Erwerb, zum Schlafen und Küche dient. In vierhundert Gemächern wohnen zweitausendfünfhundert Menschen. Ich besuchte daselbst viele Familien und verschaffte mir Einsicht in ihre Lebensumstände.*

Der Vater webet zu Bett und Hemden und Hosen und Jacke das Zeug und wirkt Strümpfe, doch hat er selber kein Hemd. Barfuß geht er und in Lumpen gehüllt!
Die Kinder gehen nackt, sie wärmen sich einer am andern auf dem Lager von Stroh und zittern vor Frost.
Die Mutter weift Spulen vom frühsten Tag zur sinkenden Nacht. Öl und Docht verzehret ihr Fleiß und erwirbt nicht so viel, daß sie die Kinder kann sättigen.
Abgaben fordert der Staat vom Mann, und die Miete muß er bezahlen, sonst wirft ihn der Mietherr hinaus und die Polizei steckt ihn ein. Die Kinder verhungern und die Mutter verzweifelt.
Die Armenverwesung hat taube Ohren, sie läßt lange vergeblich sich anschreien vom Armen, was er ihr abdringt, das Leben zu fristen, läßt ihn nur langsamer sterben. Die Armenverwesung spart die milden Spenden zum Kapital und legt es auf Zinsen. Die Armen sind Verschwender: »Heute essen sie, – morgen nicht, – übermorgen essen sie wieder, und in den Zwischentagen geben sie dem noch ärmeren Nachbar, was sie sich abhungern.«
Kreuzweis' wird durch die Stube ein Seil gespannt, in jeder Ecke haust eine Familie, wo die Seile sich kreuzen steht ein Bett für den noch Ärmeren, den sie gemeinschaftlich pflegen.

In der Kellerstube Nr. 3 traf ich einen Holzhacker mit einem kranken Bein. Als ich eintrat, nahm die Frau schnell die Erd-

äpfelhäute vom Tische und eine sechzehnjährige Tochter zog sich verlegen in einen Winkel des Zimmers zurück, da mir ihr Vater zu erzählen anfing. Dieser wurde arbeitsunfähig beim Bau der neuen Bauschule. Sein Gesuch um Unterstützung blieb lange Zeit unberücksichtigt. Erst als er ökonomisch völlig ruiniert war, wurden ihm monatlich fünfzehn Silbergroschen zuteil. Er mußte sich ins Familienhaus zurückziehen, weil er die Miete für eine Wohnung in der Stadt nicht mehr bestreiten konnte. Jetzt erhält er von der Armendirektion zwei Taler monatlich. In Zeiten, wo es die unheilbare Krankheit des Beines gestattet, verdient er einen Taler monatlich; die Frau verdient das Doppelte, die Tochter erübrigt anderthalben Taler. Die Gesamteinnahme beträgt also sechseinhalb Taler im Monat. Dagegen kostet die Wohnung zwei Taler; eine »Mahlzeit Kartoffeln« einen Silbergroschen neun Pfennig; auf zwei tägliche Mahlzeiten berechnet, beträgt die Ausgabe für das Hauptnahrungsmittel dreieinhalb Taler im Monat. Es bleibt also noch ein Taler übrig zum Ankaufe des Holzes und alles dessen, was eine Familie neben rohen Kartoffeln zum Unterhalte bedarf.

Im Dachstübchen Nr. 76 wohnt ein Schuster, Schadow. *Es war drei Uhr abends und er hatte an demselben Tag erst zwei Silbergroschen verdient; den einen gab er wieder aus für Zwirn, für den andern kaufte er Brot. Das Kleine fing an, vor Hunger zu weinen. Sch. hatte soeben einen Schuh geflickt und gab ihn der Frau mit den Worten: »Trage ihn fort, laß dir einen Sechser dafür geben und bring dem Kind ein Semmelbrot; es hungert.« Die Frau kam mit leerer Hand zurück; das Mädchen, dem der Schuh gehörte, konnte nicht bezahlen. Das Kind weinte noch immer, und Vater und Mutter weinten mit. Ich half mit einigen Groschen aus der augenblicklichen Verlegenheit.*

Schneider *von Hirschlanden bei Zürich hat den russischen Feldzug mitgemacht und wohnt seit 1813 in Berlin. Von neun Kindern hat er die zwei jüngsten bei sich. Er leidet an einem doppelten Bruchschaden. Seine Frau ist alt und kränklich. Beide suchen Knochen und Papier. Heute haben sie auf diesem Wege zwei Silbergroschen vier Pfennig verdient. Vor einem Jahre erhielten sie zwei Taler Unterstützung von der Armendirektion. Vor zwei Jahren hat*

Schneider jemanden um ein Almosen angesprochen; er bekam drei Pfennig, wurde von einem Polizeidiener erwischt und auf sechs Monat' eingesperrt.

Der Weber Naumann *ist schon sieben Wochen für drei Taler fünfzehn Silbergroschen im Schuldarrest. Der Exekutor ging persönlich mit ihm zum Armendirektor und stellte diesem vor, daß der Armendirektion, wenn sie jene Schuld nicht tilge, eine Frau mit sechs kleinen Kindern auf den Hals falle. Doch umsonst: man läßt den armen Mann im Gefängnis sitzen und reicht der brotlosen Familie monatlich vier Taler Unterstützung. Es zeigt sich an diesem Beispiele deutlich, wie ungeschickt die Armenfonds benutzt werden. Anstatt den rechten Augenblick der Unterstützung kennenzulernen und zu benutzen, verwendet man die Gelder auf Almosen, die noch keinem Armen aufgeholfen haben. Aus diesem wird das Mietgeld bestritten, und das übrige genügt nicht, die Familie vor großem Hunger zu sichern. Die junge Frau des Hausbesitzers erzählte mir, daß die Kinder tagelang hungern und sie das kleinste schon oft an ihrer Brust genährt habe.*

Wenn's gegen den Feind gilt, dann findet ihr sie in ihren Schlupfwinkeln, dann zieht der Staat ihnen Montur an und läßt sie in Reih' und Glied aufmarschieren! Wenn der Landesvater will losdonnern, dann sind sie euch gut als Futter für die feindlichen Kanonen. Was davon heimkommt und selbst nach Futter schreit, das betrachtet ihr als Hefe des Volks und laßt's wieder im alten Schlamm versinken, wißt nicht mehr, wo's geblieben ist, vor euch mag's unter die Erde versunken sein, muckt es, so wird man seiner schon Herr werden.

(Bettina v. Arnim)

IV. Der Bürger sieht es kommen
Die gewesene und die werdende Revolution

Georg Lukács hat die weittragende Bemerkung gemacht, das deutsche Bürgertum hätte seinen ersten Gegner – den Feudalismus – noch nicht zu Boden gerungen, als schon das Proletariat – sein letzter – vor ihm gestanden habe.
Dieser Zweifrontenkrieg, in welchen die Bürgerklasse sich seit ihrer Entstehung verwickelt sah, ist der äußere Ausdruck der

inneren Widersprüche, die sie von Beginn an gefährdeten. Und diese Widersprüche gruppieren sich mehr oder weniger um Idee und Faktum der Demokratie, die den Menschen alle erdenklichen Rechte gab und nur die Kraft nahm, sie wahrzunehmen. Dieser Widerspruch ist nicht erst von den Sozialisten, sondern schon von Staatsrechtlern der Reaktion, vor allem von Adam Müller, deutlich gekennzeichnet worden. Auszügen aus diesem Autor folgt eine Rede von Lassalle, die unter dem Titel »Verfassung« den Unterschied politischer Rechts- und gesellschaftlicher Machtpositionen schneidend bezeichnet. Hofmannsthal, der gewiß konservativ war, hat sie der Aufnahme in sein »Deutsches Lesebuch« für wert gehalten. – Das Stück von Heine scheint dem heutigen Leser von Aktualität geradezu geladen. Der Auseinandersetzung des Literaten mit dem Kommunismus, die es bringt, ist gewiß aus der Literatur der letzten zehn Jahre nur sehr weniges an die Seite zu stellen.
Von der Briefstelle, mit der wir schließen, läßt sich wohl kaum mehr sagen, als daß die Unterschrift Goethe ihrem Charakter als eines historischen Meilensteins nichts hinzuzusetzen vermag.

Wolfgang Menzel 1798–1873,

der reaktionäre »Franzosenfresser« und Denunziant der Jungdeutschen, teilt die folgende geisterhaft-witzige Anekdote aus dem Revolutionsjahr in seinen »Denkwürdigkeiten« mit.

Ein reicher Kaufmann in Stuttgart schwebte während der Revolution immer in der größten Angst. In einer schlaflosen Nacht im Sommer 1849 sah er zum Fenster hinaus, der Mond schien hell und die tiefste Stille herrschte in der ganzen Stadt. Da erreichte seine Angst den höchsten Grad. Er kleidete sich an, verließ das Haus und schellte heftig am Hause Duvernoys, der damals Minister des Innern war. Aufgeschreckt ließ dieser öffnen, empfing den Kaufmann und frug ihn staunend, was er denn mitten in der Nacht von ihm wolle. Da sagte der Kaufmann in größter Aufregung, er komme, ihn zu warnen, es herrsche eine so bedenkliche Stille in der Stadt.

Adam H. Müller 1779–1829,

der romantische Staatsrechtler und Volkswirtschaftler, die zentrale Literatengestalt der politisch-romantischen Aspirationen im vor-

märzlichen Deutschland, Propagator des »organischen« Staates und der mittelalterlichen Ständeverfassung, publizistisches Instrument der stockpreußischen Junker-Opposition gegen Hardenberg, Freund Heinrich von Kleists, an dessen »Phöbus« und »Berliner Abendblättern« er an erster Stelle mitarbeitet. Es folgt sein Übertritt zum Katholizismus und in den Dienst des Wiener metternichianischen Regimes; streng theologische, ultramontane Haltung seiner späteren politischen Schriften; er wird Teilnehmer des klerikalen adeligen Wiener Kreises um den hl. Clemens Maria Hofbauer. Außerordentlicher Redner und Meister der deutschen Prosa; kein tiefer, aber ein ungemein klarer und geistreicher Theoretiker der politischen Restauration, anfangs von Edmund Burke, später von de Maistre und Bonald abhängig. – Die feudale hochkonservative Defensiv-Polemik gegen die erst in den Anfängen befindliche, sich allmählich entfaltende bürgerliche Industriegesellschaft bei Adam Müller und Franz Baader zeugt von einem erstaunlichen, fast prophetischen Scharfblick und deckt sich oft fast wörtlich mit der späteren offensiven Kritik Karl Marxens an der kapitalistischen Gesellschaft; dennoch hat Marx diese romantische Kritik ausdrücklich scharf abgelehnt.

Geldsklaverei, ... die jetzt herrschende Art der Sklaverei, ist die schlimmste Art, weil sie mit dem Lügengefühle vermeintlicher Freiheit *verbunden ist. Ob man mich ein für allemal unterwirft oder mir täglich alle Lebensbedingungen so lange absparet, bis ich mich unterwerfe; ob ich mich ein für allemal oder täglich von neuem verkaufe, gilt gleichviel; statt daß man sonst meinen Leib zu eigen und deshalb die Sorge für ihn übernahm, nimmt man jetzt nur das Wesentliche desselben, seine Kraft, und überläßt mir den Rest des unnützen Gerippes hohnlachend zur* freien *Disposition.*

Das höhere Teil des Menschen, der Sitz der Ehre und aller der Gefühle, die ihn adeln und die, wenn sie mit Füßen getreten werden, ihn zermalmen und alles Bestehende in seinen Ruin hinabziehen, wird nicht geachtet, weil es nicht in Geld umzusetzen ist; nur Teile des Menschen, nur einzelne Kräfte sind in der großen Fabrik zu gebrauchen; nicht der ganze Mensch, der zu Grunde gehen möge, wenn das Sächliche an ihm, das Geldes-

und Tagelohnwerte, durch Alter, Krankheit oder irgend eine der unzähligen Wendungen der europäischen Bedürfnisse und Moden, in der großen Geldmaschine unbrauchbar würde.

Wie man, nach Burke, in den Ruinen Salpeter findet, um Pulver zu machen, und mit dem Pulver Ruinen, um neues Pulver zu erzeugen, und so ins Unendliche fort, so wird durch die Teilung der Arbeit das Geld zuwege gebracht, und vermittels des Geldes die Arbeit weiter geteilt, um Geld zu gewinnen, und so fort: also laßt uns teilen und weiter teilen, privatisieren und dismembrieren!

Ferdinand Lassalle 1825–1864

Das Stück ist den »Ausgewählten Reden und Schriften«, Bd. I., Leipzig o. J. entnommen.

Sie wissen, meine Herren, daß in Preußen nur Das Gesetzeskraft hat, was durch die Gesetzsammlung publiziert wird. Die Gesetzsammlung wird gedruckt in der Deckerschen Oberhofbuchdruckerei. Die Originale der Gesetze selbst werden in gewissen Staatsarchiven verwahrt, in andern Archiven, Bibliotheken und Magazinen die gedruckten Gesetzsammlungen. Setzen Sie nun den Fall, daß eine große Feuersbrunst entstände, etwa wie der Hamburger Brand, und daß nun alle diese Staatsarchive, Bibliotheken, Magazine und die Deckersche Hofbuchdruckerei abbrennen und daß dies durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände auch in den andern Städten der Monarchie stattfände und auch in bezug auf die Bibliotheken der Privatleute, in denen sich Gesetzsammlungen vorfinden, so daß nun in ganz Preußen kein einziges Gesetz in beglaubigter Form mehr existierte.
Das Land wäre dann durch dieses Unglück um alle seine Gesetze gekommen, und es bliebe ihm gar nichts übrig, als sich neue Gesetze zu machen. Glauben Sie denn nun, meine Herren, daß man in diesem Fall ganz beliebig zu Werke gehen, ganz beliebige neue Gesetze machen könnte, wie einem das eben konveniert? – Wir wollen sehen.
Ich setze also den Fall, Sie sagten: Die Gesetze sind untergegangen, wir machen jetzt neue Gesetze, und wir wollen hierbei dem Königtum nicht mehr diejenige Stellung gönnen, die es bisher einnahm, oder sogar: wir wollen ihm gar keine Stellung mehr gönnen. Da würde der König einfach sagen: die Gesetze mögen unter-

gegangen sein; aber tatsächlich gehorcht mir die Armee, marschiert auf meinen Befehl, tatsächlich geben auf meine Ordre die Kommandanten der Zeughäuser und Kasernen die Kanonen heraus, und die Artillerie rückt damit auf die Straßen, und auf diese tatsächliche Macht gestützt, leide ich nicht, daß Ihr mir eine andere Stellung macht als ich will.
Sie sehen, meine Herren, ein König, dem das Heer gehorcht, und die Kanonen – das ist ein Stück Verfassung!
Oder ich setze den Fall, Sie sagten: Wir sind achtzehn Millionen Preußen. Unter diesen achtzehn Millionen gibt es nur eine verschwindend kleine Anzahl großer adeliger Grundbesitzer. Wir sehen nicht ein, warum diese verschwindend kleine Anzahl großer Grundbesitzer einen solchen Einfluß üben soll wie die ganzen achtzehn Millionen zusammen, indem sie aus sich ein Herrenhaus bilden, welches die Beschlüsse des von der ganzen Nation gewählten Abgeordnetenhauses aufwiegt und verwirft, wenn sie etwas taugen. Ich setze den Fall, Sie sprächen so und sagten: wir sind alle »Herren« und wollen gar kein besonderes Herrenhaus mehr. Nun, meine Herren, die großen adeligen Grundbesitzer könnten dann freilich ihre Bauern nicht gegen Sie marschieren lassen! Ganz im Gegenteil, sie würden wahrscheinlich alle Hände voll zu tun haben, sich vor ihren Bauern zuerst zu retten. Aber die großen adeligen Grundbesitzer haben immer einen großen Einfluß bei Hof und König gehabt, und durch diesen Einfluß können sie nun das Heer und die Kanonen eben so gut für sich in Bewegung setzen, als wenn diese Machtmittel zu ihrer direkten Verfügung ständen.
Sie sehen also, meine Herren, ein Adel, der Einfluß bei Hof und König hat – das ist ein Stück Verfassung.
Oder ich setze den umgekehrten Fall, König und Adel einigten sich unter sich, die mittelalterliche Zunftverfassung wieder einführen zu wollen, und zwar nicht bloß für das kleine Handwerk, wie man dies vor einigen Jahren wirklich zum Teil versucht hat, sondern sie in der Weise einzuführen, wie sie im Mittelalter bestand, nämlich für die gesamte Produktion in der Gesellschaft, also auch für den Groß- und Fabrikationsbetrieb und für die Produktion mit Maschinen. Es wird Ihnen bekannt sein, meine Herren, daß das große Kapital unmöglich unter dem alten Zunftsystem produzieren könnte, daß der eigentliche Groß- und Fabri-

kationsbetrieb, die Produktion mit Maschinen, unter dem mittelalterlichen Zunftsystem durchaus nicht vor sich gehen könnte. Denn nach diesem Zunftsystem bestanden z. B. überall gesetzliche Abgrenzungen der verschiedenen, auch der am nächsten mit einander verwandten Arbeitszweige, und kein Gewerbetreibender durfte zwei derselben mit einander verbinden. Der Tüncher durfte kein Loch verstreichen, zwischen den Nagelschmieden und Schlossern wurden damals endlose Prozesse über die Grenzen ihrer beiderseitigen Gewerbe geführt, der Kattundrucker würde keinen Färber beschäftigen können. Ebenso war unter dem Zunftsystem das Quantum gesetzlich genau geregelt, das ein Gewerbetreibender produzieren konnte, indem nämlich an jedem Ort in jedem Gewerbszweige jeder Meister nur eine gleiche, gesetzlich bestimmte Anzahl von Arbeitskräften beschäftigen durfte.

Sie sehen, daß schon aus diesen beiden Gründen die große Produktion, die Produktion mit Maschinen und einem System von Maschinen, unter der Zunftverfassung nicht einen Tag vorwärts gehen könnte. Denn diese große Produktion fordert 1. als ihre Lebensluft die Verbindung der verschiedenartigsten Arbeitszweige unter den Händen desselben großen Kapitals; 2. die massenhafte Produktion und die freie Konkurrenz, das heißt also, die unbeschränkte beliebige Anwendung von Arbeitskräften.

Wenn man also nun dennoch die Zunftverfassung heut einführen wollte – was würde entstehen?

Die Herren Borsig, Egels usw., die großen Kattunfabrikanten, Seidenfabrikanten usw. würden ihre Fabriken schließen und ihre Arbeiter entlassen, sogar die Eisenbahndirektionen würden dasselbe tun müssen, Handel und Gewerbe würden stocken, eine große Anzahl Handwerksmeister würde hierdurch wiederum, teils gezwungen, teils freiwillig, ihre Gesellen entlassen, diese ganze unendliche Volksmasse würde nach Brot und Arbeit rufend durch die Straßen wogen, hinter ihr stände, anfeuernd durch ihren Einfluß, ermutigend durch ihr Ansehen, Vorschub leistend durch ihre Geldmittel die große Bourgeoisie, und es würde so ein Kampf ausbrechen, in welchem keineswegs der Sieg dem Heere verbleiben könnte.

Sie sehen also, meine Herren, die Herren Borsig und Egels, die großen Industriellen überhaupt – die sind ein Stück Verfassung.

Heinrich Heine

Das folgende Stück entstammt der »Lutezia, Berichte über Politik, Kunst und Volksleben«.

Nur mit Abscheu und Grauen denke ich an die Epoche, wo die finsteren Bilderstürmer zur Herrschaft gelangen werden; mit ihren schwieligen Händen werden sie ohne Erbarmen die Marmorsäulen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen so teuer sind; sie werden all jenes phantastische Flitter- und Spielwerk der Kunst zerstören, das der Dichter so sehr liebte ... die Nachtigallen, diese unnützen Sänger, werden verjagt werden, und ach, mein Buch der Lieder wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Tüten zu drehen, in die er Kaffee oder Tabak schütten wird für die alten Weiber der Zukunft. Ach, ich sehe dies alles voraus, und ich werde von unsagbarer Trauer ergriffen, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das siegreiche Proletariat meine Verse bedroht, die mit der ganzen alten romantischen Welt untergehen werden. Und dennoch, ich gestehe es freimütig, übt dieser Kommunismus, der allen meinen Interessen und Neigungen so feindselig ist, auf meine Seele einen Zauber aus, dessen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben sich zu seinen Gunsten in meiner Brust, zwei Stimmen, die sich nicht beschwichtigen lassen wollen und die im Grunde vielleicht nur diabolische Anreizungen sind, – aber wie dem auch sei, ich werde von ihnen beherrscht, und kein Bannwort kann sie bezwingen.

Die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik ... Wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, daß alle Menschen das Recht haben, zu essen, so muß ich mich allen seinen Folgerungen unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren, ich glaube, alle Dämonen der Wahrheit im Triumph um mich tanzen zu sehen, und zuletzt bemächtigt sich eine großherzige Verzweiflung meines Herzens, und ich rufe aus: Sie ist seit lange gerichtet, verurteilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr wie recht ist. Werde sie zertrümmert diese alte Welt, wo die Unschuld umkam, die Selbstsucht gedieh, wo der Mensch ausgehungert wurde durch den Menschen. Mögen sie vom Grund bis zum Gipfel zerstört werden, diese übertünchten Gräber, in denen die Lüge und die Ungerechtigkeit hausten. Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der aus meinen Gedichten Tüten drehen wird, um

Kaffee oder Tabak hineinzuschütten für die armen alten guten Weiber, die sich in dieser gegenwärtigen Welt der Unbill vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mußten – fiat justitia, pereat mundus! –

Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer, als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Kommunismus und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich spreche von der Partei der sogenannten Vertreter der deutschen Nationalität, jenen falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, die jeden Tag ihre Galle namentlich gegen Frankreich ausschütten. Ja, diese Überbleibsel oder Nachkommen der Teutonen von 1815, die ihr altes Kostüm ultradeutscher Narren nur modernisiert haben und sich ein wenig die Ohren stutzen ließen – ich habe sie mein ganzes Leben lang verabscheut und bekämpft, und jetzt wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Überzeugung, daß der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Weg findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; nicht durch einen Keulenschlag, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten wie eine Kröte. Das wird sein Anfang sein. Aus Haß gegen Partisanen des Nationalismus könnte ich die Kommunisten fast lieben. Wenigstens sind es keine Heuchler, die nur das Christentum und die Religion auf den Lippen führen; die Kommunisten haben zwar keine Religion (kein Mensch ist vollkommen)... aber als Hauptdogma bekennen sie den absolutesten Kosmopolitismus, eine allgemeine Liebe für alle Völker, eine brüderliche Gütergemeinschaft zwischen allen Menschen, freien Bürgern dieses Erdballs. Dies Grunddogma hat einst auch das Evangelium gepredigt und in Wahrheit sind die Kommunisten viel bessere Christen als die sogenannten deutschen Patrioten, diese bornierten Kämpfer einer exclusiven Nationalität.

Das schrieb Heinrich Heine im Vorwort zur französischen Ausgabe der »Lutezia« wenige Monate bevor er 1856 am 17. Februar starb.

Goethe
»Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832«, Berlin 1834. S. 43-44.

Alles ... ist jetzt ultra, alles transcendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff den er bearbeitet. Von reiner Einfalt kann die Rede nicht sein, einfältiges Zeug gibt es genug.
Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Und das ist ja auch das Resultat der Allgemeinheit, daß eine mittlere Kultur gemein werde; dahin streben die Bibelgesellschaften, die Lancasterische Lehrmethode und was nicht alles.
Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende praktische Menschen, die, mit einer gewissen Gewandtheit ausgestattet, ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenn sie gleich selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laß uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, an der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch wenigen, die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.

Ansprache eines Hochschullehrers

Mit der beginnenden Herrschaft des Bürgers kristallisiert sich eine ganz besondere, ungemein charakteristische und festumrissene Stellung des »Gebildeten« und »Gelehrten« heraus. Schon in der feudalen Zeit steht der städtische Bürger als Gelehrter, als Magister, als Schriftsteller und Dichter neben dem Adeligen; und mit dem sinkenden Feudalismus wird die »Bildung« so etwas wie das erste Privileg des Bürgers vor der Machtergreifung. Durch sie legitimiert er sich vor dem Urteil der Weltgeschichte im Vorhinein als Anwärter auf die Weltherrschaft. Was Wunder, daß der Gelehrte, der Gebildete, der Intellektuelle bald nach der Machtergreifung in die vorderste Front, in die politische vordringt. Der

deutsche Gelehrte, der deutsche Professor, der deutsche Magister und Schriftsteller gehört zu den entscheidenden Figuren – im guten wie im bösen Sinn – der jungen Bürgerherrschaft. Das Frankfurter Parlament ist seine Schicksalsstunde. Von da ab bröckelt seine Macht ab, er gibt nicht mehr den Ton der Zeit an, sondern übernimmt, formuliert, steigert oder verzerrt ihn nur noch.
Die ganze Würde dieser politischen Mission des bürgerlichen Gelehrten in der Blütezeit offenbart uns eine Ansprache Friedrich Wilhelm Schellings, des großen romantischen Philosophen, an seine Münchner Universitätshörer aus Anlaß von Studentenunruhen – dem Leser steht es frei, Parallelen zur Gegenwart zu ziehen, und seine eigenen Betrachtungen darüber anzustellen, was seitdem aus der moralischen Höhe und menschlichen Reinheit dieser akademischen Führung geworden ist.

Meine Herren!
Ich habe Sie, außerordentlicher Weise, gebeten, mich heute noch zu hören; ich spreche zu Ihnen nicht in Auftrag, nicht daß ein Mensch es mir angemutet oder mich darum ersucht hätte, sondern ganz allein, weil das eigne Herz es mir gebietet, weil ich es nicht mit ansehen kann, daß noch eine Nacht wie die letzten herankomme und der Zustand von Unruhe fortdaure, der schon so viele unglückliche Folgen gehabt hat und mit noch unglücklicheren uns, Sie alle, die Hoheschule selbst bedroht; um mit Ihnen zu überlegen, wie die Ruhe in die Gemüter, der Friede in die gestörten Verhältnisse zurückzuführen sei; was noch sich tun lasse, um dem immer weiter um sich greifenden, unsern liebsten Hoffnungen schmähliche Vernichtung drohenden Unheil ein Ziel zu setzen. Ich rede zu Ihnen – nicht als ein Vorgesetzter, sondern als Ihr Lehrer, dessen Stimme Sie in manchen ruhigen und, ich darf sagen glücklichen Stunden, wenn es ihm gelang, Sie in Ihr eignes Inneres und in die Tiefen menschlicher Gedanken zu führen, mit Lust, mit Liebe, selbst mit Begeisterung gehorcht haben – ich rede zu Ihnen, nicht als einer der Ihnen gegenüber steht, sondern der mit Ihnen dasselbe Interesse hat, als Freund der Jugend, als Ihr Freund, der in Ihnen nie etwas anderes gesehen hat als wahre Kommilitonen, Mitstreiter im großen Kampfe des menschlichen Geistes. Hören Sie also auch heute den, dem Sie als Anführer auf dem Wege der Wissenschaft mit Vertrauen und Mut

gefolgt sind, mit Liebe und Vertrauen, und lassen Sie ein gutes Wort bei Ihnen eine gute Statt finden! Denn: Heilbar sind die Herzen der Edlen, wie Homer sagt. Zeigen Sie sich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegsehen und nur das Wesentliche im Auge haben. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt ist blind; der einmal entfesselten vermag der beste Wille, die zärtlichste Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben; über die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie sollte ich billig etwas vermögen; ich habe es – warum dürfte ich es nicht sagen? – ja, ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken sehen lasse. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an Sie; Sie habe ich mir ersehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie – durch Sie allein, ohne andere Dazwischenkunft – durch einen einzigen großen und auf immer ruhmwürdigen Entschluß Ihres Herzens das alles beendigt werde, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle, die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig sind, mit der tiefsten Betrübnis, mit den bangesten Sorgen erfüllt... Aufgereiztem Pöbel kann man nicht zumuten, daß er sich selbst überwinde. Ihnen, Jünglingen, die die Sonnenhöhen der Wissenschaft kennen, die tief unter sich gemeine Denkart und gemeines Vorurteil sehen, die ihren Geist an dem Höchsten zu üben gewohnt und zu üben aufgefordert sind – Ihnen kann man zutrauen, daß Sie den Wert der Selbstüberwindung fühlen, und daß Sie in sich selbst die Kraft finden, sie wirklich zu üben; Sie kann man auffordern, eben jetzt ein Beispiel dieser Selbstüberwindung zu geben, das nicht allein Sie ehren, sondern – als allein durch die Stimme der Vernunft und der bessern Einsicht bewirkt – ein allgemeines Zeugnis für den Geist deutscher Universitäten ablegen wird. Was will die bloß physische Unerschrockenheit, mit der auch der Barbar, der Sklave selbst, vom Stecken des Treibers getrieben, blitzenden und todverbreitenden Waffen oder festen und unbezwingbar scheinenden Mauern sich entgegenstürzt, was will diese Unerschrockenheit, deren auch die tiefste Rohheit fähig ist, gegen die Tapferkeit sagen, mit der ein edles Gemüt sich selbst bezwingt? ...

Die Zeit drängt, ich kann nur kurz noch sagen, wie weniges ich im Grunde Ihnen zumute. Es ist nur dies, daß Sie diese eine Nacht

alle, wie Sie hier sind, sich ruhig zu Hause halten, daß die, welche mich gehört haben, alles tun, um auch die, welche mich nicht gehört haben, zu diesem Entschluß zu bewegen. Es ist so wenig, um das ich bitte, zu dem ich Sie als Lehrer, als Freund ermahne. Ich war auch einst Student; ich mute Ihnen nichts zu, was der Ehre wahrer akademischer Bürger nachteilig sein kann. Sie dürfen sich nicht schämen, meiner Stimme zu folgen; auch mein Herz hat für alles Rechte, was Sie empfinden, geglüht und glüht noch dafür. Nun also, ich fordere Sie auf, wagen Sie es, sich selbst zu überwinden, einen Augenblick der Verleugnung wird es Sie kosten. Im nächsten Augenblick des fest gefaßten Entschlusses werden Sie sich größer, werden Sie sich über sich selbst erhoben fühlen. Ich entlasse Sie nicht von hier, ohne daß Sie das, was ich verlange – im Namen des Vaterlandes, im Namen der Wissenschaft, im Namen dieser Universität von Ihnen verlange – ehe Sie dies fest, wie Männer beschließen, beschlossen haben. Geben Sie nicht zu, daß man von mir sage, er hat sich in seiner Meinung getäuscht, sein guter Wille ist ihm schlecht gelohnt worden. Zeigen Sie, daß zwar nicht Kolbenstöße, nicht Bajonettstiche, noch Säbelhiebe, aber daß das Wort eines einzigen Lehrers, der nichts bei Ihnen voraus hat als die Meinung von seiner herzlichen Zuneigung und Liebe, daß das Wort eines einzigen Lehrers imstande war, Sie zur Stille, zur Ruhe zurückzurufen. Jetzt gleich, indem Sie nach Hause gehen, bitte ich Sie, alles Aufsehen zu vermeiden. Wie schmerzlich müßte ich es empfinden, wenn dem guten Willen, die Sonne nicht untergehen zu lassen, ohne noch alles aufgeboten zu haben, was zu Ihrem Besten geschehen konnte, wenn diesem nur die kleinste durch ihn veranlaßte Unordnung vorgeworfen werden könnte! Nein; die Ehre Ihres Lehrers ist eins mit Ihrer eignen, und welches auch Ihre Empfindungen sein mögen, Sie werden den Lehrer, der sich an Ihr Vertrauen gewendet, nicht bloßstellen, Sie werden das Vertrauen, das er in Sie gesetzt hat, nicht beschämen lassen! Gott mit Ihnen!

Les voix des témoins que l'on va entendre sont, dans l'Allemagne actuelle, des voix étouffées; pourtant, on les a distinctement entendues pendant près d'un siècle. Deux révolutions, celle de Juillet et surtout celle de 1848, ont maintenu, dans la bourgeoisie avancée d'Allemagne, la conscience d'une communion avec la grande Révolution. En 1830, lorsque Börne nota après son arrivée à Paris: «J'eusse aimé ôter mes bottes; en vérité, c'est seulement nu-pieds que l'on devrait fouler ce pavé sacré», c'est encore la pensée de 1789 qui le fait vibrer. Et ce langage a été compris pour longtemps. Même en 1870 Justus Liebig, qui en 1848 avait pu se réfugier à Paris pour éviter d'être persécuté en tant que démagogue, gardant en son cœur la vivante image de cet asile de liberté, tint tête au chauvinisme du moment dans un discours qu'il prononça à l'Académie Bavaroise des Sciences. Aux yeux de Nietzsche, Paris fut sans nul doute la capitale du bon Européen. C'est seulement la fondation de l'Empire qui fit perdre à la bourgeoisie allemande l'image de Paris qui lui était échue. De la ville de la grande Révolution et de la Commune, la Prusse féodale fait une Babylone à qui elle pose sur la nuque la tige de sa botte. A cette époque, en 1871, Blanqui a écrit dans sa «Patrie en danger»: «La gloire de Paris est sa condamnation... Sa lumière, ils veulent l'éteindre, ses idées, les refouler dans le néant... C'est Berlin qui doit être la ville sainte de l'avenir, le rayonnement qui éclaire le monde. Paris, c'est la Babylone usurpatrice et corrompue, la grande prostituée que l'envoyé de Dieu, l'ange exterminateur... va balayer de la face de la terre. Ignorez-vous que le Seigneur a marqué la race germaine du sceau de la prédestination?» La terrible actualité de ces mots le montre bien: le témoignage que la grande Révolution reçut jadis de ses contemporains allemands a gardé une signification qui persiste, indépendamment des jubilés.

Christian Friedrich Daniel Schubart 1739–1791

Durant sa vie tout entière, Schubart n'est pas sorti de l'ombre de Klopstock. Son originalité ne réside pas tant dans chacun de ses travaux que dans la très curieuse liaison que concluent chez lui la poésie lyrique et le journalisme. Ce furent là les deux modes

d'expression qui s'offrirent à son enthousiasme. On conçoit que ce jeu de la nature, un journaliste chantant, ne pouvait se rencontrer que dans la période de jeunesse de la presse. Le décalage entre la froide intelligence des conditions de vie de sa classe et l'imagination débordante, enflammée des moyens de les améliorer fait de Schubart un représentant du «Sturm und Drang» (Ouragan et Emportement). Il le devint plus manifestement encore, par les dix ans de réclusion que Charles-Eugène de Wurtemberg lui fit subir, sans d'ailleurs qu'il fût jamais passé en jugement. Libéré en 1787, Schubart reprit sa grande œuvre journalistique, la «Deutsche Chronik», à laquelle il avait lui-même fourni la plupart des articles. Mais à partir de 1790, il supprima l'épithète du titre. Il intitula tout simplement «Chronik» son organe qui se consacrait alors surtout à la lutte des Français pour la liberté. On retrouve encore la fidélité de Schubart pour Klopstock, son idole, dans l'enthousiasme que lui inspira la Déclaration des Droits de l'Homme. Il ne faut pas oublier qu'un cinquième au moins des odes ultérieures de Klopstock traite de la Révolution française. Schubart n'a pas assisté à la phase, décisive, de la Terreur. Rien ne permet de supposer qu'il l'eût comprise mieux que Klopstock qui a comparé le club des Jacobins à un serpent: «Sa tête fait rage dans Paris, et ses anneaux se tordent à travers la France tout entière.»

J'éprouvais d'ordinaire, avec nombre de mes compatriotes, une violente indignation à l'égard des Français, j'invectivais contre leur futilité, leur rage de la mode, mais aujourd'hui je baise la main au génie du peuple français, car il est un esprit de liberté et de grandeur, et la vérité fait partie de sa suite. Ici, têtes creuses, vous qui vous amusez des dogues de France, qui parlez de liberté allemande et qui vous courbez au passage du lévrier de votre seigneur, ou qui, comme chacun de ces esclaves que l'on nomme citoyens de l'Empire, tirez votre chapeau à la boîte à perruques du bourgmestre! Ici!... et apprenez, à l'école des Français, ce qu'est le sentiment de la dignité humaine, ce qu'est l'esprit de liberté!

Français (1789), extrait de la «Chronik».

Johann Gottfried Herder 1744–1803

Le nationalisme moderne prend sa source en France. «La France, dit Novalis, représente un protestantisme temporel.» «La révolution doit-elle demeurer française, comme la Réforme fut luthérienne?» ... «Le sang se répandra à travers l'Europe, poursuit le poète, jusqu'à ce que les nations ... joyeusement mêlées, reviennent aux autels délaissés.» Critique réactionnaire, Novalis ne vit point que le nationalisme de l'armée révolutionnaire française avait le droit historique de son côté. Le dieu de ces armées était «Mars français, protecteur de la liberté du monde». Ainsi que l'a dit Marx, la Révolution française amena la «victoire de la nationalité sur le provincialisme», «la proclamation de l'ordre politique pour la société européenne moderne». A cette proclamation, l'ancienne société européenne, ayant la Prusse à sa tête, opposa un nationalisme de son cru, que l'on devait *a priori* tenir pour réactionnaire, et qui se fortifia au service de la contre-révolution. Ce nationalisme, Herder le vit venir, et il discerna du premier coup d'œil à quel point il était enclin à s'allier à la terreur. En fait, dans le Troisième Reich, c'est le nationalisme qui devint le principal instrument de terreur. D'une terreur qui vise directement le prolétariat allemand, indirectement le prolétariat international. A vrai dire, des germes d'une équivoque analogue avaient déjà existé sous la Terreur; c'est ce que Horkheimer a récemment établi avec force dans un essai de «contribution à l'anthropologie de l'ère bourgeoise» (Egoismus und Freiheitsbewegung, «Zeitschrift für Sozialforschung», Paris, Alcan 1936, 2e cahier). «Des masses qui... ayant la liberté et la justice pour mots d'ordre ... étant donc entrées en mouvement ... avec un immense besoin d'améliorer leur condition ... vont être incorporées [par Robespierre] dans une nouvelle société qui sera loin d'être la société sans classes.» Dans la mesure où leurs aspirations furent déçues (le mouvement de Babeuf permet d'évaluer cette mesure), des objectifs spirituels se trouvèrent substitués à leur objectif social. Ayant refusé à ces masses des satisfactions immédiates, certains les virent sans déplaisir se targuer de leur «vertu». La croyance naïve, «qu'après la consolidation du régime bourgeois, la justice dépendra du retour à la vertu», ne peut être séparée de l'institution de la terreur; elle rendit sa pratique incertaine et aida ses ennemis à la falsifier. Il n'en reste pas moins que l'union de l'idée nationale

avec le règne de la vertu, en dépit de tous les facteurs illusoires qu'elle contient, désigne Robespierre comme le chef véritable de l'époque héroïque de la bourgeoisie. L'union de l'idée nationale avec la folie raciale est le stigmate du «chef» à l'époque de la décadence de la bourgeoisie. Rien n'était plus étranger au nationalisme français que cette «mystique» du sang que Herder met au pilori comme la plus sombre des folies. Ses paroles, qui furent si prophétiques en 1794, ne constituent plus aujourd'hui qu'un inventaire de ce qu'enseigne le national-socialisme.

On sait, hélas, qu'il n'est presque rien au monde de plus contagieux que l'aberration et la folie. La vérité, il faut la chercher péniblement par l'exploration des causes; l'aberration, on l'acquiert par esprit d'imitation, souvent sans le savoir, par complaisance, par la simple fréquentation de l'égaré, en participant de bonne foi à ses autres opinions saines. L'aberration se communique comme se communique le bâillement, comme passent en nous des traits du visage et des dispositions de l'âme, comme une corde répond harmonieusement à la vibration d'une autre. S'il faut y ajouter le zèle de l'égaré pour nous confier comme des joyaux ses opinions les plus choyées – et il sait fort bien s'y prendre – qui donc ne commencera point par innocemment s'égarer, afin d'être agréable à un ami, pour bientôt croire avec force et propager sa foi chez autrui, avec précisément le même zèle? C'est la bonne foi qui règle le commerce du genre humain; c'est par elle que nous avons appris sinon tout, du moins la plupart des choses, et les plus utiles; et un égaré, dit-on, n'est pas pour cette raison un imposteur. La folie, précisément parce qu'elle est folie, se plaît tant en compagnie; elle s'y réconforte, car elle serait pour elle-même sans sujet comme sans certitude; à cette fin, la pire compagnie lui est aussi la meilleure. La folie nationale est une terrible chose. Ce qui une fois a pris racine dans une nation, ce qu'un peuple reconnaît et tient en haute estime, comment ne serait-ce point vérité? qui donc oserait seulement en douter? Langage, lois, éducation, train de la vie quotidienne, tout le confirme; quiconque ne s'égare point avec les autres est un idiot, un ennemi, un hérétique, un étranger. Si de plus, comme c'est ordinairement le cas, la folie fait le jeu de quelques-uns, des plus honorés, ou même, d'après ce que l'on pense, tourne au profit de toutes les classes; si elle a été chantée

par les poètes, démontrée par les philosophes, si la bouche de la renommée l'a claironnée comme la gloire de la nation; qui donc voudra y contredire? qui donc ne préférera point, par courtoisie, partager cette folie? Même les doutes vagues de la folie contraire ne font que consolider une folie acquise. Les différents caractères des peuples, des sectes, des classes et des hommes s'entrechoquent; chacun ne s'attache qu'avec plus d'acharnement à son point de vue. La folie devient un emblème national, un blason, une bannière corporative. Il est effrayant de voir combien la folie s'attache à des mots, une fois qu'elle leur a été imprimée avec force. Un savant jurisconsulte a remarqué quel nombre de néfastes images illusoires sont évoquées par les mots Blut (sang), Blutschande (inceste), Blutsfreunde (amis de sang), Blutgericht (juridiction criminelle); avec les mots héritage, propriété, possession, etc., il en est souvent de même. Des mots d'ordre auxquels on n'associait aucun concept, des signes qui ne disaient rien du tout, ont, aussitôt que des partis s'en sont emparés, fait sombrer des esprits dans la folie, déchiré des amitiés et des familles, assassiné des hommes, dévasté des contrées. L'histoire est pleine de semblables mots démoniaques, de sorte que l'on pourrait tirer d'elle un glossaire de l'aberration et de la folie des humains, et l'on y constaterait souvent les revirements les plus subits, les contradictions les plus grossières.

Briefe zu Beförderung der Humanität
4. Sammlung, Riga, 1794, p. 89.

Johann Georg Forster 1754–1794

Lorsqu'en 1792 les Français entrèrent dans Mayence, Georg Forster y était bibliothécaire des électeurs. Il avait la trentaine. Un passé mouvementé s'étendait derrière lui car, encore adolescent, il avait suivi son père dans un voyage autour du monde – celui de Cook, de 1772 à 1775, – et il avait aussi appris tout jeune, en faisant des traductions et des travaux de circonstance, la dureté de la lutte pour la vie. La détresse des intellectuels allemands de son temps, Forster l'a connue, en ses longues années de vagabondage, d'aussi près qu'un Bürger, un Hölderlin ou un Lenz; mais sa misère ne fut pas celle d'un précepteur dans une quelconque petite ville de province: elle eut l'Europe pour théâtre, ce qui le prédestina, lui presque seul parmi les Allemands, à comprendre

à fond la réplique de l'Europe aux circonstances qui avaient provoqué cette misère. En 1793, il se rendit à Paris comme délégué de la ville de Mayence, et il y demeura jusqu'à sa mort, en janvier 1794, sans avoir pu rentrer à Mayence d'où les Allemands l'avaient proscrit après avoir reconquis la ville.

Ce qu'est la liberté révolutionnaire, ce qu'elle comporte de renoncement, peu d'hommes l'ont alors compris comme Forster, nul n'a su l'exprimer comme lui: «Je n'ai plus de pays, plus de patrie, plus d'amis; tout ce qui autrefois tenait à moi m'a quitté pour conclure d'autres liaisons, et si, pensant au passé, je me tiens encore pour lié, cela ne dépend que de mon choix et de mon imagination, non de la contrainte des circonstances. De bons, d'heureux tournants de mon destin peuvent me donner beaucoup; de mauvais ne peuvent plus rien me prendre, que le plaisir d'écrire ces lettres si je ne puis plus en payer le port.» La lettre qui suit est adressée par Forster à sa femme.

Paris, le 26 juillet 1793

Mayence est réellement tombée aux mains des ennemis. Je ne suis point sensible à l'humiliation que les transports d'allégresse des conquérants pourront sans doute faire naître chez nombre de gens; mais je me sens déchiré lorsque je considère le sort des infortunés habitants. Leur héroïsme, leurs souffrances, leur naufrage ne leur serviront de rien auprès d'hommes qui ne savent estimer aucun effort et ne cherchent qu'à assouvir leurs passions. Combien de pauvres martyrs de la liberté devront maintenant verser leur sang, ou, ce qui est plus dur, mener une vie languissante! Voici le moment où l'on a besoin de courage et de patience afin de ne point désespérer de tout bien, de ne point tenir ses principes pour des chimères! Je m'attends au pire, à présent, en ce qui concerne mes affaires. Je doute fort de jamais revoir mes papiers, et ainsi, autant dire que le reste de ma vie ne sera plus rien au point de vue littéraire. Je dois l'avouer, si tout était brûlé ou détruit d'une manière quelconque, j'en serais content. Il me faut maintenant compter que l'on fera des gorges chaudes de mes travaux, et que l'on tournera en dérision maintes choses qui n'étaient destinées qu'à mon seul regard. Je suis de force à tout supporter, mais cette perte, je la ressens tout entière, dans ce qu'elle a de plus déchirant. Je ne la comprends pas, tant elle dépasse toutes mes conceptions

de la justice, laquelle devrait au moins ne point anéantir ce qu'il y a d'utilisable dans l'homme, même si, par des épreuves, elle exerce et perfectionne les forces de l'âme. A vrai dire, cela même montre bien que la vie d'un érudit peut n'être point précisément une vocation émanant de la providence, et qu'il nous faut encore être des hommes. Qui pourrait nier, toutefois, que l'humanité de chacun n'empruntât qu'à ses études et à ses occupations la couleur individuelle qui le distingue parmi la multitude et par quoi, en même temps, il est à sa place ce qu'il devrait être?... Pourtant, ne t'inquiète point à cause de moi; tout n'est pas encore perdu, et si tout est perdu, alors je n'ai plus rien à perdre, et ce n'est plus de moi que l'on aura quoi que ce soit à exiger, mais bien de ceux qui ont encore quelque chose à perdre. Et qu'exigent les gens, et de qui? Pour moi, peut-être à la fin me restera-t-il en moi-même plus que tout ce que j'ai perdu, sauf que je ne pourrai en donner plus que ce que chacun en voudra prendre. Vous autres, bonnes gens, vous ne vous faites sans doute point une juste idée d'un homme dans ma situation, d'un homme qui a été si prodigieusement frustré de tout son pouvoir d'action et qui doit passer à une façon de vivre entièrement différente, limitée à la seule résistance ininterrompue contre toute la puissance du destin qui l'assaille. Je suis tout aussi assiégé que Mayence, j'ai tenté des sorties tout aussi énergiques et, s'il est permis de poursuivre plus avant la comparaison, je crois que, moi aussi, je me défendrai jusqu'à la dernière extrémité.

Johann Gottfried Seume 1763–1810

Regard incorruptible et conscience révolutionnaire ont, de tout temps, eu besoin d'une excuse devant le forum de l'histoire des lettres allemandes: l'excuse de la jeunesse, ou celle du génie. Des esprits qui ne pouvaient faire montre de l'une ni de l'autre – esprits virils et, au sens strict de ce mot, prosaïques, comme furent Forster ou Seume – ne parvinrent pas à dépasser une existence vague dans les limbes de la culture générale. Que Seume n'ait pas été un grand poète, c'est certain. Mais ce qui le distingue de maints autres que l'on trouve en bonne place dans l'histoire de la littérature allemande, ce n'est pas cela: c'est plutôt son attitude irréprochable dans toutes les crises, et la fermeté avec laquelle – ayant été enrôlé de force par des recruteurs hessois – il se conduit tou-

jours en vaillant citoyen, longtemps même après avoir quitté l'uniforme d'officier. Pour Seume, d'ailleurs, l'honneur de l'officier ou celui du citoyen vaillant n'était pas très différent de l'honneur du brigand généreux, tel que ses contemporains l'admiraient chez Rinaldo Rinaldini. C'est ainsi que, dans sa «Promenade à Syracuse», il peut avouer: «Ami, si j'étais Napolitain, je serais tenté de me faire bandit par honnêteté forcenée, et je commencerais par le ministre.» Seume a vagabondé en observateur judicieux à travers l'Europe. Dans les pays baltes, on pouvait fort bien étudier la pourriture du féodalisme. On raconte que, comme Seume entrait chez des paysans lettons, son regard tomba aussitôt sur le grand fouet pendu au mur. Il demanda quelle en était l'utilité, et retint la réponse qu'on lui fit. «Ce sont, lui dit-on, les lois de notre pays.» La lettre qui suit montre combien profondément Seume fut ému par la libération des paysans français, libération dont l'influence fut considérable dans les États baltes. Seume a contribué par un poème au pamphlet de Merkel en faveur des serfs, «Die Letten, vorzüglich in Liefland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts» (Les Lettons, particulièrement en Livonie, à la fin du siècle philosophique), qui parut en 1797. Dans la lettre à Karl Böttiger, qu'on lira ci-dessous, le poète décline l'offre de collaborer à un almanach patriotique.

Leipzig, début novembre 1805

Vous m'avez fait tenir par notre ami Carus une invitation étonnante, qui fait honneur à votre cœur et montre votre confiance dans le mien; mais je suis peiné de n'y pouvoir satisfaire, car mon âme ne contient nullement ce que vous cherchez en elle. Il me semble que l'esprit public que vous souhaitez et que vous avez dessein d'éveiller n'est pas possible, du moins comme objet national. Dans nos vieilles institutions mi-barbares, mi-politiques, il y a si peu de ce que j'entends par justice et liberté, qu'un homme, tout au moins un homme tel que moi, ne peut avoir aucun enthousiasme pour un objet qui est étranger à son âme. Les Français nous battent encore par le bien que la Révolution a mis au jour. Leur esprit triomphe du nôtre parce que, si tant est que leur vie soit régie par le puissant arbitraire personnel d'un usurpateur, il y a cependant chez eux plus de justice et de raison dans l'État, et aussi, par conséquent, plus d'esprit agissant. Cela se main-

tiendra-t-il longtemps, c'est une autre question. Chez eux, on calcule toutes les contributions proportionnellement aux biens, selon la règle de trois. Ce que tous portent avec égalité, tous le portent avec force. Je ne suis pas précisément un adversaire de la monarchie, mais jusqu'à mon dernier souffle je serai l'adversaire de l'injustice et des oppressions, des privilèges et des entraves à la liberté, ainsi que de tous les excès de la déraison qui nous accablent. Il est peut-être vrai que cela pourrait être pire; mais que ce soit assez mal ainsi, seuls l'imbécillité ou l'infâme égoïsme pourraient l'ignorer. Le paysan doit se battre à présent. Pour qui donc? Se bat-il pour lui-même? Le vainqueur ne l'accablera-t-il pas encore plus? Un grenadier doit se jeter contre les baïonnettes quand, au pays, pour huit florins par an, sa sœur ou sa promise servent par force chez le gracieux hobereau; quand sa mère ou sa vieille marraine, qui ont rarement leur content de pain et de sel, doivent encore user leurs yeux presque aveugles à filer pour la Cour la grande quantité de fil de leur corvée; quand, plusieurs fois la semaine, pour un sou, son petit frère doit courir les routes pour porter les messages de Leurs Seigneuries? – Voici venir la guerre. Mon Dieu, la noblesse ne donnera rien, elle qui est exemptée d'impôts. Aussi longtemps que le paysan pourra encore servir et rouler, nulle roue ne s'ébranlera au château. Qu'en de telles circonstances les gens soient encore bons et honnêtes, qu'ils subissent leurs contributions et qu'ils se battent, cela montre d'une part ce qu'il y a de divin, et de l'autre ce qu'il y a de nigaud dans notre nature. Un Allemand doit se battre afin que, s'il ne reste pas sur le carreau, le seigneur le retrouve joliment corvéable et docile. En revanche, il conserve de siècle en siècle le stupide honneur d'être l'unique portefaix de l'État. Là où n'est point la justice, nul courage ne peut exister.

Et je devrais chanter? Avez-vous jamais entendu dire que soit sorti de moi quelque chose qui n'était pas réellement en moi? L'homme ne peut avoir d'enthousiasme, d'enthousiasme durable, que pour la liberté et la justice, tout le reste n'est que tentatives éphémères, convulsives, de mesquines passions. Le destin m'a jeté ici et là; avez-vous jamais entendu dire que, comme Hessois ou comme Russe, j'aie fait un chant de guerre? Comme citoyen de la patrie allemande, je veux combattre, s'il le faut, tant que le dernier de mes os tiendra debout, je tiens cela pour mon devoir

absolu que j'accomplirai sans réserve. Mais chanter?... Certes, Bonaparte abuse des choses les plus divines en vue de ses noirs desseins, mais nous, nous faisons plus, nous montons la garde de tous côtés, avec zèle, pour que rien de divin ne puisse croître. Autant que possible, j'assiste calmement au combat... Là où l'on considère et traite le paysan comme un demi-esclave et le petit bourgeois comme une bête de somme, je n'ai rien à dire et rien à chanter... Ce que vous demandez ensuite, que l'on se serve de mon nom, est naturel quand il s'agit de chansons. Mais ne faut-il pas aussi éviter les allusions? Ce serait alors tout à fait joli, coulant, fin, complaisant, anodin, et tous les privilégiés en feraient l'éloge, et je serais vraiment si heureux que cela me vaille un jour 150 talers de pension!... N'est-ce pas, vous préférez maintenant que je me taise? C'est aussi ce que je ferai, car je n'aime pas à me dépenser pour des folies...
Pardonnez mon rude langage; la chose ne permet point de l'aplanir. Remerciements et salut de l'amitié.

Oskar Planer und Camillo Reißmann:
Johann Gottfried Seume,
Leipzig, 1898, p. 530–533.

Caroline Michaelis 1763–1809

Caroline Michaelis était la fille d'un orientaliste de Goettingue. Son premier mariage eut peu d'importance pour elle, le second, qui l'unit à A. W. Schlegel, fut plutôt malheureux; c'est dans le troisième, avec Schelling, qu'elle trouva le bonheur. Poussée par son amitié pour les Forster, Caroline se rendit à Mayence en 1792. De quel enthousiasme la Révolution emplit cette femme qui devait briller plus tard dans le milieu des romantiques – ce n'est pas seulement pour son mari qu'elle a beaucoup compté, mais aussi pour son beau-frère, Friedrich Schlegel – cela ressort de ses lettres de Mayence, et aussi de sa liaison passagère avec un officier de l'armée révolutionnaire. Son désir de régulariser la situation de l'enfant né de cette liaison fut pour Caroline le motif majeur de son mariage avec Schlegel. – Le destinataire de la lettre qui suit était un collègue de son père à l'Université de Goettingue. Meyer a dû faire comprendre à Caroline qu'il ne prenait aucun plaisir à correspondre avec une femme appartenant au club des Jacobins (il ne semble d'ailleurs pas établi que Caroline ait fait

partie du club). Quoi qu'il en soit, elle lui écrit le 17 décembre: «Que vous nous ayez en horreur, je m'en suis doutée. Mais à toi, pèlerin de la vallée des larmes, qui te donne le droit de railler? Quant à vous, sous tous les cieux vous êtes libre, sous aucun vous n'êtes heureux. Mais osez-vous vraiment vous moquer quand le paysan pauvre qui, trois jours sur quatre, répand pour son seigneur la sueur de son front qu'il sèche avec dépit le soir venu, quand ce paysan, dis-je, sent qu'il pourrait, qu'il devrait être plus heureux?» Il faut bien le dire, de tels passages, de telles lumières sont fort rares dans les lettres des romantiques allemands. Où l'on en est avec eux, et combien peu il fut donné à Caroline de faire pénétrer les vues de sa jeunesse dans l'ambiance de ses époux romantiques, on peut s'en rendre compte en lisant une lettre que Hülsen, un ami des Schlegel, adressa dix ans plus tard à l'un des frères. Cette lettre désapprouve les recherches des romantiques sur l'époque de la chevalerie: «Le ciel nous garde de voir reconstruire les vieux châteaux-forts ... Plutôt que de voir ramener ces temps révolus, je voudrais que cette cohue que l'on nomme le peuple nous assommât tous, nous autres érudits et chevaliers, parce que c'est sur sa seule misère que nous fondons notre grandeur et notre excellence.» «L'ignorant est le pain que mange le savant», dira magnifiquement Victor Hugo, cinquante ans plus tard. La lettre de Hülsen est un écho du langage des Schubart, des Hölderlin, des Forster. Les romantiques ne l'ont pas compris.

Mayence, 27 octobre 1792

Si vous croyez peut-être qu'on ne puisse écrire ici en toute sécurité, vous vous trompez ... ou bien alors c'est qu'à Berlin on taxe maintenant de high treason une lettre pour Mayence. Il me tarde de savoir comment votre juste colère est passée à l'équanimité. Aussi facilement, j'espère, que nous sommes passés aux mains de l'ennemi ... si toutefois nous pouvons traiter d'ennemis nos hôtes courtois et vaillants. – Quel changement depuis huit jours ... le général Custine loge au château des Électeurs de Mayence où le club allemand des Jacobins se réunit dans la salle de parade ... les cocardes nationales fourmillent dans les rues. – Les voix qui maudissaient la liberté entonnent «vivre libre ou mourir». Si seulement j'avais la patience d'écrire, et vous celle de lire, j'aurais beaucoup à vous conter. – Nous avons plus de 10.000 hommes

dans la ville où règnent l'ordre et le calme. Les aristocrates ont tous fui – on traite le bourgeois avec une extrême douceur – c'est de la politique, mais si ces hommes étaient des gueux et des misérables, comme on voudrait le faire croire – s'il n'y avait une stricte discipline – si le fier esprit de leur cause ne les animait et ne leur enseignait la générosité, il serait impossible d'éviter ainsi tous les excès, toutes les insultes. Ces gens paraissent fort délabrés parce qu'ils ont fait une longue campagne, mais ils ne sont point pauvres, hommes et chevaux sont bien nourris. L'état de l'armée, ou contraire... Goethe, qui n'a point coutume d'exagérer ses expressions, écrit à sa mère: «Nulle langue et nulle plume ne peuvent décrire le triste état de l'armée ...» et un officier prussien dit: «La situation imposante de leurs armées et la déplorable de la nôtre...» Les petites gens veulent sans doute secouer le joug ... le bourgeois n'est pas heureux s'il ne le sent sur sa nuque. On ne dira jamais assez quel chemin il lui faudrait encore parcourir pour atteindre à l'instruction et à la dignité du moindre sans-culotte, là-bas au camp! Le commerce se ralentit un moment, et c'est tout ce qu'il voit ... il regrette le beau monde ... et Dieu sait s'il y en avait qui, ayant fait banqueroute, ne payaient point les artisans... Custine se consolide et jure de ne point se dessaisir des clefs de l'Allemagne si une paix ne l'y contraint. Quatre mois à peine ont passé, depuis que le Concert des puissances se réunissait pour décider la perte de la France ... ici, où l'on peut lire aujourd'hui sur les affiches de la Comédie: avec la permission du citoyen Custine...

Caroline, Briefe aus der Frühromantik
Ed. Erich Schmidt, Leipzig, 1913, p. 274.

Friedrich Hölderlin 1770–1843

Avec quelle force le sort de Schubart bouleversa ses contemporains, cela ressort de quelques lignes que Hölderlin adressa en 1792 à son ami Neuffer: «Ici court un horrible bruit sur Schubart dans sa tombe. Sans doute sais-tu quelque chose. Écris-moi donc à ce sujet.» En effet, le bruit courait que Schubart avait été enterré vivant. Lorsqu'il écrivit ces lignes, Hölderlin était au seuil de cette existence de précepteur à laquelle, avec quelques périodes de répit, il fut condamné aussi longtemps que dura sa santé. Pour les jeunes Allemands cultivés de la bourgeoisie, cette façon de vivre était la haute école de la volonté politique et de l'expérience

révolutionnaire. Une dure école! Hölderlin y entra en 1793, dans le domaine de M[me] von Kalb; il en sortit en 1801, chez un commerçant de Bordeaux. C'est de Bordeaux que, atteint de folie incurable, il regagna sa patrie wurtembergeoise. Dans une des rares lettres qu'il écrivit de France, il exprima en une poignante formule la règle qui lui permit de supporter ce genre de vie: «N'avoir peur de rien, accepter maints affronts.» Pour Hölderlin, la route de Bordeaux fut réellement la route de l'exil. C'est ainsi qu'avant de s'y engager il écrit à un ami: «A présent, mon cœur est lourd de départ. Depuis longtemps, je n'avais pas pleuré. Mais cela m'a coûté des larmes amères de me décider à quitter maintenant ma patrie, peut-être pour toujours. Qu'ai-je donc de plus cher au monde? Mais ils n'ont pas besoin de moi. Allemand, je veux et je dois d'ailleurs le rester, même si la détresse et la famine me traquaient jusqu'à Otaïti.» Pareille à l'écho que la montagne renvoie de vallée en vallée, cette plainte hölderlinienne se propage à travers le siècle. «Il vous reste à apprendre à quoi un Allemand est prêt, quand il a faim.» (Büchner) «Il faut ajouter que les gouvernements allemands ... accoutument tous les Allemands éminents à attendre de gouvernements étrangers la reconnaissance de leurs mérites... C'est seulement chez ceux-ci qu'ils peuvent trouver la simple protection qui devrait incomber à ceux-là.» (Jochmann) «Ces hommes allemands nous laisseraient réellement mourir de faim.» (Gregorovius) Il faut se souvenir de l'état des choses qui régnait alors en Allemagne, pour comprendre avec quelle passion ces jeunes fils de la bourgeoisie saisissaient l'occasion de donner un sens à leurs privations en se faisant les soldats de leur classe. L'idéal de la sobriété jacobine, de l'ascétisme du sansculotte, en prenait sa force de persuasion. «Le luxe et la magnificence, écrivit Forster, ne font plus honneur à leur homme, ils le déshonorent.» Et Hölderlin résume ainsi l'impression que lui laisse son séjour chez un banquier de Francfort: «Plus l'homme attelle de chevaux devant soi, plus sont nombreuses les chambres dans lesquelles il s'enferme, plus est grand le nombre des serviteurs qui l'entourent, et plus il a profondément creusé la tombe où il gît, mort vivant, de sorte que les autres ne l'entendent plus et qu'il n'entend plus les autres, en dépit de tout le vacarme que font lui-même et les autres.» Les trois passages qui suivent sont extraits de lettres à sa sœur, à sa mère et à son ami Neuffer.

Tubingue, 19 juin 1792

Ainsi, cela va bientôt se décider. Crois-moi, chère sœur, nous vivrons des jours pénibles si les Autrichiens l'emportent. L'abus du pouvoir princier deviendra terrible. Crois-moi! et prie pour les Français, champions des droits humains.

Tubingue, fin novembre 1792

Il est émouvant et beau que des rangs entiers de gars de quinze à seize ans se trouvent dans l'armée française devant Mayence, comme je le sais à coup sûr. S'étonne-t-on de leur jeune âge, ils disent: pour nous tuer, il faut à l'ennemi les mêmes balles, les mêmes épées que pour de plus grands soldats, et nous faisons l'exercice aussi vite que n'importe qui, et, à nos frères qui marchent derrière nous dans le gros de l'armée, nous donnons le droit de tuer le premier d'entre nous qui flancherait au combat.

Waltershausen, début avril 1794

Ton combat te vaudra sans doute la gratitude de la nation allemande à l'indolente mémoire! Mais des amis, tu t'en feras sûrement. Il me semble de plus qu'au cours des dernières années nos gens se soient tout de même accoutumés à s'intéresser à des idées et à des objets qui se trouvent hors de l'horizon de l'utilité immédiate; que les cris de guerre s'éteignent, et la vérité et l'art connaîtront un rayon d'action sans précédent... Mais quand bien même on nous oublierait, nous les pauvres bougres, quand bien même nous ne serions jamais pleinement vivants dans les mémoires ... qu'importe, pourvu que, dans ces mêmes mémoires, soient pleinement vivants les fondements sacrés du droit et d'une plus pure connaissance, qu'importe, pourvu qu'ainsi l'être humain devienne meilleur!

Hölderlin: Sämtliche Werke I,
München und Leipzig, 1913, p. 258, 264, 295.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel 1770–1831

Hegel, Schelling et Hölderlin appartinrent à la même promotion du séminaire de Tubingue. Une tradition du séminaire affirme, très probablement avec raison, qu'ils firent partie d'un club poli-

tique secret fondé à l'intérieur du séminaire. D'après cette tradition, on y aurait prononcé des discours contre le duc Charles-Eugène, chanté des chants de liberté, entre autres la Marseillaise. On y aurait dressé un jour un arbre à la liberté, que l'on fêta par des danses; là-dessus, le duc en personne aurait paru au séminaire pour sévir. Encore en 1795, Hegel qui se trouvait en Suisse écrivit à Schelling: «Je crois qu'il n'est point de meilleur signe de ce temps que de voir l'humanité en soi représentée comme aussi respectable [que chez Kant et Fichte], c'est une preuve que le nimbe disparaît de la tête des oppresseurs et des dieux de la terre. Les philosophes démontrent cette dignité, les peuples apprendront à la ressentir, et, au lieu de demander leurs droits foulés aux pieds ... ils se les approprieront.» On le sait, cette tendance révolutionnaire ne se manifeste plus dans le contenu de la philosophie hégélienne. Mais elle n'en demeure que plus profondément ancrée dans sa méthode. Cela, Marx l'a compris. On peut même dire qu'il a su identifier la tendance révolutionnaire de la méthode hégélienne et que, selon l'heureuse formule de Karl Korsch, de l'opposition hégélienne il a fait la lutte des classes sociales, de la négation hégélienne il a fait le prolétariat, et de la synthèse hégélienne il a fait la société sans classes.

Dès lors, la pensée, la notion du droit entra d'un seul coup en vigueur. C'est ce qui fit s'écrouler le vieil échafaudage de l'injustice. Voici donc qu'une Constitution a été fondée sur le droit. Et c'est sur ce fondement que tout, désormais, prétendait être basé. Depuis que le soleil est au firmament, depuis que les planètes gravitent autour de lui, on n'avait pas vu cela: le genre humain se tenir sur la tête, c'est-à-dire sur la pensée, et se servir d'elle pour construire la réalité... Ce fut là, en vérité, un resplendissant lever de soleil! Tous ceux qui pensent ont communié pour fêter cet événement. Un sublime attendrissement s'était emparé des hommes. Un frisson d'enthousiasme parcourut le monde, comme si l'on en arrivait seulement à la vraie réconciliation du divin et du temporel.

Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte,
Berlin, 1837, p. 441 (Werke IX).

Carl Gustav Jochmann 1789–1830

Les hommes qui, en Allemagne, ont formé le détachement d'avant-garde de la bourgeoisie ont été plus ou moins voués à l'oubli. Mais qu'aucun d'entre eux n'ait disparu de la conscience publique aussi totalement que Jochmann, cela a sa raison particulière. Dans cette avant-garde, il est absolument isolé. Plus jeune que ses compagnons de lutte, Jochmann connut la pleine floraison du romantisme. «Les romantiques, dit Valéry, s'élevaient contre le XVIII[e] siècle ... et accusaient aisément d'avoir été superficiels, des hommes infiniment plus instruits, plus curieux de faits et d'idées, plus inquiets de précisions et de pensée à grande échelle qu'ils ne le furent jamais eux-mêmes.» Avec Jochmann, le siècle philosophique allemand contre-attaque. Il parle de la «laborieuse oisiveté ... que nous nommons érudition», faisant ainsi allusion à la fabrication d'œuvres telles que le «Kaiser Octavianus» de Tieck ou les «Romanzen vom Rosenkranz» de Brentano et peut-être même les «Hymnen an die Nacht» de Novalis – On peut affirmer à coup sûr que Jochmann fut en avance d'un siècle sur son temps, et, presque avec la même certitude, que ses contemporains durent le considérer comme retardant de cinquante ans sur l'évolution. En réalité, son attitude n'était nullement déterminée par une étroite rigueur classique, comme celle de la plupart des adversaires de l'école romantique. La critique de Jochmann s'était formée à la conception que Vico avait de l'histoire de l'humanité, et, par son pouvoir de briser, au moyen de la dialectique, les entraves des idées reçues, il s'apparente à Hegel. Les points fixes de ses réflexions politiques furent la guerre d'Indépendance américaine et la Révolution française – Jochmann était Balte. Tout jeune, il parvint à se créer à Londres une situation indépendante, et c'est à trente ans qu'il vit pour la dernière fois sa patrie. Depuis lors, jusqu'à la fin de sa courte vie, il séjourna en France, dans le Sud-Ouest de l'Allemagne, et en Suisse. A Paris, il se lia d'amitié avec Oelsner, chargé d'affaires de la ville de Francfort-sur-le-Main, qui était lui-même en rapports étroits avec Sieyès. Que, dans ce milieu, on ait confié à Jochmann des souvenirs sur la Révolution et la Convention, cela constitute, pour nous éclairer sur sa position politique, un témoignage d'autant plus important que le début de la Restauration était moins fait pour favoriser de tels

messages. Jochmann s'occupe, dans le passage suivant, de l'évolution de la langue française sous la Révolution.

Étranger aux plus hauts soucis, aux plus sérieuses délibérations de la vie publique, formé sous la tutelle de femmes d'esprit, en petit comité et pour les besoins limités de petits-maîtres, ce langage possédait tous les mérites et les dons de l'homme de bonne compagnie, sans jamais atteindre à l'autorité verbale de l'orateur ou de l'homme d'État. Les sentiments profonds ne s'ouvraient point à lui, et il ne donnait nullement accueil à la sagesse sortie toute armée de la tête de Jupiter. Les plus graves spéculations, les plus sincères transports en étaient bannis, comme de la bonne société. Ce n'était pas une armure qu'il offrait à la pensée, mais un paisible vêtement d'apparat qui toujours se présentait de façon appropriée, nette et sensée. Sa littérature, adaptée à ses qualités et à ses défauts, était comme la chronique locale de l'Europe. Et, de même qu'une chronique locale, elle faisait le régal d'oisifs affairés, mais touchait peu ou point la foule infiniment plus grande de ceux qui luttaient pour leur existence. Rousseau qui, seul parmi les écrivains français, eut une action non seulement par sa pensée, mais aussi par une forme littéraire dont aucun de ses contemporains ne pouvait fuir l'ascendant, Rousseau, fils de la solitude plus que de la société, était un Genevois; il faisait donc partie de cette petite république dont les citoyens, ayant pris une trempe plus virile à l'école des luttes politiques et religieuses, n'avaient de commun avec les Français que le langage. De nos jours, les écrivains de France se sont dressés avec une vigueur rajeunie; parmi eux, les historiens ont pris conscience de tâches plus élevées que le panégyrique, les hommes d'État de fins plus élevées que l'ardeur inspirée par des questions de préséance; à la pensée plus significative s'offrit l'expression audacieuse... Ainsi surgit un tel changement, évidemment issu de la signification plus élevée que la langue avait acquise dans son rayon d'action le plus immédiat, en tant que mots parlés. La parole de Mirabeau, plus vigoureuse que sa plume, brisant des chaînes, brisa celles des écrivains. Les Barnave, les Vergniaud plantèrent les lauriers qu'ont cueillis les Constant, les Chateaubriand. Lanjuinais écrivit comme il parla; à la tribune, à la chaire, ou dans la solitude de sa chambre, Say défendit avec un égal

succès la cause de la raison inséparable de toute justice aussi bien que de toute vérité... Les Assemblées Nationales, à partir de 1789, furent les académies où se forma cette nouvelle école de la littérature française; la tribune de l'orateur fournit à la presse sa forme et son contenu. Le don de l'écrivain, reflet du droit à la parole, vivra aussi longtemps que celui-ci et ne lui survivra point.

Carl Gustav Jochmann: Über die Sprache,
Heidelberg, 1828, p. 191.
(Wodurch bildet sich eine Sprache?)

(Traduit de l'allemand par Marcel Stora)

Anmerkungen des Herausgebers



ZUM INHALT Der Inhalt des vierten Bandes läßt sich am ehesten negativ bestimmen: er umfaßt diejenigen abgeschlossenen Texte Benjamins, die weder wissenschaftliche Arbeiten darstellen, noch der Form von Buchkritik und Rezension sich bedienen oder als autobiographische Aufzeichnungen im engeren Sinn anzusehen sind. Gleichwohl stellt der vierte Band keine Nachlese von Nebenarbeiten dar, sondern enthält zentrale Schriften. Sowohl Benjamins soziale Situation – zunächst die des Philosophen und Literaturwissenschaftlers, der akademisch draußen gehalten wurde, später die des Emigranten, der für den unmittelbaren Lebensunterhalt schreiben mußte – wie auch Intentionen und Gegenstände der Benjaminschen Philosophie verwiesen ihren Autor auf Darstellungsformen und Publikationsmedien, welche die traditionellen Grenzen zwischen philosophischer, wissenschaftlicher, künstlerischer und journalistischer Produktion nicht respektierten. Übertragung, Aphorismus, Kommentar, insbesondere jene Benjamin eigentümliche Form der »Denkbilder«, die philosophischen Gehalt unter der Maske spielerischer Reflexion über unscheinbare Gegenstände verbergen, zeugen nicht weniger vom Spezifischen dieses Denkens als die großen Abhandlungen und Essays, die in den beiden ersten Bänden der Ausgabe vereint sind.
Den vierten Band eröffnen drei der fünf von Benjamin selbst veröffentlichten Bücher: die Übertragung der *Tableaux parisiens* von Baudelaire, das Aphorismenbuch *Einbahnstraße* und das Briefbuch *Deutsche Menschen.* Den *Tableaux parisiens* wurden die erhaltenen Übertragungen von Gedichten aus anderen Teilen der »Fleurs du mal« angefügt. Den Schluß dieser ersten Abteilung des Bandes bildet eine Rekonstruktion *der Berliner Kindheit um Neunzehnhundert,* eines Erinnerungsbuches, dessen definitive Fassung erst 1981 aufgefunden wurde (s. Bd. 7).
Die übrigen Gruppen des Bandes wurden vom Herausgeber zusammengestellt. Die Gruppe der »Denkbilder« ist im Anschluß an die Abteilung Lesestücke gebildet worden, wie sie in Adornos Ausgabe der Benjaminschen »Schriften« von 1955 sich findet. Innerhalb der »Berichte« berühren die Theaterkritiken sich eng mit den Kritiken und Rezensionen des dritten Bandes. Da sie jedoch auf Aufführungen von Stücken, nicht auf die Werke allein sich beziehen, wurden sie in den vorliegenden Band aufgenommen. Eine selbständige Gruppe mußte den »Illustrierten Aufsätzen« zuerkannt werden. Diese mit Abbildungen versehenen Texte unterscheiden sich nicht nur formal von den »Berichten«, sondern besitzen auch eine eigene Thematik; sie behandeln Dokumente aus den Randgebieten von Kunst und Wissenschaft, ohne sich dabei auf bestimmte Anlässe wie Ausstellungen zu beziehen. In die Gruppe »Geschichten und Novellistisches« sind alle veröffentlichten erzählenden Texte aufgenommen worden, obwohl Benjamin sich zumindest von einigen dieser Arbeiten distanziert zu haben scheint (s. Briefe, 561 f.).

Die unveröffentlichten novellistischen Stücke wurden, soweit sie den späteren Jahren angehören und abgeschlossen sind, ebenfalls gedruckt, auf die Jugendarbeiten wurde dagegen mit Ausnahme der mehrfach in Briefen erwähnten Novelle *Der Tod des Vaters* verzichtet. Unter den »Miszellen«, die den Schluß des Bandes bilden, finden sich solche Arbeiten, die keiner anderen Abteilung der Ausgabe sich einfügen wollten. Die Mehrzahl der hier abgedruckten Schriften stellt indessen eine charakteristische Form von Benjamins Produktion dar: die Präsentation fremder Texte, sei es durch Einleitungen oder Kommentare, sei es in der Gestalt der kommentierten Textmontage.
Da nur von wenigen der von Benjamin zum Druck gebrachten Arbeiten die genaue Entstehungszeit nachweisbar ist, wurden die Texte nach der Chronologie ihrer Publikation abgedruckt. Soweit Angaben über die Entstehung der Texte gemacht werden können, finden sie sich im Apparat vermerkt. Die unveröffentlichten Arbeiten konnten sämtlich, oft aufgrund von Angaben Gershom Scholems, zumindest annähernd datiert werden; sie wurden in die chronologische Folge der veröffentlichten Schriften eingeordnet.
Von Benjamins zahlreichen »Hörmodellen« konnte nur eine Auswahl gedruckt werden. Der Teilnachlaß Benjamins, der sich im Deutschen Zentralarchiv in Potsdam befindet, enthält einen anscheinend umfangreichen Ordner mit Texten, die Benjamin für den Rundfunk schrieb. Jedoch sind alle Versuche der Herausgeber der Ausgabe, auch nur Einblick in die Potsdamer Bestände zu erhalten, gescheitert. Die Suche nach Benjamins Radioarbeiten bei den Nachfolgern der damaligen Sendeanstalten sowie im Deutschen Rundfunkarchiv führte zu keinen Ergebnissen. Die im Benjamin-Archiv Theodor W. Adorno, Frankfurt a. M., vorhandenen Hörmodelle wurden sämtlich abgedruckt.

ZUM TEXT Die der kritischen Durchsicht der Texte zugrundeliegenden Prinzipien werden im ersten Band der Ausgabe detailliert beschrieben; auf diese Angaben sei der Benutzer verwiesen.
Die Rechtschreibung der Druckvorlagen ist dem heutigen Gebrauch angeglichen, der Lautstand jedoch in keinem Fall verändert worden. Auch für Benjamin charakteristische Eigenheiten der Orthographie wurden bewahrt. Bei der überaus schwankenden Interpunktion dagegen erschien eine Normalisierung oder auch nur Vereinheitlichung unerlaubt. Benjamin interpunktierte so eigenwillig wie unmethodisch, jede Vereinheitlichung würde den Charakter seiner Texte nicht unerheblich verändern. Deshalb ist grundsätzlich die Zeichensetzung der jeweiligen Druckvorlage beibehalten worden. Nur in seltenen Fällen, in denen es Mißverständnisse des Sinns auszuschließen galt, wurde gelegentlich ein Komma gestrichen oder hinzugefügt.

Der Band enthält zahlreiche Texte, die zuerst in Zeitungen und Zeitschriften publiziert worden sind. Hier finden sich häufig Begriffe, Namen und Buchtitel durch Kursivdruck oder Sperrung hervorgehoben. Da solche Hervorhebungen im allgemeinen Eigenheiten der betreffenden Redaktionen entsprechen, wurden sie getilgt; beibehalten wurden Hervorhebungen immer dann, wenn die Möglichkeit nicht auszuschließen war, daß sie von Benjamin beabsichtigt waren, insbesondere wenn die Hervorhebungen auch in Typoskripten oder Manuskripten sich finden oder für das Verständnis etwas beizutragen vermögen. – Die beschriebenen Korrekturen wurden stillschweigend vorgenommen, ebenso die Berichtigung von eindeutigen Druckfehlern. Alle Einfügungen des Herausgebers sind in eckige Klammern gesetzt. In den wenigen Fällen, in denen sich bereits in der Druckvorlage eckige Klammern finden, wird dies im Apparat vermerkt. Selbstverständlich sind auch sämtliche Konjekturen, die über Druckfehlerberichtigungen und orthographische Besserungen hinausgehen, ausgewiesen worden. – Zitate in Benjamins Texten wurden wo irgend möglich geprüft und stillschweigend korrigiert. Bei möglicherweise beabsichtigten Abweichungen vom Original wurde im Text Benjamins Zitierungsweise beibehalten, der korrekte Wortlaut des Zitats im Apparat wiedergegeben. Die Textherstellung von *Deutsche Menschen*, *Vom Weltbürger zum Großbürger* sowie der Hörspiele *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben* und *Lichtenberg* weicht von dieser Regelung ab; das hier angewandte Verfahren findet sich im Apparatteil zu den betreffenden Schriften erläutert.

ZUM APPARAT Auch für die Gestaltung des Apparates muß auf die Angaben im ersten Band verwiesen werden; insbesondere finden sich dort die Quellen und Materialien beschrieben, welche den Herausgebern der Ausgabe zur Verfügung standen.

Verweise auf die »Gesammelten Schriften« erfolgen nur mit Band- und – wenn schon möglich – Seitenzahl; Verweise, die lediglich eine Seitenzahl angeben, beziehen sich stets auf den vorliegenden vierten Band der »Gesammelten Schriften«. Der Nachweis »Briefe« bezieht sich auf die Ausgabe Walter Benjamin, Briefe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno, Frankfurt a. M. 1966. Zitate aus unveröffentlichten Briefen Benjamins werden mit Datum und Empfänger nachgewiesen; im allgemeinen sind solche Briefe im Benjamin-Archiv Theodor W. Adorno in Frankfurt a. M. in Abschriften oder Photokopien vorhanden. In den Abteilungen »Lesarten« und »Nachweise« bezeichnet die durch Fettdruck hervorgehobene Ziffer die Seitenzahl des Bandes. Die darauf folgende Ziffer bezieht sich auf die Zeilenzahl der betreffenden Seite; gezählt werden jeweils sämtliche bedruckte Zeilen mit Ausnahme des Kolumnentitels.

Im Teil »Überlieferung« sind sämtliche Abdrucke, Typoskripte und Manuskripte verzeichnet, die für die Textherstellung relevant sind. Dabei erhielten Zeitschriften- und Zeitungsabdrucke die Sigle J, Typoskripte die Sigle T und Manuskripte die Sigle M. Ein hochgestelltes BA hinter der Sigle J kennzeichnet Abdrucke, die sich im Frankfurter Benjamin-Archiv in handschriftlich korrigierten Exemplaren finden. Entsprechend bezeichnet ein hochgestelltes SSch von Benjamins Hand korrigierte Abdrucke in der Sammlung Gershom Scholem in Jerusalem. – Die dem Abdruck in dieser Ausgabe zugrundegelegte Fassung wird als »Druckvorlage« gekennzeichnet; bei Texten, die nur in einer Version überliefert sind, entfällt eine gesonderte Angabe der Druckvorlage.
Unter »Lesarten« sind alle wichtigen Varianten zum abgedruckten Text verzeichnet sowie Konjekturen des Herausgebers kenntlich gemacht. Welche Varianten jeweils als wichtig anzusehen sind, ließ sich nicht mechanisch entscheiden, es ist von der Überlieferung der einzelnen Arbeiten abhängig. Der Ausgabe geht es um die Erstellung von kritisch gesicherten Texten, nicht um eine Dokumentation der Entstehungsprozesse der Texte. Ziel der Lesartenverzeichnung ist mithin nicht, sämtliche erreichbare Varianten zu sammeln, in erster Linie soll die Textherstellung überprüfbar gemacht werden. – Am ausführlichsten wurden Lesarten zu den erst posthum veröffentlichten Baudelaire-Übertragungen verzeichnet; da für Benjamins Baudelaire-Übertragungen die Interpunktion von besonderer Bedeutung ist, wurden auch die Interpunktionsvarianten der nach dem Urteil des Herausgebers überholten Fassungen wiedergegeben. Bei von Benjamin mehrfach veröffentlichten Texten enthält der Apparat neben den inhaltlichen auch sämtliche Formulierungsvarianten der früheren Fassungen. In den zahlreichen Fällen, in denen neben dem Abdruck auch Typoskripte oder Reinschriften von Texten vorliegen, deren Druckvorlage als verloren gelten muß, entschied sich der Herausgeber in der Regel für die Wiedergabe der tatsächlich gedruckten Fassung, da fast in keinem Fall nachzuweisen ist, daß Typoskripte oder Manuskripte Benjamins Willen besser repräsentieren als die Abdrucke. Angesichts der nicht auszuschließenden Möglichkeit, daß in den Druckfassungen redaktionelle Veränderungen vorgenommen wurden, finden sich auch hier inhaltliche Lesarten wie Formulierungsvarianten verzeichnet. Allein den *Vier Geschichten* wurde die Typoskriptfassung zugrundegelegt; einem Hinweis Benjamins zufolge weist der Abdruck redaktionelle Eingriffe auf. – Überall dort, wo eine Häufung von Lesarten verwirrend wäre, bringt der Apparat die alternativen Fassungen vollständig. Schließlich werden auch chronologisch ›überholte‹ Versionen vollständig im Apparat abgedruckt, wenn sie gegenüber der endgültigen Fassung selbständige, d. h. deutlich unterschiedene und abgeschlossene Fassungen darstellen. In einigen Fällen

wurden im Apparat Texte wiedergegeben, die im strengen Sinn weder als Vorstufen noch als Alternativfassungen zu gedruckten Texten anzusehen sind. Ein Beispiel sind die *Dispositionen der Wahrnehmung*, Aufzeichnungen, die mit Texten des vierten Bandes in zu engem Zusammenhang stehen, als daß sie dem sechsten Band vorbehalten werden konnten.

Im letzten Teil des Apparats werden alle identifizierten Zitate sowie weniger bekannte Bücher nachgewiesen. Der Nachweis erfolgt in abgekürzter Form, jedoch so, daß Zitate wie Werke ohne Schwierigkeit auffindbar sind. Allein zu sehr seltenen Büchern werden umfangreichere Angaben gebracht. Soweit möglich werden Zitate wie Buchtitel nach den Ausgaben verzeichnet, die Benjamin benutzte. Wenn solche Ausgaben nicht bekannt waren, griff der Herausgeber auf verbreitete neuere Editionen zurück.

7–63 Charles Baudelaire, Tableaux parisiens
65–82 Übertragungen aus anderen Teilen der »Fleurs du mal«

Über seine im Oktober 1923 erschienene Übertragung der »Tableaux parisiens« von Baudelaire schrieb Benjamin im Januar 1924 an Hofmannsthal: *Von meinen ersten Versuchen einer Übersetzung aus den Fleurs du mal bis zur Drucklegung des Buches sind neun Jahre verflossen.* (Briefe, 330) Demnach scheint Benjamin 1914, spätestens 1915 begonnen zu haben, aus den »Fleurs du mal« zu übersetzen; Gershom Scholem erinnert sich, seit 1915 von Benjamins Baudelaire-Übertragungen Kenntnis gehabt zu haben.

Die frühesten Übertragungen, die erhalten sind, finden sich als Handschriften im Frankfurter Benjamin-Archiv (Benjamin-Archiv, Ms 141, 146–150, 152–183); sie werden von Scholem aufgrund des Schriftduktus und der Papierart auf 1915 datiert. Die beiden ersten Teile der »Fleurs du mal« sind hier mit den meisten Übertragungen vertreten. Aus »Spleen et Idéal« übersetzte Benjamin die Gedichte *Die kranke Muse, Die Riesin, Totenreue, Geistige Morgenröte, Unterhaltung, Herbstlied I, Sisina, Der Geist* und *Die Katzen*; aus den »Tableaux parisiens« stammen die Übertragungen *Landschaft, Der Schwan, Die sieben Greise, Die kleinen Alten IV, Die Abenddämmerung, Vergessen hab ich nicht ..., Die Schaffnerin voller Geduld ..., Nebel und Regen* und *Die Morgendämmerung.* Aus anderen Teilen der »Fleurs du mal« enthalten die Manuskripte von 1915 Übertragungen der Gedichte *Der Wein des Einsamen, Die Zerstörung, Die barmherzigen Schwestern, Der Tod der Liebenden, Die Reise III, VIII, Der Untergang der romantischen Sonne, Trauriges Madrigal I* und *Die Kränkung der Mondgöttin.* Außerdem umfaßt das Konvolut fragmentarische Übersetzungen folgender Gedichte, von denen vollständige Übertragungen Benjamins nicht bekannt sind: »Sonnet d'Automne«, »Lesbos«, »Le Voyage IV« und »Madrigal triste II«. – Ein zweites handschriftliches Konvolut (Benjamin-Archiv, Ms 142–145), das Scholem auf 1916 und 1917 datiert, dokumentiert Benjamins weitere Arbeit an Baudelaire-Übertragungen. Es enthält *Die kranke Muse, Totenreue, Geistige Morgenröte, Unterhaltung, Herbstlied I, Der Geist, Die Katzen, Vergessen hab ich nicht ...* und *Der Tod der Liebenden* in Fassungen, die fast alle gegenüber den Versionen in dem früheren Konvolut verändert sind. Das Manuskript der *Vorbereitung* schließlich (Benjamin-Archiv, Ms 151) ist nach 1917 zu datieren.

Im Juli 1919 schrieb Benjamin an Ernst Schoen: *In den letzten Tagen habe ich mich wieder den Baudelaire-Übersetzungen zugewandt. Gern würde ich einige von ihnen einmal zur Probe in gutem Druck in einer Zeitschrift vor mir sehen, ein Wunsch den ich mir gelegentlich vielleicht erfüllen kann.* (Briefe, 213) An Ernst Blass, den Herausgeber der Zeit-

schrift »Die Argonauten«, sandte Benjamin mehrere Übertragungen, die von Blass an den Heidelberger Verleger Richard Weißbach weitergegeben wurden, in dessen Verlag »Die Argonauten« erschienen. In einem Brief an Weißbach vom 6. 8. 1920 erkundigte sich Benjamin nach diesen Übersetzungsproben: *Wenn ich Herrn Dr. Bloch mitteilte, daß Ihre Antwort ausstehe, so meinte ich dies vor allem hinsichtlich der Baudelaire-Übertragungen. Blass schrieb mir nämlich, daß er die ihm für die »Argonauten« zur Einsicht gesandten vier Proben Ihnen übermittelt habe und daß Sie ein ernsthafteres Interesse an den Übertragungen nähmen.* (6. 8. 1920, an R. Weißbach) Während Benjamins bisherige Übertragungen – soweit sich das nach den erhaltenen Manuskripten entscheiden läßt – ihren Schwerpunkt zwar in den »Tableaux parisiens« hatten, im Ganzen aber eine Auswahl aus allen Teilen der »Fleurs du mal« darstellten, belegt ein Brief an Scholem vom Dezember 1920, daß Benjamin sich damals auf eine Übertragung der »Tableaux parisiens« konzentriert hatte: *Jetzt bin ich dabei die Übersetzung der Tableaux parisiens fertigzustellen. Dabei verbessere ich auch das Frühere, sodaß ich mit gutem Zutrauen in meine Sache einen Verleger suchen kann.* (Briefe, 247) Offenbar hatte Benjamin aber schon vorher Weißbach, der neben der Zeitschrift »Die Argonauten« auch die bibliophilen »Drucke des Argonautenkreises« verlegte, eine vollständige Übertragung der »Tableaux parisiens« angeboten. Am 4. 12. 1920 schrieb er an Weißbach: *In Verlegenheit bin ich, mein langes Schweigen in Sachen der Baudelaire-Übersetzung begreiflich erscheinen zu lassen. Es lag ihm der Wunsch zugrunde, Ihnen das Material in möglichster Vollständigkeit in den endgültigen Fassungen zu unterbreiten. [...] Nun [...] nehme ich die Gelegenheit wahr sechzehn von den vier- oder fünfundzwanzig Stücken meiner Arbeit, an welchen ich nichts mehr zu ändern habe, Ihnen mitzusenden, weil ich hoffe, daß auch diese ein Urteil über das Ganze ermöglichen.* Gleichzeitig teilte er zum erstenmal mit, daß er *geneigt wäre ein Vorwort, und zwar theoretisch und ganz allgemein »Über die Aufgabe des Übersetzers« überhaupt* zu verfassen (4. 12. 1920, an R. Weißbach). Aus einem weiteren Brief an Weißbach geht hervor, daß dieser sich unterdessen bereit erklärte, die Übertragungen der »Tableaux parisiens« unter die Drucke des Argonautenkreises aufzunehmen. Benjamin legte *diesem Brief drei der im Manuscript noch fehlenden Übersetzungen bei, so daß jetzt nur noch der Schwan II Teil aussteht.* (25. 12. 1920, an R. Weißbach) Scholem schrieb er am 29. 12. 1920: *Weißbach in Heidelberg will meine Übersetzung der »Tableaux parisiens« herausgeben (als Buch) »wenn ich ihm erfüllbare Forderungen stelle«. Auch der Drei-Masken-Verlag in München hat das Manuscript eingefordert. Weißbach wird wohl so gut wie nichts zahlen, auch die Sache nur [in] 250 Exemplare[n] als törichten Büttenschwindel herausbrin-*

gen. Ich werde sehen was sich ergibt. Die Gelegenheit zum Druck muß ich aus äußeren Gründen, auch meiner Familie wegen, unbedingt ausnutzen. (Briefe, 250) In einem Brief vom Januar 1921 an Scholem heißt es noch einmal: *Schrieb ich Ihnen schon, daß ich mit Weißbach über meine Baudelaire-Übersetzungen verhandle. Er will die Tableaux parisiens nehmen, und dies wird mir schließlich trotz allem lieber sein, als eine Abstemplung durch den jüdischen [Drei-Masken-]Verlag.* (Briefe, 253) In einem mehrere Wochen später geschriebenen Postscriptum zu demselben Brief berichtete Benjamin: *Mit Weißbach hoffe ich bald einen Vertrag zu unterzeichnen, wonach ich 1000 M als Abfindung für die Luxusausgabe und 15 % vom Exemplar einer gewöhnlichen Ausgabe, die er nun doch auf meine Bitte veranstalten zu wollen scheint, erhalte. Damit bin ich zufrieden, da es der übliche Tarif ist. Natürlich sind die »Tableaux parisiens« fertig und zwar habe ich alle bis auf ein frühes Gedicht (À une mendiante rousse) übersetzt.* (s. Briefe, 255) Am 6. 3. 1921 erbat Benjamin von Weißbach das Manuskript noch einmal zurück: *Ich möchte in diesem eine Anzahl von Verbesserungen, die ich inzwischen vorgenommen habe anbringen, zugleich diejenigen Gedichte bezeichnen, die ich Ihnen für den Vorabdruck in den »Argonauten« vorschlage und endlich das eine noch fehlende Gedicht [Der Schwan II] einfügen.* (6. 3. 1921, an R. Weißbach) Ein Abdruck in der Zeitschrift »Die Argonauten« – für den Benjamin die Gedichte *Das Skelett bei der Arbeit I, II, Das Spiel, Totentanz, Noch lebt mir unser Haus…, Die Schaffnerin voller Geduld…* und *Nebel und Regen* ausgewählt hatte (s. 4. 4. 1921, an R. Weißbach) – kam nicht zustande. Der Widerspruch, daß Benjamin im April 1921 von einem *nunmehr vollständige[n] Manuscript* (4. 4. 1921, an R. Weißbach) spricht, in einem Brief vom Juni 1922 dagegen an Weißbach schreibt: *Ich sende Ihnen nun das […] durch ein Gedicht vervollständigte Exemplar der Tableaux Parisiens zu* (30. 6. 1922, an R. Weißbach), dürfte sich dadurch lösen, daß Benjamin erst sehr spät sich entschloß, »A une mendiante rousse« nicht einfach auszusparen, sondern durch eine Übertragung von *Die Kränkung der Luna* – ein Gedicht aus den »Nouvelles Fleurs du mal« – zu ersetzen. – Scholem war bereits am 26. 3. 1921 mitgeteilt worden, daß *nun der Vertrag mit Weißbach, und zwar in einer unglaublich günstigen Gestalt, unterzeichnet* sei *und das Buch spätestens bis zum Oktober erscheinen* (Briefe, 259) solle.

Schon zu Beginn seiner Korrespondenz mit Weißbach schlug Benjamin vor, ein *Vorwort […] »Über die Aufgabe des Übersetzers«* zu verfassen (4. 12. 1920, an R. Weißbach). Am 3. 2. 1921 hieß es indessen noch: *Die eventuelle Vorrede über die »Aufgabe des Übersetzers« bitte ich Sie nicht als zum »Manuscript« im Sinne des Vertrages gehörend ansehen zu wollen, weil ich mir noch nicht ganz darüber einig bin ob ich sie*

schreibe. (3. 2. 1921, an R. Weißbach) Etwas später schrieb Benjamin Scholem: *Jetzt bin ich wieder zwischen mehrere Arbeiten gerissen, von denen die eine Ihres größten Anteils sicher ist, nämlich die »Über die Aufgabe des Übersetzers«. So soll nämlich die Vorrede, die ich wenn irgend möglich doch meinem Baudelaire voranstellen möchte, heißen. [...] Nur handelt es sich um einen Gegenstand, der so zentral für mich ist, daß ich noch nicht weiß, ob ich ihn, im jetzigen Stadium meines Denkens, mit der ausreichenden Freiheit entwickeln kann, vorausgesetzt, daß mir seine Aufklärung überhaupt gelingt. Was die Darstellung angeht, so vermisse ich eine sehr wesentliche Hilfe in allen philosophischen Vor-Arbeiten früherer Autoren über diesen Gegenstand. Man kann doch in einer kritischen Analyse (fremder Ansichten) oft Dinge sagen, die man synthetisch noch nicht darzustellen wüßte. Können Sie mir nun irgend einen Hinweis geben? Die Cohensche Ästhetik habe ich zum Beispiel ganz vergeblich gewälzt.* (Briefe, 259) Am 27. 11. 1921 handelte Benjamin von der *Aufgabe des Übersetzers* als von einer Scholem bekannten, fertiggestellten Arbeit (s. Briefe, 283 f.). Benjamin hatte die Absicht, die *Aufgabe des Übersetzers* im ersten Heft seiner geplanten Zeitschrift *Angelus Novus* vorabzudrucken, die er vergeblich im Verlag von Weißbach herauszubringen versuchte (s. Briefe, 280 f. und 3. 12. 1921, an R. Weißbach). Noch in einem wahrscheinlich 1940 geschriebenen Lebenslauf erwähnte Benjamin den Aufsatz als *den ersten Niederschlag meiner sprachtheoretischen Reflexionen* (Benjamin-Archiv, Ts 2367).

Im Juli 1921 berichtete Benjamin Scholem: *Dann denke ich ein bißchen über den Vortrag über Baudelaire nach, der meine winterliche Vorlesung (in der Ewer Buchhandlung?) einleiten soll.* (Briefe, 268) Vortrag und Vorlesung in der genannten Buchhandlung kamen offenbar nicht zustande, denn es heißt in einem späteren Brief an Scholem: *Es ist Aussicht vorhanden, daß ich im Laufe des Winters in einer Buchhandlung (vielleicht bei Reuss und Pollak [sic]) die oftgeplante Vorlesung aus den Übersetzungen halten kann und dabei will ich den Gedichten einen Vortrag über den Dichter vorausschicken, in dem ich die größte Exaktheit mit einigen wesentlichen Andeutungen unter absolutem Ausschluß von Tiefsinn verbinden will.* (Briefe, 287) An Weißbach schrieb Benjamin Anfang 1922: *Es würde mich ganz besonders freuen, wenn Sie in Berlin meiner öffentlichen Vorlesung aus den Baudelaire-Übersetzungen – dabei auch Stücke, die sich nicht in den tableaux parisiens befinden – würden beiwohnen können. [...] Durch diese Vorlesung – der ein Vortrag über Charles Baudelaire vorangeht – hoffe ich dem Vertrieb des Buches einen ebenen Weg zu bahnen.* (Anfang 1922, an R. Weißbach) Am 15. 3. 1922 veranstaltete die Buchhandlung Reuss und Pollack am Kurfürstendamm einen »Kammerkunst-

abend« unter dem Titel »Charles Baudelaire« mit Benjamin, der eine »Conférence« hielt und »Aus eigenen Übertragungen« las. (s. Einladungskarte der Buchhandlung, Benjamin-Archiv, Dokumente) Wahrscheinlich sprach Benjamin frei; denn es heißt in einem späteren Brief: *Von meinem Baudelaire-Vortrag in Berlin habe ich keine schriftlichen Aufzeichnungen.* (24. 1. 1924, an R. Weißbach)
Bereits 1920 schrieb Benjamin an Weißbach: *Im übrigen würde sich, falls Sie meine Arbeit herausbringen wohl noch Gelegenheit finden, die Ausstattung zu erörtern.* (25. 12. 1920, an R. Weißbach) Während der Jahre bis zum Erscheinen der *Tableaux parisiens* kam Benjamin in seinen Briefen an Weißbach immer wieder auf Fragen der Typographie zurück; die endgültige Gestalt des Buches dürfte seinen Vorstellungen weitgehend entsprochen haben. Mit dem *törichten Büttenschwindel* (Briefe, 250), der *Luxusausgabe in geringer Auflagenhöhe* (Briefe, 302) söhnte er sich offenbar aus, denn es hieß über den erschienenen Band: *Das Buch ist schön und repräsentativ geworden* (Briefe, 319), und gegenüber Weißbach lobt er *die selbstverständliche Schönheit seiner [d. h. des Bandes] Erscheinung* (2. 12. 1923, an R. Weißbach).
Wiederholt behandelte Benjamin in seinem Briefwechsel mit Weißbach die Interpunktion seiner Übertragungen. Anhand von Satzproben versuchte er sich Klarheit über die Frage zu verschaffen. In den Handschriften wird die Zeichensetzung durchaus unterschiedlich, in der Regel aber sehr sparsam gehandhabt. In einigen Manuskripten finden sich Interpunktionen durch größere Wortzwischenräume innerhalb der Verse ersetzt. Benjamin *möchte* – so im April 1921 an Weißbach – *versuchen, mit einem Mindestmaß von Zeichensetzung auszukommen* (4. 4. 1921, an R. Weißbach), er bittet um *Gelegenheit [...] zu sehen, wie ein Gedicht ohne Interpunktion sich im Druck ausnimmt* (o. D. [1921], an R. Weißbach). Schließlich entschloß Benjamin sich zu dem Kompromiß, *die übliche Interpunktion in sparsamster Verwendung zu geben* (3. 5. 1922, an R. Weißbach), *weil dies der Confrontierung mit dem Original am besten gerecht wird* (26. 5. 1922, an R. Weißbach).
Im Oktober oder November 1922 erhielt Benjamin die ersten Korrekturbogen (s. 10. 10. und 19. 11. 1922, an R. Weißbach). Seinen Korrekturen fügte er noch *zahlreiche sehr wichtige Neufassungen* (24. 1. 1923, an R. Weißbach) bei. Am 28. 9. 1923 heißt es: *Heute traf die letzte Korrektur meines Baudelaire ein, der, wenn er herauskommt, bis auf weiteres wohl unter den letzten deutschen Publikationen sich befinden dürfte, denn alles was mit dem Buchgewerbe verbunden ist, siecht dahin.* (Briefe, 302) Die Tatsache, daß der Baudelaire *also offenbar nach transzendentalen Zeitmaßen zu erscheinen beginnt* (Briefe, 300), schrieb Benjamin jedoch nicht allein den Auswirkungen der Inflation zu, sondern ebenso der Verzögerungstaktik des Verlegers; zeitweilig erwog er,

Weißbach den Band zu entziehen (s. Briefe, 294). Das fertige Buch, wohl ein Vorausexemplar, hatte Benjamin am 12. 10. 1923 in Händen (s. 12. 10. 1923, an R. Weißbach), in einem Brief vom 24. 10. 1923 berichtete er, daß es erschienen sei (s. Briefe, 307). – Der Band *Charles Baudelaire, Tableaux parisiens. Deutsche Übertragung mit einem Vorwort über die Aufgabe des Übersetzers von Walter Benjamin* erschien in einer Auflage von 500 Exemplaren, die in Halbpergament und als kartonierte Exemplare in den Handel kamen. Im Impressum des Bandes heißt es: *Dem französischen Text dieser Einzelausgabe der Tableaux Parisiens liegt buchstabengetreu zu Grunde die Ausgabe letzter Hand: Les / Fleurs du mal / par Charles Baudelaire. / Seconde édition / augmentée de trente-cinq poèmes nouveaux / et ornée d'un portrait de l'auteur / dessiné et gravé par Bracquemond. / Paris, Poulet-Malassis et de Broise, 1861. Daselbst erschienen der Zyklus der Tableaux Parisiens sowie zehn seiner Gedichte zum ersten Male. Im Vorstehenden blieb das Gedicht A une mendiante rousse, das dritte der Reihe, fort.* Die letzte Angabe ist insofern irreführend, als »A une mendiante rousse« nicht einfach fortblieb, sondern gegen »La Lune offensée« ausgetauscht wurde. Dieses Gedicht ist in der zweiten Auflage der »Fleurs du mal«, für die Baudelaire die »Tableaux parisiens« zusammenstellte, noch nicht enthalten; es wurde erst 1862 in der Zeitschrift »L'Artiste« veröffentlicht und von Gautier in die posthume dritte Auflage der »Fleurs du mal« aufgenommen. – *Die vorgesehene populäre Ausgabe* seiner Übertragungen, die Benjamin schon vor Vertragsabschluß gewünscht hatte und an die er Weißbach am 27. 12. 1923 noch einmal erinnerte, vermochte er nicht durchzusetzen. Zehn Jahre nach Erscheinen des Buches war die Auflage offensichtlich noch nicht annähernd verkauft (s. 6. 11. 1933, an R. Weißbach).

Weißbachs Bitte um einen Ankündigungstext für den Band beantwortete Benjamin am 12. 10. 1923: *Ihr Wunsch nach der kurzen Anzeige hat mich in einige Verlegenheit versetzt; schließlich habe ich mit befreundeter Hilfe Folgendes zusammengestellt: [Absatz] Der vorliegende Zyklus der »Fleurs du mal« enthält zahlreiche Gedichte, die zum ersten Male in deutscher Übersetzung erscheinen. Was dieser Übertragung ihren Platz sichern wird, ist, daß in ihr einerseits das Gebot der Treue, welches der Übersetzer in seiner Vorrede unwiderleglich begründet, gewissenhaft erfüllt, andrerseits aber das Poetische überzeugend erfaßt wird. Daß überdies der Urtext, und zwar der erste philologisch-korrekte in Deutschland, jeder Übersetzung beigedruckt ist, wird allen Verehrern des großen Lyrikers willkommen sein.* (12. 10. 1923, an R. Weißbach)

Schon bald nach dem Erscheinen der *Tableaux parisiens* unterzog Benjamin seine Übertragungen eingreifender Selbstkritik. So heißt es am

10. 1. 1924 in einem Brief an Florens Christian Rang: *Nun, da er [der Band] vorliegt, sehe ich, daß es letzten Endes für den Autor wesentlicher ist, mit seinen problematischen Arbeiten öffentlich zu erscheinen, als mit seinen geglückten, sofern von jenen die Befreiung, welche das gedruckte Werk bringt, weit mehr not tut als von diesen. Bei mir waltet kein Zweifel mehr über das höchst Problematische dieser Übersetzung, sofern ihr die Faktur, die Besonnenheit in den Dingen der Metrik schlechtweg fehlt. [...] Reparabel war das natürlich nicht, nur ein Beginnen von neuem ist hier am Platz. Ich hoffe, daß mir das einmal möglich sein wird. [...] Bestehen bleibt für mich, daß s t e l l e n w e i s e die Übersetzung mir in jedem Sinne genügt.* (Briefe, 327f.) Wenige Tage später schrieb Benjamin Hofmannsthal in ähnlichem Sinn: *Ich wage es, [...] meinem Baudelaire einige Worte nachzuschicken. Ist mir [...] doch ebenso wichtig, wie die Mitteilung dieser Arbeit selbst die einer kurzen Bemerkung über meine Stellung zu ihr. Von meinen ersten Versuchen einer Übersetzung aus den Fleurs du mal bis zur Drucklegung des Buches sind neun Jahre verflossen, eine Zeit, die mir die Möglichkeit gab, Vieles zu bessern, in ihrem letzten Ablauf aber auch die Einsicht in dasjenige, was, unzureichend, dennoch keiner »Besserung« zugänglich war. Ich habe dabei das ebenso einfache wie gewichtige Faktum im Sinne, daß die Übersetzung metrisch naiv ist. Damit meine ich nicht sowohl die metrische Haltung der Übertragungen als die Tatsache, daß sie mir nicht im selben Sinne zum Problem geworden war, wie die Vorrede dies von der Wörtlichkeit ausspricht. Das Bewußtsein davon ist mittlerweile mir so deutlich geworden, daß es hinreichende Initiative für neue Übersetzungsversuche in sich birgt. Ich bin der Überzeugung, daß zuletzt nur die metrische Besonnenheit einer Übersetzung der Fleurs du mal intensiver als die meinigen des Baudelaireschen Stils teilhaft macht, eines Stils, der mich zuletzt mehr als alles andere faszinierte und den ich den Barock der Banalität nennen möchte in dem Sinne, in dem Claudel ihn ein Gemisch aus dem Stil Racines und eines Reporters der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts genannt hat. Kurz, ich möchte noch einmal ausziehen, um es zu versuchen, jene sprachlichen Bereiche zu betreten, in denen das Modewort mit dem allegorisierten Abstractum (Spleen et Idéal) sich begegnet und zugleich auf diesem Gebiete eine solche Klarheit im Metrischen zu erreichen, wie sie im Bereiche des griechischen Epigramms aus der neuen Oehlerschen Übertragung vom Kranz des Meleager von Gadara mir zu sprechen scheint.* (Briefe, 330f.)

Benjamin beabsichtigte zumindest zeitweilig, die Übertragung der »Tableaux parisiens« zu einer Auswahl aus den »Fleurs du mal« insgesamt zu erweitern. Bereits im Januar 1921, lange vor Erscheinen der *Tableaux parisiens*, schrieb er an Weißbach: *Ich arbeite an einer Übersetzung der »Fleurs du mal« weiter, zwar nicht in der Absicht, das ganze*

Werk vollständig, wohl aber es in einer über die meisten Cyklen oder alle sich erstreckenden Auswahl zu übertragen. Diese Arbeit wird voraussichtlich noch sehr lange Zeit in Anspruch nehmen und wohl kaum vor Ablauf von fünf Jahren beendet sein. Ich würde selbstverständlich dieses Buch ebenfalls zunächst Ihnen vorlegen. Für den Fall aber, daß zwischen uns kein Abschluß darüber zu stande kommen sollte, möchte ich mir das Recht vorbehalten, in dieses Buch auch die Stücke der »Tableaux parisiens«, die bei Ihnen erscheinen aufzunehmen. (22. 1. 1921, an R. Weißbach) Ausgeführt wurde dieser Plan nicht. Nur noch einmal brachte Benjamin Baudelaire-Übersetzungen zum Druck: in der Zeitschrift »Vers und Prosa« erschienen am 15. 8. 1924 unter dem Titel *Baudelaire-Übertragungen* die Gedichte *An den Leser, Frohsinn des Toten, Die Wanduhr* und *Einer Madonna.* Von diesen Übertragungen gibt es ein Konvolut handschriftlich korrigierter Schreibmaschinen-Durchschläge, das außerdem Übertragungen der Gedichte *Herbstgesang II, Die Stimme* und *Der Mahner* enthält (Benjamin-Archiv, Ts 2464–2475). Möglicherweise wurden die letzten drei Übertragungen durch die Redaktion von »Vers und Prosa« ausgeschieden; die dort gedruckten Übertragungen folgen jedenfalls dem Text des Typoskripts, das wohl eine Kopie der Druckvorlage darstellt. Ein dokumentarischer Nachweis, daß diese Übertragungen *ein Beginnen von neuem* bedeuten, wie Benjamin es plante, läßt sich nicht führen. Stilistische Argumente machen es indessen für den Herausgeber wahrscheinlich, daß die sieben Übertragungen eine dritte, sowohl von den als Handschrift überlieferten Übertragungen wie von denen der *Tableaux parisiens* deutlich abgehobene Phase von Benjamins Arbeit an den Gedichten Baudelaires repräsentieren.

Überlieferung

a *Charles Baudelaire, Tableaux parisiens* [französisch und deutsch]. *Deutsche Übertragung mit einem Vorwort über die Aufgabe des Übersetzers von Walter Benjamin.* Heidelberg: Verlag von Richard Weißbach 1923. XVII, 67 S. (Die Drucke des Argonautenkreises. 5.)

J *Baudelaire-Übertragungen,* in: Vers und Prosa, Jg. 1924, 269–272 (Heft 8). – Enthält *An den Leser, Frohsinn des Toten, Die Wanduhr* und *Einer Madonna.*

T[1] Typoskriptkonvolut mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 2494–2505. – Enthält *Der Mahner, Herbstgesang II, Die Wanduhr, Frohsinn des Toten, Die Stimme, An den Leser* und *Einer Madonna.*

T[2] *Alte Frauen IV,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Sammlung Scholem.

T^3 *Die Schaffnerin voller Geduld...*, Typoskript; Benjamin-Archiv, Ms 1374 v.

T^4 *Nebel und Regen*, Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ms 1375 v.

T^{4a} *Nebel und Regen*, Typoskript; Sammlung Scholem.

M^1 *Baudelaire-Übersetzungen*, Manuskriptkonvolut; Benjamin-Archiv, Ms 141, 146–150, 152–183. – Enthält *Der Untergang der romantischen Sonne, Die Kränkung der Mondgöttin, Trauriges Madrigal I, Die Reise III, VIII, Die guten Schwestern* (Erste Fassung), *Die Schaffnerin voller Geduld..., Die sieben Greise, Die Morgendämmerung, Die Abenddämmerung, Die kleinen Alten IV, Der Schwan, Landschaft, Unterhaltung, Geistige Morgenröte, Totenreue, Die Riesin, Die kranke Muse, Vergessen hab ich nicht..., Der Geist, Nebel und Regen, Die Katzen, Sisina, Herbstlied I, Der Tod der Liebenden, Die barmherzigen Schwestern* (Zweite Fassung), *Die Zerstörung* und *Der Wein des Einsamen.*

M^2 Manuskriptkonvolut; Benjamin-Archiv, Ms 142–145. – Enthält *Die Katzen, Vergessen hab ich nicht..., Der Tod der Liebenden, Unterhaltung, Der Geist, Geistige Morgenröte, Herbstlied I, Die kranke Muse* und *Totenreue.*

M^3 *Vorbereitung*, Manuskript; Benjamin-Archiv, Ms 151.

M^4 *Der Rebell*, Manuskript; Sammlung Scholem.

Zum Text

I. Charles Baudelaire, Tableaux parisiens

9–21 Die Aufgabe des Übersetzers

DRUCKVORLAGE: a

LESART 19, 16 *symbolisierend*] konjiziert für *symbolisiert*

NACHWEISE 17, 8 *vérité.«*] Stéphane Mallarmé, Œuvres complètes, hg. von Henri Mondor und G. Jean-Aubry, Paris 1961, 363 f. – 20, 27 *nimmt.«*] Rudolf Pannwitz, Werke Bd. 2, Die Krisis der europaeischen Kultur, Nürnberg 1917, 240, 242.

22–63 Tableaux parisiens

DRUCKVORLAGE: a

Im folgenden sind Vorstufen der Übertragungen abgedruckt, die selbständig neben den von Benjamin zum Druck gebrachten Fassungen stehen. Übertragungen, die sich weitgehend mit den Fassungen in a überschneiden, und Fragmente blieben unberücksichtigt.

Landschaft

Ich will um der Eklogen Strophen keusch zu läutern
Schlafen dem Himmel nah gleich Sternendeutern
Im Traume lauschen Freund der Glockentürme
Dem feierlichen Schall entführt im Schoß der Stürme
Das Kinn in meiner Hand hoch aus der Siedelei
Die Werkstatt werd ich sehn voll Singen und Geschrei
Schornstein und Kirchturm dieser Städte Maste
Des wolkenlosen Himmels reine Lichtpalaste.

Wie schön ist das Erglühn aus Nebelschwaden
Des Sterns im späten Blau des Lichts in den Fassaden
Der Kohlenströme Flößen überm Firmament
Indes die Lande rings gespenstischer Mond verbrennt
Den Frühling schau ich bald und Sommer Herbst ich seh
Und kommt der Winter und es fällt der Schnee
Dicht schließ ich überall die Laden und Gardinen
Und baue nachts mein Schloß aus Gold und Almandinen.
Dann träume ich der blauen Horizonte Scheinen
Die Gärten und der Alabasterbrunnen fernes Weinen
Küsse und Vögel singend tags gelinder
Idyllen aus dem Geist des schönsten aller Kinder
Der Sturm an meine Scheiben schlagend Ungeduld
Umsonst er zieht nicht ab die Stirn von meinem Pult
Versunken bin ich längst in jener Wollust Stillen
Zu rufen Frühling wach aus meinem Dichterwillen
Zur Sonne wird mein Herz und endlich wird mein Denken
Das brennende mir laue Winde schenken.

Druckvorlage: M[1] (Benjamin-Archiv, Ms 168)

Die Kränkung der Mondgöttin

Göttin der Väter beteten zu Säumen
Aus blauen Höhen wo in Strahlenschleiern
Die Sterne folgen zu den steifen Feiern
Du Cynthia Alte Licht in scheuen Räumen

Siehst du die Liebenden auf Stroh in Träumen
Vom Mund den Schmelz entdecken weiß gleich Reihern
Den Dichter neigen Stirn zur Arbeit bleiern
Im trocknen Gras die lüstigen Vipern schäumen

Im gelben Domino dein Gang verschwiegen
Von Nacht bis Morgen geht wie einst die Stiegen
Zum Kuß Endymions dessen Reize blaßten?

»Ich Kind der ärmsten Zeit dein Mutter schau
Zum Spiegel beugend schwerer Jahre Lasten
Schminkt zier die Brust die dich genährt die Frau.«

Druckvorlage: M[1] (Benjamin-Archiv, Ms 147)

Der Schwan

Victor Hugo gewidmet

I

Andromache ich denke dein ein Bach
Ärmlicher Spiegel welcher einstens wies
Dein hehres Bild im Witwenungemach
Ein tränenschwerer falscher Simoïs

Befruchtet mein Erinnern mit Gewalt
Als ich durchschritt das neue Carrousel
Paris von einst ist fort der Stadt Gestalt
Verwandelt mehr als Mannesherz sich schnell

Ich seh nur noch im Geist dies Feld Baracken
Holzhaufen ausgemeißelte Pilaster
Gras und vom Pfützenschlamm begrünte Schlacken
Und Schutt und Abfall flimmernd auf dem Pflaster

Dort lag ein Tierpark einstens nahebei
Dort sah um jene klare kalte Stunde
Da sich der Werktag regt und die Abdeckerei
Schnob düstern Wirbel in die stille Runde

Ich einen Schwan der ledig seiner Haft
Mit breitem Gange übers Trockne zerrte
Den Schnee der Flügel die er schützend rafft
Vor leerem Rinnsal auf den Schnabel sperrte

Dies Tier und wälzt im Staube sein Gefieder
Und sprach im Herzen sein die schönen Heimatseen
Wasser wann regnest du wann fährst du Blitz hernieder
Ich seh den Ärmsten mythisches Geschehn

Gen Himmel oft wie bei Ovidius der Verbannte
Gen Himmel dessen Bläue grausam loht
Recken den durstgen Kopf so daß sein Hals sich spannte
Als sende seinen Vorwurf er zu Gott.

II

Paris wird anders doch in meinem Leiden
Ward nichts bewegt Palais und Häuserstöcke
Mir will sich alles in ein Sinnbild kleiden
Und mein Erinnern wurde schwer wie Blöcke

Auch vor dem Louvre drückt mich hier ein Bild
Ich denke meines Schwans der außer sich
Wie die Verbannten lächerlich und mild
Verzehrt von Sehnsucht stets und dann an dich

Andromache die fiel aus großem Gattenarm
Ein nutzlos Opfertier in Pyrrhus Prahlerhänden
Am leeren Grab gebäumt vor irrem Harm
Als Weib des Helenus muß Hektors Witwe enden

Ich denk der Schwarzen die der Sucht verfällt
Im Schmutze watend ihre Blicke fragen
Nach Afrikas entfernter Palmenwelt
Und sinken vor dem Wall aus Nebeltagen

Auch dessen der was nimmer zu ersetzen
Verlor für ewig der so Tränen trinken
Und sich am Schmerz der guten Wölfin letzen
Der Waisen deren Blumenhäupter sinken

Durch meinen Wald die Ruh des Ruhelosen
Hör ich wie Hornruf ein Erinnern wandern
Gedenk im Riff vergessener Matrosen
Gefangener Besiegter vieler andern

Druckvorlage: M[1] (Benjamin-Archiv, Ms 166 f.)

Die Abenddämmerung

Das ist der Bösen Freund der süße Abend
Leis wie ein Spießgeselle schleicht er näher; zagend
Schließt sich der Himmel wie ein Bettgehänge
Und in den Menschen regt ein Tier die Fänge.

Reizender Abend der im Sinne lag
Dem dessen Arme sprechen: Arbeitstag
Ist heut gewesen. – Abend ists der sanft
Befreit die Geister die ein Schmerz umkrampft
Des Denkers Stirn neigt Schlummer ein Bekröner
Und müde wankt zum Bett der Tagelöhner.

Indes in böser Lust die Schwärme der Verdammten
Aus trägem Schlaf erwachen gleich Beamten
Und stoßen sich im Flug an First und Dächern
Durch schiefe Lichter die die Winde fächern
Die Hurerei in Straßen sich entzündet
Ameisenhauf der tausendfältig mündet;

Verborgne Wege bahnt sie überall
Gleich einem Feind der sinnt auf Überfall
An schlammiger Städte Brust bewegt sie sich und wendet
Sich einem Wurme gleich der Mannes Nahrung schändet
Vernehmbar hier und dort ein Pfiff aus Küchenessen
Gekreisch von Bühnen und Orchesterton von Bässen;

Heimliche Häuser die zum Spiel verleiten
Siehst du mit Dirnen ihren Eingeweihten
Und Gaunern schon erfüllt. Und niemandem zu Liebe
Geht bald an sein Geschäft das scheue Volk der Diebe
Mit sanftem Zwange tun die Türen auf und Truhen
Um satt für eine Nacht bei ihren Fraun zu ruhen.

Du sammle dich mein Herz in dieser ernsten Stunde
Und schließe du dein Ohr vor dem Gebrüll der Runde
Die Stund ists da der Kranken Schmerzen ärger werden
Die finstre Nacht packt sie am Hals; auf Erden
Ihr Schicksal schnell zum Abgrund fahrend endet
Von Seufzern schwillt das Hospital. – Es wendet
Sich mancher nimmermehr zum duftend heißen Mahl
Bei seinem Weib am Herd im abendlichen Saal

Auch waren wohl die meisten nie umschwebt
Von süßer Glut des Herds und haben nie gelebt.

Druckvorlage: M[1] (Benjamin-Archiv, Ms 164)

Vergessen hab ich nicht so nah der Stadt gelegen
Wohl unser weißes Haus o Freundin an den Wegen
Pomona stand aus Gips und eine Venus alt
Die schmiegten ins Gebüsch die schmächtige Gestalt
Und Sonne welche spät in Feuchtigkeit verglühte
Lag wenn ihr letzter Strahl in unser Fenster sprühte
Ein großes Aug allein am Himmel aufgeschlagen
Betrachter unsres Mahls voll Muße und Behagen
Und spendend hat uns oft wie Kerzenschein beschienen
Den rauhen Tisch das Tuch die linnenen Gardinen.

Druckvorlage: M² (Benjamin-Archiv, Ms 142)

Die Schaffnerin voller Geduld die dein Eifern betraf
Und die unterm dürftigen Rasen nun schlummert den Schlaf
Der sollten einige Blumen bringen wir beiden
Die Toten armen Toten viel Schmerzen leiden
Und wenn Oktober bläst daß er die Wälder fege
Trostlosen Wind um ihre Grabgehege
Dann finden sie gewiß undankbar die da leben
Daß sie wie sie's doch tun dem warmen Schlaf sich geben
Indessen von schwarzen Gedanken benagt
Ohn Bettschatz und ohne Gespräch das behagt
Erfrorne Gerippe vom Wurm gequält
Sie fühlen wie Winterschnee langsam zerfällt
Das Jahrhundert verfließt doch nimmer ersetzen
Nicht Brüder noch Freunde am Gitter die Fetzen.

Wenn das Scheitholz prasselt und singt – wenn am Abend
Im Stuhle ich sie säh an der Stille sich labend
Wenn im blauen Nachtfrost der Winterwende
Ich im Eck meines Zimmers gekauert sie fände
Die ernst ihr ewiges Bette verlassen
Das Kind das zum Mann wuchs im Blick zu umfassen
Was könnt ich der frommen Seele erwidern
Wenn ich weinen sie sähe aus hohlen Lidern

Druckvorlage: M¹ (Benjamin-Archiv, Ms 161)

Die Morgendämmerung

Reveille blies im Hofe der Kasernen
Und Wind der Frühe strich entlang an den Laternen

Die Stunde wars wo schlimmer Träume Jagd
Auf ihren Kissen wälzt die Knaben braun und plagt
Wo wie ein blutend Aug das zittert und das zuckt
Die Lampe auf den Tag die rote Lache tupft
Wo Seele in des spröden Leibes Schwergewicht
Zum zweitenmal den Streit von Tag und Lampe ficht
Wie Tränenwangen trocknend Winde streichen
Voll Schauer ist die Luft von Dingen die entweichen
Der Mann ist Schreibens müd das Weib zu lieben.

Aus Häusern da und dort kommt Rauch getrieben
Die Dirnen schlummerten aus fahlen Lidern
Mit offnem Mund dem stumpfen Schlaf erwidern
Von Brüsten schlaff und kalt die Bettelweiber schlichen
Und bliesen in den Brand um den die Finger strichen
Die Stunde wars bei Frost und bei Entbehren
Da werden Wehen schwer der Frauen die gebären
So wie ein Schluchzen stirbt im Sturz von blutigem Schaum
Der Hahnenschrei zerreißt von weit den düstern Raum
Ein Meer von Nebel schlägt um Haus und hohe Mäler
Und die Verscheidenden im Schoß der Hospitäler
Aufröchelten zuletzt mit regellosem Ton
Die Schänder kehrten heim erschöpft von ihrer Fron
Aurora frosterregt gewandet ros und grün
Langsam begann auf der verlassnen Seine aufzublühn
Finster Paris den Schlaf vom Antlitz ballte
Und faßte sein Gerät, der arbeitsame Alte.

Druckvorlage: M[1] (Benjamin-Archiv, Ms 163)

II. Übertragungen aus anderen Teilen der »Fleurs du mal«

Die Gedichte, die nicht den »Tableaux parisiens« angehören, werden in folgender Anordnung abgedruckt: Soweit die Originale in der zweiten Auflage der »Fleurs du mal« enthalten sind, wurden die Übertragungen gemäß dieser Ausgabe angeordnet. Dem Einleitungsgedicht *An den Leser* folgen aus der Abteilung »Spleen et Idéal« *Die kranke Muse, Die Riesin, Totenreue, Geistige Morgenröte, Unterhaltung, Herbstgesang, Einer Madonna, Sisina, Der Geist, Die Katzen, Frohsinn des Toten* und *Die Wanduhr*; aus »Le Vin« *Der Wein des Einsamen*; aus »Fleurs du mal« *Die Zerstörung* und *Die barmherzigen Schwestern* und aus »La Mort« *Der Tod der Liebenden* und *Die Reise III, VIII.* Dahinter finden sich zwei Übersetzungen aus der Sammlung »Les Épaves«: *Der Untergang der romantischen Sonne* und *Die Stimme.* Den Schluß

bilden Übertragungen von Gedichten, die erst in die posthume dritte Auflage der »Fleurs du mal« eingefügt wurden: *Trauriges Madrigal, Der Mahner, Der Rebell* und *Vorbereitung.* – Abgedruckt sind sämtliche vollständigen Fassungen, während gestrichene und fragmentarische Übertragungen unberücksichtigt blieben. Die Abdrucke aus J folgen in der Interpunktion T^1, da die in »Vers und Prosa« publizierten Versionen gegenüber dem Typoskript Interpunktionseigenheiten aufweisen, die wahrscheinlich der Redaktion zuzuschreiben sind. Den nach Manuskripten wiedergegebenen Übertragungen liegen Reinschriften zugrunde.

67–68 AN DEN LESER

ÜBERLIEFERUNG J, T^1; Druckvorlage: J, T^1

68 DIE KRANKE MUSE

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2
LESARTEN 68, 12 *war*] *war?* M^1 – 68, 15 *Wahn und Angst*] *Angst und Wahn* M^1 – 68, 16 *Mahr*] *Mahr* – M^1 – 68, 17 *eingeschenkt*] *eingeschenkt?* M^1 – 68, 18 *zum*] *im* M^1 – 68, 19 *ertränkt*] *ertränkt?* M^1

68–69 DIE RIESIN

ÜBERLIEFERUNG M^1

69 TOTENREUE

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2
LESARTEN 69, 15 *Stein*] *Mal* M^1 – 69, 27 *benagen*] *benagen.* M^1

70 GEISTIGE MORGENRÖTE

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2
LESARTEN 70, 6 *Geisterfüllten*] *geisterfüllten* M^1 – 70, 8 *beglücket*] *beglücket.* M^1 – 70, 10 *rauchgem*] *rauchigem* M^1 – 70, 11 *Gedenken*] *Gedächtnis* M^1

70 UNTERHALTUNG

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2
LESARTEN 70, 23 *Klauen*] *Krallen* M^1 – 70, 28 *ist* –] *ist* M^1 – 70, 29 *deinen Augen*] *Feueraugen* M^1

71 Herbstgesang

ÜBERLIEFERUNG M^2 (*Herbstlied I*), M^1 (*Herbstlied I*), T^1 (*Herbstgesang II*); Druckvorlage: M^2, T^1
LESARTEN Der Titel der Gedichte wird hier nach der Übertragung in T^1 wiedergegeben, das später zu datieren ist als M^1 und M^2.
71, 4 *Erlisch* bis *in*] *Zieh hin lebendiges Licht aus* M^1 – 71, 8 *Schauder*] *Schauer* M^1 – 71, 8 *arger*] *harter* M^1 – 71, 18 *Dies* bis *groß.*] unter der Zeile die Variante *Wie Aufbruch klingt dies* ... M^2

72–73 Einer Madonna

ÜBERLIEFERUNG J, T^1; Druckvorlage: J, T^1

73 Sisina

ÜBERLIEFERUNG M^1

73–74 Der Geist

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2
LESART 74, 8 *andern*] *Andern* M^1

74 Die Katzen

ÜBERLIEFERUNG M^2, M^1; Druckvorlage: M^2, M^1

74–75 Frohsinn des Toten

ÜBERLIEFERUNG J, T^1 (Benjamin-Archiv, Ts 2499), T^1 (Benjamin-Archiv, Ts 2498); Druckvorlage: J, T^1
LESARTEN 75, 12 *nun mit*] J; *hier mit* T^1 (Benjamin-Archiv, 2499); *hier bei* T^1 (Benjamin-Archiv, 2498)

75–76 Die Wanduhr

ÜBERLIEFERUNG J, T^1; Druckvorlage J, T^1
LESARTEN 75, 22 *dreitausendundsechshundertmal*] J; *dreitausend und sechshundert Mal* T^1 – 75, 23 *Erinnre*] T^1; *Erinnere* J

76 DER WEIN DES EINSAMEN

ÜBERLIEFERUNG M[1]

76–77 DIE ZERSTÖRUNG

ÜBERLIEFERUNG M[1]
LESART 77, 10 *blutenden*] konj. für *Blutenden*

77 DIE BARMHERZIGEN SCHWESTERN

ÜBERLIEFERUNG M[1] Zweite Fassung (*Die barmherzigen Schwestern*), M[1] Erste Fassung (*Die guten Schwestern*); Druckvorlage: M[1] Zweite Fassung
LESARTEN 77, 12 *das* bis *fein*] *sind Mädchen voller Zier* M[1] Erste Fassung – 77, 14 *Den* bis *ein*] *Ihr Schoß stets keusch in Lumpen stecket schier* M[1] Erste Fassung – 77, 15 *Der ward in*] *Ward unter* M[1] Erste Fassung – 77, 15 *Wehen*] neben der Zeile die Variante *Mühen* M[1] Zweite Fassung – 77, 16 *im Traurigsein*] *in finstrer Gier* M[1] Erste Fassung – 77, 18 *Buchenhain*] *Baumrevier* M[1] Erste Fassung – 77, 21 *reichen* bis *barmherzge*] *wechselnd reichen wie zwei gute* M[1] Erste Fassung – 77, 25 *pfropfst*] *pflanzt* M[1] Erste Fassung

77–78 DER TOD DER LIEBENDEN

ÜBERLIEFERUNG M[2], M[1]; Druckvorlage: M[2]
LESARTEN 78, 2 *erschlossne*] unsichere Lesung; vielleicht auch *erschlossen* M[2], M[1] – 78, 5 *In*] neben der Zeile die Variante *Von* M[2] – 78, 5 *Glut*] *Licht* M[1] – 78, 7 *Rosa* bis *Blauen*] konj. für *rosa baut und heimlich blauen* M[2], M[1] – 78, 9 *letztes*] *langes* M[1]

78–79 DIE REISE

ÜBERLIEFERUNG M[1]

79 DER UNTERGANG DER ROMANTISCHEN SONNE

ÜBERLIEFERUNG M[1]

79–80 DIE STIMME

ÜBERLIEFERUNG T[1]

80–81 Trauriges Madrigal

Überlieferung M[1]
Lesart 81, 1 *Die* bis *obsiegt*] neben der Zeile, in Klammern, die Variante *Die Bängnis die schwer in dir liegt*

81 Der Mahner

Im Typoskript ohne Titel. Der eingesetzte Titel ist der Georgeschen Übersetzung entnommen.

Überlieferung T[1]

81–82 Der Rebell

Überlieferung M[4]

82 Vorbereitung

Überlieferung M[3]
Lesart 82, 17 *in*] neben der Zeile die Variante *bei*

83–148 Einbahnstraße

Den ersten Hinweis auf seinen Plan, ein Aphorismenbuch zusammenzustellen, gab Benjamin am 22. 12. 1924 in einem Brief an Scholem: *Ich bereite (als Privatdruck oder als käufliche Erscheinung) vor: »Plakette für Freunde«. (Plaquette ist in Frankreich ein schmales broschiertes Sonderheftchen mit Gedichten oder ähnlichem – ein terminus technicus der Buchhändler.) In mehreren Kapiteln, die je als einzige Überschrift den Namen eines mir Nahestehenden tragen, will ich meine Aphorismen, Scherze, Träume versammeln.* (Briefe, 367) Am 11. 6. 1925 sandte Benjamin ein *kleines Aphorismen-Manuscript* an Hofmannsthal mit der Bitte: *Hier wäre ich Ihnen für eine freundliche Durchsicht unter dem Gesichtspunkt verbunden, ob Sie wohl mit dem einen oder andern eine leere Seite der »[Neuen Deutschen] Beiträge« Ihrem Sinne gemäß ausfüllen mögen. Ich weiß, daß auch Persönliches unter den Sachen ist, dem eine solche Publikation ein anspruchsvolles Gesicht gäbe.* (Briefe, 388) In den »Neuen Deutschen Beiträgen« sind jedoch keine Aphorismen Benjamins erschienen. Dagegen veröffentlichte das »Berliner Tageblatt« am 10. 7. 1925 *Dreizehn Thesen wider Snobisten*; diese stellen somit den frühesten publizierten Text dar, der später Teil der *Einbahnstraße* wurde. Die frühesten datierbaren Manuskripte zur *Einbahnstraße* bilden Aufzeichnungen zu dem Text, der in dem Buch den Titel *Kaiserpanorama* trägt; ob Benjamin damals bereits an ein Aphorismenbuch dachte, läßt sich nicht entscheiden. Diesen Aufzeichnungen zu *Kaiserpanorama* dürfte eine Reise vorausgegangen sein, über die Benjamin am 24. 2. 1923 an Rang schrieb: *Diese letzten Reisetage durch Deutschland haben mich wieder an einen Rand von Hoffnungslosigkeit geführt und mich in den Abgrund sehen lassen.* (Briefe, 299) Im September 1923, zu Scholems Abreise nach Palästina, schenkte ihm Benjamin ein titelloses Manuskript in Form einer Schriftrolle, das Deutschland während der Inflation zum Gegenstand hat. Ein früheres, weit umfangreicheres Manuskript *Gedanken zu einer Analysis des Zustands von Mitteleuropa* befindet sich im Frankfurter Benjamin-Archiv (Benjamin-Archiv, Ms 854 bis 859). Am 16. 9. 1924 berichtete Benjamin in einem Brief an Scholem, *daß die (inzwischen hie und da erweiterte) »Beschreibende Analysis des Deutschen Verfalls« im Winter in der »Roten Garde« in Moskau erscheinen soll* (Briefe, 355). Diese Veröffentlichung kam indessen nicht zustande. 1927 erschien jedoch in der »i 10« die holländische Übersetzung eines Textes, der inhaltlich eine Zwischenstufe zwischen den beiden handschriftlichen Versionen und dem *Kaiserpanorama* darstellt. – Bis zur Publikation der *Einbahnstraße* erschienen noch zahlreiche Stücke daraus in Zeitungen und Zeitschriften. So veröffentlichte Benjamin 1926 unter den Titeln *Kleine Illumination* und *Häfen und Jahrmärkte*

jeweils mehrere Texte. 1927 wurden die Zusammenstellungen *Bemerkungen, Einbahnstraße* und *Aphorismen* gedruckt. Diese Veröffentlichungen überschneiden sich teilweise inhaltlich. Als einzelne Texte erschienen 1925 *Die Technik des Schriftstellers in dreizehn Thesen*, 1926 unter dem Titel *Kinder* drei Stücke der *Vergrößerungen* und 1927 *Briefmarken-Handlung*. Im August oder September 1925 unterzeichnete Benjamin einen Vertrag mit dem Ernst Rowohlt Verlag, dem er offenbar durch Hofmannsthal empfohlen worden war (s. 8. 11. 1925, an H. von Hofmannsthal). Am 21. 9. 1925 heißt es: *Er [der Verlag] garantiert mir für das nächste Jahr ein Fixum und bringt: »Ursprung des deutschen Trauerspiels« »Goethes Wahlverwandtschaften« »Plaquette für Freunde«. Das dritte ist ein Aphorismenbüchlein, von dem noch nicht feststeht, ob es seinen geplanten Titel wird wahrmachen können.* (Briefe, 404) Daß Benjamin das Buch auch dem Verleger Richard Weißbach angeboten hatte, geht aus einem Schreiben an Weißbach vom 22. 9. 1925 hervor: *Sie haben auf einen meiner letzten Briefe, in dem ich wegen eines von mir verfaßten Aphorismenbuches Sie anfragte, mir nicht einmal geantwortet. (Die Anfrage ist inzwischen gegenstandslos geworden.)* (22. 9. 1925 an R. Weißbach) – Benjamin berichtete Scholem am 5. 4. 1926: *Rowohlt verschiebt den Erscheinungstermin meiner Sachen in den Herbst [...] Dafür wirst Du dann im Oktober, wie ich hoffe, den Aphorismenband erhalten, in dem der größte Teil der Bemerkungen Dir Inedita sein werden.* (Briefe, 416) Im Jahre 1926 lebte Benjamin mindestens von Ende März bis Mitte Juni in Paris, wo er an dem Aphorismenband weiterarbeitete. Wenn es in einem späteren Brief an Hofmannsthal heißt: *Für jenes Notizenbuch, von dem ich Ihnen vor langer Zeit, sehr verfrüht, einige Proben sandte, habe ich in Paris die Form gefunden* (Briefe, 446), dann bezieht sich dies wahrscheinlich auf den Parisaufenthalt von 1926. Dort dürfte der Text *Frühstücksstube* entstanden sein, der sich mit einer Beschreibung berührt, die Benjamin am 8. 4. 1926 in einem Brief an Jula Radt von seinem damaligen *Regime* entwirft (s. Briefe, 420 f.). Einige Wochen später berichtete Benjamin: *Dann habe ich [...] einige Notizen geschrieben, an denen ich sehr hänge: vor allem eine wunderschöne über Matrosen (wie sie die Welt ansehen), eine über Reklame, andere über Zeitungsfrauen, die Todesstrafe, Jahrmärkte, Schießbuden, Karl Kraus – lauter bittere, bittere Kräuter, wie ich sie jetzt in einem Küchengarten mit Leidenschaft ziehe.* (Briefe, 423) In der *Einbahnstraße* finden sich unter folgenden Titeln fünf der erwähnten Notizen: *Stehbierhalle, Diese Flächen sind zu vermieten, Coiffeur für penible Damen, Schießscheiben* und *Kriegerdenkmal*; eine Notiz über *Zeitungsfrauen* ist nicht identifizierbar; da die Notiz über *Jahrmärkte* Pariser Märkte behandelt zu haben scheint (s. Briefe, 421), stimmt sie mit dem Abschnitt *Unverkäuflich* aus *Spielwaren* nicht überein. *Unverkäuflich*

dürfte schon kurz nach dem 21. 9. 1925 entstanden sein, als Benjamin Scholem mitteilte: *In Lucca empfing am Abend meiner einsamen Ankunft mich der denkwürdigste Jahrmarkt. Er wird registriert und macht statt eines Reisejournals Figur.* (Briefe, 403) In einem Brief an Scholem vom 29. 5. 1926 heißt es: *Ich arbeite [...] an dem Notizbuch, das ich nicht gern Aphorismenbuch nenne. [...] Der jüngste Titel – es hat schon viele hinter sich – heißt: »Straße gesperrt!«* (Briefe, 428) Am 18. 9. 1926 erklärt Benjamin das Buch, das er bei dieser Gelegenheit zum erstenmal *Einbahnstraße* nennt, für fertig (s. Briefe, 433). Über den Stand der Veröffentlichung bei Rowohlt schrieb er Hofmannsthal am 30. 10. 1926: *Ich kann im Augenblick, ohne Rowohlt nochmals gesprochen zu haben, nicht ganz ins Reine kommen. Ein letztes Ultimatum in der Sache schulde ich ihm noch. (Auch spielt mein Wunsch mit, insofern es möglich, meine Sachen alle im gleichen Verlage erscheinen zu sehen: mein neues Notizen- oder Aphorismenbuch fände in einen wissenschaftlichen Verlag nicht leicht Eingang. Rowohlt dagegen hat es übernommen.) Das Entscheidende aber bleibt, daß das Barockbuch in ein paar Monaten unbedingt vorliegen muß. Kann Rowohlt mir diese bündige Gewißheit nicht geben, so würde ich mit Dank und Vertrauen den nächsten Schritt Ihrem Ermessen anheimgeben.* Weiter heißt es in demselben Brief: *Das Notizenbuch zieht wohl oder übel seinen Gewinn aus der unbilligen Verzögerung seines Erscheinens und hat in Marseille und hier [d. h. in Berlin] noch manches in sich aufgenommen.* (Briefe, 435 f., 437) Im Juni 1927 äußerte Benjamin die Hoffnung, Auszüge aus der *Einbahnstraße* in französischer Übersetzung veröffentlichen zu können (s. Briefe, 446); jedoch kam keine derartige Publikation zustande. Im Januar 1928 endlich erschien im Ernst Rowohlt Verlag, Berlin, die *Einbahnstraße*; der broschierte Band besaß eine eigenwillige Typographie und trug auf dem Umschlag eine Photomontage von Sascha Stone. In einem Brief vom 30. 1. 1928 berichtete Benjamin Scholem: *Von der Aufnahme meiner Bücher weiß ich noch nichts. Es sei denn, daß erwähnenswert wäre, daß von der »Einbahnstraße« eine Anzahl Zeitungen (unentgeltliche) Nachdrucke aus den Aushängebogen veranstaltet haben, und, wie das Sitte ist, einige lobende Worte voransetzten. Stefan Grossmann Herausgeber des »Tagebuch« hat mir auf das Buch hin die ständige Mitarbeit am »Tagebuch« angeboten. Eine Anzahl berliner Buchhandlungen werden Sonderausstellungen meiner Bücher machen. Aus Freiburg hörte ich, daß am ersten Tage der Vertreter von Rowohlt 15 Exemplare der »Einbahnstraße« verkauft habe und daß die dortige literarische Gesellschaft mich zu einem Vortrag auffordern will.* (s. Briefe, 457) Nachdrucke aus den Hängebogen und aus dem erschienenen Band brachten unter anderen die »Literarische Welt«, die »Vossische Zeitung«, der »Berliner Börsenkurier«, die »Weltbühne« und das

»Prager Tagblatt«. – Die einzigen eingehenderen Besprechungen der *Einbahnstraße* verfaßten Siegfried Kracauer (s. Zu den Schriften Walter Benjamins, in: Frankfurter Zeitung, 15. 7. 1928; stellenweise verändert wiederabgedruckt in: Das Ornament der Masse. Essays, Frankfurt a. M. 1963, 249 ff.) und Ernst Bloch (s. Revueform in der Philosophie, in: Vossische Zeitung, 1. 8. 1928; stark verändert auch in: Erbschaft dieser Zeit, Zürich 1935, 276 ff.)

Die *Einbahnstraße* bezeichnet eine Wende in der Entwicklung des Benjaminschen Denkens. Daß Benjamin selbst das Buch so verstand, belegt ein Brief an Scholem vom 5. 4. 1926: *In ihm [dem Buch] überschneiden sich meine ältere und eine jüngere Physiognomie von mir nicht zum Nutzen seiner weithinwirkenden Evidenz, desto interessanter aber – wenn das nicht zu viel gesagt ist – für Dich, den stillen, gewiegten Beobachter.* (Briefe, 416) In einem späteren Brief an Scholem heißt es: *Es ist eine merkwürdige Organisation oder Konstruktion aus meinen »Aphorismen« geworden, eine Straße, die einen Prospekt von so jäher Tiefe – das Wort nicht metaphorisch zu verstehen! – erschließen soll, wie etwa in Vicenza das berühmte Bühnenbild Palladios: Die Straße.* (Briefe, 433) Gegenüber Hofmannsthal, bei dem Benjamin kaum Verständnis für seine Hinwendung zum Marxismus erwarten konnte, scheint er die *Einbahnstraße* verteidigen zu wollen, ehe sie auch nur erschienen war: *Es stellt ein Heterogenes oder vielmehr Polares dar, aus dessen Spannung vielleicht gewisse Blitze zu grell, gewisse Entladungen zu polternd hervorgehen. (Nur der falsche Klang des Theaterdonners begegnet Ihnen, hoffentlich, nirgends darin.)* (Briefe, 437) Wiederum an Hofmannsthal – in dessen Nachlaß sich ein Widmungsexemplar mit der Eintragung *Hugo von Hofmannsthal, auch dies* befindet – schrieb Benjamin, nachdem das Buch erschienen war: *Eine Bitte aber liegt mir Ihnen gegenüber am Herzen: in allem Auffallenden der inneren und äußeren Gestaltung nicht einen Kompromiß mit der »Zeitströmung« sehen zu wollen. Gerade in seinen exzentrischen Elementen ist das Buch wenn nicht Trophäe so doch Dokument eines inneren Kampfes, von dem der Gegenstand sich in die Worte fassen ließe: Die Aktualität als den Revers des Ewigen in der Geschichte zu erfassen und von dieser verdeckten Seite der Medaille den Abdruck zu nehmen. Im übrigen ist das Buch in vielem Paris verpflichtet, der erste Versuch meiner Auseinandersetzung mit dieser Stadt. Ich setze ihn in einer zweiten Arbeit fort, die »Pariser Passagen« heißt.* (Briefe, 459) Der Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen der *Einbahnstraße* und dem Passagen-Werk begegnet schon früher in einem Brief an Scholem: *Wenn ich die Arbeit, mit der ich augenblicklich, vorsichtig, provisorisch, beschäftigt bin – den sehr merkwürdigen und äußerst prekären Versuch »Pariser Passagen. Eine dialektische Feerie« [...] beendet habe, so wird für mich ein Produktionskreis*

– der der »Einbahnstraße« – in ähnlichem Sinn geschlossen sein, wie das Trauerspielbuch den germanistischen abschloß. (Briefe, 455) Gleichfalls Scholem wies Benjamin darauf hin, daß zu den *Pariser Passagen [...] die »Briefmarken-Handlung« der »Einbahnstraße« auf schüchterne Weise den Ton stimmt* (Briefe, 462). In einem anderen Brief an Scholem schreibt Benjamin, daß es bei den *Pariser Passagen* sich *eben um das handelt, was Du einmal nach Lektüre der »Einbahnstraße« berührtest: die äußerste Konkretheit, wie sie dort hin und wieder für Kinderspiele, für ein Gebäude, eine Lebenslage in Erscheinung trat, für ein Zeitalter zu gewinnen* (Briefe, 491; s. auch die Einleitung des Herausgebers zu Band 5). In zahlreichen Motiven berührt sich die *Einbahnstraße* mit anderen Arbeiten Benjamins, zumal mit der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*, in die mehrere Texte aus *Vergrößerungen* nahezu wörtlich übernommen sind.

Ein Brief vom Oktober 1928 erwähnt *Nachträge zur »Einbahnstraße«* (s. Briefe, 484). Im Frühjahr 1932, zur Zeit der Niederschrift von Texten der *Ibizenkischen Folge* (s. 402–409), schrieb Benjamin, er habe sich *dabei überrascht, die Darstellungsform der Einbahnstraße für eine Anzahl von Gegenständen wieder aufzunehmen, die mit den wichtigsten dieses Buches zusammenhängen* (Briefe, 552). Adorno wies darauf hin, daß Benjamin »die aphoristischen Stücke [...], die in den Umkreis der ›Einbahnstraße‹ gehören [...], deren zweiter Auflage hinzuzufügen plante« (s. Einleitung zu »Schriften«, Frankfurt a. Main 1955, XXV). In Benjamins Nachlaß findet sich eine *Nachtragsliste zur Einbahnstraße* (Benjamin-Archiv, Ms 861), die folgende Titel enthält:

Armut hat immer das Nachsehen, s. 369 f.
Pläne verschweigen, s. 370 f.
Zu nahe, s. 370
Platonische Liebe, s. 368 f.
Windrose des Erfolges, s. 404–406
Bergab, s. 408 f.
Erzählung und Heilung, s. 430
Zum Tode eines Alten, s. 428 f.
Einmal ist keinmal I, s. 369
Einmal ist keinmal II, s. 433 f.
Die Kunst des Erzählers, s. *Kunst zu erzählen* 436–438
Der gute Schriftsteller, s. *Gut schreiben* 435 f.
Romane lesen, s. 436
Nach der Vollendung, s. 438
Der destruktive Charakter, s. 396–398

Die Zeitung, s. Bd. 2
Käuflich doch unverwertbar, s. Bd. 2
Mit einem Spielzeug Staat machen, s. *Der Wissende* 422 f.
Der Baum und die Sprache, s. 425 f.
Die Ferne und die Bilder, s. 427
Kurze Schatten, s. 373 und 428
Schönes Entsetzen, s. 434 f.
Geheimzeichen, s. 425
Ein Wort von Casanova, s. 425
Der Weg zum Erfolge in 13 Thesen, s. 349–352
Höflichkeit, s. 402 f.
Woran einer seine Stärke erkennt, s. 371 f.
Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt, s. 372
Spurlos wohnen, s. 427 f.
Das Spiel, s. 426 f.
Nicht abraten, s. 403
Vergiß das Beste nicht, s. 407
Raum für das Kostbare, s. 403 f.
Übung, s. 406 f.
Das Licht, s. 757
Die Pfeife, s. 756
Grundlage der Moral, s. Bd. 6
Bretzel, Feder, Pause[, Klage, Firlefanz], s. 432 f.
Noch einmal, s. 435
Die neue Gemeinschaft, s. 431 f.
Weimar, s. 353–355
Nordische See, s. 383–387
Die Aussicht, vielleicht *Die Warnung* 757 f.

Ein Abdruck der Texte in der Reihenfolge der *Nachtragsliste* schied aus, weil diese keinen sinnvollen Zusammenhang erkennen läßt. Benjamin dürfte in diesem Verzeichnis Titel gesammelt haben, die er für eine vermehrte zweite Auflage der *Einbahnstraße* oder für ein weiteres Aphorismenbuch vorsah.

Überlieferung

a *Einbahnstraße*. Berlin: Ernst Rowohlt Verlag 1928. 83 S.

b Ignaz Ježower, Das Buch der Träume, Berlin 1928, 268–272 (Traum 520–529). – Enthält neben vier weiteren Traumberichten Benjamins folgende Texte der *Einbahnstraße*: *Mexikanische Botschaft*, *Tiefbau-Arbeiten*, *Nr. 113* (*Speisesaal* und *Vestibül*), *Uhren*

und Goldwaren (Auszug) und *Wegen Umbau geschlossen!* Die Träume tragen in b keine Titel.

J[1BA] *Dreizehn Thesen wider Snobisten.* Berliner Tageblatt, 10. 7. 1925; Benjamin-Archiv, Dr 361.

J[2] Walther [sic] Benjamin: *Die Technik des Schriftstellers in dreizehn Thesen.* Die literarische Welt, 30. 10. 1925 (Jg. 1, Nr. 4), 3.

J[3] *Kleine Illumination.* Frankfurter Zeitung, 14. 4. 1926 (Jg. 70, Nr. 273). – Enthält *Reiseandenken* (*Heidelberger Schloß*), *Erste Hilfe*, *Galanteriewaren* (Auszug), *Papier- und Schreibwaren* (*Pharusplan*), *Steuerberatung* (Auszug), *Flagge ––*, *Betteln und Hausieren verboten!* (Auszug), *Ministerium des Innern*, *Antiquitäten* (*Antiker Löffel*), *Chinawaren* (Auszug) und *Hochherrschaftlich möblierte Zehnzimmerwohnung*. Die Texte tragen in J[3] keine Titel. – Nach Adornos Hinweis stammt der Titel *Kleine Illumination* von Siegfried Kracauer und wurde von Benjamin autorisiert.

J[4] *Häfen und Jahrmärkte.* Frankfurter Zeitung, 9. 7. 1926 (Jg. 70, Nr. 502). – Enthält *Spielwaren* (*Stereoskop*) unter dem Titel *Riga*, *Stehbierhalle* unter dem Titel *Barcelona*, *Spielwaren* (*Unverkäuflich*) unter dem Titel *Lucca*, *Vergrößerungen* (*Karussellfahrendes Kind*) unter dem Titel *Hamburg* und *Spielwaren* (*Schießscheiben*) unter dem Titel *Paris*.

J[5] Dass. Hamburger Anzeiger, 21. 7. 1926. – Diese Angabe beruht auf Benjamins *Verzeichnis meiner gedruckten Arbeiten* (Benjamin-Archiv, Ms 1834–1843). Da dieser Abdruck weder im Benjamin-Archiv sich vorfindet noch im öffentlichen Leihverkehr erhältlich war, konnten evtl. Lesarten daraus nicht verzeichnet werden.

J[6] *Kinder.* Die literarische Welt, 3. 12. 1926 (Jg. 2, Nr. 49), 12. – Enthält *Vergrößerungen* (*Karussellfahrendes Kind*, *Zu spät gekommenes Kind* und *Verstecktes Kind*).

J[7] *Analystische beschrijving van Duitschland's ondergang.* »i 10«. Internationale Revue (Amsterdam) 1 (1927), 50–55 (Nr. 2). – Enthält die holländische Fassung einer stark abweichenden Fassung von *Kaiserpanorama*.

J[8] *Briefmarken-Handlung.* Frankfurter Zeitung, 9. 8. 1927.

J[9] *Bemerkungen.* Magdeburgische Zeitung, 11. 10. 1927. – Enthält *Fundbüro* (*Gefundene Gegenstände*), *Maskengarderobe* (Auszüge), *Antiquitäten* (*Gebetmühle*, *Alte Landkarte* und *Fächer*), *Chinawaren* (Auszüge), *Diese Anpflanzungen sind dem Schutze des Publikums empfohlen* (Auszug), *Bürobedarf*, *Uhren und Goldwaren* (Auszug) und *Erste Hilfe*. Die Texte tragen in J[9] keine Titel.

J[10] *Einbahnstraße.* Die literarische Welt, 18. 11. 1927 (Jg. 3, Nr. 46),

3. – Enthält *Tankstelle, Hochherrschaftlich möblierte Zehnzimmerwohnung, Coiffeur für penible Damen, Nr. 13, Poliklinik, Technische Nothilfe* und *Wettannahme.*

J[11] *Aphorismen.* Vossische Zeitung, 15. 12. 1927. – Enthält *Papier- und Schreibwaren* (*Taschenkalender* und *Briefbeschwerer*), *Bogenlampe, Maskengarderobe* (Auszug) und *Galanteriewaren* (Auszug). Die Texte tragen in J[11] keine Titel.

J[10] und J[11] enthalten redaktionelle Hinweise, daß die Texte der »demnächst« bzw. »in den nächsten Tagen« erscheinenden *Einbahnstraße* entnommen sind. Es handelt sich somit um Abdrucke nach den Aushängebogen des Buches. Laut dem handschriftlichen *Verzeichnis meiner gedruckten Arbeiten* (Benjamin-Archiv, Ms 1834–1843), in dem Benjamin seine Veröffentlichungen in der Reihenfolge ihres Erscheinens aufführt, ist der Abdruck J[11] der letzte Vorabdruck von Texten der *Einbahnstraße.* Die Nachdrucke, die sich durchweg auf die Buchausgabe stützen, sind für die Textherstellung ohne Bedeutung und werden hier nicht aufgeführt. Sie sind verzeichnet bei Rolf Tiedemann, Studien zur Philosophie Walter Benjamins, Frankfurt a. M. 1965, 192 (Nr. 293 bis 299).

M[1] *In dem Schatze jener Redewendungen ...,* Sammlung Scholem. – Reinschrift einer Vorstufe von *Kaiserpanorama* in Form einer Schriftrolle. Das Manuskript trägt die Widmung *Gerhard Scholem zur glücklichen Abreise von Walter Benjamin September 1923.*

M[2] *Gedanken zu einer Analysis des Zustands von Mitteleuropa,* Benjamin-Archiv, Ms 854–859. – Niederschrift einer Vorstufe von *Kaiserpanorama.*

M[3] *Beschreibende Analysis des deutschen Verfalls,* Benjamin-Archiv, Ms 41. – Reinschrift des Abschnitts X und des größten Teils des Abschnitts XIV von *Kaiserpanorama,* die im Satz abbricht. Sie befindet sich auf einem leeren Blatt zu Ende der Reinschrift von *»El mayor monstruo los celos« von Calderon und »Herodes und Mariamne« von Hebbel. Bemerkungen zum Problem des historischen Dramas.*

M[4] *Das Prinzip der Wälzer,* Benjamin-Archiv, Ms 679. – Niederschrift von *Prinzipien der Wälzer oder die Kunst, dicke Bücher zu machen* in *Lehrmittel.*

Druckvorlage: a

ZUM TEXT

86–87 NR. 113

LESARTEN 87, 8 *geöffnet*] fehlt in b – 87, 21.22 *gedeckt war.*] *bereitstand.* b
NACHWEIS 86, 17 *abgelaufen.*] Werner Kraft hält es für möglich, daß diese Verse von Benjamin oder von Friedrich C. Heinle stammen. »Die beiden Verse sprechen ein Problem aus, das damals völlig neu war und das Benjamin und Heinle wie auch mich sehr beschäftigt hat: die Erschütterung dessen, was über ein Jahrhundert in der deutschen Dichtung die ›Gestalt‹ war und was Benjamin als negatives Zentrum von Gundolfs ›Goethe‹ im ersten Weltkrieg zu erkennen glaubte. Heinles Gedichte können als originales Dichten gegen die Gestalt Benjamin so angezogen wie Hofmannsthal abgestoßen haben.« (Werner Kraft, Über einen verschollenen Dichter, Neue Rundschau 78 [1967], 615 f.)

88–89 HOCHHERRSCHAFTLICH MÖBLIERTE ZEHNZIMMERWOHNUNG

LESARTEN 89, 9–18 *Viel* bis *macht.*] fehlt in J³ – 89, 28.29 *über das neunzehnte Jahrhundert,*] *des neunzehnten Jahrhunderts,* J³
NACHWEIS 89, 27.28 *»Phantom der Oper«*] s. Gaston Leroux, Le Fantôme de l'Opéra, Paris 1910.

89–90 CHINAWAREN

LESART 90, 21 *des*] *eines* J³

92–93 BAUSTELLE

NACHWEIS Dieser Text ist auch im Typoskript der Rezension *Alte vergessene Kinderbücher* enthalten (s. Bd. 3, 14–22); im Abdruck der Rezension, die 1924 erheblich gekürzt unter dem Titel *Alte Kinderbücher* in der Weihnachtsnummer der »Illustrierten Zeitung« stand, fehlt die Passage jedoch.

93 MINISTERIUM DES INNERN

LESART 93, 23–26 *Je* bis *will.*] *Je feindlicher ein Mensch zum Überkommenen bei strenger Opposition zum herrschenden Wesen der Dinge steht, desto unerbittlicher wird er sein privates Leben den Normen unterordnen, die er zur Gesetzgebung eines kommenden gesellschaftlichen Zustands erhoben wissen will.* J³

94–101 KAISERPANORAMA

LESART 100, 22 *Chausseen*] M²; *Chaussee* a

Vorstufen von *Kaiserpanorama* finden sich in M¹, M² und J⁷. Im folgenden werden die beiden Handschriften und eine deutsche Übersetzung der Vorbemerkung von J⁷ wiedergegeben. Der verschollene Text, der der holländischen Übersetzung zugrundeliegt, besteht aus Passagen, die sich alle in M¹ und a finden, dort jedoch anders angeordnet sind.

Gedanken zu einer Analysis des Zustands von Mitteleuropa

I. Der Zustand der Dinge

Gänzliches Schwinden der Wärme aus ihnen. Die Gegenstände des täglichen Gebrauchs stoßen den Menschen sacht aber beharrlich von sich ab. In summa hat er tagtäglich in der Überwindung der geheimen Widerstände – und nicht etwa nur der offnen – die sie ihm entgegensetzen, eine ungeheure Arbeit zu leisten. Ihre Kälte muß er mit der eignen Wärme ausgleichen, um nicht an ihnen zu erstarren, und ihre Stacheln mit unendlicher Geschicklichkeit anfassen, um nicht an ihnen zu verbluten. Dieser Entartung der Dinge, mit welcher sie, dem menschlichen Verfalle folgend ihn züchtigen, ist selbst das Land verschworen. Es zehrt am Menschen wie die Dinge und der ewig angekündigte und ewig ausbleibende deutsche Frühling, der den Menschen, welcher noch an Jahreszeit sich halten will, beständig narrt, ist nur eine unter zahllosern und geheimern Erscheinungen dieser verfallenden deutschen Natur, in der die Menschen leben als sei der Druck der Luftsäule, dessen Gewicht jeder trägt, in diesen Bereichen wider alle Natur plötzlich fühlbar geworden.

II. Die Möglichkeitsarmut

Der zunehmend bösartige Widerstand der Dinge im Bunde mit der Dummheit der Menschen wird es verschulden, wenn eines nicht fernen Tages das Leben in Deutschland um seine letzten Möglichkeiten gekommen ist. Schon jetzt ist der Entfaltung jeder menschlichen Bewegung, mag sie geistigen oder selbst natürlichen Impulsen entspringen, der maßloseste Widerstand der Umwelt angesagt. Wohnungsnot und Verkehrsteuerung sind am Werke, das elementare Sinnbild europäischer Freiheit, das in gewissen Formen selbst dem Mittelalter gegeben war, die Freizügigkeit vollkommen zu vernichten. Und wenn der mittelalterliche Zwang den Menschen an natürliche Verbände fesselte, so ist er nun in unnatürliche Gemeinsamkeit verkettet. Der sichtbarste Ausdruck der

Freizügigkeit, das Reisen, ist in der Ökonomie des großstädtischen Lebens ein unentbehrliches Moment, dergestalt daß dieses notwendiger Weise jeden Menschen, dem jenes versagt ist, schwer schädigen muß. [Die] Möglichkeit des Reisens ist dahin, seitdem das ganze Land sich in ein verästeltes System von Saugrüsseln verwandelt hat, denen der Reisende sich selber vorwirft. Die Mauer die den Deutschen vom Ausland, das heißt aber in Wahrheit: von der Erde trennt, sieht dieses verblendete Geschlecht ungerührt, ja womöglich [konj. für: wohl Möglichkeit] mit Genugtuung wachsen, um seinen dummen Schändlichkeiten in ihrem Schutz sich hinzugeben. Wie denn überhaupt die »Weltmacht-Einstellung« den Deutschen privat ganz außerordentlich verdummt zu haben scheint und diese Dummheit sich dann im Verhältnis deutscher Machtverluste vermehrt hat.

III. Die pathologischen Symptome am Menschen

Die Freiheit des Gespräches geht verloren. Unabwendbar drängt sich früher oder später in jede gesellige Unterhaltung das Thema der Lebensverhältnisse, des Geldes. Dabei geht es nicht nur, nicht sowohl um Sorgen und Leiden der Einzelnen, in welchen sie vielleicht einander zu helfen vermöchten, als um die Betrachtung des Ganzen. Es ist als sei man g e f a n g e n in einem Theater und müsse dem schlechten Stück auf der Bühne folgen ob man wolle oder nicht, müsse es immer wieder, ob man wolle oder nicht, zum Gegenstand seines Denkens und Sprechens machen. Dabei kann dann der entsetzliche Irrtum mit unterlaufen, als sei man von amts- und rechtswegen zum Zuschauer dieser Vorgänge bestimmt oder gar zum [konj. für: vom] Akteur, als ob die ungeheure Bedeutung, der Sinn, der jenen furchtbaren Vorgängen irgendwie einwohnt, projezierbar sei von der Ebne weltgeschichtlichen Geschehens in jene der privaten Existenz, was doch nur für die größten Menschen dieses Volkes anders denn als Schicksal, nämlich als bewußter und freier Gedanke wahr sein könnte, indessen die Plebs der expressionistischen Revoltöre nur durch Lust an Sensation und Müßiggang verweilt [konj. für: verweilen] anstatt den Ausgang um jeden Preis gewinnen zu wollen.

Die Automobilkrankheit. Darunter ist die Tatsache zu verstehen, daß ein elegantes Automobil in Deutschland die wilde Besitzlust, wenn nicht gar den Neid all derer zu erregen pflegt, die es sehen. Ihre Aitiologie: der geheime Wunsch aus dem allgemeinen Untergang hinauszufinden, aufs schnellste eigene Wege einzuschlagen.
Alle nähern menschlichen Beziehungen werden von einer fast übermenschlichen, durchdringenden Klarheit getroffen, in der sie kaum Stand zu halten vermögen. Denn indem einerseits das Geld auf ver-

heerende Weise im Mittelpunkt aller Lebensinteressen steht, andrerseits gerade dieses die Schranke ist, vor der fast alle menschliche Beziehung versagt, so verschwindet, wie im Natürlichen so im Sittlichen mehr und mehr die Sphäre des unreflektierten Vertrauens, der Ruhe und Gesundheit.

IV. Die Formen der literarischen Äußerung

Ist es unter solchen Umständen schwerer als sonst, das Wort vernehmbar zu machen, so ist die Notwendigkeit es dennoch zu tun umso dringender. Nicht nur als Ermahnung wird es auftreten müssen, sondern als Bewahrer des Überlieferten oder mehr noch als Gestalt von neuem Überliefertwerden, alles dessen nämlich, was in solchen Zeitläuften vor dem Untergang bewahrt werden soll. So hätte eine musterhafte Zeitschrift in diesen Tagen von ihren Beiträgen, welche sie der Welt gewachsen wissen wollte, in die sie treten, dreierlei zu verlangen:
Unverständlichkeit – um nicht den Haß der Barbaren herauszufordern
Kürze – um ihnen vernehmbar zu werden
Rhythmik – um die Autorität des gebieterischen Worts vor ihnen zu vertreten.

Zu III Gänzliches Schwinden der Distanz, vorzüglich sichtbar in der Anmaßung der Leute bei Ausführung der geringsten Dienste zu denen sie gehalten sind. Schaffner, Verkäufer, Handwerker halten sich für befugt, an jedem, der mit ihnen zu tun hat, Ausstellungen zu machen, wie es sich früher nur bei den kaiserlichen Beamten fand. Aber sie alle fühlen sich eben als Repräsentanten einer aufsässigen Materie, deren Gefährlichkeit sie durch ihre eigne Roheit noch mehr ins Licht zu setzen bestrebt sind.

Eine sonderbare Paradoxie: die Leute haben nur das engherzigste Privatinteresse im Sinne, wenn sie handeln, zugleich aber werden sie in ihren Handlungen mehr als jemals bestimmt durch die Instinkte der Masse. Und mehr als jemals sind die Masseninstinkte irr und dem Leben fremd geworden. Wo der dumpfe Trieb des Tieres – wie zahllose Anekdoten erzählen – aus der nahenden Gefahr, die noch unsichtbar scheint, den Ausgang findet, da verfällt diese Gesellschaft, deren jeder sein eignes niedres Wohl allein im Auge hat, mit tierischer Dumpfheit, aber ohne das dumpfe Wissen der Tiere, als eine blinde Masse jeder, auch der nächstliegenden Gefahr und die Verschiedenheit individueller Ziele wird belanglos vor der Identität der bestimmenden Kräfte. Wieder und wieder hat es sich gezeigt, daß der Hang am gewohnten nun längst schon verlornen Leben so starr in ihr ist, daß sie die eigentlich menschliche Anwendung des Intellekts: Voraussicht selbst in der drasti-

schen Gefahr vereitelt; so daß in ihr das Bild der Dummheit sich vollendet: Unsicherheit, ja Perversion der lebenswichtigen Instinkte sowie Ohnmacht und Verfall des Intellekts. Dieses ist die Verfassung der Gesamtheit deutscher Bürger.

Dem Ausländer, welcher die Gestaltung des deutschen Lebens obenhin verfolgt oder der gar das Land kurze Zeit bereist hat, erscheinen seine Bewohner nicht minder fremdartig als ein exotischer Volksschlag. Ein geistreicher Franzose hat gesagt: In den seltensten Fällen wird ein Deutscher über sich selbst sich klar sein. Wird er sich einmal klar sein, so wird er es nicht sagen. Wird er es sagen, so wird er sich nicht verständlich machen. Diese trostlose Distanz hat der Krieg nicht etwa nur durch die wirklichen und legendären Schandtaten, die man von Deutschen berichtete, erweitert. Was vielmehr die groteske Isolierung Deutschlands in den Augen anderer Europäer erst vollendet, was im Grunde die Einstellung in ihnen schafft, als hätten sie es mit Hottentotten in den Deutschen zu tun (wie man dies sehr richtig genannt hat) das ist die Außenstehenden ganz unbegreifliche und den Gefangnen völlig unbewußte Gewalt, mit welcher die Lebensumstände, das Elend und die Dummheit vor allem, auf diesem Schauplatz eines welthistorischen Geschehens die Menschen den Gemeinschaftskräften so untertan macht, wie nur das Leben irgend eines primitiven exotischen [Volks] bestimmt sein kann von den Clangesetzen. Das europäischste aller Güter, jene mehr oder minder deutliche Ironie mit der das Leben des Einzelnen disparat dem Dasein jeder Gemeinschaft zu verlaufen beansprucht, in die er verschlagen ist, ist den Mitteleuropäern vollkommen verloren gegangen. Es ist in der Tat eine Russifizierung, furchtbarer als irgend ein Sieg des Zarismus sie hätte bringen können.

Nicht umsonst pflegt man vom »nackten« Elend zu sprechen. Was in seiner Schaustellung, welche Sitte zu werden begann unter dem Gesetz der Not und doch ein Tausendstel nur vom Verborgnen sichtbar macht, das Unheilvollste ist, dies ist nicht Mitleid oder das gleich furchtbare Bewußtsein eigner Ungerührt[heit] das im Betrachter geweckt wird, sondern dessen Scham. Unmöglich in einer deutschen Großstadt zu leben, in welcher der Hunger die Elendesten zwingt von den Scheinen zu leben, mit denen die Vorübergehenden eine Blöße zu decken suchen, die sie verwundet.

Aus den ältesten Gebräuchen der Völker scheint es wie eine Warnung an uns zu ergehen, in dem Entgegennehmen alles dessen, was wir von der Natur so reich empfangen, uns vor der Geste der Habgier zu hüten. Denn wir vermögen nichts der Muttererde aus eignem zu schen-

ken. Daher gebührt es sich, Ehrfurcht im Nehmen zu zeigen, indem von allem, was wir je und je empfangen, wir einen Teil an sie zurückerstatten, noch ehe wir des unsern uns bemächtigen, auf daß sie ihren Segen uns nicht entziehe. Diese Ehrfurcht spricht in dem alten Brauch der libatio sich aus, ja vielleicht ists diese uralt sittliche Erfahrung, welche selbst in dem Verbot, die vergessne Garbe einzufahren und abgefallne Trauben aufzulesen sich verwandelt erhielt, indem der Erde oder den segenspendenden Ahnen das zu Gute kommt, was wir an ihre Armen überlassen. Nach athenischem Brauch war das Auflesen der Brosamen bei der Mahlzeit untersagt, weil sie den Heroen gehören. Ist einmal die Gesellschaft unter Not und Gier soweit entartet, daß sie die Gaben der Natur nur noch raubend empfangen kann, daß sie die Früchte, um sie zeitig auf den Markt zu bringen, unreif abreißt, und jede Schüssel, um nur satt zu werden, leeren muß, so wird bald ihre Erde verarmen und das Land schlechte Ernten bringen.

In Deutschland ist, da die Faszination des Armen durch den Reichtum ins Ungemessne gestiegen ist, die Unbefangenheit menschlichen Umganges mehr als jemals verloren. Der Blick, selbst der Besten, stellt sich alsbald zwangsläufig auf die Schätzung der materiellen Lage seines Gegenüber ein, um vor allem auf die verschwiegenste und dringendste Frage Antwort zu holen: Sucht er etwas bei mir oder kann ich gar an ihn mich halten. Denn dahin hat die von keiner Hoffnung und Einsicht erhellte Not es gebracht, daß Menschen einander unter keinem Gesichtspunkt hier schneller erfassen als dem, worin der eine dem andern, doch so, daß ers nicht ahne, zu Dienst sein könne, damit ein jeder, aller Dankbarkeit ledig, den Ausgang auf des andern Kosten gewinne, so lang es noch Zeit ist. Und nur wo dieser Verrat, sei es an gemeinsamer Hilflosigkeit, sei es an freimütiger Besinnung, im Keime zu Grund ging, läßt sich für das menschliche Verhältnis hoffen.

Dieser Pöbel ist von dem frenetischen Haß gegen das geistige Leben ergriffen, der die Gewähr für dessen Vernichtung in der Abzählung der Leiber erkannt hat. Wo mans ihnen irgend verstattet, stellen sie sich in Reih und Glied, ins Trommelfeuer und zur Warenhausse drängen sie sich marschmäßig. Keiner sieht weiter als in den Rücken des Vordermanns und jeder ist stolz, dergestalt vorbildlich für den Folgenden zu heißen. Das haben im Felde die Männer seit Jahrhunderten herausgehabt, aber den Parademarsch des Elends, das Anstellen, haben die Weiber erfunden.

Das Taktgefühl kommt auf sehr bezeichnende Art herab, während man noch glaubt mit alter Sicherheit es zu bekunden. Wissen um Schick-

lichkeit verbürgt den Takt nicht in jedwedem Einfluß auf die Haltung, vielmehr einzig und allein sofern es möglich macht die Reflexion auf eben dieses Wissen zu vermeiden. Takt tritt nämlich nur dort in Erscheinung wo seine Maximen unsichtbar bleiben. So kann das gewagteste Wort taktvoll bleiben, wenn es stark genug ist, die Aufmerksamkeit so an sich zu fesseln, daß ihr für Reflexion kein Raum mehr bleibt; aber selbst der schlichteste Scherz wird taktlos wenn er seine Harmlosigkeit zu erweisen sucht. Je mehr daher in einer verrohenden Gesellschaft einer sein altes Wissen um das Schickliche bekunden will und durch betonte Freiheit oder Überlegenheit der Haltung von seiner Umwelt sich abzuheben sucht, desto mehr läßt er den Takt vermissen, über welchen zuletzt nicht die Geberde des Redenden, sondern das Herz der Hörer entscheidet, dessen Hinfälligkeit in dieser Zeit nicht anders zu schonen ist – und dieser Schonung eben gilt Takt – als daß gerade der Freieste und Unschuldigste ihr gegenüber selbst dasjenige sich nicht mehr erlaubt, was in frühern Zeiten überall harmlos und unanstößig erschienen wäre. Damals, als es Gastfreundschaft gab, durfte man seine Freunde n a c h dem Abendessen zu sich bitten, damals als gesellschaftlicher Anstand noch wach schien, einen Witz dessen Freiheit von seinem Glanz übertroffen wurde, in einem Salon erzählen. Heute wird um seiner Freunde willen der Wohlerzogne sich davon fern halten. Aber wo begegnet uns nicht das Gegenteil?

Der Verfall der Kochkunst. Unter den schelen Händen dieses Geschlechts weichen Glück und Fülle von den einfachsten Dingen. Die Küche, deren sorgfältige und reiche Bestallung nur der Snob für eine Sache des esoterischen Luxus zu halten geneigt ist, hat von jeher drastisch gezeigt, daß der Segen der Naturgaben allein denen zu teil wird, die sie mit offnem Anteil entgegen nehmen. Ist einer zur Askese entschlossen, so mag er fasten. Und will er frugale Tafel halten, so erfordert selbst diese die Aufmerksamkeit des Bereitenden. Denn jener Teil der Kochkunst, welcher das Rohe genießbar macht, ist nicht ihre Quintessenz, nur ihr Anlaß, welcher bestimmt war darauf zu führen, daß nicht das Produkt, wie es in der Natur sich vorfindet – nicht die Früchte, die Milch, die Eier – die eigentlichste Art der dem Menschen gemäßen Nahrung vorstellen. Nämlich wie dieser alles Natürliche potenziert und ihren Erscheinungen als Geschöpf (nicht als Individuum) überlegen auf eine inkommensurable Art ist, so soll gleichermaßen seine Nahrung zuletzt aller tierischen überlegen sein. Er braucht die Essenzen und Quintessenzen der Naturstoffe zum leben. Und dies nicht in der abgezognen Art von Nährpräparaten, welche in chemischen Formeln diese Essenzen zu besitzen glauben, sondern in den Erzeugnissen der Kochkunst, welche in einem andern und menschlichem Leben näher be-

legnen Bereiche, der freilich uns unbekannt ist, nicht weniger rational sich erweisen möchten. Solche Produkte sind nicht Auswüchse überfeinerter Kulturen, wie man angibt, sondern bilden schon den Urbestand aller volkstümlich lokalen Ernährungsweisen, die durch Jahrhunderte sich forterben. Was ist in Deutschland aus ihnen geworden. Hier ist Schmalhans Küchenmeister, und Ressentiment heißt seine Köchin. Für sie hat Kochen nur den einen Zweck: Verwendung minderwertiger Substanzen zu ermöglichen, die ungemischt ein jeder von sich weisen würde. Die edle Potenzierung der Substanzen ist hier zu einer gemeinen Praxis, welche die Giftmischerei streift, entartet. Strindberg hat, wie so vieles, auch dieses spezifisch weibliche Laster in seinen Dramen vorausgeahnt; unverkennbar in der Köchin der Gespenstersonate.
Anmerkung zur Physiologie der Kochkunst. Die Basis oder conditio sine qua non jeden Wohlgeschmacks ist das Herausschmecken einer oder mehrerer bestimmter Substanzen aus der Mischung. Die echte Mischung muß nun so komponiert sein, daß von der einen oder auch den mehreren Substanzen, die überhaupt distinkt geschmeckt werden sollen, gleichsam nur die Geschmacksgipfel über die Schwelle des Totalgeschmacks hervorragen. Dieses auf die feinste Spitze des Geschmacks beschränkte Herausschmecken suchte die französische Kochkunst durch ihr »Suprême« zu erreichen. Die deutschen Gerichte der Gegenwart aber sind so bereitet, daß der Totalgeschmack nicht schwebend über den Geschmacksgipfeln der singularen Substanzen sich hält (wobei dann »mächtiges Überraschen« beim »Wiederfinden« eines bekannten Geschmacks in diesem Elysium stattfindet) sondern so, daß der Totalgeschmack unterhalb der Basis der singularen Geschmackspyramiden liegt, d. h. also im Brei, im Mus, in der Tunke (wobei dann das Herausschmecken eines Einzelgeschmacks von dem Gefühl der Erleichterung begleitet wird, mit welchem wir etwa einem befreundeten Halunken in der Hölle begegnen würden).

»Armut schändet nicht.« Ganz wohl. Doch sie schänden den Armen. Sie tuns und sie trösten ihn mit dem Sprüchlein. Es ist von denen, die man einst konnte gelten lassen, deren Verfallstag nun längst gekommen. Nicht anders wie jenes brutale »Wer nicht arbeiten will [konj. für: soll], der soll auch nicht essen«, welches nun von staatswegen den Hungertod darauf setzt, eine Arbeit, die Schmach bringt und Schaden tut, wie die heutige, zu verweigern. Als es Arbeit gab, von der ein Mann sich ernähren durfte, da gab es auch Armut, die ihn nicht schändete, wenn sie als Mißwachs oder Ungeschick ihn traf. Wohl aber schändet dies Darben, in das Millionen hineingeboren, Hunderttausende verstrickt werden, die verarmen. Schmutz und Elend wachsen wie Mauern um sie hoch als ein

Werk unsichtbarer Hände. Und wie der einzelne viel ertragen kann, für sich, gerechte Scham aber fühlt, wenn sein Weib es ihn tragen sieht und selber duldet, so darf der einzelne viel dulden, solang er allein und alles solang ers verbirgt. Aber nie darf [er] seinen Frieden schließen mit Armut, wenn sie wie ein riesiger Schatten rätselhaft über sein Volk und sein Haus fällt. Dann soll er seine Sinne wachhalten, für jede Demütigung die ihnen zuteil wird und so lang sich in Zucht nehmen, bis sein Leiden nicht mehr die abschüssige Straße des Hasses sondern den aufsteigenden Pfad des Gebetes gebahnt hat. Nichts ist abstoßend wie [die] Faulheit der Deutschen, die keine Wahl kennen als zwischen Stumpfsinn und Haß. – Aber hier ist nichts zu hoffen, so lange jedes furchtbarste, jedes dunkelste Schicksal, täglich ja stündlich intellektualisiert durch die Presse, in allen Scheinursachen und Scheinfolgen dargelegt, niemandem zur Erkenntnis der dunklen Gewalten verhilft, denen sein Leben hörig geworden ist.

Ein Vater der seinen Kindern keine Zuflucht, ein Gatte der seinem Weib keine Behausung geben kann, muß verlernen sie zu lieben. Eben eine Verwahrlosung derart hat die Menschen betroffen, daß sie ihrem Leben nur noch von Tag zu Tag als Almosen seinen Bissen Brot vorzuwerfen im stande sind, aber nicht lange und keiner mehr wird es bei sich aufnehmen können. Denn indem wir verzichten einen Plan für die Dauer der Jahre der Tage und Nächte zu gründen machen wir unser Leben obdachlos und schicken es auf die Straße, von Fremden Unterkunft zu erbetteln. Und heucheln noch, wir wüßten nicht um welchen Preis sich das kauft.

Die Menschen, die im Umkreise dieses Landes eingepfercht sind, haben den Blick für den Contour der menschlichen Person verloren. Jeder Freie erscheint vor ihnen als Sonderling. Und warum das? Man stelle sich die Bergkette der Hochalpen vor, jedoch nicht gegen den Himmel abgehoben, sondern gegen die dunklen Falten eines Tuches. Nur undeutlich würden die gewaltigen Formen sich abzeichnen. Ganz so hat ein schwerer Vorhang Deutschlands Himmel verhängt und wir sehen die Profilierung selbst der größten Menschen nicht mehr.

Not drängt die Leidenden zusammen wie Kälte. Es mag sein, daß im so sich bildenden Aufeinanderangewiesensein Großes entsteht. Aber so wahr es ist, daß dieses nicht notwendig geschehen muß, wo die Not herrscht, so wahr ist, daß anderes noch unter solchen Umständen verloren geht, als die menschliche Distanz. Die Nüchternheit gerät in Gefahr, wo die Verhältnisse der Menschen sich allzu eng in einander verschlingen. Mit dem Schwinden des Spielraums, der die Freiheit verlieh,

wird das Leben romanhaft. So wie im Buche alle Geschehnisse dahin neigen, den Menschen in einem Circel zu führen, innerhalb dessen gewisse Gestalten immer wieder hervortreten und immer deutlicher, so engt das Leben die Bedürftigen zuletzt dergestalt ein, daß sie die Kraft verlieren Abstand von irgend jemand und von irgend etwas in ihrer Umgebung zu halten und dieser Ohnmacht gar noch als eines schicksalhaltigen Reichtums zu genießen streben. So leben sie zuletzt in einem trägen Zustand berauscht dahin.

Es ist unmöglich, auf einer Fahrt im Innern Deutschlands zum Gefühl des Reisens zu kommen. In Deutschland gibt es kein Reisen mehr. Die Züge dienen dem Lokalverkehr. Jede halbe Stunde steigen neue Personen ein, fahren ein Stückchen und machen andern Platz. So zerbröckeln die Entfernungen, deren Überwindung einst ein gewisses Gefühl von Freude mitteilte, zerfallen in gleichförmige Stückchen.

Der jahrelange Umlauf bloßer Geldscheine nimmt den Leuten die Verantwortung. Die Ausgabe der hübschen bunten Scheine des Stadtgeldes eifert zum Lügen an.

Der Deutsche neigt zur Dummheit. Von der Verdummung der Deutschen aber kann man vielleicht erst seit 1914 reden. Mit der stupiden Autosuggestion der Masse begann der Prozeß. Nirgends hat sich die Magie so gottverlassen und so ohnmächtig versucht wie in jenem »wir wollen siegen, wir müssen siegen und wir werden siegen« der Leitartikel. Von damals blieb jenes widerliche Sträuben gegen die Helle zurück, die den nächtlichen Missetäter beunruhigt. Das Volk hat die Lüge, welche geliefert zu haben es die Regierung mit Recht beschuldigt, gefordert wie einen Bissen Brot. Als sie sich nicht mehr verkennen ließ, da wurde man vor der Niederlage begriffsstutzig. Ein Feldzug der in Feindesland geführt hatte ohne in Paris zu enden und Siege welche nicht wie Zahlen sich summieren wollten, begriff man nicht. Der Vertrag, der dieses Unternehmen abschloß schien keinen Anspruch auf Beobachtung erheben zu können. Der Zusammenbruch der Geldwirtschaft vollendete diesen intellektuellen Lähmungsprozeß. Die Zahl wurde allmächtig und zersetzte die Sprache. Niemand zieht mehr den Wert ihrer Worte in Frage, jede Intensität ist verpönt. Wo sonst eine Einstellung auf den Partner im Gespräch unumgänglich war, wird sie durch die Frage nach dem Preis seiner Schuhe oder seines Regenschirmes ersetzt. Und die Überlegenheit eines Mannes kann nicht bündiger erwiesen werden als indem er billiger eingekauft hat als sein Gegenüber.

Eine edle Indifferenz gegen die Sphären des Reichtums oder der Armut ist den Dingen, die man hierzulande herstellt, völlig abhanden gekommen. Ein jedes stempelt seinen Besitzer ab, er hat nur die Wahl als armer Schlucker oder Schieber [zu] erscheinen. Denn selbst der wahre Luxus ist von der Art, daß Geist und Geselligkeit ihn zu durchdringen und in Vergessenheit zu bringen vermögen, während, was hier von Luxusware sich breit macht, eine so schamlose Massivität (sei es der Arbeit, der Komposition, des Materials) zur Schau trägt, daß jede geistige Ausstrahlung an ihm zerbricht.

Wenige Dinge werden die verhängnisvolle Gewalt des ringsumgreifenden Wandertriebes in den Menschen so verstärken, wie die Abschnürung der Freizügigkeit. Niemals hat die Bewegungsfreiheit der Menschen zu ihren Bewegungsmitteln in einem grauenhaftern Mißverhältnis gestanden.

Alle Festlichkeiten sind fadenscheinig geworden. Überall stößt man auf den Einschlag des Verdienens. Aber indem der Kapitalismus verlernt, seine Mechanismen zu verbergen geht er zu Grunde.

Unter freiem Himmel gibt es keinen nackten Reichtum, sondern nur Vornehme und Geringe. Daher das Empörende, wenn der Mob in Automobilen daherfährt, deren Schnelligkeit sein schlechtes Gewissen verrät.

Der Verfall der Universitäten ist unverkennbar. Die Geisteswissenschaften haben niemanden, der willens wäre, ihre Tradition auf einem Katheder fortzusetzen. Vielmehr sind zwei Tendenzen in der Menge Befähigter, welche Anwartschaft auf ein Katheder zu haben meinen deutlich. Es sind nämlich diese entweder gänzlich von Verantwortungsgefühl freie Schöngeister, welche im Besitze eines Lehrstuhls desto sichrer und gefälliger zu privatisieren hoffen ohne um Geschichte und Würde ihres Wissensgebietes sich zu bekümmern, oder aber Condottiere-Naturen, welchen eine von jeder Sicherheit verlassene Akademie der aussichtsreichste Ort zu sein scheint, einen weithingehenden Einfluß im Sinne ihrer Sendung oder aber in dem ihrer privaten Macht sich [zu] erobern. Mehr und mehr wird daher die Hochschule ihre geisteswissenschaftlichen Lehrstellen in den Händen glänzender, fanatisierender Oratoren oder aber urbaner und nicht weniger glänzender Hochstapler sehen. Freilich wird die tiefere Tendenz, die in diesem Verfall der alten Hochschule triumphiert, in ihrem Recht und ihrer Notwendigkeit zu bestätigen sein, wenn anders, wie es den Anschein hat, die definitive Zertrümmerung einer demokratischen Wissenschaftsverfassung, in welcher allein

die Konkurrenz der Begabten im besten Falle den Ausschlag gibt, ihr Wesen gibt. Am Ende dieses Verfallsprozesses wird die Einsicht unumgänglich werden, daß eine Wissenschaft welche gänzlich losgelöst von der Esoterik sich völlig darzubieten behauptet, Trug ist. Denn so wahr Esoterik nicht die Erscheinungsform der Wissenschaft bestimmen kann, so sicher müssen doch die Gesetze dieser Form und ihres Gehalts dem großen Forscher als theologisch bedingt erscheinen. Die technische Begleiterscheinung dieser Einsicht wird die in ihren besten Konsequenzen mit unerhörtem Rigorismus ausgestaltete Praxis des Seminars als ein privatissimum in dem Sinne sein, daß selbst die Forschungsmittel, der Apparat, nur echten Angehörigen eines wissenschaftlichen Ateliers (einer Werkstatt) zugänglich sein wird, während wiederum für jenen Angehörigen die Verfügung über einen Reichtum von Mitteln wie ihn jetzt vielleicht nur das Britische Museum darbietet, zur Selbstverständlichkeit geworden sein wird. Die Präsenzbibliothek dieser Art wird grundsätzlich dauernde Präsenz erheischen, die Ateliers werden Wohngemeinschaften werden. In Amerika, wohin die Dinge, welche der über das Inventar Mittel- und Westeuropas verhängten Zerstörung entgehen, sich flüchten werden, wird man den Ursprung solcher akademischen Verfassungen vermuten.

In dem Schatze jener Redewendungen, in welchen die aus Dummheit und Feigheit zusammengeschweißte Lebensart des deutschen Bürgers sich alltäglich verrät, ist die von der bevorstehenden Katastrophe (indem es ja »nicht mehr so weiter« gehen könne) besonders denkwürdig. Die hilflose Fixierung an die Sicherheits- und Besitzvorstellungen der vergangnen Jahrzehnte verhindert den Durchschnittsmenschen die höchst bemerkenswerten Stabilitäten ganz neuer Art, welche der gegenwärtigen Situation zu grunde liegen, zu apperzipieren. Da die relative Stabilisierung der Vorkriegsjahre sie begünstigte, glauben sie jeden Zustand, der sie depossediert, eo ipso für unstabil ansehen zu müssen. Aber stabile Verhältnisse brauchen nie und nimmer angenehme Verhältnisse zu sein und schon vor dem Kriege gab es Schichten, für welche die stabilisierten Verhältnisse das stabilisierte Elend waren. Sofern in derart Unterdrückten sich eine echte Befreiungsvorstellung bildet, mag diese aus eigner Machtvollkommenheit die Dauer solcher Stabilisierung in einer Revolutionsidee befristen. Aber dergleichen Intentionen liegen der bürgerlichen Redeweise fern. Selbst den eingewöhnten[?] Vollzug des Untergangs aufzuhalten kommt ihnen eben darum nicht in den Sinn, weil sie den Verfall einer Gesellschaft oder Nation für einen automatisch sich restaurierenden Ausnahmezustand halten, wiewohl die Geschichte das Gegenteil deutlich erweist. Der Verfall ist um nichts weniger stabil, um nichts wunderbarer als der Aufstieg. Nur eine Rechnung, die

im Untergange die einzige ratio des gegenwärtigen Zustandes zu finden sich eingesteht, käme von dem erschlaffenden Staunen über das alltäglich sich Wiederholende dazu, die Erscheinungen des Verfalls als das schlechthin Stabile und einzig das Rettende als ein fast ans Wunderbare und Unbegreifliche grenzendes Außerordentliches zu gewärtigen. Die Volksgemeinschaften Mitteleuropas leben wie die Einwohner in einer rings umzingelten Stadt, denen Lebensmittel und Pulver ausgehen und für die eine Rettung menschlichem Ermessen nach kaum zu erwarten. Ein Fall in dem Übergabe, vielleicht auf Gnade und Ungnade, aufs ernsthafteste erwogen werden müßte. Aber die stumme unsichtbare Macht, welcher Mitteleuropa sich gegenüber sieht, verhandelt nicht; Übergabe ist also sinnlos. So bleibt nichts als in der immerwährenden Erwartung des letzten Sturmangriffs auf nichts als das Außerordentliche, das allein noch retten kann, die Blicke zu richten. Dieser geforderte Zustand angespanntester klagloser Aufmerksamkeit aber könnte, da wir in einem geheimnisvollen Kontakt mit den uns belagernden Gewalten stehen, das Wunder wirklich herbeiführen. Dahingegen wird die Erwartung, daß es nicht mehr so weiter gehen könne, sich eines Tages darüber belehrt finden, daß es für das Leiden des Einzelnen wie der Gemeinschaften nur eine Grenze über die hinaus es nicht mehr weiter geht, gibt: die Vernichtung.

Ein Zeitraum von 7 Jahren trennt in diesem Volke die Einführung von Halbpfennigrechnung (durch die Postbehörde: 1916) von der Geltung der Tausendmarknote als kleinster Rechnungseinheit (1923).

Kein Zweifel: es besteht ein geheimer Zusammenhang zwischen dem Maß der Güter und dem Maß des Lebens, will sagen zwischen Geld und Zeit. Je nichtiger die Zeit eines Lebens erfüllt ist, desto brüchiger, vielgestaltiger, disparater sind seine Augenblicke, während die große Periode das Dasein des edlen Menschen bezeichnet. Sehr richtig schlägt Lichtenberg vor, vom Verkleinern der Zeit zu reden statt vom Verkürzen. Und derselbe bemerkt: »Ein paar Dutzend Millionen Minuten machen ein Leben von 45 Jahren und etwas darüber.« Wo ein Geld im Gebrauche ist, von dem ein Dutzend Millionen Einheiten nichts bedeutet, da wird das Leben nach Sekunden statt nach Minuten gezählt werden müssen, um als Summe respektabel zu scheinen. Und dem gemäß wird es verzettelt werden wie ein Bündel Banknoten.

Wie alle Dinge in einem unaufhaltsamen Prozeß der Vermischung und Verunreinigung um ihren Wesensausdruck kommen und sich Zweideutiges an die Stelle des Eigentlichen setzt, so auch die Stadt. Große Städte, deren unvergleichlich beruhigende und bestätigende Kraft darin liegt, daß sie den Schaffenden in einen Burgfrieden schließen und mit

dem Anblick des Horizonts auch das Bewußtsein der immerwachen Elementarkräfte zu Zeiten von ihm zu nehmen vermögen, zeigen sich allerorten durchbrochen vom eindringenden Land. Nicht von der Landschaft, sondern von dem was die freie Gegend Bitterstes hat, vom Ackerboden, von Chausseen, vom Nachthimmel, den keine rot vibrierende Schicht mehr verhüllt. Die Unsicherheit selbst der belebten Gegenden versetzt den Städter vollends in jene undurchsichtige und im höchsten Grade grauenvolle Situation, in welcher er unter den Unbilden des vereinsamten Flachlandes die Ausgeburten der städtischen Architektonik tagtäglich in sich aufnehmen muß.

Wer sich der Wahrnehmung des Verfalls nicht entzieht, der wird unverweilt dazu übergehen, eine besondere Rechtfertigung für sein Verweilen, seine Tätigkeit und seine Parteinahme in diesem Chaos in Anspruch zu nehmen. So viele Einsichten ins allgemeine Versagen, so viele Ausnahmen für den eignen Wirkungskreis, Wohnort und Augenblick wird er statuieren. Der blinde Wille von der persönlichen Existenz eher das Prestige zu retten, als durch eine souveräne Abschätzung ihrer Ohnmacht und ihrer Verstricktheit wenigstens vom Hintergrunde der allgemeinen Verlogenheit sie zu lösen, setzt sich fast überall durch. Daher ist die Atmosphäre so voll von Lebenstheorien und Weltanschauungen und darum wirken sie hierzulande so anmaßend, weil sie in fast allen Fällen letzten Endes der Sanktion irgendeiner gänzlich singulären Privatsituation gelten. Eben darum ist sie auch so voll von Trugbildern, Luftspiegelungen einer dennoch, trotz allem über Nacht blühend hereinbrechenden kulturellen Zukunft, weil jeder auf die optischen Täuschungen seines isolierten Standpunktes sich verpflichtet.

Druckvorlage: M² (Benjamin-Archiv, Ms 854–859)

In dem Schatze jener Redewendungen, mit welchen die aus Dummheit und Feigheit zusammengeschweißte Lebensart des deutschen Bürgers sich alltäglich verrät, ist die von der bevorstehenden Katastrophe besonders denkwürdig. Die hilflose Fixierung an die Sicherheits- und Besitzvorstellungen der vergangnen Jahrzehnte verhindert den Durchschnittskopf, die höchst bemerkenswerten Stabilitäten ganz neuer Art, die der gegenwärtigen Struktur zugrundeliegen, zu apperzipieren. Da die relative Stabilität der Vorkriegsjahre ihn begünstigte, glaubt er jeden Zustand, der ihn depossediert, eo ipso für unstabil ansehen zu müssen. Aber stabile Verhältnisse brauchen nicht angenehme Verhältnisse zu sein und schon früher gab es Millionen, für welche die stabilisierten Verhältnisse das stabilisierte Elend waren. Sofern in derart Unterdrückten sich eine echte Befreiungsvorstellung bildet, mag diese aus eigner Machtvoll-

kommenheit die Dauer solcher Stabilität in der Idee einer Revolution befristen. Aber dergleichen Intentionen liegen der bürgerlichen Redeweise fern. Selber den eingewöhnten [?] Vollzug des Unterganges aufzuhalten, kommt ihnen eben darum nicht in den Sinn, weil sie den Verfall einer Gesellschaft oder Nation für einen automatisch sich restaurierenden Ausnahm[e]zustand halten, wiewohl die Geschichte das Gegenteil deutlich erweist. Einzig eine Rechnung, die im Untergange die alleinige ratio des gegenwärtigen Zustands zu finden sich eingesteht, käme von dem verblödenden Staunen über das täglich sich Wiederholende dazu, die Erscheinungen des Verfalls als das schlechthin Stabile und einzig das Rettende als ein ans Wunderbare Grenzendes und Außerordentliches zu gewärtigen. Die Volksgemeinschaften Mitteleuropas leben wie Einwohner einer umzingelten Stadt, denen Lebensmittel und Pulver ausgehen und für die keine Rettung nach menschlichem Ermessen zu erwarten. Ein Fall, in dem Übergabe auf Gnade und Ungnade sehr ernsthaft erwogen werden müßte. Aber die stumme Macht, welcher Mitteleuropa sich gegenüber sieht, beachtet nicht Gesten. Übergabe ist also sinnlos. Nichts bleibt als in der immerwährenden Erwartung des letzten Sturmangriffs auf nichts als das Außerordentliche, das allein noch retten könnte, die Blicke zu richten. Dieser Zustand angespannter und klagloser Aufmerksamkeit könnte, da die Menschen in einem geheimnisvollen Kontakt mit der Gewalt, die sie belagert, stehen, das Wunder wirklich herbeiführen. Dahingegen wird die Erwartung, daß es nicht so weiter gehen könne, eines Tages sich darüber belehrt finden, daß es für das Leiden der Einzelnen wie der Gemeinschaften nur eine Grenze gibt, über die hinaus es nicht mehr weiter geht: die Vernichtung.
Sonderbare Paradoxie: die Leute haben nur das engherzigste Privatinteresse im Sinne, wenn sie handeln, zugleich aber werden sie in ihren Handlungen mehr als jemals bestimmt durch die Instinkte der Masse. Und mehr als jemals sind die Masseninstinkte irr und dem Leben fremd geworden. Wo der dumpfe Trieb des Tieres aus der nahenden Gefahr, die noch unsichtbar ist, den Ausgang findet, da verfällt diese Gesellschaft, deren jeder sein eignes niedres Wohl allein im Auge hat, mit tierischer Dumpfheit, aber ohne das dumpfe Wissen der Tiere, als eine blinde Masse jeder, auch der nächstliegenden Gefahr und die Verschiedenheit individueller Ziele wird belanglos vor der Identität der bestimmenden Kräfte. Wieder und wieder hat es sich gezeigt, daß der Hang am gewohnten und nun schon längst verlornen Leben so starr in ihnen ist, daß er [konj. für: sie] die eigentlich menschliche Anwendung des Intellekts, Voraussicht selbst in der drastischen Gefahr vereitelt. So daß in ihr das Bild der Dumpfheit sich vollendet: Unsicherheit, ja Perversion der lebenswichtigen Instinkte gepaart mit Ohnmacht und Verfall des Intellekts. Dieses ist die Verfassung der Gesamtheit deutscher Bürger.

Der Deutsche neigt zur Dummheit. Von der Verdummung der Deutschen aber kann man vielleicht erst seit 1914 reden. Mit der stupiden Autosuggestion der Masse begann der Prozeß. Nirgends hat sich die Magie so gottverlassen und so ohnmächtig versucht, wie in jenem »Wir wollen siegen, wir müssen siegen und wir werden siegen« der Leitartikel. Von damals blieb jenes widerliche Sträuben gegen die Helle zurück, die den nächtlichen Missetäter beunruhigt. Das Volk hat die Lüge, welche geliefert zu haben es die Regierung mit Recht beschuldigt, gefordert wie einen Bissen Brot. Als sie sich nicht mehr verkennen ließ, da wurde man vor der Niederlage begriffsstutzig. Ein Feldzug, der in Feindesland geführt hatte ohne in Paris zu enden, und Siege, welche nicht wie Zahlen sich summieren wollten, begriff man nicht. Der Vertrag, der dieses Unternehmen abschloß, schien keinen Anspruch auf Beobachtung erheben zu können. Der Zusammenbruch der Geldwirtschaft vollendete diesen intellektuellen Lähmungsprozeß. Die Zahl wurde allmächtig und zersetzte die Sprache. Jede Intensität ist verpönt, niemand zieht mehr den Wert ihrer Worte in Frage. Wo sonst eine Einstellung auf den Partner im Gespräch unumgänglich war, wird sie durch die Frage nach dem Preis seiner Schuhe oder seines Regenschirms ersetzt. Und die Überlegenheit eines Mannes kann nicht bündiger erwiesen werden als indem er billiger eingekauft hat als sein Gegenüber.

In Deutschland ist die Faszination des Armen durch den Reichtum ins Ungemessne gestiegen, die Unbefangenheit menschlichen Umganges mehr als jemals verloren. Der Blick, selbst der Besten, stellt sich alsbald zwangsläufig auf die Schätzung der materiellen Lage seines Gegenübers ein, um vor allem auf die verschwiegenste und dringendste Frage Antwort zu holen: Sucht er etwas bei mir oder kann ich gar an ihm mich halten. Denn dahin hat die von keiner Hoffnung und Einsicht erhellte Not es gebracht, daß Menschen einander unter keinem Gesichtspunkt hier schneller erfassen als dem, worin der eine dem andern, doch so daß er es nicht ahne, zu Dienst sein könne, damit ein jeder, aller Dankbarkeit ledig, den Ausgang auf des andern Kosten gewinne, so lang es noch Zeit ist.

»Armut schändet nicht.« Ganz wohl. Doch sie schänden den Armen. Sie tuns und sie trösten ihn mit dem Sprüchlein. Es ist von denen, die man einst konnte gelten lassen, deren Verfallstag nun längst gekommen. Nicht anders wie jenes brutale: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, welches nun von rechtswegen den Hungertod darauf setzt, eine Arbeit, die Schmach bringt und Schaden tut, wie die hiesige, zu verweigern. Als es Arbeit gab, von der ein Mann sich ernähren durfte, da gab es auch Armut, die ihn nicht schändete, wenn sie als Mißwachs oder Ungeschick ihn traf. Wohl aber schändet dies Darben, in das Millionen hineingeboren, Hunderttausende verstrickt werden, die verarmen. Schmutz

und Elend wachsen wie Mauern um sie hoch als ein Werk unsichtbarer Hände. Und wie der Einzelne viel ertragen kann für sich, gerechte Scham aber fühlt, wenn sein Weib es ihn tragen sieht und selber duldet, so darf der Einzelne viel dulden solang er allein ist und alles solang ers verbirgt. Aber nie darf er seinen Frieden schließen mit Armut, wenn sie wie ein riesiger Schatten über sein Volk und sein Haus fällt. Dann soll er seine Sinne wachhalten für jede Demütigung, die ihnen zuteil wird, und so lange sich in Zucht nehmen, bis sein Leiden nicht mehr die abschüssige Straße des Hasses sondern den aufsteigenden Pfad des Gebetes gebahnt hat. Nichts ist abstoßend wie die Faulheit der Deutschen, die keine Wahl kennen als zwischen Stumpfsinn und Haß. Aber hier ist nichts zu hoffen, solange jedes furchtbarste, jedes dunkelste Schicksal täglich ja stündlich intellektualisiert durch die Presse, in allen Scheinursachen und Scheinfolgen dargelegt niemandem mehr zur Erkenntnis der Gewalten verhilft, denen sein Leben hörig geworden ist.
Dem Ausländer, welcher die Gestaltung des deutschen Lebens obenhin verfolgt oder der gar das Land kurze Zeit bereist hat, erscheinen seine Bewohner nicht minder fremdartig als ein exotischer Volksschlag. Ein geistreicher Franzose hat gesagt: In den seltensten Fällen wird ein Deutscher über sich selbst sich klar sein; wird er sich einmal klar sein, so wird er es nicht sagen; wird er es sagen, so wird er sich nicht verständlich machen. Diese trostlose Distanz hat der Krieg nicht etwa nur durch die wirklichen und legendären Schandtaten der Deutschen erweitert. Was vielmehr die groteske Isolierung Deutschlands in den Augen anderer Europäer erst vollendet, was im Grunde die Einstellung in ihnen schafft, als hätten sie es mit Hottentotten in den Deutschen zu tun (wie man dies sehr richtig bemerkt hat), das ist die Außenstehenden ganz unbegreifliche und den Gefangnen völlig unbewußte Gewalt, mit welcher die Lebensumstände, das Elend und die Dummheit vor allem, auf diesem Schauplatz eines welthistorischen Geschehens die Menschen den Gemeinschaftskräften so untertan macht, wie nur das Leben irgend eines Primitiven den Clangesetzlichkeiten unterliegen kann. Das europäischste aller Güter, jene mehr oder minder deutliche Ironie, mit der das Leben des Einzelnen disparat dem Dasein jeder Gemeinschaft zu verlaufen beansprucht, in die er verschlagen ist, ist den Mitteleuropäern vollkommen verloren gegangen.

Die Freiheit des Gespräches ist geschwunden. Unabwendbar drängt sich früher oder später in jede gesellige Unterhaltung das Thema der Lebensverhältnisse, des Geldes. Dabei geht es nicht sowohl um Sorgen und Leiden der Einzelnen, in welchen sie vielleicht einander zu helfen vermöchten, als um die Betrachtung des Ganzen. Es ist als sei man gefangen in einem Theater und müsse dem schlechten Repertoire allabendlich fol-

gen, ob man wolle oder nicht. Dabei kann der entsetzliche Irrtum mitunterlaufen, als sei man von amts- und rechtswegen zum Zuschauer bestimmt, als ob die ungeheure Bedeutung, der Sinn, der jenen Vorgängen irgendwie einwohnt, von der Ebene weltgeschichtlichen Geschehens in jene der privaten Existenz projezierbar sei; was doch nur den [konj. für: wie] größten Menschen dieses Volkes anders denn als Schicksal, nämlich als bewußtes Opfer denkbar ist, indessen die Plebs nur aus Müßiggang verweilt statt zu flüchten.
Not drängt die Leidenden zusammen wie Kälte. Es mag sein, daß im so sich bildenden Aufeinanderangewiesensein Großes entsteht. Aber so wahr es ist, daß dies nicht notwendig geschehen muß, wo die Not herrscht, so wahr ist, daß anderes noch unter solchen Umständen verloren geht als die menschliche Distanz. Die Nüchternheit gerät in Gefahr, wo die Verhältnisse der Menschen sich allzu eng in einander verschlingen. Mit dem Schwinden des Spielraums, der die Freiheit verleiht, wird das Leben romanhaft. So wie im Buche alle Geschehnisse dahin neigen, den Menschen in einen Zirkel zu führen, innerhalb dessen gewisse Gestalten immer wieder hervortreten und immer deutlicher, so engt das Leben die Bedürftigen zuletzt dergestalt ein, daß sie die Kraft verlieren, Abstand von irgend jemandem und von irgend etwas in ihrer Umgebung zu halten und diese Ohnmacht gar noch als einen schicksalhaften Reichtum zu genießen streben. So leben sie zuletzt in einem trägen Zustand berauscht dahin.
Die Menschen, die im Umkreise dieses Landes eingepfercht sind, haben den Blick für den Kontur der menschlichen Person verloren. Jeder Freie erscheint vor ihnen als Sonderling. Und warum das? Man stelle sich die Bergketten der Alpen vor, jedoch nicht gegen den Himmel abgehoben, sondern gegen die dunklen Falten eines Tuchs. Nur undeutlich würden die Formen sich abzeichnen. So hat ein Vorhang Deutschlands Himmel verhängt und man sieht die Profilierung selbst der großen Menschen nicht mehr.
Gänzliches Schwinden der Distanz, vorzüglich sichtbar in der Anmaßung der Leute bei Ausführung der geringsten Dienste, zu denen sie gehalten sind. Schaffner, Verkäufer, Handwerker halten sich für befugt, an jedem, der mit ihnen zu tun hat, Ausstellungen zu machen, wie es sich früher nur bei den kaiserlichen Beamten fand. Sie alle fühlen sich als Repräsentanten einer aufsässigen Materie, deren Gefährlichkeit sie durch ihre eigne Roheit noch mehr ins Licht zu setzen bestrebt sind.
Der Pöbel ist von dem frenetischen Haß gegen das geistige Leben ergriffen, der die Gewähr für dessen Vernichtung in der Abzählung der Leiber erkannt hat. Wo mans ihnen irgend verstattet, stellen sie sich in Reih und Glied, ins Trommelfeuer und zum Milchverkauf drängen sie marschmäßig. Keiner sieht weiter als in den Rücken seines Vordermanns

und ist stolz, dergestalt vorbildlich für den Folgenden zu heißen. Das haben im Felde die Männer seit Jahrhunderten herausgehabt, aber den Parademarsch des Elends, das Anstellen, haben die Weiber erfunden. Das Taktgefühl kommt auf sehr bezeichnende Art herab, während man noch glaubt, mit alter Sicherheit es zu bekunden. Wissen um Schicklichkeit verbürgt den Takt nicht in jedwedem Einfluß auf die Haltung, vielmehr einzig und allein sofern es möglich macht, die Reflexion auf eben dieses Wissen zu vermeiden. Takt tritt nämlich nur dort in Erscheinung, wo seine Maximen unsichtbar bleiben. So kann das gewagteste Wort taktvoll bleiben, wenn es stark genug ist, die Aufmerksamkeit so zu fesseln, daß ihr für Reflexion kein Raum mehr bleibt; aber selbst der schlichteste Scherz wird taktlos, wenn er seine Harmlosigkeit zu erweisen sucht. Je mehr daher in einer verrohenden Gesellschaft einer sein altes Wissen um das Schickliche bekunden will und durch betonte Überlegenheit der Haltung von seiner Umwelt sich abzuheben sucht, desto mehr läßt er den Takt vermissen, über welchen zuletzt nicht die Geberde des Redenden sondern das Herz der Hörer entscheidet, dessen Hinfälligkeit in dieser Zeit nicht anders zu schonen ist – und dieser Schonung eben gilt Takt – als daß gerade der Freieste und Unschuldigste ihr gegenüber selbst dasjenige sich nicht mehr erlaubt, was in frühern Zeiten überall harmlos und unanstößig erschienen wäre. Damals, als es Gastfreundschaft gab, durfte man seine Freunde n a c h dem Abendessen zu sich bitten, damals als gesellschaftlicher Anstand noch wach schien, einen Witz, dessen Freiheit von seinem Glanz übertroffen wurde, in einem Salon erzählen. Heute wird um seiner Freunde willen der Wohlerzogene sich davon fernhalten. Aber wo begegnet uns nicht das Gegenteil?

Die Wärme schwindet aus den Dingen. Die Gegenstände des täglichen Gebrauchs stoßen den Menschen sacht aber beharrlich von sich ab. Alles in allem hat er tagtäglich in der Überwindung der geheimen Widerstände – und nicht etwa nur der offnen – die sich ihm entgegensetzen, eine ungeheure Arbeit zu leisten. Ihre Kälte muß er mit der eignen Wärme ausgleichen um nicht an ihnen zu erstarren, ihre Stacheln mit unendlicher Geschicklichkeit anfassen um nicht an ihnen zu verbluten. Dieser Entartung der Dinge, mit welcher sie, dem menschlichen Verfalle folgend, ihn züchtigen, ist selbst das Land verschworen. Es zehrt am Menschen wie die Dinge und der ewig angekündigte und ewig ausbleibende deutsche Frühling, der den Menschen, welcher noch an Jahreszeit sich halten will, beständig narrt, ist nur eine unter zahllosern und geheimern Erscheinungen dieser verfallenden deutschen Natur, in der die Menschen leben, als sei der Druck der Luftsäule, die jeder trägt, in diesen Bereichen fühlbar geworden.

Der zunehmend bösartige Widerstand der Dinge im Bunde mit der Dummheit der Menschen verschuldet es, wenn das Leben in Deutschland um seine letzten Möglichkeiten gekommen ist. Der Entfaltung jeder menschlichen Bewegung, mag sie geistigen oder selbst natürlichen Impulsen entspringen, ist der maßloseste Widerstand der Umwelt angesagt. Wohnungsnot und Verkehrsteuerung sind am Werke, das elementare Sinnbild europäischer Freiheit, das in gewissen Formen selbst dem Mittelalter gegeben war, die Freizügigkeit, völlig zu vernichten. Und wenn der mittelalterliche Zwang den Menschen an natürliche Verbände fesselte, so ist er nun in unnatürliche Gemeinsamkeit verkettet. Der sichtbarste Ausdruck der Freizügigkeit, das Reisen, ist in der Ökonomie des großstädtischen Lebens ein unentbehrliches Moment, dergestalt daß dieses notwendiger Weise jeden Menschen, dem jenes versagt ist, schwer schädigen muß. Die Möglichkeit des Reisens ist dahin, seitdem das ganze Land sich in ein verästeltes System von Saugrüsseln verwandelt hat, denen der Reisende sich selber vorwirft. Die Mauer, die den Deutschen vom Ausland, das heißt aber in Wahrheit: von der Erde trennt, sieht dieses Geschlecht ungerührt, ja mit Genugtuung wachsen, um in ihrem Schutz seinen dummen Schändlichkeiten sich hinzugeben.
Niemals hat die Bewegungsfreiheit der Menschen zu ihren Bewegungsmitteln in einem grauenhaftern Mißverhältnis gestanden. Und wenige Dinge werden die verhängnisvolle Gewalt des um sich greifenden Wandertriebes so verstärken, wie die Unterbindung der Freizügigkeit.
Unter der Automobilkrankheit ist die Tatsache zu verstehen, daß ein elegantes Automobil in Deutschland die wilde Besitzlust wenn nicht gar den Neid derer die es sehen, erweckt. Ihre Aitiologie: der geheime Wunsch aus dem allgemeinen Untergange aufs schnellste sich auf eigenem Wege und allein zu retten.
Unter freiem Himmel gibt es keinen nackten Reichtum, sondern nur Vornehme und Geringe. Daher das Empörende, wenn der Mob in Automobilen dahin fährt, deren Schnelligkeit sein schlechtes Gewissen verrät.
In Deutschland gibt es keine Reisen mehr. Die Züge dienen dem Lokalverkehr. Jede halbe Stunde steigen neue Personen ein, fahren ein Stückchen und machen andern Platz. So zerbröckeln die Entfernungen, deren Überwindung einst ein Gefühl der Freude mitteilte.
Der jahrelange Umlauf von Geldscheinen nimmt den Leuten das Gefühl der Verantwortung. Die Ausgabe der hübschen bunten Scheine des Stadtgeldes eifert zum Lügen an.
Ein Zeitraum von sieben Jahren trennt in diesem Volke die Einführung der Rechnung mit halben Pfennigen (durch die Postbehörde 1916) von der Geltung des Zehntausendmarkscheins als kleinster Münzeinheit im Gebrauch (1923).

Alle nähern menschlichen Beziehungen werden von einer fast übermenschlichen, durchdringenden Klarheit getroffen, in der sie kaum Stand zu halten vermögen. Denn indem einerseits das Geld auf verheerende Weise im Mittelpunkte aller Lebensinteressen steht, andrerseits gerade dieses die Schranke ist, vor der fast alle menschliche Beziehung versagt, so verschwindet, wie im Natürlichen so im Sittlichen mehr und mehr die Sphäre des unreflektierten Vertrauens, der Ruhe und Gesundheit.

Aus den ältesten Gebräuchen der Völker scheint es wie eine Warnung uns zu ergehen, in dem Entgegennehmen alles dessen, was wir von der Natur so reich empfangen, uns vor der Geste der Habgier zu hüten. Denn wir vermögen nicht der Erde aus eignem zu schenken. Daher gebührt es sich, Ehrfurcht im Nehmen zu zeigen. Diese Ehrfurcht spricht in unzähligen Bräuchen sich aus, so in dem der libatio oder dem athenischen, der das Auflesen der Brosamen untersagte, weil sie den Heroen gehören. Ist einmal die Gesellschaft unter Not und Gier soweit entartet, daß sie die Gaben der Natur nur noch raubend empfangen kann, daß sie die Früchte, um sie zeitig auf den Markt zu bringen, unreif abreißt, und jede Schüssel, um nur satt zu werden, leeren muß, so wird ihre Erde verarmen und das Land schlechte Ernten bringen.

Druckvorlage: M[1] (Sammlung Scholem)

Die holländische Übersetzung J[7] enthält eine Vorbemerkung, die in keiner anderen Fassung ein Gegenstück besitzt. Sie stammt wahrscheinlich von Benjamin und wird in einer Rückübersetzung von Rahel E. Feilchenfeldt abgedruckt:

Mit dem Ende des vierjährigen Krieges begann in Deutschland die Inflation. Sie wütet nun schon acht Jahre, trifft einmal dieses, einmal jenes Land und hält nur für Monate oder Wochen inne. Aber für die herrschende Klasse in ganz Europa sind diese Monate und Wochen bereits genug, um immer wieder die Wiederherstellung der »stabilen Vorkriegsverhältnisse« zu verkünden. Daß aber gerade der Krieg (den sie vergessen wollen) die – bis zum Wahnsinn konsequente – Stabilisierung dieser Verhältnisse war, und daß sein Ende zusammenfällt mit dem Ende eben dieser Verhältnisse, begreifen sie nicht. Was sie verärgert wie anhaltend schlechtes Wetter, ist in Tat und Wahrheit der Untergang ihrer Welt. Der Barometertiefstand der wirtschaftlichen Lage, der in Deutschland Jahre andauerte, ermöglicht durch diese Anzeichen einer neuen Sintflut zum ersten Mal eine Betrachtung.

Dazu anzuregen ist nicht Sache der Geschichte, sondern der Politik, nicht Angelegenheit der Chronisten, sondern der Propheten.

101 TIEFBAU-ARBEITEN

LESARTEN 101, 28 *hervor*] *vor* b – 101, 29 *Präanimismus,*] *Präanimismus, aus* b – 101, 31 die eckige Klammer findet sich in a.

102–104 VEREIDIGTER BÜCHERREVISOR

NACHWEIS 102, 26–31 *Mallarmé* bis *verarbeitet.*] s. die ähnliche Formulierung in *Paul Valéry in der École Normale* (480, 29–34).

105 DEUTSCHE, TRINKT DEUTSCHES BIER!

NACHWEIS Dieser Text findet sich auch in den *Gedanken zu einer Analysis des Zustands von Mitteleuropa* (920).

106–109 ANKLEBEN VERBOTEN!

LESART 107, 31 *durch*] *durch die* J^{1BA}

109 NR. 13

LESART 109, 10–16 Die Motti fehlen in J^{10}
NACHWEIS 109, 15 *possession.*] s. Stéphane Mallarmé, Œuvres complètes, hg. von Henri Mondor und G. Jean-Aubry, Paris 1961, 381.

111–112 PAPIER- UND SCHREIBWAREN

LESARTEN 111,22 *und verbrüderter*] fehlt in J^3 – 111, 30 *selber*] fehlt in J^{11} – 111, 31 *betrachten,*] *betrachten, ja* J^{11} – 112, 4 *den*] fehlt in J^{11} – 112, 13 *darein gegraben ist*] *er trägt* J^{11}
NACHWEIS 111, 24–26 »Selige Sehnsucht« und »Tut ein Schilf sich doch hervor« sind die beiden letzten Gedichte des »Buch des Sängers« aus dem »West-östlichen Divan«.

112 GALANTERIEWAREN

Der erste Text ist wahrscheinlich aus den folgenden Aufzeichnungen entstanden:

Ausdruckslosigkeit – *Karikatur*
(Unsichtbarkeit) *Maximum des*
Ausdrücklichen

Der Totenkopf ist beides im Maximum:
Das Maximum des Ausdruckslosen: die Augenhöhlen
Das Maximum des Ausdrücklichen: das grinsende Gebiß.

Das Grinsen

Grinsen und Schein hängen zusammen. Nur wo sich ein Schein vor ein Wesen legt (oder gar das Wesen ist) grinst es. Deshalb gibt es von der einen Art des Lächelns, die auf dem Schein beruht, zum Grinsen einen Übergang, von der andern Art, dem kindlichen, seligen Lächeln aber keinen.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 706

113–116 VERGRÖSSERUNGEN

LESARTEN 113, 31.32 *erwartete*] *erwarte* J[6] – 114, 3 *Knechte* bis *neue;*] *anderen werfen ihr Hören ab auf den Neuen,* J[6]
NACHWEIS Die meisten Stücke aus *Vergrößerungen* stehen in anderen Fassungen auch in der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert.* Sie tragen dort die Titel *Schmöker* (274 f.), *Zu spät gekommen* (247), *Die Speisekammer* (250), *Das Karussell* (268) und *Verstecke* (253 f.). Passagen aus *Unordentliches Kind* finden sich in dem Text *Schränke* (283 bis 287).

Benjamins Nachlaß enthält folgende Notiz:

Zu den Kinderporträts der »Einbahnstraße«. – Ganz unbedingt muß darüber nachgedacht werden, ob nicht für den unfaktischen Ernst der kindlichen Anschauung dies ein Ausdruck ist: daß es nichts kennt als Ganze. Nämlich ganze Substanzen, in die es sogar alle Funktionen und Zusammenhänge zu verwandeln versteht. Hier nur diesen Satz aus Berthold Auerbachs: Schrift und Volk, Lpz. 1846, p. 35. »In späteren Jahren läßt sich diese kleine Welt« (er spricht, aber das ist Nebensache, von seinem Heimatdorf) »nicht mehr so als ganze erfassen, sie deutet dem Beschauer stets auf die größere hin.«

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 914

116–118 ANTIQUITÄTEN

LESARTEN 117, 12.13 *Die* bis *Sehnsucht*] *Es wissen mittelalterliche Komplexionenbücher um jene Sehnsucht* J[9] – 117, 23 *es das*] J[9]; *es a*

118–119 UHREN UND GOLDWAREN

Uhren und Goldwaren sind wie auch einige andere Stücke der *Einbahnstraße* aus den folgenden Notizen hervorgegangen, die sehr viel früher, möglicherweise schon in der Zeit entstanden sind, als Benjamin der Jugendbewegung nahestand.

Dispositionen der Wahrnehmung

Im Sommer gewahrt man mehr die tiefen Schatten, im Winter helles Licht.

Im Sommer fallen die dicken Leute auf, im Winter die hagern.

Im Frühling gewahrt man bei hellem Sonnenwetter das neue Laub, im kalten Regen die noch unbelaubten Äste.

Mit dem eigensten Heimatgefühl von einer Stadt verbindet sich für ihren Bewohner (ja vielleicht noch für den verweilenden Reisenden in der Erinnerung) der Ton und Abstand mit dem der Schlag ihrer Turmuhren anhebt.

Was dem allerersten Anblick eines Dorfes, einer Stadt in der Landschaft den unvergleichlichen Ton verleiht, das ist, daß in ihrem Bild die Ferne ganz so gewichtig mitschwingt wie die Nähe. Noch hat diese kein Übergewicht durch die stete zur Gewohnheit gewordene Durchforschung erhalten. Haben wir einmal begonnen, uns im Ort zurecht zu finden, so kann jenes erste frühe Bild sich nie wieder herstellen.

(Der Tastsinn unterrichtet uns nicht über die Grenzen des Berührenden (der Finger) sondern des Berührten (des Gegenstandes) Dr Mannheim.)

Schreiten auf zwei verschiedene Arten: einen Punkt der Erde berühren – die Erde an einem Punkt berühren. Die erste Art ist unser, wenn man gotischen Schmuck sieht, so weiß man daß ältere Epochen die zweite besessen haben.

Man sieht bei entfernten Bäumen nicht Blätter sondern Laub.

Wer den Sonnenaufgang wachend, bekleidet, auf einer Wanderung etwa, vor sich sieht, behält den ganzen Tag gegenüber den andern die Souveränität eines unsichtbar Gekrönten und wem er über der Arbeit hereinbricht, dem ist um Mittag als habe [er] sich die Krone selbst aufgesetzt. – Dieselbe Stunde, ihr erstes frühes Dämmern ist für den Gesammelten der Augenblick tiefster Reinigung – im Morgenrot baden ist keine Metapher –, für den frisch Befleckten aber der eines innen sich verkündenden Gerichts.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 797

LESART 118, 32 *Scham-Roethe*] b; *Schamröte* a

NACHWEIS 119, 2 *Repose«*] Charles Baudelaire, Les Fleurs du Mal, hg. von Jacques Crépet und Georges Blin, Paris 1968, 220f. (Une Martyre).

119 BOGENLAMPE

In einer nachgelassenen Niederschrift findet sich ein Kommentar zu diesem Aphorismus:

Menschenkenntnis
Daß man sie nur an schiefen Verhältnissen lernt. Hohe Schule der Menschenkenntnis: der Gläubiger, der Hahnrei, der Lehrer etc. Daß es eine notwendige Begleiterscheinung wahrer Politik ist, den Einzelnen (nicht freilich die Masse) grundsätzlich in schiefe Verhältnisse zu stellen. Menschenkenntnis ist eine politische Technik von Haus aus; zum privaten Dilettantismus wird sie nur in Zeiten, da das politische Leben einen sehr tiefen Stand hat. – Nun wären freilich die verschiedenen Arten zu unterscheiden, auf die man einen Menschen kennen kann. Nicht jede dieser Arten von Kenntnis des Menschen ist Menschenkenntnis. Vgl. »Einen Menschen kennt wahrhaft nur der, welcher ohne Hoffnung ihn liebt.« Dieser Satz ist wahr, eröffnet aber einen ganz andern Ausblick: nämlich auf so ein Verhältnis zu einem Menschen, in welchem keine Reaktionen und Praktiken erlernt werden; das passiv, schauend ist und statt, wie alle Menschenkenntnis, Typen, nebst den ihnen angemessenen Reaktionen zu Tage zu fördern, in einem einzelnen den Menschen nach ungemein vielen Möglichkeiten (wie sie etwa auch das Kind jedem Betrachtenden aufruft) vor Augen stellt.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 773

119 LOGGIA

NACHWEIS 119, 11.12 *Wer* bis *Familie.*] s. die ähnliche Formulierung in *Goethes Wahlverwandtschaften*: *Gibt es anders für Liebende überhaupt ein Zeichen, so dies, daß füreinander nicht allein der Abgrund des Geschlechts, sondern auch jener der Familie sich geschlossen hat* (Bd. 1).

119–120 FUNDBÜRO

LESART 120, 7.8 *zergeht,*] *vergeht,* J[9]
NACHWEIS Eine frühere Fassung von *Verlorene Gegenstände* findet sich in *Dispositionen der Wahrnehmung.*

121 KRIEGERDENKMAL

NACHWEISE 121, 9 *wohnen«*] Karl Kraus, Worte in Versen II, 2. u. 3. Aufl., Wien, Leipzig 1924, 24 (Bekenntnis). – 121, 22 *»Verlassenen«*] s. Karl Kraus, Worte in Versen V, Leipzig 1920, 17.

122–125 REISEANDENKEN

NACHWEISE Den Abschnitt *Marseille Kathedrale* fügte Benjamin, fast unverändert, in *Marseille* ein (361). Eine Niederschrift von *Freiburger Münster* ist Teil der *Dispositionen der Wahrnehmung.*

125 Optiker

NACHWEIS Eine Niederschrift der ersten beiden Aphorismen findet sich in *Dispositionen der Wahrnehmung.*

125–131 Spielwaren

LESARTEN 127, 8 *dann*] *so* J4 – 127, 19 *eröffnet*] *öffnet* J4 – 127, 21 *seiner*] *einer* J4 – 127, 32 *sich. Der*] *sich, der* J4 – 127, 39–128, 1 *als Prinzessinnen sie*] *sie als Prinzessinnen* J4 – 128, 5 *die erste sich*] *sich die erste* J4 – 128, 16 *am*] *das* J4 – 128 30 *stecken*] *liegen* J4 – 129, 16.17 *Mechanisches* bis *Lucca.*] *Ein mechanisches Kabinett auf dem Jahrmarkt.* J4 – 129, 19 *herauf*] *hinauf* J4 – 129, 23 *der inneren Längskante*] *deren innerer Längsseite* J4 – 129, 28 *die Puppen*] *sie* J4 – 129, 29 *an den Kanten der Tische*] *die Reihe der Puppen* J4 – 129, 32 *einen*] J4; *eine* a – 130, 12.13 *Christus gekreuzigt*] *Am Kreuz hängt Christus* J4 – 130, 15 *dabei*] *dagegen* J4 – 130, 16.17 *beugt* bis *Kreuz*] *beugt sich ein Engel mit dem Kelch fürs Blut übers Kreuz* J4 – 130, 20 *mit beiden Händen sie*] *sie mit beiden Händen* J4 – 130, 31 *wieder*] *wiederum* J4 – 130, 35 *den*] fehlt in J4 – 131, 4 *mit fassungslosem Staunen sich*] *sich mit fassungslosem Staunen* J4 – 131, 6 *1862*] *1856* J4
NACHWEIS Motive aus *Schießscheiben* fügte Benjamin in die Jahrmarktszene des Hörspiels *Radau um Kasperl* ein (686).

132–133 Bürobedarf

LESART 133, 10 *den*] fehlt in J9

134–137 Briefmarken-Handlung

LESART 137, 14.15 *Hecken*] J8; *Hecke* a
NACHWEIS 134, 29 *Salas y Gomez*] s. das Gedicht »Salas y Gomez« von Adelbert von Chamisso.

139 Steuerberatung

NACHWEISE 139, 13 *darüber.«*] Georg Christoph Lichtenberg, Aphorismen, hg. von Albert Leitzmann, 2. Heft, Berlin 1904, 187.

Den ersten Text entnahm Benjamin den *Gedanken zu einer Analysis des Zustands von Mitteleuropa* (927). – Der zweite Text berührt sich mit *Geld und Wetter (Zur Lesabéndio-Kritik).* Diese Notizen zu Paul Scheerbarts Roman schrieb Benjamin möglicherweise im Zusammenhang

mit der *Zweiten Lesabéndio-Kritik*, die nach Scholem identisch ist mit dem in den Briefen mehrfach erwähnten verlorenen Essay über den *Wahren Politiker*. Die folgenden Aufzeichnungen dürften von 1919 bis 1921 stammen.

Geld und Wetter (Zur Lesabéndio-Kritik)
Regen ist das Symbol des diesseitigen Mißgeschicks.
Der Vorhang vor dem Drama des Weltunterganges
Die verängstigende Erwartung der Sonne
Das Hindurchblicken durch Wetter und Geld
Einsinnige Bewegung gibt es in beiden nicht
Der utopische Weltzustand ohne Wetter
Das Wetter selbst eine Grenze für die Beziehung des Menschen zum apokalyptischen Weltzustand (Unwetter), Seligkeit (ohne Wetter, wolkenlos), das Geld bezeichnet einen andern, noch unbekannten Terminus.
Regen, Gewitter: Weltuntergangsparade. Sie verhalten sich zu diesem wie ein Schnupfen zum Tode.
Geld gehört mit Regen, nicht etwa mit Sonne zusammen.
Der wetterlose Raum des reinen planetarischen Geschehens vor dem: Wetter der Schleier ist.
Geld bei Kubin in der »Anderen Seite« genau wie Wetter.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 702

144 Wettannahme

LESARTEN 144, 7 *die schäbigsten*] *alle schäbigen* J[10] – 144, 19 *sich*] *sich zu* J[10] – 144, 22 *Gatten*] *Gatten, in der internen »Verständigung«* J[10]

144–145 Stehbierhalle

LESARTEN 144, 28 *muß ein- und ausgeladen werden*] *ein- und ausgeladen werden muß* J[4] – 145, 22 *Zubereitung*] *Zubereitungsweise* J[4] – 145, 28 *wo*] *wo sich* J[4] – 145, 31 *sich*] fehlt in J[4] – 145, 35 *hält*] *hat* J[4] – 145, 35 *mehr*] *die* J[4]

146 Betteln und Hausieren verboten!

LESART 146, 13 *zu fahren sind*] *sind zu fahren* J[3]

149–233 Deutsche Menschen

Von April 1931 bis Mai 1932 veröffentlichte Benjamin in der »Frankfurter Zeitung« eine Folge von 27 Briefen aus der Zeit zwischen 1783 und 1883. Die Abdrucke erschienen in unregelmäßigen Abständen von zwei bis acht Wochen. Sie waren, bis auf den letzten, einheitlich mit der Überschrift *Briefe* und einer fortlaufenden Ziffer versehen. Der Name Benjamins wurde in der »Frankfurter Zeitung« nicht genannt.
Während des Erscheinens der Reihe verfaßte Benjamin den folgenden Vortrag, der möglicherweise für eine Rundfunksendung bestimmt war:

Auf der Spur alter Briefe

Bei dem, womit ich mich heut an Sie wenden darf, meine Damen und Herren, liegt der Schwerpunkt auf einigen Dokumenten – eben einigen alten Briefen –, und von dem, was mich auf ihre Spur gebracht hat, kann ich nur eben einleitend und in Kürze reden. Ich meine damit nicht die mancherlei bibliographischen und bibliothekarischen Kunstgriffe, die es dem Suchenden möglich machen, in der Briefmasse, die uns die deutsche Vergangenheit überliefert hat, sich zurechtzufinden. Davon will ich vielmehr nur soviel sagen, daß bei nicht wenigen der wertvollsten Dokumente die eigentliche Arbeit erst nach ihrer Auffindung angeht: wenn es sich nämlich darum handelt, ein solches Schriftstück nach allen Seiten und Zusammenhängen greifbar deutlich zu machen. Nein, wovon ich einiges Ihnen sagen möchte, das ist die Absicht, in welcher ich jene Spuren verfolge. Ich möchte nicht sagen, zu verfolgen begann, denn wie es bei so vielen, und nicht den uninteressantesten Unternehmungen geht, stand am Anfang auch hier kaum sehr viel mehr als ein Einfall, eine Laune, wie Sie es nennen können, die mir selber nur wenig von dem verriet, was mir heute klar ist. Und so verdanke ich denn die Bekanntschaft mit meinen eigenen Absichten nicht zum wenigsten der Redaktion der Frankfurter Zeitung, die einer beiläufigen Anregung mit Vertrauen folgte und die kleine Auswahl – den Beginn einer Reihe, für deren Fortsetzung ich heute bereits die mannigfaltigsten Anhaltspunkte besitze – bei sich beherbergte.
Vielleicht erinnern sich manche von Ihnen der Schichtung, in welcher Gundolf gelegentlich das Massiv des großen Künstlerdaseins beschrieben hat: wir wollen sie nicht übernehmen, aber umschreiben; da würde, was an Gesprächen überliefert ist, den kaum merkbaren, eben ansteigenden Gebirgsfuß darstellen, es würde die breite Mittelschicht des brieflich Überkommenen folgen, das der endgültigen Gestalt schon näher wäre, und schließlich der Gipfel, das eigentlich schöpferische Werk. Nun, wenn Sie dieses Bild für einen Augenblick vor uns stehen

lassen wollen, so ist es, was die klassische Periode [betrifft], auf die wir uns beschränken wollen, und von der ich ausging, so bestellt, daß dieser Gipfel vergletschert ist. Denn das ist nicht zu leugnen, daß der Kanon der deutschen Klassik längst geschlossen, nicht mehr diskutierbar ist, und seiner starren Unerschütterlichkeit droht seine Wirkungslosigkeit zu entsprechen. Wer sich von diesem Umstand Rechenschaft gegeben hat, dem ist es gleichzeitig einleuchtend, daß die gewaltige Briefliteratur jener Epoche, um im Bilde zu bleiben, so etwas wie die Schneegrenze darstellt. Wohl hat es nicht an Versuchen gefehlt, jenen ertötenden Begriff der Klassik auch auf gewisse Briefbücher auszudehnen, auch sie kanonisch und daher heute im Effekt wirkungslos zu machen. Ich nenne nur den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller, Feuerbachs Briefe an seine Mutter, Wilhelm v. Humboldts Briefe an seine Freundin, die sogar in Goldschnitt-Ausgaben zu haben waren. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß die überwiegende Masse jener großen Korrespondenzen von dem Schul-, Press- und Deklamationsbetrieb unerreicht blieb und also davor bewahrt, in den allgemeinen und unersättlichen Schlund der Bildung hinabzufallen. Mit anderen Worten: die Kenntnis jener Briefe ist bisher ein Vorrecht der Forscher, ja der Spezialisten gewesen. Das heißt aber, auch unter ihnen hat kaum einer jenen Briefen als solchen seine Aufmerksamkeit zugewandt. Meist blieben sie Belege, Fundgruben, Quellen oder wie man es nennen mag. Mit Recht sagt daher Gervinus in der Einleitung seiner hochbedeutenden Schrift über den Goetheschen Briefwechsel: »Den Hauptnutzen, den diese Briefsammlungen ... gewähren konnten, zog offenbar die Literargeschichte davon ... Sie machen einen literarhistorischen Pragmatismus möglich, an den man früher nicht wohl denken konnte, und den man früher auch weder kannte noch bedurfte. Denn ... die Sucht und die Freude ..., den Autoren hinter die Gardine zu sehen, konnte nur die Folge von dem Bestreben des Autors sein, den Schriftsteller hinter dem Menschen oder diesen hinter jenem zu verstecken. Dies Bestreben aber ist überhaupt der neueren Zeit und ihren Schriftstellern besonders eigen, obgleich es so töricht und so vergeblich ist, wie das Heimlichtun der Politik.« [G. G. Gervinus, Ueber den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836, 2 f.] *Mit diesen Worten also leitet Gervinus seinen entschiedenen Versuch ein, das Bild Goethes und zwar insbesondere des alten Goethe aus seiner Korrespondenz heraustreten zu lassen. Es ist dies einer der ganz wenigen Ansätze der wirklich erschöpfenden und durchdringenden Erläuterung eines Briefkomplexes gewesen, ein Versuch, der sich von dem nachfolgenden philologischen Fachbetrieb ebenso entschieden abhebt, wie von dem Mißbrauch bedeutender Briefsammlungen zur Unterhaltung eines Heroenkults.*

Ich beziehe mich auf diesen beispielgebenden Versuch aber nicht ohne

Vorbehalt. Nicht übersehen darf man, daß die Schrift von Gervinus fünf Jahre nach Goethes Tode erschienen ist, daß sein Blick ohne historische Distanz auf die Masse der Briefe fiel. Diese historische Distanz aber ist es, die uns die Gesetze unserer Betrachtung vorschreibt, und vor allem das oberste: des Inhalts, daß jene Unterscheidung von Mensch und Autor, von Privatem und Objektivem, von Person und Sache mit zunehmender historischer Distanz zunehmend ihr Recht verliert. Dergestalt, daß auch nur einem bedeutsamen Briefe wirklich gerecht werden, in allen seinen sachlichen Bezügen, allen seinen Anspielungen und Einzelheiten ihn aufzuhellen, bedeutet, mitten in das Menschliche zu treffen. Wenn dieses Menschliche nicht der Charakterkopf, der Heros, das Genie ist sondern das, was dem, den man sich so zu nennen gewöhnt hat, die Kommunikation, die Aussprache noch mit dem kleineren seiner Zeitgenossen ermöglichte, so ist es nur um so edler, vornehmer, reicher. Wir scheuen uns nicht es auszusprechen: je weiter der Historiker in die Vergangenheit zurückgreift, desto mehr verliert jene Psychologie, mit der die lose und billige Biographik eines Emil Ludwig und anderer arbeitet, ihre Geltung, desto uneingeschränkter treten die Sachen, Daten, Namen in ihr Recht, das kein bloß philologisches zu sein braucht sondern ein menschliches werden kann.
Im folgenden einige bescheidenen Versuche, solcher Absicht gerecht zu werden.
[Hier folgt eine Lücke im Typoskript, die vermutlich durch einige Briefe und die zugehörigen Kommentare ergänzt werden sollte.]
Soviel für heute; ich würde mich freuen, mit diesen ganz wenigen Briefen für einige neue, die die Frankfurter Zeitung demnächst publizieren wird, Ihre Aufmerksamkeit gewonnen und noch mehr, davon Sie überzeugt zu haben, daß diese Publikationen weder philologischem Ehrgeiz noch zweifelhaftem Bildungsbedürfnis dienen wollen sondern lebendiger Überlieferung.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2164–2167

In Benjamins Nachlaß findet sich weiter das Typoskriptkonvolut *Deutsche Briefe I* mit drei Briefen von Forster, Hölderlin und Seume, die mit den von Benjamin in der »Frankfurter Zeitung« und in *Deutsche Menschen* veröffentlichten Briefen dieser Autoren nicht identisch sind. Den Briefen stehen eine Einleitung und kurze Charakteristiken der Briefschreiber voran. Die Datierung ist ungesichert. Es scheint sich um eine Fassung zu handeln, die den Abdrucken in der »Frankfurter Zeitung« vorausging; dem Titel nach könnten die Typoskripte aber auch nach 1933 geschrieben sein. Bei den Briefen handelt es sich um den Brief von Georg Forster an seine Frau vom 26. 7. 1793 (Benjamin entnahm ihn der Ausgabe: Johann Georg Forster, Briefwechsel, hg. von Therese

Huber, Leipzig 1829), den Brief von Friedrich Hölderlin an Casimir Böhlendorf vom 4. 12. 1801 (aus: Hölderlin, Sämtliche Werke, hg. von Norbert von Hellingrath, Bd. 5, München, Leipzig 1913) und den Brief von Johann Gottfried Seume an Karl Böttiger von Anfang November 1805 (aus: Oskar Planer und Camillo Reißmann, Johann Gottfried Seume, Leipzig 1898). Die Briefe von Forster und Seume nahm Benjamin, stellenweise gekürzt, in *Allemands de quatre-vingt-neuf* auf (868 bis 872). Im folgenden werden Einleitung und Charakteristiken der Briefschreiber aus *Deutsche Briefe I* wiedergegeben:

Deutsche Briefe

I.

Die Folge deutscher Briefe, die hier eröffnet wird, ist nicht als Anthologie aufzufassen. So viel der aufmerksame Leser auch aus ihr von Wert und Ehre deutscher Sprache entnehmen mag, so deutlich mancher Brief ihm einen Mann vor Augen stellen mag, wo er bisher nur eine Leistung kannte, so ist nicht das – geschweige denn Beförderung der allgemeinen Bildung – hier geplant. Die Absicht dieser Reihe ist vielmehr, das Antlitz eines »geheimen Deutschland«, das man heute so gerne hinter trüben Nebeln sucht, zu zeigen. Denn ein geheimes Deutschland gibt es wirklich. Nur daß dies sein Geheimsein nicht allein der Ausdruck seiner Innigkeit und Tiefe sondern – wenngleich in anderm Sinn – das Werk von Kräften ist, die, lärmend und brutal, ihm öffentliche Wirksamkeit verwehrten und zur geheimen es verurteilt haben. Was aber diese Kräfte nun betrifft, so sind es die gleichen, welche Georg Forster aus dem Vaterland verbannten, Hölderlin sein Brot in Frankreich als Erzieher suchen ließen und Seume in die Hand hessischer Werber spielten, die ihn nach Amerika verschickten. Und muß man diese Kräfte näher bezeichnen? Forster und Seume nennen sie beim Namen und Hölderlin setzt ihnen wie nur je in den vollendetsten Gedichten die Gestalt des deutschen Genius gegenüber. Denn keiner dieser Männer – und der spätren, die sich in dieser Folge finden werden – hat ja in seiner schöpferischen Arbeit ein Alibi gesucht, um sich dem Aufruf der bürgerlichen Not, der ihn erreichte, zu entziehen. Eben weil diese Briefe das so deutlich machen, sind sie so unbekannt geblieben. Denn das gilt von Forsters wie von Seumes. Und Hölderlins, die wohl gelesen wurden, sind doch in dem am wenigsten verstanden worden, was sie von Deutschland zu den Deutschen sagen. Ein Trost in alledem: daß diese Briefe ganz unberührt geblieben sind. Festredner und Jubiläen übersahen sie. Und wenn es diesen hin und wieder glückte, die Werke jener Männer umzufälschen als hätten sie uns nichts zu sagen, vielmehr: kein Zeugnis vor uns ab-

zulegen, so genügt ein Blick in ihre Briefe, um zu zeigen, wo heut wie damals jenes Deutschland steht, das, leider, immer noch ein geheimes ist.

Georg Forster (1754–1794) ist mit vierzig Jahren gestorben. Er ist, um ein berühmtes Wort zu variieren, an jedem Punkte seines Lebens ein Mann gewesen, der mit vierzig Jahren stirbt. Das männliche Alter ist das Alter seiner Vollendung geworden und alles was an ihm vollendet war, war männlich. Das Elend der deutschen Intellektuellen seiner Zeit hat Forster so gut kennen gelernt wie ein Hölderlin oder Seume. Dem letzteren aber ist er insbesondere dadurch verwandt, daß seine Misere nicht die des Hofmeisters war; sondern ihr Schauplatz war Europa, das er auf weiten Reisen kennen lernte, und darum war er fast als einziger Deutscher vorbestimmt, die europäische Erwiderung auf die herrschenden Zustände zu verstehen, die er in der französischen Revolution erkannte. 1795 ging er als Delegierter der Stadt Mainz nach Paris und ist, nachdem die Deutschen durch die Rückeroberung der Stadt und seine Ächtung die Heimkehr ihm verlegt hatten, dort bis zu seinem Tode geblieben.

Hölderlin (1770–1843) kann über die Bedeutungslosigkeit von Böhlendorfs Drama, für dessen Übersendung er dem Verfasser im folgenden Briefe dankt, gar nicht im Zweifel gewesen sein. Es ist aber kaum bloße Nachsicht gewesen, die ihn zu seinem großherzigen Schreiben bewegt hat sondern das Bewußtsein der übermenschlichen Schwierigkeiten, die damals die Lebensverhältnisse seines Jugendfreundes, die den seinen so ähnlich waren, dem dichterischen Schaffen entgegensetzten. Die Dichtung und das furchtbare Schicksal Schubarts, der elf Jahre seines Lebens vom Herzog von Württemberg Karl Eugen zum Zwecke der Besserung eingekerkert wurde, ohne den Grund dieser Maßnahme je zu erfahren, haben Hölderlin in seiner Jugend mächtig bewegt. Selten ist er dem Despotismus in Worten entgegengetreten. Wer aber die Tiefe ermißt, in der seine philosophischen Gedanken über das Deutsche sich bewegen, der ermißt damit zugleich auch die Tiefe des Schweigens, welches ihm über die deutschen Zustände auferlegt war.

Seume (1763–1810) war sicher kein großer Dichter. Aber nicht das unterscheidet ihn von vielen andern, die an sichtbarer Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur geführt werden, sondern die untadelige Haltung in allen Krisen und die Unbeirrbarkeit, mit der er – da er nun einmal von hessischen Werbern als Soldat nach Amerika war verschleppt worden – in seiner Lebensführung jederzeit den wehrhaften Bürger darstellte, lange nachdem er den Offiziersrock abgelegt hatte

und Korrektor bei Göschen geworden war. Was das achtzehnte Jahrhundert unter dem »ehrlichen Mann« verstanden hat, das kann man an Seume gewiß so gut wie an Tellheim ablesen. Nur daß Seume die Ehre des Offiziers nicht so weit ab von der des Räubers, wie seine Zeitgenossen ihn in Rinaldo Rinaldini verehrten, gelegen hat. Als er im tiefsten Elend und am Rande der Verzweiflung sich fragt, ob er nicht wieder in Heeresdienst sich begeben müsse, da tröstet ihn der eine Gedanke, daß in keinem Berufe der Ehrenmann so nötig sei wie in diesem.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2175–2177

Schon 1932 sprach Benjamin von der Brieffolge als von einem geplanten Buch, auf dessen Veröffentlichung er jedoch wenig Hoffnung setzte; in einem Brief vom 26. 7. rechnete er die *Briefe* unter *die vier Bücher [...], die die eigentliche Trümmer- oder Katastrophenstätte bezeichnen, von der ich keine Grenze absehen kann, wenn ich das Auge über meine nächsten Jahre schweifen lasse* (Briefe, 556). Etwa im August 1933 schrieb er Gretel Adorno: *Sehr herzlichen Dank für die Mühe, mit der es Dir gelang, mir Duplikate für einige der »Briefe« zu verschaffen. Ich bin froh, wenigstens diese zu haben. Eine komplette Folge der ganzen Reihe befindet sich – mit der »Berliner Kindheit« bei Kiepenheuer, dessen Gewissenlosigkeit in der Behandlung dieser Sachen beispiellos ist. Wenn Du noch irgend eine Chance Deines Eingreifens zu sehen glaubst, so dürfte die entschiedenste Form gerade gut genug sein.* (s. Briefe, 592) In einem Brief aus dem Jahre 1935 heißt es: *Ich [...] habe mir [...] durch die Stürme der Jahre nur zwei komplette Folgen erhalten können, deren eine ich jedenfalls solange in Reserve halten muß, als noch die leiseste Hoffnung einer Buchausgabe fortbesteht.* (Briefe, 649) Ebenfalls 1935 schrieb Benjamin: *Manchmal träume ich den zerschlagenen Büchern nach – der berliner Kindheit um neunzehnhundert und der Briefsammlung.* (Briefe, 695) – Die Publikationsgeschichte der *Deutschen Menschen* läßt sich anhand des Briefwechsels zwischen Benjamin und Karl Thieme verfolgen. An ihn wandte sich Benjamin 1936 mit der Bitte, in der Schweiz Möglichkeiten zur Veröffentlichung der *Briefe* ausfindig zu machen. Thieme forderte ihn auf, die Briefsammlung zu schicken und versprach, »bei Rundfunk und Verlegern für sie zu wirken« (s. 8. 6. 1936, K. Thieme an Benjamin). Im Juni 1936 sandte ihm Benjamin alle Briefe, die ihm zur Verfügung standen, *den dritten Teil der Sammlung*, und versicherte, die Auswahl sei geeignet, *ebensowohl vom Ganzen einen Begriff zu geben als auch für einzelne Publikationen (etwa im Rundfunk) Stoff zu geben* (17. 6. 1936, an K. Thieme). Darauf erklärte Thieme, »daß es durchaus möglich sein dürfte, die Sammlung in der Schweiz zu publizieren, wenn, um den deutschen Markt nicht

absolut dafür zu sperren, ein zurückhaltenderer Titel (z. B. ›Männliche Briefe‹) gewählt und die Haupteinleitung etwas umgearbeitet würde«; Thieme schlug vor, den Manuskriptteil, den Benjamin ihm eingesandt hatte, dem Verleger Max Niehans in Zürich vorzulegen, zugleich stellte er eine »Radiovorlesung zur Werbung für das Werk« in Aussicht (29. 6. 1936, K. Thieme an Benjamin). Benjamin stimmte dem *Vorschlag, das Manuscript an Niehans zu geben gern zu* und erklärte: *Sollte das Buch einen Weg nach Deutschland finden (wo es, meiner festen Überzeugung nach, eine tiefe Wirkung tun kann), so dürfte das natürlich keinesfalls durch den Titel erschwert werden.* (Juli 1936, an K. Thieme) Nicht Niehans, an den sich Thieme zuerst gewandt hatte, sondern Rudolf Rößler vom Vita Nova Verlag in Luzern fand sich bereit, das Briefbuch herauszubringen. Thieme empfahl Benjamin: »Was das Pseudonym anlangt, so könnten Sie ja vielleicht das szt. in der ›Frankfurter Zeitung‹ verwendete nehmen, – wenn das keine akute Gefährdung des Buchs sondern eher eine Empfehlung im damaligen Leserkreis bedeutet.« (1. 8. 1936, K. Thieme an Benjamin) Auch auf diesen Vorschlag ging Benjamin ein: *Ich glaube, daß das Buch in Deutschland einen weiten Kreis von Lesern aus denjenigen Schichten gewinnen kann, die sich von der gegenwärtig dort verbreiteten Produktion fern halten. Ihnen könnte das Buch hoch willkommen sein, ihnen es erreichbar zu machen, wäre mir durch ein Pseudonym nicht zu teuer erkauft.* (4. 8. 1936, an K. Thieme) *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen* erschien Anfang November 1936 unter dem Pseudonym Detlef Holz.

Benjamin schickte das Buch am 4. 11. an Grete Steffin, am 5. 11. an Horkheimer und an Adorno. Die Sendung an Horkheimer kommentierte er folgendermaßen: *Die [...] Briefe habe ich im Laufe von drei Jahren gesammelt und in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht. Es wäre mein größter Wunsch gewesen, die Sammlung auf den doppelten Umfang zu bringen. Das war gegenwärtig nicht möglich. So mußte ich sehr froh sein, daß sie in der gegenwärtigen Gestalt, und nachdem ich mich lange vergebens nach einem Verlage umgesehen hatte, herauskam. Ich hoffe, daß das Buch auch in Deutschland, wo ihm keine unbegrenzte Lebensdauer beschieden sein wird, nützen kann. Die Rücksicht auf Deutschland bestimmte das Pseudonym.* (5. 11. 1936, an M. Horkheimer) In einem späteren Brief an Horkheimer heißt es: *Zu dem Brief, mit dem ich Ihnen am 5. November mein Buch geschickt habe, möchte ich noch hinzufügen, daß nicht nur sein Pseudonym sondern auch sein Titel bestimmt ist, seine Verbreitung zu erleichtern. Das Buch hat in seinen Einleitungen einige Kennmarken, die bei der Akribie, mit der heute drüben gelesen wird, leicht auf die wahre Bedeutung des Titels führen. Wenigstens möchte ich das erhoffen.* (17. 12. 1936, an M. Horkheimer)

Adorno nahm zu Benjamins Buch eingehend Stellung: »Der Ausdruck von Trauer, der von dem Buch ausgeht, scheint mir merkwürdig verwandt dem der Berliner Kindheit, die zeitlich mit Auswahl und Einleitung der Briefe ja wohl koinzidieren dürfte. Stellte jene die Bilder eines Lebens wieder her, dem die eigene Klasse sich verhüllt ohne daß schon die andere sich enthüllte – so gibt der Blick, der auf die Briefe fällt, gleichsam den Verhüllungsprozeß selber wieder, als objektiven, von dem die ›Kindheit‹ das subjektive Zeugnis ist. Man könnte auch sagen: der Verfall des Bürgertums ist am Verfall des Briefschreibens dargestellt: in den Briefen von Keller und Overbeck ist die Klasse in der Tat schon verhüllt und die Gebärde, mit der sie sich wegwendet – weg vom Brief als der Form der Kommunikation – ist die ihrer eigenen Entsagung zugleich.« (7. 11. 1936, Th. W. Adorno an Benjamin) Darauf erwiderte Benjamin: *Die Geschichte der Briefform, die Sie mir [...] enthüllen, ist ein tiefer Blick. Und nicht minder – ich brauche es kaum zu sagen – betrifft die Beziehung, in die Sie das Buch zur »Berliner Kindheit« setzen. [...] Die Entstehungszeit des Buches schätzen Sie richtig ein; nur die Vorrede ist vom jüngsten Datum.* (2. 12. 1936, an Th. W. Adorno) Im April 1937 heißt es in einem Brief an Scholem: *Es hat mich außerordentlich gefreut, daß Du Charakter und Intention des Briefbuchs so durchaus verstanden hast. Genau der Dir unerfüllt gebliebene Wunsch war der meine: das Buch auf den doppelten Umfang zu bringen. Diesen Wunsch in der Emigration zu verwirklichen, konnte ich nicht mehr hoffen; allenfalls hätte ich es, auf die schweizer Bibliotheken oder die des Britischen Museums gestützt versuchen können – in Paris niemals. Es tut mir auch um manchen Kommentars willen leid – schwerlich hätte ich einen lieber geschrieben als den zu dem unvergleichlichen Briefe der Rahel beim Tod von Gentz.* (Briefe, 728)
Die Absicht, die Briefsammlung umfangreicher zu gestalten, geht schon aus einem Memorandum hervor, das Benjamin zu einem nicht näher bestimmbaren Zeitpunkt zwischen 1932 und 1936 verfaßte:

Memorandum zu den »Sechzig Briefen«

1. Das Buch besteht in seinem Kern aus Originaltexten. Die Autoren dieser Texte stellen zugleich eine wahrhaft umfassende Galerie derjenigen Männer dar, die Deutschland auf künstlerischem, wissenschaftlichem, volksbildnerischem Gebiete in den Jahren 1770 bis 1870 groß gemacht haben. Mit diesen Originaltexten ist der Band eine Art goldener Klassikerbibliothek in nuce.
2. Die Texte, die der Band bringt, sind aber nicht nur dem breiten Publikum sondern auch der Wissenschaft so gut wie unbekannt. Es handelt sich somit um klassische Texte, die noch in keiner Weise der

Ausschrotung durch den üblichen Bildungsbetrieb anheimgefallen sind. Wenn diese Briefe auch fast ausnahmslos an irgendwelchen entlegenen Stellen gedruckt sind, so haben sie in der von mir ihnen gegebenen Gestalt den Wert von Erstdrucken.
3. In ihrer Gesamtheit geben diese Briefe einen vollkommen neuen Aspekt auf die Gedankenwelt und auf den Umkreis führender Personen im Zeitraum dieses Jahrhunderts. Indem der Herausgeber in der Tat als Erster die unübersehbare Masse der hier in Frage kommenden Dokumente sichtet, ist es ihm überall gelungen, auf Verbindungen geistiger und persönlicher Art hinzuweisen, die einer vom Einzelfalle ausgehenden Blickweise bisher entgingen. So bringt er neben klassischen (wenn auch gleichfalls unbekannten) Stücken der Briefliteratur wie Büchners Brief an Gutzkow, Forsters an seine Frau, Zelters an Goethe andere, die ein neues Licht auf ganze Lebenskreise werfen. Man findet hier einen Brief Liebigs an Platen, Platens an Ranke. Wilhelm Grimm hat nicht nur an Arnim oder Dahlmann geschrieben, sondern hier steht sein wunderbarer Liebesbrief an Jenny von Droste-Hülshoff. Deren Schwester Annette wiederum erscheint mit einem ergreifenden Schreiben an Matthias Sprickmann, ihren Lehrmeister in der Dichtkunst. Savigny gibt an Jacob Grimm die Nachricht von der Cholera in Berlin und von Hegels Tod. Und wiederum die Mitteilung vom Tode Hegels lesen wir im Briefe seines Schülers David Friedrich Strauß an Märklin. Kant steht nicht nur im Briefwechsel mit Reinhold, Maimon oder Herz sondern auch mit dem Führer des wupperländischen Pietismus Samuel Collenbusch, dessen hier befindlicher Brief zu den Meisterstücken der Briefliteratur aller Zeiten gehört. Anstatt diese Liste fortzusetzen,
4. Noch ein Wort über die Vorbemerkungen. Sie gehen von der Erkenntnis aus, daß auch nur einem einzigen bedeutsamen Brief wirklich gerecht werden, in allen seinen Sachbezügen, allen seinen Anspielungen und Einzelheiten ihn aufzuhellen, bedeutet, mitten ins Menschliche zu treffen. Die kurzen Kommentare, die den einzelnen Briefen vorangestellt sind, haben nichts mit den schablonenmäßigen Angaben zu schaffen, die man so oft in Anthologien findet. Nichts was von der konkreten physiognomischen Würdigung des einzelnen Schreibers abführt, findet einen Platz. Nichtsdestoweniger stellen sie eine umfassende deutsche Bildungsgeschichte des fraglichen Zeitraumes dar.
5. Abschließend: Das Buch vereinigt in sich die drei Charaktere der populären Anthologie, der wissenschaftlichen Edition und der Klassikerausgabe. Als Käuferkreis kommen demgemäß keineswegs nur die Bücherfreunde sondern breite Schichten des an Bildung und Volksbildung interessierten Publikums in Betracht, Schüler, Studenten, Professoren, Journalisten und Volksschullehrer.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2161–2163

1937 gab der Vita Nova Verlag eine als »zweite Auflage« deklarierte Ausgabe der *Deutschen Menschen* heraus. Der Text dieser Ausgabe ist, einschließlich der Druckfehler, identisch mit dem der Ausgabe von 1936. Wahrscheinlich handelt es sich um einen neu aufgebundenen und mit einem veränderten Titelblatt versehenen Teil der ersten Auflage. Benjamin berichtete darüber an Thieme: *Meinem Vernehmen nach befinden sich [...] Exemplare einer »Zweiten Auflage« im Buchhandel. Wie ich damit die eher gedrückten Nachrichten, die mir Rößler gibt, in Einklang bringe, ist mir noch nicht klar. Ich werde ihn nächstens um genauern Bericht bitten. Einen Vorschlag, den ich ihm letztlich machte: eine ähnliche Sammlung schweizerischer Briefe zu unternehmen, hat er [...] abgelehnt.* (Ende 1937, an K. Thieme) Im Entwurf zu einem weiteren Brief an Thieme, der wahrscheinlich von Anfang 1938 datiert, heißt es: *Die Dinge mit Rößler habe ich nicht weiter verfolgt, nachdem ich mir habe sagen lassen, daß es eine gebräuchliche Verleger-Sitte (– oder Unsitte) sei, heutzutage das dritte oder das vierte Hundert von einem Buch als »neue Auflage« figurieren zu lassen. Trotzdem wundert es mich ganz besonders, daß von dem Buche im ersten Jahr – das heißt bis zum September 1937 – nicht mehr als 200 Exemplare abgesetzt sein sollten. So seine Abrechnung.* (Benjamin-Archiv, Ms 955) – Die erste Ausgabe unter Benjamins Namen erschien, mit einem Nachwort von Theodor W. Adorno, 1962 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M. »Jahrelang wurden im Antiquariatshandel für das verschollene Buch von den Liebhabern hohe Preise gezahlt, bis sich – für das Schicksal der Benjaminschen Produktion nicht uncharakteristisch – nach der Neuveröffentlichung des Buches in Deutschland 1962 herausstellte, daß in einer Luzerner Buchhandlung der größte Teil der Auflage im Keller lagerte.« (Gershom Scholem, Walter Benjamin, in: Über Walter Benjamin, Frankfurt a. M. 1968, 146.)

Überlieferung

a *Deutsche Menschen. Eine Folge von Briefen. Auswahl und Einleitungen von Detlef Holz* [Pseudonym]. – Luzern: Vita Nova Verlag 1936. 116 S. – Eine »zweite Auflage« von 1937 stellt einen Titeldruck von a dar.

J^1 [Anonym:] *Briefe.* (*Karl Friedrich Zelter an Kanzler von Müller*). Frankfurter Zeitung, 1. 4. 1931.

J^2 [Anonym:] *Briefe. II.* (*Samuel Collenbusch an Kant*). Frankfurter Zeitung, 8. 4. 1931.

J^{3BA} [Anonym:] *Briefe. III.* (*Görres an den Stadtpfarrer Aloys Vock in Aarau*). Frankfurter Zeitung, 29. 4. 1931; Benjamin-Archiv, Dr 651.

J^{4} [Anonym:] *Briefe. IV. (Bertram an Sulpiz Boisserée).* Frankfurter Zeitung, 6. 5. 1931.

J^{5} [Anonym:] *Briefe. V. (Friedrich Schlegel an Schleiermacher).* Frankfurter Zeitung, 13. 5. 1931 (Jg. 75, Nr. 351–353).

J^{6} [Anonym:] *Briefe. VI. (Zelter an Goethe).* Frankfurter Zeitung, 19. 5. 1931 (Jg. 75, Nr. 365–367).

J^{7BA} [Anonym:] *Briefe. VII. (Ch. A. H. Clodius an Elisa von der Recke).* Frankfurter Zeitung, 22. 7. 1931 (Jg. 76, Nr. 536–538); Benjamin-Archiv, Dr 655.

J^{8} [Anonym:] *Briefe. VIII. (Johann Friedrich Dieffenbach an einen Unbekannten).* Frankfurter Zeitung, 29. 7. 1931 (Jg. 76, Nr. 555 bis 557).

J^{9BA} [Anonym:] *Briefe. IX. (Johann Heinrich Voß an Jean Paul).* Frankfurter Zeitung, 7. 8. 1931 (Jg. 76, Nr. 583); Benjamin-Archiv, Dr 657.

J^{10} [Anonym:] *Briefe. X. (Johann Wilhelm Ritter an Franz von Baader).* Frankfurter Zeitung, 15. 8. 1931 (Jg. 76, Nr. 602–604).

J^{11BA} [Anonym:] *Briefe XI. (Lichtenberg an G. H. Amelung).* Frankfurter Zeitung, 22. 8. 1931 (Jg. 76, Nr. 621–623); Benjamin-Archiv, Dr 659.

J^{12BA} [Anonym:] *Briefe XII. (Hölderlin an Böhlendorf).* Frankfurter Zeitung, 2. 9. 1931 (Jg. 76, Nr. 650–652); Benjamin-Archiv, Dr 661.

J^{13} [Anonym:] *Briefe XIII. (Forster an seine Frau).* Frankfurter Zeitung, 12. 9. 1931 (Jg. 76, Nr. 678/679).

J^{14} [Anonym:] *Briefe XIV. (Wilhelm Grimm an Jenny von Droste-Hülshoff).* Frankfurter Zeitung, 20. 9. 1931.

J^{15} [Anonym:] *Briefe XV. (Gottfried Keller an Theodor Storm).* Frankfurter Zeitung, 7. 10. 1931.

J^{16} [Anonym:] *Briefe XVI. (Goethe an Moritz Seebeck).* Frankfurter Zeitung, 18. 10. 1931.

J^{17BA} [Anonym:] *Briefe XVII. (Seume an den Gatten seiner früheren Verlobten).* Frankfurter Zeitung, 18. 11. 1931 (Jg. 76, Nr. 859/860); Benjamin-Archiv, Dr 667.

J^{18BA} [Anonym:] *Briefe XVIII. (Annette von Droste-Hülshoff an Anton Matthias Sprickmann).* Frankfurter Zeitung, 29. 11. 1931 (Jg. 76, Nr. 888/889); Benjamin-Archiv, Dr 670.

J^{19BA} [Anonym:] *Briefe XIX. (Johann Heinrich Kant an Immanuel Kant).* Frankfurter Zeitung, 6. 12. 1931 (Jg. 76, Nr. 907/908); Benjamin-Archiv, Dr 671.

J^{20BA} [Anonym:] *Briefe XX. (Justus Liebig an Graf August von Platen).* Frankfurter Zeitung, 16. 12. 1931 (Jg. 76, Nr. 933–935); Benjamin-Archiv, Dr 672.

J[21BA] [Anonym:] *Briefe XXI. (Clemens Brentano an den Buchhändler Reimers).* Frankfurter Zeitung, 30. 12. 1931 (Jg. 76, Nr. 965 bis 967); Benjamin-Archiv, Dr 674.
J[22] [Anonym:] *Briefe XXII. (David Friedrich Strauß an Christian Märklin).* Frankfurter Zeitung, 28. 1. 1932 (Jg. 76, Nr. 72–74).
J[23BA] [Anonym:] *Briefe XXIII. (Georg Büchner an Karl Gutzkow).* Frankfurter Zeitung, 7. 2. 1932 (Jg. 76, Nr. 100/101); Benjamin-Archiv, Dr 680.
J[24BA] [Anonym:] *Briefe XXIV. (Fürst Clemens von Metternich an den Grafen Anton von Prokesch-Osten).* Frankfurter Zeitung, 21. 2. 1932 (Jg. 76, Nr. 138/139); Benjamin-Archiv, Dr 682.
J[25] [Anonym:] *Briefe XXV. (Heinrich Pestalozzi an Anna Schultheß).* Frankfurter Zeitung, 28. 2. 1932 (Jg. 76, Nr. 157/158).
J[26] [Anonym:] *Briefe XXVI. (Jacob Grimm an Friedrich Christoph Dahlmann).* Frankfurter Zeitung, 25. 3. 1932 (Jg. 76, Nr. 227 bis 229).
J[27BA] [Anonym:] *»Wozu noch etwas machen?«* [handschriftlich gestrichen] *Briefe XXVII. (Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche).* Frankfurter Zeitung, 31. 5. 1932 (Jg. 76, Nr. 398–400); Benjamin-Archiv, Dr 691.
T Typoskriptkonvolut; Benjamin-Archiv, Ts 2189–2287. – Enthält folgende mit Kommentaren versehene Briefe: *Zelter an Kanzler von Müller, Lichtenberg an G. H. Amelung, Johann Heinrich Kant an Immanuel Kant, Forster an seine Frau, Samuel Collenbusch an Kant, Heinrich Pestalozzi an Anna Schultheß, Johann Gottfried Seume an Karl Böttiger, Hölderlin an Böhlendorf, Wilhelm Grimm an Jenny von Droste-Hülshoff, Zelter an Goethe, David Friedrich Strauß an Christian Märklin, Georg Büchner an Karl Gutzkow, Fürst Clemens von Metternich an den Grafen Anton von Prokesch-Osten, Gottfried Keller an Theodor Storm* und *Franz Overbeck an Friedrich Nietzsche.*

Druckvorlage: a, J[5]

Nachdem in den meisten Fällen festgestellt werden konnte, welchen Ausgaben Benjamin die Zitate in seinen Vorbemerkungen und die Briefe entnahm, zeigte sich, daß die Abweichungen von den Vorlagen erheblich sind. Während Kürzungen in den Zitaten gewöhnlich durch drei Punkte gekennzeichnet werden, sind zahlreiche und in einigen Fällen eingreifende Kürzungen in den Briefen stillschweigend vorgenommen worden. Altertümliche Begriffe und Wendungen finden sich mehrfach durch geläufigere Formulierungen ersetzt. Hervorhebungen fallen häufig weg. Nur wenige Zitate und Briefe bewahren die altertümliche Schreibweise und Interpunktion der Vorlagen. Meist weichen schon in

den erhaltenen Typoskripten, die Duplikate der Druckvorlagen darstellen dürften, Zitate und Briefe von den zugrundeliegenden Ausgaben ab. Da die Typoskripte, wenn auch wahrscheinlich nicht von Benjamin selbst, so doch auf seine Veranlassung angefertigt wurden, kann als sicher gelten, daß Lese- und Verständniserleichterungen prinzipiell in Benjamins Absicht lagen. Deshalb hat der Herausgeber davon abgesehen, den Text der Vorlagen durchgängig wieder herzustellen. Kürzungen in den Briefen wurden belassen und nicht gekennzeichnet, Textänderungen nur dort rückgängig gemacht, wo es sich offensichtlich um Versehen oder Druckfehler handelte. In allen Fällen, wo ein beabsichtigter Eingriff Benjamins nicht ausgeschlossen werden konnte, blieben die Abweichungen von den Vorlagen bestehen. – Die in den *Deutschen Menschen* fast durchgängig erkennbare Tendenz, Orthographie und Interpunktion der Zitate oder Briefe zu modernisieren, wirkt sich innerhalb des Buches unterschiedlich stark aus. Eine Vereinheitlichung erschien dem Herausgeber nicht zulässig. Allein in den Fällen, wo innerhalb eines Briefes altertümliche mit modernisierter Schreibweise wechselte (z. B. th-Schreibung teils belassen, teils in t verändert wurde), hielt sich der Herausgeber einheitlich an die den Brief charakterisierende vorwiegende Schreibweise. Dabei konnte in einigen Fällen auf die konsequentere Schreibweise der Typoskripte zurückgegriffen werden. – Gemäß Benjamins Angabe im *Vorwort* der *Deutschen Menschen,* die Reihenfolge der Briefe sei chronologisch, außerhalb ihrer sei nur das erste Schreiben gestellt, wurde der Brief von *Johann Heinrich Voß an Jean Paul,* der in a zwischen dem Seume- und dem Hölderlin-Brief steht, chronologisch eingeordnet. Der Brief von *Friedrich Schlegel an Schleiermacher* (J[5]), den Benjamin nicht in die Buchveröffentlichung aufnahm, wird als Anhang abgedruckt.

151 VORWORT

NACHWEIS 151, 29 *wiederkehrt.«*] s. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hg. von Friedrich Wilhelm Riemer, 4. Teil, Berlin 1834, 44 (Brief vom 6. 6. 1825).

Das *Vorwort* verfaßte Benjamin für die Buchveröffentlichung. An seiner Stelle steht in J[1] folgende Vorbemerkung:

Wir gedenken im folgenden an dieser Stelle eine Reihe von Briefen bedeutender Deutscher zu veröffentlichen, Briefe, die ohne auf historischen oder sachlichen Zusammenhang untereinander Anspruch zu machen, dennoch e i n e s *gemein haben. Sie vergegenwärtigen eine Haltung, die als humanistisch im deutschen Sinn zu bezeichnen ist, und die augenblicklich wieder hervorzurufen um so angezeigter erscheint,*

je einseitiger diejenigen, die heute, oft mit Ernst und im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, den deutschen Humanismus in Frage stellen, sich an die Werke der Kunst und Literatur halten. In diesen Briefen bekundet sich, welche Kraft, welcher Ausdruck in der Gestaltung privaten Lebens jener Epoche des deutschen Humanismus geeignet hat. Der folgende Brief ist gleichsam der erste Schlag an die Glocke, die sie ausläuten sollte. Zelter beantwortet mit ihm die Mitteilung vom Tode Goethes, die ihm durch den Kanzler v. Müller gemacht worden war.

152 Karl Friedrich Zelter an Kanzler von Müller

NACHWEIS 152, 2–28 *Berlin* bis *Zelter.*] Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hg. von Friedrich Wilhelm Riemer, 6. Teil, Berlin 1834, 429 f.

Dieser Brief besitzt, im Gegensatz zu allen folgenden, in den beiden Druckfassungen keinen eigenen Kommentar. Es ist jedoch ein Kommentar erhalten, der zwar programmatischen Charakter hat, auch teilweise in die Vorbemerkung von J[1] übernommen wurde, aber selber nicht als Einleitung in die Brieffolge vorgesehen war:

Es ist das Eigentümliche der brieflichen Äußerung, auf Sachliches nie anders als in der engsten Bindung an Persönliches hinzuweisen. Wem es gelingt, in ihre Dokumente sich hineinzufinden, dem tun sich Perspektiven auf, die einer vom Einzelfalle ausgehenden Blickweise entzogen bleiben. So haben neben den klassischen Stücken der Briefliteratur wie Lessings Briefen an Freunde, Forster an Therese Huber, Arnim an Brentano den gleichen Anspruch auf Beachtung andere, die einen ganzen Lebenskreis erhellen. Aus diesem Grunde brachten oder werden wir bringen einen Brief Liebigs an Platen, und einen anderen Platen[s] an Ranke. Wir sahen: Wilhelm Grimm hat nicht nur an Freunde oder Kollegen seiner Studien – an Arnim oder Dahlmann – sich gewandt, sondern den schönsten Liebesbrief an Jenny von Droste-Hülshoff gerichtet. Deren Schwester Annette wiederum wird bald mit einem ergreifenden Schreiben an Sprickmann, ihren Lehrer in der Dichtkunst die Reihe fortführen. Savigny gibt an Jacob Grimm die Nachricht von der Cholera in Berlin und von Hegels Tod. Und wiederum die Mitteilung vom Tode Hegels lasen wir im Briefe seines Schülers David Friedrich Strauß an Märklin. Gemeinsam ist aber allen diesen Briefen eins: die Haltung zu vergegenwärtigen, die sich als humanistisch im deutschen Sinne bezeichnen läßt und die wieder hervorzurufen umso angezeigter erscheint, je entschiedener diejenigen sie preisgeben, die heute in Deutschland das Wort führen. In diesen Briefen bekundet sich, so sag-

ten wir in der Vorrede, welche Kraft, welcher Ausdruck in der Gestaltung privaten Lebens jener Epoche des deutschen Humanismus geeignet hat. Der folgende Brief ist gleichsam der erste Schlag einer Glocke, die sie ausläuten sollte. Zelter beantwortet mit ihm die Mitteilung vom Tode Goethes, die ihm durch den Kanzler von Müller gemacht worden war.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2189

153–155 GEORG CHRISTOPH LICHTENBERG AN G. H. AMELUNG

LESART 153, 20 *Militär.*] *Militär, das sich für uns, noch heute, fälschlich vordrängt.* J[11BA], T

NACHWEISE 153, 7 *darf.«*] s. Lessing, Sämtliche Schriften, hg. von Karl Lachmann, Bd. 18, Leipzig 1907, 262 (Brief vom 10. 1. 1778). – 153, 22 *bekommen«*] s. a.a.O., 284 (Brief an Elise Reimarus vom 9. 8. 1778): »Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich seyn wollen, als andere Menschen!« – 153, 25 *Hoffnung.«*] Lichtenbergs Mädchen. Zwölf ungedruckte Briefe Lichtenbergs, hg. von Erich Ebstein, München 1907, 42 (Brief an A. L. F. Meister ohne Datum). – 153, 33–155, 19 *Göttingen* bis *Lichtenberg.*] s. Lichtenberg, Briefe, hg. von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf, Bd. 3, Leipzig 1904, 291–293.

156–159 JOHANN HEINRICH KANT AN IMMANUEL KANT

LESART 156, 4 *sondern*] *sondern ein wenig* J[19BA], T

NACHWEISE 156, 23 *wurde.«*] s. Johann Gottfried Hasse, Letzte Äußerungen Kant's von einem seiner Zeitgenossen, Königsberg 1804, 6 f. – 157, 22 *lassen«*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, Bd. 12, 2. Aufl., Berlin, Leipzig 1922, 140 (Brief an Johann Heinrich Kant vom 17. 12. 1796). – 157, 27.28 *anschmiegen«*] a.a.O., 37 (Brief der Kinder Johann Heinrich Kants an Immanuel Kant vom 19. 8. 1795). – 157, 32–159, 20 *Altrahden* bis *Kant.*] s. a.a.O., Bd. 11, 71–73.

160–162 GEORG FORSTER AN SEINE FRAU

LESART 160, 13 *veranlaßten*] *bestimmten* J[13]

NACHWEISE 160, 1–17 *Als* bis *geblieben.*] Diese Passage übernahm Benjamin in *Allemands de quatre-vingt-neuf* (s. 867, 27–868, 5). – 160, 34 *kann.«*] Johann Georg Forster, Briefwechsel, hg. von Therese Huber, 2. Teil, Leipzig 1829, 495 f. (Brief an seine Frau vom 7. 7. 1793). – 161, 2–162, 29 *Paris* bis *Blüten.*] s. a.a.O., 430–433.

163–164 Samuel Collenbusch an Immanuel Kant

NACHWEISE 163, 18–20 *Man* bis *Reihe*] Diese Angaben folgen Fr. Augé, Samuel Collenbusch und sein Freundeskreis, Neukirchen 1905, 93. – 163, 26–164, 37 *Mein* bis *darauf.*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, Bd. 12, 2. Aufl., Berlin, Leipzig 1922, 2 f.

165–167 Heinrich Pestalozzi an Anna Schulthess

LESART 165, 12.13 *Konfessionen*] fehlt in J[25], T
NACHWEIS 165, 21 *hinführte.«*] s. Pestalozzi, Gesammelte Werke, hg. von Emilie Boßhart u. a., Zürich 1944–1947, Bd. 10, 499 (Schwanengesang). – 166, 19–167, 36 *Wenn* bis *H. P.*] Pestalozzi, Sämtliche Werke, hg. von L. W. Seyffarth, Bd. 19, Liegnitz 1895, 66 f.

168–170 Johann Gottfried Seume an den Gatten seiner früheren Verlobten

LESARTEN 168, 4 *strengen*] *strengsten* J[17BA], T – 168, 28 *Pellegrino*] *Monte Pellegrino* J[17BA] – 168, 34 *des*] *des höchst* J[17BA]
NACHWEISE 168, 1–22 *Unbestechlicher* bis *anzufangen.«*] Diese Passage übernahm Benjamin fast vollständig in *Allemands de quatre-vingt-neuf* (s. 869, 27–870, 8). – 168, 22 *anzufangen.«*] Johann Gottfried Seume, Prosaische und poetische Werke, 3. Teil (Spaziergang nach Syrakus, 2. Teil), Berlin 1869, 70. – 168, 37 *Original.«*] s. Oskar Planer und Camillo Reißmann, Johann Gottfried Seume, Leipzig 1898, 135 (Zitat aus »Spaziergang nach Syrakus«, 2. Teil). – 169, 3–170, 34 *Mein* bis *Seume.*] a.a.O., 132–134.

Dem in T enthaltenen Brief *Johann Gottfried Seume an Karl Böttiger* (aus: Oskar Planer und Camillo Reißmann, Johann Gottfried Seume, Leipzig 1898, 530–533) steht eine Vorbemerkung voran, deren erster Teil mit den Fassungen in a und J[17BA] weitgehend übereinstimmt. Anstelle der letzten fünf Sätze der Druckfassungen heißt es in T weiter: *Im Jahre 1805 wandte sich der Großrat Karl Böttiger durch einen Mittelsmann an Seume, um patriotische Gedichte für eine Zeitschrift zu erhalten, welche er herausgab. Diese Aufforderung, die für Seume ein »Ansinnen« war, veranlaßte ihn zu dem folgenden Briefe, der im Archiv der bürgerlichen Revolution einen Ehrenplatz einzunehmen verdient.*

171–173 FRIEDRICH HÖLDERLIN AN CASIMIR BÖHLENDORF

LESARTEN 171, 4–6 *ihre* bis *freigeben.*] *die einzigartige Transparenz, dank deren durch die schlichten hingebenden Briefe hindurch der Blick ins Innere von Hölderlins Werkstatt dringt.* J[12BA] – 171, 34 *an*] *an den* J[12BA]
NACHWEISE 171, 16.17 *Schicksal«*] s. Hölderlin, Sämtliche Werke, hg. von Norbert von Hellingrath u. a., Bd. 5, München, Leipzig 1913, 315 (Brief vom 4. 12. 1801). – 171, 30 *haben.«*] zitiert bei Karl Freye, Casimir Ulrich Boehlendorff, Langensalza 1913, 242. – 171, 36 *Nahrungsnot«*] s. Hölderlin, a.a.O., 318 (Brief an Böhlendorf vom 4. 12. 1801). – 172, 5–173, 27 *Nürtingen* bis *Dein H.*] s. Hölderlin, a.a.O., 323–325.

174–175 CLEMENS BRENTANO AN DEN BUCHHÄNDLER REIMER

LESART 175, 3 *Reimer*] *Reimers* a, J[21BA]; Benjamin übernahm die falsche Schreibweise aus dem Original des Brentano-Briefes.
NACHWEISE 174, 9.10 *Handwerksburschen-Liedern.«*] s. Clemens Brentano, Briefe, hg. von Friedrich Seebaß, Bd. 1, Nürnberg 1951, 173. – 174, 14 *mich!«*] s. Reinhold Steig und Herman Grimm, Achim von Arnim und die ihm nahe standen, Bd. 1, Stuttgart 1894, 215 f. – 174, 38 *leben.«*] s. a.a.O., 213. – 175, 4–35 *Verehrter Herr!* bis *19. Dec. 1806.*] Dieser Brief wurde, zusammen mit anderen Brentano-Briefen aus dem Nachlaß Friedrich Carl von Savignys, 1939 zum erstenmal in eine Sammlung Brentanoscher Briefe aufgenommen: Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano, hg. von Wilhelm Schellberg und Friedrich Fuchs, Jena 1939, 365 f.

176–179 JOHANN WILHELM RITTER AN FRANZ VON BAADER

NACHWEISE 176, 2 *Dichter«*] Novalis Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel, hg. von J. M. Raich, Mainz 1880, 101. – 176, 34 *unmittelbar.«*] s. Johann Wilhelm Ritter, Fragmente aus dem Nachlasse eines jungen Physikers, Heidelberg 1810, XXXIII f. (Vorrede). – 177, 16 *selbst.«*] s. a.a.O., XCIII f. – 177, 22–179, 16 *Den* bis *geben.*] s. Franz von Baader, Sämmtliche Werke, hg. von Franz Hoffmann u. a., Bd. 15, Leipzig 1857, 219–224, 231, 233.

180–182 BERTRAM AN SULPIZ BOISSERÉE

LESART 180, 15 *vorgeht,*] Hier fehlt möglicherweise ein Wort, das einen Gegensatz zu *feierlich* bezeichnet.

NACHWEIS 180, 18–182, 13 *Heidelberg* bis *gibt.*] s. Sulpiz Boisserée, hg. von Mathilde Boisserée, Stuttgart 1862, Bd. 1, 125–127.

183–185 CH. A. H. CLODIUS AN ELISA VON DER RECKE

LESARTEN 183, 23.24 *Leipzig.*] konj. für *Halle.* a; *Halle, ein sehr standesgemäßer Puppenberuf wie es scheint.* J[7BA]
NACHWEIS 183, 26–185, 11 *d. 2. Dezbr. 1811* bis *C. A. H. Clodius.*] Briefe an Elisa von der Recke, hg. von Otto Clemen, Berlin-Steglitz o. J., 65–67.

186–187 JOHANN HEINRICH VOSS AN JEAN PAUL

LESARTEN 186, 18 *geistigen*] *geistigen Ströme* J[9BA] – 186, 20.21 *vom Schweiß des mühsamen Alltags*] *vom Schweiß der aus der des Alltags* handschriftliche Korrektur in J[9BA] – 186, 22 *sich dann bald im Strom*] *bald sich in der großen Flut* J[9BA]
NACHWEISE 186, 12 *konnte.«*] s. Franz Muncker, Johann Heinrich Voß, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 40, Leipzig 1896, 348. – 186, 26–187, 34 *Heidelberg* bis *überraschen.*] s. Briefwechsel zwischen Heinrich Voß und Jean Paul, hg. von Abraham Voß, Heidelberg 1833, 30–33.

188–191 ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF AN ANTON MATTHIAS SPRICKMANN

LESARTEN 188, 20 *späten*] *späteren* J[18BA] – 189, 2 *seit 1814 lebte.*] Sprickmann lebte seit 1814 in Breslau, ab 1817 jedoch in Berlin.
NACHWEISE 188, 19 *Schubladen«*] Friedrich Gundolf, Annette von Droste-Hülshoff, Berlin 1931, 23. – 188, 37.38 *Gräfin Ida Hahn-Hahn.«*] s. a.a.O., 22. – 189, 5–191, 39 *Hülshoff* bis *Ihre Nette.*] s. Annette von Droste-Hülshoff, Briefe, hg. von Hermann Cardauns, Münster i. W. 1909, 18–20.

192–193 JOSEPH GÖRRES AN DEN STADTPFARRER ALOYS VOCK IN AARAU

LESART 192, 4.5 *gleichzeitig* bis *ausgeprägte*] *im privaten Lebensraume des Mannes und seiner Familie sich ausprägen wird* J[3BA]
NACHWEIS 192, 21–193, 33 *Straßburg* bis *grüßen.*] s. Joseph von Görres, Gesammelte Schriften, hg. von Marie Görres, Bd. 9, München 1874, 20–22.

194–197 JUSTUS LIEBIG AN AUGUST GRAF VON PLATEN

LESARTEN 194, 12 *sich*] *sie* J[20BA] – 194, 30 *Tätigkeit*] *Tätigkeit nur* J[20BA] – 195, 18 *August Graf von Platen*] konj. für *Graf August von Platen* a, J[20BA]
NACHWEISE 195, 8 *gewonnen.«*] Benjamin zitiert nach Ladenburg, Justus v. Liebig, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, Leipzig 1883, 592. – 195, 19–197, 5 *Paris* bis *Liebig.*] s. August Graf von Platen, Briefwechsel, hg. von Paul Bornstein, Bd. 3, München, Leipzig 1921, 83–85.

198–201 WILHELM GRIMM AN JENNY VON DROSTE-HÜLSHOFF

NACHWEISE 198, 20 *wohl?«*] s. Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm, hg. von K. Schulte-Kemminghausen, Münster i. Westf. 1929, 61 f. – 198, 32 *Ewigkeit!«*] Schlußverse aus Clemens Brentanos Gedicht »Eingang«. – 199, 2–201, 33 *Cassel* bis *Wilhelm Grimm.*] s. Briefwechsel zwischen Jenny von Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm, a.a.O., 64–68.

202–203 KARL FRIEDRICH ZELTER AN GOETHE

LESART 202, 8 *Bildungswelt*] *Bildungswelt aber* J[6], T
NACHWEIS 202, 15–203, 16 *Du* bis *Z.*] s. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hg. von Friedrich Wilhelm Riemer, 4. Teil, Berlin 1834, 416 f.

204–208 DAVID FRIEDRICH STRAUSS AN CHRISTIAN MÄRKLIN

NACHWEISE 204, 26.27 *befindet.«*] David Friedrich Strauß, Christian Märklin, Mannheim 1851, 28 f. – 205, 10.11 *zusammen.«*] s. David Friedrich Strauss, Das Leben Jesu, Bd. 2, Tübingen 1836, 734 f. – 205, 22 *sollen.«*] s. Johann Eduard Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie, Bd. 3, 2. Abteilung, Leipzig 1853, 703: »Dem grenzenlosen Schmerz und dem Entsetzen darüber, dass, der erst vor drei Tagen seine Vorlesungen über Geschichte der Philosophie wieder angefangen hatte, auf der Bahre lag, muss es zu Gute gehalten werden, wenn die ihm Nächsten an seinem Grabe Worte sprachen, die ferner Stehenden als Idolatrie erscheinen mussten.« – 205, 24–208, 33 *Berlin* bis *befohlen.*] s. David Friedrich Strauß, Ausgewählte Briefe, hg. von Eduard Zeller, Bonn 1895, 7–11.

209–212 GOETHE AN MORITZ SEEBECK

NACHWEISE 209, 5.6 *»Über den Goetheschen Briefwechsel«*] s. Georg Gottfried Gervinus, Ueber den Göthischen Briefwechsel, Leipzig 1836. – 209, 25 *hatte«*] Aus einem Brief von Moritz Seebeck an Goethe vom 20. 12. 1831; in: Kuno Fischer, Erinnerungen an Moritz Seebeck, Heidelberg 1886, 14. – 209, 27–210, 22 *3. Januar 1832* bis *J. W. v. Goethe.*] Kuno Fischer, a.a.O., 16–18. – 210, 27.28 *»Zur Sprache des alten Goethe«*] s. Ernst Lewy, Zur Sprache des alten Goethe, Berlin 1913. – 210, 34 *Bedeutungsinhalt«*] s. a.a.O., 25.

213–214 GEORG BÜCHNER AN KARL GUTZKOW

LESARTEN 213, 18 *zugefallen.*] a, T *zugefallen. Vollständig erhaltene Briefe Büchners sind Ausnahmen.* J[23BA] – 213, 31 *die*] *die erste* J[23BA], T
NACHWEISE 213, 3 *triebe«*] s. Hölderlin, Sämtliche Werke, hg. von Norbert von Hellingrath u. a., Bd. 5, München, Leipzig 1913, 318 (Brief an Casimir Böhlendorf vom 4. 12. 1801). – 213, 5 *worden«*] Kleist, Werke, hg. von Erich Schmidt, Bd. 5, Leipzig, Wien o. J., 422 (Brief vom 17. 6. 1811). – 213, 10 *lassen.«*] Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, Bd. 2, hg. von Heinrich Meisner, Berlin 1900, 180 (Brief von Ferdinand Gregorovius an Theodor Heyse vom 20. 12. 1855). – 213, 12 *hat.«*] Georg Büchner, Gesammelte Schriften, hg. von Paul Landau, Bd. 2, Berlin 1909, 180 (Brief vom März 1835). – 213, 23 *erschien«*] Zitiert in Landaus Vorbemerkung zu Büchners Briefen; Georg Büchner, Gesammelte Schriften, a.a.O., Bd. 2, 154. – 213, 31 *hat«*] Zitiert in Landaus Vorbemerkung zu »Danton's Tod«; Georg Büchner, Gesammelte Schriften, a.a.O., Bd. 1, 175. – 214, 2–38 *Darmstadt* bis *G. Büchner.*] s. Georg Büchner, Gesammelte Schriften, a.a.O., Bd. 2, 178 f.

215–216 JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH AN EINEN UNBEKANNTEN

LESARTEN 215, 19 *Verhalten*] *Verhalten – die »innerweltliche Askese« nach Max Webers berühmtem Wort –* J[8] – 215, 22 *Kraft seiner*] *Distinktion der Haltung, ja auch nur eine geringere Kraft ihrer* J[8]
NACHWEISE 215, 16 *heute.«*] s. Johann Friedrich Dieffenbach, Die operative Chirurgie, Bd. 1, Leipzig 1845, VIII. – 215, 26–216, 19 *Potsdam* bis *Joh. Friedr. Dieffenbach.*] Ärzte-Briefe aus vier Jahrhunderten, hg. von Erich Ebstein, Berlin 1920, 96 f.

217–220 Jacob Grimm an Friedrich Christoph Dahlmann

LESART 218, 3 *gesprochen hat*] *zu sprechen imstande war* J[26]
NACHWEISE 217, 18 *läßt.«*] s. Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd. 1, Leipzig 1854, Spalte LXVII f. – 218, 1 *lassen.«*] s. a.a.O., Spalte II f. – 218, 16 *Jacob Grimm.«*] s. a.a.O., Spalte LXVIII. – 218, 18–220, 39 *Lieber* bis *Jacob Grimm.*] s. Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus, hg. von Eduard Ippel, Bd. 1, Berlin 1885, 536–540.

221–223 Fürst Clemens von Metternich an den Grafen Anton von Prokesch-Osten

LESARTEN 221, 19 *Souveränität* bis *atmet,*] *Souveränität, die dieser Brief des Einundachtzigjährigen so sichtlich atmet, schenkte,* J[24BA], T – 222, 16 *einer*] *der* J[24BA], T
NACHWEISE 221, 1–4 *Georg Lukács* bis *habe.*] s. Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923, 73: »Diese tragische Lage der Bourgeoisie spiegelt sich geschichtlich darin, daß sie ihren Vorgänger, den Feudalismus, noch nicht niedergerungen hat, als der neue Feind, das Proletariat, schon erschienen ist [...]«. – 221, 17 Streit.«] Georg Gottfried Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen, Bd. 1, Leipzig 1855, 431. – 221, 25 *Schiffahrtsmillionen«*] s. a.a.O., 428. – 221, 34–37 *vieldeutigem* bis *Gewohnheit*] freies Zitat nach a.a.O., 425. – 222, 13 *Skat«*] Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich, Bd. 2, Wien 1881, 399 (Brief von Metternich an Prokesch vom 6. 1. 1852). – 222, 13 *»Lackierten Staub«*] Gervinus, a.a.O., 429. – 222, 21–223, 26 *Wien* bis *Metternich.*] s. Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, a.a.O., 411–413.

224–227 Gottfried Keller an Theodor Storm

LESARTEN 224, 12 *gelegen.*] *gelegen, das diese Folge kreuz und quer durchmißt.* J[15], T – 224, 30 *Späßen*] a, J[15]; *Sätzen* T
NACHWEISE 224, 5 *zurück.«*] s. Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, hg. von Emil Ermatinger, 2. Aufl., Bd. 2, Stuttgart, Berlin 1916, 488 (Brief an Ludmilla Assing vom 15. 5. 1859). – 224, 6.7 *mit* bis *hat)*] Bezieht sich wahrscheinlich auf Goethes Satz »Alles Lyrische muß im Ganzen sehr vernünftig, im Einzelnen ein bißchen unvernünftig sein.« Goethe, Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, Bd. 38, Stuttgart, Berlin 1907, 255 (Maximen und Reflexionen aus »Kunst und Altertum«, 1821–1826). – 224, 1–22 *Es* bis *sei.*] Zum Teil Selbstzitat

aus *Gottfried Keller* (s. Bd. 2). – **224**, 22 *gekommen«*] Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, a.a.O., Bd. 3, 409 (Brief an Theodor Storm vom 22. 9. 1882). – **224**, 28 *Schreibtisch.«*] a.a.O., 456 (Brief an Marie Melos vom 27. 2. 1884). – **224**, 33–**227**, 10 *Zürich* bis *G. Keller.*] s. a.a.O., 273–278.

228–231 FRANZ OVERBECK AN FRIEDRICH NIETZSCHE

LESART **228**, 12–14 *Und* bis *mag.*] *Ja, dieser Brief mag wohl von allen, die der Freund an Nietzsche richtete, der kühnste sein.* J[27BA], T
NACHWEISE **228**, 31.32 *geschrieben«*] Franz Overbeck, Über die Christlichkeit unserer heutigen Theologie, Leipzig 1903, 171. – **229**, 2–**231**, 30 *Basel* bis *Fr. Overbeck.*] s. Friedrich Nietzsches Briefwechsel mit Franz Overbeck, hg. von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli, Leipzig 1916, 207–211.

232–233 FRIEDRICH SCHLEGEL AN SCHLEIERMACHER

NACHWEISE **232**, 11 *ist«*] Dilthey im Vorwort zu: Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, Briefe, hg. von Ludwig Jonas und Wilhelm Dilthey, Bd. 3, Berlin 1861, VI. – **232**, 15 *Einzelnen«*] a.a.O., 124. – **232**, 29 *wachsen?«*] a.a.O., 123 f. – **232**, 33–**233**, 25 *Ich* bis *nicht.*] a.a.O., 117.

235–304 Berliner Kindheit um Neunzehnhundert

In der *Berliner Chronik*, der Vorstufe zur *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*, erklärte Benjamin: *Wenn ich ein besseres Deutsch schreibe als die meisten Schriftsteller meiner Generation, so verdanke ich das zum guten Teil der zwanzigjährigen Beobachtung einer einzigen kleinen Regel. Sie lautet: das Wort »ich« nie zu gebrauchen, außer in den Briefen. Die Ausnahmen, die ich mir von dieser Vorschrift gestattet habe, ließen sich zählen. Das hat nun eine sonderbare Folge gehabt, die mit diesen Notizen aufs engste zusammenhängt. Als nämlich eines Tages der Vorschlag an mich herantrat, für eine Zeitschrift eine Folge von Glossen über alles was mir an Berlin von Tag zu Tag bemerkenswert erschiene in loser subjektiver Form zu geben – und als ich einschlug – da stellte sich mit einem Mal heraus, daß dies Subjekt, das jahrelang im Hintergrund zu bleiben war gewohnt gewesen, sich nicht so einfach an die Rampe bitten ließ. Aber weit entfernt, Protest einzulegen, hielt es sich vielmehr an die List und so erfolgreich, daß ich einen Rückblick auf das, was Berlin im Laufe der Jahre für mich geworden war, für das gegebene »Vorwort« solcher Glossen hielt. Wenn nun dies Vorwort schon im Umfang weit über jenen Raum hinausgeht, der den Glossen vorgesehen war, so ist es nicht nur das geheimnisvolle Werk der Erinnerung – die eigentlich das Vermögen endloser Interpolation im Gewesenen ist – sondern zugleich die Vorkehrung des Subjekts, das von seinem »ich« vertreten, nicht verkauft zu werden, fordern darf.* (Bd. 6)
Die *Berliner Chronik*, eine *Folge von Aufzeichnungen [...], die frühe Erinnerungen betreffen* (Briefe, 559), begann Benjamin wahrscheinlich während seines ersten Aufenthalts auf Ibiza von April bis Juli 1932. Die Monate August bis November verbrachte er in Poveromo (Marina di Massa), wo er intensiv an diesen Texten arbeitete: *Depuis mon arrivée j'ai beaucoup travaillé à une série de notes [...]. C'est une sorte de souvenirs d'enfance mais exempte de tout accent trop individuel ou familial. Une sorte de tête-à-tête d'un enfant avec la ville de Berlin aux environs de 1900. C'est un travail qui me prend presque complètement de façon que je ne lis presque plus rien.* (21.9.1932, an Jean Selz)
Die *Berliner Chronik* wurde 1970 zum erstenmal veröffentlicht; das Manuskript, das sich im Frankfurter Benjamin-Archiv befindet (Benjamin-Archiv, Ms. 672), und sein Verhältnis zur *Berliner Kindheit* wurden von dem Herausgeber Scholem beschrieben (s. *Berliner Chronik.* Mit einem Nachwort herausgegeben von Gershom Scholem, Frankfurt a. M. 1970, 123 ff.). Nach Berlin zurückgekehrt, begann Benjamin im Herbst 1932, die Aufzeichnungen umzuarbeiten. Adorno versprach er im November desselben Jahres: *Ein neues Manuscript – ein, winziges, Buch – bringe ich mit, das Sie wundern wird.*

(10. 11. 1932, an Th. W. Adorno) Bei diesem *Buch* handelt es sich offenbar um die zur *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* umgearbeitete *Berliner Chronik*, denn es heißt in einem Brief von 1938: *Im Jahre 1932 habe ich begonnen ein schmales Buch »Berliner Kindheit um neunzehnhundert« zu schreiben.* (Briefe, 755) Anfang Dezember 1932 berichtete Benjamin: *Jede freie Minute gilt der »Berliner Kindheit«. Wieweit es hier glücken kann, noch neue Stücke zu den alten zu gewinnen, weiß [ich] nicht. Aber an einigen Entwürfen hat inzwischen eine eingreifende Arbeit stattgefunden* (1. 12. 1932, an Th. W. Adorno) Weihnachten 1932 erschien im »Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung« *Ein Weihnachtsengel* als erstes gedrucktes Stück der *Berliner Kindheit.* Noch 1932 scheint Benjamin eine vorläufige Redaktion des Buches abgeschlossen zu haben, denn er sandte ein Manuskript der *Berliner Kindheit* an Scholem und besaß Mitte Januar 1933 dessen Stellungnahme. (s. Briefe, 560) Er erwiderte Scholem: *Was Deinem Schreiben bei so schweren Mängeln dennoch Gnade vor meinen Augen verliehen hat, sind die wirklich ebenso erbaulichen wie zutreffenden Sätze, die Du über meine »Berliner Kindheit« schreibst. Mit »zutreffend« will ich natürlich nicht das Lob bezeichnen, das Du ihnen zuerkennst; vielmehr zunächst einmal den Ort, an den Du, in meiner Arbeit, diese Folge stellst; zum andern aber auch die ganz besondern Erwägungen, die Du dem Stück »Erwachen des Sexus« widmest.* [Scholem hatten dessen Sekretierung verlangt.] *Diese Erwägungen überzeugen mich und ich werde dementsprechend verfahren. Im übrigen aber kannst Du mir kaum etwas sagen, was mir eine triftigere Bestätigung wäre, als daß in der Tat Dir hin und wieder einige Stellen die eigene Kindheit zu betreffen vermocht haben. Damit hat Dein Brief nicht wenig Anteil daran, daß ich jetzt von neuem diese Arbeit vorgenommen habe, um sie um einige Stücke zu vermehren. Nur muß [ich] hier [d. h. in Berlin], wo ich nicht die Ruhe eines weiten Strandes und eines abgeschiedenen Aufenthalts habe, mit doppelter Behutsamkeit verfahren. [Absatz] Einige Chance besteht dafür, daß nächstens mit dem Abdruck der ganzen Reihe in der Frankfurter-Zeitung begonnen wird. Im übrigen stehen an dieser Stelle Veränderungen bevor, von denen ich nicht weiß, in welcher Richtung sie sich bewegen werden.* (Briefe, 560f.) In einem Brief an Scholem vom 28. 2. 1933 heißt es: *Die Desorganisation der Frankfurter Zeitung schreitet fort. Ihr Feuilleton-Redakteur ist von seinem Posten entfernt worden, obwohl er grade kurz vorher durch Erwerb meiner »Berliner Kindheit« zu einem lächerlichen Spottpreis eine zumindest kaufmännische Eignung erwiesen hatte. Jetzt scheint dort Heinrich Simon zu walten. Die Publikation meiner Arbeit ruht nun seit mehr als vierzehn Tagen. [Absatz] Die Aussichten sie als Buch erscheinen zu sehen, sind verschwindend. Jedermann sieht, daß sie so vortrefflich ist, daß die

Unsterblichkeit sie auch als Manuscript zu sich berufen wird. Man druckt Bücher, die es nötiger haben. Im übrigen kann ich seit einigen Wochen den Text, wenn ich es will, als abgeschlossen ansehen, da mit der Abfassung des letzten Stücks – der Reihenfolge nach das erste, denn es ist als Anfangsstück ein Pendant zum letzten, dem »buckligen Männlein« geworden – die Zahl von dreißig erreicht ist. Dabei ist das auf Deinen Rat sekretierte nicht gerechnet. (Briefe, 563) Im Februar und März 1933 erschienen in der »Frankfurter Zeitung« unter dem Titel *Berliner Kindheit um 1900* zwölf Stücke in drei Folgen. Kurz darauf veröffentlichte Benjamin in der »Vossischen Zeitung« *Das Fieber.* Ein Exemplar der *Berliner Kindheit* sandte er, wahrscheinlich im Frühjahr 1933, auch an den Kiepenheuer Verlag. (s. 947)
Im Laufe seines zweiten Aufenthalts auf Ibiza, der von Anfang April bis Anfang Oktober 1933 dauerte, arbeitete Benjamin an dem *Kinderbuch* (1933, an Gretel Adorno) weiter. Ein Brief vom Mai 1933 handelt von seiner Beschäftigung mit *Aufwachen nachts* (16. 5. 1933, an Gretel Adorno), offenbar dem Stück, das später *Der Mond* heißt. An Scholem schrieb Benjamin Ende Juli 1933: *Ein neues Stück, das ich den früheren hinzufügte, hat mich für eine Weile von jeder andern Arbeit abgeschnitten. Entstanden sind unter dem Titel »Loggien« einige Seiten von denen ich nichts als sehr Gutes ankündigen kann und dazu, daß sie das genaueste Porträt enthalten das mir von mir selbst zu machen gegeben ist.* (Briefe, 589) Etwa im August 1933 berichtete Benjamin Gretel Adorno, er hoffe, *noch ein weiteres Stück der »Berliner Kindheit« abzuschließen, das »Der Mond« heißt. Die Ähnlichkeit, welche Du zwischen den »Loggien« und dem »Fieber« bemerkt hast, besteht natürlich. Mir selber aber stehen die beiden Stücke sehr unterschiedlich nah; weit näher als das frühere das erstgenannte, in dem ich eine Art von Selbstporträt erblicke. Wahrscheinlich werde ich es anstelle jenes photographischen, das in der »Mummerehlen« enthalten ist, an die erste Stelle des Buches setzen. [...] Wüßte ich nicht je länger je genauer, welche Verborgenheit gerade jetzt Versuchen wie denen der »Berliner Kindheit« zukommt, so würde mich das publizistische Geschick der Folge bisweilen zur Verzweiflung bringen. Nun aber ist es an dem, daß dies Geschick mich lediglich in meiner Überzeugung von der notwendigen Verhüllung, in der allein Derartiges entwickelt werden kann, bestärkt und diese Überzeugung hilft mir wieder, vorläufig der Versuchung abzuschließen zu widerstehen. Dabei ist das Bemerkenswerte, daß es weniger von langer Hand geplante Stücke sind, die sich hinzufinden, vielmehr meist solche, zu denen der Gedanke mir erst kurz bevor ich an sie gehe, gekommen ist.* (Briefe, 591 f.) Mehrere Stücke schickte Benjamin aus Ibiza an die »Vossische Zeitung« und die »Frankfurter Zeitung«. Meist unter Pseudonym wurden dort *Die Mummerehlen, Zwei Rätselbilder, Der Lese-*

kasten, *Schränke*, *Loggien*, *Das bucklichte Männlein*, *Der Mond*, *Schmöker* und *Ein Gespenst* veröffentlicht. Die Druckfassung zumindest eines Textes, der *Schmöker*, arbeitete Benjamin noch einmal um; in einem Brief an Gretel Adorno heißt es: *Ein anderes [Stück] dürfte Ihnen noch bevorstehen, das in der Tat ganz neu, in der Gestalt aber, in der Sie es vielleicht erblicken werden, nicht neu genug ist. Ich meine die »Knabenbücher«, von denen ich Ihnen, falls sie erscheinen, ein verbessertes Exemplar zusenden werde. Denn ich habe das Stück, nachdem es abgesandt war, nochmals wesentlich überarbeitet.* (1933, an Gretel Adorno) – Auf den Rat Theodor W. Adornos hin (s. 13. 3. 1934, Th. W. Adorno an Benjamin) bot Benjamin Anfang 1934 dem Erich Reiss Verlag in Berlin die *Berliner Kindheit* an; Reiss lehnte jedoch ab (s. 24. 5. 1934, an Adorno). Benjamin scheint auch versucht zu haben, den Verleger Lichtenstein für eine Buchausgabe zu gewinnen (s. 1934, an Gretel Adorno). An Gretel Adorno schrieb Benjamin im April 1934: *Ich schicke das beste Exemplar [der Berliner Kindheit], das ich habe. Aber leider sind die Abzüge ungleich. Die Anordnung der Stücke ist die des Buches.* (7. 4. 1934, an Gretel Adorno) Da *Abzüge* hier kaum etwas anderes als »Typoskriptdurchschläge« bedeuten kann, dürfte Benjamin den Verlagen, an die er sich 1934 wandte, ein Typoskript der *Berliner Kindheit* geschickt haben, dessen Stücke eine feste Anordnung besaßen.

Adorno erwähnte in einem Brief vom Dezember 1934 »die neuen Stücke der Kindheit« (5. 12. 1934, an Benjamin); wahrscheinlich bezog er sich auf die Texte, die Benjamin in einem Brief an Gretel Adorno nannte: *Was [...] die Arbeit betrifft, so habe ich [...] als erstes die »Berliner Kindheit« wieder aufgenommen. Es gibt da noch einige wenige Stücke, die ich seit Jahren ins Auge gefaßt habe. Eines glaube ich nun endlich erreicht zu haben; sein Titel sagt Dir, an wie zentraler Stelle es für mich steht. Es heißt »Die Farben«. [...] Dazu gibt es weiter ein »Hallesches Tor« und ein »Weihnachtslied«.* (1934, an Gretel Adorno) 1934 und 1935 brachte Benjamin *Gesellschaft*, *Blumeshof 12* und *Der Nähkasten* zum Druck. Das Stück *Blumeshof 12*, das am 14. 8. 1934 unter dem Pseudonym *Detlef Holz* in der »Frankfurter Zeitung« erschien, war der letzte Text der *Berliner Kindheit*, der in Deutschland veröffentlicht wurde. 1936 verfolgte Benjamin den »Plan einer Publikation der Kindheit bei Reichner« in Wien (7. 11. 1936, Th. W. Adorno an Benjamin).

Im Mai 1938 schrieb er an Karl Thieme: *Im Jahre 1932 habe ich begonnen ein schmales Buch »Berliner Kindheit um neunzehnhundert« zu schreiben. Vielleicht sind Ihnen Teile davon, die vor Hitler in der Frankfurter Zeitung erschienen sind, zu Gesicht gekommen. Dieses Buch habe ich in den letzten Wochen vermehrt und eingehend überarbeitet. Es wird seines Sujets wegen schwer einen Verleger finden. Findet es*

einen, so könnte das Buch ein namhafter buchhändlerischer Erfolg werden. Es hat tausenden von vertriebenen Deutschen etwas zu sagen. Nur daß ein Verleger das vielleicht schwerer erkennt als ein Durchschnittsleser. [...] Würde Ihnen [...] mit der Überlassung seiner 100 Manuscriptseiten [...] gedient sein? Sehen Sie in Ihrem Wirkungsbereich einen Menschen, den Sie an der Sache Anteil zu nehmen vermögen könnten? (Briefe, 755 f.) Ein Brief an Adorno vom Juni desselben Jahres berichtet: *[Ich] fand [...] mich, mit dem Vorhaben, Euch endlich eine Abschrift der »Berliner Kindheit« zur Verfügung zu stellen, plötzlich von neuem mit diesem Text konfrontiert und ging an eine eingehende Umarbeitung. Ihr findet mehrere Stücke davon in der letzten [wohl irrtümlich für: nächsten] Nummer von »Maß und Wert«.* (19. 6. 1938, an Th. W. Adorno) Im Juli/August-Heft der genannten Zeitschrift erschienen unter dem Titel *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* 1938 die Stücke: *Krumme Straße, Pfaueninsel und Glienicke, Der Strumpf, Unglücksfälle und Verbrechen, Die Farben, Zwei Blechkapellen* und *Winterabend.* – Im April 1940 heißt es in einem Brief an Gretel Adorno: *Es geht Euch dieser Tage das Manuscript der »Berliner Kindheit um neunzehnhundert« zu. Verwahrt es bitte.* (April 1940, an Gretel Adorno) Hierbei handelte es sich um das sogenannte »Felizitas-Exemplar«, eine Handschrift, die aus losen Blättern besteht, deren Reihenfolge nicht festgelegt ist. Dieses Manuskript enthält keine Reinschriften sondern vielfach korrigierte erste Niederschriften sowie fragmentarische Entwürfe.

Weder die vorläufige Fassung der *Berliner Kindheit* von 1932/33 noch die Version, die Benjamin 1934 mehreren Verlagen anbot, scheinen erhalten zu sein. Sie würden auch keine verbindliche Druckvorlage abgeben können, da Benjamin später eine *eingehende Umarbeitung* vornahm. Ob Benjamin 1938 eine endgültige Fassung des Buchs fertiggestellt hat, ist ungewiß; daß er damals eine solche ankündigte, 1940 aber Gretel und Theodor W. Adorno ein frühes Manuskript-Konvolut schenkte, spricht eher dagegen. – Im Teilnachlaß Benjamins, der im Deutschen Zentralarchiv in Potsdam aufbewahrt wird, befinden sich als Mappe 39 »Maschinendurchschläge der ›Berliner Kindheit‹«; da dem Herausgeber die Einsicht in den Potsdamer Nachlaßteil verweigert wurde, kann er nicht angeben, worum es sich bei diesen Maschinendurchschlägen handelt. – Die *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert,* die Benjamin zu seinen *zerschlagenen Büchern* rechnete (s. Briefe, 695), wurde von Adorno 1950 zum erstenmal herausgegeben; die im Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M., erschienene Ausgabe wurde aus unterschiedlichen Vorlagen zusammengestellt.

Die vom Herausgeber besorgte Fassung der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* setzt sich wie folgt zusammen. Die Texte, die in der

Adornoschen Ausgabe enthalten sind, wurden in der Reihenfolge wiedergegeben, die sie dort einnehmen, da zu vermuten ist, daß Adorno das Buch aufgrund seiner Erinnerung an frühere Fassungen der *Berliner Kindheit* und mündlicher Äußerungen Benjamins zusammengestellt hat. Solange sich keine Hinweise auf eine von Benjamin vorgesehene endgültige Anordnung der *Berliner Kindheit* finden, scheint es zudem angebracht, die Fassung, in der das Buch rezipiert wurde, möglichst zu erhalten. Da die Anordnung, die Adorno vornahm, gleichwohl als hypothetische gelten muß, wurden die in der Adornoschen Ausgabe nicht enthaltenen Stücke dort eingefügt, wo sie sinnvoll zu stehen scheinen, und nicht etwa als Anhang gebracht. Die Widmung wurde aus der Adornoschen Ausgabe übernommen. – Bei den zu Benjamins Lebzeiten gedruckten Stücken dienten die veröffentlichten Fassungen als Druckvorlage. Die beiden zweimal gedruckten Texte (*Gesellschaft* und *Das bucklichte Männlein*) wurden nach den späteren Fassungen wiedergegeben. *Neuer deutscher Jugendfreund* folgt dem auf Benjamin selbst zurückgehenden Typoskript. Den Texten *Die Speisekammer, Affentheater, Schülerbibliothek* und *Das Pult* liegt das Manuskript zugrunde. Bei *Erwachen des Sexus, Eine Todesnachricht, Verstecke* und *Bettler und Huren*, von denen keine Benjaminschen Originale aufzufinden sind, wurde auf die Abschrift von Gretel Adorno zurückgegriffen.

Während seines zweiten ibizenkischen Aufenthalts arbeitete Benjamin gemeinsam mit Jean Selz an einer französischen Übersetzung der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*. Die Übertragungen von *Wintermorgen, Schmöker* und *Loggien* wurden während Benjamins Aufenthalt auf der Insel fertiggestellt, an den Übersetzungen von *Zwei Blechkapellen* und *Schmetterlingsjagd* arbeiteten Selz und Benjamin noch im Frühjahr 1934 in Paris. Zum erstenmal erwähnte Benjamin dieses Unternehmen in einem Brief vom Juli 1933: *Was [...] ich [...] von Paris zu erwarten hätte, ist überaus problematisch. Ein nicht ungünstiger Auftakt läge allenfalls in einer meisterhaften Übersetzung der »Berliner Kindheit«, die ein pariser Freund mit meiner Hilfe hier vornimmt. Aber sie schreitet sehr langsam vor.* (Briefe, 588) Kurz darauf schrieb Benjamin an Scholem: *Die französische Übersetzung der »Berliner Kindheit« [...] macht Fortschritte. Wir arbeiten täglich daran. Der Übersetzer kann kein Wort deutsch. Die Technik, mit der wir vorgehen, ist [...] nicht von Pappe. Und so entsteht aber fast durchweg Hervorragendes.* (Briefe, 589) Später heißt es: *[Von der] französischen Übersetzung der »Berliner Kindheit« [...] bestehen 5 Stücke; an ihre Verwertung ist aber darum nicht zu denken, weil ich mit dem Mitarbeiter mich überworfen habe.* (Briefe, 620) Jean Selz beschrieb die Entstehung dieser Übertragungen in einem Artikel, dessen deutsche Übersetzung in dem

Band »Über Walter Benjamin«, Frankfurt a. Main 1968, 37–51 zu finden ist. Die abgeschlossenen Übersetzungen tauschten nach Jean Selz' Auskunft Benjamin und Selz untereinander aus: »Lorsque nous avions travaillé ensemble sur ces textes, nous avions convenu, Benjamin et moi, que chaque fois qu'une version serait terminée je lui en donnerais la copie manuscrite, copie qu'il copiait à son tour pour me la donner.« (Brief an den Herausgeber vom 10. 3. 1972) Daher finden sich in Benjamins Nachlaß die von Selz' Hand geschriebenen Manuskripte aller fünf Übersetzungen (Benjamin-Archiv, Ms 917–927), während Jean Selz' Archiv Benjamins Handschriften von *Matinée d'hiver, Livres de garçons* und *Loggia* (sic) enthält. Benjamin ließ später drei der Übersetzungen, *Matinée d'hiver, Livres de garçons* und *Chasse aux papillons* abschreiben und nahm an ihnen einige Veränderungen vor; diese mit handschriftlichen Korrekturen versehenen Typoskripte befinden sich gleichfalls im Benjamin-Archiv (Benjamin-Archiv, Ts 2067–2087). 1954 veröffentlichte Selz die französischen Übersetzungen aus der *Berliner Kindheit* nach den ihm vorliegenden Manuskripten unter dem Titel *Enfance Berlinoise* (Traduit de l'allemand par l'auteur et Jean Selz) in der Zeitschrift »Les lettres nouvelles« 2 (1954), No 11 (Janvier 1954), 1–10. Zum Verhältnis der verschiedenen, geringfügig voneinander abweichenden Fassungen dieser Übersetzung äußerte sich Selz: »Si l'on peut seulement relever, par-ci par-là, quelques petites différences, soit dans un mot, soit dans l'orthographe ou la construction d'une phrase, cela tient au fait que, d'une part, Benjamin a pu lui-même apporter un léger changement de terme à la copie dactylographiée (par exemple: il a remplacé, dans *Chasse aux papillons*, le mot *vieux* par le mot *ancien*), comme moi-même j'ai été amené à le faire, dans de très rares cas, pour améliorer, dans le texte définitif publié à Paris, certaines expressions ou certains tours de phrase.« (Brief an den Herausgeber vom 8. 4. 1972) – Da die Typoskriptfassungen von *Matinée d'hiver, Livres de garçons* und *Chasse aux papillons* die letzte bekannte von Benjamin bearbeitete Version darstellen, wurden sie dem Abdruck dieser Texte im Apparatteil der vorliegenden Ausgabe (979 ff.) zugrundegelegt. Der Text *Loggias* folgt hier dem Manuskript Benjamins aus Jean Selz' Besitz. *Deux fanfares* – von dem kein Benjaminsches Original erhalten zu sein scheint – wird nach der durch Selz besorgten Veröffentlichung in »Les lettres nouvelles« abgedruckt. Die Anordnung der Texte entspricht nach Selz' Auskunft der Reihenfolge ihrer Entstehung.

ÜBERLIEFERUNG

J[1] *Ein Weihnachtsengel.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 24. 12. 1932.

J[2BA] *Berliner Kindheit um 1900.* Frankfurter Zeitung, 2. 2. 1933

(Jg. 77, Nr. 87–89); Benjamin-Archiv, Dr 608–610. – Enthält *Tiergarten, Kaiserpanorama, Die Siegessäule, Das Telephon* und *Schmetterlingsjagd.*

J3BA *Berliner Kindheit um 1900. II.* Frankfurter Zeitung, 9. 2. 1933 (Jg. 77, Nr. 106–108); Benjamin-Archiv, Dr 611 f. – Enthält *Abreise und Rückkehr, Zu spät gekommen, Wintermorgen* und *Steglitzer Ecke Genthiner.*

J4 *Berliner Kindheit um 1900. III.* Frankfurter Zeitung, 2. 3. 1933 (Jg. 77, Nr. 163–165). – Enthält *Markthalle Magdeburger Platz, Das Karussell* und *Der Fischotter.*

J5 *Das Fieber.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 17. 3. 1933 (Nr. 76).

J6BA *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Die Mummerehlen.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 5. 5. 1933 (Nr. 123); Benjamin-Archiv, Dr 620 f.

J7 *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Zwei Rätselbilder.* Vossische Zeitung, 16. 6. 1933.

J8BA [Anonym]: *Der Lesekasten.* Frankfurter Zeitung, 14. 7. 1933 (Jg. 77, Nr. 515–517); Benjamin-Archiv, Dr 624. – J8BA trägt die Eintragung *Der Verfassername wurde widerrechtlich fortgelassen.*

J9BA C. Conrad [Pseudonym]: *Schränke.* Frankfurter Zeitung, 14. 7. 1933 (Jg. 77, Nr. 515–517); Benjamin-Archiv, Dr 625. – J9BA trägt den Vermerk *Das Pseudonym wurde willkürlich und widerrechtlich von der Redaktion eingesetzt.*

J10 *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Loggien.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 1. 8. 1933 (Nr. 210).

J11 *Das bucklichte Männlein.* Frankfurter Zeitung, 12. 8. 1933 (Jg. 78, Nr. 594–596).

J12 Dass. Magdeburgische Zeitung. Beilage Die Frau, 25. 7. 1934.

J13BA *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Der Mond.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 8. 9. 1933 (Nr. 248); Benjamin-Archiv, Dr 635 f.

J14 *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Schmöker.* Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 17. 9. 1933 (Nr. 257).

J15BA *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Ein Gespenst.* Frankfurter Zeitung, 27. 10. 1933; Benjamin-Archiv Dr 639 f.

J16 *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Gesellschaft.* Frankfurter Zeitung, 25. 7. 1934 (Jg. 79, Nr. 372/373).

J17 Walter Benjamin: Dass. Neue Zürcher Zeitung, 21. 9. 1935.

J18BA *Detlef Holz* [Pseudonym]: *Blumeshof 12. Kindheit in Berlin.* Frankfurter Zeitung, 14. 8. 1934 (Jg. 79, Nr. 409/410); Benjamin-Archiv, Dr 644 f.

J[19BA] *Der Nähkasten.* Neue Zürcher Zeitung, 19.5.1935; Benjamin-Archiv, Dr 646.

J[20] *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert.* Maß und Wert 1 (1938), 857–867 (Heft 6, Juli/August 1938). – Enthält *Krumme Straße, Pfaueninsel und Glienicke, Der Strumpf* (Teilnachdruck von *Schränke*), *Unglücksfälle und Verbrechen, Die Farben, Zwei Blechkapellen* und *Winterabend.*

T[1] Typoskriptkonvolut mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, 2051–2066. – Enthält *Die Farben, Das Fieber, Loggien* und *Schmöker* (unter dem Titel *Knabenbücher*).

T[2] *Neuer deutscher Jugendfreund,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 2514.

T[3] Typoskriptkonvolut; Benjamin-Archiv, Ts 2520–2537. Abschrift von Gretel Adorno nach verschollenen Originalen. – Enthält *Erwachen des Sexus, Eine Todesnachricht, Verstecke* und *Bettler und Huren.*

M Manuskriptkonvolut. Von Gretel Adorno handschriftlich als »Felizitas-Exemplar« gekennzeichnet; Besitz Gretel Adorno. – Enthält *Die Speisekammer, Das Pult, Affentheater* und *Schülerbibliothek*; ferner Vorstufen zu *Ein Weihnachtsengel, Markthalle Magdeburger Platz, Der Lesekasten, Die Mummerehlen, Kaiserpanorama, Der Nähkasten, Steglitzer Ecke Genthiner, Schränke, Pfaueninsel und Glienicke, Die Siegessäule, Das Telephon, Zwei Rätselbilder, Tiergarten, Blumeshof 12, Abreise und Rückkehr, Schmetterlingsjagd, Zwei Blechkapellen, Der Fischotter, Bettler und Huren, Ein Gespenst, Das bucklichte Männlein, Schmöker, Die Farben* und *Winterabend.* Die Vorstufen tragen häufig andere Titel als die Druckfassungen. In M finden sich mehrere Stücke in zwei verschiedenen Fassungen, sowie zu einigen Stücken Fragmente und Notizen.

Die von Theodor W. Adorno besorgte Ausgabe der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* enthält mehrere von Benjamin schon veröffentlichte Stücke in Fassungen des Felizitas-Exemplars (z. B. *Hallesches Tor*) oder Versionen, deren Originale nicht aufzufinden sind (z. B. *Der Lesekasten*). In diesen Fällen dürften die von Adorno publizierten Versionen durch die zu Benjamins Lebzeit erschienenen Abdrucke überholt sein; diese, die im vorliegenden Band wiedergegeben werden, hat Adorno bei der Zusammenstellung seines Bandes vermutlich übersehen. Angesichts der weitgehend ungeklärten Textlage der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* wird im folgenden darauf verzichtet, Varianten nach dem Felizitas-Exemplar oder nach allein in Adornos Ausgabe enthaltenen Fassungen zu verzeichnen.

236

»Das Motto der *Berliner Kindheit* stammt [...] von Benjamin selbst unter Verwendung eines wenige Jahre vorher im Haschisch-Rausch produzierten Verses.« Gershom Scholem im Nachwort zu: Walter Benjamin, Berliner Chronik, Frankfurt a. M. 1970, 132. Hier sind auch die entsprechenden Verse (nach Benjamin-Archiv, Ms 1369) vollständig wiedergegeben.

237–239 TIERGARTEN

Druckvorlage: J^{2BA}
LESART 239, 4 *Nemeische Löwe*] konj. für *Lernäische Löwe*

239–240 KAISERPANORAMA

Druckvorlage: J^{2BA}

240–242 DIE SIEGESSÄULE

Druckvorlage: J^{2BA}

242–243 DAS TELEPHON

Druckvorlage: J^{2BA}

244–245 SCHMETTERLINGSJAGD

Druckvorlage: J^{2BA}

245–246 ABREISE UND RÜCKKEHR

Druckvorlage: J^{3BA}

247 ZU SPÄT GEKOMMEN

Druckvorlage: J^{3BA}
NACHWEIS s. *Zu spät gekommenes Kind* aus *Einbahnstraße* (113 f.).

247–248 WINTERMORGEN

Druckvorlage: J^{3BA}

248–250 STEGLITZER ECKE GENTHINER

Druckvorlage: J^{3BA}

250 DIE SPEISEKAMMER

Druckvorlage: M
NACHWEIS s. *Naschendes Kind* aus *Einbahnstraße* (114).

251 ERWACHEN DES SEXUS

Druckvorlage: T^3

251–252 EINE TODESNACHRICHT

Druckvorlage: T^3

252–253 MARKTHALLE MAGDEBURGER PLATZ

Druckvorlage: J^4

253–254 VERSTECKE

Druckvorlage: T^3
NACHWEIS s. *Verstecktes Kind* aus *Einbahnstraße* (115 f.)

254–255 ZWEI RÄTSELBILDER

Druckvorlage: J^7
NACHWEIS 255, 12 *gewogen.«*] Schiller, Wallensteins Lager, 11.

255–257 DER FISCHOTTER

Druckvorlage: J^4
LESART 257, 3 *seinem Strömen und von seinem Rinnsale*] M; *seinen Strömen und von seinen Rinnseln* J^4

257–260 BLUMESHOF 12

Druckvorlage: J^{18BA}
LESART 258, 10 *unvordenkliche*] handschriftlich korrigiert aus *starke*

260–263 DIE MUMMEREHLEN

Druckvorlage: J[6BA]
LESARTEN 262, 24 *Glaskugeln*] handschriftlich korrigiert aus *Glaskegeln* – 262, 33 *Exportartikel*] handschriftlich korrigiert aus *Exporterzeugnisse*
NACHWEISE 261, 8–10 *Die Gabe* bis *verhalten.*] s. die sehr ähnliche Formulierung in *Über das mimetische Vermögen* (Bd. 2). – 262, 36–263, 4 *Sie* bis *Spalt.*] s. auch Bd. 3, 382. – Eine Variante dieser Geschichte findet sich bei Ernst Bloch, Durch die Wüste, Berlin 1923, 140.

263 DIE FARBEN

Druckvorlage: J[20]

264–266 GESELLSCHAFT

Druckvorlage: J[17]
LESARTEN 264, 10.11 *Denn* bis *Tanzmusik.*] fehlt in J[16] – 264, 31 *entfernten*] *entfernteren* J[16] – 264, 37 *umspielte.*] *umspielte; blind gegen seine Zeit und seinen Ort, blind bei der Nahrungssuche, blind im Handeln.* J[16] – 265, 1.2 *noch hatte über die menschenleeren Stühle schweifen lassen*] *über die noch menschenleeren Stühle hatte schweifen lassen* J[16] – 265, 26 *gekrönt*] *bekrönt* J[16] – 266, 17 *um*] fehlt in J[16] – 266, 21 *mir*] *ihr* J[16] – 266, 26 *diese*] *ihre* J[16] – 266, 29 *für morgenfrüh*] fehlt in J[16]

267 DER LESEKASTEN

Druckvorlage: J[8BA]

268 DAS KARUSSELL

Druckvorlage: J[4]
NACHWEIS s. *Karussellfahrendes Kind* aus *Einbahnstraße* (114 f.).

268–269 AFFENTHEATER

Druckvorlage: M

269–273 Das Fieber

Druckvorlage: J^5
LESARTEN 269, 13 *Und es*] *Es* T – 269, 14 *durchaus*] fehlt in T – 269, 23 *so schonungsvoll*] *schonend* T – 269, 35 *auf dem Bahnhof lang*] *lange auf dem Bahnhof* T – 270, 1 *das sehe, als Geber, ich*] *das sehe ich, der Geber,* T – 270, 9 *oder*] *und* T – 270, 19 *aber*] fehlt in T – 270, 25 *einem*] handschriftlich korrigiert in *meinem* T – 270, 39–271, 1 *rieselten* bis *sollten.*] *rieselten Geschichten, die ich danach von ihr hören durfte.* T – 271, 1 *kam*] *drang* T – 271, 4 *wie übereilt es sei*] *es sei übereilt* T – 272, 10 *Nichts als der Umstand*] *Der bloße Umstand* T – 272, 13 *in*] handschriftlich korrigiert in *an* T

273–274 Zwei Blechkapellen

Druckvorlage: J^{20}

274–275 Schmöker

Druckvorlage: J^{14}
LESARTEN 274, 24 *Schmöker*] *Knabenbücher* T – 274, 28 *schwankte*] *schwebte* T – 275, 20 *es*] *es auf immer* T – 275, 33 *aber*] in T handschriftlich gestrichen – 275, 38 *noch einmal*] in T handschriftlich gestrichen
NACHWEIS s. *Lesendes Kind* aus *Einbahnstraße* (113).

276–278 Schülerbibliothek

Druckvorlage: M

278 Neuer deutscher Jugenfreund

Druckvorlage: T^2

278–280 Ein Gespenst

Druckvorlage: J^{15BA}
LESARTEN 278, 29.30 *vor unserer babelsberger Sommerwohnung*] handschriftlich korrigiert aus *vor unserer Sommerwohnung im Vorort* – 278, 31 *auf*] handschriftlich korrigiert aus *auf eine*

280–282 Das Pult

Druckvorlage: M

282–283 Ein Weihnachtsengel

Druckvorlage: J[1]

283–287 Schränke

Druckvorlage: J[9BA]
NACHWEISE Dieser Text nimmt Passagen auf, die sich in *Unordentliches Kind* aus der *Einbahnstraße* finden (s. 115). – 284, 14–22 *Denn* bis *hatten.*] s. *Zum Bilde Prousts* (Bd. 2). – 284, 36 *»Heimatochare«*] Die Fermate, Das Majorat und Haimatochare sind Titel von Erzählungen E. T. A. Hoffmanns. Die falsche Schreibweise *»Heimatochare«*, die sich sowohl in J[9BA] als auch in M findet, wurde beibehalten, da nicht auszuschließen ist, daß Benjamin damit ein kindliches Mißverständnis ausdrücken wollte.

Von *Schränke* existiert ein Teilnachdruck unter dem Titel *Der Strumpf* (J[20]). Diese Fassung ist gegenüber der entsprechenden Passage in *Schränke* erheblich verändert und wird hier vollständig wiedergegeben.

Der Strumpf

Der erste Schrank, der aufging, wann ich wollte, war die Kommode. Ich hatte nur am Knopf zu ziehen, so schnappte die Tür aus ihrem Schlosse mir entgegen. Unter den Hemden, Schürzen, Leibchen, die dahinter verwahrt gelegen haben, fand sich das, was mir ein Abenteuer aus der Kommode machte. Ich mußte mir Bahn bis in ihren hintersten Winkel schaffen; dann stiess ich auf meine Strümpfe, die da gehäuft und in althergebrachter Art gerollt und eingeschlagen ruhten. Jedes Paar hatte das Aussehen einer kleinen Tasche. Nichts ging mir über das Vergnügen, die Hand so tief wie möglich in ihr Inneres zu versenken. Ich tat das nicht um ihrer Wärme willen. Es war »Das Mitgebrachte«, das ich immer im eingerollten Innern in der Hand hielt, was mich in ihre Tiefe zog. Wenn ich es mit der Faust umspannt und mich nach Kräften in dem Besitz der weichen, wollenen Masse bestätigt hatte, begann der zweite Teil des Spieles, der die Enthüllung brachte. Denn nun machte ich mich daran »Das Mitgebrachte« aus seiner wollenen Tasche auszuwickeln. Ich zog es immer näher an mich heran, bis das Bestürzende sich ereignete: ich hatte »Das Mitgebrachte« herausgeholt, aber »Die Tasche«, in der es gelegen hatte, war nicht mehr da. Nicht oft genug konnte ich die Probe auf diesen Vorgang machen. Er lehrte mich, daß

Form und Inhalt, Hülle und Verhülltes dasselbe sind. Er leitete mich an, die Wahrheit so behutsam aus der Dichtung hervorzuziehen wie die Kinderhand den Strumpf aus »Der Tasche« holte.

287–288 BETTLER UND HUREN

Druckvorlage: T[3]

288–289 WINTERABEND

Druckvorlage: J[20]

289–291 DER NÄHKASTEN

Druckvorlage: J[19BA]
LESART 289, 2 *war*] handschriftlich korrigiert aus *war aber*

291–293 UNGLÜCKSFÄLLE UND VERBRECHEN

Druckvorlage: J[20]

294–296 LOGGIEN

Druckvorlage: J[10]
LESARTEN 294, 9 *verlassen*] *verlassen haben* T – 294, 10.11 *das* bis *wartete,*] *das wenig von dem enthielt, was mich für später erwartete,* T – 294, 19 *da*] fehlt in T – 294, 22.23 *Regenträume* bis *Sonntagsausflug.*] *Regenträume.* T – 294, 32.33 *Am* bis *stand.*] *Im Hofe beschäftigte mich die Stelle, wo der Baum stand, am häufigsten.* T – 294, 34.35 *derart* bis *bildete.*] *so, daß sie das nackte Erdreich vergitterten.* T – 294, 38 *Forschung*] *Grübeleien* T – 294, 38–295, 2 *Die Bäume* bis *Kutscher*] *Deren Bäume wurzelten ähnlich, und die waren außerdem umzäunt. Kutscher* T – 295, 3 *welches ins*] *das in das* T – 295, 8–14 *Viel* bis *vererbte.*] fehlt in T – 295, 18 *Doch ehe*] *Ehe* T – 295, 22–24 *so gewann* bis *entlangzog,*] *so paßten sie zu dem, was er Altertümliches an sich selbst hatte. Das pompejanische Rot, das in breitem Bande an seiner Wand entlang lief,* T – 295, 25 *dieser*] *solcher* T – 295, 30–33 *So auch* bis *aufstöberte.*] *Nie konnte ich ihn hier erwarten; immer erwartete er mich bereits. Er war schon lange da, ja gleichsam aus der Mode, wenn ich ihn endlich dort aufstöberte.* T – 295, 34.35 *Und wenn ich dann*] *Wenn ich* T – 295, 38 *weniger*] *minder* T – 296, 1–6 *Abende* bis *Lesekränzchen.*] *Eiserne Gartenstühle, die aus Astwerk oder von Schilf*

umwunden schienen, waren die Sitzgelegenheit der Loggia. Wir zogen sie heran, wenn sich am Abend das Lesekränzchen auf ihr versammelte. Aus einem rot- und grüngefleckten Kelch schien auf die Reclamhefte das Gaslicht nieder. T – **296**, 10.11 *Doch nicht nur darum sind sie mir noch nah.*] *Sie sind mir nicht nur darum nahe.* T

296–298 KRUMME STRASSE

Druckvorlage: J[20]

298–300 PFAUENINSEL UND GLIENICKE

Druckvorlage: J[20]

300–302 DER MOND

Druckvorlage: J[13BA]
LESARTEN **300**, 15 *Der Umkreis, den*] handschriftlich korrigiert aus *Die Weite, die* – **301**, 30 *verbreitet hatte*] handschriftlich korrigiert aus *verbreitete*
NACHWEISE **300**, 14–16 *Das* bis *gehören.*] s. 752, 25–29. – **302**, 15 *Ewigkeit!«*] Schlußvers aus Clemens Brentanos Gedicht »Eingang«.

302–304 DAS BUCKLICHTE MÄNNLEIN

Druckvorlage: J[11]
NACHWEIS **303**, 10–17 *Ich* bis *Spaß.*] s. das Grimmsche Märchen »Das Lumpengesindel«.

Im folgenden sind die Texte der *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* abgedruckt, die Benjamin gemeinsam mit Jean Selz ins Französische übersetzte:

⟨*Enfance Berlinoise*⟩

Matinée d'hiver

La fée, grâce à laquelle on peut disposer d'un vœu, existe pour chacun. Mais peu nombreux sont ceux qui savent se souvenir du vœu qu'ils ont prononcé; peu nombreux pour cela ceux qui, plus tard, dans leur propre vie, en reconnaissent l'accomplissement. Moi, je me souviens pourtant bien du vœu qui pour moi s'est accompli et je ne veux pas dire qu'il fut plus sage que ceux des enfants de contes de fées. Il se formait en moi avec

la lampe lorsque, tôt dans la matinée d'hiver, à sept heures et demie, elle s'approchait de mon lit et projetait au plafond l'ombre de la bonne. Dans le poêle elle allumait le feu. Bientôt la flamme, comme enserrée dans un tiroir beaucoup trop petit où l'abondance de charbon l'empêchait de se remuer, portait sur moi ses regards. Et c'était quelque chose de vraiment grave qui, là, tout près de moi, plus petit que moi, commençait de s'accomplir et obligeait la bonne de se baisser plus bas qu'elle ne se fût baissée pour moi-même. Quand le feu était prêt, elle mettait une pomme à cuire dans le four. Bientôt se dessinait la porte grillée du poêle dans la lueur mouvante sur le plancher. Et il semblait à ma fatigue que ce serait assez de cette image pour la journée. Ainsi, toujours vers cette heure, ce n'était rien que la voix de la bonne qui dérangeait le recueillement avec lequel la matinée d'hiver avait l'habitude de me marier aux choses de la chambre. La jalousie n'était pas encore hissée que déjà j'écartais, pour la première fois, le verrou de la porte du poêle afin de surprendre la pomme dans son four. Parfois elle n'avait guère encore modifié son arome. Et puis je patientais jusqu'à ce que je crusse flairer le parfum écumeux qui venait d'une cellule de la journée d'hiver plus profonde et plus sourde encore que le parfum de l'arbre dans la soirée de Noël. Voilà le fruit sombre et chaud, la pomme, qui, familière et quand même changée comme un ami après un long voyage, semblait me retrouver. C'était le voyage à travers le sombre pays de la chaleur du poêle, où elle avait obtenu les aromes de toutes les choses que la journée me réservait. Et c'est pourquoi ce n'était pas étrange que toujours, si je chauffais mes mains à ses joues lisses, une hésitation me venait de la mordre. Je sentais que la rumeur fugitive qu'elle apportait dans son parfum pouvait par trop facilement s'échapper sur le chemin de ma langue, cette rumeur qui s'emparait parfois si fortement de mon cœur qu'elle me consolait encore pendant ma marche à l'école. Arrivé là, au contact de mon banc, la fatigue, auparavant dissipée, revenait décuplée. Et avec elle ce vœu: dormir, dormir... Je pense bien l'avoir formulé mille fois et il devait plus tard réellement s'accomplir. Mais bien du temps allait s'écouler avant qu'il fallût m'en rendre compte du simple fait que chaque fois mon espoir d'une situation et d'un pain assuré était demeuré vain.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2067 f.

Livres de garçons

De la bibliothèque scolaire je recevais ceux que j'aimais le plus. Dans les classes inférieures on les répartissait. Le maître de classe prononçait mon nom et puis le livre se frayait un chemin à travers les bancs, l'un le passait à l'autre ou bien il circulait au-dessus de nos têtes jusqu'à ce

qu'il me fût parvenu, à moi qui avais levé la main. Ses feuilles étaient marquées par la trace des doigts qui les avaient tournées. La petite corde de reliure qui dépassait les deux tranches opposées du livre était salie. Ces tranches formaient de petits escaliers et des terrasses. Car le dos, fatigué, avait renoncé à maintenir la couverture. Entre les feuilles flottaient quelquefois, comme des fils de la Vierge entre des branches d'arbres, les faibles fils d'un filet dans lequel autrefois en apprenant à lire je m'étais laissé prendre. Le livre se trouvait sur la table beaucoup trop haute. En lisant je me bouchais les oreilles. A vrai dire, j'avais entendu déjà d'aussi silencieux récits. Non pas ceux de mon père. Mais ceux de la neige dont je suivais la chute devant la fenêtre dans la chambre tiède. Ce qu'elle racontait je n'avais jamais pu exactement le savoir car les flocons étaient si abondants et si obstinés que sans cesse ils se renouvelaient devant mes yeux. A peine m'étais-je lié plus intimement avec quelques-uns d'entre eux que déjà je devais reconnaître qu'ils m'avaient cédé à d'autres qui venaient subitement de les envahir. Et voilà que le moment était venu de suivre dans le tourbillon des lettres les histoires qui s'étaient dérobées à moi devant la fenêtre. Les pays lointains que j'y rencontrais se poursuivaient doucement comme les flocons. Et puisque le lointain de la neige ne s'accomplit pas en étendue mais en profondeur, Babylone et Bagdad, Akko et Alaska, Tromsö et Transvaal se trouvaient au-dedans de moi-même. Baignés avec leur sang et leurs désastres dans l'air renfermé des bouquins ils s'insinuaient si profondément dans mon cœur qu'irrémédiablement il leur resta fidèle. Mais n'était-ce pas plutôt une fidélité à des livres antérieurs et introuvables et peut-être à ces merveilleux livres qu'une fois en rêve il me fut donné de reconnaître. Mais quels avaient-ils été? Je savais seulement que jamais, plus jamais je n'avais pu les retrouver. Mais voilà qu'ils se trouvaient dans une armoire dont je dus me rendre compte que je ne l'avais jamais vue auparavant. En rêve elle me paraissait vieille et bien connue. Les livres n'étaient pas debout mais couchés; leur place était celle-là même où dans le ciel s'assombrit le temps. Car en eux planait un orage. En ouvrir un m'aurait transporté au sein des couleurs où grondait un texte changeant et trouble. C'étaient des couleurs bouillonnantes et fugitives, mais toujours elles aboutissaient à un violet qui semblait provenir d'une bête saignée. Inexprimables et lourds de signification, comme ce violet condamné, étaient les titres; chacun me semblait plus attrayant et pourtant plus connu que l'autre. Mais avant que je pusse en saisir un seul je m'étais réveillé sans avoir même en rêve touché une fois encore les vieux livres de garçons.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2073 f.

Loggia[s]

Comme une mère donne le sein au nouveau-né sans le réveiller, la vie apporte longtemps ses soins au souvenir encore ténu de l'enfance. Rien ne nourrissait autant le mien que le regard dans des cours dont une des obscures loggia[s], ombragées l'été par des stores, était pour moi le berceau dans lequel la ville déposait le nouveau citadin. Les cariatides qui supportaient la loggia de l'étage supérieur ont dû quitter leur place un instant pour moduler près de ce berceau un chant qui à vrai dire ne contenait presque rien de ce qui m'attendait plus tard mais [détenait] en revanche [konj. für: par contre] la formule grâce à laquelle l'air des cours m'est resté enivrant pour toujours. Je crois qu'un rien de cet air était encore autour des vignes de Capri dans lesquelles je tenais dans mes bras la bien-aimée; et c'est dans ce même air que se trouvent les images et les allégories qui règnent au-dessus de ma pensée comme les cariatides des loggias sur les cours du «vieil ouest». C'était là que le rythme du chemin de fer et du battage des tapis berçait mon sommeil. Il était le moule dans lequel se formaient mes rêves. D'abord les rêves insaisissables qui peut-être étaient traversés par une lame d'eau ou par l'odeur du lait; puis ceux dont le fil semblait sans fin: rêves de voyage et de pluie; enfin ceux, plus alertes, du prochain jeu de billes au Zoo ou de l'excursion du dimanche. Ici, sur l'immeuble gris, le printemps détachait ses premiers bourgeons; et, quand plus tard dans l'année une frondaison poussiéreuse passait et repassait mille fois sur le mur, le frôlement des branches me prenait pour un apprentissage auquel je n'étais pas encore formé. Car tout dans la cour me devenait avertissement. Combien de messages ne se trouvaient-ils pas dans le claquettement des jalousies vertes qu'on hissait et combien de nouvelles funestes ne laissais-je pas prudemment celées dans le grondement des rideaux de fer qui déferlait dans le crépuscule. Mais ce qui pouvait me toucher le plus profondément c'était, dans la cour, l'endroit épargné par les pavés où s'encastrait, autour de l'arbre, un large anneau de fer. Des barreaux y formaient un grillage au-dessus du sol nu. Il me semblait que ce n'était pas en vain qu'il se trouvait ainsi enchâssé; parfois je songeais longuement à ce qui pouvait se passer dans la cavité noire de laquelle sortait le tronc. Plus tard j'étendis cette investigation aux endroits où stationnaient les fiacres. Là les arbres étaient pareillement plantés. Mais ils étaient en outre entourés de fer. Et des cochers accrochaient aux fers leurs pèlerines tandis que, pour la bête, ils remplissaient le creux de la fontaine taillé dans le trottoir, d'un jet d'eau qui emportait les restes de foin et d'avoine. Pour moi ces places d'attente, dont la tranquillité n'était que rarement interrompue par la venue et l'éloignement des voitures, étaient des provinces plus écartées de ma cour. Bien des choses se lisaient en ces loggia[s]: la

tentative d'obéir aux plaisirs du soir; l'espoir de porter plus avant dans la verdure le foyer de la famille; le dessein de vider à fond le dimanche. Mais en fin de compte tout cela demeurait vain. Car rien d'autre n'était enseigné par l'état de ces cases superposées que les multiples besognes que chaque jour léguait au suivant. Des cordes à linge passaient d'un côté à l'autre. Le palmier avait l'air d'autant plus dépaysé que depuis longtemps ce n'était plus les pays chauds mais le salon avoisinant qui était tenu pour sa terre natale. Ainsi le voulait la loi du lieu autour duquel autrefois avaient plané les rêves des locataires. Mais avant qu'il tombât en oubli l'art parfois avait entrepris de le transfigurer. Une lanterne, un bronze ou un vase de Chine s'insinuait dans son domaine. Et si ces antiquités honoraient rarement l'endroit où elles se trouvaient, en revanche l'écoulement du temps prenait lui-même sur ces loggia[s] quelque chose d'ancien. Le rouge pompéien qui, si souvent, en large bandeau suivait les murs de l'intérieur, était le fond tout trouvé pour les heures qui s'amassaient en ce lieu écarté. Le temps vieillissait dans ces réduits pleins d'ombres qui s'ouvraient sur les cours. Et c'était pour cela que lorsque je trouvais midi dans notre loggia il semblait durer depuis toujours et plus pareil à lui-même ici qu'ailleurs. Et ainsi des autres états de la journée. Jamais je ne pouvais les attendre ici: toujours c'étaient eux qui m'attendaient. Ils étaient déjà là depuis longtemps et pour ainsi dire désuets quand enfin je les y dénichais. Plus tard, du haut du remblai du chemin de fer, je découvris de nouveau les cours. Et quand alors, en de lourds après-midi d'été, du compartiment je regardais vers elles, l'été semblait s'être enfermé en elles et avoir désavoué le paysage. Et les géraniums, qui avec leurs fleurs rouges apparaissaient dans leurs caisses, allaient moins bien avec lui que les matelas rouges que, l'avant-midi, pour aérer on avait étalés sur les balustrades. Les soirs qui suivaient de telles journées nous voyaient parfois – moi et mes camarades – rassemblés autour de la table de la loggia en un petit cercle de lecture dramatique. Des chaises de fer qui imitaient des branches ou semblaient enlacées par des roseaux étaient les sièges. Et la lumière du gaz, d'un calice strié de rouge et de vert dans lequel chantonnait le manchon, tombait sur les petits livres où chacun suivait son rôle à haute voix. Le dernier soupir de Roméo rôdait dans notre cour cherchant l'écho que lui réservait le tombeau de Juliette. Depuis mon enfance les loggia[s] ont moins changé que les autres endroits. Mais ce n'est pas seulement pour cela qu'elles me sont encore proches. C'est plutôt à cause de la consolation que leur inhabitabilité apporte à celui-là qui lui-même ne parvient plus pour ainsi dire à habiter. En elles la résidence du Berlinois a ses limites. Berlin – le dieu de ville – commence en elles. Il est là, tellement présent à soi-même que rien de fugitif ne peut se maintenir à côté de lui. Sous sa tutelle lieu et temps se retrouvent eux-mêmes et l'un

à l'autre. Les deux se couchent ici à ses pieds. Quant à l'enfant qui, une fois, avait été dans leur secret, il s'installe, mêlé à leur groupe, sur sa loggia comme dans un mausolée qui lui aurait été dédié depuis bien longtemps.

Druckvorlage: Manuskript Benjamins aus den Archives Jean Selz

Deux fanfares

Jamais musique n'a eu quelque chose d'aussi barbare, d'aussi éhonté, que celle de la fanfare qui freinait, entre les terrasses des cafés du Zoo, le courant de promeneurs dont le flot traînant animait l'Allée des Calomniateurs. Aujourd'hui je vois ce qui faisait la puissance de ce courant. Pour le Berlinois il n'existait pas d'école d'amour supérieure à celle-là qui se trouvait environnée par les enclos sablonneux des gnous et des zèbres, les arbres chauves et les récifs où nichaient les vautours et les condors, le quartier puant des loups et les lieux de couvée des pélicans et des hérons. Les appels et les cris de ces animaux se mêlaient au vacarme des grosses-caisses et des cuivres. Tel était l'air dans lequel le regard du garçon cherchait pour la première fois à caresser une passante tandis qu'il se montrait d'autant plus empressé auprès de son amie [sic]. Et il était tellement pris par son effort de ne pas se trahir ni dans le timbre de la voix ni dans le regard qu'il ne voyait rien de la passante. Bien auparavant il avait connu une autre fanfare. Et combien différentes étaient les deux: celle-ci qui se berçait, trouble et charmeuse, dans les toitures de feuillage et de toile et celle-là, plus ancienne, qui, étincelante et assourdissante, se tenait dans l'air froid comme sous la voûte mince d'un globe de verre. Elle se faisait entendre de l'Ile Rousseau d'où son envolée inspirait les patineurs du Nouveau Lac dans leurs lacets et leurs boucles. Moi aussi je me trouvais parmi eux longtemps avant que j'eusse imaginé la provenance du nom de l'île pour ne pas parler des difficultés de son orthographe. Le lieu où elle était située et plus encore sa vie dans les saisons faisaient d'elle une patinoire qui ne pouvait se comparer à aucune autre. Car, qu'est-ce que l'été faisait des autres? Des tennis. Ici, par contre, s'étendait sous les branches retombantes le même lac qui m'attendait, encadré, dans la sombre salle à manger, chez ma grand'mère. Car, autrefois, on aimait de le peindre avec ses sinuosités de labyrinthe. Et maintenant on glissait au son d'une valse viennoise au-dessous des mêmes ponts aux parapets desquels, l'été, on s'accoudait en suivant des yeux le parcours nonchalant des canots au fil de l'eau sombre. A proximité se trouvaient des chemins entrelacés et, un peu à l'écart, ces asiles: les bancs «Réservés aux adultes». Les petits farfouillaient dans les tas de sable du rond-point ou, pensifs, s'y tenaient debout jusqu'à ce que l'un les bousculât ou que du banc vinssent les appels de la bonne qui, derrière la voiture, lisait avec appli-

cation son bouquin et presque sans lever la tête se faisait obéir. De graciles vieillards en trouvaient le chemin et, au milieu de tout ce monde futile de femmes, parmi les enfants criant, honoraient la vie sérieuse en déployant un journal. Voilà pour ces rivages. Mais le lac vit encore en moi dans le rythme des pieds gourds qui après une dernière course sur la glace retrouvaient les planches et pénétraient clopin-clopant dans une baraque où rougeoyait un poêle de fonte. Tout près, le banc où l'on soupesait encore une fois le fardeau à ses pieds avant qu'on se résolût à s'en déchausser. Et maintenant si la jambe reposait obliquement sur le genou et si le patin se desserrait, c'était comme si aux deux semelles nous avaient poussé des ailes et nous nous retrouvions dehors avec des pas qui prodiguaient leur amitié au sol gelé. De l'île, de la musique m'accompagnait encore un bout de chemin vers la maison.

Druckvorlage: Les lettres nouvelles 2 (1954), No 11 (Janvier 1954), 7 f.

Chasse aux papillons

Sans porter préjudice aux voyages de l'été nous allions chaque année, avant mon entrée à l'école, en villégiature dans les environs. Ces séjours m'étaient rappelés longtemps encore par la boîte spacieuse, accrochée au mur de ma chambre d'enfant, qui abritait les commencements d'une collection de papillons dont les exemplaires les plus anciens avaient été capturés dans le jardin du Brauhausberg. Les piérides du chou avec des bords ébréchés, les citrons avec des ailes trop lustrées, évoquaient les chasses ardentes qui si souvent m'avaient entraîné loin des chemins soignés du jardin dans une broussaille où j'assistais impuissant à la conjuration des vents et des senteurs, du feuillage et du soleil qui devaient commander le vol des papillons. Ils voletaient vers une fleur, ils se tenaient au-dessus d'elle. Le filet aux aguets, je n'attendais que l'instant où le papillon serait entièrement soumis au pouvoir que la fleur détenait sur ses ailes; mais voilà que le corps fragile, en de douces secousses vers le côté, se dérobait pour ombrager avec une même immobilité une autre fleur et avec une même soudaineté la laisser sans l'avoir touchée. Quand ainsi une vanesse ou un sphinx du troène, que j'aurais pu tout tranquillement devancer, se jouait de moi par ses hésitations, son va-et-vient, son alentissement, j'aurais désiré me dissoudre en lumière et en air rien que pour pouvoir, inaperçu, m'approcher de la proie et la maîtriser. Et le désir s'accomplissait en ceci que chaque battement ou bercement des ailes dont j'étais fasciné me touchait d'un souffle ou d'un frisson. Il commençait à s'établir entre nous la vieille loi de la vénerie: d'autant plus je me conformais de toutes mes fibres à l'animal et d'autant plus je devenais papillonnesque en moi-même, d'autant plus ce papillon revêtait la couleur de la décision humaine et enfin c'était comme si le capturer était le prix auquel je pouvais récupérer mon être

humain. Mais quand c'était achevé, cela devenait un chemin laborieux jusqu'à ce que, en venant du lieu de ma fortune, j'eusse atteint le camp où de l'éther, de la ouate, des épingles avec des têtes coloriées et des pinces, se faisaient voir dans la boîte aux papillons. Et comment demeurait la région que j'avais parcourue! Des herbes avaient été foulées, des fleurs piétinées; le pourchassant lui-même avait fait bon marché de son propre corps en le jetant après son filet; et au-dessus de tant de destruction, de balourdise et de violence, se tenait, tremblant et quand même plein de grâce, dans un repli du filet, le papillon effrayé. Sur ce chemin laborieux l'esprit de celui qui était voué à la mort entrait dans le chasseur. La langue étrangère au moyen de laquelle le papillon et les fleurs s'étaient entendus, à présent il en avait obtenu quelques lois. Son envie de meurtre avait d'autant diminué que sa confiance avait grandi. L'air dans lequel ce papillon se berçait jadis est aujourd'hui tout imbu d'un mot qui depuis des dizaines d'années n'est jamais venu à mes oreilles ni à mes lèvres. Il a gardé l'insondable avec lequel les noms de l'enfance se présentent à l'adulte. Avoir longtemps été tus les a transfigurés. Ainsi tremble à travers l'air plein de papillons le mot «Brauhausberg».[1] Sur le Brauhausberg près de Potsdam nous allions en villégiature. Mais le nom a perdu toute lourdeur, ne contient plus rien du tout d'un Brauhaus et demeure à la rigueur une montagne embuée de bleu qui, l'été, se haussait pour nous recevoir, moi et mes parents. Et c'est pourquoi le Potsdam de mon enfance se situe dans un air si bleu comme si ces morios, ces vulcains, ces paons de jour et ces aurores étaient semés sur un des émaux luisants de Limoges sur lesquels les créneaux et les murs de Jérusalem se détachent d'un fond bleu foncé.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2079–2081

1 *Montagne de la fabrique de bière [littéralement: brasserie]*

305–438 Denkbilder

307–316 Neapel

Aus Capri, wo sich Benjamin 1924 mehrere Monate aufhielt, berichtete er am 16. 9. 1924 Scholem: *Am gleichen Tage sah ich Salerno. Zum zweiten Male Pompeji und zum zwanzigsten vielleicht Neapel, über das ich viel Material, merkwürdige und wichtige Beobachtungen, gesammelt habe, die ich vielleicht werde verarbeiten können.* (Briefe, 358) Kurz darauf schrieb Benjamin an Richard Weißbach: *Über Neapel bereite ich, als vorläufigen Ertrag der Reise, einen größeren Aufsatz vor.* (4. 10. 1924, an R. Weißbach) *Dann wird sowie ich die Reinschrift habe, lettisch, und vielleicht auch deutsch »Neapel« erscheinen,* heißt es am 12. 10. 1924 (Briefe, 362). Das Manuskript lag offenbar noch mehrere Monate bei der »Frankfurter Zeitung«; denn im Mai 1925 stellte Benjamin Scholem in Aussicht, er könne *in einigen Wochen von mir und einer Capreser Bekannten in der Frankfurter Zeitung einen Essay »Neapel« lesen, der im Satz ist* (Briefe, 380), wogegen im Juli *»Neapel« [...] noch immer nicht in der »Frankfurter Zeitung« erschienen* ist (Briefe, 394). Erst am 19. 8. 1925 wurde unter Asja Lacis' und Walter Benjamins Namen *Neapel* in der »Frankfurter Zeitung« veröffentlicht. – Während Adorno annahm, daß »schwer ein Zweifel daran sein kann, daß diese Arbeit ganz und gar das Produkt Benjamins war« (s. Theodor W. Adorno, Über Walter Benjamin, hg. von Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1970, 68), heißt es in Asja Lacis' Erinnerungen »Städte und Menschen«: »Benjamin sagte: Schreiben wir zusammen einen Artikel – ›Neapel‹. Den haben wir geschrieben.« (in: Sinn und Form 21 [1969], 1345)

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Zeitung, 19. 8. 1925 (Jg. 70, Nr. 613). – Als Autoren sind Walter Benjamin und Asja Lacis genannt.

LESART 307, 11 *dem*] konj. für *den* J

316–348 Moskau

Während seines Aufenthalts in Moskau, der vom 6. Dezember 1926 bis zum 1. Februar 1927 dauerte, schrieb Benjamin an Jula Radt: *An dem was ich sehe und höre, werde ich sehr lange zu arbeiten haben, bis es sich mir irgendwie formt. Die Gegenwart in diesen Verhältnissen – und sogar schon eine flüchtige – hat einen außerordentlichen Wert. Es ist alles im Bau oder Umbau und beinah jeder Augenblick stellt sehr kritische Fragen. Die Spannungen im öffentlichen Leben – die zum großen Teil einen*

geradezu theologischen Charakter haben – sind so groß, daß sie alles Private in unvorstellbarem Maße abriegeln. [...] Bewerten kann ich das alles nicht; im Grunde sind dies Verhältnisse, zu denen man mitten in ihnen Stellung nehmen kann und muß, dann vielleicht sogar in vielem eine ablehnende; von außen kann man sie nur beobachten. Und es ist völlig unabsehbar, was dabei in Rußland zunächst herauskommen wird. Vielleicht eine wirkliche sozialistische Gemeinschaft, vielleicht etwas ganz anderes. Der Kampf, der darüber entscheidet, ist ununterbrochen im Gange. Sachlich mit diesen Verhältnissen verbunden zu sein ist höchst fruchtbar – mich aus grundsätzlichen Erwägungen in sie hineinzustellen, ist mir nicht möglich. Wieweit ich aber sachliche Beziehungen zu den hiesigen Angelegenheiten bekomme, werde ich sehen. [...] Was ich [...] über meinen Aufenthalt hier etwa schreiben werde, weiß ich noch nicht. Ich werde Dir wahrscheinlich schon mitgeteilt haben, daß ich zunächste eine große Materialsammlung in Form eines Tagebuchs angelegt habe. (Briefe, 439 f.) – Offenbar als Schutz zumindest gegen oberflächliche Überprüfung und gegen Beschlagnahmung versuchte Benjamin später, wahrscheinlich in der Emigration, den ursprünglichen Titel des Manuskripts unleserlich zu machen; er ersetzte ihn durch *Spanische Reise.* Der ursprüngliche Titel läßt sich nicht sicher entziffern, er scheint *Moskauer Tagebuch* geheißen zu haben. Dieses Manuskript befindet sich im Benjamin-Archiv unter der Signatur Ms 1241–1268 und wird in Band 6 der Gesammelten Schriften veröffentlicht. – Anfang Februar 1927 kehrte Benjamin nach Berlin zurück; in einem Brief an Hofmannsthal berichtete er später: *In den berliner Wochen, die folgten, war meine Arbeit im wesentlichen, dem Tagebuch, das ich zum ersten Male seit fünfzehn Jahren und sehr ins Einzelne auf dieser Reise geführt habe, die Dinge zu entnehmen, die der Mitteilung fähig sind.* (Briefe, 444 f.) Aus den Tagebuchaufzeichnungen stellte Benjamin einen *Artikel über Moskau* (Briefe, 441) zusammen, den offenbar Martin Buber für die Zeitschrift »Die Kreatur« in Auftrag gegeben hatte (s. Briefe, 442). An Scholem schrieb Benjamin am 23. 2. 1927: *Gewisse Einzelheiten, die sich nicht durch mich bestimmen ließen, wirkten zeitweise ungünstig auf meine Aktionsmöglichkeiten in Moskau ein, so daß ich nicht so viel herumgekommen bin, wie ich es gewünscht hätte. Aber zwei Monate, in denen ich so oder so in und mit der Stadt mich herumschlagen mußte, haben mir, wie ich von hier aus und in Unterhaltungen mit hiesigen Leuten sehr bald festgestellt habe, doch Dinge gegeben, zu denen ich auf anderm Wege kaum gekommen wäre. Möglich, daß es mir gelingt (aber ich weiß es nicht) einiges davon für so avertierte Leser wie Dich in den Notizen über Moskau transparent zu machen, an denen ich augenblicklich arbeite.* (Briefe, 441) Vom gleichen Tag datiert ein Brief an Buber, in dem Benjamin die Intention seines Artikels über Moskau pro-

grammatisch umreißt: *Eines kann ich Ihnen aufs Bestimmteste zusagen – das Negative: alle Theorie wird meiner Darstellung fernbleiben. Das Kreatürliche gerade dadurch sprechen zu lassen, wird mir, wie ich hoffe, gelingen: soweit mir eben gelungen ist, diese sehr neue, befremdende Sprache, die laut durch die Schallmaske einer ganz veränderten Umwelt ertönt, aufzufassen und festzuhalten. Ich will eine Darstellung der Stadt Moskau in diesem Augenblick geben, in der »alles Faktische schon Theorie« ist und die sich damit aller deduktiven Abstraktion, aller Prognostik, ja in gewissen Grenzen auch allen Urteils enthält, welche sämtlich meiner unumstößlichen Überzeugung nach in diesem Fall durchaus nicht von »geistigen« Daten sondern allein von wirtschaftlichen Fakten aus gegeben werden können, über die selbst in Rußland nur die wenigsten einen genügend großen Überblick haben. Moskau, wie es jetzt, im Augenblick sich darstellt, läßt schematisch verkürzt alle Möglichkeiten erkennen: vor allem die des Scheiterns und des Gelingens der Revolution. In beiden Fällen aber wird es etwas Unabsehbares geben, dessen Bild von aller programmatischen Zukunftsmalerei weit unterschieden sein wird und das zeichnet sich heute in den Menschen und ihrer Umwelt hart und deutlich ab.* (Briefe, 442 f.) In einem Schreiben vom 5. 6. 1927 teilte Benjamin Hugo von Hofmannsthal mit: *[Mein] Versuch einer Beschreibung dieses Aufenthaltes [...] ist [...], trotzdem er in den Fahnen längst vorliegt, noch nicht erschienen. Dort habe ich es unternommen, diejenigen konkreten Lebenserscheinungen, die mich am tiefsten betroffen haben, so wie sie sind und ohne theoretische Exkurse, wenn auch nicht ohne innere Stellungnahme, aufzuzeigen. Natürlich ließ die Unkenntnis der Sprache mich über eine gewisse schmale Schicht nicht hinausdringen. Ich habe aber, mehr noch als an das Optische mich an die rhythmische Erfahrung fixiert, an die Zeit, in der die Menschen dort leben und in der ein ursprünglicher russischer Duktus mit dem neuen der Revolution sich zu einem Ganzen durchdringt, das ich westeuropäischen Maßen noch weit inkommensurabler fand als ich erwartet hatte.* (Briefe, 443 f.) Nachdem *Moskau* erschienen war, heißt es in einem Brief an Buber vom 26. 7. 1927: *»Moskau« hätte jene persönlicheren Akzente, von denen Ihr letzter Brief spricht, deutlicher angenommen, wenn ich das, was vor, während und nach diesem Aufenthalt mich bewegte, vor ihn [Florens Christian Rang] hätte bringen können. Dennoch ist es hoffentlich einigen Lesern deutlich geworden, daß diese »optischen« Schilderungen in ein Gedankengradnetz eingetragen sind.* (Briefe, 447) – Noch bevor *Moskau* in der »Kreatur« erschienen war, brachte am 7. 6. 1927 die »Humanité« unter dem Titel *Le développement actuel de la jeunesse prolétarienne* eine französische Übersetzung einiger Passagen des vierten Abschnitts von *Moskau*. Aus einem fragmentarischen Briefentwurf Benjamins geht hervor, daß er die Ab-

sicht hatte, einen oder mehrere weitere Auszüge aus *Moskau* in der »Humanité« zu veröffentlichen (s. Benjamin-Archiv, Ms 1286 v), doch wurde dieser Plan nicht verwirklicht.

ÜBERLIEFERUNG
J Die Kreatur 2 (1927), 71–101 (Heft 1).

Die Schreibweise russischer Namen und Begriffe, die in J keiner einheitlichen Transliteration folgt, wurde in der Regel beibehalten. Eingegriffen wurde jedoch dort, wo die Transliteration in J entschieden von der russischen Aussprache abweicht. Gegenüber J wurde in der vorliegenden Ausgabe in folgenden Fällen die Schreibweise korrigiert: *Komsomolzen* statt *Komsomolsen* (322, 11), *Pilnjak* statt *Pilnak* (326, 25 und 337, 29), *Kusnetzky Most* statt *Kosnetzky Most* (329, 25) und *Orushnaja Palata* statt *Orushaja Palata* (348, 31). Ferner wurden ein falscher Numerus und ein falscher Kasus richtiggestellt; es heißt hier: *Besprisornye* statt *Besprisorny* (322, 19) und *Strastnajaplatz* statt *Straßnojplatz* (333, 9).

NACHWEIS 326, 25 *Novelle*] Benjamin bezieht sich hier auf Pilnjaks »Geschichte vom nichtausgelöschten Mond«; s. Boris Pilnjak, Povest' o nepogašennoj lune, Sofia 1927. Von dieser *Schlüsselnovelle, die den Fall Frunse behandelt, der angeblich gegen seinen Willen und auf Stalins Befehl sei operiert worden,* erfuhr Benjamin durch Bernhard Reich (s. Benjamin-Archiv, Ms 1241).

349–352 Der Weg zum Erfolg in dreizehn Thesen

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 22. 9. 1928 (Jg. 73, Nr. 710).
M *Thesen über Erfolg,* Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 6 f.
Druckvorlage: J
LESART 350, 5 *Nachruhm*] konj. für *Nachruf* J

353–355 Weimar

Am 2. 6. 1928 schrieb Benjamin aus Frankfurt a. M. an Scholem: *Auf der Rückreise [nach Berlin] werde ich wohl in Weimar Station machen und mir zum Gedeihen meines Enzyklopädie-Artikels wiedereinmal die Goethiana, die ich länger als zehn Jahre nicht sah, vergegenwärtigen.* (Briefe, 475) Bei dem genannten Artikel handelt es sich um den Goethe-Artikel der Großen Sowjet-Enzyklopädie, mit dessen Umarbeitung

Benjamin sich damals befaßte (s. Bd. 2). Wiederum Scholem teilte er am 18. 6. 1928 mit: *Nach der Rückkehr von Weimar habe ich ein ganz kleines »Weimar« geschrieben, das Du hoffentlich bald und zwar anderswo als in der »Literarischen Welt« zu sehen bekommst.* (Briefe, 476 f.) Nach der Veröffentlichung des Textes sprach Benjamin davon, daß *Weimar [...] die dem Sowjetstaate abgewandte Seite meines Janushauptes aufs lieblichste vorstellt* (Briefe, 489). In einem Brief an Hofmannsthal erklärte er: *»Weimar« ist ein Nebenprodukt meines »Goethe« für die Russische Enzyklopädie. [...] Vor einem Jahr bin ich in Weimar gewesen. Der Eindruck ist an einigen Stellen der Arbeit zugute gekommen, um derentwillen der Aufenthalt gedacht war. Die Essenz aber suchte ich, unbeschwert vom Zusammenhang einer Darstellung, auf diesen beiden Seiten festzuhalten. Zu ihnen ist »Marseille«* [s. 359–364] *ein Gegenstück.* (Briefe, 496)

ÜBERLIEFERUNG

J[1BA] Neue Schweizer Rundschau 21 (1928), 751 f. (Heft 10, Oktober 1928); Benjamin-Archiv, Dr 372.
J[2] Die literarische Welt, 1. 4. 1932 (Jg. 8, Nr. 14), 3.
M Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 1.
Druckvorlage: J[2]

355–356 Zwei Träume

Ignaz Ježower veröffentlichte 1928 eine Sammlung von Träumen verschiedener Autoren, die zehn Träume Benjamins enthielt. Sechs dieser Texte veröffentlichte Benjamin im selben Jahr in der *Einbahnstraße: Mexikanische Botschaft, Tiefbau-Arbeiten, Nr. 113 (Speisesaal* und *Vestibül), Uhren und Goldwaren* (Auszug) und *Wegen Umbau geschlossen!* (s. 91, 101, 87, 118 f., 133) Zwei weitere Träume, *Der Seher* und *Der Verschwiegene*, finden sich in Benjamins Traumsammlung *Selbstbildnisse des Träumenden*, die als Typoskript vorhanden ist. Da beide Texte in der Typoskriptfassung handschriftliche Korrekturen aufweisen, die in a nicht berücksichtigt sind, werden sie in *Selbstbildnisse des Träumenden* wiedergegeben. (s. 421 f., 423 f.) Allein die beiden Träume aus Ježowers Sammlung, die Benjamin in keinen anderen Text aufnahm, werden unter dem vom Herausgeber hinzugefügten Titel »Zwei Träume« hier abgedruckt.

ÜBERLIEFERUNG

a Ignaz Ježower, Das Buch der Träume, Berlin 1928, 268–272. (Das bist du. Träume zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller. Träume 520–529). – Enthält *Im Traum – es sind nun schon ..., Der Seher,*

Der Verschwiegene, Mexikanische Botschaft, Tiefbau-Arbeiten, Nr. 113 (*Speisesaal* und *Vestibül*), *Uhren und Goldwaren* (Auszug), *Wegen Umbau geschlossen!* und *Ich träumte von einer Schülerrevolte* ... Die Träume tragen in a keine Titel.

356–359 PARIS, DIE STADT IM SPIEGEL

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] Vogue, 30. 1. 1929, 27; Benjamin-Archiv, Dr 380f. – Der Abdruck erschien anonym. Benjamins Handexemplar trägt den Vermerk: *Die Originalfassung dieses, hier entstellten, Artikels siehe bei den ungedruckten Papieren.* Das Original ist verschollen.

NACHWEISE 356, 19.20 *»Vermählte auf dem Eiffelturme«*] s. Jean Cocteau, Les Mariés de la Tour Eiffel, Paris 1923 (Theaterstück). – 356, 20.21 *»Gebet auf dem Eiffelturm«*] s. Jean Giraudoux, La prière sur la tour Eiffel, Paris 1923. Wiederabgedruckt als sechstes Kapitel in Giraudoux' Roman »Juliette au pays des hommes«, Paris 1924. – 356, 23 *»Das Phantom der Oper«*] s. Gaston Leroux, Le Fantôme de l'Opéra, Paris 1910. – 356, 25 *»Grab des unbekannten Soldaten«*] s. Paul Raynal, Le Tombeau sous l'Arc de Triomphe, Paris 1924. – 357, 33 *Lefeuve*] s. Charles Lefeuve, Les anciennes Maisons de Paris, Paris 1857–1859. – 358, 8 *Nguyen-Trong-Hiêp*] s. Nguyen-Trong-Hiêp, Paris capitale de la France, Recueil de vers, Hanoi 1897. – 358, 11 *»Catherine-Paris«*] s. Marthe Bibesco, Catherine-Paris, Paris 1927. Die deutsche Übersetzung dieses Buches besprach Benjamin in der Kritik *Paris als Göttin* (s. Bd. 3, 139–142). – 358, 18 *Mario von Bucovich*] s. Mario von Bucovich, Paris, Geleitwort von Paul Morand, Berlin 1928.

359–364 MARSEILLE

Am 30. 10. 1928 rechnete Benjamin *Marseille (eine ganz kurze Skizzenreihe)* unter diejenigen seiner Arbeiten, die *in letzter Zeit fertig geworden* sind (s. Briefe, 482). Eine letzte Durchsicht war offenbar Mitte Januar 1929 abgeschlossen, als er Max Rychner *die editio ne varietur* seines *kleinen Flugblattes* sandte (s. Briefe, 485). In einem Brief an Scholem verglich er *Marseille* mit dem in der »Neuen Schweizer Rundschau« erschienenen Text *Weimar* und erklärte, er möchte es *um dieser Korrespondenz willen an gleicher Stelle erscheinen sehen* (Briefe, 489). Zu *Weimar* – heißt es in einem Brief an Hofmannsthal – *ist »Marseille« ein Gegenstück. Schwach wahrscheinlich, mir aber aus dem höchst unmaßgeblichen Grunde lieb, weil ich mit keiner Stadt so gekämpft habe. Ihr einen Satz abzuringen, könnte man sagen, ist schwerer als aus Rom ein Buch herauszuholen.* (Briefe, 496)

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Neue Schweizer Rundschau 22 (1929), 291–295 (Heft 4, April 1929); Benjamin-Archiv, Dr 377–379.
LESARTEN 362, 7 *wenn ihn nicht ein Zufall*] handschriftlich neben der Zeile *und schließlich hatte mich der Zufall* – 362, 8 *führt*] im Sinne der Variante zu 362, 7 hieße es hier *geführt* – 362, 16 *speisen?*] handschriftlich neben der Zeile *Etwas von der Trauer...*
NACHWEISE 361 Den Text *Kathedrale* übernahm Benjamin fast unverändert aus der *Einbahnstraße*. (s. 123 f.) – 363, 32–364, 12.13 *Es* bis *zusammenballt*] Diese Sätze finden sich in *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* weitgehend wörtlich wieder. (s. 730, 33–731, 10)

364–366 SAN GIMIGNANO

Die Konzeption zu diesem Text geht auf Benjamins Aufenthalt in San Gimignano, Ende Juli 1929, zurück (s. Briefe, 499).

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 23. 8. 1929 (Jg. 74, Nr. 625).
NACHWEIS 365, 32 *Stern«*] s. Goethe, Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, Bd. 2, Stuttgart, Berlin 1906, 230 (Dem aufgehenden Vollmonde): »Blickt dein Rand herauf als Stern!«

366–368 KARL WOLFSKEHL ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 17. 9. 1929.
LESART 367, 18 *sie*] konj. für *er*
NACHWEISE 367, 8 *eifer.*] Beginn des Gedichts von Lenau »Schläfrig hangen die sonnenmüden Blätter...«, in: Deutsche Dichtung, hg. von Stefan George und Karl Wolfskehl, Bd. 3, Das Jahrhundert Goethes, 2. Aufl. (erste öffentliche Ausgabe), Berlin 1910, 142 f. – 367, 35 *»Lebensluft«, »Die Neue Stoa«*] Diese beiden Betrachtungen erschienen in der »Frankfurter Zeitung« vom 14. 9. 1929 und 11. 8. 1929.

368–373 KURZE SCHATTEN I

Benjamin sandte Max Rychner, dem Redakteur der »Neuen Schweizer Rundschau«, ein Exemplar der *Kurzen Schatten*, das offenbar zehn Texte umfaßte. Rychner schlug vor, das Stück *Schönes Entsetzen* wegzulassen, worauf ihm Benjamin am 7. 6. 1929 antwortete: *Gerade im Zusammenhange dieser Noten lege ich keinen entscheidenden Wert auf*

das »Schöne Entsetzen« – so lieb es mir wegen des Erlebten ist, aus dem es hervorgeht. Damit wir aber nicht unbescheidenerweise die musische Neunzahl für diese Schatten anrufen, sende ich Ihnen für die nun freiwerdende Stelle hier eine neue und wir bleiben bei zehn. (Briefe, 495) Welches das Stück war, das Benjamin gegen *Schönes Entsetzen* austauschen wollte, ist so wenig bekannt wie der Grund, aus dem die Druckfassung von *Kurze Schatten* allein acht Texte umfaßt. *Schönes Entsetzen* veröffentlichte Benjamin 1934 in der Zürcher Zeitschrift »Der öffentliche Dienst«. (s. 434 f.)

ÜBERLIEFERUNG

J *Kurze Schatten.* Neue Schweizer Rundschau 22 (1929) 859–863 (Heft 11, November 1929).

T[1] *Kurze Schatten,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen und Zusätzen; Benjamin-Archiv, Ts 1633–1640. – Ein ursprünglicher Titel *Siebensachen* ist gestrichen und handschriftlich durch *Kurze Schatten* ersetzt. Das als *Handexemplar* gekennzeichnete Typoskript enthält *Platonische Liebe, Einmal ist keinmal, Armut hat immer das Nachsehen, Schönes Entsetzen, Pläne verschweigen, Woran einer seine Stärke erkennt* und *Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt*; sowie als handschriftliche Zusätze *Kurze Schatten* und *Zu nahe.*

T[2] *Zu nahe,* Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1641.

T[3] *Kurze Schatten,* Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1660. – Enthält allein den Einzeltext gleichen Titels.

T[4] *Kurze Schatten,* Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1661. – Enthält allein den Einzeltext gleichen Titels.

M[1] *Wenige Arten des Aberglaubens...,* Niederschrift zu *Pläne verschweigen*; Benjamin-Archiv, Ms 736.

M[2] *Über die Faszination, die unser Horoskop...,* Niederschrift zu *Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt*; Benjamin-Archiv, Ms 722.

M[3] *Wer mit Magie, ...,* Niederschrift zu *Vom Glauben an die Dinge, die man uns weissagt*; Benjamin-Archiv, Ms 650.

M[4] *Zu nah,* Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 742.

M[5] *Einmal ist keinmal,* Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 728.

Druckvorlage: J

LESARTEN 370, 10.11 *Da stand ich, aber*] *Aber* T[1] – 370, 12 *hohe*] fehlt in T[1] – 370, 17 *Das macht: im*] *Im* T[1] – 370, 18 *unerhörte*] *namenlose* T[1] – 370, 19 *hatte,*] *hatte, das* T[1] – 370, 21 *überschritten hat*] *überschritt* T[1] – 370, 23 *ist*] *wird* T[1] – 372, 22 *wollen*] in T[1] undeutlich, möglicherweise *sollen* – 372, 30 *es*] in T[1] undeutlich, möglicherweise *er*

NACHWEISE 371, 19 *ist.«*] Giacomo Leopardi, Gedanken (Pensieri),

deutsch von Richard Peters, Hamburg-Bergedorf 1928, 76. – 373, 15–18 *eine* bis *ist.*] s. Johannes V. Jensen, Exotische Novellen, Berlin 1919, 75 f.: »Und doch gab es einen einzigen Augenblick, während dessen sie zögerten, eine von jenen lautlosen Schicksalspausen, denen man erst später anmerkt, daß sie den Keim zu einem ganz anderen Lebensverlauf enthalten haben als dem, der uns zuteil geworden ist.«

Im folgenden wird M^3 vollständig wiedergegeben:

Wer mit Magie, mit den okkulten Phänomen[en] und Verwandtem als rechtschaffen denkender Mensch sich abgibt, muß bald dahinter kommen, daß jedes Wunder zwei Seiten hat: eine an dem, der es tut und eine an dem, der's hinnimmt. Hat er aber erst einmal soviel verstanden, so wird er auch bald bemerken, wie oft am Wunder die zweite Seite interessanter ist als die erste, ja eigentlich das Geheimnis der ersten in sich einschließt. Denn sie erklärt den Ausnahmefall – das Wunder – das wir uns gegenüber haben, rational, durch einen Vorgang in uns, der normal und doch ein echteres, intensiveres Wunder ist als das da draußen.
Nie werden wir die Versuchung, unsere Uhr zu ziehen und nach dem Sonnenstande auf dem Bilde vor uns sie zu richten, vor einem Gemälde von Tizian oder Manet verspüren. Aber bei Bildern in Kinderbüchern, bei Malereien von Utrillo kann uns das nicht geschehen. Das hieße, wir fänden uns in die Situation hinein wie in eine gewohnte; verglichen auch eigentlich weniger den Sonnenstand hier auf dem Bild mit der Uhr als mittelst der Uhr diesen mit einem früheren.
Das déjà vu wird vom pathologischen Ausnahmefall, den es im zivilisierten Leben darstellt, zu einer magischen Fähigkeit, weil es im Tiefsten ja durchaus etwas anderes ist als die intellektuelle Erkenntnis, es sei die neue Situation die gleiche wie die alte. Näher würde schon kommen: im Grunde die alte. Aber auch das ist irrig. Denn die Situation wird überhaupt nicht als von einem Außenstehenden erlebt; sie hat sich uns übergestülpt; wir haben uns in sie gehüllt. Wie immer man es auch faßt: es kommt auf die Urtatsache der Maske hinaus. So öffnet denn die Chiromantie, der Astrolog, die Kartenlegerin mit allen ihren Bildern und Formeln uns ein unendliches Arsenal von Masken – Masken unseres Schicksals – mit denen wir aus unbewußt durchlebten, hier aber endlich wieder eingebrachten Momenten und Situationen heraussehen.
Nur der verarmte, verödete Mensch kennt keine andere Art sich zu verwandeln als die Verstellung. Verstellung sucht das Arsenal der Masken in uns selber. Wir aber sind zumeist sehr arm daran. In Wahrheit ist die Welt voller Masken; wir ahnen nicht, in welchem Grade heut und von jeher die unscheinbarsten Möbel es sind. In der Maske sieht der Mensch aus der Situation heraus und bildet in ihrem Innern seine Figuren. Diese Maske uns darzureichen und den Raum, die Figur unseres Schicksals in

ihrem Innern zu bilden, das ist es, womit die Wahrsager uns entgegenkommen.
Die Faszination, die von Horoskopen, graphologischen Analysen und ähnlichen Dokumenten ausgeht, beruht auf zweierlei Umständen. Den ersten, sozusagen formalen, betreffend gilt es sich klar zu machen, wie unvergleichlich jede Situation auf uns wirkt, in der unser Name in einen größeren, außerprivaten Zusammenhang tritt. Der sei nun ein amtlicher, offizieller oder der einer literarischen oder künstlerischen Publizität – der Eigenname wird sogleich für seinen Träger zu einem der erregendsten Phänomene, die es gibt. Die tiefen Veränderungen, die z.B. der eigne Ruhm in [an?] dem Menschen hervorbringt, soll man nicht nur auf Eitelkeit schieben sondern auf die magische Exponierung des Namens. Nun ist dessen Exponierung in einem Text, noch ganz abgesehen von seiner Aussage, eine der stärksten Einwirkungen, die auf dessen Träger sich denken lassen.
Wesentliches Argument: das Schicksal darf keinen Vorbereiteten treffen.

374–381 Essen

ÜBERLIEFERUNG
J[1BA] Frankfurter Zeitung, 29. 5. 1930 (Jg. 74, Nr. 396); Benjamin-Archiv, Dr 401.
J[2] *Maulbeer-Omelette* (Teilabdruck aus *Essen*), Neue Leipziger Zeitung, 8. 6. 1930.
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1676–1684.
M Niederschrift der Teile *Borscht, Maulbeer-Omelette, Café crème* und Teilniederschrift von *Falerner und Stockfisch*; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 96 f.
Druckvorlage: J[1BA]
LESARTEN 376, 22 *Via Arenula*] in J[1BA] handschriftlich korrigiert aus *Via Correna* – 378, 4 *schmutzigen*] in J[1BA] handschriftlich hinzugefügt – 379, 9 *spitzige*] konj. für *spritzige* – 380, 2–4 *Diese* bis *wollen.*] fehlt in J[2] – 380, 7 *mir*] in T handschriftlich korrigiert aus *mir nun*; in allen anderen Fassungen heißt es *mir nun* – 380, 30 *nur den Henker*] *den Henker nur* J[2]

381–383 Kriminalromane, auf Reisen

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, 1. 6. 1930 (Jg. 63, Nr. 404); Benjamin-Archiv, Dr 532.

M *Reiselektüre gefällig?* Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 99.
Druckvorlage: J[BA]
LESART 382, 31 *Dasein*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *Schicksal*
NACHWEISE 382, 9 *»Phantom der Oper«*] s. Gaston Leroux, Le Fantôme de l'Opéra, Paris 1910. – 382, 10 *»Parfum der Dame in Schwarz«*] s. Gaston Leroux, Le Parfum de la dame en noir, Paris 1907.

383–387 Nordische See

Die Abfassung des *Zyklus »Nordische See«* war am 15.8.1930 abgeschlossen (s. Briefe, 515).

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Frankfurter Zeitung, 18.9.1930 (Jg. 75, Nr. 695); Benjamin-Archiv, Dr 403.
M Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 674, 11–14.
Druckvorlage: J[BA]
LESARTEN 383, 12.13 *Sabinergebirge. Und*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *Sabinergebirge, und* – 383, 14 *glatt, und*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *glatt. Und* – 384, 12 *allem*] M; *allen* J[BA] – 385, 28 *Jahrtausenden*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *Jahrhunderten* – 387, 7 *Volle*] M; *Voll* J[BA] – 387, 25 *Fahrt*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *Pfad* – 387, 29 *aufbegehrend –*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *aufbegehrend,*

388–396 Ich packe meine Bibliothek aus

Das nicht mehr vorhandene Manuskript von *Ich packe meine Bibliothek aus* enthielt möglicherweise eine Fortsetzung dieses Textes, sicher aber einige weitere Sätze. Diese Sätze wurden versehentlich in der »Literarischen Welt« mit abgedruckt. In einem Brief an Adorno äußerte sich Benjamin hierüber: *Da wir schon bei meinen Sachen sind, kann ich nicht umhin, Ihnen zu melden, daß in meinem Aufsatz [...] monströserweise ein gestrichener Teil des Manuscripts – infolge eines Drucker-Irrtums – den Schluß bildet. Der Aufsatz endet mit dem Worte »billig«. Eine Berichtigung erscheint in der nächsten Nummer.* (25.7.1931, an Th. W. Adorno) In der »Literarischen Welt« vom 31.7.1931 (Jg. 7, Nr. 31, S. 8) erschien folgende »Redaktionelle Bemerkung«: »Durch technische Umstände kam die Korrektur des Schlusses von Walter Benjamins Aufsatz ›Ich packe meine Bibliothek aus‹ (Nr. 30) zu spät in den Besitz der Druckerei. Daher erwies es sich in einem Teil der Auflage als unmög-

lich, einige Druckfehler (Chagrin statt chagrain [sic] u. a.), vor allem aber ein Versehen im letzten Absatz zu berichtigen. Der Aufsatz hat zu schließen mit den Worten: ›... und nun verschwindet er drinnen, wie recht und billig.‹ Was folgt, ist ein gestrichener Teil des Manuskripts, der durch einen bedauerlichen Irrtum an diese Stelle gelangt ist. Red.« Gerhard Seidel druckt in seiner Edition des Textes (s. Walter Benjamin, Lesezeichen. Schriften zur deutschsprachigen Literatur, hg. von Gerhard Seidel, Leipzig 1970, 19) nicht nur die gegen Benjamins Willen in der »Literarischen Welt« abgedruckten Sätze – die allein im Lesartenverzeichnis ihren Ort haben – ›monströserweise‹ noch einmal ab, er führt auch die Tatsache, daß in der Ausgabe der »Schriften« Benjamins von 1955 jene Sätze fehlen, der Text also Benjamins Willen entspricht, als Beispiel dafür an, daß »editorische Eingriffe vorgenommen wurden, die schlechthin als Fälschungen bezeichnet werden müssen« (G. Seidel, a.a.O., 7f.).

ÜBERLIEFERUNG
J^BA Die literarische Welt, 17.7.1931 (Jg. 7, Nr. 29), 3–5; 24.7.1931 (Jg. 7, Nr. 30), 7f.; Benjamin-Archiv, Dr 404–407.

LESARTEN **392, 26** *vom Sammler*] handschriftlich korrigiert aus *vom echten Sammler* – **392, 39–393, 1** *es, wie in den*] handschriftlich korrigiert aus *es wie in dem* – **393, 2** *Sklavin,*] handschriftlich korrigiert aus *Sklavin* – **396, 23** *billig.*] Die folgenden Sätze sind in J^BA handschriftlich gestrichen: *Glück des Sammlers, Glück des Einsamen. Ist nicht das die Beseligung, die über den Erinnerungen waltet, daß wir in ihnen mit dem Dasein allein sind, das sich stillschweigend um uns anordnet und daß selbst die Menschen, die darin auftauchen, dies zuverlässige, bündnishafte Schweigen annehmen. Der Sammler stillt sein Schicksal...*

NACHWEISE **391, 16** *»Blauen Reiter«*] s. Der blaue Reiter, hg. von Wassily Kandinsky und Franz Marc, München 1912. – **391, 16.17** *»Sage von Tanaquil«*] s. Johann Jacob Bachofen, Die Sage von Tanaquil, Heidelberg 1870. – **392, 4** *Fabelbuch*] s. Albert Ludwig Grimm, Fabel-Bibliothek für Kinder, oder die auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit, 3 Bde., Frankfurt, Grimma 1827. – **392, 11.12** *»Linas Mährchenbuch«*] s. Albert Ludwig Grimm, Linas Mährchenbuch, eine Weihnachtsgabe, Frankfurt, Grimma 1816.

396–398 Der destruktive Charakter

In einem Brief Benjamins an Scholem heißt es: *Mein nächster Umgang ist seit ungefähr einem Jahr Gustav Glück, Direktor der Auslandsabteilung der Reichskreditgesellschaft, von dem Du eine Art Porträt-*

abriß – cum grano salis zu verstehen – in dem »Destruktiven Charakter« findest, den ich Dir übersandte. (Briefe, 542)

ÜBERLIEFERUNG

J^BA Frankfurter Zeitung, 20. 11. 1931 (Jg. 76, Nr. 863/4); Benjamin-Archiv, Dr 419 a.

M *Notizen über den »destruktiven Charakter«*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 674, 19–21.

Druckvorlage: J^BA

LESART 397, 1 *heiter*] in J^BA handschriftlich neben der Zeile *gut aufgelegt*

Im folgenden wird M vollständig wiedergegeben.

Notizen über den »destruktiven Charakter«

Es könnte einem geschehen, daß er, beim Rückblick auf sein Leben zu der Erkenntnis käme, fast alle tieferen Bindungen, die er in diesem Leben erlitten habe, seien von Menschen ausgegangen, über deren »destruktiven Charakter« alle Leute sich einig waren. Er würde eines Tages, vielleicht zufällig, auf diese Tatsachen stoßen, und je härter der Chock ist, der ihm so versetzt wird, desto größer sind damit seine Chancen für eine Darstellung des destruktiven Charakters.

Räumen – unter diesem Kennwort könnte anschaulich die Aktion des destruktiven Charakters dargestellt werden. Schaffe Platz! ist das Kommandowort nach dem der destruktive Charakter sein Handeln einrichtet. Es wird sich schon einer finden, der ihn braucht, ohne ihn [einzunehmen]. Denn der destruktive Charakter zerstört nicht um seiner selbst willen: er ist Mandatar.

Dieser destruktive Charakter ist kein Thersites[, er] ist jung und heiter. Vielmehr gibt es von ihm ein Gegenbild von geradezu apollinischer Schönheit: voller Jugend und Heiterkeit. Denn Zerstören verjüngt, weil es die Zeugen unseres eignen Alters aus dem Weg räumt, es heitert auf, weil jedes Wegschaffen dem Zerstörenden eine Aufklärung eine vollkommene Reduktion wenn nicht Radizierung des eignen Zustands bedeutet. Zu solchem apollinischen Zerstörerbilde führt erst recht die Einsicht, wie ungeheuer sich die Welt vereinfacht, wenn sie auf ihre Zerstörungswürdigkeit geprüft wird. Die ist das große Band, das alles Bestehende einträchtig umschlingt. Das ist ein Anblick, der dem destruktiven Charakter lieb und tröstlich erscheint. (Demgegenüber der Aufbauende: tagtäglich werden seine Daseinsbedingungen schwieriger, bedingter und bedingter wird sein Wirken, sein Gleichgewicht, das ohnehin nicht das stabile des destruktiven Charakters sondern das labile des schöpferischen ist, immer gefährdeter.)

Der destruktive Charakter ist immer frisch bei der Arbeit. Die Natur

ist [es], die ihm das Tempo vorschreibt, indirekt wenigstens: denn er muß ihr zuvorkommen. Sonst wird sie selber die Zerstörung übernehmen.
Dem destruktiven Charakter schwebt kein Bild vor. Er hat wenig Bedürfnisse und das wäre sein geringstes: zu wissen, was an Stelle des Zerstörten tritt. Zunächst, für einen Augenblick zumindest der leere Raum: der Platz, wo das Ding gestanden, der Mann gelebt hat. Es wird sich schon einer finden, der ihn braucht ohne ihn einzunehmen.
Der destruktive Charakter hat nichts mit dem dekadenten und ebenso wenig mit dem dämonischen zu tun. Ihm kommt es nicht auf private Abenteuer an sondern nur auf die Gewißheit, daß er nicht einen Augenblick ohne geschichtlichen Auftrag lebt.
Der destruktive Charakter bringt sich nicht um. Warum? Da ist nichts aus dem Weg zu räumen. Er ist im Indifferenzpunkt: sein Dasein ist Schöpfung und sein Tun Zerstörung.
Der destruktive Charakter handelt in jeder Situation so als wenn es eine historische wäre.
So wie ein trigonometrisches Zeichen auf einem Gipfel von allen Seiten dem Winde so ist der destruktive Charakter – und seine Taten erst – von allen Seiten dem Gerede ausgesetzt. Dagegen ihn zu schützen ist sinnlos.
Einige machen die Dinge tradierbar (das sind vor allem die Sammler, konservative, konservierende Naturen), andere machen Situationen handlich, zitierbar sozusagen: das sind die destruktiven Charaktere.
Der destruktive Charakter ist gar nicht daran interessiert verstanden zu werden. Bemühungen in dieser Richtung betrachtet er als oberflächlich. Das Mißverstandenwerden kann ihm nichts anhaben. Im Gegenteil, er fordert es heraus wie die Orakel, diese destruktiven Staatseinrichtungen es herausgefordert haben. Das kleinbürgerlichste aller bürgerlichen Phänomene, der Klatsch, kommt nur zustande, weil die Leute nicht mißverstanden werden wollen. Der destruktive Charakter läßt sich mißverstehen; er fördert den Klatsch nicht.
Der destruktive Charakter ist der Feind des Etui-Menschen. Der Etui-Mensch sucht seine Bequemlichkeit und das Gehäuse ist ihr Inbegriff. Das Innere des Gehäuses ist die mit Sammet ausgeschlagne Spur, die er in die Welt gedrückt hat. Noch der schöpferische Mensch – jedenfalls der schöpferische Mensch unserer Tage – hat Anteil an der Bequemlichkeit solchen Daseins. Und daß er nicht beredet wird, daß er zumindesten als Schaffender und beim Prozeß des Schaffens privat bleibt, ist seine höchste Bequemlichkeit. Der zerstörende Akt ist immer ein öffentlicher. So wie der Schöpfer Einsamkeit sich sucht, muß der Zerstörende fortdauernd sich mit Leuten, mit Zeugen umgeben.
Nicht einen Augenblick ist der destruktive Charakter geneigt, nach

einem »Sinn« des Lebens zu forschen. Wenn er ihm für einen Augenblick Sinn geben könnte, und sei es auch nur den, der in der Zerstörung des zu Zerstörenden liegt, so ist ihm schon mehr geworden als er sich erhofft hat.
Der destruktive Charakter lebt nicht aus dem Gefühl, daß das Leben lebenswert sei sondern daß der Selbstmord die Mühe nicht lohnt.
Der destruktive Charakter hat das Bewußtsein des historischen Menschen, dessen Grundaffekt ein unbezwingliches Mißtrauen in den Gang der Dinge und die Bereitwilligkeit ist, mit der er jederzeit davon Notiz nimmt, daß alles schief gehen kann. Daher ist der destruktive Charakter die Zuverlässigkeit selbst.
Der destruktive Charakter sieht nichts Dauerndes. Aber eben darum sieht er überall Wege. Wo andere auf Mauern oder Gebirge stoßen, auch da sieht er einen Weg. Für ihn ist keine Situation ohne Ausweg, daher kommt Selbstmord nicht für ihn in Frage. Weil er aber überall einen Weg sieht, hat er auch überall aus dem Weg zu räumen. Nicht immer mit roher Gewalt, bisweilen mit veredelter. Weil er überall Wege sieht, steht er selber immer am Kreuzweg: kein Augenblick kann wissen, was der nächste bringt. Er legt das Mächtige in Trümmer, nicht um der Trümmer sondern um des Weges willen, der sich durch sie hindurchzieht.
Der destruktive Charakter glaubt niemals »die Wahl zu haben«. Er ist gewohnt, jedwede Situation nur nach dem Ausweg zu durchforschen, welchen sie ihm läßt. Er ist imstande, dem Leben jeden Augenblick es anzusehen, daß es »so nicht mehr weiter geht« – denn wirklich, im Innersten, Verborgnen geht es nicht so weiter sondern von einem Extrem ins andere.

398–400 Der enthüllte Osterhase oder Kleine Versteck-Lehre

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] *Der enthüllte Osterhase oder Kleine Ostereier-Versteck-Lehre*, Der Uhu, Berlin, April 1932 (Jg. 8, Nr. 7), 104 f.; Benjamin-Archiv, Dr 541 f. – Der Zusatz »Ostereier-« im Titel stammt von der Redaktion. Er ist in J[BA] handschriftlich eingeklammert und fehlt in Benjamins *Verzeichnis meiner gedruckten Arbeiten* (Benjamin-Archiv, Ms 1834–1843).

400–401 Ausgraben und Erinnern

ÜBERLIEFERUNG

M Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 929.

LESART 401, 5 *sondern*] konj. für *und*

NACHWEIS Eine sehr ähnlich lautende Passage findet sich in der *Berliner Chronik* (s. Bd. 6).

401 TRAUM

Die erste Niederschrift dieses Traumes stammt von Ende April 1932.

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1763.
M *Spanien 1932*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 672, Bl. 78–61. – Enthält u. a. *Ein Traum aus der ersten und zweiten Nacht meines Aufenthalts in Ibiza.*
Druckvorlage: T

LESARTEN 401, 10 *S...l...n's*] *Seligmans* M – 401, 28–32 *Diesem* bis *corridors.«*] fehlt in M

402–409 IBIZENKISCHE FOLGE

Im Frühjahr 1932 schrieb Benjamin aus Ibiza an Gretel Adorno, er habe sich *dabei überrascht, die Darstellungsform der Einbahnstraße für eine Anzahl von Gegenständen wieder aufzunehmen, die mit den wichtigsten dieses Buches zusammenhängen* (Briefe 552). Ob dieser Hinweis auf Benjamins Plan, Nachträge zur *Einbahnstraße* zusammenzustellen (s. 911), Bezug nimmt, läßt sich nicht entscheiden. Benjamin erwog zeitweilig, eine *Ibizenkische Folge* zusammenzustellen, die mit der gedruckten Fassung noch keine Ähnlichkeit hatte; in seinem Nachlaß findet sich unter der Überschrift *Ibizenkische Folge* eine Titelsammlung (Benjamin-Archiv, Ms 756), die folgende Texte aufführt:

Revolution und Fest, wahrscheinlich *Schönes Entsetzen* 434 f.
Die Ferne und die Bilder, s. 427
Sowjettraum, wahrscheinlich *Der Wissende* 422 f.
Einmal ist keinmal, s. 433 f.
Suche allem im Leben eine Folge zu geben, s. Bd. 6, 205 f.
Proustnotiz, möglicherweise eine Notiz, die in *Bergab* aufgenommen wurde
Lebenserinnerungen, ungeschriebener oder verschollener Text
Roulette, möglicherweise *Das Spiel* 426 f.
Von der Presse (gestrichen)
Erzählung und Heilung, s. 430
Stil der Erinnerungen, möglicherweise *Ausgraben und Erinnern* 400 f.

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Zeitung, 4. 6. 1932 (Jg. 76, Nr. 410/411).

J^{BA} Dass.; Benjamin-Archiv, Dr 420. – J^{BA} ist ein weitgehend zerstörtes Exemplar, das von Benjamin stellenweise überschrieben oder am Rand ergänzt wurde. Benjamins Rekonstruktion ergibt einen etwas veränderten Text.

M^1 *Spanien 1932*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 672, Bl. 77–60. Enthält u. a. Vorstufen zu *Raum für das Kostbare, Erster Traum, Nicht abraten* und *Übung*.

M^2 *Zur Lehre vom Erfolg*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 743. – Enthält eine Vorstufe zu *Windrose des Erfolges* unter der Überschrift *Schema: Die beiden Arten des Erfolges*.

Druckvorlage: J

LESARTEN 402, 36 *vor*] konj. für *von* – 403, 19 *dem*] *einem* J^{BA} – 403, 20 *zu*] fehlt in J^{BA} – 403, 30 *sie so*] *die Stühle* J^{BA} – 404, 10 *ist*] *steht* J^{BA} – 404, 11 *welchem der Bewohner nachts*] *dem der Schlafende* J^{BA} – 407, 35 *vom ersten Tage*] *von Anfang* J^{BA}

NACHWEIS 404 *Erster Traum* findet sich unter dem Titel *Der Liebhaber* leicht verändert auch in *Selbstbildnisse des Träumenden* (s. 422).

409–416 Haschisch in Marseille

In einem Brief an Scholem vom 30. 10. 1928 erwähnte Benjamin ein *geheimnisvolles Protokoll aus Marseille* (s. Briefe, 482). Dabei handelt es sich wahrscheinlich um die größtenteils unter der Nachwirkung eines Haschischrausches verfaßte Niederschrift *29. September Sonnabend. Marseille* oder um das danach angefertigte Typoskript. (Diese erste, noch protokollförmige Fassung wird in Band 6 wiedergegeben; s. auch Walter Benjamin, Über Haschisch. Novellistisches, Berichte, Materialien, hg. von Tillman Rexroth, Frankfurt a. M. 1972, 95–105.) Gemäß den Angaben des Manuskripts und der schreibmaschinenschriftlichen Abschrift wurde das Protokoll am 29. und 30. 9. 1928 verfaßt. Warum Benjamin der überarbeiteten Druckfassung *Haschisch in Marseille* das Datum des 29. Juli voranstellte, ist nicht bekannt. Umfangreiche Teile aus der Marseiller Haschischaufzeichnung nahm Benjamin in *Myslowitz – Braunschweig – Marseille. Die Geschichte eines Haschisch-Rausches* auf, die im November 1930 in der Zeitschrift »Uhu« veröffentlicht wurde. (s. 729–737) – An Gretel Adorno schrieb Benjamin in einem undatierten Brief: *Du kennst »Haschisch in Marseille«. Ich habe es übersetzen lassen. Die Übersetzung ist, wie Kenner mir sagen, ungemein dürftig. Trotzdem versuche ich, Beziehungen spielen zu lassen, um die Aufnahme dieser Arbeit in den Cahiers du Sud zu erwirken. Die Zeitschrift erscheint in Marseille. Das gibt eine kleine Chance.*

(ohne Datum, an Gretel Adorno) Im Typoskript der Übersetzung (Benjamin-Archiv, Ts 1689–1698) fügte Benjamin einige handschriftliche Korrekturen ein. Diese Verbesserungen scheinen nur die gröbsten Fehlübersetzungen zu betreffen, so daß auch der korrigierte Text Benjamins Vorstellungen noch kaum entsprochen haben dürfte. Im Januar 1935 erschien die französische Übersetzung unter dem Titel *Hachich à Marseille* in den »Cahiers du Sud« 22 (1935), 26–33 (Nr. 168).

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 4. 12. 1932 (Jg. 77, Nr. 905–907).
LESARTEN **412, 20** *War ich*] konj. für *War* – **413, 4** *wollte*] konj. für *wolle* – **413, 21** *hinweggehen*] konj. für *hingehen*
NACHWEISE **414, 32** *hatte.«*] Johannes V. Jensen, Exotische Novellen, Berlin 1919, 41 f. – **416, 19** *zurück«*] s. Karl Kraus, Pro domo et mundo, 3. Aufl., Leipzig 1919, 164: »Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.«

417–420 In der Sonne

Eine Manuskriptseite aus Benjamins Nachlaß mit Notizen zu diesem Text trägt den Vermerk *zum 15. Juli 1932* (s. Benjamin-Archiv, Ms 648). Demnach hat Benjamin in den letzten Tagen seines ersten Aufenthalts auf Ibiza *In der Sonne* entworfen, möglicherweise auch niedergeschrieben.

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Kölnische Zeitung, 27. 12. 1932; Benjamin-Archiv, Dr 432 f. – Auf J^{BA} findet sich eine handschriftliche Eintragung *Hat im Original keine Absätze* (wohl gemeint: Spatien).
LESARTEN **417, 30** *Meiler*] handschriftlich korrigiert aus *Weiler* – **419, 25** *Aber er*] konj. für *Aber* – **420, 4** *Wechseln*] handschriftlich korrigiert aus *Wechsel*

420–425 Selbstbildnisse des Träumenden

Unter diesem Titel stellte Benjamin wahrscheinlich 1932 Traumberichte zusammen, die er zu verschiedener Zeit verfaßt und teilweise in abweichenden Fassungen schon veröffentlicht hatte. *Der Seher* und *Der Verschwiegene* erschienen 1928 in Ignaz Ježowers Traumsammlung »Das Buch der Träume«; *Der Liebhaber* war unter dem Titel *Erster Traum* Teil der *Ibizenkischen Folge* (s. 404). *Der Chronist* wurde wahrscheinlich 1932 auf Ibiza geschrieben; Jean Selz berichtet in seinen Erinnerungen an Benjamin: »Er wußte, daß ich Träume sammelte, und er-

zählte mir oft, was er geträumt hatte. Hier einer der Träume, die ich notiert habe, er ist ›Juli 1932‹ datiert: ›Wilhelm der Zweite stand vor einem Schwurgericht, angeklagt, den Ruin einer alten Frau verschuldet zu haben. Die alte Frau erschien in Lumpen mit ihrer kleinen Tochter an der Hand vor dem Tribunal, und um zu beweisen, wie groß ihr Elend sei, brachte sie die beiden einzigen Gegenstände mit, die ihnen noch geblieben waren: einen Besen und einen Totenschädel, den sie als Eß- und Trinkgeschirr zu brauchen gezwungen waren.‹« (Über Walter Benjamin, Frankfurt a. M. 1968, 41) Auch *Der Enkel* könnte von 1932 stammen, da Benjamin in diesem Jahr begann, seine Kindheitserinnerungen aufzuzeichnen. Die *Selbstbildnisse des Träumenden* sandte Benjamin an die Prager Zeitschrift »Die Welt im Wort«; jedoch wurden sie ihm mit dem redaktionellen Vermerk »Zeitschrift eingestellt« zurückgeschickt (s. Stempel und Notiz in T[1]). Die Träume *Der Wissende* und *Der Chronist* veröffentlichte Benjamin unter den Titeln *Mit einem Spielzeug Staat machen* und *Traum* 1934 in der Zürcher Zeitschrift »Der öffentliche Dienst«.

ÜBERLIEFERUNG

a Ignaz Ježower, Das Buch der Träume, Berlin 1928, 268–272. (Das bist du. Träume zeitgenössischer Dichter und Schriftsteller. Träume 520–529). – Enthält u. a. *Der Seher* und *Der Verschwiegene.* Die Träume tragen in a keine Titel.

J[1] W[alter] B[enjamin], *Mit einem Spielzeug Staat machen,* Der öffentliche Dienst, Zürich, 23. 2. 1934 (Jg. 27, Nr. 8). – Enthält *Der Wissende.*

J[2] W[alter] B[enjamin], *Traum,* Der öffentliche Dienst, Zürich, 11. 5. 1934 (Jg. 27, Nr. 19). – Enthält *Der Chronist.*

T[1] Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1757–1762.

T[2] Als *Handexemplar* gekennzeichnetes Original zu dem Maschinendurchschlag T[1], mit handschriftlichen Korrekturen, die weniger vollständig sind als in T[1]; Benjamin-Archiv, Ts 1751–1756.

T[3] *Mit einem Spielzeug Staat machen,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1764. – Enthält *Der Wissende.*

T[4] *Mit einem Spielzeug Staat machen,* Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1767 f. – Enthält *Der Wissende.*

T[5] *Traum,* als *Handexemplar* gekennzeichnetes Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1773 f. – Enthält *Der Wissende.*

T[6] *Traum,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1781. – Enthält *Der Chronist.*

Druckvorlage: T[1]

LESARTEN: 422, 32 *Der Wissende*] *Mit einem Spielzeug Staat machen* J[1], T[3], T[4], *Traum* T[5] – 422, 34 *mit*] *von* J[1] – 423, 4 *bald sämtlich blau, bald sämtlich rot,*] *bald sämtliche blau, bald sämtliche rot,* T[4] – 423, 7 *erstaune*] *staune* T[4] – 423, 8 *sollte*] *soll* J[1] – 423, 19 *Menge droht*] *Nazis drohen* J[1], T[5], T[4] – 423, 24 *in*] *auf* T[3], T[4]

425–428 KURZE SCHATTEN II

Die hier abgedruckte Zusammenstellung von Texten erschien am 25. 2. 1933 unter dem gleichen Titel *Kurze Schatten* in der »Kölnischen Zeitung«, unter dem Benjamin im November 1929 in der »Neuen Schweizer Rundschau« eine Folge von Denkbildern veröffentlichte. Beide Sammlungen sind selbständig, sie schließen lediglich beide mit dem Einzeltext ab, der den Folgen den Namen gab. Da die zweite Veröffentlichung unter dem Titel *Kurze Schatten* daher nicht als unmittelbare Fortsetzung der ersten Publikation gelten kann, wurden beide Sammlungen für sich in die chronologische Abfolge der »Denkbilder« eingefügt. – Im Nachlaß finden sich folgende, auf der Rückseite eines Briefes an Benjamin vom 12. 8. 1939 handschriftlich notierte *Nachträge zu den »kurzen Schatten«*:
Die meisten sind so wenig mit sich selbst einverstanden, daß ihnen zum Einverständnis mit andern keine Kraft mehr bleibt. Darum ist es für sie so schwer zu loben und darum ist es so selten, gelobt zu werden. Eine Speise lobt jeder gern; immerhin leichter, wenn er den Koch nicht kennt. Aber die Leistung eines Kollegen anerkennen oder einer Rivalin Beifall zollen, ist ein Aufwand, der an den besten Kräften zehrt. Neidlos kann sich auf die Dauer nur der erweisen, der vom Wert seiner eignen Leistung durchdrungen ist. (Disraeli-Geschichte)
Certaines phrases de Proust décrivent la courbe d'une fusée de feu d'artifice.
Länge des Lebens. Das Leben, so dürfte man sagen, ist eben lang genug, um den Wünschen der frühesten Jugend die Aussicht zu geben, erfüllt zu werden.
Zu Proust. Er will der Welt adieu sagen. Er will von den Salons nichts mehr wissen. Aber seine Prozedur ist wie die der Gauner, die rückwärts die Treppe heraufgehen, so daß jeder der ihnen begegnet, glaubt, daß sie gerade das Haus verlassen.
Zu Proust. Er wollte sehen, ob man sich nicht ins Buch des Lebens selbst eintragen kann (wie in eine Besuchsliste).
Proust, der sich im Auftrage des französischen Judentums der Prüfung auf »Assimiliertheit« unterzieht und durchfällt, weil er sie zu gut besteht.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 640

ÜBERLIEFERUNG
J *Kurze Schatten*, Kölnische Zeitung, 25. 2. 1933.
T[1] Typoskriptkonvolut mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1645–1659 und 1661–1664. – Enthält *Geheimzeichen, Ein Wort von Casanova, Der Baum und die Sprache, Das Spiel, Die Ferne und die Bilder, Spurlos wohnen* und *Kurze Schatten.*
T[2] *Kurze Schatten,* Typoskript mit handschriftlicher Korrektur; Benjamin-Archiv, Ts 1660. – Enthält allein den Einzeltext gleichen Titels.
Druckvorlage: J

LESARTEN 425, 26 *Baum.*] *Baum. Es ging gerade ein Wind.* T[1] – 426, 2 *ein*] handschriftlich hervorgehoben in T[1] – 427, 11 *es.*] *es, der sich in diese Landschaft vertieft.* T[1] – 427, 17 *vergessen, um den*] *vergessen, will er leugnen, um seinen* T[1] – 428, 2.3 *sich ein Höchstmaß von Gewohnheiten*] *ein Höchstmaß von Gewohnheiten sich* T[1]

NACHWEISE 426, 32–427, 4 *So* bis *hatten.*] Diese Geschichte geht wahrscheinlich auf eine Anekdote zurück, die bei Captain Gronow (Aus der großen Welt, 2. Aufl., Stuttgart 1908, 59) über den ungarischen Grafen Hunyady berichtet wird. – 427, 37 *Spuren!«*] Refrain des ersten Gedichts aus Brechts »Lesebuch für Städtebewohner«. – 427–428 *Spurlos wohnen* nahm Benjamin in veränderter Fassung in *Erfahrung und Armut* auf (s. Bd. 2). – 428, 9 *Erdetagen«*] s. Faust II, 5. Akt. – 428, 19 *findet.«*] Paul Scheerbart, Glasarchitektur, Berlin 1914, 125.

428–433 DENKBILDER

Zwei Texte der *Denkbilder* lassen sich annäherungsweise datieren. *Die »Neue Gemeinschaft«* stellt eine etwas gekürzte Neuformulierung einer Tagebucheintragung dar, die Benjamin zwischen dem 7. und 12. 8. 1931 notierte (s. *Tagebuch vom siebenten August neunzehnhunderteinunddreißig bis zum Todestag*, Bd. 6). *Erzählung und Heilung* geht auf folgende handschriftliche Aufzeichnung gleichen Titels zurück (Benjamin-Archiv, Ms 749), die wahrscheinlich von Frühjahr oder Sommer 1932 stammt:

Noeggerath frappierte mich, indem er bei dem Bericht über die Heilkräfte, die in den Händen seiner zweiten Frau gewohnt hätten die Bewegungen dieser schmerzstillenden, heilenden Hände mit den Worten kennzeichnete: Diese Bewegungen waren höchst ausdrucksvoll. Man hätte aber ihren Ausdruck nicht beschreiben können – es war als ob sie eine Geschichte erzählten.

Nun geben die Merseburger Zaubersprüche ein Beispiel – gewiß nur eines unter vielen – der Heilung durch erzählen. Es ist auch bekannt, wie

die Erzählung, die der Kranke beim Arzt zu Beginn der Behandlung hören läßt, schon den Anfang eines Heilprozesses darstellen kann. Die Psychoanalyse macht sie jedenfalls in gewissen Fällen dazu. Und die Frage entsteht: ob nicht jede Krankheit heilbar wäre, die sich auf einem genügend breiten, tiefen Strom des Erzählens verflößen ließe? Es fällt darauf noch ein helleres Licht, wenn man bedenkt, daß Schmerz sich nicht erzählen läßt, gewissermaßen als Damm die Lebenssäfte absperrt, die, als Nebenflüsse in den großen epischen Strom des Daseins – des erzählbaren Lebens – münden wollen.

Der gute Schriftsteller ist unter dem Titel *Gut schreiben* Teil der zu Benjamins Lebzeiten nicht veröffentlichten Sammlung *Kleine Kunst-Stücke* (435 f.). 1934 publizierte Benjamin den Text *Der gute Schriftsteller* in der Zeitschrift »Der öffentliche Dienst«.

ÜBERLIEFERUNG

J[1] Frankfurter Zeitung, 15. 11. 1933. – Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *Detlef Holz.*

J[2] W[alter] B[enjamin], *Der gute Schriftsteller.* Der öffentliche Dienst, Zürich, 16. 2. 1934 (Jg. 27, Nr. 7).

T[1] Typoskriptkonvolut; Benjamin-Archiv, Ts 1699–1701, 1706 f., 1710–1717, 1724–1728.

T[2] *Erzählung und Heilung,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1702.

T[3] *Traum* (*Berlin; ich saß in einer Kutsche* ...), Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen von Benjamins Hand sowie Streichungen und Veränderungen, die wahrscheinlich nicht von Benjamin stammen. – Benjamin-Archiv, Ts 1708 f.

T[4] *Bretzel, Feder, Pause, Klage, Firlefanz,* Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen. – Benjamin-Archiv, Ts 1718 f.

Druckvorlage: J[1]

LESARTEN 430, 9 *Heilkraft*] *Heilung* T[1] – 430, 17 *am Beginn der Behandlung dem Arzte*] *am Anfang der Behandlung dem Arzt* T[1]; *dem Arzt am Anfang der Behandlung* T[2] – 430, 26 *diesem*] *ihrem* T[1], T[2] – 430, 26 *glücklicher*] *glückseliger* T[1], T[2] – 430, 27 *ein*] *sein* T[1], T[2] – 430, 33 *austraten.*] *austraten. Er hieß so etwa der Oranienburger Bahnhof.* T[3] – 430, 35 *gegenübersaßen.*] Hier folgt in T[3] der gestrichene Satz *Obwohl aber die Auseinandersetzung sich um vermögensrechtliche Dinge drehte, war die Gegenpartei mein Bruder, und meine Frau kam nicht vor.* – 431, 5 *begab.*] Hier folgt in T[3] der gestrichene Satz *Es war so etwas wie der Sternberg'sche Kreis, Döblin jedenfalls war darunter.* – 431, 9 *zweiten, jenseitigen,*] *zweite, jenseitige* T[3] – 431, 10 *waren*] *war* T[3] – 431, 21 *welcher*] *welche* T[3] – 431, 24 *machte*] Hier folgt in T[3] der gestrichene Name *Döblin* – 431, 27 *Man*] *Man* ist in T[3] hand-

schriftlich korrigiert aus *Er* – 432, 25 *der*] *einer* T[1] – 433, 12 *den*] fehlt in T[1], T[4]

433–434 Einmal ist keinmal

Diesen Text schrieb Benjamin wahrscheinlich im Frühjahr 1932, als er Trotzkis Autobiographie las (s. Briefe, 553).

ÜBERLIEFERUNG

J Der öffentliche Dienst, Zürich, 23. 2. 1934 (Jg. 27, Nr. 8). – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

T[1] Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1665 f.

T[2] Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1671.

T[3] Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1674 f.

M Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 865.

Druckvorlage: J

LESARTEN 433, 23 *schönen*] fehlt in T[3], M – 433, 32.33 *Sie* bis *Rechte.*] *Sie setzt »Einmal ist keinmal« erst in seine Rechte.* T[1], T[2]; *An ihr tritt das Einmal ist keinmal in seine Rechte.* T[3] – 433, 33–434, 1 *Nur* bis *»sehe*] *Allerdings ist es nicht jedermanns Sache, auf den Grund der Praktiken und der Verrichtungen zu dringen, aus dem diese Weisheit hervorgeht. Noch viel weniger aber ist es ein Privileg der Volkhaft-Bodenständigen. Sondern die Revolutionäre haben den tiefsten Griff in diese Gründe getan: van Gogh als er in seiner Frühzeit das Leben der belgischen Kumpel teilte, Adolf Loos, als er die Umwelt des Wiener Spießers wie einen morschen Lappen zerriß, Trotzki, als er der Arbeit seines Vaters auf Janovka ein Denkmal setzt. »Laß mich mal, sagte mein Vater; ich möchte sehen, wie das Winterstroh ausfällt. Er nimmt Archip die Sichel aus der Hand und seinen Platz in der Reihe ein. Ergriffen sehe* T[3] – 434, 9.10 *und* bis *welcher*] *des erfahrenen Mannes, der* T[3], M – 434, 14 *Leichtesten*] *Leichtesten so* T[3], M – 434, 17 *rarsten*] *seltensten* T[3], M

NACHWEISE 434, 9 *hat.«*] Dieses Zitat entspricht nicht der seinerzeit vorliegenden deutschen Übersetzung der Trotzkischen Autobiographie: Leo Trotzki, Mein Leben, übersetzt von Alexandra Ramm, Berlin 1930, 80. Wahrscheinlich übersetzte Benjamin die Stelle aus der französischen Ausgabe: Léon Trotsky, Ma vie, Paris 1930. – 434,15 *acquis«*] André Gide, Journal des Faux-Monnayeurs, 16. Aufl., Paris 1929, 89.

434–435 Schönes Entsetzen

Dieser Text war ursprünglich Teil der ersten Sammlung *Kurze Schatten*. In den Abdruck der *Kurzen Schatten*, der im November 1929 in der »Neuen Schweizer Rundschau« erschien, wurde jedoch *Schönes Entsetzen* mit Benjamins Einverständnis nicht aufgenommen. (s. 993 f.) Erst 1934 veröffentlichte Benjamin diesen Text in der Zürcher Zeitschrift »Der öffentliche Dienst«.

ÜBERLIEFERUNG

J Der öffentliche Dienst, Zürich, 6.4.1934 (Jg. 27, Nr. 14). – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

T¹ *Kurze Schatten*, als *Handexemplar* gekennzeichnetes Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen und Zusätzen; Benjamin-Archiv, Ts 1633–1640. – Enthält u. a. *Schönes Entsetzen*.

T² Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1642.

T³ Typoskript mit handschriftlicher Korrektur; Benjamin-Archiv, Ts 1643.

T⁴ Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1644.

M *Feuerwerk auf Montmartre, 14 juillet*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 731.

Druckvorlage: J

LESARTEN 434, 19 *Der vierzehnte Juli.*] *Feuerwerk der Fête Nationale.* T¹, T² – 434, 20 *Seine*] *Szene* T³, T⁴ – 434, 27 *ihrer*] *ihrer festlichen* T¹, T² – 434, 34 *Masse*] *Massen* T¹, T² – 434, 36 *den*] *den ungeheuren* T¹, T²

435 Noch einmal

Dieser Text ist möglicherweise schon 1932 im Zusammenhang mit Benjamins Kindheitsaufzeichnungen entstanden.

ÜBERLIEFERUNG

T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1782–1784

435–438 Kleine Kunst-Stücke

Die Texte *Kunst zu erzählen* und *Romane lesen* formulieren in knapper Form Motive, mit denen sich Benjamin mehrere Jahre hindurch befaßte. In einem Notizbuch von 1928/1929 finden sich umfangreiche stichwortartige Aufzeichnungen zur Frage *Warum es mit der Kunst, Geschichten zu erzählen zu Ende geht* (Sammlung Scholem, Pergament-

heft, 25–27; s. Bd. 2). Auf diese Aufzeichnungen oder auf eine spätere, verschollene Fassung davon kommt Benjamin in einem Brief an Hofmannsthal vom 26. 6. 1929 zu sprechen: *Danach beschäftigt mich »Warum es mit der Kunst Geschichten zu erzählen zu Ende geht« – d. h. der Kunst der mündlichen Erzählung.* (Briefe, 498) Benjamin versprach Gretel Adorno in einem Brief, der wahrscheinlich von 1932 datiert, Aufzeichnungen *über die Kunst des Erzählens [...] – mein altes Thema, das mich immer noch und immer mehr beschäftigt und dem ich näher als je bei dem Versuch kam, eine lange Geschichte sich, durch Träumereien oder technische Obliegenheiten unterbrochen, gliedern zu lassen.* (ohne Datum, an Gretel Adorno) Im Nachlaß finden sich ferner handschriftliche *Materialien zum Psammenit.* Sie stellen zwar Materialien des Textes *Kunst zu erzählen* dar, dürften aber erst nach Fertigstellung der *Kleinen Kunst-Stücke* zusammengestellt worden sein, da sie mit Sicherheit nicht vor Juli 1935 geschrieben wurden. Offenbar übertrug Benjamin sie aus älteren Aufzeichnungen. Er könnte diese, im folgenden wiedergegebenen Aufzeichnungen während der Arbeit an einem Essay über Lesskow *Der Erzähler* (s. Bd. 2) gesammelt haben.

Materialien zum Psammenit

Die Antwort Psammenits: »Sohn des Cyrus« (es steht aber nur ein Bote vor ihm) »die Schicksalsschläge, die mein Haus betroffen haben, sind zu groß als daß man über sie weinen könnte; aber das traurige Los eines Freundes, der an der Schwelle des Alters dem Elend anheimgefallen ist, während er einst reichen Besitz hatte, schien mir Tränen zu verdienen.« Herodot III, 14.

Auslegung von Hessel: Den König rührt nicht das Schicksal der Königlichen; denn das ist sein eignes.

Auslegung von Benjamin: Der Schmerz stellt sich lieber bei einem Anlaß ein, der geringer ist als sein Grund. Er ist ein großer Deckel auf einem kleinen Gefäß. Oder er meidet sogar den Anlaß und nimmt mit dem Anstoß vorlieb. So ist der Anstoß, welcher Proust die ersten Tränen nach dem Tode seiner geliebten Großmutter in die Augen treibt, die Geste, mit der er sich bückt, um die Schnürsenkel aufzuknüpfen.

Auslegung von Asja: Uns rührt auf der Bühne vieles, was uns im Leben nicht rührt; dieser Alte ist nur ein Schauspieler für den König.

Auslegung von Montaigne: »Ce fut, qu'étant d'ailleurs plein et comblé de tristesse, la moindre surcharge brisa les barrières de la souffrance [korrekt: patience].«

Bemerkung von Martin-Guelliot: »Si Psammenitus avait vécu de nos jours, tous les journaux nous auraient appris qu'il préférait son domestique à ses enfants.« NRF 1928, p 696.

Die Erzählung, frei nach Montaigne: [Hier folgt die Erzählung, die in

etwas überarbeiteter Form in *Kunst zu erzählen* enthalten ist (s. 437, 7–21).]

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 1711

In einer Tagebuchaufzeichnung vom 16. 8. 1931 heißt es: *Ich habe, an anderer Stelle, diese Analogie, die der Roman zur Speise hat, genauer durchführen können. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen diese Speise einen Nährwert besaß und die »Volkstümlichkeit« der Kunst, die heute im wesentlichen von den Erfolgsromanen repräsentiert wird, hat schon längst nichts Produktives oder Nährendes mehr – wie der Roman es in den Zeiten der beginnenden Emanzipation der Bürgerklasse gehabt hat – sie ist vielmehr der Ausdruck einer restlosen Eingliederung dieser Art Schrifttum in den Warenumlauf geworden; sie dient einzig und allein dem Komfort.* (*Tagebuch vom siebenten August neunzehnhunderteinunddreißig bis zum Todestag*, Bd. 6) Diese Bemerkungen dürften sich auf die unten wiedergegebenen Aufzeichnungen *Versuch, mit einigen Notizen...* oder auf eine unbekannte spätere Fassung dieser Reflexionen beziehen. Am 1. 5. 1933 berichtete Benjamin in einem Brief an Kitty Marx-Steinschneider: *Zur Zeit bin ich mit einer recht kuriosen Schreiberei über den Roman beschäftigt, die vielleicht noch gedruckt – vermutlich eines der letzten Schiffchen – in den Hafen des Scholemschen Archivs einlaufen wird.* (Briefe, 574) Aus dem Zusammenhang dieser Arbeit stammt wahrscheinlich der unten wiedergegebene Text *Romane* und die endgültige Fassung *Romane lesen.*
Die Titelblätter der beiden maschinenschriftlichen Exemplare der *Kleinen Kunst-Stücke* tragen den Verfassernamen *Walter Benjamin*; ein einzelnes Titelblatt weist dagegen das Pseudonym *Detlef Holz* auf, unter dem Benjamin 1933 bis 1935 in der »Frankfurter Zeitung« und 1933 in der »Vossischen Zeitung« publizierte. Die Annahme liegt daher nahe, daß Benjamin 1933 die Veröffentlichung der *Kleinen Kunst-Stücke* vorbereitete. – Als einzigen Text der *Kleinen Kunst-Stücke* publizierte Benjamin *Gut schreiben*: dieses Stück erschien unter dem Titel *Der gute Schriftsteller* 1933 in den *Denkbildern* (429).

ÜBERLIEFERUNG

T Als *Handexemplar* gekennzeichnetes Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1735–1740.

M[1] *Romane*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 862. – Vorstufe zu *Romane lesen.*

M[2] *Versuch, mit einigen Notizen...*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 863 f. – Vorstufe zu *Romane lesen.*

M[3] *Nach der Vollendung*, Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 775.

Druckvorlage: T

Im folgenden werden die beiden Vorstufen zu *Romane lesen* vollständig wiedergegeben:

Versuch, mit einigen Notizen diesen Gedanken aufzuhelfen, die mich seit längerem beschäftigen: warum man Romane liest. Romanlesen das ist wie »Essen«. Also eine Wollust der Einverleibung. Mit andern Worten der denkbar schärfste Gegensatz zu dem, was die Kritik gewöhnlich als die Lust des Lesers annimmt: nämlich die Substitution. – Also der schöne Kontext, etwa eine geglückte eingehende Beschreibung wäre der lockenden, appetitlichen Ausstaffierung vergleichbar, mit der ein erlesenes Gericht bei Tafel erscheint. Die Lust an seinem Anblick wird durch die auf der Lauer liegende Zerstörungsfreude nur noch gesteigert. Man hat auch zu fragen, ob nicht »ein Buch verschlingen« in solchem Sinne eine echte, erfahrene Metapher ist. Vielleicht ist es dieses: keine Formenwelt wird im Genuß in solchem Grade mitgenommen, zersetzt und zerstört wie die erzählende Prosa. Man kann die Theorien vom Wesen der Romanlektüre gut mit den verschiedenen alten Theorien der Ernährung vergleichen. Vor allem muß man sich freilich dabei gegenwärtig halten, daß warum wir im physiologischen Sinne uns ernähren müssen und warum wir essen nicht der gleiche Grund ist. Die älteste Ernährungstheorie ist darum für die Erkenntnis des Romanlesens wichtig, weil sie vom Essen ausging: es hieß, wir ernähren uns durch Einverleibung der Geister der gegessenen Dinge. Nun ernähren wir uns zwar nicht dadurch, aber wir essen doch einer solchen Einverleibung wegen. Einer solchen Einverleibung wegen lesen wir auch, also nicht, um unsere Erfahrung, unsern Gedächtnis- und Erlebnisschatz zu erweitern. {Solche psychologischen Substitutionstheorien sind mit den Ernährungslehren zu vergleichen, in denen behauptet wird, aus dem Blut, das wir verzehren wird unser Blut, Tierknochen werden unsere Knochen etc.} So einfach ist es nicht. Wir lesen nicht Romane um unsere Erfahrungen sondern um uns selber zu mehren. – Und dann ist dieser sehr wichtige Gesichtspunkt nicht zu vergessen: daß es unter unsern Lebensverhältnissen eben Vieles gibt, dem nur der Lesende gerecht werden kann, genau wie es eine gewisse wesentliche Seite an Tieren und Pflanzen gibt, die nur der kennt, der sie ißt. Nur das käme also auf die paradoxe aber scharfe Wahrheit heraus, daß Romane schreiben heißt, den Dingen ihr Eßbares, ihren Geschmack abzugewinnen. Vom Essen zum Romanlesen geht eine k o n t i n u i e r l i c h e Skala. (Darum soll man auch beim Essen nicht lesen. Es sind Dinge, die sich schlagen.) Die materiellen Stufen dieser Skala, bis zum Geschmack an Dingen, Menschen und Geschehnissen, den der Romancier vermittelt, sind aufzusuchen. – Gastronomische Klassifikation der Prosa: die Erzählungsweise des Volkes – ein ganzer Kanon von Prozeduren – und der Prosa das, was der Küche die

Hausmannskost ist. Man muß dabei davon ausgehen, wieviele wichtige matières premières, Urstoffe des Erlebens im Rohzustande ungenießbar sind und wie eben nicht, sie zu erleben sondern sie erzählt zu bekommen, ihren Nährwert und damit die Stärkung der Person zustande kommen läßt. Dagegen gibt es natürlich auch sozusagen Rohkost der Prosa: Stoffe, die die Zubereitung des Erzählers nicht brauchen oder schwerlich vertragen. Dahin gehört die Anekdote.
Dieses ist die neue »Theorie des Romans«. Sie reißt die Symbolintention des Einverleibens und damit ein Stück der anthropologischen Symbolintentionen aus dem Magischen, Hieratischen heraus und weist ihm Wirklichkeit im Profanen nach. Lesen ist Kommunion durch Essen im profanen Sinne. Das karnivore Element ist besonders hervorzuheben. Fleisch-Spannung. Aber so wie es gesunde Nährmittel auch außer Fleisch gibt, so ist das Rein-Stoffliche ein weiteres Begriffsfeld als das präzis als »spannend« Determinierte. Der fundamentale Affekt des Lesers ist nicht die Spannung sondern der Hunger, Stoffhunger. Wiesehr die Grundeinstellung des Lesers die des Essenden ist: er kann nicht sogleich aufs Genossene zurückkommen. Eine Seite dreimal lesen zu müssen (hintereinander) heißt von ungereinigtem Teller essen zu müssen. – Kein anderer Kunstgenuß, der das Kunstwerk so verwüstet wie Lesen. Wie in der Inflation alles gegessen wurde, so wurde auch alles als Roman verschlungen. Selbst Philosopheme. Übrigens trat wohl Lesen auch unmittelbar an die Stelle des Essens. Niemals wurden soviel Bücher gekauft als in dieser Zeit. Wie es unterm Essen fundamentale Unterschiede gibt: Allein-Essen, in ein Diner gehen, eines geben, Restaurantessen – so auch im Lesen. Z. B. das Lesen in Fortsetzungen ist wie in einem Restaurant essen und lustlos auf den Kellner warten.
Witz und Schnupftabak. Geselliger Witz. Kein großer Roman damals. Aber die Anekdote.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 863 f.

Romane. Nicht alle Bücher lesen sich auf die gleiche Art. Romane jedenfalls sind dazu da, verschlungen zu werden. Sie lesen, ist eine Wollust der Einverleibung. Und damit etwas von Grund auf anderes als man gewöhnlich darin erblickt: nämlich keinerlei Einfühlung. Der Leser versetzt sich nicht an die Stelle der Hauptfigur, sondern er verleibt sich ein, was ihr zustößt. Der anschauliche Bericht davon aber ist die appetitliche Ausstaffierung, in der ein nahrhafter Gang auf den Tisch kommt. Die Lust an ihrem Anblick wird durch die auf der Lauer liegende Zerstörungsfreude gesteigert. Und sie ist ein Bestandteil des Appetits. Sie ist dem Leser, der sein Buch verschlingt so wenig fremd wie dem Essenden. {Wie steht es nun mit dem? Die Primitiven glauben, daß jedes tierische Organ das ihm entsprechende des Essers stärkt. Wer von der

Leber oder vom Hirn esse, kräftige die eigene Leber oder das eigene Gehirn. Dieser Meinung entspricht genau die, daß Romanlektüre uns an Welt- und Menschenkenntnis reicher mache. Das ist aber sehr zweifelhaft. Auch lesen wir Romane nicht um unser Wissen sondern um uns selber zu mehren. Darum sind wir der Sache näher mit der Lehre des Mittelalters.} Im Mittelalter glaubte man, daß wir uns durch die Einverleibung der Geister nähren, die in den Dingen wohnen, die wir essen. Denn wenn wir uns auch nicht dadurch nähren so lesen wir doch einer solchen Einverleibung wegen, und ihretwegen essen wir sogar. Die Aussicht auf sie nennen wir Appetit. Eine der ersten Aufgaben der Kochkunst ist, ihn zu wecken. Nun gibt es zwar eine Rohkost des Magens genau so wie es eine Rohkost der Erfahrungen gibt – nämlich Erfahrungen am eignen Leibe. Aber die Kochkunst wie die Prosakunst beginnen erst jenseits des Rohprodukts. Und wieviele Urstoffe der Ernährung gibt es, die im Rohzustand unbekömmlich sind! wieviele Urerlebnisse, von denen zu lesen ratsam ist, nicht sie zu haben. So schlagen sie manchem an, der zu Grunde ginge, wenn er ihnen in natura begegnete. Die Muse des Romans ist die zehnte und sie hat die Embleme der Küchenfee. Sie erhebt die Welt aus dem Rohzustande, um ihr Eßbares herzustellen, um ihr ihren Geschmack abzugewinnen. Mag man beim Essen, wenn es sein muß, die Zeitung lesen. Aber niemals einen Roman. Das sind Obliegenheiten, welche sich schlagen.

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ms 862

NACHWEISE *Gut schreiben* ist sehr ähnlich dem Text *Der gute Schriftsteller* in *Denkbilder* (429); *Kunst zu erzählen* hat ein Gegenstück im siebten Abschnitt des Essays *Der Erzähler* (Bd. 2). Auch in Ernst Blochs »Spuren« findet sich unter dem Titel »Schweigen und Spiegel« ein Text, der deutliche Ähnlichkeit mit *Kunst zu erzählen* aufweist (s. Ernst Bloch, Spuren, Berlin 1930, 137–140 und die veränderte Fassung in der neuen, erweiterten Ausgabe dieses Buches, Frankfurt a. M. 1969, 108–110). – 437, 7–21 *Als* bis *Trauer.*] Benjamin gibt die Geschichte nach der Fassung wieder, die sich im 2. Kapitel des 1. Buches der »Essais« von Montaigne findet. Die freie und ausgestaltete Übersetzung stammt von Benjamin selbst. s. Montaigne, Œuvres complètes, hg. von Albert Thibaudet und Maurice Rat, Paris 1962, 15. – 437, 32 *nieder.«*] s. a.a.O.

439–470 Satiren, Polemiken, Glossen

441–448 Acta Muriensa

Die Aufzeichnungen zu *Muri* sind Glossen zum Universitäts- und Wissenschaftsbetrieb, die Benjamin und Scholem von 1918 bis 1923 gemeinsam verfaßten oder untereinander austauschten. Sie geben sich als Verlautbarungen der *Universität Muri* aus, über die Scholem schrieb: »Die ›Universität Muri‹, eine Phantasiegründung von Benjamin und Scholem, in Erinnerung an die dort gemeinsam verbrachten drei Monate. Beide verfaßten eifrig satirische ›Akten der Universität‹, darunter ein Vorlesungsverzeichnis, Statuten der Akademie u. a. von W. B. und ein (1928 gedrucktes) ›Lehrgedicht der Philosophischen Fakultät‹ von Scholem. W. B. zeichnete als Rektor, Scholem als ›Pedell des Religionsphilosophischen Seminars‹. Titel aus dem Bibliothekskatalog und Rezensionen über die betreffenden Bücher zu erfinden, war noch Jahre hindurch eine Lieblingsbeschäftigung von W. B.« (Anmerkung Scholems in Briefe, 201) Anspielungen und Hinweise auf *Muri* finden sich bis 1925 in zahlreichen Briefen Benjamins an Scholem (s. Briefe, 201, 245, 258, 260, 266, 284 f., 320, 343, 349, 352, 359, 367, 374, 380 und 394).
In einem Brief vom 5. 12. 1923 kündigte Benjamin Scholem an: *Zum fünfjährigen Gründungsjubiläum der Universität Muri, das im nächsten Jahr gefeiert werden soll, wird eine Festschrift »Memento Muri« erscheinen, für welche Beiträge erbeten sind.* (Briefe, 320) In der Folge stellte Benjamin vermutlich die Aufzeichnungen *Acta Muriensa* zusammen, die als Typoskript erhalten sind (Benjamin-Archiv, Ts 2394–2399, 2401–2412). Die *Acta Muriensa* waren umfangreicher geplant oder sind teilweise verschollen, da nur einige der auf dem Titelblatt verzeichneten Abteilungen im Text ein Gegenstück haben. Das Titelblatt führt auf: *I Verzeichnis der Gründer, II Portalspruch der Universität Muri, III Statut der Verhandlungen der Akademie, IV Vorlesungsverzeichnis für das Sommer- und Wintersemester, V Katalog der Universitätsbibliothek Muri, VI Auszüge aus den Mitteilungen der Akademie: Rezensionen.* Weiter finden sich in Benjamins Nachlaß zwei handschriftliche Aufzeichnungen zu *Muri*, die sich teilweise mit dem Typoskript *Acta Muriensa* überschneiden (s. *Büchereingang und Rezensionen*, Benjamin-Archiv, Ms 631–638, und ein titelloses Manuskript, Benjamin-Archiv, Ms 639). Diese nach Scholems Hinweis spätestens 1923 verfaßten Manuskripte dürften das fragmentarische Typoskript der *Acta Muriensa* ergänzen; daher wurden hier jene Texte, die sich nicht im Typoskript finden, den *Acta Muriensa* angeschlossen. Einen Hinweis auf einige verschollene Aufzeichnungen zum Thema *Muri* gibt ein Brief

an Scholem vom 13. 6. 1924, in dem es heißt: *Um Dich im übrigen zu entschlossenerer Mitteilung anzueifern, folgt hier ein Bericht aus dem kürzlich meinerseits inspizierten geistigen Zentrum, nämlich Muri. (Wo ich übrigens sehr bedauerte, Dir nicht zu begegnen). Eine Anzahl interessanter Erwerbungen bringt das Accessionsverzeichnis der Bibliothek: Schriften des Vereins für Berufsberatung Bd. I Der deutsche Ehrendoktor in Wort und Bild. – Elisabeth Förster-Nietzsche Bd. VI: Bestattung und Grabpflege – Dietrich Schäfer: Die Deutsche Frage: Chammer oder Amboß? – Der perfekte Hohenzoller, Alphabetisch in 2 Bändchen I Abdankung bis Krakehl II Lämmergeier bis Zivilliste – Ludwig Ganghofer: Feldrabbiner und Waldteufel (Gesammelte Novellen). Abteilung Dissertationen: Prolegomena zu einer Theorie der Gesichtspunkte – Neues aus der Frühzeit von Frieda Schanz – Die Kirchenmaus seit Luther. – Dogmengeschichtliches Seminar: A. von Harnack: Das Osterei. Seine Vorzüge und seine Gefahren. – Kennst Du eigentlich die »Vorschriften für die Verhandlungen der Akademie«?* (Briefe, 349) Benjamin beabsichtigte mehrmals, Teile der Aufzeichnungen zur *Universität Muri* zu veröffentlichen. Ein in der Folge verworfener Plan Benjamins sah für das später *Einbahnstraße* genannte Notizenbuch Abdrucke aus dem *Muri*-Komplex vor. In einem Brief an Scholem vom 22. 12. 1924 heißt es: *In mehreren Kapiteln, die je als einzige Überschrift den Namen eines mir Nahestehenden tragen, will ich meine Aphorismen, Scherze, Träume versammeln. Und Muri soll sich unter dem Deinigen entfalten.* (Briefe, 367) Ende Mai 1925 schrieb Benjamin an Scholem: *Von August ab wird als Wochenzeitschrift ein Journal »Die literarische Welt« bei Rowohlt erscheinen, an dem ich nicht nur mit einem ständigen Referat über neuere französische Kunsttheorie beteiligt bin, sondern welches ich als Publikationsorgan für Muri gewonnen habe. Die Bestände der Bibliothek werden daselbst unter den übrigen »Büchereingängen« und zwar zum Teil mit eigens hierfür verfaßten Besprechungen eingereicht werden. Diese Kritiken, wie wohl auch einige der Titel, werden Dir neu sein. So eröffne ich mit einem Däublerschen Reisebericht »Athos und Atheisten« – einem Nachweis, daß die sogenannten Atheisten keine Gottesleugner sondern eine uralte fromme Mönchsgemeinschaft vom heiligen Berge Athos gewesen sind.* (Briefe, 380; s. auch Briefe, 393 f.) Als einzige Besprechungen aus *Muri* erschien am 16. 10. 1925 in der »Literarischen Welt« (Jg. 1, Nr. 2, S. 3) der folgende anonyme Artikel:

Büchereinlauf

Max Scheler: Leben und Werke des hl. Johann Maria Farina.

Artur Kutscher: Herrschaft und Dienst.

Man wird sich nach Lektüre dieser Streitschrift dem Eindrucke nicht

verschließen können, daß Wolters unter dem verhängnisvollen Einfluß von Stefan George die Verhältnisse im Lohnfuhrwesen schief dargestellt hat. Ein Mann der Praxis hat die dringend erforderlichen Korrekturen an diesen verstiegenen Anschauungen vorgenommen.

Arthur Ackermann: Robinson und sein Einfluß auf Gustav Freitag. Wie Robinson das Leben auf der einsamen Insel sich einrichtet, den Wilden Freitag zum Freund gewinnt und in aufopfernder liebevoller Erziehung den Dichter der »Ahnen« und der »Verlorenen Handschrift« aus dem Naturkind heranbildet, das alles faßt ein bekannter Literaturhistoriker noch einmal auf Grund neu erschlossener Urkunden populär und gemeinverständlich zusammen.

Von der *Universität Muri* erschien nur noch eine weitere Publikation; Scholem veröffentlichte 1928 in Berlin als Privatdruck ein schon 1918 verfaßtes »Amtliches Lehrgedicht der Philosophischen Fakultät der Haupt- und Staats-Universität Muri von Gerhard Scholem, Pedell des religionsphilosophischen Seminars. Zweite, umgearbeitete und den letzten approbierten Errungenschaften der Philosophie entsprechende Ausgabe. Muri Verlag der Universität«. In einem Brief an Scholem vom 30. 1. 1928 berichtete Benjamin noch einmal: *Zu meinem Kummer hat Franz Blei, der dieser Tage eine neue, schlechte soi-disant satirische Zeitschrift herausgibt, das Muri-Manuskript ebenfalls nicht gebracht, wird aber, mit Quellenangabe, einiges daraus zitieren.* (Briefe, 457)

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] *Büchereinlauf.* Die literarische Welt, 16. 10. 1925 (Jg. 1, Nr. 2), 3. – Der anonym erschienene Abdruck enthält *Max Scheler: Leben und Werke*... (aus *Vorlesungsverzeichnis*), *Artur Kutscher*... und *Arthur Ackermann*... (beide aus *Rezensionen*).

T *Acta Muriensa,* Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 2394–2399, 2401–2412. Enthält *Portalspruch, Vorlesungsverzeichnis* und folgende *Rezensionen*: *Theodor Däubler..., Charles Darwin..., Schriften des Vereins für Berufsberatung..., Die Kirchenmaus seit Luther..., Wilhelm Hausenstein..., Arthur Ackermann..., Artur Kutscher*... und *Christian Morgenstern.*

M[1] *Büchereingang und Rezensionen,* Reinschrift; Benjamin-Archiv, Ms 631–638. – Enthält *Büchereingang, Theodor Däubler..., Elisabeth Förster-Nietzsche..., Artur Kutscher..., Ludwig Ganghofer..., Schriften des Vereins für Berufsberatung..., Wilhelm Hausenstein..., Camilla Schulze..., Christian Morgenstern*... und *Charles Darwin.*

M[2] Reinschrift ohne Titel; Benjamin-Archiv, Ms 639. – Enthält *Arthur Ackermann..., Die Kirchenmaus seit Luther..., Theodor Fontane..., Heylsches Kochbuch, Martin Luther..., Die Militärmusik*

der Gegenwart..., *Hochschul-Porter*, *Von Leibniz bis Bahlsen* und *Wilhelm Hausenstein...*

Der hier abgedruckte Text der *Acta Muriensa* wurde aus drei Zeugen zusammengesetzt. Zu Beginn wird T vollständig, jedoch ohne das oben zitierte Titelblatt (s. 1016) wiedergegeben. Dem letzten Text aus T, *Christian Morgenstern...* (446), folgen drei Texte aus M[1]; den Schluß bilden Rezensionen aus M[2].

LESART 441,22 *Levison*] konj. für *Levinsohn* T. Gemeint ist wahrscheinlich der Historiker Wilhelm Levison (1876–1947), der 1899 bis 1920 Mitarbeiter an den Monumenta Germaniae Historica und 1912 bis 1935 Professor in Bonn war.

NACHWEIS 441,15 *Prof. I. Kant: Übungen über Erdmann*] Eine ähnliche Formulierung findet sich auch in Ernst Bloch, Durch die Wüste. Kritische Essays, Berlin 1923, 66. Benjamin schrieb in einem Brief an Scholem: *Sonst gibt es dies und das aus Muri, aus dessen Vorlesungsverzeichnis übrigens Bloch im neuen Buch Kants Vorlesungen über Erdmann glatt gestohlen hat.* (s. Briefe, 343)

448–449 Nichts gegen die »Illustrierte«

Diese Glosse stellte Benjamins Antwort auf einen im folgenden abgedruckten Artikel von Friedrich Burschell »Jean Paul. Zu seinem hundertsten Geburtstag« dar, der am 20. 11. 1925 in der »Literarischen Welt« erschien. Benjamins Arbeit ist nur als Manuskript erhalten. Sie war offensichtlich zum Abdruck in der »Literarischen Welt« bestimmt; ob Benjamin sie nicht einreichte oder ob sie abgelehnt wurde, ist nicht bekannt.

Jean Paul
Zu seinem hundertsten Todestag
Von Friedrich Burschell

Als Jean Paul vor hundert Jahren, erblindet, hypochondrisch verwittert, in der eng gewordenen Welt des Vormärz starb, prunkvoll bestattet, Fackeln und Wagen, die Werke auf Kissen hinter dem Sarg mit dem Lorbeerkranz und dem letzten Manuskript über die Unsterblichkeit, war seine Wirkung noch unvorstellbar groß.

Er war damals lange der idolhaft verklärte Liebling der Frauen, der erste schwärmende Emanzipator, er war der Freund und Beschwörer jeder Jugend, der romantisch sentimentalischen und der revolutionär aktiven, er war der glühende Gegenkaiser gegen die steinern gewordene Exzellenz in Weimar.

Er gab den Frauen die Blumenseele, die Ahnungen und edleren Männer, den bleichen Teint und die seufzende Sprache. Sie lohnten es ihm, von der Königin bis zum Bürgermädchen, indem sie die Locken von seinem Haupt ihm schnitten, den behäbigen Mann verehrend verfolgten; eine gar ging seinetwegen ins Wasser.
Die jungen Männer wurden an ihm zum Helden, er rief sie zu Träumen und großen Entwürfen, zu Taten, die das Deutschland der vielen Provinzen und der modrigen Luft der bösen Höfe in den Blütengarten und das Zaubertal der freien Heimat verwandeln sollten. Der Student Karl Sand, der Kotzebue erschoß, trug stets die ihn befeuernde Schrift Jean Pauls »Über Charlotte Corday« bei sich.
Goethe freilich winkte ärgerlich ab. Höchstens die Levana, das Buch über die Erziehung, das nüchternste Werk, erhielt ein freundliches Wort, und nach der ersten Bekanntschaft wußte er gegen Schiller zu rühmen, daß man von dem besessenen Menschen und seiner Arbeitsmethode lernen sollte, das Duplum und Triplum an Produktionen an das Tageslicht zu fördern. Sonst blieb er böse und zugeknöpft. Als er ein halbes Jahr vor dem Tod Jean Pauls im Stammbuch des Enkels die aufreizend berühmten Worte aus dem Hesperus las: »Der Mensch hat hier dritthalb Minuten, eine zu lächeln – eine zu seufzen – und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er«, schrieb er dahinter die präzisen, zornigen Zeilen, nicht nur den Enkel, die ganze Jugend vor der betörenden Flöte des traumseligen Zaubrers zu warnen:

»Ihrer sechzig hat die Stunde,
Über tausend hat der Tag.
Söhnlein, merke dir die Kunde,
Was man alles leisten mag!«

Jean Paul allerdings konnten diese Zeilen nicht treffen, der Zeit seines Lebens mit groteskem Fleiß, mit manisch gesteigertem, überhitztem Eifer, mit Reizmitteln aller Art, mit schwerem Kaffee, Wein, Bier und Likören, mit Regeln, Vorschriften, Befehlen an sich selbst, mit Kalendern und zahlreich geführten Heften »Studierreglements, Lebensregeln, Lebensmarschroute, Observanda, Kettengebirge meiner Arbeiten« das reiche, üppige, vielverzweigte, immer abgebrochene, immer neu begonnene Werk der eigentümlichsten Dichtung vorwärtstrieb.
»Ein Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint«, hatte wenige Tage nach seinem Tod Ludwig Börne in Frankfurt ihm nachgerufen, aber noch das ganze junge Deutschland lebte von ihm und von Tieck über Stifter bis zu Keller hinauf, von den schlechten, direkten Nachahmern zu schweigen, blieb sein Erbe lebendig und fruchtbar erhalten. Dann jedoch, mit der Gründung des Reichs, mit der eitlen, expansiven Gebärde kam das

große Vergessen, das seinen und Hölderlins Namen für lange Zeit aus dem Gedächtnis strich. Erst Stefan George rief ihn wieder auf, dem völlig Unbekannten den Platz neben Goethe zuerkennend; er rief zwar nicht den ganzen Jean Paul, nur den lyrisch ekstatischen, trunkenen Dichter, nicht das tolle Gemisch, den deutschesten Wirrwarr, den Narren, Polyhistor, Raritätensammler, nicht den humanen Erzieher, den Politiker, der sich immer noch sehen lassen kann, nicht den bedeutenden Theoretiker der »Vorschule der Ästhetik«, nicht den Idealistenfeind, den tiefen, gläubigen, bunten Meister, der am Wagen seiner Psyche Engländer, Polacken, Rosinanten, sogar Steckenpferde angeschirrt hat, und der mit der liebenswürdigsten Miene um Vergebung bittet, wenn er im Bündel so vieler Zügel für einen ganzen Marstall zuweilen fehlgreift oder ermattet.
Immerhin bleibt Georges Verdienst außerordentlich hoch. Nach ihm hat mit dem stärksten Nachdruck für den Vergessenen Karl Kraus geworben, dessen reines, unbestechliches Urteil, feind jeder ephemeren snobistischen Strömung, immer das Echte traf und dessen gerechter Sinn die vergrabenen, sträflich unbeachteten Schätze an die ihnen gebührende Stelle wies.
Zudem hat in letzter Zeit der tüchtige Philologe Eduard Berend, treu seiner Sache hingegeben, durch die ungemein fleißige, dankenswerte Ausgabe der Briefe, die bei dem in allen Werken offen hervortretenden Dichter von besonderer Bedeutung bleiben müssen, durch die Herstellung mancher ursprünglichen Texte ein großes Versäumnis nachgeholt, und es wäre zu wünschen, daß dieser Mann die große kritische Ausgabe liefern könnte, die ungleich geringeren Geistern längst zuteil geworden ist und die an Stelle der oft willkürlichen, von subalternen Erben besorgten, angeblichen »Gesamtausgabe« das reiche, noch ungedruckte Material, vor allem die wichtigen Tagebücher und alle gereinigten Texte bringen soll.

Ob so viel Bemühung, von erfreulich sich mehrenden Stimmen erweitert, einen breiteren Kreis für den Dichter gewinnt, der doch wahrhaftig die beste, wenngleich verzwickteste Definition des guten Deutschland in einer Fülle ohnegleichen geboten hat, bleibt so lange fraglich, als eine Schande möglich ist, wie sie gerade eben in der betriebsamsten, die Heroen des Tages, den Geschmack der Zeit illustrierenden und insofern bemerkenswerten Bilderzeitung zu sehen war. Dort nämlich blieb der hundertste Todestag des Dichters nicht unbekannt, aber die Großaufnahme der Titelseite kam der Jugend zugut, drei Dichterkindern, in Kostüm und Zivil, deren weiblichem Teil nichts zu wünschen ist als alles Gute auf dem weiteren Lebensweg und deren männlicher Teil, der von mir schon besprochene Sohn Thomas Manns, allerdings

selber als Dichter vorgeführt wird, vor dem in beträchtlich weitem Abstand und in entsprechend verkleinerter Wiedergabe Jean Paul in den hintersten Winkel kroch, nicht ohne auch hier, auf der letzten Seite, mit dem kleinbürgerlichen Helden eines obskuren Prozesses, mit zwei groß aufgemachten, in Federn und Pelzwerk prangenden Nutten und zwei Katzen und einem Affen konfrontiert zu werden und nur beileibe nicht, wiewohl es sich ebensogut hätte machen lassen, mit den Kreaturen, die der Dichter mit rührendster Zärtlichkeit liebte, mit Eichhörnchen, Hunden, Singvögeln oder Schmetterlingen.

Aber es ehre den Dichter ein jeder, wie er kann, und wenn nach hundert Jahren die Armut, die Leere und der blöde Klamauk so schonungslos an ihm sich enthüllen, ist schon genug getan zu seinem Gedächtnis.

ÜBERLIEFERUNG
M Niederschrift, Benjamin-Archiv, Ms 1304.
LESARTEN 449, 6–13 *auf* bis *oder*] Dieser Teil des Zitats ist in M durch Punkte angedeutet; er wurde hier aus dem Artikel von Burschell ergänzt. – 449, 13.14 *wohl* bis *geschweigen*] diese Formulierung steht in M an Stelle einer anderen, gleichwohl nicht gestrichenen *weit und breit kein Mensch verstanden hätte, ohne daß die Frage noch soll erhoben werden*

450 BAEDEKER BEDANKT SICH –

Benjamin nahm mit diesem Artikel Stellung zu der folgenden Veröffentlichung, die am 1. 1. 1926 in der »Literarischen Welt« erschien:

Der größte Dichter – – ein Deutscher
Von Paul Cohen-Portheim

Baedeker darf man nur dann lesen, wenn man *nicht* reisen kann; dann erst erschließt sich seine ganze hehre Größe. Der Feinschmecker wird im Sommer etwa »Rußland«, im Winter »Italien« wählen. Die Lektüre von: »Italien, von den Alpen bis Neapel«, die ich gerade treibe, weil die Zentralheizung nicht funktioniert, hat mich zu diesen dankbaren Ausführungen veranlaßt. Sie gab mir reiche Belehrung (obwohl ich Italien recht gut kannte) und dichterischen Genuß. Wie väterlich ist seine Führung! So z. B. empfiehlt er, nicht allzu viele Orte zu besuchen, damit man auch einen bleibenden Eindruck behalte. Ein bleibender Eindruck aber erfordert in Venedig drei Tage, während man ihn in Pisa schon in einem halben Tage haben kann. Perugia und Assisi zusammen genau zweieinhalb. So etwas kann man nicht wissen, wenn man es nicht

gelernt hat. Vielleicht wäre ich von selbst darauf gekommen, daß »man sich gegen Kälte am besten durch wollene Unterwäsche schützt« – aber das darf man natürlich nicht verallgemeinern, ebensowenig wie die Kenntnis der Tatsache, daß im Hochsommer die Sonnenhitze auf die Dauer unzuträglich sein kann. Überhaupt gibt er vorzügliche hygienische Lehren, wenn er auch, was bei einem auch von jungen Mädchen gelesenen Autor verständlich und taktvoll ist, gewisse Gebiete unberührt läßt.

Als Ethiker glänzt er vor allem in den Kapiteln, die das Reisen und den »Verkehr mit den Eingeborenen« behandeln. (Welch seltsamer Gedanke, daß etwa in einem Baedeker »Deutschland«, in französischer Sprache, die Deutschen »Eingeborenen« wären, »natives« wie die Austern!) Dort scheint er mir Nietzsche nahe zu stehen und ihn zu überragen. Man urteile: In der Bahn »empfiehlt es sich, sich *selbst* einen guten Platz zu besorgen« – Aktivismus, sacro egoismo! – Den Italienern gegenüber »bleibe man kaltblütig«. (Das müßte eigentlich näher ausgeführt werden!) In Spanien vermeide man politische Gespräche, weil man dort nicht die Achtung den politischen Gegnern gegenüber kennt, wie bei uns. – Was Bettler anbelangt, so ist es am besten, sie durch eine Geste (welche wohl?) und ein kurzes »niente« zu verscheuchen. Man sieht: ein Herrenmensch! – Man folge seinem Rate, und man wird sehen, wie der Eingeborene den Fremden nicht nur lieben, sondern auch achten wird.

Am Dichterhimmel glänzen Sterne. Sie sind Karl Baedekers genialster Einfall, und hier zeigt er auch die größte dichterische Freiheit. Mittels dieser Sternengeister ist er der künstlerische Diktator der weißen Rassen! Von ihm allein hängt es ab, wie schön ein Bild, ein Bauwerk oder eine Landschaft ist. Kein Stern – und niemand beachtet sie, zwei Sterne – Weltberühmtheit! Von Künstlern sind augenblicklich nur Raphael und Michelangelo Doppelgestirne. Nun, das weiß man ja! Aber interessant ist es zum Beispiel, wie unwichtig die Bauten von Ravenna gegenüber dem Mailänder Dome sind. St. Peter zu Rom würde man ja erwarten, aber die Whisky-Kathedrale (Black and White) von Siena ist schon eine originelle Wahl.

Die poetischen Höhepunkte des Italien-Werkes sind für mich die Schilderung des feenhaften Anblicks des Mailänder Doms bei Mondschein (in der rauhen Wirklichkeit wird sie ja durch die blendende elektrische Beleuchtung des Domplatzes etwas gestört), vor allem aber die Beschreibung der blauen Grotte von Capri. Hier mischen sich Lyrismus, Naturschilderung und praktischer Verstand in so unerhörter Synthese, daß ich mir nicht versagen kann, sie, wenn auch leider nur in abgekürzter Form, wiederzugeben: »Das Innere der Grotte ist 54 Meter lang, 30 Meter breit und 12 Meter hoch. Der wunderbare blaue Schein, der

auf alles, was sich dort befindet, fällt, rührt daher, daß das Licht, nur durch das Wasser gespiegelt, eindringen kann ... Die Gegenstände, die man unter dem Wasser sieht, besonders der menschliche Körper, wirken wie Silber. Ein Knabe erbietet sich zum Baden. Trinkgeld höchstens eine Lire (Anm.: Auch für mehrere Personen), oder sonst genügt es, wenn man den Arm in das Wasser taucht...«
Ich muß mich leider mit diesem einen Beispiel begnügen. Das Thema ist unerschöpflich; denn jede Seite des Buches ist anregend, belehrend, poetisch. Der schönste Schmuck des Buches aber sind die Karten. Sie sind mir lieber als alle Landschaftsmalerei. Erstens sind sie korrekt, zweitens koloristisch hervorragend. Blau ist das Meer, wie es nur im Süden sein kann, braun die schroff schraffierten Gebirge, lieblich grün die Ebenen, durch die sich das rote Fortschrittband der Bahnen schlängelt. Es sieht aus, wie vom Flugzeug. Was soll einem der langweilige Claude Lorrain, was selbst (bei aller Innigkeit) der große Böcklin? – Hier ist Schicksal und Wahrheit.

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Die literarische Welt, 29. 1. 1926 (Jg. 2, Nr. 5); Benjamin-Archiv, Dr 457. – Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *E. Ackermann*. In Benjamins Handexemplar ist das Pseudonym handschriftlich in *A. Ackermann* korrigiert.

450–452 Skandal im Théatre Français

ÜBERLIEFERUNG
J^{SSch} Die literarische Welt, 7. 5. 1926 (Jg. 2, Nr. 19), 6; Sammlung Scholem. – Das von Benjamin handschriftlich korrigierte Druckexemplar in Scholems Sammlung trägt den Vermerk *Schluß von der Redaktion.*

LESART 452, 13 *Leute.*] Hierauf folgen in J^{SSch} die redaktionell hinzugefügten Sätze »Aber der Minister erklärt, man werde das Stück auf dem Spielplan belassen. Die beiden Autoren haben nun ihr Stück freiwillig zurückgezogen und so die Debatte einstweilen beendet.«

452–453 Pariser Theaterskandale II

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 4. 6. 1926 (Jg. 2, Nr. 23), 2.

453–454 Rainer Maria Rilke und Franz Blei

Benjamin schrieb diese *Entgegnung auf den schlechten und frechen Nekrolog, den Franz Blei über Rilke verfaßt hatte* (Benjamin-Archiv, Ms 1263), am 21. und 22. 1. 1927 in Moskau und diktierte sie am folgenden Tag in die Maschine. Es ist nicht bekannt, warum *die Notiz gegen Blei* (Benjamin-Archiv, Ms 1263) unpubliziert blieb. – Franz Bleis Artikel, der am 7. 1. 1927 in der »Literarischen Welt« erschien, wird im folgenden wiedergegeben:

Zu Rainer Maria Rilke

Der knabenhaft schmale, zerbrechlich schwache Leib des Dichters, dem nun der Tod die von Jugend auf allzu schwere Bürde des physischen Lebens abnahm, trug ein Haupt, dem der mongolisch hängende Schnurrbart vergeblich eine Männlichkeit zu geben suchte. Männlichkeit meine ich von jener robusten Art, die auszieht, den Drachen zu bekämpfen. Die Problematik Rilkes war ganz Interieur immer geblieben, er schaute mit seinen großen blassen Augen in die Landschaft aus dem einzigen Fenster eines Zimmers, in dem es ganz leise nach Kranksein roch und aus dem er sich in ein bukolisches Idyll sehnte, das ihm, der ganz nur in Dichtern und Gedichten lebte, Francis Jammes verkörperte, von dem er schrieb: »das ist ein solcher Dichter, wie ich einer sein möchte...« Wiederholt er damit nicht den Novalis, dem aus der ständigen Fiebertemperatur von 39 Graden nichts köstlicher schien, als sich im Bürgerlich-Behagenden einzurichten? Kein Lächeln in Rilkes Gesicht löschte die geschnittene Falte aus, welche scharf von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln zog. Ans Fenster gefesselt – Fenêtre, toi, ô mesure d'attente tant de fois remplie... heißt es in einem seiner letzten französischen Gedichte –, konnte er nichts als ein bitteres Heimweh nach dem einfachen Glück haben, das sich grünend und grasend draußen entfaltete. Auch nach dem immer erwarteten frommen Gott nur Heimweh, so sehr er seine zarten, doch geschickten, oft nur geschickten Hände auch abmühte, fromme Bildnisse nach ihm zu formen, Bildnisse Mariens und ihres Sohnes, die er wie zur Lockung des Göttlichen ins Fenster stellte, wie sie, ja, ein bißchen verstaubten wie immer solche kunstgewerbliche Dinge.

Das Bett dieses schwachen Leibes war nicht breit, nicht tief genug, als daß sich das Leben als ein Strom durchgezwängt hätte. Doch war ein Kopf da, hell und wissend genug, um das große brausende Draußen dieses Stromes. Das gab früh Resignation und Hinneigung zu den Resignierten. Und viel Zeit melancholischer Stunden, an Strophen und Sätzen zu bauen und zu basteln. In den letzten Jahren erlag Rilke dem leichten Zauber einer fremden Sprache dem beglückenden Gefühle neuer

Klänge in neuen Worten, aber das in ihnen zu Sagende und Gesagte war das alte, etwa:

Puisque tout passe, faisons
la mélodie passagère;
celle qui nous désaltère
aura de nous raison,

und er übertrug in deutsche Verse Gedichte von Paul Valéry, der am andern Pole steht, – so geschickt war er geworden, daß er sich selber fremd werden konnte. Oder so aufgelöst vor der Erlösung, daß er nur mehr reine Schönheit wahrnahm, qui nous désaltère. Auch darin ein Romantiker, um dies mißbrauchte Wort am richtigen Platze anzuwenden, wo den romantischen Zustand eine Leiblichkeit bedingt, die, früh vom Tode gezeichnet, am vertrautesten ist mit dem Sterben, dem Traume, der Angst, der Poesie und jenem Heimweh, das zurückfinden will, aber den Ort dieses Zurück nicht kennt und ahnt. Im Zwielicht dieser inneren Begegnungen konturiert sich nicht selten eine heroische und tragische Figur, wie der Cornet, den kein Rezitieren aus den zu erhaltenden Seiten deutscher Prosa zu streichen vermag. Oder Gaston Phoebus oder die Rückkehr des verlorenen Sohnes. Oder in den Versen der Tiger im Zoo. Oder das Karussell. Aber Borchardt wußte, warum er weder das eine noch das andere dieser Gedichte in seinen »Ewigen Vorrat« aufgenommen hat; das Kunstvolle dieser Gebilde konnte sein scharfes inneres Auge nicht täuschen, daß gerade diesen gelungensten von Rilkes Gedichten das Wesentliche fehlt: daß sie nicht von Innen her Gedichte sind.

In den tieferen Lagen dürfte Malte Laurids Brigge autobiographisch sein. Es ist kein Grund, Erlebnis aus Lektüre geringer zu werten als Erlebnis aus unmittelbarem Leben. Dieser Okkasionalist, der aus den Zufällen Herzens und Geistes lebt, darin ganz romantisch wie der Heinrich von Ofterdingen Hardenbergs, hat Züge, die ihn den Helden des Russen verwandt machen. Dostojewski war ein frühes Erlebnis Rilkes, das mit ihm wuchs. In den Geschichten vom lieben Gott, die er vor 25 Jahren schrieb, ist's der Dostojewski der Erniedrigten und Beleidigten. Im Brigge ist es der des Idioten. Vielleicht vom Erlebnis Hamsuns ins Mystisch-Mysteriöse etwas abgedrängt und, wie alles Romantische vom Erzvater Rousseau genährt. Aber man darf diese lose Komposition des Brigge nicht zu fest anfassen, sonst zerfällt sie in Stücke, zerrinnt in den Nebel, aus dem sie geschaffen scheint. So auch den Dichter selber, der sich wie ein Klausner ein Leben lang mühte, sich die Kontur zu geben und dem nur die Sehnsucht danach die Hand führte, nicht die Kräfte selber, welche sind: der wahre Glaube oder der Leidenschaft gewordene Gedanke. Und den das Übermaß von Musikalität schwächte, das ihm, wie seiner Zeit, eignete. So war ja auch der musikalisch weiche

Rodin sein Plastiker, dem der Marmor in Schaum zerrann, in Stimmung, in Andeutung. Was alles für eine tiefere metaphysische Beziehung gehalten wurde. Während es nur Alliteration, Assonanz, Ellipse, unbetontes Reimwort ist.
Aber an der Bahre des Poeten ist das geflüsterte Wort schon ein lautes Wort und unpassend. Schweigend mögen die vielen Rilke ehren, welche, was er schrieb, als ihren seelischen Komfort, ihre hygienische Förderung erfahren haben. Denn immer geht, wie von Gebeten, Heilwirkung vom Gedicht aus. Franz Blei

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1631 f.
LESART 454, 7 *taktilen*] konj. für *taktischen*

454 Journalismus

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 24. 6. 1927 (Jg. 3, Nr. 25), 2. – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

455–456 Glozel und Atlantis

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Die literarische Welt, 29. 7. 1927 (Jg. 3, Nr. 30), 2; Benjamin-Archiv, Dr 472. – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.
LESART 456, 18 *denn*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *dann*

456–458 Staatsmonopol für Pornographie

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 9. 12. 1927 (Jg. 3, Nr. 49), 17 f.

459–461 Ein internationales Gesellschaftsspiel

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Die literarische Welt, 11. 5. 1928 (Jg. 4, Nr. 19), 7; Benjamin-Archiv, Dr 492. – Der Artikel ist mit dem Anagramm *Anni M Bei* gezeichnet, welches in Benjamins Handexemplar in *Anni M Bie* korrigiert wurde.

461 Vaterherz, kalt garniert

Überlieferung
J Die literarische Welt, 11. 1. 1929 (Jg. 5, Nr. 2), 7.
M Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 37.
Druckvorlage: J

461–463 Nochmals: Die vielen Soldaten

Benjamin notierte zur Uraufführung von Marieluise Fleißers Theaterstück »Pioniere in Ingolstadt« am 1. 4. 1929 im Schiffbauerdamm-Theater:

Zu »Pioniere in Ingolstadt«

Lenja – wie sie sich in den bäurisch langen Kleidern mit Volants bewegt. Frou-Frou in die kleine Stadt – nach dreißig Jahren – gedrungen.
Die Worte der Fleißer tragen erstaunlich viel. Sie haben das Gestische in der Sprache des Volkes, schöpferische Gewalt, die sich zu gleichen Teilen aus einem entschiednen Ausdruckswillen und aus Verfehlen und Ausgleiten zusammensetzt, vergleichbar der Geste des Exzentrikers. Es sind nur sehr wenige Dramatiker auf diesen vergrabnen Schatz gestoßen. Büchner, der frühe Hauptmann – aber sie haben nicht so verschwenderisch mit dem Schatze gehaust.
Lorre – Vergrabung in die schizophrene Gedankenwelt eines Kleinstadttrottels.
»Brecht setzte für Größe Distanz, das ist seine theatergeschichtliche Tat. Er verkleinerte die Menschen nicht. Er atomisierte die Figuren nicht. Er entfernte sie. Er nahm dem Schauspieler die ›Gemütlichkeit‹, die sich temperamentvoll anbiedert.« In diesem Sinne konnte man die Offensive gegen die »Gemütlichkeit« nicht weiter vortreiben als in diesem Stück. Nämlich in ihr ureigenstes Gebiet. Nicht mit gemütvollem Gefallen ist hier die Sprache der »Soldaten und Dienstmädchen« dargestellt sondern mit leidenschaftlichem Anteil. Mit Leiden wie es an Büchner erinnert. Aber eine desto fester gezimmerte Handlung hätte den Stoß einer solchen Anschauung – der in der Regie von Geis noch gesteigerten Elan bekam – abfangen müssen.
So mußte es kommen, daß das Publikum sich den fehlenden Mimus dazu phantasierte, in einer Fülle von Mißverständnissen, Vergröberungen der nüanciertesten Stellen – weil die Stufung, Abschattung nur in sehr festem Material auf der Bühne gebildet wird.
Bühnenbilder von Neher.
Stil der allerbesten Blätter des frühen Simplizissimus. Schmerzhafte Gespanntheit in den Bewegungen der Körber. Die Liebe auf dem Lande, vom Scheinwerfer der zivilisatorischen Belichtung aufgeschreckt.

Sehr mutig die grelle Bestimmtheit in den Liebesbeziehungen. Stilverwandlung schon durch die Darstellung.
Zurückverlegung – sehr gut und richtig.

Druckvorlage: Sammlung Scholem, Pergamentheft, 38

Diese Aufzeichnungen vervollständigte Benjamin offenbar deshalb nicht, weil inzwischen in der »Literarischen Welt« vom 12. 4. 1929 eine Theaterkritik von Hans Kafka erschien, die sowohl auf Marieluise Fleißers Stück einging, als auch auf eine von Piscator besorgte Inszenierung der »Rivalen«, eine von Carl Zuckmayer vorgenommene Bearbeitung des Stückes »What price Glory« von Maxwell Anderson und Laurence Stalling. Anstelle der geplanten Fleißer-Besprechung schrieb Benjamin unter dem Titel *Nochmals: Die vielen Soldaten* eine Antwort auf Hans Kafkas Artikel, die in der »Literarischen Welt« jedoch nur in einer von der Redaktion verstümmelten Fassung erschien. Die Originalfassung wurde hier anhand eines von Benjamin handschriftlich ergänzten Zeitungsausschnittes wiederhergestellt, der sich im Benjamin-Archiv findet.
Im folgenden wird Hans Kafkas Artikel wiedergegeben:

Infanteristen und Pioniere
Zu zwei Berliner Premièren

Die ganze Richtung paßt mir nicht!

Was ist denn los? Warum kommen mit einem Male so viele Soldaten auf die Bühne? Das Junge, das Gesunde, das Vitale – gut. Sind den Dramatikern auf der Suche *da*nach die Militärs plötzlich eingefallen? Mit »Mann ist Mann« von Brecht fing es an. Da sind sie nun, die verfluchten Kerls aus dem Volke, die mit den Eisenmuskeln und den akrobatischen Gelenken, die mutigen Naturburschen, – Sauflust, Freßlust und Lust des Fleisches: o wie verschwenderisch ist die Natur!
Diese Soldaten werden vorzüglich von Dichtern auf die Bühne geschickt, die teils als Marxisten, teils sogar als Pazifisten verschrien sind; die sich also irgendwie um die Feststellung herumdrücken müssen, daß gerade in jener Art von Soldaten, die sie bringen, neben der Freß-, Sauf- und Liebes-, auch die Rauflust blüht, und daß es von dieser bis zur Mordlust nicht gar so weit ist. Eine unangenehme Feststellung, gegen die aber rechtens nichts zu machen ist. Die Verbrecher von 1914 haben ja nicht etwa willenlose Wesen zu etwas gezwungen, was der Natur dieser Wesen zuwiderlief: sondern sie weckten ganz einfach in ihnen etwas, das dort noch schlief seit uralten Zeiten her, seit den Affen, dem missinglink; das schon von Natur aus dort war, wie ja im Menschen Alles ist, alles Erhabene und aller Dreck im wüstesten Mischmasch. Und eben darin, daß sie das Niedrigste, Tierisch-Dreckigste weckten und heran-

zogen, bestand ihr verruchtes Verbrechen. Und eben darin, in diesem seit Jahrtausenden raffiniert organisierten Verfahren, Menschen, die mehr als Menschen hätten werden können, zu Tieren zu degradieren, eben darin, einem solchen Verbrechen sich ohne Widerspruch zu fügen, besteht der Beruf des braven Soldaten.
Der brave Soldat ist also etwas, das verachtet werden muß. Es gibt Leute, Bürger, die zum Beispiel den Beruf der Dirnen für verächtlich halten, weil ihm, ihrer Meinung nach, jede zwingende Voraussetzung fehle, und weil er ethisch indiskutablen Zwecken diene. Diese Leute wollen auf der Bühne keine Stücke von Dirnen sehen, deren Schicksale ihnen uninteressant, deren Erscheinungen für sie abstoßend sind – so genau begründen sie es übrigens kaum, die ganze Richtung paßt ihnen eben nicht. Nur die Errettung einer so tief gesunkenen Frau lassen sie allenfalls noch als Thema gelten.
Aus genau denselben Gründen, die, auf die Dirnen bezogen, falsch, hier aber richtig sind, wollen wir auf der Bühne brave Soldaten in der Ausübung ihres Berufes nicht sehen.
Und in den Stücken dieser Marxisten und Pazifisten kommen eigentlich nur brave Soldaten vor. Das muß also irgendwie vereinigt werden. Brecht fand mit dem genialen Trick der Nutzanwendung: »Mann ist Mann!« zum Marxismus eine recht gangbare Brücke. Da es für ihn dann dramatisch wichtiger war, daß am Ende Tibet erobert würde, ließ er den Pazifismus fallen. Das russisch-marxistische Dogma hat ja auch auf jeden Pazifismus bereits feierlich Verzicht geleistet. (Ein Dogma kann sich das leisten, was der primitivsten Vernunft natürlich nie möglich wäre. Schutz und Erhaltung des menschlichen Lebens sind vernünftigerweise *noch* wichtiger als dessen komfortable Einrichtung. Ein Leben ohne Wohlergehen ist möglich und muß daher mehr zählen, als ein Wohlergehen ohne Leben, das unmöglich ist.)
Wie sich aber Marieluise Fleißer und Carl Zuckmayer zwischen ihren braven Soldaten und ihren nach links tendierenden Überzeugungen zurechtfinden, erinnert an jene ausländischen Kriegsfilme, die gelegentlich eingestreute deutsche pazifistische Titel in ihr Gegenteil umfälschten. Die Pioniere in Ingolstadt werden also gelegentlich durch ihre Feldwebel kujoniert, die ihrerseits mit dem intellektuellen und impotenten Bürgertum paktieren und am Ende gar das Gesunde, Junge, Vitale, die animalische Lust jeder Art durch Nachtdienst und einen Armeebefehl einschränken wollen. Ist diese Feststellung nicht links genug? Und Zuckmayer zeigt so zwischendurch, wie seinen amerikanischen, also bezahlten Infanteristen hie und da vor dem Krieg ein bißchen mies wird. Welchen Arbeiter befällt nicht ebenso oft vor der Arbeit die Unlust, ohne daß vor einem Theaterpublikum daraus die dramatische Schlußfolgerung: »Nie wieder Arbeit!« gezogen werden könnte. In diesem

Stück soll aber damit sämtlichen linksgerichteten Überzeugungen Zuckmayers und seiner Zuschauer Genüge getan werden?
Nein. Das ist in beiden Fällen zu wenig. Um so weniger, als es sonst von jenem Militarismus nur so blitzt, der durch den Zauber der Uniformen und Marschmusiken auch in skeptischen Gemütern entzündet wird. Schon bayrische Militärmärsche wirken auf jeden Fall, auch wenn sie noch so parodistisch gewollt sind. Englische Soldatensongs, unter Jazzbegleitung, um so mehr. Im Takt danach marschiert der uralte Stechschritt auf dem neuerfundenen rollenden Holzband.
Das wollen wir auf keinen Fall mehr sehen, nicht mehr das planmäßige Morden, nicht mehr die Vorbereitung dazu; nicht mehr den braven Soldaten, der sich nicht anders dagegen auflehnt, als durch gelegentliche kleine Seufzer. Nur die Errettung eines so tief gesunkenen Menschen lassen wir allenfalls noch als Thema gelten; die Selbsterrettung, die weit größeren Mut fordert, mit weit größerer Gefahr verbunden ist, als das Kämpfen mit dem Gewehr: nämlich das Wegwerfen des Gewehrs.
P. S. Wenn es erlaubt ist, von diesem Ethisch-Prinzipiellen einen Augenblick lang abzusehen und das rein Theatralisch-Formale ins Auge zu fassen, so muß zugestanden werden, daß die beiden Stücke in dieser Hinsicht etwas Außerordentliches bedeuten. »Rivalen« ist dramatisch äußerst wirksam; in den »Pionieren« wird mit mehr lyrischen Mitteln eine starke Landschafts-Atmosphäre spürbar gemacht. Zwei große Erfolge des heutigen Theaters, vielleicht sogar der Literatur. –
Wenn es erlaubt ist –? Wenn es erlaubt *wäre*! Wenn es *möglich* wäre!

ÜBERLIEFERUNG
J^BA Die literarische Welt, 10. 5. 1929 (Jg. 5, Nr. 19), 7 f.; Benjamin-Archiv, Dr 511.

LESARTEN 462, 26–28 *Publikum* bis *hat.*] in J^BA handschriftlich korrigiert aus *Publikum.* – 462, 31 *bürgerlichen*] fehlt im Abdruck – 463, 27.28 *der Reinigung, dem bewaffneten Aufstand.*] handschriftliche Korrektur in J^BA. Anstelle dessen heißt es im Abdruck »der aktiven *Reinigung*«. Benjamins handschriftliche Korrektur läßt sich auch so lesen, daß das Wort *aktiven* stehenbliebe.

463–464 Aus dem internationalen Antiquariat

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 24. 5. 1929 (Jg. 5, Nr. 21), 3. – J enthält eine Abbildung des besprochenen Briefes; auf der kleinen und unscharfen Reproduktion ist jedoch fast nichts zu erkennen.

464–466 DER GRÜNE POSTILLON

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 25. 10. 1929 (Jg. 5, Nr. 43), 1.

466–468 KAVALIERSMORAL

In einem Brief an Robert Weltsch vom 9. 5. 1934 bezog sich Benjamin auf diesen Artikel: *Als Max Brod vor Jahren von Ehm Welk wegen Nichtbeachtung gewisser Kafka'scher Testamentvorschriften angegriffen wurde, habe ich Max Brod in der »Literarischen Welt« verteidigt. Das hindert mich aber nicht, zu der Frage der Interpretation Kafkas ganz anders zu stehen als Max Brod.* (Briefe, 607) Auch in einem Brief an Scholem aus dem Jahre 1938 ging Benjamin noch einmal auf das in *Kavaliersmoral* behandelte Problem ein (s. Briefe, 757 f.).

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 22. 11. 1929 (Jg. 5, Nr. 47), 1 f.

468 ADE MEIN LAND TIROL

Von dieser Glosse finden sich im Benjamin-Archiv zwei verschiedene Abdrucke; nur einer davon trägt einen Drucknachweis. Wahrscheinlich wurde der Text für zwei verschiedene Ausgaben der gleichen Nummer der »Frankfurter Zeitung« doppelt gesetzt.

ÜBERLIEFERUNG
J^{1BA} Frankfurter Zeitung, 28. 3. 1930 (Jg. 74, Nr. 234); Benjamin-Archiv, Dr 527.
J^2 ohne Drucknachweis; Benjamin-Archiv, Dr 528.
Druckvorlage: J^{1BA}
LESART 468, 24 – *vielmehr Vorarschberg* –] fehlt in J^2

469–470 KLEINER BRIEFWECHSEL MIT DER STEUERBEHÖRDE

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 14. 8. 1931 (Jg. 76, Nr. 599). – Der Abdruck erschien anonym.

471–605 Berichte

473–476 Die Waffen von morgen

Dieser Artikel ist mit den Buchstaben *dsb,* den Initialen von Benjamins Frau Dora Sophie gezeichnet. Da Benjamin ihn jedoch im *Verzeichnis meiner gedruckten Arbeiten* (Benjamin-Archiv, Ms 1834–1843) aufführte und einen Abdruck des Berichts unter die Zeitungsausschnitte seiner Veröffentlichungen aufnahm, stammt er wahrscheinlich von ihm.

ÜBERLIEFERUNG
J Vossische Zeitung, 29. 6. 1925, Abendausgabe.
NACHWEIS Mehrere Passagen dieses Berichts (473, 17–21; 474, 21–25 und 475, 33–36) übernahm Benjamin in die Kritik *Theorien des deutschen Faschismus* (s. Bd. 3, 239 f.).

476–477 Studio »L'assaut«

Über die Aufführung, die diesem Bericht zugrundelag, schrieb Benjamin am 8. 4. 1926 an Jula Radt: *Was ich an Avantgarde-Theater gesehen habe, eine surrealistische Soirée in einem kleinen Privattheater auf dem Montmartre vor geladenem Publikum war jammervoll.* (Briefe, 421)

ÜBERLIEFERUNG
J[SSch] Die literarische Welt, 23. 4. 1926 (Jg. 2, Nr. 17), 2; Sammlung Scholem.
LESARTEN 477, 12 *minder*] in J[SSch] handschriftlich korrigiert aus *wieder* – 477, 19 *In der Grande Maison de Blanc*] in J[SSch] handschriftlich korrigiert aus *Im Grand Maison de Blanche*

477–479 Möbel und Masken

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 23. 7. 1926 (Jg. 2, Nr. 30), 7.
NACHWEIS 478, 21 *»Le meuble hanté«*] Dieses Werk, Öl auf Leinwand, 89x103 cm, von 1885, befand sich im Ensor-Museum in Ostende und wurde im Zweiten Weltkrieg vernichtet.

479–480 Paul Valéry in der École Normale

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 13. 8. 1926 (Jg. 2, Nr. 33), 1.
NACHWEISE 480, 29–34 *Mallarmé* bis *verarbeitet.*] Diese Passage über-

nahm Benjamin in ähnlicher Formulierung in den Text *Vereidigter Bücherrevisor* aus der *Einbahnstraße* (s. 102, 26–31). – 480, 38 *wohnen.«*] Die Stelle bei Valéry lautet vollständig: »Nous traversons seulement l'idée de la perfection comme la main impunément tranche la flamme; mais la flamme est inhabitable, et les demeures de la plus haute sérénité sont nécessairement désertes.« Paul Valéry, Œuvres I, hg. von Jean Hytier, Paris 1957, 1275 (Variété, Avant-propos à la Connaissance de la Déesse).

481–483 Disputation bei Meyerhold

Benjamin sah Meyerholds Inszenierung des Revisor in Moskau am 19. 12. 1926 (s. *Moskauer Tagebuch*, Benjamin-Archiv, Ms 1247 f.). Die hier geschilderte Diskussion, die am 3. 1. 1927 stattfand, verfolgte Benjamin gemeinsam mit Asja Lacis und Bernhard Reich (s. Benjamin-Archiv, Ms 1255). Am 8. 1. 1927 war das *Referat über die Diskussion bei Meyerhold*, das Benjamin als *vielleicht einigermaßen geglückt* ansah, geschrieben (s. Benjamin-Archiv, Ms 1257). Über diesen Artikel fanden zwischen Benjamin und Reich Auseinandersetzungen statt (s. Benjamin-Archiv, Ms 1257 f.), die Asja Lacis in ihrem autobiographischen Bericht, in dem sie Benjamins Artikel scharf kritisiert, vermutlich aufgreift (s. Asja Lacis, Revolutionär im Beruf, München 1971, 54 f.).

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] »Der Regisseur Meyerhold – in Moskau erledigt? Ein literarisches Gericht wegen der Inszenierung von Gogols ›Revisor‹«. Die literarische Welt, 11. 2. 1927 (Jg. 3, Nr. 6), 3; Benjamin-Archiv, Dr 465 f. – Titel und Untertitel sind in J[BA] handschriftlich gestrichen und durch *Disputation bei Meyerhold* ersetzt.

NACHWEIS 481, 14 *Ljess*] s. Aleksandr N. Ostrovskij, Les, Petersburg 1871.

483–485 Les Cahiers du Sud

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 18. 3. 1927 (Jg. 3, Nr. 11), 6.

485–486 Phantasie über Kiki

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 20. 5. 1927 (Jg. 3, Nr. 20), 7.

486–487 Verein der Freunde des neuen Russland – in Frankreich

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 10. 6. 1927 (Jg. 3, Nr. 23), 2.
NACHWEIS 486, 28.29 *»Défense de l'Occident«*] erschienen Paris 1927.

487–492 Für die Diktatur

Benjamins Interview mit Valois erschien als erste Veröffentlichung einer Artikelserie, die »Die literarische Welt« vom 16. 9. 1927 unter folgendem Titel ankündigte: »Die großen Gegensätze unserer Zeit. Eine Reihe Artikel und Interviews in antithetischer Anordnung.« Das erste Thema lautete »Die Diktatur«. Ein redaktioneller Vorspann, der gleicherweise die Folge wie Benjamins Arbeit einleitete, erläuterte die Absicht der Serie: »Es sollen einige der Hauptprobleme unserer Zeit – Religion, Technisierung, Parlamentarismus, Pazifismus, Diktatur, Perspektiven der jungen Dichtung, Die Frau in der Politik, Sportbewegung u.s.f. – jeweils von zwei repräsentativen Köpfen erörtert werden, die eine vollkommen gegensätzliche Einstellung zu dem betreffenden Thema haben. Ein Beispiel: für den Parlamentarismus wird Theodor Wolff sprechen, gegen den Parlamentarismus ein prominenter Theoretiker der royalistischen ›Action française‹. [Absatz] Wir beginnen heute mit dem Thema: Diktatur. Als Vertreter des Diktaturgedankens spricht der Führer der französischen Fascisten, Georges Valois, als Gegner die ehemalige Mitarbeiterin und gegenwärtig schärfste Gegnerin Mussolinis, Mme. Angelica Balabanoff.«

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 16. 9. 1927 (Jg. 3, Nr. 37), 1.
LESART 491, 12 *dessen*] konj. für *deren*
NACHWEIS 490, 33 *»Réflexions sur la violence«*] s. Georges Sorel, Réflexions sur la violence, Paris 1908.

492–495 Soll die Frau am politischen Leben teilnehmen? Dagegen: Die Dichterin Colette

Benjamins Gespräch mit Colette erschien ebenfalls innerhalb der Serie »Die großen Gegensätze unserer Zeit«. Die in der Überschrift des Artikels gestellte Frage ist somit zugleich ein redaktioneller Titel.

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 11. 11. 1927 (Jg. 3, Nr. 45), 1.
LESART 492, 14 *verlorenem*] konj. für *verlorenen*

NACHWEIS 495, 11 *»Wege der Liebe«*] s. Alexandra Kollontay, Wege der Liebe, übersetzt von Etta Federn-Kohlhaas, Berlin 1925.

496–497 EIN BEDEUTENDER FRANZÖSISCHER KRITIKER IN BERLIN

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 2. 12. 1927 (Jg. 3, Nr. 48), 1.

497–502 ANDRÉ GIDE UND DEUTSCHLAND

Am 30. 1. 1928 schrieb Benjamin in einem Brief an Scholem: *In den letzten Tagen hatte ich eine große Freude. André Gide war in Berlin und hat, als einzigen deutschen Publizisten, mich empfangen und mir eine zweistündige Unterhaltung gewährt, die ungeheuer interessant war, und von der Du einen, freilich sehr für die Öffentlichkeit zensierten Bericht wahrscheinlich in der »Literarischen Welt« lesen wirst. Was Du daraus kaum ersehen wirst, ist, daß das Gespräch wundervoll war und was es bedeutet. Gide läßt sich nämlich auch in Frankreich nicht sprechen. Er hat mich während dieser Unterhaltung zwei, drei Mal gebeten, noch zu bleiben und mir, und später noch dritten, gesagt, wie erfreulich ihm unsre Begegnung gewesen sei. Auf Gides besonderen Wunsch, der seine conférence, derentwegen er hergekommen war, nicht gehalten hat und sich irgendwie sonst halboffiziell den Leuten vorstellen wollte, habe ich neben der großen Darstellung des Gespräches ein Interview für die Deutsche Allgemeine Zeitung (Gide wollte aus gewissen vernünftigen Gründen gerade dieses Blatt) geschrieben, das heute erschienen ist. Ich hoffe, daß dieses Gespräch meine Position in Paris [...] sehr verbessern wird.* (Briefe, 457f.) In einem Brief vom 8. 2. 1928 an Hofmannsthal heißt es über dasselbe Gespräch mit Gide: *Gide ist, wie Ihnen sicher bekannt ist, in Berlin gewesen. Ich habe ihm, leider nur einmal, in einer zweistündigen reichen und fesselnden Unterhaltung gegenüber gesessen. Da er ziemlich rückhaltlos über alle literarischen Dinge sprach, die wir berührten, andererseits seine Stellung in Frankreich so exponiert ist, ließ unser Gespräch sich nur sehr bruchstückweise wiedergeben und vieles Wesentliche mußte ich für meine persönlichen Notizen zurückbehalten. Der beiliegende Ausschnitt ist eine Fassung des Gespräches, die ich auf Gides Wunsch für die »Deutsche Allgemeine Zeitung« schrieb. Eine ausführliche Darstellung sende ich Ihnen, sobald sie in der »Literarischen Welt« erschienen ist. Gide ist eine durch und durch dialektische Natur mit einem fast beirrenden Reichtum von Vorbehalten und Verschanzungen. Diesen Eindruck, den schon das Werk auf seine Weise gibt, steigert die mündliche Rede bald ins Großartige bald ins Problematische.* (Briefe, 460)

In Benjamins Nachlaß finden sich Aufzeichnungen mit stichwortartigen Gesprächsnotizen und Gidezitaten (Benjamin-Archiv, Ms 732 und 1364); jene Aufzeichnungen, von denen Benjamin schrieb, *vieles Wesentliche mußte ich für meine persönlichen Notizen zurückbehalten,* sind jedoch nicht vorhanden. – Die Redaktion der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« stellte Benjamins Artikel folgende Bemerkung voran: »Der bekannte französische Schriftsteller André Gide hält sich jetzt in Berlin auf. Seine Dichtung ›Der verlorene Sohn‹ gelangt heute in der Übersetzung von Rilke im Deutschen Künstlertheater zur Uraufführung.«

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] Deutsche Allgemeine Zeitung, 29. 1. 1928; Benjamin-Archiv, Dr 481–484.

LESART 499, 24 *über sich*] in J[BA] handschriftlich korrigiert aus *restlos sich selbst*

NACHWEISE 498, 11 *»Porte étroite«*] s. André Gide, La porte étroite, Paris 1909. Benjamin widmete dieser Erzählung einen Essay (s. Bd. 2). – 498, 18.19 *Protest des jungen Gide gegen den primitiven, unfruchtbaren Nationalismus Barrès'*] s. die Artikel »A propos des Déracinés« (1897) und »La Normandie et le Bas-Languedoc« (1902) in André Gide, Prétextes, Paris 1903, 53–69. – 499, 21 *nur die Lumpe sind bescheiden*] Goethe, Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, Bd. 1, Stuttgart, Berlin 1902, 92 (Rechenschaft). – 499, 29 *»Kongoreise«*] s. André Gide, Voyage au Congo, Paris 1927. – 499, 31.32 *Freilich immer noch würde Goethe mich anziehen.*] Gide veröffentlichte in der Folge eine Schrift über Goethe: André Gide, Goethe, Paris 1932 (Privatdruck), aufgenommen in André Gide, Rencontres, Neuchâtel, Paris 1948. Ferner die Übersetzungen: Goethe, Le Second Faust (fragment), in: »Nouvelle Revue Française«, 1. 3. 1932 und Goethe, Promethée, trad. par André Gide, Paris 1951. – 501, 22 *acquis«*] André Gide, Journal des Faux-Monnayeurs, 16. Aufl., Paris 1929, 89.

502–509 Gespräch mit André Gide

s. die Vorbemerkung zum vorigen Artikel.

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 17. 2. 1928 (Jg. 4, Nr. 7), 1 f.

NACHWEISE 504, 7.8 *Übertragung von Antonius und Cleopatra*] s. Shakespeare, Antoine et Cléopâtre, Paris 1921. – 506, 27 *»Voyage de Sparte«*] s. Auguste-Maurice Barrès, Le voyage de Sparte, Paris 1906. – 506, 31 *»Déracinés«*] s. Auguste-Maurice Barrès, Les Déracinés, Paris 1897, erster Band der Trilogie Le Roman de l'énergie nationale. –

507, 15 *relu.‹*] André Gide, Journal des Faux-Monnayeurs, 16. Aufl., Paris 1929, 53. – 508, 28.29 *»Si le grain ne meurt«*] erschienen in zwei Bänden, Paris 1920 und 1921. – 508, 34 *»Prométhée mal enchaîné«*] erschienen in der Zeitschrift »Ermitage«, Paris 1899.

509–511 MONDNÄCHTE IN DER RUE LA BOËTIE

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 16. 3. 1928 (Jg. 4, Nr. 11), 4.

511–515 ALTES SPIELZEUG

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Frankfurter Zeitung, 21. 3. 1928 (Jg. 72, Nr. 217); Benjamin-Archiv, Dr 487.

LESART 515, 11 *1916*] in J^{BA} handschriftlich korrigiert aus *1926*

NACHWEISE 511, 31 *Hampe*] s. Theodor Hampe, Der Zinnsoldat. Ein deutsches Spielzeug, Berlin 1924. – 515, 25 *missen.«*] Weder von 1916 noch von 1926 war eine Schrift Friedlaenders zu finden, die dieses Zitat enthält. Jedoch gibt es in einem Band von 1928 drei Stellen, die, zusammengesetzt, dem Zitat entsprechen: s. Mynona (Salomo Friedlaender), Mein hundertster Geburtstag, Wien, Leipzig 1928, 76, 74 und 75. Die zahlreichen Sperrungen des Originals sind fortgelassen.

515–517 KARL KRAUS LIEST OFFENBACH

In einem Brief vom 27. 3. 1928 teilte Benjamin Alfred Cohn mit: *Schade daß Du nicht hier bist: ich schreibe Dir dies nämlich am Abend eines Tages, an dem ich Berlin als Hauptstadt des Reiches wieder einmal in den Rachen habe sehen können. Das kam so: Gestern abend las Kraus als viertes und letztes in der Reihe seiner Offenbach-Vorlesungen das »Pariser Leben«. Es war die erste Operettenvorlesung, die ich von ihm hörte und ich will Dir hier von dem Eindruck, den sie mir machte, umso weniger schreiben, als sie gerade jetzt eine ganze Ideenmasse – Du weißt, aus welchem Bereich – in Bewegung setzte, so daß ich Mühe habe, über meine Gedanken den Überblick zu behalten. Unter den Zusatzstrophen gab es ein Couplet mit dem Schlußvers »Ich bring aus jeder Stadt den Schuft – heraus«. Es war deutlich, daß es auf Kerr ging. Kurz vor der ersten Pause verlas Kraus, stehend, einen kurzen Text, der darauf hinauslief zu sagen: »Ich nenne hier Kerr öffentlich einen Schuft, um zu sehen, ob ich ihn auf diese Weise zu einer Klage werde zwingen können. In meiner Hand sind die Beweise, daß Kerr mich im*

Jahre 1916 den obersten Militärbehörden als hochverräterischen, defaitistischen Autor denunziert hat«. – Mir ist zu dieser Vorlesung wie gesagt einiges eingefallen und ich wollte unbedingt über sie schreiben, natürlich ohne diesen »Zwischenfall« zu eskamotieren, sondern vielmehr kurz ihn als dynamisches Zentrum des Abends hinstellen. Das Ergebnis eines Vormittags war die Erfahrung, daß ein Referat über diesen Vortrag nirgends unterzubringen war. Meine Notiz werde ich darum nicht weniger schreiben, habe aber nur noch wenig Hoffnung, sie erscheinen zu sehen. [Absatz] So ist Berlin. [Absatz] Im übrigen hatte ich von Kraus einen größeren Eindruck als je bisher. Jetzt nämlich, da er seine adaequaten Gegenstände gefunden hat, ist er, bis in die äußere Natur hinein, gewachsen, aufrechter und entspannter geworden. (Briefe, 466) Die »Literarische Welt« nahm Benjamins Artikel zwar an, brachte ihn aber nur in einer verstümmelten Fassung; die Redaktion tilgte zwei zentrale, auf Alfred Kerr bezogene Passagen und schickte dem Artikel folgende Bemerkung nach: »Im Verlaufe dieses Vortragszyklus hat, wie oben bereits angedeutet wurde, Karl Kraus schwere Beschuldigungen moralischer Art gegen Alfred Kerr erhoben. Alfred Kerr erklärte diese Feststellungen Karl Krausens im ›B[erliner] T[ageblatt]‹ für unwahr. Das belastende Material soll in einer der nächsten Nummern der ›Fackel‹ veröffentlicht werden. Solange das noch nicht der Fall ist, erschöpft sich unsere publizistische Pflicht und unser publizistisches Recht gleicherweise in der bloßen Mitteilung der Tatsache.«

ÜBERLIEFERUNG

J^BA Die literarische Welt, 20.4.1928 (Jg. 4, Nr. 16), 7; Benjamin-Archiv, Dr 489.

LESARTEN 516, 15 *sie*] in J^BA handschriftlich korrigiert aus *sich* – 516, 29 *schreckliche*] in J^BA handschriftlich korrigiert aus *schrecklichste* – 517, 1–4 *in* bis *zeigt.*] in J^BA handschriftlich eingefügt; die Redaktion der »Literarischen Welt« ersetzte Benjamins Formulierung durch die Version »ins Innere seines Schreckenskabinetts mit einmal frei, das er eigens, zu Ehren dieser Stadt und dieses Saales, komplettiert hat.« – 517, 6–8 *die den* bis *exemplifiziert.*] in J^BA handschriftlich eingefügt an Stelle von »in der er seine Stellung zu Alfred Kerr, dem Menschen und Kritiker, präzisiert.«

NACHWEIS 517, 22–38 *Musik* bis *Großväter.*] Diese Passage nahm Benjamin fast unverändert in den Essay *Karl Kraus* auf (s. Bd. 2).

518–522 GRANOWSKI ERZÄHLT

Die Redaktion der »Literarischen Welt« stellte Benjamins Text die Bemerkung voran: »Zum Gastspiel des Jüdischen Akademischen Thea-

ters aus Moskau, das jetzt in Berlin einen durchschlagenden Erfolg hatte.« Außerdem folgt dem Artikel eine redaktionelle Nachbemerkung: »Soeben erscheint im Verlage der ›Schmiede‹ eine Schrift ›Das Moskauer jüdische akademische Theater‹, die das deutsche Publikum durch die Vermittlung von Ernst Toller, Josef Roth, Alfons Goldschmidt mit Granowskis Arbeit vertraut macht. Der instruktiven Schrift sind ausgezeichnete Szenenbilder aus allen Hauptstücken des Repertoires beigefügt.«

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 27. 4. 1928 (Jg. 4, Nr. 17), 1 f.

522–523 BRAGAGLIA IN BERLIN

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 4. 5. 1928 (Jg. 4, Nr. 18), 1. – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

523–527 GESPRÄCH MIT ANNE MAY WONG

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Die literarische Welt, 6. 7. 1928 (Jg. 4, Nr. 27), 1; Benjamin-Archiv, Dr 493 f.

527–532 JAHRMARKT DES ESSENS

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Frankfurter Zeitung, 2. 9. 1928 (Jg. 73, Nr. 656); Benjamin-Archiv, Dr 500 f.

LESARTEN 532, 2.3 *provinzieller*] konj. für *providenzieller* – 532, 18.19 *ausgesparten*] in J^{BA} handschriftlich korrigiert aus *aufgesparten*

532–533 DER KAMPF DER TERTIA

Zu diesem Artikel trug Benjamin in der »Literarischen Welt« vom 8. 2. 1929 (Jg. 5, Nr. 6, S. 2) folgende mit seinen Initialen gezeichnete »redaktionelle Bemerkung« nach: *In Ergänzung unserer Besprechung des Films »Der Kampf der Tertia« in der letzten Nummer bemerken wir, daß das Drehbuch zu diesem Film von Axel Eggebrecht und Max Mack stammt.*

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 1. 2. 1929 (Jg. 5, Nr. 5), 8.
LESART 533, 33 *Er*] konj. für *Es*
NACHWEIS 533, 2 *Speyer*] s. Wilhelm Speyer, Der Kampf der Tertia, Erzählung, Berlin 1928.

534–536 KRISIS DES DARWINISMUS?

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 12. 4. 1929 (Jg. 5, Nr. 15), 4.
M Niederschrift ohne Titel; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 53 f.
Druckvorlage: J
LESARTEN 535, 7 *Erwartung*] *Betrachtung* M – 535, 16 *Ausnahmen*] M; *Ausnahme* J
NACHWEIS 536, 6 *»schöpferische Indifferenz«*] s. Paul Friedlaender, Schöpferische Indifferenz, München 1918.

537–542 »WAT HIER JELACHT WIRD, DET LACHE ICK«

ÜBERLIEFERUNG
J Frankfurter Zeitung, 5. 5. 1929 (Jg. 73, Nr. 332/333), 13 f. (Berliner Beiträge der Frankfurter Zeitung).
NACHWEISE 538, 39 *bestimmen.«*] Carl Philipp Moritz, Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend. Über den Märkischen Dialekt, Berlin 1781, 22. – 540, 26 *Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*] s. Hans Georg Meyer, Der Richtige Berliner in Wörtern und Redensarten, 9. Aufl., hg. von Siegfried Mauermann, Berlin 1925.

543–545 PISCATOR UND RUSSLAND

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 17. 5. 1929 (Jg. 5, Nr. 20), 7.
M *Russisches Theater*, Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 59, 62 und 64.
Druckvorlage: J

545–548 FRANÇOIS BERNOUARD

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 21. 6. 1929 (Jg. 5, Nr. 25), 9.
NACHWEISE 546, 20 *»Préface du typographe«*] s. Emile Zola, Œuvres complètes, Bd. 1, Paris 1927, III–VI. – 546, 26 *selber.«*] s. a.a.O., IV.

548–551 Gespräch mit Ernst Schoen

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 30. 8. 1929 (Jg. 5, Nr. 35), 7.

NACHWEISE 549, 31.32 *Folge von Mustern und Gegenmustern der Verhandlungstechnik*] Der Frankfurter Rundfunk sendete in den Jahren 1931 bis 1932 drei Hörmodelle, die offenbar auf den von Schoen genannten Plan zurückgehen (s. das Memorandum *Hörmodelle,* 628). – 549, 32 ›*Wie nehme ich meinen Chef?*‹] Benjamin schrieb gemeinsam mit Wolf Zucker ein Hörmodell »*Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!*« (s. 629–640), das einen ungeschickten und einen geschickten Angestellten in Verhandlung mit ihrem Chef zeigt. Dieses Hörmodell wurde vom Frankfurter Rundfunk wahrscheinlich 1931 aufgeführt.

551–554 Wedekind und Kraus in der Volksbühne

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 1. 11. 1929 (Jg. 5, Nr. 44), 7f.
M *Frühlings Erwachen,* Niederschrift des ersten Teils von *Wedekind und Kraus in der Volksbühne*; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 95.
Druckvorlage: J

554–555 Hermann Ungar: »Die Gartenlaube«

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 19. 12. 1929 (Jg. 5, Nr. 51/52), 17.

555–557 Ein merkwürdiges Lehrbuch des Deutschen

Diese Arbeit ist als handschriftlich korrigiertes Typoskript erhalten. Der Umstand, daß sich im Nachlaß allein ein Schreibmaschinen-Durchschlag findet, läßt vermuten, daß Benjamin sich um eine Veröffentlichung des Textes bemühte, das Original jedoch von der betreffenden Redaktion nicht mehr zurückerhielt. Scholem datiert den Artikel auf das Ende der 20er Jahre.

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1748–1750.

557–561 Bekränzter Eingang

In einer Tagebuchnotiz vom 11. 10. 1928 notierte Benjamin ein Gespräch mit Joël über dessen Projekt einer Gesundheitsausstellung: *Wichtig sind Fragmente eines Gesprächs, das wir über seine Ausstellung im Gesundheitshaus hatten. Technik dieser Ausstellungen. Die Veranschaulichung, die neben ihren gewaltigen Chancen auch ein Risiko läuft: das der Verdummung. Verdummend wirkt nämlich jede Veranschaulichung, in der das Moment der Überraschung fehlt. Was zu sehen ist, darf nie dasselbe oder einfach mehr, oder weniger sein, als was die Beschriftung sagt, sondern es muß etwas Neues, einen Trick der Evidenz mit sich führen, den man mit Worten grundsätzlich nicht erzielen kann. Unterm Begriff der Vergegenwärtigung läßt sich die gleiche Forderung von einer andern Seite erheben: nicht Abbildung sondern Aktualisierung des Raumes oder der Zeit, in der das Ding funktioniert. Heranzuziehen: die Parodie oder Variante des Volksbuchs, z. B. Struwwelpeter – das fait divers, die Spiele, die Reklame etc. Entscheidend ist hier die Erkenntnis, daß alte und neue Volksbildung einander entgegenstehen. Der frühere Begriff beruhte auf dem Schlagwort: Popularisierung. Man ging von der Gelehrsamkeit irgendeines angesehenen Professors aus und glaubte mit den Händen zu greifen, wie in solchem Falle die Qualität in Quantität umschlage. Die neue Volksbildung geht von der Tatsache des Massenbesuches aus und läßt die Quantität in Qualität umschlagen, d. h. man erwartet von der Gestalt der Dinge, in der sie sich am anschaulichsten für uns darstellen lassen, auf die Wissenschaft anregend und belebend zu wirken.* (Sammlung Scholem, Pergamentheft, 19)

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 10. 1. 1930 (Jg. 6, Nr. 2), 7 f.

561–563 Wie ein russischer Theatererfolg aussieht

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 17. 1. 1930 (Jg. 6, Nr. 3), 7.

563–565 Unterirdischer Gang in der Tiergartenstrasse

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 28. 3. 1930 (Jg. 6, Nr. 13), 7.

565–567 James Ensor wird 70 Jahre

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 11. 4. 1930 (Jg. 6, Nr. 15), 7 f.
NACHWEIS 566, 21 *Wilhelm Fraenger*] s. Wilhelm Fraenger, Die Kathedrale, in: James Ensor, Festschrift zur ersten deutschen Ensor-Ausstellung, Hannover 1927, 53–68.

567–587 Pariser Tagebuch

Von Dezember 1929 bis Februar 1930 war Benjamin in Paris und verfaßte, wahrscheinlich aufgrund eines Auftrags der »Literarischen Welt«, einen umfangreichen tagebuchartigen Bericht über seinen dortigen Aufenthalt. Am 25. 1. 1930 teilte er Scholem mit: *Wenn ich vor drei Wochen mein pariser Tagebuch handschriftlich begonnen habe, so hat der Stoff sich mittlerweile sehr gedrängt, daß ich es wohl nur mit Hilfe meiner Sekretärin werde fortführen können.* (Briefe, 509) Die endgültige Fassung gab Benjamin dem *Pariser Tagebuch* wahrscheinlich erst, nachdem er nach Berlin zurückgekehrt war.

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 17. 4. 1930 (Jg. 6, Nr. 16/17, 3 f.; 2. 5. 1930 (Jg. 6, Nr. 18), 7 f.; 23. 5. 1930 (Jg. 6, Nr. 21), 7 f.; 20. 6. 1930 (Jg. 6, Nr. 25), 7 f.
LESARTEN 568, 21 *»Paysan de Paris«*] Fußnote in J: *»Bauer von Paris«, Titel eines Buches von Aragon.* Diese wie die folgenden Fußnoten sind wahrscheinlich Hinzufügungen der Redaktion, wenngleich nur eine Anmerkung redaktionell gezeichnet ist. – 568, 22 *concierge*] Fußnote in J: *Portier* – 568, 22 *marchand de quatre saisons*] Fußnote in J: *Straßenhändler mit Obst, Schokolade etc.* – 568, 22 *flic*] Fußnote in J: *Schupo* – 568, 34 *absent«*] Fußnote in J: *»Sie sind einen Augenblick fort gewesen.«* – 568, 38 *Bateau Ivre*] Fußnote in J: *»Das trunkene Schiff« – eigentlich der Titel eines Rimbaudschen Gedichts* – 569, 34 *dies »Vous m'avez trahi« à propos de tout et rien*] Fußnote in J: *Dies »Sie haben mich verraten« bei jedem beliebigen Anlaß* – 570, 8 *altesse.«*] Fußnote in J: *»Das war meine erste Hoheit.«* – 572, 15 *rien.«*] Fußnote in J: *»Ihre Menschen sind keinen Augenblick, und wovor es auch sei, gesichert.«* – 572, 19 *Rede.*] Fußnote in J: *Wir bringen nächstens die erste deutsche Übertragung einer Dichtung von Jouhandeau. (Red.)* – 573, 34:35 *»Mort de la Pensée Bourgeoise«*] Fußnote in J: *»Der Tod des bürgerlichen Denkens«* – 575, 24 *raté*] Fußnote in J: *Mann, der es zu nichts gebracht hat* – 577, 1 *ein*] konj. für *einem* – 579, 32 *jours?!«*]

Fußnote in J: *Was?! so sieht das aus, was wir jeden Tag essen!* – 580, 3.4 *peut-être se range du côté de la mort*] Fußnote in J: *vielleicht sich auf die Seite des Todes schlägt* – 580, 7 *se range du côté de la santé*] Fußnote in J: *schlägt sich auf die Seite der Gesundheit* – 581, 5 *I. M. S.*] Fußnote in J: *Ein Pseudonym, unter dem sie einige kleine Prosastücke veröffentlicht hat.* – 581, 8 *Stück*] Fußnote in J: *Ein philosophisches Gedicht in Prosa, »La vierge sage« – Die kluge Jungfrau.* – 581, 12 *loin.«*] Fußnote in J: *»die so ganz ohne Illusionen, so bürgerlich, so pariserisch ist; man muß dabei an Hausfrauen denken, die gelernt haben, sich in ihren Gemahl zu schicken, die auf so ganz bestimmte Weise sagen: Aber gewiß doch, mein Lieber und dabei ein wenig weiter voraus denken.«* – 581, 12 *Paulhan*] Fußnote in J: *Chefredakteur der »Nouvelle Revue Française«* – 581, 17 *»servante en colère«*] Fußnote in J: *»Das zornige Dienstmädchen«* – 581, 35 *»Corydon«*] Fußnote in J: *Eine Verteidigung der Homosexualität* – 582, 15 *ceci.«*] Fußnote in J: *»Breton, tun Sie dies, holen Sie das.«* – 583, 26 *civilisés.«*] Fußnote in J: *»Diese großen zivilisierten Raben.«* – 584, 1 *Père-Lachaise.«*] Fußnote in J: *»Was wollen Sie; was ich tue, tut mir so leid! Kaum habe ich sie niedergeschrieben, so seh ich wie meine armen Worte sich humpelnd, stolpernd auf den Weg zum Père Lachaise (ein Friedhof) machen.«* – 584, 35 *»Défense du soleil«*] Fußnote in J: *»Verteidigung der Sonne«* – 585, 29 *poésie pure*] Fußnote in J: *Reine Dichtung* – 586, 8 *fasse.«*] Fußnote in J: *»Nichts. Was soll man auch tun?«*

NACHWEISE 572, 4 *Mademoiselle Zéline*] s. Marcel Jouhandeau, Mademoiselle Zéline, ou Bonheur de Dieu à l'usage d'une vieille demoiselle, Paris, Bruxelles 1924. Eine Übersetzung von Benjamin erschien unter dem Titel *Fräulein Zéline oder Gottes Glück zum Gebrauch eines alten Fräuleins* in: Neue französische Erzähler, hg. von Félix Bertaux und Hermann Kesten, Berlin 1930, 168–186. – 572,9 *»Marié du village«*] Benjamin veröffentlichte eine Übersetzung unter dem Titel *Der Dorfbräutigam* in: Europäische Revue 7 (1931), 105–131 (Heft 2, Februar 1931). – 572, 16.17 *»Monsieur Godeau intime«*] erschienen Paris 1926. – 572, 20 *Buch über Gide*] s. Léon Pierre-Quint, André Gide, Paris 1932. – 574, 30 *ausmacht.«*] s. Emmanuel Berl, Mort de la Pensée Bourgeoise, Paris 1929, 172–174. – 581, 7 *Gestalten der vierge sage*] s. auch die *autorisierte Übersetzung*, die Walter Benjamin in der Kölnischen Zeitung vom 8. 11. 1932 veröffentlichte: J. M. Sollier, *Kluge Jungfrau.* – 582, 11 *»Lettre aux voyantes«*] s. Manifeste du Surréalisme, nouvelle édition augmentée d'une Préface et de la Lettre aux voyantes, Paris 1929.

587–591 Abend mit Monsieur Albert

In einem Brief an Scholem schrieb Benjamin am 25. 1. 1930: *Ich habe Dir von meinem denkwürdigsten pariser Abend noch garnicht berichtet. Es war der in Gesellschaft von M. Albert verbrachte. M. Albert ist Albertine, ist das Verhältnis von Marcel Proust. Ich habe mit ihm zu Abend gegessen. Es gab manch bemerkenswerten Augenblick in unsern Diskursen, nichts aber, das mit dem ersten Anblick des Mannes sich messen kann, wie er mir in dem kleinen homosexuellen Badeetablissement wurde, das M. Albert in der rue St. Lazare von einem Podium aus leitet, auf dem der Tisch mit Badeutensilien, pochettes-surprises und Eintrittsbilletts steht. [...] Von dem Abend mit M. Albert werde ich, ausschließlich für Dich und als Geschenk, ohne das ich – ohne dessen Versprechen ich – diesen Brief an Dich nicht abgehen lassen möchte, einen Durchschlag herstellen lassen.* (Briefe, 509) Im *Pariser Tagebuch* steht eine abweichende Fassung dieses Berichts. Da Benjamin den Text nach seiner eigenen Angabe als Bericht an Scholem und somit nicht als Teil der vorgesehenen Veröffentlichung in der »Literarischen Welt« verfaßte, wurde er hier nicht in das *Pariser Tagebuch* eingefügt sondern für sich abgedruckt.

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Sammlung Scholem.

591–595 Russische Debatte auf Deutsch

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 4. 7. 1930 (Jg. 6, Nr. 27), 7 f.
NACHWEISE 592, 2 *Panferow*] s. Fjodor Iwanowitsch Panferow, Die Genossenschaft der Habenichtse, übersetzt von Edith Hajós, Berlin 1928. Benjamin besprach diesen Roman in der Sammelbesprechung *Russische Romane* (s. Bd. 3, 159–161). – 592, 36 *tun.*«] Von Budjonny erschienen zwei Stellungnahmen zu Isaak Babels Roman »Die Reiterarmee« (s. Isaak Babel, Die Reiterarmee, hg. von Fritz Mierau, Leipzig 1968, 360, Quellennachweis). Benjamin referiert hier jedoch offenbar aus dem Vortrag von Brick. – 593, 24 *»Zement«*] s. Fjodor Gladkow, Zement, übersetzt von Olga Halpern, Berlin 1927. Benjamin veröffentlichte zu diesem Roman eine Rezension (s. Bd. 3, 61–63).

595–596 Surrealistische Zeitschriften

ÜBERLIEFERUNG
J Die literarische Welt, 7. 11. 1930 (Jg. 6, Nr. 45), 9. – Der Abdruck ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

596–598 Alte und neue Graphologie

Benjamin sprach am 23. 11. 1930 im Südwestdeutschen Rundfunk zu diesem Thema. Im »Programm- und Nachrichtenblatt« des Senders erschien als Hinweis auf Benjamins Vortrag dieser Artikel, der wahrscheinlich Auszüge aus dem Vortrag wiedergibt. Das vollständige Manuskript, das Benjamin im Rundfunk verlas, ist verschollen.

ÜBERLIEFERUNG
J Südwestdeutsche Rundfunkzeitung, Frankfurt a. M., Kassel, 23. 11. 1930 (Jg. 6, Nr. 47), 4. – Der Artikel trägt den redaktionellen Untertitel »Zum Vortrag von Dr. W. Benjamin am Sonntag, den 23. November« und ist mit Benjamins Initialen *W. B.* gezeichnet.

NACHWEISE 597, 15 *»Prinzipien der Charakterologie«*] erschienen Leipzig 1910. – 597, 15.16 *»Handschrift und Charakter«*] erschienen Leipzig 1917.

598–601 Für arme Sammler

ÜBERLIEFERUNG
J[BA] Literaturblatt der Frankfurter Zeitung, 6. 12. 1931 (Jg. 64, Nr. 49); Benjamin-Archiv, Dr 537.

LESART 600, 15.16 *»Kater-Poesie« von Scheerbart gewesen ist.*] konj. für *»Katerpoesien« von Scheerbart gewesen sind.*

NACHWEISE 599, 14 *»Gestern«*] s. Hugo von Hofmannsthal, Gestern. Studie in einem Akt, Wien 1891. – 599, 14 *»Tägliches Leben«*] s. Rainer Maria Rilke, Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten, München 1902. – 599, 35 *»Ultra montes«*] erschienen 1903. – 600, 2 *»Der Abend«*] erschienen Jena 1913. – 600, 3 *»Lesestücken«*] s. Ferdinand Hardekopf, Lesestücke, Berlin-Wilmersdorf 1916. – 600, 6.7 *»Rosa. Die schöne Schutzmannsfrau«*] s. Mynona, Rosa. Die schöne Schutzmannsfrau, Leipzig 1913. – 600, 10 *»Ja .. was .. möchten wir nicht Alles!«*] erschienen Berlin 1893. – 600, 15 *»Kater-Poesie«*] erschienen Leipzig 1909. – 600, 21 *»Schatz der Armen«*] s. Maurice Maeterlinck, Der Schatz der Armen, deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, Florenz, Leipzig 1898. – 600, 29 *»Gemischte Gefühle«*] erschienen Leipzig 1913. – 600, 31 *Franz Blei*] s. Franz Blei, Die Metaphysik in der Nationalökonomie, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie, 1895, Bd. XIX, 378–390. – 600, 32 *Lenin*] s. Lenin, Werke, Bd. 14, Berlin 1968, 317–322. – 600, 33 *»Ermordung einer Butterblume«*] s. Alfred Döblin, Die Ermordung einer Butterblume und andere Erzählungen, 2. Aufl., München, Leipzig 1913. – 600, 33.34 *»Quell des Übels«*] s. Alfred Polgar, Der Quell des Übels und andere Geschichten,

München 1908. – 600, 34 »*Kriminal-Sonette*«] s. Friedrich Eisenlohr, Livingstone Hahn und Ludwig Rubiner, Kriminal-Sonette, Leipzig 1913.

601 EINE ZEITGENOSSIN VON FRIDTJOF NANSEN

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1788.

601–605 PEINTURES CHINOISES À LA BIBLIOTHÈQUE NATIONALE

ÜBERLIEFERUNG
J Europe, Revue mensuelle, 15. 1. 1938 (No 181), 104–107.

607–625 Illustrierte Aufsätze

609–615 Aussicht ins Kinderbuch

In einem Brief an Ernst Schoen vom 31.7.1918 berichtete Benjamin: *Sie [müssen] wissen daß ich nach Art eines wirklichen Büchersammlers mir – wenigstens – ein Spezialgebiet geschaffen habe. Dabei stand die Rücksicht auf das was ich schon hatte und auf das Erschwingliche an erster Stelle. Es ist ein Gebiet auf dem auch heute noch nicht allgemein gesammelt wird und auf dem also ein glücklicher Fund noch möglich ist (wie ich solchen in der Tat vor kurzem zu meiner unbeschreiblichen Freude gemacht habe.) Es sind alte Kinderbücher, Märchen und auch schöne Sagen. Der Stamm der Sammlung rührt von einem großen Raubzug her den ich noch gerade rechtzeitig in der Bibliothek meiner Mutter, meiner frühern Kinderbibliothek, gemacht habe.* (Briefe, 198) Benjamin hat zeitweilig beabsichtigt, eine umfangreichere Arbeit über Kinderbücher zu schreiben. So heißt es am 16.9.1924 in einem Brief an Scholem: *Von meinem Berliner Konkurrenten, Meister und neidlosen Förderer meiner Sammlung ist das Buch nun erschienen. Karl Hobrecker: Alte vergessene Kinderbücher[, Berlin: Mauritius-Verlag, 1924]. Ich erhielt kürzlich das Rezensionsexemplar.* [s. Benjamins Besprechung, Bd. 3, 14–22] *[...] Ich werde Dir seinerzeit berichtet haben, daß der Verleger als er meine Sammlung und ihr Leben bei mir kennen lernte, trostlos war, den Auftrag nicht an mich gegeben zu haben.* (Briefe, 359) Eine Eintragung im *Moskauer Tagebuch* berichtet davon, daß Benjamin einem Kinderbuchsammler in Moskau seinen *großen Plan über das Dokumentarwerk »Die Phantasie« auseinander[setzte]* (Benjamin-Archiv, Ms 1263). Einige Jahre später scheint der Heidelberger Verleger Richard Weißbach bei Benjamin wegen einer Publikation über Kinderbücher angefragt zu haben. Benjamin antwortete darauf am 23.6. 1932: *Ihr Vorschlag interessiert mich besonders. [Absatz] Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß ich eine der bedeutendsten Sammlungen deutscher Kinderbücher zusammengebracht habe. Und es gibt nicht viele Dinge im Bereich des Buches, zu denen ich ein gleich nahes Verhältnis habe.* (23.6.1932, an R. Weißbach) *Aussicht ins Kinderbuch* blieb jedoch die einzige Schrift Benjamins, die er seiner Kinderbuchsammlung widmete. Die Sammlung befindet sich heute, soweit sie erhalten ist, bei den Erben von Benjamins Sohn Stefan in London.

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 3.12.1926 (Jg. 2, Nr. 49), 3 f.
M Niederschrift ohne Titel; Benjamin-Archiv, Ms 849 f.
Druckvorlage: J

LESART 614, 6.7 Die eckigen Klammern bezeichnen hier ausnahmsweise keine editorischen Einfügungen sondern dienen der Unterscheidung von den runden Klammern, in denen diese Passage steht. In J stehen anstelle der eckigen gleichfalls runde Klammern.

NACHWEISE 609, 4 *Andersen*] Ein vergleichbares Motiv findet sich in Andersens Märchen »Das Unglaublichste«. – 611, 22.23 *»Hypnerotomachia Poliphili«*] s. Fra Francesco Colonna, Hypnerotomachia Poliphili, Venedig 1499. – 611, 29 *Sittensprüche des Buchs Jesus Sirach*] s. Sittensprüche des Buchs Jesus Sirach für Kinder und junge Leute aus allen Ständen mit Bildern welche die vornehmsten Wörter ausdrucken, neu übersetzt von Jakob Friedrich Feddersen, Nürnberg 1784. – 613, 10 *Biographen*] s. Leopold Hirschberg, Johann Peter Lyser, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, Jg. 10, Heft 8 (November 1906). – 613, 11 *Fabelbuch*] s. Albert Ludwig Grimm, Fabel-Bibliothek für Kinder oder Die auserlesensten Fabeln alter und neuer Zeit, 3 Bde., Frankfurt, Grimma 1827. – 613, 14 *»Linas Mährchenbuch«*] s. Albert Ludwig Grimm, Linas Mährchenbuch. Eine Weihnachtsgabe, Frankfurt, Grimma 1816. – 614, 28 *heben.«*] Goethes Farbenlehre, hg. von Hans Wohlbold, Jena 1928, 440–442. – 615, 4 *Lyser*] Das hier beschriebene Bild Lysers findet sich in »Linas Mährchenbuch«.

615–619 BÜCHER VON GEISTESKRANKEN

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 6. 7. 1928 (Jg. 4, Nr. 27), 3 f.

NACHWEISE 615, 15 *Gedichte*] s. Hermann von Gilm, Gedichte, Leipzig 1894. – 615, 18.19 *»Ecce-homo-Ulk«*] erschienen 1911. – 615, 23 *»Aristie des Jesus von Nazareth«*] s. Hans Blüher, Die Aristie des Jesus von Nazareth, Prien 1921. – 615, 33 *»Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken«*] s. Daniel Paul Schreber, Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken, Leipzig 1903.

619–620 ABC-BÜCHER VOR HUNDERT JAHREN

ÜBERLIEFERUNG

J^{BA} Für die Frau, Beilage zur Frankfurter Zeitung, 12. 12. 1928 (Jg. 3, Nr. 12), 5; Benjamin-Archiv, Dr 502.

NACHWEISE Unterschrift zu Abbildung 10 *Orbis pictus*] s. Neuester Orbis pictus oder die Welt in Bildern für fromme Kinder, Neuhaldensleben: C. A. Eyraud, o. J. (1838). – Unterschrift zu Abbildung 11 *»Reise nach Glücksland«*] s. Pruche und James, Voyage au Pays du bonheur, Paris: Alphonse Desesserts, o. J.

620–622 Dienstmädchenromane des vorigen Jahrhunderts

Die erste Niederschrift zu diesem Artikel (M) wurde nicht vor Oktober 1928 verfaßt.

ÜBERLIEFERUNG
J Das Illustrierte Blatt, Frankfurt a. M., 1.4.1929 (Nr. 13), 340.
M Niederschrift; Sammlung Scholem, Pergamentheft, 32–34.
Druckvorlage: J
LESART **622**, 3.4 *Kapitel*] M; *Titel* J
NACHWEISE Unterschrift zu Abbildung 14 *verwahrt.*] Das abgebildete Buch von O. G. Derwiez, Lady Lucie Guilford, die Fürstin der Rache, erschien Dresden 1856. – Unterschrift zu Abbildung 16 *O.G.Derwicz*] Die unterschiedliche Schreibweise dieses Autorennamens entspricht den Originalen.

622–623 Worüber sich unsere Grosseltern den Kopf zerbrachen

ÜBERLIEFERUNG
J Das Illustrierte Blatt, Frankfurt a. M., Juli 1929 (Nr. 28), 795.
LESART **622**, 26 *in*] Konjektur des Herausgebers

623–625 Russische Spielsachen

Benjamin hatte während seines Moskauer Aufenthalts im Dezember 1926 und Januar 1927 russisches Spielzeug kennengelernt und sowohl in Moskau wie in Sergejero-Lawra Spielsachen erworben. Die abgebildeten Stücke, teils Erwerbungen Benjamins, teils Exponate des Moskauer Spielzeugmuseums, wurden auf Benjamins Wunsch photographiert. N. Bartram, der Direktor des Museums, versah die hier wiedergegebenen Spielsachen mit kurzen Anmerkungen; seine handschriftlichen, auf den 30. 1. 1927 datierten, russischen Aufzeichnungen finden sich in Benjamins Nachlaß. Die Unterschriften, die Benjamin den elf Abbildungen beigab, stellen eine deutsche Übersetzung der Bartramschen Notizen dar. – Benjamins Handexemplar dieses, in der »Südwestdeutschen Rundfunkzeitung« erschienenen, Artikels trägt den Vermerk *Gekürzter Abdruck, s. Manuscript.* Das Manuskript ist im Benjamin-Archiv Theodor W. Adorno, Frankfurt, nicht vorhanden. Der Abdruck enthält nur sechs Abbildungen. Aus einem Brief der »Südwestdeutschen Rundfunkzeitung« an Benjamin vom 13. 1. 1930 geht jedoch hervor, daß Benjamin alle elf Photographien der Zeitschrift eingeschickt hatte. Hier werden daher alle Abbildungen wiedergegeben; die Bildunter-

schriften folgen einheitlich den Bemerkungen, die Benjamin auf die Rückseite der Photographien schrieb und von denen die Unterschriften des Abdrucks etwas abweichen.

ÜBERLIEFERUNG

J^{BA} Südwestdeutsche Rundfunkzeitung, Frankfurt a. M., Kassel, 10. 1. 1930 (Jg. 6, Nr. 2), 4; Benjamin-Archiv, Dr 526. – Benjamins Handexemplar enthält eine Notiz *Gekürzter Abdruck, s. Manuscript.*

M Handschriftliche Bemerkungen auf der Rückseite von elf Photographien russischer Spielsachen; Benjamin-Archiv, Ms 608–618.

Druckvorlage: J^{BA}, M

625 DIE WEIHNACHTSPYRAMIDE

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Illustrierte, 29. 12. 1932 (Jg. 20, Nr. 51), 1292.

627–720 Hörmodelle

Benjamin dürfte Anfang 1925, als er zu Verhandlungen über seine geplante Habilitation in Frankfurt a. M. war, zum ersten Mal die Absicht verfolgt haben, für den Rundfunk zu arbeiten. In einem Brief an Scholem vom 19. 2. 1925 teilte Benjamin mit, er habe sich *zu guterletzt auch noch um die Redaktion einer Radiozeitschrift, genauer eines Beiblattes, beworben. Diese Arbeit wäre nebenamtlich zu machen, wird aber wegen Honorardifferenzen wohl nicht so leicht mir zufallen. Die Sache ist die, daß Ernst Schoen hier seit Monaten eine bedeutende Stelle als Manager des Frankfurter »Rundfunk«-Programms hat und sich für mich verwendet. Hier quatschen alle Universitätslehrer durch den Rundfunk etc.* (Briefe, 373) – In den folgenden Jahren hielt Benjamin mehrere Rundfunk-Vorträge, vor allem im Südwestdeutschen Rundfunk, Frankfurt. Mit Hörspielen hat sich Benjamin wahrscheinlich ab 1929 befaßt. Die spezifische Form der von ihm verfaßten *Hörmodelle* scheint auf Anregungen von Ernst Schoen zurückzugehen. So zitierte Benjamin in dem Ende August 1929 veröffentlichten *Gespräch mit Ernst Schoen* seinen Gesprächspartner, der »der zur Zeit etwas forcierten Suche nach dem literarischen Hörspiel mit seiner fragwürdigen Hörkulisse« die »unliterarischen, stofflich und sachlich bestimmten Hörspiele, mit denen gerade Frankfurt den Anfang gemacht hat«, entgegenstellte (s. 549). Schoen führte als Beispiel eine geplante »Folge von Mustern und Gegenmustern der Verhandlungstechnik« (a.a.O.) auf, an der Benjamin mitarbeitete. Das im Rahmen dieser Folge gemeinsam mit Wolf Zucker geschriebene Rundfunkspiel *»Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«*, das wahrscheinlich 1931 gesendet wurde, ist das erste Hörmodell Benjamins, das dem Herausgeber bekannt ist. Die drei weiteren hier wiedergegebenen Hörmodelle stellen nur einen Ausschnitt aus Benjamins Produktion dar. In einem Brief an Scholem schrieb Benjamin am 28. 2. 1933: *Was die weiteren Desiderata Deines Archivs betrifft, nämlich meine Rundfunkarbeiten, so ist es nicht einmal mir selbst gelungen, diese vollständig zu versammeln. Außerdem sind die meisten dieser Hörspiele in Kollaboration mit andern gemacht.* (Briefe, 565) Von den verschollenen *Hörmodellen* ist dem Titel nach eines bekannt, von dem Benjamin am 15. 1. 1933 Scholem berichtete: *Ich [bin] im Augenblick im Begriff zum Zwecke eines Rundfunkspiels über Spiritismus einen Blick in die entsprechende Literatur zu tun.* (Briefe, 561) *Die Chancen, die von Zeit zu Zeit durch den Rundfunk geboten wurden und die überhaupt meine einzig ernsthaften waren* (Briefe, 562 f.), fielen für Benjamin seit 1933 fort.

628 Hörmodelle

Dieser Text bezieht sich auf eine Folge von drei *Hörmodellen*, deren erstes anschließend abgedruckt ist; es ist denkbar, daß er in Kooperation mit anderen Autoren, etwa mit Wolf Zucker, formuliert wurde. Ob Benjamin außer an *»Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«* auch an den beiden anderen im Text genannten Rundfunkspielen mitarbeitete, ist nicht bekannt. Wie aus Benjamins *Gespräch mit Ernst Schoen* deutlich wird, geht der Plan zu der *Hörmodell*-Reihe schon auf das Jahr 1929 zurück (s. 549). Wahrscheinlich wurden die drei *Hörmodelle* nicht nur in den Jahren 1931/1932 vom Frankfurter Rundfunk aufgeführt sondern in der Folge auch von der Funkstunde Berlin gesendet. Dafür spricht, daß das einzige erhaltene Aufführungsexemplar von *»Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«* unter der Bezeichnung *Hörmodell I* von der Funkstunde Berlin angefertigt wurde. Möglicherweise stellt der Text *Hörmodelle* ein Memorandum dar, mit dem die Folge der Funkstunde angeboten wurde.

Überlieferung

T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1956 f.

629–640 »Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«

Dieses Rundfunkspiel, das unter dem Arbeitstitel »Wie nehme ich meinen Chef?« schon 1929 projektiert war (s. 549), findet in dem vorangehenden Text *Hörmodelle* seine programmatische Begründung. Es wurde vom Frankfurter Rundfunk am 26. 3. 1931 aufgeführt und dürfte von der Funkstunde Berlin übernommen worden sein.

Überlieferung

J *Hörmodell I: »Gehaltserhöhung?! Wo denken Sie hin!«* Hektographiertes Aufführungsexemplar der Funkstunde A.G., Berlin; Benjamin-Archiv, Dr 769. – Als Autoren sind Walter Benjamin und Wolf Zucker genannt.

641–670 Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben

Dieses Rundfunkstück wurde am 16. 2. 1932 in der Funkstunde Berlin gesendet. Ein Teilabdruck erschien im September desselben Jahres zusammen mit den programmatischen Erläuterungen *Zweierlei Volkstümlichkeit* (671–673) in der Rundfunkzeitschrift »Rufer und Hörer«. Der

Teilabdruck unterscheidet sich von dem als Typoskript vorhandenen gesamten Text u. a. durch zahlreiche Vereinfachungen in der Formulierung sowie durch »Verdeutschung« von Fremdwörtern. Ob diese Veränderungen auf Benjamin zurückgehen, ist nicht sicher. Allerdings dürfte auch das Typoskript, das mehrere unkorrigierte Textüberschneidungen enthält, keine endgültige Fassung darstellen.

ÜBERLIEFERUNG

J *Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben* (Teilabdruck). Rufer und Hörer. Monatshefte für den Rundfunk 2 (1932), 274–283 (Heft 6, September 1932).

T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1958–2007.

Druckvorlage: T

Die zahlreichen Zitate des Textes, die oft von den Originalen abweichen, sind nicht durchgängig korrigiert worden, auch wurde darauf verzichtet, den genauen Wortlaut unter die Nachweise aufzunehmen. Benjamin hat offenkundig in der Absicht frei zitiert, die Zitate dem Sprachduktus des Hörmodells zu integrieren. Mehrere eindeutige Irrtümer sind jedoch um so entschlossener richtiggestellt worden, als das unkorrigierte Typoskript des Textes, das wahrscheinlich nach Diktat angefertigt wurde, voll von Verschreibungen und Hörfehlern ist.

LESARTEN 641, 13 *Heinzmann*] Dieser Name, den der Buchhändler bei seinem Auftreten im Text trägt, wurde hier eingefügt an Stelle von *Reinmann* – 641, 14 *Regisseur, zwei Schauspieler*] J; *Regisseurs* T – 642, 13.14 *wie er denn einem nicht geringen Teil der damaligen Schriftsteller Führer war.*] konj. für *wie er denn ein nicht geringer Teil der damaligen Schriftstellerführer war.* – 642, 23 *Heinzmann*] in Übereinstimmung mit der im folgenden durchgängigen Schreibweise dieses Namens eingefügt für *Reinmann* – 643, 2 *entsprungen.*] Hier folgt in T eine modifizierte Wiederholung der vorangegangenen Passage: DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Ich will für heute mein Hauptquartier in einer Berliner Tabagie aufschlagen.* DER SPRECHER *Ihre Feinde – und Sie wissen, Sie haben heute welche – werden behaupten, dort seien Sie auch entsprungen.* – 643, 35 *reden.*] In T schließt hier eine im folgenden noch einmal ausführlicher wiederholte Passage an: DER SPRECHER *Also Sie begeben sich in die Tabagie, um Ihre Freunde zu treffen. Und in welcher Gestalt, wenn ich fragen darf?* DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Einer von hunderten. Meine Stimme ist die Stimme des großen Philosophen Immanuel Kant oder des kleinen Scribenten Merckel, die Stimme des jüdischen Arztes Marcus Herz oder des Weltweisen Engel oder des platten und lärmenden Nicolai. Gleich werden Sie sie von neuem hören. Dann ist es die Stimme irgendeines Magisters.* – 647, 27 *dem*] J; *im* T –

647,32 *sind*] J; *sind sie* T – **652,2** *herüberkam.*] Hier wurde folgende Stelle ausgelassen, die beziehungslos im Text von T steht und auch in J wegfiel: UNGER *Ehe ichs vergesse, lieber Freund, Sie sprachen von Ihrer Kinderlogik. Sie wissen doch ganz genau, daß Sie mir immer noch ein Exemplar schulden.* – **662,22** *sollen*] konj. für *sollen in* – **665,31.32** *Redoute*] konj. für *Ressource*

Dem Teilabdruck J, der im folgenden wiedergegeben wird, steht ein redaktioneller Vermerk voran: »Die Funkstunde Berlin sendete diesen Querschnitt durch eine literarische Geschmacksrichtung am 16. Februar 1932.«

Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben

Personenverzeichnis
DER SPRECHER
ERSTER LITERAT *(Stimme der Aufklärung)*
ZWEITER LITERAT *(Stimme der Romantik)*
DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS

DER VERLEGER JOHANN FRIEDRICH UNGER
DER SCHRIFTSTELLER KARL PHILIPP MORITZ
DER SCHAUSPIELER IFFLAND
PASTOR GRUNELIUS
BUCHHÄNDLER HEINZMANN

Kellner, Auktionator, Ausrufer, Regisseur,
zwei Schauspieler

ANSPRACHE
Meine Damen und Herren! Üblicherweise ist es Sache des Sprechers, einleitende Bemerkungen von der Art zu machen, wie ich sie Ihnen nun geben will. Sie werden aber bald erkennen, daß unser Sprecher diesmal in eine so seltsame Art von Geistergesprächen verflochten ist, daß wir ihn von der platten Aufgabe einer bloßen Ankündigung entbinden müssen. Auch werden Sie aus seinen Gesprächen bald herausgehört haben, daß er für einen Ansager vielleicht nicht die nötige Ruhe und Leidenschaftslosigkeit hat. Es ist ein etwas gereizter Ton, den Sie an ihm wahrnehmen werden. Die Aufklärung, mit der er es zuerst zu tun hat, scheint es ihm nicht recht zu machen. Von der Romantik, die ihn bei seinem zweiten Lautwerden unterbrechen wird, hält er erst recht nichts, und das 19. Jahrhundert, auf das er am Schluß stößt, muß sich vor seinen kritischen Ausstellungen in den Schutz Goethes flüchten.
Im übrigen aber werden Sie die Gesellschaft dieser etwas unerfreulichen Person nicht allzu lange zu tragen haben. Er wird nur an den Schwellen

unseres Querschnittes erscheinen. Will sagen: am Anfang, am Ende und in der Mitte da, wo wir während seines Streits mit der Stimme der Romantik den Weg aus einem Berliner Kaffeehaus, in das wir zuerst geführt werden, in das Gewölbe des Leipziger Buchhändlers Breitkopf zurücklegen, wo sich um die Messezeit einige Leute versammeln, denen wir zuhören. Es schadet nichts, wenn Sie sich diese Reise zwischen Berlin und Leipzig zugleich als eine Reise durch ein Lustrum – das sind fünf Jahre – denken. Jedenfalls bleiben wir an beiden Orten in dem Jahrzehnt zwischen 1790 und 1800.
Uns wird der Berliner Buchhändler Johann Friedrich Unger führen, wie er der Führer eines nicht geringen Teils der damaligen Schriftsteller war. Wir finden an seiner Seite zwei namenlose typische Gestalten, zwei Literaten, deren erster die Stimme der Aufklärung, deren zweiter die der Romantik übernommen hat. Geschichtliche Gestalten wie Unger sind auch der Schriftsteller Karl Philipp Moritz und der Schauspieler und Dramatiker Iffland, Gestalten, die immerhin hinlänglich im Schatten Größrer stehen, um ohne Rangverletzung in dieses kleine Literaturspiel einbezogen zu werden. Endlich nennen wir aus dem ersten Bilde den Pastor Grunelius, den wir erfunden, und aus dem zweiten den Berner Buchhändler Heinzmann, mit dem es ebenso steht.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Sie machen es zu lange, mein Herr. Stimmen sind nicht gewohnt, zu antichambrieren.*

DER REGISSEUR *Und ich bin nicht dazu da, mich mit Stimmen zu unterhalten. Das ist Sache des Sprechers.*

DER SPRECHER *Des Sprechers. Wie Sie sagen. Der wiederum nicht gewohnt ist, irgendwelche Umstände mit Stimmen zu machen.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Die Aufklärung kennt keine Empfindlichkeiten.*

DER SPRECHER *Dann darf ich also ganz geradezu sein? Ich habe gehört, Sie wollten für heut Ihr Hauptquartier in einer Tabagie aufschlagen.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Bei Zimmermann in der Königstraße.*

DER SPRECHER *Ihre Feinde – und Sie wissen, Sie haben noch heute welche – werden behaupten, aus einer Berliner Tabagie seien Sie auch entsprungen.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Die Feinde der Aufklärung können nur unwissend sein. Entsprungen bin ich aus der Bastille, als sie im Jahre 89 gestürmt wurde.*

DER SPRECHER *Und was haben Sie den Leuten gebracht?*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Recht und Billigkeit.*

DER SPRECHER *Billigkeit? Sie meinen das ja wohl übertragen.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Was wollen Sie sagen?*

DER SPRECHER *Daß die Bücher Ihrer Freunde teuer genug waren. Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges kostete, wie ich aus einem*

Kataloge von Göschen sehe, achtzehn Mark. Für den Benvenuto Cellini verlangte man vierundzwanzig Mark von den Leuten. Und die Ausgabe der Goetheschen Werke, die 1790 erschienen ist, steht mit siebenundfünfzig Mark in den Katalogen.

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Ich beklage das. Aber das beweist nicht nur, daß die Lektüre der Klassiker schwer zu erschwingen war, sondern zugleich, wieviel man für sie zu opfern bereit war. Eine Klassiker-Ausgabe war ein Erwerb fürs Leben. Ja, eine Stiftung für die Söhne und Enkel.*

DER SPRECHER *Sie stand im Schrank, aber wurde sie auch gelesen? Am Ende seines Lebens sagte Goethe, der es doch wissen muß: Das große Publikum hat so wenig Urteil als Geschmack. Es zeigt ein gleiches Interesse für das Gemeine wie für das Erhabene.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Ich habe es nicht nur mit dem großen Publikum und nicht nur mit dem Geschmack, ich habe es ebenso sehr mit dem* V o l k *und dem elementaren* W i s s e n *zu tun. Mit dem Not- und Hilfsbüchlein für die Bauersleute, von dem im Jahre 1788, als es erschienen ist, dreißigtausend Exemplare abgesetzt wurden. Mit den Volksbüchern Pestalozzis. Mit Eberhard von Rochows Kinderfreund, kurz mit den Kinder- und Bauernbüchern. Auch davon will ich mit meinen Freunden reden.*

DER SPRECHER *Also Sie begeben sich in die Tabagie, um Ihre Freunde zu treffen.*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Auch meine Gegner. Es wird da ein Pastor sein, der mir wenig wohl will.*

DER SPRECHER *Aber also auch Ihre Freunde, und wer wären denn die?*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Der Berliner Buchhändler Johann Friedrich Unger, der Verleger des Wilhelm Meister und der neuen Schriften von Goethe, der Jungfrau von Orleans und nicht zu vergessen der Götterlehre des Konrektors Karl Philipp Moritz, dem ich auch dort begegnen werde.*

DER SPRECHER *Und in welcher Gestalt, wenn ich fragen darf?*

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *In einer von hunderten. Meine Stimme ist die Stimme des großen Philosophen Immanuel Kant oder des kleinen Scribenten Merckel, die Stimme des jüdischen Arztes Marcus Herz oder des platten und lärmenden Nicolai. Gleich werden Sie sie von neuem hören, dann ist es die Stimme irgendeines Magisters.*
(Man hört den folgenden Gesang vorspielen.)

DIE STIMME DER AUFKLÄRUNG *Ssst, sagen Sie nichts mehr, hören Sie!*
(Man hört einen gegebenenfalls mehrstimmigen Gesang):

Vom Himmel hoch da komm ich her.
Ich bring euch gute neue Mär.
usw.

PASTOR GRUNELIUS *Kurrendeknaben ... Ja, meine Lieben, diese Kinder brauchen sich nur hören zu lassen und mit einemmal tragen sie Weihnachtsstimmung selbst in ein so weltliches Lokal, wie ich es heute – Sie wissen es: ausnahmsweise – betreten habe ... Nun, Sie können ja Ihre Augen gar nicht vom Fenster abwenden, Herr Konrektor.*

ERSTER LITERAT *(leise) Ich glaube, Herr Pastor, wir lassen ihn ruhig mal. Es macht fast den Eindruck, als wenn er allein sein wollte ... (lauter) Also hier kann ich es Ihnen ja mitteilen. Ich weiß, warum der Konrektor da am Fenster stehen bleibt.*

PASTOR GRUNELIUS *Ich verstehe Ihren Ton nicht, was wollen Sie sagen?*

ERSTER LITERAT *Daß es über diese Kurrendeschüler verschiedene Meinungen gibt, das werden Sie ja wissen. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich da neulich in Campes Braunschweigischem Journal einen Schulrat über diese Kurrendejungen sich habe auslassen sehen. Der Mann dringt da auf Abschaffung, und ich bin ganz überzeugt, daß er recht hat.*

PASTOR GRUNELIUS *Das sind Dinge, Verehrtester, über die wir uns doch nicht verständigen werden. Außerdem sage ich Ihnen ganz offen, daß mir höchst unklar ist, was das mit Herrn Moritz zu tun haben soll.*

ERSTER LITERAT *Aber Sie kennen doch sicher den Anton Reiser.*

PASTOR GRUNELIUS *Den Roman von Herrn Moritz? Offen gestanden, nur flüchtig. Das scheint ein recht tristes Buch.*

ERSTER LITERAT *Trist, allerdings. Indem es nämlich die Jugendgeschichte unseres lieben Moritz enthält.*

PASTOR GRUNELIUS *Wie denn, dieser Reiser ist er? Dann kann ich mir allerdings manches zusammenreimen.*

ERSTER LITERAT *Und vor allem würden Sie verstehen, warum er da steht. Er ist nämlich selber einer von diesen Kurrendejungen gewesen. Als wir das letztemal in Kamekes Garten zusammensaßen, hat er mir diese endlosen Stunden geschildert, wo sie in Schnee und Regen dicht aneinander auf der Straße standen, bis ein Bote die Nachricht brachte, daß in irgendeinem Hause sollte gesungen werden. Wie sie dann alle sich in die Stube drängten, da aufeinandergepfercht eine Arie oder Motette sangen und von Glück sagen konnten, wenn einer oder der andere sie zum Schluß mit einem Glas Wein oder Kaffee und Kuchen bewirtete.*

(Man hört Gepolter von fallenden Stühlen, mißvergnügte Rufe: »Aber erlauben Sie mal«, »Impertinenz«, »Mais, Monsieur«.

Folgt Auftreten des Zweiten Literaten, der 38 Kalenderchen aus den Rocktaschen holt, deren Aufschriften verlesen werden. Den Beschluß macht der Almanach zur Beförderung des häuslichen Glücks.)

PASTOR GRUNELIUS *Almanach zur Beförderung des häuslichen Glücks. Ja, das hat uns gefehlt. Da neun Zehntel des häuslichen Elends nur*

von eben dieser verdammten Almanachleserei kommt, über der jedes Frauenzimmer sich einbildet, eine Chloe oder gar eine Aspasia zu sein.

MORITZ *Da haben Sie in der Tat eine verteufelte Kollektion beisammen. Und ein armer Schulmann wie ich fragt sich, wie er gegen so viel Schöngeisterei noch soll aufkommen können. Was ich diesen Kalendern so ganz besonders verdenke, das ist, daß sie mit ihren Reimen, Anekdoten, Liedern, Touren und Tänzen, Aufsätzchen und Notizen, Landkärtchen, Kupferchen und Kostümchen uns nun auch das gebildete Publikum von den seriösen Werken abbringen.*

PASTOR GRUNELIUS *So ist es, Herr Konrektor. Alles Bruchstück, Schatten und Kostprobe. Ich sehe den Tag kommen, wo sie uns auch die Heilige Schrift noch verniedlichen und dem Alten Testament die Erzväter in bunten Bilderchen beigeben.*

MORITZ *Wir sitzen nun einmal zwischen zwei Stühlen: Das bessere Publikum hängt sich an Tändeleien, galante Verschen, larmoyante Romane, und die einfachen Leute – soweit die lesen – sind in den Krallen des Kolporteurs, der ihnen die Räuber- und Gespenstergeschichten bogenweise ins Haus liefert. Da haben Sie es besser, Herr Pastor: Himmel und Hölle haben jedem Stand etwas zu sagen.*

PASTOR GRUNELIUS *Wenn Sie glauben, daß meine Predigten mit den neumodischen Rittergeschichten es aufnehmen könnten, da irren Sie. Ein Abraham a Santa Clara müßte man sein, um die Leute bei der Sache zu halten.*

ZWEITER LITERAT *Einen Augenblick, meine Herren. Das muß doch Unger sein, der da hinten sitzt. Der hat auf alle Fälle den letzten Meßkatalog mit, da werden wir ja gleich sehen. – Einen Moment, verehrtester Unger.*

UNGER *Sie sind's, mein Lieber. Offen gestanden, wenn ich das gewußt hätte, hätte ich meinen Kaffee wo anders getrunken. Sie haben ja recht, wenn Sie mich an Ihre Gedichte erinnern. Aber fragen Sie alle meine Autoren, fragen Sie Moritz, ich kann nichts setzen lassen, bevor ich wegen der neuen Lettern mit meinem Pariser Kollegen Didot im reinen bin.*

ZWEITER LITERAT *Aber ich bitte Sie, ich werde Sie doch nicht drängen. Darum handelt sich's gar nicht. Legen Sie Ihre Berliner Monatsschrift einen Augenblick hin, greifen Sie in den Busen, zücken Sie den neuen Meßkatalog. – Sie sehen, meine Herren, wir haben ihn schon.*

PASTOR GRUNELIUS *Meine Herren, einen Augenblick Ruhe! Hören Sie zu! Die Schamröte wird Ihnen hochsteigen. Haben Sie schon mal von dem Verlage Widtmann in Prag gehört? Ich nämlich auch nicht. Zu Unrecht, meine Herren, zu Unrecht. Diesem Haus werden wir in Bälde das Meisterwerk folgenden Titels verdanken: »Das jüdische*

Großmütterchen oder Der schreckbare Geist der Frau im schwarzen Gewande.« Aber Herr Widtmann hat Konkurrenten in Prag. Was sagen Sie etwa zum »Nachtwächter oder Dem Nachtlager der Geister bei Saaz in Böheim. Eine fürchterliche Sage aus den Zeiten des grauen Zauberalters«? – Oder hören Sie das: nein, Sie werden es nicht für möglich halten, verehrter Herr Konrektor. Treten Sie ran, sehn Sie hinein: »Adelmar von Perlstein, der Ritter vom goldenen Schlüssel oder Die zwölf schlafenden Jungfrauen, die Beschützerinnen des bezaubernden Jünglings. Ritter- und Geistergeschichte aus dem Mittelalter als Seitenstück zu Ritter Edulf von Quarzfeld.«

ERSTER LITERAT *Offenbar würde Herr Waldner, der das verfaßt hat, die Konkurrenz von unserm braven Vulpius nicht zu fürchten brauchen.*

ZWEITER LITERAT *Und mit welcher Scharteke erscheint denn der wieder? Fehlen wird er doch ja bestimmt nicht.*

PASTOR GRUNELIUS *Aber natürlich. Da haben wir's: »Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann.« Übrigens dieser Vulpius...*

MORITZ *Erzählen Sie mir bloß nicht, das sei der zukünftige Schwager des Herrn von Goethe. Erstens sind wir noch nicht so weit. Zweitens halte ich das Verfassen von Räubergeschichten für ein ganz honettes Metier. Ja, Herr Pastor, Sie werden mir widersprechen. Aber ich muß Ihnen sagen, das sind alles ganz harmlose Sachen im Vergleich zu den nichtswürdigen Scharteken dieses Herrn Spieß zum Beispiel, der seine Jammerprodukte mit allen möglichen schöngeistigen oder rührenden Enveloppen versieht.*
(Folgt Kennzeichnung und Probe von Spieß' »Biographien der Wahnsinnigen«.)

ERSTER LITERAT *Ja, Herr Konrektor, da haben Sie eben den großen Mißstand unsres ganzen heutigen Bildungswesens. Da klären wir den Menschen über seine natürliche Tugend und seine ursprüngliche Bestimmung auf, und dann kommen uns diese Schwärmer, Pietisten, Genieanbeter, Stürmer und Dränger und machen nur wieder neuen Nebel und neue Gärung aus allem.*

PASTOR GRUNELIUS *Sehen Sie, mein Lieber. Das sollte Ihnen eben zu denken geben. Ich meine, Sie und Ihre Kollegen, Sie sollten sich doch mal fragen, warum Ihr Apostel, der J. J. Rousseau, der Prediger der Natur und der Tugend, ein Mann voller Unnatur und Untugenden gewesen ist. Und kurz und gut: einem positiven Theologen kann Ihre ganze Aufklärung nicht viel anders vorkommen als einem Manne, dem man am hellichten Tage eine Kerze vor der Nase entzünden will.*

ZWEITER LITERAT *Nein, Herr Pastor, so wollen wir doch nicht argumentieren. Das ist nicht der rechte Ton. Ich glaube, der Herr Kon-*

rektor würde sowas eine argumentatio ad hominem nennen, und die ist eines akademischen Bürgers nicht würdig. Sie kommen mir mit Rousseau, ich könnte Ihnen mit Lavater kommen, der es sehr schön verstanden hat, positive Religion mit einem Krimskrams von Mystik, Genialität, Enthusiasmus zu verbinden, der ihm mit der Zeit, wie Sie wissen, alle ernsthaften Leser verscheucht hat.

MORITZ *Das Allerschlimmste ist aber, daß solche Leute dann glauben, zur Kindererziehung einen Beruf zu haben. Ich bin da jetzt gerade auf das »Sittenbüchlein für Kinder des Landvolks« geraten. Ja, da glaube ich freilich – gewiß, man soll sowas nicht sagen – aber ich glaube denn doch, in meiner »Kinderlogik« hab ich das besser gemacht.*

KELLNER *Nichts für ungut, Herr Kommerzialrat, aber da ist nun ein Herr, der wartet schon zwanzig Minuten darauf, daß die »Nachrichten« frei werden. Und ob Sie nicht so charmant wären, sie ihm gegen die Cottasche Zeitung zu tauschen.*

UNGER *Mit Plaisier, mein Freund, mit Plaisier. – Ich kann mich nur wundern, Herr Konrektor, wie das mit den Inseraten jetzt überhand nimmt. Werden Sies für möglich halten? Vor einer Woche finde ich im Journal eine Vermählungsanzeige.*

MORITZ *Ich weiß nicht, ob Sie die Leipziger Zeitung sehen, aber ich hab mir erzählen lassen, die brächte ganze Blätter heraus, da stehe nichts als Anzeigen von Particuliers. In England war das vor fünfzehn Jahren in den Gazetten schon ganz gebräuchlich. Es hat mich gewundert, als ich herüberkam.*

ERSTER LITERAT *Ich glaube, meine Herren, alles, was die Gazetten enger an das bürgerliche Leben, an den Alltag bindet, ist von Vorteil. Gazetten sollen meiner Meinung nach nicht nur für die Herren Staats- und Kameralräte, auch nicht nur für Professoren und Scribenten geschrieben werden. Gazetten gehören in die Hand des Erstenbesten.*

PASTOR GRUNELIUS *Sie werden doch, mein Verehrtester, die Zeitungen nicht am Ende in der Hand des ungebildeten Publikums wissen wollen. Sehen Sie, ich will ja nicht sagen, daß ich über alles auf dem Laufenden bin, was die Herren hier miteinander verhandeln, aber eines können Sie mir schon glauben: Ich als Pastor kann besser als irgendwer die entsetzliche Leseseuche, der unser Publikum – und je ungebildeter, desto hoffnungsloser – anheim gefallen ist, überblicken. Heute liest man selbst da, wo man vor zwanzig Jahren noch an kein Buch dachte. Und wenn der Bürger oder Handwerker sich doch in meiner Jugend mal was vornahm, da war es eine der ehrlichen, altbewährten Scharteken, eine Hauschronik, ein altes Kräuterbuch, eine Postille. Heute aber?*

ZWEITER LITERAT *Soviel ist richtig, daß ich neulich im Deutschen*

Museum gelesen habe, die Musketiere in den großen Städten ließen sich aus den Leihbibliotheken Bücher auf die Hauptwache holen.

UNGER *Die Leihbibliotheken. Ja, da haben Sie das Wort ausgesprochen. Die sind unser ganzes Elend.*

PASTOR GRUNELIUS *Verzeihen Sie, ich will ja nicht unterbrechen, aber wenn Sie von Musketieren sprechen, die Bücher kann ich Ihnen schon nennen, die sie sich auf die Hauptwache kommen lassen. Ich hatte da neulich Gelegenheit, in einen Ballen einen Blick zu werfen, den sie dem Oberkonsistorium zur Begutachtung zugeschickt hatten. Ich nenne Ihnen die Titel, meine Herren, nichts als die Titel: »Auguste oder Die Geständnisse einer Braut vor ihrer Trauung«, »Gustiens Geschichte oder So muß es kommen, um Jungfer zu bleiben«, »Hannchens Hin- und Herzüge«. Und so etwas gibt dann als Verlagsort Stambul und Avignon an, um dem Zensor eine Nase zu drehen.*

ERSTER LITERAT *Ich will solche Bücher gewiß nicht in Schutz nehmen, aber soll ich Ihnen sagen, wem wir sie danken? Zu einem großen Teil zu danken haben? Jener Zensur, mein Verehrtester, die uns Ihr elendes Edikt vom 9. Juli 1788 verschafft hat. Die Zensur ist es doch, welche das Publikum der anständigen und förderlichen Schriften beraubt und seine Neugier und Leselust den abgefeimtesten Spekulanten zuwendet. Sie wissen so gut wie ich, daß unsere Berlinische Monatsschrift nur der Zensur wegen nach Jena übersiedeln mußte. Daß sie Kants »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« untersagt, daß sie dem Herrn von Humboldt verboten haben, zwei ganz unschuldige Zeilen zur Feier der Hochzeit der Gräfin Lottum auf ein Strumpfband drucken zu lassen, daß sie ...*

UNGER *Herr Magister, Sie sehen doch, wie Sie unsern guten Herrn Pastor aufregen. Lassen wir doch diese Quisquilien. Seien wir froh, daß sie uns nicht, wie in Österreich, alle Schriften über die französischen Zustände, ja sogar über die physische Geographie von Frankreich, verboten haben, daß wir im Gegensatz zu den Wienern wenigstens Mendelssohn, Jacobi, Bürger, Stern lesen dürfen, die Ilias nicht zu vergessen.*

MORITZ *Sie wollen nicht sagen, daß die Ilias in Österreich verboten wäre!*

UNGER *Die Ilias ist in Österreich verboten gewesen, wie heut noch in Bayern die Aeneis verboten ist – aber davon wollte ich gar nicht reden. Nur, wozu kein anständig denkender Mensch schweigen kann, das ist die Antwort, die sie dem Berliner Buchhandel auf seine Eingabe vom vorigen Jahre erteilt haben: »Man werde über diesen Punkt keine Einwendungen annehmen des Inhalts, daß der Buchhandel darunter leiden würde. Denn dem Übel muß gesteuert werden, und wenn auch der Buchhandel drüber zugrunde ginge.«*

MORITZ *Was wollen Sie, die Zensoren wollen auch leben. Ich sage Ihnen, ein leichtes Brot ist das nicht. Für den Bogen bekommt so ein armer Schlucker zwei Groschen. Ich habe mir aber erzählen lassen, für Poesie sei es mehr. Wahrscheinlich, weil gereimte Bosheiten sich schwerer entdecken lassen.*

(Folgt Auseinandersetzung über Kinder- und Volksliteratur nebst Hinweis auf Kortum, dessen Jobsiade und aufklärende Schriften für die hannöversche Landbevölkerung.)

DER SPRECHER *Nun habe ich ein paar Worte von dem Deutschland zu sagen, aus dem ich Ihnen diese Stimmen heraufholte. Denn was auch der Konrektor Moritz vom Grauen Kloster meinen mag, es sind nicht nur berlinische, sondern deutsche Stimmen. Aber sie wußten es nicht, eben weil Deutschland schlief, und je tiefer die Schichten seiner Bewohner, um so tiefer ihr Schlaf. Der deutsche Mensch stand noch fast gänzlich unter dem Zeichen der Manufaktur, der Hausindustrie und der Landwirtschaft: alles oder doch alles Notwendige wurde im Bereiche des eigenen Wohnbezirkes erzeugt. Daher die Enge des Gesichtskreises, seelischer Abgeschlossenheit, geistiger Schwerbeweglichkeit, aber auch eine warme Intimität und edle Selbstgenügsamkeit. Die Bevölkerung lebte zu drei Vierteln gänzlich auf dem Lande, aber auch die meisten Städte waren nicht viel mehr als große Dörfer, Ackerstädte, und Großstädte von der Art wie Paris, London oder Rom gab es überhaupt noch nicht. Ferner gab es keine Maschinen oder auch nur den Maschinen ähnliche Geräte, und das heißt keine exakte reichliche und wohlfeile Gütererzeugung und keinen leichten, schnellen und ausgedehnten Verkehr. Der Unsicherheit des Transports, des Welthandels, der politischen Verhältnisse stand aber eine große Stetigkeit des kleinen Besitzes und Kleinhandels gegenüber, gegründet auf die Festigkeit des Absatzgebietes, den Mangel an Konkurrenz, die Einförmigkeit der Produktionsmittel und des Kundenkreises. Zum Spintisieren und Phantasieren wurde der damalige Mensch durch seine ganze Lebensform ebenso aufgefordert, wie er heute daran verhindert wird. Aus diesem Zustande erstand das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Während andere schwitzten und rannten, England sich mit Goldbarren und Pfeffersäcken abkeuchte, Amerika im Begriff stand, sich in den öden Riesentrust zu verwandeln, der es heute ist, Frankreich die politischen Grundlagen für den Sieg des Bürgertums auf dem europäischen Festland legte, schlief Deutschland einen ehrlichen, gesunden, erfrischenden Schlaf.*

(Die folgende Stimme der Romantik muß von dem Darsteller des zweiten Literaten gesprochen werden.)

DIE STIMME DER ROMANTIK *Aber was für Träume hatte es nicht in diesem Schlaf!*

DER SPRECHER *(nach einer Pause) Diese Stimme kam mir bekannt vor.*

STIMME DER ROMANTIK *Ich will es meinen. Aber aus dem Qualm einer berlinischen Tabagie konnte die Stimme der Romantik Ihnen nur undeutlich dringen, und jetzt soll sie Ihnen bald klarer tönen.*

DER SPRECHER *Ich würde gern Ihren Namen haben.*

STIMME DER ROMANTIK *Ich kann mir denken, daß es Ihnen bequem wäre, sich an die Herren Bernhardi, Hülsen oder Steffens zu halten, von Novalis und Ludwig Tieck ganz zu schweigen. Aber die Stimme der Romantik hat keinen Namen.*

DER SPRECHER *Die Stimme der Romantik ...*

STIMME DER ROMANTIK *... kommt aus dem Wunderhorn, auf dem Clemens Brentano blies, und aus der Impertinenz, welche Friedrich Schlegel seine tiefsten Erkenntnisse schenkte, aus dem Gedankenlabyrinth, das Novalis in seinen Taschenbüchern nachzeichnete, aus dem Gelächter, das aus Tiecks Komödien den Spießer aufschreckte, und aus der Finsternis, in der Bonaventura seine Nachtwachen hielt. Darum hat die Stimme der Romantik keinen Namen.*

DER SPRECHER *Mir scheint, sie will nur nicht mit dem Namen heraus, diese Stimme. Sie fürchtet, sich bloßzustellen, und hat allen Grund. Ich möchte ihr den Namen Jean Paul vorschlagen. Dieser Liebling der deutschen Leserwelt um 1800. Der verstiegenste, tränenseligste, undiszipliniertestе, zielloseste aller Schriftsteller, die je Romane geschrieben haben.*

STIMME DER ROMANTIK *Daß ein Dichter eine Pädagogik verfaßt, spricht nicht für Ziellosigkeit.*

DER SPRECHER *Sie reden von der »Levana«. Hören Sie, wie Jean Paul einen Jüngling schildert. Sie werden zugeben müssen, er hat nicht das Zeug zum Erzieher. Ein unverbesserlicher Phantast ist er, weiter nichts.*

(Das Folgende wird bis zum Gongschlag vom Sprecher besonders platt und verständnislos vorgelesen. Nach dem Gongschlag übernimmt es ausdrucksvoll, zugleich mit schöner Eintönigkeit die Stimme des zweiten Literaten.)

»Er ergoß sich in Freuden- und Trauertränen miteinander, und die Zukunft und die Vergangenheit bewegten zugleich sein Herz. Die Sonne fiel immer schneller den Himmel herab, und er bestieg schneller den Berg, um ihr länger nachzusehen. Und hier sah er in das Dörfchen Maienthal hinab, das zwischen feuchten Schatten glimmte ... Da klang die vom Ewigen gestimmte Erde mit tausend Saiten, da bewegte (Gongschlag)

ZWEITER LITERAT *... dieselbe Harmonie den in Gold und Nacht zerstückten Strom und den sumsenden Blumenkelch und die bewohnte Luft und den durchwehten Busch, da standen der gerötete Osten und*

der gerötete Westen wie die zwei rosataftnen Flügeltüren eines Flügels aufgespannt, und ein hebendes Meer quoll aus dem geöffneten Himmel und aus der geöffneten Erde ...«

HEINZMANN *Das kann doch nicht stimmen, Herr Unger. Da drinnen wird doch laut gelesen.*

UNGER *Ich werde mich in Leipzig doch auskennen, lieber Heinzmann. Das ist das Gewölbe von Breitkopf. Sie sehen ja die Aushängetafeln mit den Titeln der Neuigkeiten.*

HEINZMANN *So früh am Morgen werden Sie aber Breitkopf nicht antreffen.*

UNGER *Kann sein, daß er selbst schon auf Kommissionen aus ist. Dann werden wir ihn eben erwarten. Wir sind ja nach der Stimme, die von drin kommt, nicht die Ersten.*

ZWEITER LITERAT *(liest) »Zu seinen Füßen und an diesem Berge ...«*

UNGER *Um Entschuldigung, wenn wir stören sollten ...*

ZWEITER LITERAT *Herr Unger, keine Überraschung, Sie in Leipzig zu finden, aber ein großes Vergnügen.*

UNGER *Darf ich vorstellen? Ein Geschäftsfreund, Herr Heinzmann aus Bern. Herr Iffland aus Berlin. Herr Magister ...*
(Man hört: Kompliment, Vergnügen usw. gemurmelt.)

UNGER *Wir störten Sie, mein Verehrtester? Was hatten Sie denn da vor?*

ZWEITER LITERAT *Was ich des Morgens am liebsten lese, eine Abendandacht.*

HEINZMANN *Das sieht aber gar nicht nach einem Andachtsbuch aus.*

ZWEITER LITERAT *Es ist auch mehr als ein Andachtsbuch.*

HEINZMANN *Mehr?*

ZWEITER LITERAT *Der Hesperus von Jean Paul. Aber hören Sie selbst: »Zu seinen Füßen und an diesem Berge lagerte sich, wie ein bekränzter Riese, wie eine versetzte Frühlingsinsel, ein englischer Park. Dieser Berg gegen Süden und einer gegen Norden waren zu einer Wiege zusammengerückt, in der das stille Dörfchen ruhte, und über welche die Morgen- und die Abendsonne ihr goldenes Gespinst hindeckte. In fünf blitzenden Teichen schwankten fünf dunklere Abendhimmel, und jede aufhüpfende Welle malte sich im darüberschwebenden Sonnenfeuer zum Rubin. Zwei Bäche wateten in veränderlichen Entfernungen, von Rosen und Weiden verdunkelt, über den langen Wiesengrund, und ein wässerndes Feuerrad trieb, wie ein gehendes Herz, das vom Abend ...«*
(Kleine Pause. Darauf von neuem der zweite Literat.)
Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie sich's bequem gemacht haben.

UNGER *Ja, Sie haben einen guten Winkel gefunden. Ich denke, wir können hier in aller Ruhe auf Breitkopf warten. Wenn's Ihnen recht ist, Herr Heinzmann.*

HEINZMANN *Schon. Aber gar nicht recht ist mir der Jean Paul.*
IFFLAND *Sie werden nichts gegen Jean Paul sagen wollen... Kennen Sie das Motto des Hesperus? »Die Erde ist das Sackgäßchen in der großen Stadt Gottes. Die dunkle Kammer voll umgekehrter und zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt. Die Küste zur Schöpfung Gottes. Ein dunstvoller Hof um eine bessere Sonne. Der Zähler zu einem noch unsichtbaren Nenner. Wahrhaftig, sie ist fast gar nichts.«*
HEINZMANN *Sie können das auswendig?*
IFFLAND *Ich schäme mich dessen nicht.*
HEINZMANN *Wahrhaftig, sie ist fast gar nichts. Sehn Sie, diese Wendungen sind es, die mir Jean Paul verleiden. Wir haben so verstiegne Köpfe bei uns in der Schweiz grade genug. Ich brauche Ihnen von Lavater nicht zu sprechen.*
(Folgt Hinweis und Probe aus Bräkers »Armem Mann im Tockenburg« sowie Probe aus Ifflands »Jägern«, deren Einstudierung man aus einem Nebenraum hört.)
ZWEITER LITERAT *Lassen wir Iffland. Und wenn Sie wollen, bin ich sogar Kotzebue Dank schuldig. Haben Sie seine widerwärtigen »Indianer in England« gesehen? Will man richtig verstehen, was Kant mit dem kategorischen Imperativ gemeint hat, mit jenem eisernen Soll, das alle Nebenumstände zu Boden schlägt, nicht bloß als Moralgesetz, sondern als innrer Halt jedes dichterischen Charakters, so muß man nur die Mollusken ansehen, mit denen unser gefeiertster Bühnendichter das deutsche Theater bevölkert hat.*
UNGER *Jedenfalls kann man sich manchmal fragen, für wen wir in Deutschland denn eigentlich arbeiten, wenn es heute noch möglich ist, einen Fetzen herauszubringen, wie der Clas in Berlin ihn verkaufen läßt.*
HEINZMANN *Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Herr Unger.*
UNGER *Für zwölf Groschen verkaufen läßt. Sie haben das nicht gesehn? Ein Blatt, auf dem er Goethe und Schiller mit Kotzebue und Iffland vereinigt hat?*
ZWEITER LITERAT *Empörend. Da haben Sie recht. Aber die Sache hat doch noch eine andere Seite, und die ist beinah noch trauriger. So etwas zeigt eben, daß ein Mann wie Kotzebue Goethe und Schiller bestenfalls als Konkurrenten, aber niemals als wirklichen, gefährlichen, unversöhnlichen Feind zu spüren bekommen hat.*
UNGER *Sie vergessen die Xenien.*
ZWEITER LITERAT *Die Xenien? Die Xenien? Sie wissen so gut wie ich, wie mißglückt sie waren. Und das ist noch gelinde gesagt.*
HEINZMANN *Ich kann Ihre Entrüstung nicht teilen. Sie müssen schließlich das Publikum nehmen, wie's ist. Sie wissen, Herr Kommerzial-*

rat, daß ich seit zwanzig Jahren keine Messe auslasse. Da spricht man eben allerhand Leute, und es kommt einem auch manches zu Ohren, was nicht an die große Glocke gehört. Wissen Sie, wie viele Subskribenten Göschen auf die Goethe-Ausgabe bekam, die er von siebenundachtzig bis neunzig herausgab? Die Ziffern hab ich von ihm selber – sechshundert. Und was die Einzelausgaben angeht, so soll der Absatz noch viel schlechter geworden sein. Von der Iphigenie, von Egmont dreihundert. Vom Clavigo oder vom Götz gar nicht zu reden.

UNGER *Mein Lieber, Sie können das doch unmöglich dem Publikum in die Schuhe schieben. Sie wissen, was wir unter dem Nachdruck zu leiden haben. Auf ein rechtmäßiges Exemplar kommen zehn, zwanzig unrechtmäßige.*

HEINZMANN *Dann will ich Ihnen etwas anderes erzählen. Auf der Herreise habe ich diesmal in Kreuznach Station gemacht. Da hat mein Freund Kehr im vorigen Jahr sich mit einer Leihbücherei etabliert: Schiller, Goethe, Lessing, Klopstock, Wieland, Gellert, Wagner, Kleist, Hölty, Matthisson usw. Ja, das alles will kein Mensch lesen. Es bleibt schon bei dem schönen Wort vom Bürger, der Publikum und Pöblikum unterscheidet.*

(Folgt Ankündigung einer Bücherversteigerung, wie sie auf Messen üblich waren, durch einen Ausrufer: Aufbruch dahin und ein Teil der Versteigerung.)

DER AUKTIONATOR *Numero zwohundertzwölf. Johann Wolfgang Goethens Schriften, Leipzig bei Georg Göschen 1787 bis 91. Wir haben von dieser hübschen Edition aber leider nur den siebenten Band hier.*

UNGER *Der siebente Band, Herr Magister, das ist doch ... Gongschlag*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Faust! Die Weltlegende des deutschen Bürgertums, beginnend auf dem weltlichen Theater, endend im Proszenium des himmlischen, beginnend mit dem höllischen Teufel der Schwarzkunst, aufsteigend zu den irdischen Teufeln der Staatskunst, beginnend mit Erscheinungen, endend in Stimmen. Ein kleines Jahrmarktpuppenspiel tat sich auf, um das Leiden und die Demütigungen des deutschen Bürgertums, mit ihnen aber seine Geschichte und im Herzen dieser Geschichte das Bild der Antike, Helena und den Palast zu Sparta, aufzunehmen.*

DER SPRECHER *Ruhe! Wie können Sie sich erlauben, mir vorzugreifen?*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Ich bin das 19. Jahrhundert und habe noch ganz anderen Leuten vorgegriffen. Ich griff den Klassikern vor, ehe sie mit Schreiben zu Ende waren, und ich bin von dem Größten unter ihnen, nachdem er nur ein Viertel meiner Gestalt erblickt hatte, so begrüßt worden, daß ich wohl das Recht habe, mich hier vernehmen zu lassen.*

DER SPRECHER *Wie soll er Ihrer Meinung nach Sie begrüßt haben? Ich denke doch, daß von Goethe die Rede ist.*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Ich sehe, Sie sind im Bilde. Von mir sagt Goethe: »Alles ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam. Im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr. Niemand begreift das Element, worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff, den er bearbeitet. Reichtum und Schnelligkeit ist, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt. Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Facilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren. Eigentlich ist es das Jahrhundert für die fähigen Köpfe, für leichtfassende, praktische Menschen, die ihre Superiorität über die Menge fühlen, wenngleich sie auch selbst nicht zum Höchsten begabt sind. Laßt uns soviel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht noch Wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt.«*

DER SPRECHER *Sie haben keinen Grund, stolz auf solche Begrüßung zu sein.*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Ich habe ihr Ehre gemacht. Ich habe eine mittlere Kultur allgemein verbreitet, wie Goethe es prophezeit hat.*

DER SPRECHER *Eine mittlere Kultur? Solange Ihr 19. Jahrhundert gedauert hat, haben die Deutschen ihr größtes Geschichtsbuch nicht aufgeschlagen. Noch ist es nicht lange her, daß Cotta die letzten Exemplare des Westöstlichen Divan vom Lager verkauft hat.*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Sie waren zu teuer. Ich habe Ausgaben auf den Markt gebracht, die unter die Leute kamen.*

DER SPRECHER *Unter die Leute, denen die Zeit fehlte, sie zu lesen.*

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Zugleich aber hat mein Jahrhundert dem Geist die Mittel gegeben, schneller sich zu verbreiten als durch Lektüre.*

DER SPRECHER *Mit andern Worten: es hat die Tyrannei der Minute begründet, deren Geißel wir auch hier spüren.*
(Man hört jetzt sehr deutlich das Ticken eines Sekundenzeigers.)

DIE STIMME DES 19. JAHRHUNDERTS *Goethe selber hat diese Takte begrüßt und seinen Enkeln in ihnen sich einzurichten befohlen.*
(Das Folgende scharf, gleichsam nach dem Sekundenzeiger taktiert):

> *»Ihrer sechzig hat die Stunde,*
> *über tausend hat der Tag.*
> *Söhnchen, werde dir die Kunde,*
> *was man alles leisten mag!«*

NACHWEISE **643, 30** *Not- und Hilfsbüchlein für die Bauersleute*] s. Rud. Zach. Becker, Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute, 2 Bde., Gotha 1788. – **643, 33** *Kinderfreund*] s. Friedrich Eberhard von Rochow, Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen, 2 Teile, Brandenburg, Leipzig 1776 und 1780. – **644, 6** *Alarcos*] s. Friedrich von Schlegel, Alarcos. Trauerspiel in zwei Aufzügen, Berlin 1802. – **644, 6** *Götterlehre*] s. Karl Philipp Moritz, Götterlehre und mythologische Dichtung der Alten, Berlin 1791. – **648, 38.39** *»Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann«*] s. Christian August Vulpius, Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann, 6 Teile, Leipzig 1797–1800. – **649, 18.19** *»Die Ungerechtigkeit der Menschen oder Die Reisen durch die Höhlen des Jammers und die Gemächer des Elends«*] J. G. Meusel, Lexikon der 1750–1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, Bd. 13, 231 verzeichnet: Spies, Meine Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers, 3 Teile, Leipzig 1796–1797. – **649, 32** *»Biographien der Wahnsinnigen«*] s. Christian Heinrich Spieß, Biographien der Wahnsinnigen, 4 Bändchen, Leipzig 1795–1796. – **651, 22** *»Sittenbüchlein für Kinder des Landvolks«*] s. Johann Caspar Lavater, Sittenbüchlein für Kinder des Landvolks, Frankfurt 1789. – **651, 24** *»Kinderlogik«*] s. Carl Philipp Moritz, Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik, Berlin 1786. – **654, 27** *Olymp. –«*] s. a.a.O., 82. – **655, 14** *»Jobsiade«*] s. Karl Arnold Kortum, Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen, 1. vollständige Ausg., Dortmund 1799. – **656, 32–657, 6** *Wenn* bis *fort.*] s. Karl Philipp Moritz, Anton Reiser, hg. von Ludwig Geiger, Heilbronn 1886, 31 f. – **657, 12–14** *Traktate* bis *Krankheiten*] s. die Schriften von Karl Arnold Kortum: Bienenkalender, Wesel 1776; Grundsätze der Bienenzucht, besonders für die Westphälischen Gegenden, Wesel, Leipzig 1776; Etwas über das alte und neue Gesangbuch und die Einführung desselben in die evangelischen Gemeinen der Grafschaft Mark, Mark 1785; Anweisung, wie man sich vor allen ansteckenden Krankheiten verwahren könne, Wesel, Leipzig 1779. – **657, 16–24** *Denn* bis *schläft.*] s. Moritz, Kinderlogik, a.a.O., 154. – **659, 25–31** *»Er* bis *bewegte*] s. Jean Paul, Sämtliche Werke, Akademieausgabe, Bd. 3, Weimar 1929, 194. – **659, 33–39** *dieselbe* bis *Erde ...«*] a.a.O. – **660, 27–661, 7** *»Zu* bis *horsteten.«*] a.a.O., 194 f. – **662, 32** *Wyss*] s. Johann David Wyss, Der schweizerische Robinson, 2 Bde., Zürich 1812–1813. – **664, 9** *verstund.«*] s. Ulrich Bräker, Lebensgeschichte und Natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg, hg. von H. H. Füßli, Zürich 1789, 29 f. – **664, 18** *über ...«*] a.a.O., 31 f. – **664, 23–27** PASTOR bis *komme.*] s. August Wilhelm Iffland, Dramatische Werke, Bd. 3, Leipzig 1798, 74 f. (Die Jäger II, 7). – **664, 35–665, 10** PASTOR bis *mein. –*] s. a.a.O., 75 f. – **665, 11–27** *Heut* bis *Mitte ...*] s. a.a.O., 159. – **670, 5** *wiederkehrt.«*] s. Briefwechsel

zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hg. von Friedrich Wilhelm Riemer, 4. Teil, Berlin 1834, 43 f. (Brief vom 6. 6. 1825). – 670, 32 *mag!«*] Goethe, Sämtliche Werke, Jubiläumsausgabe, Bd. 3, Stuttgart, Berlin 1906, 154 (In das Stammbuch Walters v. Goethe).

671–673 ZWEIERLEI VOLKSTÜMLICHKEIT

ÜBERLIEFERUNG

J^BA Rufer und Hörer. Monatshefte für den Rundfunk 2 (1932), 284 f. (Heft 6, September 1932); Benjamin-Archiv, Dr 734.

LESARTEN 671, 25–27 *Die* bis *das.*] in J^BA handschriftlich eingefügt. – 672, 5 *Exkursen*] in J^BA handschriftlich korrigiert aus *Anmerkungen*

674–695 RADAU UM KASPERL

Benjamin schrieb über dieses Hörspiel in einem Brief an Scholem vom 28. 2. 1933: *Bemerkenswert ist vom technischen Gesichtspunkt vielleicht ein Stück für Kinder, das in Frankfurt und Köln im letzten Jahr gegeben wurde.* (Briefe, 565) Die von Benjamin selbst inszenierte Frankfurter Aufführung fand am 10. März 1932 statt, die Sendung in Köln ist nicht datierbar.

ÜBERLIEFERUNG

J Hektographiertes Aufführungsexemplar mit handschriftlichen Marginalien, die Hinweise auf zu verwendende Geräusche enthalten; Benjamin-Archiv, Dr 770.

696–720 LICHTENBERG

In einem Schreiben aus Ibiza teilte Benjamin am 22. 4. 1932 Scholem mit: *Jetzt bin ich vom Berliner Rundfunk mit einem »Lichtenberg« beauftragt worden, den ich auf jenem Mondkrater, der nach Lichtenberg benannt ist, beginnen lassen will (denn so einen gibt es doch wohl).* (Briefe, 549) In einem Brief an Scholem vom 28. 2. 1933 heißt es: *Der Tag verging weiterhin unter Arbeiten und Diktat an einem Hörspiel »Lichtenberg«, das ich auf Grund eines Vertrages, dessen besserer Teil längst erfüllt ist, und mir die Flucht auf die Balearen erleichtert hat, nun abliefern muß. [...] Die Chancen, die von Zeit zu Zeit durch den Rundfunk geboten wurden und die überhaupt meine einzig ernsthaften waren, dürften so gründlich fortfallen, daß selbst dem »Lichtenberg«, wiewohl er in Auftrag gegeben war, eine Aufführung nicht mehr sicher ist.* (Briefe, 562 f.) – Dieses Hörmodell ist vermutlich ein Nebenprodukt von Benjamins Arbeit an einer Bibliographie zu Lichtenberg, mit der ihn ein Lichtenberg-Sammler beauftragte (s. Briefe, 538 f.). In einem

wahrscheinlich 1940 verfaßten Lebenslauf heißt es dazu: *Im Auftrage verfaßte ich eine vollständige Bibliographie des Schrifttums von und über G. Chr. Lichtenberg, die nicht mehr im Druck erschienen ist.* (Benjamin-Archiv, Ts 2368) Irgendwelche Aufzeichnungen Benjamins zu dieser Bibliographie scheinen nicht erhalten zu sein.

ÜBERLIEFERUNG

T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 2008–2050.

Zahlreiche Passagen dieses Hörmodells konnten als freie Lichtenbergzitate identifiziert werden. Da diese Zitate dem Sprachduktus des Hörmodells so eng eingefügt sind, daß sie teilweise nur noch als Anspielungen auf Lichtenbergstellen erscheinen, wurden sie selbstverständlich weder ›korrigiert‹ noch wurde der genaue Wortlaut der Vorlagen unter die Nachweise aufgenommen. Eindeutige Zitierungsirrtümer sind jedoch stillschweigend berichtigt worden.

NACHWEISE 696,9 *Peka*] Die Namen der drei *Mondwesen Labu, Sofanti* und *Peka* entnahm Benjamin Paul Scheerbarts Roman »Lesabéndio«. – 699,24 *machen.*] Die Begegnung zwischen Lichtenberg und Garrick fand 1775 in London statt. Lichtenberg berichtete darüber in den »Briefen aus England« sowie in einem Brief an Schernhagen vom 16./17. 10. 1775 und einem weiteren Brief an Dieterich vom 18. 10. 1775. – Benjamin legt der folgenden Szene die »Briefe aus England« zugrunde. Die Worte, die er Garrick sprechen läßt, stammen teilweise von Lichtenberg selbst. Laut Lichtenberg wurde er nicht vom *Hofmarschall* sondern vom »Favoritpagen des Königs [...] dem Herrn Garrick vorgestellt«. (s. Lichtenbergs Briefe, hg. von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf, Bd. 1, Leipzig 1901, 237) – 699,30–33 *Seine* bis *Hamlet.*] s. Lichtenbergs Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe, Bd. 3, Göttingen 1844, 224. – 700,2.3 *Es* bis *gemalt.*] s. a.a.O., 214. – 700,11–13 *Einige* bis *haben.*] s. a.a.O., 217. – 700,18–22 *Bei* bis *Einmaleins.*] s. a.a.O., 226 (Diese, wie die drei vorangehenden Stellen, spielen auf die »Briefe aus England« an) – 700,29–34 *Vor* bis *erschrocken?«*] s. Aus Lichtenbergs Nachlaß, hg. von Albert Leitzmann, Weimar 1899, 159 (Tagebuchblätter, 1774). – 700,37–701,2 *Ich* bis *eingeleuchtet.*] s. Lichtenbergs Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe, Bd. 3, Göttingen 1844, 235 f. – 701,4–11 *Mir* bis *Übersetzung.*] s. a.a.O., 237. – 701,14–16 *Den* bis *kann;*] s. a.a.O., 238. – 701,19.20 *Es* bis *wecken.*] s. a.a.O., 238 f. (Diese, wie die drei vorangehenden Stellen, spielen auf die »Briefe aus England« an). – 703,2–704,16.17 *Da* bis *Chimborasso.«*] s. a.a.O., Bd. 6, Göttingen 1845, 50–53 (Einige Betrachtungen über vorstehenden Aufsatz, nebst

einem Traum). – 705,9–11 *Und* bis *bin.*] s. Lichtenbergs Vermischte Schriften, hg. von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries, Bd. 1, Göttingen 1800, 40 (Charakter einer mir bekannten Person). – 706,31–36 *Es* bis *Physik?*] s. a.a.O., 26. – 706,37.38 *Ich* bis *still.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, hg. von Albert Leitzmann, 4. Heft, Berlin 1908, 47. – 707,8–22 *Es* bis *abzuschließen.«*] Die Ablehnung einer Lebensversicherung (»Sterbethaler Direcktion«), ihn zu versichern, erwähnt Lichtenberg in einem Brief an Friedrich Heinrich Jacobi vom 6. 2. 1793 (s. Lichtenbergs Briefe, a.a.O., Bd. 3, Leipzig 1904, 69). Der im Hörmodell *Lichtenberg* enthaltene Brief der Versicherung dürfte jedoch eine Fiktion Benjamins sein. – 707,37–708,3 *gestern* bis *hatte.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 2. Heft, Berlin 1904, 180. – 709, 6–11 Bei den genannten Beiträgen handelt es sich um folgende Aufsätze aus dem Göttingischen Taschenkalender: Zubereitung des Eises in Indien (s. Lichtenbergs Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe, Bd. 6, Göttingen 1845, 289–291); Englische Moden (a.a.O., 312–315); Über die Vornamen. Ein Beitrag zur Geschichte menschlicher Thorheiten (a.a.O., Bd. 5, Göttingen 1844, 250–252); Proben seltsamen Appetits (a.a.O., Bd. 6, 327 bis 330); Etwas über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe etc. bei verschiedenen Völkern (a.a.O., Bd. 5, 276–282); Die Glocken (a.a.O., Bd. 6, 298–304); Gelehrigkeit der Thiere (a.a.O., Bd. 6, 319–322); Über einige Fastnachtsgebräuche unsrer Voreltern (a.a.O., Bd. 6, 360–368) und vermutlich den Artikel Über Ernährung, Kochen und Kostsparkunst (a.a.O., Bd. 6, 126–139) – 709,32–711,10 *»Mein* bis *Lichtenberg.«*] s. Lichtenbergs Briefe, a.a.O., Bd. 3, 291–293 (Brief an G. H. Amelung von Anfang 1783). – 714,3–5 *Ob* bis *stößt.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 4. Heft, 120. – 715,8–14 *Was* bis *selbst.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 3. Heft, Berlin 1906, 110. – 715,32–34 *Wenn* bis *verdienen.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 218. – 715,37–716,1 *Mich* bis *London.*] In einem Brief an Dieterich vom 31. 10. 1775 berichtet Lichtenberg, daß er in London mehrere Hinrichtungen gesehen hat (s. Lichtenbergs Briefe, a.a.O., Bd. 1, 242 f.). – 716,7.8 *Der* bis *einmal*] bezieht sich möglicherweise auf Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 4. Heft, 166. – 717, 16–36 *Wie* bis *mehr*) s. Lichtenbergs Vermischte Schriften. Neue vermehrte, von dessen Söhnen veranstaltete Original-Ausgabe, Bd. 5, Göttingen 1844, 334 f. und 337 (Amintor's Morgenandacht). – 718, 22–28 *An* bis *Fenster.*] s. Lichtenbergs Briefe, a.a.O., Bd. 3, 115 f. (Brief an Heyne vom 14. 6. 1794). – 718, 31–34 *»Die* bis *lassen.«*] s. Lichtenbergs Briefe, a.a.O., Bd. 3, 12 (Brief an Forster vom 30. 8. 1790). – 719, 4–6 *»Was* bis *sei.«*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 3. Heft, 189. – 720, 4–9 *Denn* bis *gestanden.*] s. Lichtenbergs Aphorismen, a.a.O., 3. Heft, 86.

Aus Benjamins Schüler- und früher Studentenzeit sind einige Geschichten und Erzählungen erhalten, von denen nicht in allen Fällen sicher ist, ob der Autor sie als abgeschlossen ansah. Als ausgesprochene Jugendarbeiten werden sie hier nicht abgedruckt. Es handelt sich um die Texte *Schiller und Goethe* (Benjamin-Archiv, Ms 1329 bis 1331), *In einer großen, alten Stadt...* (Benjamin-Archiv, Ms 1335 f.), *Der Pan des Abends* (Benjamin-Archiv, Ms 1339), *Stille Geschichte. Erzählt gelegentlich des Geburtstages meiner Mutter* (Benjamin-Archiv, Ms 1327), *Der Hypochonder in der Landschaft* (Benjamin-Archiv, Ms 1328), *Der Flieger* (Benjamin-Archiv, Ms 1325 f.) und *Der Morgen der Kaiserin* (Benjamin-Archiv, Ms 1333). Von den beiden letzten Geschichten läßt sich aufgrund der Papierart und der Schrift annehmen, daß sie fast gleichzeitig mit der ersten hier veröffentlichten Arbeit *Der Tod des Vaters* entstanden. Der in den Briefen erwähnte *Tod des Vaters* von 1913 ist der erste Text, den Benjamin als *Novelle* bezeichnete. Eine im selben Jahr geschriebene Arbeit, die die Prostitution zum Thema hatte (s. Briefe, 69) und von Benjamin als seine *2te Novelle* (Briefe, 71) bezeichnet wurde, ist verschollen. – Erst in einem Brief von September 1929 berichtete Benjamin wieder, daß er *eine Novelle geschrieben* (Briefe, 502) habe. In der ersten Hälfte der 30er Jahre verfaßte Benjamin dann eine größere Anzahl von Geschichten und novellistischen Texten. Diese Arbeiten wurden offenbar alle für den Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften geschrieben und sind teilweise aus *handgreiflichen Motiven* (Briefe, 561 f.), d.h. ökonomischer Not entstanden. Daß die Anzahl der geschriebenen oder zumindest geplanten Geschichten größer war als die Zahl der erhaltenen Texte, geht aus zwei Titelverzeichnissen (Benjamin-Archiv, Ms 1372 und 865) hervor, die neben erhaltenen Texten folgende Titel aufführen: *Bettlergeschichte, Jenaer Geschichte, John-Heartfield-Geschichte, Das Erste Beste, Der Bettler als Käufer, Sevilla-Geschichte, Sotto le fronde di limone, Weinberggeschichte, Kapitalgeschichten (Der abgehängte Wagen, Der gewohnte Nachmittagsspaziergang, Das Testament auf dem Amtsgericht, Der denunzierte Bankier), Henkergeschichte, Nimbus, Anna Czyllac und der Astrolog, Weingeschichte, An der Mole, Die Fahrt der Heimdal* und *Warum es mit der Kunst, Geschichten zu erzählen, zu Ende geht.* Jean Selz berichtet von einer Novelle über eine ibizenkische Bauernfamilie, die Benjamin seiner Erinnerung nach für die »Frankfurter Zeitung« schrieb (s. Über Walter Benjamin, Frankfurt a.M. 1968, 38 f.); auch diese Novelle muß als verschollen gelten. – In Benjamins Nachlaß finden sich schließlich zwei Geschichten, die Frag-

ment blieben: *Die Sirene* (Benjamin-Archiv, Ts 1915–1918) und *Das zweite Ich* (Benjamin-Archiv, Ts 1923–1925).

723–725 Der Tod des Vaters

In einem Brief an Herbert Belmore vom 7. 6. 1913 schrieb Benjamin: *Heute nachmittag fing ich eine Novelle an zu schriftstellern mit dem schönen Titel: Der Tod des Vaters. Vorwurf: ein junger Mann verführt bald nach dem Tode seines Vaters das Dienstmädchen. Wie dann diese beiden Ereignisse zusammenfließen und eine Schwere die andere (Schwangerschaft des Mädchens) in der Waage hält. [Absatz] Der Stoff ist aus dem Leben von Herrn Manning, das ich in Mitternachtsstunden ab und zu nach dieser oder jener seiner unendlichen Dimensionen kennen lerne.* (Briefe, 61)

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1809–1812.
M Reinschrift; Benjamin-Archiv, Ms 1305–1308.
Druckvorlage: T
LESARTEN 723, 4 *Schlimmeren*] *Schlimmen* M – 723, 32 *Vormittag*] M; *Tag* T

725–728 Palais D...y

ÜBERLIEFERUNG
J Die Dame, Berlin, 3. Juniheft 1929 (Jg. 57), 15 u. 32.
T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1825–1829.
Druckvorlage: J
LESARTEN 725, 25 *auffiel, und*] *bemerkt wurde,* T – 725, 27 *Fécamts*] *Fécamps* T – 725, 32 *ungewöhnlichen*] konj. für *Ungewöhnlichen* – 727, 28 *den*] *dem* T – 728, 16 *schien*] *erschien* T

729–737 Myslowitz – Braunschweig – Marseille

Dieser Geschichte liegt das Rauschprotokoll *29. September [1928] Sonnabend. Marseille* (s. Bd. 6) zugrunde, das Benjamin später noch einmal zu dem Text *Haschisch in Marseille* (409–416) umarbeitete. Ferner übernahm Benjamin in *Myslowitz – Braunschweig – Marseille* Passagen aus *Marseille* und aus einem Rauschprotokoll, das Ernst Joël 1928 zu einem Versuch anfertigte, an dem Benjamin teilnahm.

ÜBERLIEFERUNG

J Uhu, Berlin, 7 (1930/31), Heft 2, November 1930, 90–101.

NACHWEISE 730, 33–731, 10 *Binnenhäfen* bis *zusammenballt.*] s. 363, 32–364, 12.13 – 735, 33–736, 8 *wechselte* bis *haben.*] s. Ernst Joëls Protokoll zu dem Haschischversuch vom 11. Mai 1928 in: Walter Benjamin, Über Haschisch, Frankfurt a. M. 1972, 90 f. Die an dieser Stelle in Joëls Protokoll beschriebene Person ist Benjamin selbst.

738–740 DIE FAHRT DER MASCOTTE

Diese Geschichte ist in zwei stark abweichenden maschinenschriftlichen Fassungen überliefert. Die eine Fassung (T²) wurde, soweit sich das nach Papierart und Schreibmaschinentype bestimmen läßt, gemeinsam mit den beiden folgenden Geschichten *Das Taschentuch* und *Der Reiseabend* abgeschrieben und von Benjamin korrigiert. Es ist daher anzunehmen, daß Benjamin *Die Fahrt der Mascotte* nicht später als diese beiden von 1932 stammenden Geschichten verfaßte. Die andere Fassung ist nicht datierbar, stellt jedoch eine zweite, aus T² entstandene Version dar.

ÜBERLIEFERUNG

T¹ Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1861–1864.

T² *Die Fahrt der Mascot*, Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1857–1860.

Druckvorlage: T¹

Im folgenden wird T² wiedergegeben:

Die Fahrt der Mascot

Das ist eine von den Geschichten, wie man sie auf See zu hören bekommt, eine von der Art, für die der Schiffsrumpf der richtige Resonanzboden ist und das Stampfen der Maschine die beste Begleitung und bei denen man nicht weiter fragen soll wo sie herkommen. Es war, erzählte mein Freund der Bordfunker, nach Kriegsende, als sich einige Reeder darauf besannen, Segler, Salpeterschiffe, die in Chile von der großen Katastrophe überrascht worden waren, wieder in die Heimat zurückzuführen. Die Rechtslage war einfach; die Schiffe waren deutsches Eigentum geblieben und nun handelte sich's nur darum, die nötige Bemannung bereit zu stellen, um sie in Valparaiso oder Antofagasta zu übernehmen. Seeleute gab's genug, die in den Häfen auf Heuer warteten. Aber doch war bei der Sache ein kleiner Haken. Denn wie wollte man die Mannschaft an Ort und Stelle befördern? Soviel war klar, sie

konnten in Hamburg nur als Passagiere an Bord gehen und ihren eigentlichen Dienst erst am Bestimmungsorte antreten. Auf der anderen Seite war ebenso klar, daß es sich da um Leute handelte, denen gegenüber nicht leicht mit jenen Machtbefugnissen auszukommen war, über die Kapitäne auf See verfügen. Und dabei darf das Jahr nicht außer Acht bleiben: 1919, wo nicht nur der Kriegsflotte die Stimmung der Kieler Tage noch in den Knochen steckte. Niemand wußte das besser als die Hamburger, und der Kommandostab des Viermasters – wir wollen ihn Mascot nennen – stellte eine Elite entschlossener seebefahrener Offiziere dar. Die Auftraggeber waren aber noch weiter gegangen, und der Verlauf der Reise zeigte schnell, daß ihre Sorgfalt berechtigt gewesen war. Denn man hatte Cuxhaven noch keine fünfzig Meilen hinter sich, als in dem neuen Kollektiv Anzeichen einer Gruppierung merkbar wurden, die für die Überfahrt Bedrohliches in Aussicht stellte. Auf Deck und in Kabine[n], ja selbst auf Treppen tagten von früh bis spät die verschiedensten Vereinigungen und Zirkel und vor Helgoland waren bereits drei Spielklubs in Betrieb, außerdem ein ständiger Boxring und eine Liebhaberbühne, deren Besuch für ein heikles Publikum sich nicht empfahl. In der Offiziersmesse, deren Wände über Nacht mit drastischen Zeichnungen geschmückt worden waren, tanzten die Herren nachmittags ihre Jimmy miteinander und im Laderaum hatte eine Bordbörse sich etabliert, deren Mitglieder beim Scheine von Taschenlampen Geschäfte mit Zigarrenkästen, Dollarnoten, Feldstechern, Nacktphotos, Messern und falschen Pässen untereinander abwickelten. Kurz, das Schiff war [in] eine schwimmende Magic City verwandelt, und man hätte meinen sollen, alle Verrufenheiten des Hafenlebens ließen [konj. für: lasse] sich auch ohne Frauen aus der Erde – oder vielmehr den Balken – stampfen. Der Kapitän, eine von jenen Seemannstypen, die ein Mindestmaß an Schulwissen mit einem Höchstmaß an Lebensklugheit verbinden, blieb auch unter so ungemütlichen Umständen Herr seiner Nerven, ja, verlor sie auch dann nicht, als eines Nachmittags – es mochte auf der Höhe von Dover sein – am Heck die Frieda, ein wild gewachsenes, aber schlecht beleumundetes Mädchen aus Sankt Pauli, eine Zigarette im Munde, einsam auf und ab spazierte. Sie war im übrigen dem Durchschnitt ihrer Kolleginnen weit voraus und hatte bei der Organisierung ihrer ständischen Interessen, die Ende 1918 von der Zeitschrift »Der Pranger« in die Wege geleitet wurde, hervorragenden Anteil genommen. Zweifellos gab es Leute an Bord, die wußten, wo sie bisher gesteckt hatte [konj. für: hat], und eben diese waren sich auch über die Maßregeln klar, die zu ergreifen gewesen wären, falls von oben die geringsten Anstalten gemacht worden wären, den überzähligen Passagier zu entfernen. Das Nachtleben wurde von nun an noch sehr viel ausgelassener, und wer im Lärm der hundertundzwanzig Insassen zur Ruhe

kommen wollte, mußte vorher wohl oder übel bis zur Erschöpfung getobt haben. Man hätte aber nicht 1919 schreiben müssen, wenn nicht zu allen diesen Divertissements das Politische sich hinzugesellt hätte. Hier war nun mit der Möglichkeit, es könne die Verfassung der »Passagiere« auf die »Mannschaften« übergreifen, nicht zu scherzen. Schon ließen sich Stimmen hören, die diese Expedition zum Anfang eines neuen Lebens in einer neuen Welt gemacht wissen wollten, andere sahen den lang ersehnten Augenblick näher gekommen, wo die Rechnung mit den Herrschenden sollte bereinigt werden. Unverkennbar: es wehte ein schärferer Wind. Man hatte auch bald [heraus,] wo er herkam: es war da ein gewisser Richard Schwinning, ein langer Kerl von schlaffer Haltung, der sein rotes Haar gescheitelt trug, und von dem man nur wußte, daß er als Steward verschiedene Linien befahren hatte und mehr als ein Berufsgeheimnis mit finnischen Spritschmugglern und amerikanischen Bootleggers teilte. Anfänglich hatte er sich zurückgehalten, dann aber traf man ihn auf Schritt und Tritt. Wer ihm zuhörte, mußte einräumen, es mit einem gewiegten Agitator zu tun zu haben. Und wer hörte ihm nicht zu, wenn er in der »Bar« den einen oder anderen in so lautes, zänkisches Gespräch verwickelte, daß seine Stimme bald die Platte übertönte, oder wenn er im Ring ungefragt genaue Informationen über die Parteigesinnung der Kämpfer erteilte. So arbeitete er, während die Masse sich ihren Zerstreuungen überließ, unermüdlich an ihrer Politisierung, und endlich lohnte eine nächtliche Plenarversammlung seine Mühe, indem sie ihn zum Vorsitzenden eines improvisierten Matrosenrates ernannte. Mit dem Eintritt in den Kanal von Panama schien das Wahlfieber das ganze Schiff ergriffen zu haben. Und was gab es da nicht alles zu wählen: eine Menagekommission, eine besondere Kontrollkolonne, ein Bordsekretariat, ein politisches Tribunal – kurz ein vollkommener revolutionärer Apparat wurde in ein paar Tagen auf die Beine gestellt, ohne daß Blut floß, ohne daß es auch nur zu ernstlichen Zusammenstößen mit dem Schiffskommando gekommen wäre, das freilich zu gescheut war, seine Ohnmacht durch Interventionen offenkundig zu machen. Um so häufiger allerdings ergaben sich Mißhelligkeiten innerhalb der revolutionären Leitung, und sie waren um so verdrießlicher als, wenn man näher zusah, jeder der hundertzwanzig zu dieser Leitung gehörte. Wer keinen Posten hatte, durfte ihn doch von der nächsten Kommissionssitzung erwarten, und eigentlich verlief kein Tag, ohne daß interne Schwierigkeiten zu klären, Abstimmungen nachzuprüfen, Referate zu debattieren gewesen wären. Als endlich das Aktionskomitee den Plan zu einem Handstreich in allen Einzelheiten fixiert hatte – am übernächsten Abend Punkt elf Uhr war das Kommando festzunehmen und westlich nach den Galapagos Kurs zu geben – hatte die Mascot, ohne es zu wissen, Callao bereits im Rücken. Später erwiesen sich die

Peilungen als gefälscht. Später, genau gesagt am nächsten Morgen, als 48 Stunden vor der Zeit, die man im Ausschuß sich errechnet hatte, der Viermaster, als wenn nichts geschehen wäre, die Mole von Antofagasta anlief. Soweit mein Freund. Die zweite Wache ging zu Ende. Wir traten ins Kartenhaus, wo in den tiefen Steinguttassen der Kakao schon auf uns wartete. Ich blieb schweigsam, und erst nach einer Weile drang mir ins Bewußtsein, daß der Erzähler eine Frage an mich gerichtet hatte. Ich blickte auf. »Ja, wie gesagt, Sie haben doch verstanden?« Und als ich nicht wußte, was ich zu erwidern hatte – »Mir ist es nämlich auch erst später aufgegangen. Und zwar in Hamburg, als ich eines Tages aufs Kontor komme und dort im Flur auf Schwinning stoße, der in der Hand noch die Zigarre hielt, die er sich beim Chef drin in Zug gesetzt hatte. Wie ich auf einmal die Havanna sehe – der rote Ring steckte sogar noch dran – habe ich die Fahrt der Mascot erst ganz begriffen.«

741–745 Das Taschentuch

Einige Passagen, die Benjamin in *Das Taschentuch* aufnahm, finden sich schon in *Die Ciudad de Valencia*... aus den Notizen *Spanien 1932* (Benjamin-Archiv, Ms 672, Bl. 69–61; s. Bd. 6). Möglicherweise entstand der gesamte Text *Das Taschentuch* während Benjamins Aufenthalt auf Ibiza von April bis Juli 1932. – Nach Veröffentlichung dieser Geschichte schrieb Benjamin in einem Brief vom 15. 1. 1933 an Scholem, daß er an einem *Rundfunkspiel über Spiritismus* arbeite, und fuhr fort: *Einzelne meiner neueren Produkte – wie das »Taschentuch« oder die, gekürzte, »Kaktushecke« bitte ich Dich aus genau so handgreiflichen Motiven entstanden zu denken wie dergleichen Geisterrevue. Ich sende sie Dir nur, um Dein Archiv zu ehren, und sei es auf meine Kosten.* (Briefe, 561 f.)

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Zeitung, 24. 11. 1932 (Jg. 77, Nr. 877/878).

T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1842–1846. – T ist als *Handexemplar* gekennzeichnet.

Druckvorlage: J

LESARTEN 741, 7.8 *mit* bis *mir*] *mir alle Aspekte des unvergleichlichen Bildes* T – 742, 16 *ich*] *ich hier* T – 742, 38 *vor*] T; *von* J – 743, 14 *erklären.«*] in T gesperrt – 743, 24 *so*] fehlt in T – 743, 29 *über das*] *übers* T

745–748 Der Reiseabend

In den Notizen *Spanien 1932* findet sich eine Aufzeichnung unter dem Titel *Von der Ehrlichkeit der Einheimischen und vom Gegenteil. Zwei*

Geschichten (Benjamin-Archiv, Ms 672, Bl. 74 und 73; s. Bd. 6). Sie enthält einen Entwurf von *Der Reiseabend*, die zweite Geschichte ist verschollen oder ungeschrieben. Der hier wiedergegebene Text dürfte noch 1932 für eine geplante Veröffentlichung fertiggestellt worden sein.

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1830–1833. – T ist als *Handexemplar* gekennzeichnet.
LESART 745, 36 *Sachen*] konj. für *Sache*

748–754 Die Kaktushecke

Der Abdruck dieser Geschichte, die am 8. 1. 1933 im »Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung« erschien, ist nach Benjamins Angabe in einem Brief (s. Briefe, 561) und nach dem Vermerk auf seinem Handexemplar *gekürzt*. Laut einer Angabe dieses Handexemplars befand sich das *Original im Archiv*; es muß jedoch als verschollen gelten.

ÜBERLIEFERUNG
J^{BA} Unterhaltungsblatt der Vossischen Zeitung, 8. 1. 1933 (Nr. 8); Benjamin-Archiv, Dr 561–563. – J^{BA} trägt den Vermerk *Gekürzt. Original im Archiv.*
NACHWEIS 752, 25–29 *Ich* bis *Gegen- oder Neben-Erde.*] Eine ähnliche Formulierung findet sich in dem Text *Der Mond* aus der *Berliner Kindheit* (s. 300, 14–16).

755–757 Geschichten aus der Einsamkeit

Nach Gershom Scholems Angabe wurden diese Geschichten wahrscheinlich 1932 bis 1933 geschrieben. Die Anordnung der drei Texte ist nicht gesichert.

ÜBERLIEFERUNG
T^1 Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1889–1893. – T^1 ist als *Handexemplar* gekennzeichnet. Das Titelblatt trägt als Autorennamen Benjamins Pseudonym *Detlef Holz.*
T^2 Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1894–1898. – Das Titelblatt von T^2 trägt Benjamins Namen.
Druckvorlage: T^1

757–761 Vier Geschichten

Die *Vier Geschichten* liegen in mehreren und abweichenden Textüberlieferungen vor, unter denen sich am stärksten der Abdruck, der am

5. 8. 1934 im »Prager Tagblatt« erschien, und das handschriftlich korrigierte Typoskript T^1 unterscheiden. Ein Abdruck der *Warnung*, der am 22. 7. 1933 unter dem Titel *Chinoiserie* in der »Kölnischen Zeitung« erschien, sowie einer der *Zwei Geschichten* (*Die Unterschrift* und *Der Dank*) aus der »Frankfurter Zeitung« vom 5. 9. 1934 folgen im wesentlichen T^1; ein anderer Abdruck des Textes *Die Warnung*, der am 26. 9. 1935 in den »Basler Nachrichten« gedruckt wurde, scheint ein Nachdruck nach der publizierten Fassung der *Vier Geschichten* zu sein, wie auch das Typoskriptkonvolut T^2 Abschriften nach dieser Veröffentlichung enthalten dürfte. – Die *Vier Geschichten* aus dem »Prager Tagblatt« stellen eine redaktionell veränderte Fassung dar, wie aus einem handschriftlich korrigierten Zeitungsausschnitt in Scholems Besitz hervorgeht, der einen Vermerk Benjamins: *Mehrfach »verbesserter« Abdruck* enthält. Da Benjamins Korrekturen in diesem Exemplar so geringfügig sind, daß keinesfalls alle redaktionellen Eingriffe rückgängig gemacht sein dürften, kann diese Fassung jedoch keine Druckvorlage darstellen. Da auch die mutmaßliche Abschrift T^2 für die Textherstellung wertlos ist, wird hier T^1 dem Abdruck zugrundegelegt. – Eine dänische Übersetzung von *Die Unterschrift* erschien am 16. 9. 1934 im »Politiken Magasinet«, Kopenhagen.

ÜBERLIEFERUNG

J^{1SSch} Prager Tagblatt, 5. 8. 1934; Sammlung Scholem. – J^{1SSch} trägt den handschriftlichen Vermerk: *Mehrfach »verbesserter« Abdruck.*

J^{1BA} Dass.; Benjamin-Archiv, Dr 564 f.

J^2 *Zwei Geschichten*, Frankfurter Zeitung, 5. 9. 1934. – Enthält *Die Unterschrift* und *Der Dank*. Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *Detlef Holz.*

J^3 *Chinoiserie*, Kölnische *Zeitung*, 22. 7. 1933. – Enthält *Die Warnung*. Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *Detlef Holz.*

J^4 *Die Warnung*, Basler Nachrichten, 26. 9. 1935.

T^1 Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1865–1871.

T^2 Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1873–1880, 1882–1888.

Druckvorlage: T^1

LESARTEN 757, 19 *Die Warnung*] *Chinoiserie* J^3 – 757, 25 *in Begleitung desselben*] *in dessen Begleitung* J^4 – 757, 25 *eine nahegelegene*] *einer nahegelegenen*] J^{1SSch}, J^4, T^2 – 757, 29 *seinem Leben*] *seinen Tagen* J^3 – 757, 30 *es*] *sie* J^3 – 757, 31 *von dem*] *vom* J^{1SSch}, J^4, T^2 – 758, 1 *von Herrn*] fehlt in J^{1SSch}, J^4, T^2 – 758, 3 *Herrn*] fehlt in J^{1SSch}, J^4, T^2 – 758, 4.5 *schlechter* bis *nachzudenken.*] *schlechter.* J^{1SSch}, J^4, T^2 – 758, 11 *Herrn*] fehlt in J^{1SSch}, J^4, T^2 – 758, 20 *Ernste*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 758, 21 *sich*] *sich die* J^{1SSch}, T^2 – 758, 22 *Erledigung* bis *war,*] *Erledigung*

(ohne Unterschrift Potemkins unmöglich) J^{1SSch}, T^2 – 758, 25 *kleine*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 758, 27 *wie gewöhnlich*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 759, 10 *die Akten schwenkend*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 759, 22 *im Schatten des Ofens*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 760, 10 *fehlte*] handschriftlich korrigiert aus *ausblieb* J^{1SSch}, J^{1BA}; *ausblieb* J^2, T^1 – 760,10 *Als*] *Nachdem* J^{1SSch}, T^2 – 760, 11 *eintraf*] *eingetroffen war* J^{1SSch}, T^2 – 760, 11 *Herr*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 760, 17 *Herrn*] fehlt in J^{1SSch}, T^2 – 760, 23.24 *könne er den Anlaß nicht angeben*] *wisse er den Anlaß nicht anzugeben* J^{1SSch}, J^2, T^2 – 760, 26 *niemanden als Herrn*] *nur* J^{1SSch}, T^2

NACHWEISE *Die Unterschrift*, der eine von Puschkins »Anekdoten« als Vorlage diente, findet sich sehr ähnlich auch zu Beginn des Essays *Franz Kafka*; *Der Wunsch* in demselben Essay zu Beginn des Teils *Sancho Pansa* (s. Bd. 2). – Gegenstücke zu diesen Geschichten finden sich bei Bloch. Der *Unterschrift* entspricht der Text »Potemkins Unterschrift« in Ernst Bloch, Spuren, Berlin 1930, 140–142 und in der neuen, erweiterten Ausgabe dieses Buches, Frankfurt a. M. 1969, 118f. Eine Geschichte, die dem Text *Der Wunsch* ähnlich ist, findet sich unter dem Titel »Die Rückkehr ins Jetzt« in Ernst Bloch, Durch die Wüste. Kritische Essays, Berlin 1923, 133–136 sowie unter dem Titel »Fall ins Jetzt« in Ernst Bloch, Spuren, Berlin 1930, 128–130 und in der neuen, erweiterten Ausgabe der Spuren, Frankfurt a. M. 1969, 98 f.

761–763 AUF DIE MINUTE

ÜBERLIEFERUNG

J^{BA} Frankfurter Zeitung, 6. 12. 1934 (Jg. 79, Nr. 620/621); Benjamin-Archiv, Dr 569 f. – Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *Detlef Holz*.

J^{SSch} Dass.; Sammlung Scholem.

T Typoskript; Benjamin-Archiv, Ts 1899–1906.

Druckvorlage: J^{BA}

LESARTEN 762, 1.2 *anstoßenden*] *anschließenden* T – 762, 37.38 *Sekundenzeigers*] in T nicht hervorgehoben – 762, 39 *umfing*] in J^{SSch} handschriftlich korrigiert aus *überlief* – 763, 1 *Netz*] in J^{BA} und J^{SSch} handschriftlich korrigiert aus *Schauer* – 763, 1–4 *In* bis *war.*] Dieser Satz ist in J^{SSch} unlesbar gemacht.

763–771 GESPRÄCH ÜBER DEM CORSO

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Zeitung, 24. 3. 1935 (Jg. 79, Nr. 153/154). – Der Abdruck erschien unter dem Pseudonym *Detlef Holz*.

LESARTEN 770, 16 *hinuntersahen*] konj. für *hinuntersehen* – 770, 24 *in beiden*] konj. für *bei den*

771–777 DIE GLÜCKLICHE HAND

Eine Fußnote zu dieser Geschichte (s. 771) macht es wahrscheinlich, daß Benjamin *Die glückliche Hand* kurz nach Veröffentlichung des *Gesprächs über dem Corso* und als Gegenstück dazu für die »Frankfurter Zeitung« geschrieben hat.

ÜBERLIEFERUNG
M[1] Reinschrift; Benjamin-Archiv, Ms 1309–1316. – Der Text ist mit dem Pseudonym *Detlef Holz* gezeichnet.
M[2] Niederschrift; Benjamin-Archiv, Ms 1317–1324.
Druckvorlage: M[1]

777–780 RASTELLI ERZÄHLT ...

Einen Datierungshinweis zu diesem Text gibt ein Brief vom 9. 10. 1935, in dem Benjamin Gretel Adorno mitteilte: *Zwischendurch schreibe ich eine winzige Geschichte »Rastelli erzählt ...«, die ich Dir in den nächsten Tagen zuschicken will.* (9. 10. 1935, an Gretel Adorno)

ÜBERLIEFERUNG
J Neue Zürcher Zeitung, 6. 11. 1935 (Jg. 156, Nr. 1936, Abendausg.).
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1907–1910.
Druckvorlage: J
LESART 778, 29 *aber*] fehlt in T

780–787 »DEM STAUB, DEM BEWEGLICHEN, EINGEZEICHNET«

Diese Erzählung wurde wahrscheinlich 1929 geschrieben (s. Bd. 7, 851).

ÜBERLIEFERUNG
T Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen; Benjamin-Archiv, Ts 1936–1945.
LESARTEN 781, 8 *das*] konj. für *was* – 781, 21 *Launen*] konj. für *Lauen*
NACHWEIS Der Titel der Novelle ist ein Vers des Gedichts »Nicht mehr auf Seidenblatt ...« aus dem Nachlaß zum West-östlichen Divan.

789–880 Miszellen

791–792 ZUSCHRIFT AN FLORENS CHRISTIAN RANG

Benjamin wurde von Florens Christian Rang, der die Absicht hatte, seiner geplanten Buchveröffentlichung »Deutsche Bauhütte« Stellungnahmen anderer Autoren beizufügen, zu einer Zuschrift aufgefordert. Darauf antwortete am 7. 10. 1923 Benjamin: *Von Deinem Manuscript erwarte ich [...] neue Belebung. Mit dessen Gedanken habe ich die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß nirgends ihre von mir versuchte Mitteilung positiv ergriffen wurde, vielmehr eigentlich unverstanden blieb. Ich glaube zwei Gründe dafür annehmen zu dürfen: erstens daß heute jedes geistige Unternehmen und jedes so begründete wirtschaftliche, das sich die Erhebung Deutschlands vorsetzt, bei denjenigen, die mit wahrem Bewußtsein die letzten zehn Jahre hier durchlitten haben, mit einem bösen Omen behaftet zu sein scheint; zweitens daß die Voraussetzung Deiner Forderung in der Tat persönliche Bindungen, will sagen durchaus gemeinsam erfahrene Not einschließt. Vielleicht, ja wahrscheinlich, wird Deine ursprünglichere Gedankenentwicklung manchen überzeugen, bei dem meine Vermittlung versagen würde. Ob und wie ich meine Beischrift abfassen kann, will ich Dir mitteilen, wenn ich Deine Schrift gelesen habe. Es hängt wie mir scheint davon ab, ob ich die Überzeugung, die mich Dir zustimmen läßt, so einfach bekunden kann, daß sich die wenigen Zeilen, in denen ich es zu tun hätte, mir von selbst ergeben. Denn eine wirkliche Vertiefung in die Philosophie der Politik muß ich eben jetzt um so mehr vermeiden, als ich noch garnicht im wünschenswerten Maße in meiner eignen Arbeit stecke.* (Briefe, 303 f.) Nachdem Benjamin Rangs Manuskript in Händen hatte, erbat er sich in einem Brief vom 8. 11. 1923 Aufschub für seine Stellungnahme: *Bei der gegenwärtigen Lage meiner Arbeit ist es mir radikal unmöglich, die Lektüre, die doch überall in mir die Probleme lebhaft in Bewegung versetzt, im Laufe weniger Tage zu beenden, wie Du es erwartest. Vielmehr ist meine Aufmerksamkeit durch die drängenden Erfordernisse der Habilitationsschrift so in Anspruch genommen, daß ich eben nur in den Mußestunden mit wirklichem Gewinn mich an Deinen Aufruf begeben könnte, alles andere wäre ein leeres »Notiz nehmen« ohne Sinn. Ich weiß nicht, ob Deine Dispositionen es Dir ermöglichen, noch eine Zeitlang auf dieses Exemplar zu verzichten. Wenn irgend möglich, würde ich Dich bitten, es einzurichten, denn es liegt mir wie Du weißt sehr daran, nicht nur mir selbst ein genaues Bild zu verschaffen, sondern auch, mit Deiner Erlaubnis, diesen oder jenen wichtigen Abschnitt mündlich an Nahestehende mitzuteilen.* (Briefe, 307 f.)

In einem weiteren Brief vom 18. 11. 1923 begründete Benjamin seine Zurückhaltung in der Frage einer Zuschrift zur »Deutschen Bauhütte« mit seiner Auffassung über die Parteinahme von Juden in deutschen Fragen (s. Briefe, 310). Vom 23. 11. 1923 datiert endlich die Zuschrift Benjamins an Rang, in der noch offen bleibt, ob sie zur Veröffentlichung bestimmt ist. Dieser Brief ist erhalten (s. Briefe, 313 f.); Abweichungen des Textes in der »Deutschen Bauhütte« von diesem Schreiben gehen wahrscheinlich auf Fahnenkorrekturen Benjamins zurück. Benjamin gab Rang am 26. 11. 1923 folgende Erklärung zu seiner Zuschrift: *Zu meiner Zuschrift bemerke ich: sie ist entstanden aus dem Bedürfnis, Dir für das was Du mit ihr geleistet auf meine Weise, besser: an meinem Teil zu danken und jeden Anschein als ließe ich Dich in dieser Sache im Stich zu meiden. Sie sagt nahezu alles, was ich bei dieser Gelegenheit zu sagen habe. Die Judenfrage etwa dabei zu berühren wäre gelinde gesagt mal à propos. Ein Hauptbedenken, das ich vor dem Schreiben zu berücksichtigen hatte, war meine schwebende Frankfurter Habilitationsangelegenheit. Die Empfindlichkeit einzelner Fakultätsmitglieder in den in Rede stehenden Dingen kann kaum überschätzt werden. Hinzukam, daß mein besonderer Gönner weit rechts steht und daß gerade in Frankfurt die Schrift wohl unter die Leute kommen dürfte. Ich habe diese Bedenken weniger im Schreiben überwunden als daß ich sie im Abschicken bei Seite setze. Aus dem Bedürfnis, Dir ein uneingeschränktes Zeichen meiner Gefolgschaft zu geben. Ein anderes aber sind Deine etwa zu hegenden Bedenken vor dem Druck. Da ist vor allem das Eine, das ich Dir nahelege: nichts könnte Deiner Schrift schlechter dienen, als wenn am Schluß in der Gefolgschaft des Bannerträgers ein winziges Grüpplein in disparaten Richtungen gegangen käme. Laß das Bild, es ist nicht gut. Ich meine etwas sehr Ernsthaftes. Deine Schrift verträgt nicht 1) Abschwächungen und Reservationen (Natorp!) 2) Banalisierungen 3) allgemeine Kannegießerei. Ja, lieber Christian, ich bekenne es: mein Vertrauen in den Takt Deiner Gefolgschaft ist nicht unbegrenzt, es sind darunter vielleicht Leute, die ich bei aller Wohlmeinendheit für kapabel halte, maßlos der Sache zu schaden. Auf die Gefahr hin, mich als eingebildet schelten zu lassen: meine Genossenschaft, die ich empfinde, verlangt, daß ich hier meine Meinung sage. Besser keine Zuschriften als solche die mit den Worten ja sagen und mit der Stimme desavouieren. Ferner: die Frage der Zahl der Zuschriften. Sieben sind doch wohl das Minimum hinter diesem Fähnlein. Sieben Aufrechte. Sonst ist's nicht. Weniger sind meiner Ansicht nach unbedingt zu wenig! Weiter: Wieviel von der Zahl dürfen Juden sein? Nicht mehr als ein Viertel! Meiner festen Überzeugung nach. Nicht sowohl und allein wegen der Wirkung nach außen als weil sonst besser ist die Zuschriften fortzulassen und die Wirkung sich*

entwickeln zu lassen anstatt sie schief auf unzulängliche Weise vorwegzunehmen. Sequitur: meine Zuschrift erhältst Du, aber das Gesagte bitte ich Dich sehr zu bedenken, ehe Du sie in Druck gibst. Wenn sie Dir irgend leicht entbehrlich scheint, so laß sie fort und nimm sie als Privatbrief zu meinen andern. (Briefe, 315 f.) Gegenüber Scholem äußerte Benjamin Anfang März 1924: *Die Schrift von Rang über die Reparationsfrage [ist] erschienen. »Deutsche Bauhütte. Philosophische Politik Frankreich gegenüber.« Damit hat er nun einer Schrift seine geistige Physiognomie zum ersten Mal weithin erkennbar eingeprägt und dem entspricht ihre Bedeutung. Du wirst sie von mir gelegentlich geschenkt bekommen und darin auch eine Zuschrift an den Verfasser von mir finden. Es wäre sehr tröstlich, wenn dieses Buch hie und da von einem Ausländer verstanden werden sollte, aber deren werden wohl nur ganz wenige sein.* (Briefe, 340)

ÜBERLIEFERUNG

a^{BA} Florens Christian Rang, Deutsche Bauhütte. Ein Wort an uns Deutsche über mögliche Gerechtigkeit gegen Belgien und Frankreich und zur Philosophie der Politik. Mit Zuschriften von Alfons Paquet, Ernst Michel, Martin Buber, Karl Hildebrandt, Walter Benjamin, Theodor Spira, Otto Erdmann. Sannerz, Leipzig: Gemeinschafts-Verlag Eberhard Arnold 1924, 185 f.; Benjamin-Archiv, Dr 761.

792–796 SAMMLUNG VON FRANKFURTER KINDERREIMEN

ÜBERLIEFERUNG

J Frankfurter Zeitung, 16. 8. 1925 (Jg. 70, Nr. 607).

LESART 792, 33 *wenigsten*] konj. für *wenigen*

In der »Literarischen Welt« vom 3. 12. 1926 (Jg. 2, Nr. 49, Seite 12) veröffentlichte Benjamin – im Anschluß an eine Publikation von Karl Wehrhan, jedoch unter eigenem Namen – folgende Kinderverse, die sich weitgehend schon in der *Sammlung von Frankfurter Kinderreimen* finden:

Noch ein paar neue Kinderreime

Einige Reime aus dem Weltkrieg:

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie Hosen an
Mit roten Litzen dran.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie einen Rock an
Mit blanken Knöpfen dran.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie Stiefel an
Mit langen Schaften dran.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie einen Helm auf
Mit Kaiser Wilhelm drauf.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da bekommt sie ein Schießgewehr,
Dann schießt sie hin und her.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Dann kommt sie in den Schützengraben,
Da bekommt sie Kohleraben.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Meine Mutter wird Soldat,
Da kommt sie ins Lazarett,
Da kommt sie ins Himmelbett.
Trara, Zingdra.
Meine Mutter wird Soldat.

Einige Abzählreime:

Eins zwei, drei.
Auf der Polizei
Ist ein kleines Kind geboren.
Wie soll es heißen?

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Wo ist denn die Acht geblieben?
Sie ist fort nach Kamerun,
Hat in Deutschland nichts zu tun.

In Kamerun in Afrika,
Bläst sie die Harmonika,
Reitet auf dem Vogel Strauß.
Ich bin da und du bist drauß'.

10, 20, 30,
Mädchen, du bist fleißig,
40, 50, 60,
Mädchen, du bist klecksig,
70, 80, 90,
Mädchen, du bist einzig.

Ein konstruktivistisches Kunststück:

Vergangenen Handschuh verlor ich meinen Herbst.
Ich ging drei Tage finden, eh' ich ihn suchte.
Ich kam an einen Guck, da lochte ich hinein.
Da saßen drei Stühle auf einem Herrn,
Jetzt nahm ich meinen guten Tag ab und sagte:
»Hut, meine Herren.«

Wie die Kinderreime des vorigen Artikels sind auch diese aus der Sammlung des Frankfurter Rektors Wehrhan ausgewählt.
Hoffentlich brauchen alle die, welche an der Erforschung des kindlichen Schaffens interessiert sind, auf eine vollständige Publikation der Wehrhanschen Sammlung nicht mehr lange zu warten.

796–802 Revue oder Theater

ÜBERLIEFERUNG

J Der Querschnitt 5 (1925), 1039–1043 (Heft 12, Dezember 1925). – Als Autoren sind Walter Benjamin und Bernhard Reich genannt.

802–803 Phantasiesätze

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 3. 12. 1926 (Jg. 2, Nr. 49), 12.

803–805 Zwei Gedichte

Benjamin hat sich mehrfach bemüht, Gedichte von Gertrud Kolmar, die seine Kusine mütterlicherseits war, zum Druck zu bringen. So sandte er 1929 Max Rychner die Gedichte »Die Beterin«, »Wappen von Las-

san« und »Die Fahrende« zur Publikation in der »Neuen Schweizer Rundschau« ein (s. Über Walter Benjamin, Frankfurt 1968, 27).

ÜBERLIEFERUNG

J Osterbeilage der Literarischen Welt, 5.4.1928 (Jg. 4, Nr. 14/15).

805–808 ANTOINE WIERTZ: GEDANKEN UND GESICHTE EINES GEKÖPFTEN

ÜBERLIEFERUNG

J Das Tagebuch 10 (1929), 568–570 (6.4.1929).

808–815 UNBEKANNTE ANEKDOTEN VON KANT

Benjamin erwähnte in einem Brief an Scholem vom 28.10.1931, daß ihn *ein etwas eingehenderer physiognomischer Versuch, die Zusammenhänge des Kantischen Schwachsinns (im Alter) mit seiner Philosophie darzustellen* (Briefe, 542), beschäftigte. Zu diesem Versuch, der nicht fertiggestellt wurde oder verschollen ist, stellen die *Unbekannten Anekdoten von Kant* wahrscheinlich eine Nebenarbeit dar. Nur der erste Teil dieser Veröffentlichung, die in der »Literarischen Welt« unter dem redaktionellen Titel »Allerhand Menschliches vom großen Kant« erschien, stammt mit Sicherheit von Benjamin; der zweite Teil *Kant als Liebesratgeber*, dessen Vorbemerkung von der Redaktion unterzeichnet ist, dürfte jedoch zumindest auf Benjamins Anregung zurückgehen.

ÜBERLIEFERUNG

J[BA] Die literarische Welt, 11.12.1931 (Jg. 7, Nr. 50), 3 f.; Benjamin-Archiv, Dr 538. – J[BA] trägt den handschriftlichen Vermerk: *Ursprünglicher Titel: Unbekannte Anekdoten von Kant.*

NACHWEISE 809,20–25 *»Die* bis *wurde.*] Von der Vorliebe Kants für diese Wendung berichtet: D. Minden, Der Humor Kants, in: Reichls Philosophischer Almanach auf das Jahr 1924, Darmstadt 1924, 182 bis 184. – 809,27–30 *»Gelehrte* bis *ist.«*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, Bd. 7, Berlin 1917, 307 (Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 2. Teil). – 810,13–28 *Kant* bis *einzig.*] E. A. Ch. Wasianski, Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren, in: Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen, hg. von Felix Groß, Berlin 1912 (Deutsche Bibliothek Bd. 4), 293. – 812,28–33 *»Sie* bis *gestanden.«*] Diese Sätze, die hier Kant zugeschrieben werden, stehen in einem vom 17.1.1793 datierten Brief von Johann Benjamin Erhard an Kant; Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe,

Bd. 11, Berlin, Leipzig 1922, 408. – 812, 35–39 *»Das* bis *empfinden.«*] s. a.a.O., 411 f. – 813, 2–29 *Großer Kant* bis *handln.*] a.a.O., 273 f. – 813, 31–815, 19 *Ihr* bis *wird.*] s. a.a.O., 331–334 (Kants Brief ist nur als Entwurf erhalten).

815–862 Vom Weltbürger zum Grossbürger

Zur Entstehungsgeschichte dieser Veröffentlichung finden sich nur verstreute Hinweise. Einen möglicherweise ersten schriftlichen Plan stellen die folgenden Aufzeichnungen dar:

Die Nummer [der Literarischen Welt] heißt:
»Der Bürger in der Sackgasse«
Auf die erste Seite kommt ein Schlagwortregister. Es kommt ein Schlagwort und eine kurze Erklärung der dazu gehörigen Lesestücke. Unter Hinweis auf diese Lesestücke nach Seiten und Spalten. Ferner kommt auf Seite 1 eine kurze Einführung zur Nummer.
Die Nummer selbst ist folgendermaßen eingeteilt: zu jedem einzelnen Stück gehört ein front de spice, das einen sprechenden Bürger mit entsprechender Umgebung zeigt. Der Titel der einzelnen Abschnitte nimmt auf diesen Bürger Bezug, z. B.: »Der Bürger sieht es kommen«, oder »Der Bürger verspricht das goldene Zeitalter« usw.
Es wird angestrebt werden, nach Möglichkeit ein geschlossenes Feuilleton und eine geschlossene Erzählung hineinzubringen, um das strenge Gefüge zu durchbrechen.
Zum Schluß kommt ein Quellenregister mit Hinweis auf die einzelnen Lesestücke.

Titelüberschriften:
Der Bürger kontrolliert den Geist
Der Bürger verspricht das goldene Zeitalter
Der Bürger sieht es kommen
Der Bürger läßt marschieren
Der Bürger richtet die beste Schule der Welt ein
Der Bürger glaubt nicht mehr an sich
Der Bürger macht Ordnung
Die beste aller möglichen Welten
(Der arme Mann im Toggenburg)
(Der Schauspieler Brandes)
(Feuilleton: Reportage der Bettina über die Weber im Vogtland)

Druckvorlage: Benjamin-Archiv, Ts 2088

Zu den Einleitungen der Abschnitte *Der Bürger und sein Staat* und *Der Bürger sieht es kommen* finden sich in Benjamins Nachlaß Typoskript-

versionen, die von den gedruckten Fassungen abweichen; aus ihnen geht hervor, daß noch in einem fortgeschrittenen Stadium der Textherstellung Auszüge aus vier Schriften vorgesehen waren, die später wegfielen: Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, Joseph Görres, Testament des heiligen römischen Reichs, Justus Möser, Schreiben über die Kultur der Industrie und Heine, Lutezia. – Im Nachlaß finden sich ferner zahlreiche Exzerpte und Literaturhinweise auf Texte, die in die Sonderausgabe der »Literarischen Welt« *Vom Weltbürger zum Großbürger* nicht aufgenommen wurden. Da angesichts der starken Stellung, die Willy Haas als Herausgeber der »Literarischen Welt« besaß, es kaum denkbar ist, daß diese Texte einer redaktionellen Umfangsbeschränkung zum Opfer fielen, dürften sie von Benjamin und Haas im Verlauf der Arbeit ausgeschieden worden sein und werden hier nicht verzeichnet. – Der jeweilige Anteil der beiden Autoren an dieser Veröffentlichung läßt sich dokumentarisch nicht bestimmen, weil außer Titel- und Literaturverzeichnissen von Benjamins Hand keine Manuskriptaufzeichnungen erhalten sind. Zur Frage der Entstehung und der Autorschaft dieser Arbeit äußerte sich Willy Haas wie folgt: »Es existiert [...] kein schriftliches Material über das Zustandekommen jener Nummer. Wir haben später das Material gruppiert und zusammengestellt, und es ist so gedruckt worden wie Walter Benjamin und ich es zusammengestellt haben. Es gab eigentlich zwischen uns beiden gar keine Debatte darüber, jeder wählte aus, was er für richtig hielt. Von wem ein Artikel der Nummer hinzugefügt wurde, kann man meiner Meinung nach aus dem Beitrag und der Einleitung jedes einzelnen leicht herausfinden.« (Brief an den Herausgeber vom 9. 3. 1972)

ÜBERLIEFERUNG

J Die literarische Welt, 6. 5. 1932 (Jg. 8, Nr. 19/20). Sonderausgabe.
T[1] *Nicht umsonst beruht...*, Typoskript der Vorbemerkung zu Teil *I. Der Bürger und sein Staat*; Benjamin-Archiv, Ts 2090–2092.
T[2] *Georg Lukács hat...*, Typoskript der Vorbemerkung zu Teil *IV. Der Bürger sieht es kommen*; Benjamin-Archiv, Ts 2106 f.
Druckvorlage: J

Die in J zitierten Lesestücke sind in vielen Fällen gegenüber den Vorlagen verändert. Altertümliche Begriffe und Wendungen finden sich häufig durch gebräuchlichere ersetzt, zahlreiche Hervorhebungen fallen weg. In der Regel ist moderne Rechtschreibung und Zeichensetzung durchgeführt. Nur einige Texte, am deutlichsten der *Bauernbrief aus Westpreußen*, bewahren altertümliche Ausdrucksweise, Orthographie und Interpunktion. – Hier wurde bei der Textherstellung verfahren wie bei den *Deutschen Menschen:* Unregelmäßigkeiten wurden inner-

halb einzelner Texte, aber nicht durchgängig in der gesamten Arbeit normalisiert. Die zahlreichen Hervorhebungen von Namen, die sich in den Vorbemerkungen finden, wurden als Eigentümlichkeit einer Zeitungsveröffentlichung weggelassen; Hervorhebungen, die inhaltliche Bedeutung haben, wurden dagegen übernommen.

LESARTEN 820, 1 *Vor* bis *es*] *Und vor allem ist* T¹ – 820, 27–30 *Die* bis *fügen?*] *Demgegenüber konnte ein Denker und Stilist wie Sturz nicht in Verlegenheit kommen. [Absatz] Was im Altertum die Sklaverei, im Mittelalter die Hexenverfolgungen gewesen sind, die eigentliche kollektive Grausamkeit, die dem Einzelnen die Befriedigung seiner persönlichen Grausamkeit erst ermöglichte, ohne daß er noch nötig gehabt hätte, die Verantwortung für sie zu übernehmen – die moderne Form solcher Kollektivgrausamkeit, die weil sie modern ist, dem heutigen Menschen vorspiegelt, sie sei menschlich: diese ist die Bürokratie. Ganz von selbst wird Wilhelm von Humboldts Versuch, die Grenzen der Staatsgewalt zu bestimmen, zur Kritik der Bürokratie. Die Menschen, die sie ausüben, sagt Humboldt, werden Maschinen. [Absatz] Ja. Aber von welcher Art sind die, die sich dieser Gewalt fügen?* T¹ – 820, 34 *die*] *eine* T¹ – 821, 5–9 *Wir* bis *sein.*] *Den Weg vom Kosmopolitismus bis zu den Gründerjahren lassen die beiden letzten Bemerkungen überschauen, Aufzeichnungen, die sich in Kants Reflexionen bezw. in Burckhardts welthistorischen Betrachtungen finden. Mit dem Schluß von Burckhardts Notiz dürfte der Anschluß an die Nachtseiten der Gegenwart restlos hergestellt sein.* T¹ – 851, 33.34 *habe. [Absatz] Dieser*] *habe. In diesen Zweifrontenkrieg des Bürgertums gewähren die folgenden Stellen einigen Einblick. [Absatz] Görres war, als er [1797/]1798 »Das Rote Blatt« herausgab, in dem das »Testament des heiligen römischen Reichs« zu lesen steht, noch ganz ein Kämpfer in den Reihen des heraufkommenden Bürgertums. Wie er etwa die gleiche Stellung einnahm, die Forster zur Franzosenzeit in Mainz behauptete, so waren auch Forsters spätere Enttäuschungen ihm vorbehalten. Und Görres resignierte nicht wie Forster, sondern kurz entschlossen wechselte er das Lager, dem werdenden Liberalismus ging dergestalt eine der stärksten politischen Kräfte verloren. [Absatz] Wollen wir die Rede von einem Zweifrontenkrieg beibehalten, so war Möser (er gehörte einer fünfzig Jahre älteren Generation an als Görres; aber der Leser wird schon gemerkt haben, daß es hier auf die historische Folge nicht abgesehen ist) einer der ersten, der den Feind auf der neuen Front heranrücken sah. Freilich ohne die Gefahr, ja ohne die Feindseligkeit recht zu spüren, die das Proletariat für das Bürgertum nähren mußte. Denn erstaunlicher ist wohl nichts an seinem Schreiben über die Kultur der Industrie von 1771 als daß bei soviel Einblick in die unwürdigen Lebensbedin-*

gungen des damals erst entstehenden Proletariats der Autor so wenig Rechenschaft von dem Gefühl sich geben konnte, das die arbeitenden Massen dem »Verleger« gegenüber erfüllen mußte. Es erscheint nicht überflüssig zu bemerken, daß nichts von allem, was in diesem Schreiben als Ironie erscheinen könnte, ironisch gemeint ist. [Absatz] Besagter T² – **852**, 12–14 *gehalten* bis *bringt*] *gehalten. Von den beiden Heinischen Stücken gehört das erste dem deutschen Text der Lutezia, das zweite dem Vorwort der französischen Übersetzung der gleichen Schrift an. Beide scheinen dem heutigen Leser von Aktualität geradezu geladen. Der Auseinandersetzung des Literaten mit dem Kommunismus, die das zweite bringt* T²

NACHWEISE **819**, 10 *wieder«*] s. Deutsche Erzähler, ausgewählt von Hugo von Hofmannsthal, Bd. 1, Leipzig 1912, XV. – **820**, 4 *»Über meine Entlassung«*] s. Jacob Grimm über seine Entlassung, Basel 1838. – **821**, 27 *Märchen.«*] s. Hugo von Hofmannsthal, Deutsches Lesebuch, 2. Aufl., 2. Teil, München 1926, 325. – **821**, 31–**823**, 2 *Meine* bis *entsteigt.*] s. Jacob Grimm über seine Entlassung, a.a.O., 8–10. – **823**, 11–**824**, 25 *Leider* bis *würde.*] s. Johann Gottfried Herder, Briefe zu Beförderung der Humanität, 4. Sammlung, Riga 1794, 89–93 (Brief 46). – **824**, 27–**825**, 2 *Unser* bis *Länder!*] Herder, Ideen zur Kulturphilosophie, hg. von Otto Braun und Nora Braun, Leipzig 1911, 190f. – **825**, 3–17 *Eitel* bis *erbaute.*] a.a.O., 275f. – **825**, 19 *»Bismarcks Reden«*] s. Bismarcks Reden, hg. von Eugen Kalkschmidt, Berlin 1914. – **827**, 2–**828**, 10 *In* bis *selbst.*] s. Helfrich Peter Sturz, Schriften, 1. Sammlung, Leipzig 1779, 232–234 und 236–238. – **828**, 15–31 *Als* bis *Herrschaft.*] Ludwig Börne, Gesammelte Schriften, Bd. 2, Hamburg, Frankfurt a. M. 1862, 306. – **829**, 4 *damit.«*] Deutsche Erzähler, ausgewählt von Hugo von Hofmannsthal, Bd. 1, Leipzig 1912, X. – **829**, 13–**830**, 34 *Der* bis *werden.*] s. Karl Immermann, Schriften, Bd. 12, Memorabilien, Hamburg 1840, 334–339. – **830**, 37 *Heuchelei«*] s. Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke, hg. von Richard Maria Werner, Abteilung 1, Bd. 11, Berlin 1903, 363: »... erfreut, einmal wieder einen Urmenschen vor mir zu sehen, einen Abkömmling des Göttergeschlechts, das von Heuchelei und Verstellung Nichts wußte...« (Bogumil Goltz und sein Buch der Kindheit). – **831**, 1 *Gefühlseisenfresserei«*] Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, hg. von Emil Ermatinger, Bd. 2, Stuttgart, Berlin 1919, 355 (Brief an Hermann Hettner, 21. 10. 1854). – **831**, 4–17 *Die* bis *omnia.*] s. Bogumil Goltz, Exacte Menschen-Kenntniß, 3. Abteilung, Die Deutschen, Bd. 1, 1860, 249. – **831**, 23–**832**, 9 *Mit* bis *vindiziert.*] Jacob Burckhardt, Gesamtausgabe, Bd. 7, hg. von Albert Oeri und Emil Dürr, Berlin, Leipzig 1929, 152f. – **833**, 28–**834**, 36 *Die* bis *werde.*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, Bd. 8, Berlin, Leipzig 1923, 24 und 28. – **836**, 7–**838**, 5 *Ach!* bis

Schmutz.] s. Ernst Moritz Arndt, Werke, hg. von August Leffson und Wilhelm Steffens, 2. Teil, Erinnerungen aus dem äußeren Leben, Berlin, Leipzig u. a., o. J., 134–138. – 838, 12 *Wienertums.«*] s. Otto Erich Deutsch in: Ferdinand Kürnberger, Gesammelte Werke, 2. Aufl., hg. von Otto Erich Deutsch, Bd. 1, München, Leipzig 1910, 549. – 838, 20–839, 37 *So* bis *Lady Maria!«*] Kürnberger, a.a.O., 133–135 und 149. – 840, 4–21 *Ist* bis *Gemüther!)*] s. Schopenhauer, Sämtliche Werke, hg. von Paul Deussen, Bd. 14, München 1929, 638 f. – 840, 34–841, 35 *Die* bis *Strafe.*] Daniel Spitzer, Wiener Spaziergänge, 1. Sammlung, Wien, Leipzig 1880, 304–306. – 842, 3–11 *Diejenige* bis *werden.*] s. Kant, Gesammelte Schriften, Akademieausgabe, Bd. 7, Berlin 1917, 85 f. – 842, 29.30 *Erinnerungen Carl Friedrich Bahrdts an Schulpforta*] s. Carl Friedrich Bahrdts Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und Schicksale, 1. Teil, Frankfurt a. M., 1790, 74–114. – 843, 34 *»Lebensgeschichte«*] Johann Christian Brandes, Meine Lebensgeschichte, hg. von Willibald Franke, München 1923, 68–70. – 847, 8–33 *Über* bis *kann!*] s. Justus Möser, Patriotische Phantasien, hg. von J. W. J. von Voigts, 2. Teil, Berlin 1842, 307–309. – 851, 19–26 *Wenn's* bis *werden.*] Bettina von Arnim, Sämtliche Werke, Bd. 6, Dies Buch gehört dem König, hg. von Waldemar Oehlke, Berlin 1921, 290. – 851, 30 *Georg Lukács*] s. Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923, 73: »Diese tragische Lage der Bourgeoisie spiegelt sich geschichtlich darin, daß sie ihren Vorgänger, den Feudalismus, noch nicht niedergerungen hat, als der neue Feind, das Proletariat, schon erschienen ist [...]« – 852, 24–34 *Ein* bis *Stadt.*] Wolfgang Menzel, Denkwürdigkeiten, hg. von Konrad Menzel, Bielefeld, Leipzig 1877, 423. – 853, 21–30 *Geldsklaverei* bis *Disposition.*] Adam von Müller, Gesammelte Schriften, Bd. 1, München 1839, 57 Anmerkung (Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesamten Staatswissenschaft und der Staatswirthschaft insbesondere.) – 853, 31–854, 3 *Das* bis *würde.*] a.a.O., 55. – 854, 4–9 *Wie* bis *dismembrieren!*] a.a.O., 77 (Die heutige Wissenschaft der Nationalökonomie kurz und faßlich dargestellt). – 854, 10 *Lassalle*] Die Autoren zitieren Lassalle nach Hugo von Hofmannsthal, Deutsches Lesebuch, 2. Aufl., 2. Teil, München 1926, 167–170. – 858, 35 *Heine*] Von Heine gibt es keine deutsche Übersetzung dieses Vorworts. Da die Autoren keine bekannte deutsche Übertragung benutzten, dürfte der Text von ihnen selbst übersetzt worden sein. – 860, 15–862, 33 *Meine Herren!* bis *Ihnen!*] s. Schelling, Werke, hg. von Manfred Schröter, Bd. 5, München 1927, 63 f., 67 f. und 69 f. (Aus der »Rede an die Studirenden der Ludwig-Maximilian-Universität [...] am Abend des 29. Decembers 1830«).

863–880 ALLEMANDS DE QUATRE-VINGT-NEUF

Benjamin berichtete über diese Arbeit in einem Brief an Margarete Steffin, der wahrscheinlich von Juli 1939 stammt: *Wie immer, wenn eine Arbeit sehr dringlich wird, habe ich Allotria vorgenommen. Ich habe zur 150-Jahr-Feier der französischen Revolution eine kleine Montage – ganz in der Art meines Briefbuches – gemacht, die die Wirkung der französischen Revolution auf die zeitgenössischen deutschen Schriftsteller und auch noch auf eine spätere Generation, bis 1830, zeigen soll. Dabei bin ich wieder auf einige jener Tatbestände geraten, die von der deutschen Literaturgeschichte durch hundert Jahre planmäßig verschleiert wurden. Stellen Sie sich mein Erstaunen vor als ich, bei genauer Lektüre feststellte, daß von den beiden Bänden Oden, die es von Klopstock gibt, der zweite, der die spätern enthält, sich in einem Fünftel sämtlicher Stücke mit der französischen Revolution beschäftigt.* (Briefe, 820) – Die Vorbemerkungen zu diesem Text wie zu den einzelnen Stücken hat Benjamin wahrscheinlich vollständig auf deutsch geschrieben, jedoch sind zu dieser Fassung nur zwei fragmentarische Entwürfe erhalten. Auch die französische Version, die zahlreiche im Französischen unübliche und einige schwerverständliche Formulierungen enthält, dürfte zumindest in der Rohübersetzung von Benjamin angefertigt worden sein; das Typoskript, das dem Abdruck zugrundelag, weist handschriftliche Korrekturen sowohl von Benjamins wie von anderer, wahrscheinlich Storas Hand auf. Die Angabe in J, daß die Übersetzung von Marcel Stora stammt, dürfte irreführend sein; wahrscheinlich bestand Storas Anteil in einer Überarbeitung der Benjaminschen Übersetzung.

ÜBERLIEFERUNG

J Europe. Revue mensuelle, 15.7.1939 (No 199: Numéro spécial: La révolution française), 467–479.

T Typoskript mit Korrekturen, teils von Benjamins, teils vermutlich von Marcel Storas Hand; Benjamin-Archiv, Ts 1789–1807.

M[1] *1744–1803 Johann Gottfried Herder*, Niederschrift der Vorbemerkung zu dem Herder-Text; Benjamin-Archiv, Ms 962.

M[2] *Wie ein Gebirge ...*, Teilniederschrift der Vorbemerkung zu den Hölderlinschen Briefstellen; Benjamin-Archiv, Ms 943.

Druckvorlage: J

Benjamins Art, sich des Französischen zu bedienen, die durch Marcel Storas Überarbeitung hindurch erkennbar ist, blieb bei der Textherstellung bewahrt. Es wurden keine stilistischen, jedoch mehrere grammatische und orthographische Korrekturen vorgenommen.

LESARTEN 865, 1–866, 9 *Johann Gottfried Herder* bis *national-socialisme.*] Zu dieser Vorbemerkung stellt M[1] eine umfangreiche deutsche Fassung dar: *1744–1803 Johann Gottfried Herder. Es wäre irrig anzunehmen, die französische Revolution habe nur als Vorbild und Beispiel in die freiheitliche deutsche Entwicklung hineingespielt. Sie ist vielmehr dieser Entwicklung belangvoll auch als ein Gegenstand der Kritik gewesen. Diese Kritik ist ja keineswegs in allen Fällen reaktionär gewesen. Sie war es freilich bei Bonald und bei De Maistre; sie war es auch bei den deutschen Romantikern. Novalis' »Christenheit oder Europa« etabliert aus dem Gesichtspunkt der ökumenischen Christenheit eine Analogie zwischen den Konflikten zwischen Nationen und dem Unheil der Glaubensspaltung. Der moderne Nationalismus geht von Frankreich aus. »Frankreich«, heißt es bei Novalis, »verficht einen weltlichen Protestantismus.« »Soll die Revolution die französische beiben, wie die Reformation die lutherische war? ... Es wird solange«, fährt der Dichter fort, »Blut über Europa strömen, bis die Nationen ... zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten.« Fünf Jahre ehe Novalis das niederschrieb, hatte Herder eine verwandte Kritik erhoben, und von minder reaktionärem Standpunkt aus.* [Zu diesem letzten Satz findet sich in M[1] als Ergänzung oder skizzierte Variante der nachträgliche Zusatz: *Diese Kritik gilt dem deutschen Nationalismus; Reaktionserscheinung.*] *Der Nationalismus der französischen Revolutionsarmeen konnte freilich ein historisches Recht für sich geltend machen. Ihr Kriegsgott hieß »Mars français, protecteur de la liberté du monde«. Aber die Keime der Entartung lagen bereit. Das spürte Herder, und er hat auch erkannt, wie er den Bund mit dem Terror einzugehen willig ist. Das was in der großen Revolution nur als Wetterleuchten am Horizont der Geschichte des Bürgertums aufleuchtet, entlädt sich überm Deutschland der Gegenwart in Gestalt des furchtbarsten Unwetters. Im Dritten Reiche wurde das wichtigste Instrument des Terrors der Nationalismus selbst. Ein Terror, der unmittelbar gegen das eigene, mittelbar gegen das internationale Proletariat gerichtet ist. Daß freilich Keime der heutigen Situation in der Praxis der Schreckensherrschaft gelegen haben, ist von Horkheimer in seiner Untersuchung zur »Anthropologie des bürgerlichen Zeitalters« kürzlich (Egoismus und Freiheitsbewegung, Zeitschrift für Sozialforschung, Paris 1936, Heft 2, Alcan) mit allem Nachdruck erwiesen worden. »Massen, die unter den Losungen der Freiheit und Gerechtigkeit und mit einem ungeheuren ... Drang nach Besserung ihrer Lage ... in Bewegung geraten sind, werden (von Robespierre) in eine neue Phase der Klassengesellschaft eingegliedert.« »Robespierre ist ein bürgerlicher Führer. Seine Politik hat objektiv einen fortschrittlichen Inhalt; das Prinzip der Gesellschaft, das er vertritt, enthält jedoch den Widerspruch zu seiner Idee einer allgemeinen Gerechtigkeit.« In dem*

Maße, in dem ihre Aspirationen nur unvollkommen befriedigt wurden [über der Zeile für: die Hoffnungen der Massen enttäuscht wurden] (die Bewegung Babeufs erlaubt, dieses Maß abzuschätzen) wurden diese Aspirationen »verinnerlicht«; am Bewußtsein [konj. für: Bewußten] ihrer moralischen und spirituellen Neugeburt, ihrer Tugend mit einem Wort, sollten sie ihr Genüge finden. Dem Ressentiment, das derart in ihnen groß wurde, sollte der Terror mit seinem Delatorentum, seiner Befriedigung des Neids und des Blutdursts Abfuhr verschaffen. »Die Guillotine symbolisiert die negative Gleichheit.« Die Einordnung des Proletariats in eine neue Klassengesellschaft hat den Kultus der Tugend ebenso wie die terroristische Praxis hervorgebracht. Beide sind von einander nicht zu trennen. Daß an die Stelle der Konjunktion des nationalen Ideals mit der Tugend, wie sie Robespierre vorgeschwebt hat, bei Hitler die des nationalen Ideals mit der Rasse getreten ist, das zeigt den Unterschied an, der zwischen dem bürgerlichen Führer der Heroenzeit und der Dekadence besteht. Nichts von der Mystik des Blutes im fr[anzösischen] Nationaltyp [?]. Kantischer. Herders Worte, die 1794 prophetisch waren, sind heute nur sachgemäß. – 865, 29 Die in eckigen Klammern stehende Einfügung findet sich schon in J – 875, 15–31 *Pareille* bis *Francfort:*] Eine deutsche Fassung zu dieser Passage gibt M²: *Wie ein Gebirge von Wand zu Wand ein Echo weitergibt, so pflanzt sich dieser hölderlinsche Ruf ins Jahrhundert fort. »Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat.« (Büchner) »Dazu kommt, daß die deutschen Regierungen ... jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten, ... ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden.« (Jochmann) »Diese deutschen Männer würden einen doch wahrlich verhungern lassen.« (Gregorovius) Man muß sich das gegenwärtig halten, um zu erkennen, wie leidenschaftlich diese jungen Söhne der Bourgeoisie die Gelegenheit ergriffen, ihren Entbehrungen einen Sinn zu geben, indem sie sich zu Soldaten im Kampf ihrer Klasse machten. Das Ideal jakobinischer Nüchternheit, sanskulottischer Askese lieh seine Kraft daher. »Luxus und Aufwand«, schreibt Forster, »ehren ihren Mann nicht mehr, sie entehren ihn.« Und Hölderlin faßt seine Erfahrung im Hause eines frankfurter Bankiers so zusammen:*

NACHWEISE 863, 9 *sacré»*] s. Ludwig Börne, Gesammelte Schriften, Bd. 8, Hamburg, Frankfurt a. M., 1862, 33 (Briefe aus Paris, 5. Brief, 17. 9. 1830). – 864, 23 *entière.»*] s. Klopstocks Ode »Die Jakobiner«. – 864, 36 *«Chronik»*] Benjamin zitiert wahrscheinlich nach einer Auswahl »Aus der ›Deutschen Chronik‹« in »Das Wort« 1938 (Jg. 3, Nr. 5), 101. – 865, 3 *temporel.»*] s. Novalis, Schriften, hg. von J. Minor, Jena 1907, Bd. 2, 37 (Die Christenheit oder Europa). – 865, 4.5 *luthérienne?»*] s. a.a.O., 36. – 865, 7 *délaissés.»*] s. a.a.O., 43. – 867, 27–868, 5

Lorsqu'en 1792 bis *ville.*] Diese Passage ist eine Übersetzung aus *Deutsche Menschen,* 160, 1–17. – 868, 15 *port.»*] s. Johann Georg Forster, Briefwechsel, hg. von Therese Huber, 2. Teil, Leipzig 1829, 495 f. (Brief an seine Frau vom 7. 7. 1793). – 868, 17–869, 25 *Paris* bis *extrémité.*] s. a.a.O., 525–527. – 869, 27–870, 8 *Regard* bis *ministre.»*] Diese Passage ist eine Übersetzung aus *Deutsche Menschen,* 168, 1–22. – 870, 10–14 *On* bis *pays.»*] Benjamin zitiert die anonyme Vorbemerkung zu Auszügen aus Seumes Schriften in »Das Wort« 1936 (Jg. 1, Nr. 4), 84. – 870, 17 *poème*] s. Seumes Gedicht »Menschen! Widerspruch im großen Ringe...« in: Garlieb Helwig Merkel, Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde, Leipzig 1797, 369–377. – 873, 9 *heureux?»*] s. Caroline, Briefe aus der Frühromantik, hg. von Erich Schmidt, Leipzig 1913, 278. – 873, 21 *excellence.»*] s. Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegel-Kreis, hg. von Josef Körner, Bd. 1, Brünn, Wien, Leipzig 1936, 59 f. – 874, 33 *sujet.»*] s. Hölderlin, Sämtliche Werke, hg. von Norbert von Hellingrath u. a., Bd. 1, München, Leipzig 1913, 262 (Brief vom Spätsommer 1792). – 875, 7 *affronts.»*] s. a.a.O., Bd. 5, München, Leipzig 1913, 320 (Brief an die Mutter vom 28. 1. 1802). – 875, 15 *Otaïti.»*] s. a.a.O., 317 f. (Brief an Casimir Böhlendorf vom 4. 12. 1801). – 875, 18 *faim.»*] s. Georg Büchner, Gesammelte Schriften, hg. von Paul Landau, Bd. 2, Berlin 1909, 180 (Brief an Gutzkow, März 1835). – 875, 24 *faim.»*] s. Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin, Bd. 2, hg. von Heinrich Meisner, Berlin 1900, 180 (Brief von Ferdinand Gregorovius an Theodor Heyse vom 20. 12. 1855). – 875, 31 *déshonorent.»*] s. Johann Georg Forster, Briefwechsel, hg. von Therese Huber, 2. Teil, Leipzig 1829, 620 (Brief an Huber vom 15. 11. 1793). – 875, 38 *autres.»*] s. Hölderlin, a.a.O., Bd. 2, Berlin 1923, 451 (Brief an die Schwester vom 4. 7. 1798). – 877, 13 *approprieront.»*] s. Hegel, Werke, Bd. 19, Briefe von und an Hegel, hg. von Karl Hegel, 1. Teil, Leipzig 1887, 15 (Brief vom 16. 4. 1795). Die in eckigen Klammern stehende Einfügung findet sich schon in J. – 877, 18 *Karl Korsch*] Benjamin bezieht sich auf die Schrift »Karl Marx« von Korsch, die er Ende 1938 oder Anfang 1939 im Manuskript gelesen hatte. Die Stelle lautet in der Ausgabe Frankfurt 1971 (3. Aufl.), 160: »Der Hegelsche ›Widerspruch‹ wird ersetzt durch den Kampf der gesellschaftlichen Klassen, die dialektische ›Negation‹ durch das Proletariat, und die dialektische ›Synthese‹ durch die proletarische Revolution und den Übergang zu einer höheren geschichtlichen Entwicklungsstufe der Gesellschaft.« – 878, 12 *eux-mêmes.»*] Paul Valéry in seiner Einführung zu: Baudelaire, Les Fleurs du mal, Paris 1928, XVIII f.

Inhaltsverzeichnis

Übertragungen aus anderen Teilen der »Fleurs du mal« 65

Einbahnstraße ... 83